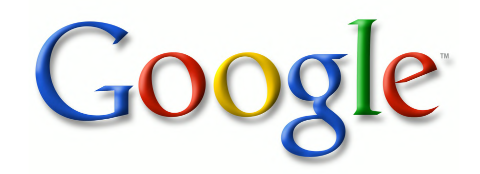






H. Heine
u. Mendelssohn





Deutsche
Dichter und Denker.

Geschichte der deutschen Literatur
mit
Probensammlung zu derselben.

Für
Schule und Haus
bearbeitet von
Dr. Friedrich Sehrwald.

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Altenburg.
Druck und Verlag von Oskar Bonde.
1883.

Deutsche Dichter und Denker

in

Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen

und

Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt.

Literarhistorische Auswahl

für alle Freunde der deutschen Literatur

bearbeitet von

Dr. Friedrich Sehrwald.

Mit zahlreichen Porträts in Holzschnitt.

Altenburg,
Druck und Verlag von Oskar Bonde.
1883.

Vorwort.

Da die vorliegende Probensammlung zu unserer „Geschichte der deutschen Literatur“ außer den auserlesenen Stücken der aufgenommenen Autoren eine Menge literarhistorischen Materials jeder Art bietet, kann sie auch als ein völlig selbständiges Buch gelten, das gewiß für Viele jede andere Literaturgeschichte und Beispielsammlung ersetzen wird. Ganz besonders dürfte sie Denen erwünscht kommen, welche für die Jugend von einer systematischen Darstellung der Literaturgeschichte absehen möchten und vor allen Dingen die „Literaturkunde“ betonen. Ist doch in unserer Probensammlung das reichste Material für den sogenannten „literaturkundlichen“ Unterricht aufgespeichert. Die ganze Masse dessen, was sie an literarhistorischen Notizen enthält, besteht selbst wieder nur aus Probestücken unserer Classiker oder sonstiger hervorragender Schriftsteller unseres Volkes, welche Stücke gewiß nicht weniger werthvoll und kennenswerth sind, als die eigentlichen sogenannten Proben. Um aber dem Leser von der Einrichtung unseres Buches im Einzelnen eine genauere Vorstellung zu ermöglichen, wiederholen wir hier einen Theil des Prospects, mit dem wir die erste Lieferung unseres Unternehmens in die Welt schickten.

„Die hier gebotene Probensammlung ist in demselben Geist verfaßt, in welchem die ihr vorausgehende Literaturgeschichte; wie diese verfolgt sie das gleiche historische Ziel. Auch sie erstreckt sich über den gesammten Zeitraum unserer Geschichte, hält denselben Rahmen einer achtgliederigen Periodeneintheilung fest und berücksichtigt ebenfalls nicht minder unsere großen Denker, als unsere besten und hervorragendsten Dichter.

Das Maß der Auswahl hält sich genau im Verhältniß zu der Bedeutung, die den Autoren und Erscheinungen, denen sie gilt, noch heute gebührt. Darum ist das Mittelalter weniger ausführlich, etwas ausführlicher schon das Reformationszeitalter, noch ausführlicher das achtzehnte Jahrhundert und hier wieder am ausführlichsten Lessing, Kant, Herder, Goethe und Schiller behandelt worden.

In Uebereinstimmung mit der immer mehr sich bahnbrechenden Erkenntniß, daß wahrer Genuß an unserer mittelalterlichen Literatur nur dem philologisch gut geschulten Forscher möglich ist, der sich im Besitz aller einschlagenden Kenntnisse und Hilfsmittel befindet, sind die Proben aus unserer älteren Literatur, bis auf einige kleine absichtliche Ausnahmen, nur in neuhochdeutscher Uebersetzung vorgeführt. Selbst für das Reformationszeitalter ist meist neueren

Ueberarbeitungen, wie z. B. der des Fischartschen Ehezuchtbüchleins von R. Weitbrecht, der Vorzug gegeben worden.

Je weniger es angemessen erschien aus den großen mittelhochdeutschen Epen aus dem Zusammenhang gerissene und in solcher Gestalt kaum richtig zu schätzende Stücke allzuzahlreich mitzutheilen, um so mehr fühlte sich der Herausgeber gedrungen dem übersichtlichen Verständniß dieser Dichtungen durch Einfügung ausreichender, von anerkannten Literarhistorikern verfaßter Inhaltsangaben nachzuhelfen.

Da deutsches Denken und Empfinden sich nicht blos in deutscher Sprache offenbart hat und unsere Gelehrten und Dichter zu Zeiten auch lateinisch und französisch geschrieben haben, so mußte, zumal ja überhaupt auf die Vorführung der Originale Verzicht geleistet wurde, das Bedenken fallen, auch ursprünglich lateinisch oder französisch, aber doch immer von Deutschen in deutscher Gesinnung Geschriebenes in Uebersetzung aufzunehmen.

Ueberall wurde der Grundsatz festgehalten, die Literaturproben, wo möglich, der Literaturgeschichte selbst wieder dienstbar zu machen, und da für das dichterische Verständniß der Vergleichung der Gedichte mit der vom Dichter benutzten Ueberlieferung, wie der Vergleichung mehrfacher Bearbeitungen desselben Stoffes durch Verschiedene ein besonderer Werth zuerkannt wurde, so erschien es zweckmäßig, z. B. verschiedene Erzählungen aus Tschudi's Chronik mitzutheilen, da sie Schiller im „Tell“ und „Grafen von Habsburg“ in seiner Weise überarbeitet hat.

Aus ähnlichen Rücksichten wurde auf die Bearbeitung älterer Stoffe durch neuere Dichter Bedacht genommen und sind darum den Auszügen aus dem „Waltarilied“ Stellen aus Scheffels „Ekkehart“, der Auswahl aus der „Deutschen Theologie“ zwei Partieen aus Max Müller's „Deutscher Liebe“ hinzugefügt. An Stelle einer prosaischen Inhaltsangabe von Gottfrieds „Tristan und Isolde“, die auch pädagogischen Bedenken unterliegen mußte, trat H. Kurtz's einleitendes Gedicht, an die Stelle einer Inhaltsübersicht von Fischart's „glückhaftem Schiff“ Langbein's balladenmäßige Nacherzählung des dort behandelten Stoffs. Hinter den ausgehobenen Eingang zu Opitzens „Poeterey“ trat die Darstellung der Opitzischen ästhetisch-poetischen Anschauungen aus Franz Hirsch's „Aennchen von Tharau“. Aus eben dieser Dichtung wurde die Entstehungsgeschichte des S. Dach zugeschriebenen Lieds gleichen Namens aufgenommen.

Da es dem Herausgeber in erster Linie immer um Einführung in das literarhistorische Verständniß, das stets eine psychologische Aufgabe einschließt, und zwar auf dem denkbar kürzesten Wege, zu thun war, so sind, wo es irgend anging, getreue Abbildungen der großen Repräsentanten unserer Literatur in gut ausgeführten Holzschnitten beigegeben worden, aus gleichen Gründen an die Spitze der einzelnen einer literarhistorischen Person oder Erscheinung gewidmeten Artikel Mottos gestellt, die ebenso das Innerste der Personen erschließen, wie die Bilder ihr Aeußeres vergegenwärtigen. Aus den gleichen Rücksichtnahmen stammen die in den späteren Perioden ziemlich häufig eingefügten Selbstgeständnisse oder Bekenntnisse (Confessionen), die der behandelten Autoren geheimstes Denken und Empfinden unmittelbar offenbaren. Nicht minder nützlich erschien es Urtheile der bedeutendsten Zeitgenossen oder späterer hervorragender Autoren für die einzelnen aufgenommenen Schriftsteller beizubringen. Gerade diese Urtheile gehören nach Gehalt und Formvollendung oft zum Schönsten,

was unsere Literatur besitzt. Sie verdienten um so mehr Aufnahme, als, abgesehen von einzelnen Fällen, wie z. B. der Loeper'schen Ausgabe von Goethe's „Westöstlichem Divan" und der Hirzel'schen von Haller's Gedichten, diese für die Literaturgeschichte so außerordentlich werthvolle Quelle noch so gut wie gar nicht planmäßig aufgeschlossen war. Auch von den zahlreich vorhandenen literargeschichtliche Helden und Denkmale verherrlichenden Gedichten ist vielfacher Gebrauch gemacht und Freiligraths ältere, Imelmann's neuere Sammlung mit Dank benutzt worden.

Getreu den Grundsätzen, die bei der Abfassung der ersten Auflage dieses Werks maßgebend gewesen waren, ist auf den ethischen Gehalt der aufgenommenen Proben, auf die Würdigkeit der in denselben zur Aussprache gekommenen Ideen und Gesinnungen ein besonderes Augenmerk gerichtet worden. Herausgeber wie Verleger waren sich der Verantwortung wohl bewußt, die sie, zumal mit einem solchen Werke, das sich an die weitesten Kreise unseres Volkes wendet, auch ihrerseits für das wahre Wohl dieses Volkes tragen. In gleichzeitiger Verfolgung eines höheren pädagogisch-didaktischen Zweckes ist es dem Herausgeber möglich geworden aus unseren ersten und besten Schriftstellern eine wahre Encyclopädie der schönsten, größten und würdigsten Gedanken, so zu sagen, eine weltliche Bibel zusammen zu bringen. Kaum mag noch jemals irgendwo anders eine solche Fülle der herrlichsten ethischen Aussprüche, der erhabensten über „Gott, Welt und Gemüth" orientirenden Stellen unserer Schriftsteller in gebundener und ungebundener Rede, überhaupt ein solcher Schatz des Veredlenden, Anregenden, Belehrenden, Erhebenden, Tröstenden auf verhältnißmäßig so geringem Raum geboten worden sein, sicher aber ist seither noch niemals eine Literaturgeschichte zugleich ein solches Füllhorn von Zeugnissen für eine ideale, höhere, heitere, wahrhaft menschliche Anschauung gewesen. Und daß auch der nationale Sinn, die Anhänglichkeit an Kaiser, Reich und Vaterland nicht vergessen worden ist, das bedarf bei der ausgesprochenen und stets anerkannten nationalen Tendenz schon der ersten Auflage der „Dichter und Denker" kaum noch einer besonderen Erwähnung.

Doch ist die sittlich-nationale Rücksicht dem Herausgeber nicht der einzige Leitstern bei seinem Geschäft des Auswählens gewesen. Der höchste Maßstab war ihm die künstlerische Schönheit und Vollendung. Da er von der Idee derselben ganz durchdrungen ist, so war es auch sein Bestreben, zunächst immer nur ein in sich zusammenhängendes, für sich verständliches Ganze zu geben, auch wo er nur einzelne Gedanken aus einem Werke heraushob. Aus gleichem Grunde glaubte er die Lyrik und zwar die weniger umfänglichen Producte derselben bevorzugen zu müssen und er ist sicher, daß es der scharfen Kritik, die er überall angewendet, gelungen ist die schönsten Blüten, die diese in unserem nationalen Wesen so tiefbegründete Dichtgattung getrieben hat, hier wie in einem einzigen Strauße zu vereinigen. Da es von unzweifelhaftem Interesse ist den künstlerischen Fortschritt, überhaupt die successive Entwicklung unserer großen Dichter auch aus den einzelnen Proben ermessen zu können, so hat er vielen Gedichten, den Goethischen und Schillerschen immer, das Jahr ihrer Entstehung, und, stand dieses nicht fest, das ihrer ersten Veröffentlichung hinzugefügt, die mitgetheilten Proben aber in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. Wie er die ausgehobenen Proben der Literaturgeschichte dienstbar zu machen wußte, so hat er mit denselben auch künstlerisches und ästhetisches Verständniß zu fördern gesucht. Darum hat er z. B. aus Wieland's „Sendschreiben an einen

jungen Dichter", aus Lessing's „Laokoon" und seiner „Hamburgischen Dramaturgie" die wichtigsten, auch heute noch zu Recht bestehenden Stellen ausgehoben, ebenso aus Goethe's und Schillers Schriften, Briefen und Gedichten Hierhergehöriges in großer Menge mitgetheilt, namentlich Schillers Kunstansicht auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen gekennzeichnet. Wie er so der Aesthetik, Poetik, Rhetorik zu dienen suchte, so hat er an zahlreichen Stellen, zumal durch Aufnahme von Selbstbekenntnissen, auch vielfachen Einblick in die Geheimnisse des dichterischen Schaffens, ja selbst einer wahren wissenschaftlichen Arbeitsmethode gegeben. Durch die aufgenommenen Gedichte aber war er zugleich bestrebt, eine ziemlich umfangreiche Muster- und Beispielsammlung aller unserer Sprache angeeigneten dichterischen Formen zusammen zu bringen. Und daß er an einzelnen Stellen auch der Volkspoesie das ihr gebührende Recht zu Theil werden ließ, das bedarf heute keiner weiteren Rechtfertigung mehr.

Wer immer also sich die Mühe geben will, den in der hier veröffentlichten Auswahl liegenden umfassenden Reichthum zu übersehen, wird der letzteren unmöglich das Zeugniß versagen können, daß sie, wenn auch in erster Linie einer gründlichen und wahrhaft historischen Erkenntniß dienend, daneben doch auch von höheren, idealen Zwecken getragen und von der strengsten wissenschaftlichen, künstlerischen, ethischen und patriotischen Kritik geleitet sei."

Leider war es dem Verfasser in Folge eines schweren Augenleidens nicht vergönnt sein Werk in eigener Person ganz zu Ende zu führen. Von H. v. Kleist ab hat Herr Dr. Julius Riffert in Leipzig die Güte gehabt den rückständigen Theil der Sammlung unter möglichster Beibehaltung der von uns gewählten Eintheilung zusammen zu stellen. Ihm, wie dem Herrn Verleger, der für die würdige typographische und künstlerische Ausstattung des Buches unermüdlich besorgt war, fühle ich mich gedrungen hier noch meinen besonderen Dank auszusprechen.

Eisenach, den 21. November 1883.

Dr. Friedrich Sehrwald.

Inhaltsübersicht.

Erste Periode.

Heidnisch-germanisches Zeitalter bis auf Karl den Großen 768.

Zweite Periode.

Christlich-romanisches Zeitalter von Karl dem Großen 768 bis auf Friedrich Barbarossa 1152.

Dritte Periode.

Deutsch-romantisches Zeitalter von Friedrich Barbarossa 1152 bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268.

Vierte Periode.

Zeitalter des Uebergangs und der Vorbereitung der Neuzeit bis zur Reformation 1517.

Fünfte Periode.

Zeitalter der kirchlichen Befreiung bis zum dreißigjährigen Kriege 1618.

Sechste Periode.

Zeitalter der Erstarrung des nationalen Lebens bis auf Friedrich den Großen 1740.

Siebente Periode.

Zeitalter des poetisch-philosophischen Aufschwungs bis zu den Freiheitskriegen 1813.

I. Die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit und der Blüte der Aufklärung. (1740—1770.)

II. Die Sturm- und Drangperiode oder die Zeit der literarischen Revolution. (1770—1788.)

II. Fortentwicklung des Romanticismus.

1. Jüngere Romantiker und Nachzügler derselben.

2. Orientalismus.

3. Satire und Humor.

4. Religiöse Dichtung.

5. Germanistische Richtung.

6. Wissenschaftlicher Aufschwung.

III. National-politischer Aufschwung.

1. Dichter der Befreiungskriege.

2. Die liberale Agitation in der Dichtung

3. Local-patriotische Dichtung.

4. Dialekt-Dichtung.

5. Sittlich-historische Dichtung.

Erste Periode.

Heidnisch-germanisches Zeitalter bis auf Karl den Großen 768.

---

1. Aus Tacitus' Germania. Schilderung des Charakters und der Sitten der alten Deutschen.

(Uebersetzung nach Roth.)

Motto: Es ist ein langer Weg, der von dem reisigen Gefolge des Ariovist zu den Edelleuten Friedrichs des Großen führt und von den römischen Cohorten der Heruler zu dem Bundesarmeecorps der Baiern, und doch haben zweitausend Jahre unserer Geschichte in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Charakter der Deutschen weit weniger geändert als man wol meint. Es rührt uns, es stimmt heiter, wenn wir in der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt.
(Freytag.)

Unter allen Schriften des Griechischen und Römischen Alterthums ist für uns Deutsche keine bedeutender als die Germania des Tacitus. Sie ist ein Ehrendenkmal sowol für die Tüchtigkeit unserer Vorfahren, wie für den hohen und unparteiischen Sinn des Römers, dem in dieser Hinsicht kein anderer Mann des heidnischen Alterthums gleichkommen möchte. Darum sollte kein Schüler von unseren Gymnasien abgehen, ohne die Germania, wenigstens den allgemeinen Theil derselben, entweder in der Schule, oder für sich gelesen und wiederum gelesen zu haben. (Fr. Münscher.)

Die Deutschen selbst möchte ich als Ureinwohner anerkennen, als solche, die mit Ankömmlingen und Einwanderern von fremden Völkern sich durchaus nicht vermischt haben, einmal, weil zu alter Zeit diejenigen, welche andere Wohnsitze suchten, nicht zu Lande, sondern auf Schiffen kamen, und dann, weil das jenseitige, endlose, und ich möchte sagen, widerwillige Weltmeer selten von Schiffen aus unserem Welttheile besucht wird. Und wer hätte, noch abgesehen von der Gefahr eines wilden, unbekannten Meeres, hinweg von Asien, Afrika oder Italien sich nach Deutschland hinbegeben sollen, in das wüste Land, unter den rauhen Himmelsstrich, wo zu wohnen, was anzusehen trübselig ist, woferne man's nicht zum Vaterlande hat? In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmälern, singen sie von einem Gotte Thuisko, Sohn der Erde, und von dessen Sohne Mannus, als den Stammvätern und Stiftern des Volks. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach welchen die zunächst an das Weltmeer stoßenden die Ingävonen, die in der Mitte Hermionen und die übrigen Istävonen heißen sollen. Manche gebrauchen die Befugniß, welche das hohe Alterthum bietet, und behaupten, es seien mehr Söhne des Gottes und mehr Stammbenennungen, Marser, Gambrivier, Sueven, Vandalen; und das seien die wahren und uranfänglichen Namen. Dagegen

sei der Name Germanien neu und erst seit Kurzem geschöpft: weil die ersten, welche über den Rhein gegangen, die Gallier vertrieben haben, und jetzt Tungern heißen, damals Germanen genannt worden seien. So sei der Name eines Stammes allmählich statt des Namens eines ganzen Volkes der herrschende geworden, so daß alle mit einem Namen, den ihnen zuerst ihr Ueberwinder wegen des schreckhaften Eindrucks, den sie gemacht, dann sie selbst sich gegeben haben, Germanen genannt worden seien.

Von Herkules erzählen sie, daß er auch bei ihnen gewesen sei, und wenn sie in die Schlacht gehen wollen, so ist er der erste unter den Helden, die sie besingen. Sie haben auch solche Lieder, durch deren Absingung, Baritus genannt, sie sich begeistern, und den Ausgang des erwarteten Kampfes nach dem Sange selbst voraus deuten. Denn je nachdem das Heer auf der Wahlstatt sich hören läßt, sind sie der schreckende oder der zagende Theil, und es ist, als wenn nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsmuth selbst also sänge. Vornehmlich bemüht man sich um harte Töne und schmetterndes Getöse, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallend nur um so voller und stärker anwachsen mögen. Aber auch Ulysses, glauben manche, sei auf jener langen, durch die Dichtkunst verherrlichten Irrfahrt in dieses Meer verschlagen worden, habe Deutschland besucht, und Asciburg, das, am Rheinufer gelegen, heute noch eine Stadt ist, sei von ihm gestiftet und benannt worden; ja auch ein Altar von Ulysses geweiht, und mit dem Namen seines Vaters Laërtes darauf, sei vor Zeiten ebendaselbst gefunden worden, und Denkmäler und Grabhügel mit griechischen Inschriften ständen noch jetzt auf der Grenzmark zwischen Deutschland und Rätien. Diese Dinge will ich weder mit Beweisen zu verstärken noch zu widerlegen suchen. Ein Jeder mag sie nach seinem Belieben für unglaublich oder glaubwürdig erklären.

Ich selbst schließe mich an die Meinung an, daß die Völkerschaften Deutschlands durchaus unvermengt durch Heiratsverbindungen mit anderen Völkerstämmen ein eigener, reiner, nur sich selbst ähnlicher Menschenstamm seien. Darum sind sie auch von Person, wenn gleich bei so großer Menschenzahl, gleich: alle haben unwirsche, blaue Augen, röthliches Haar, großen Wuchs, mit dem sie nur zum Anlaufe Kraft haben.

Die Schlachtordnung besteht in keilförmigen Haufen. Seinen Platz räumen, woferne man nur wieder vordringt, heißt bei ihnen List, nicht Feigheit. Die Leichname der Ihrigen bringen sie auch bei unentschiedenem Kampfe rückwärts. Seinen Schild dahinten zu lassen, ist die allergrößte Schande; und ein Ehrloser darf weder dem Gottesdienste anwohnen, noch in eine Versammlung kommen; und viele, die einen Kampf überlebten, haben schon ihrem entehrten Dasein durch den Strick ein Ende gemacht.

Könige erwählen sie nach dem edeln Blute, Herzoge nach der Tapferkeit. Die Könige haben keine unbeschränkte, freie Gewalt, und die Herzoge, mehr Vorbilder, als Befehlshaber, wirken, wenn sie rüstig sind, wenn sie vorleuchten, wenn sie vor der Linie bleiben, durch die Hochachtung, die sie einflößen. Aber sie dürfen nicht richten, nicht einkerkern, ja selbst nicht schlagen, sondern nur die Priester; nicht als Bestrafung und auf des Herzogs Befehl, sondern nach Geheiß des Gottes, von dem sie glauben, daß er den Kämpfenden zur Seite stehe. Und wirklich nehmen sie gewisse Idole und Bilder, die sie aus den Hainen holen, mit ins Gefecht. Und, was der vornehmste Sporn zur Tapferkeit ist, nicht der Zufall, noch gelegentliche Zusammenrottung bildet die Geschwader oder den Keil, sondern Familien und Sippschaften; und das Theuerste steht ganz in der Nähe, so daß man das Heulen der Weiber, das Schreien der Kinder vernimmt. Ihr Zeugniß gilt Jedem als das höchste, ihr Lob ist das größte. Zu den Müttern, zu den Frauen kommen sie mit ihren Wunden, und diese erschrecken nicht davor, die Wunden zu zählen oder zu besichtigen, und bringen ihnen sogar ins Gefecht Speise und Zuspruch.

Es ist Thatsache, daß manche Heere auf der Wahlstatt, die schon im Nachtheil und im Wanken begriffen waren, durch die Frauen zum Stehen gebracht wurden, vermöge unablässigen Bittens, und indem sie selbst mit der Brust sich entgegenwarfen, und die Gefangenschaft als ihr nächstes Loos zeigten, die sie noch viel leidenschaftlicher für ihre Frauen fürchten: in der Art, daß diejenigen Gemeinheiten stärker gebunden sind, welchen man unter anderen Geiseln auch edelgeborene Jungfrauen zu stellen auferlegt. Ja man schreibt ihnen eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu, und läßt ihre Rathschläge nicht unbeachtet, überhört ihre Weissagungen nicht. Wir haben unter dem verewigten Vespasian Veleda gesehen, welche lange bei gar vielen als ein göttliches Wesen gegolten hat. So haben sie auch vor Zeiten Aurinia und mehrere andere Frauen heilig gehalten, nicht aus Schmeichelei, und nicht so, als wenn sie Göttinnen ernenneten.

Im Uebrigen finden sie es so wenig der Größe der Himmlischen angemessen, Götter in Mauern zu bannen, als ein Bild von ihnen mit menschlichen Zügen zu machen. Haine und Forste nehmen sie zu Heiligthümern, und geben so Götternamen dem einsamen Wesen, das sie nur in der Anbetung sehen.

Sie nehmen aber keine Handlung, sei es für's gemeine Wesen oder für Einzelne, anders als bewaffnet vor. Jedoch ist's nicht eher Sitte, Bewaffnung anzulegen, als bis die Gemeinde sich überzeugt hat, daß man dazu tüchtig sei. Dann ist's die Landsgemeinde selbst, wo ein Häuptling, oder der Vater, oder ein Blutsfreund den Jüngling mit Schild und Pfrieme begabt. Das ist bei ihnen der Mannesrock, das die erste Ehrenstufe der Männlichkeit; bis auf diesen Zeitpunkt gelten sie für ein Glied des Hauses, jetzt des Gemeinwesens. Hohe Herkunft oder große Verdienste der Väter erwerben den fürstlichen Stand schon in früher Jugend; solche werden den anderen erstarkten und längst bewährten zugesellt: und es ist nicht beschämend, im Gefolge zu erscheinen. Ja in diesem gibt es noch verschiedene Rangstufen, nach Maßgabe der Meinung, die der Herr von seinen Leuten hat. Und so ist großer Wetteifer einerseits unter dem Gefolge, wer den ersten Platz bei dem Herrn einnehme; andererseits unter den Herren, wer das meiste und herzhafteste Gefolge habe. Das ist ihre Ehre, das ihre Stärke, immer von einer ansehnlichen Schaar erlesener junger Männer umgeben zu sein, im Frieden ihr Hofstaat, im Krieg eine Leibwache.

Steht man im Gefechte, so ist es Schande für den Herrn, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und Schande für's Gefolge, dem Herrn nicht an Tapferkeit gleichzukommen. Aber Ehrlosigkeit für's ganze Leben und Schmach hat es zur Folge, seinen Herrn überlebend vom Schlachtfelde zu gehen; ihn zu vertheidigen, zu wahren, ja sogar seine eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, ist des Kriegers erste Pflicht. Die Herren kämpfen um den Sieg, das Gefolge für den Herrn. Wenn das Land ihrer Heimat in langem ruhigem Frieden müssig liegt, so suchen gar viele edelgeborene Jünglinge selbst die Stämme auf, welche jetzt gerade Krieg führen; weil das Volk das Stilleliegen nicht liebt, und weil sie in Gefahr eher Ruhm erholen können, und man ein großes Gefolge nur durch Gewalt und Krieg zu erhalten vermag. Denn sie erwarten als Geschenk ihres Herrn ein kriegerisches Roß, ihre blutgefärbte, unwiderstehliche Pfrieme. Denn ihr Essen und Quartier, welche einen einfachen, aber doch reichlichen Aufwand erfordern, gelten für den Sold. Mittel zum Schenken gewähren Krieg und Raub. Und das Land zu pflügen oder des Jahres Ertrag abzuwarten, möchte man sie nicht so leicht bewegen, als den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen. Träge, ja faul kommt's ihnen vor, mit Schweiß erwerben, was man sich durch Blut verschaffen kann.

Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie nicht viele Zeit mit Jagden,

sondern mehrentheils in Unthätigkeit hin, als Liebhaber des Schlafens und des Essens. Gerade die tapfersten Kriegsmänner treiben nichts; die Besorgung der Familie, des Hauswesens und des Landbaues ist den Weibern, den Greisen und den schwächsten Sklaven zugewiesen; sie liegen auf fauler Haut; ein wunderbarer Widerspruch in ihrem Wesen, da derselbe Mensch den Müssiggang so sehr liebt und die Ruhe haßt!

Jedoch die Ehe wird dort heilig gehalten; und nichts an ihren Sitten möchte so achtungswerth sein. Denn sie sind fast die einzigen Barbaren, welche sich je mit einer Frau begnügen, ganz wenige ausgenommen, welche nicht der Sinnlichkeit zu Liebe, sondern wegen ihres Standes viele Heirathsanträge bekommen. Ein Widem bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Eltern und Verwandte sind dabei und mustern die Gaben. Diese sind nicht Dinge, für die weibliche Eitelkeit ausgewählt, um der Neuvermählten als Schmuck zu dienen, sondern Rinder, ein gezäumtes Roß und ein Schild mit Pfrieme und Schwert. Mit diesen Geschenken wird die Hausfrau empfangen, wie sie selbst hinwiederum dem Manne ein Stück von der Bewaffnung bringt. Das wird von ihnen als stärkstes Band, das als ihr geheimes Heiligthum, das als Schutzgeist der ehelichen Verbindung betrachtet. Damit das Weib sich nicht als unberufen zu Thaten und außer dem Bereiche der Kriegsereignisse ansehe, wird sie auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, sie trete ein als Genossin der Mühsale und der Gefahren; gleiches werde sie im Frieden, gleiches auf dem Schlachtfelde erfahren und verrichten; dies sagen ihr die zusammengejochten Stiere, dies das aufgeschirrte Roß, dies die überreichten Waffen; so müsse sie leben, so sterben; sie empfange etwas, das sie unentweiht und in Ehren auf ihre Söhne bringen, das ihre Schwiegertöchter empfangen, das dann wiederum zu ihren Enkeln zurückkehren solle.

So lebt denn das Weib von der Sittsamkeit geschirmt, durch kein lüsternes Schauspiel, durch kein verführerisches Gelage vom Rechten abgeleitet. Geheimen Verkehr durch Briefe verstehen Männer und Frauen gleich wenig. Ehebruch kommt in dem so zahlreichen Volke äußerst selten vor; die Strafe folgt unmittelbar, und ist dem Ehegatten anheimgestellt. Mit abgeschnittenen Haaren, entkleidet, wird sie in Gegenwart der Anverwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen, der sie durch's ganze Dorf vor sich her peitscht. Denn die Tugend preiszugeben, findet keine Verzeihung; nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch ihr Geld findet sie einen Mann. Denn da lacht Niemand über das Laster, und Böses aussäen oder annehmen, heißt man nicht mit dem Zeitgeiste fortschreiten.

Ihr Trank ist ein Gebräu aus Gerste oder Korn, zu einer Art schlechten Weins verarbeitet. Die Nächsten am Rheinufer erhandeln auch Wein. Ihre Kost ist einfach, wilde Baumfrüchte, frisches Wildpret, oder saure Milch; ohne Aufwand, ohne Gaumenkitzel treiben sie den Hunger aus. In den Mitteln wider den Durst beweisen sie nicht die gleiche Nüchternheit. Wenn man ihrer Trinklust förderlich ist, und ihnen so viel verschafft, als sie verlangen, so werden sie eben so leicht durch die böse Lust, als durch Waffengewalt überwunden werden.

Mit Leichen machen sie keine Umstände. Nur darauf sieht man, daß die Leichname mit gewissen Holzarten verbrannt werden. Den Scheiterhaufen bedecken sie nicht mit Gewändern und Spezereien; des Mannes Waffen, manchmal auch das Roß kommt zum Verbrennen. Ein Rasenaufbau zeigt das Grab. Von dem Aufthürmen mühsam gebauter Denkmäler zu Ehren der Todten wollen sie nichts wissen, weil sie dieselben beschwerten. Wehklagen und Thränen lassen sie bald, das Leid und die Betrübniß erst spät aufhören. Den Frauen gilt das Trauern wohlanständig, den Männern das Andenken.

2. Das gothische „Vater Unser".

Motto: Nachdem alle Menschen gern von ihren Eltern und Vorfahren viel wissen wollen, auch Alles, so bei ihnen gewöhnlich und gebräuchlich, hochhalten; weil auch alle Menschen gern etwas, beides von den uralten und von fremden Sprachen, wissen: so muß einer ja gar ein Stock und so zu reden kein Deutscher seyn, der nicht auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprache seiner Vorfahren und Eltern. (Flacius Illyricus.)

Urtext.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namô thein. Kvimai thiudinassus theins, vairthai vilja theins, svê in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga, jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amên.

Wörtliche Uebersetzung nach Pütz.

Vater unser, du in (den) Himmeln, geweiht werde (der) Name dein; (es) komme (das) Reich dein: (es) werde (der) Wille dein, wie in (dem) Himmel, auch auf Erden; Brod unseres, das beständige, gib uns (an) diesem Tage, und erlaß (ablaß) uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch wir erlassen (ablassen) den Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Uebel; denn dein ist (das) Herrscherhaus (Reich) und (die) Macht und (die) Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

---

3. Das Hildebrandslied.

Uebersetzung nach Simrock.

Motto: Alle deutschen Nationen, die das römische Reich unter sich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt; es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß diese Gesänge unter ihnen sich lange erhalten haben. Wie auch anders? Diese Gesänge waren ja die ganze Wissenschaft und Geistesergötzung solcher barbarischen Völker, das Archiv ihres Ruhms und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechischen Sänger (αοιδων) der Fall gewesen, kam jetzt auf eine rohere Weise wieder. Völker, die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei seine eignen Lieblingshelden, seine eignen Lieblingstöne. (Herder.)

Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf,
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zwein,
Des Sohns und des Vaters. Sie sah'n nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,
Die Recken, über die Ringe, und ritten zum Kampf.
Hildebrand erhob das Wort; er war der hehrere Mann,
Erfahrener und weiser; zu fragen begann er,
Mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
Der Helden im Volke „oder welcher Herkunft du seist.
Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir:
Kind im Königreiche, kund ist mir alles Erdenvolk."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das sagten vor Alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otakers Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hülfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.
Aber darben mußte Dietrich seitdem
Meines Vaters, der freundlose Mann.

Dem Otaker war er eifrigst erzürnt;
Aber dem Dietrich der theuerste Degen;
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm stets zu lieb.
Kund war er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —".
„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährst zum Kampfe
Mit so gesipptem Mann — — — —."
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen, wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Heunen: „daß ich mit Huld dir's gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Mit Geeren (Speeren) soll man Gabe empfahen,
Schärfe wider Schärfe. Du scheinst dir, alter Heune,
Doch allzu lose, lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.
Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinwegnahm ihn der Krieg.
Todt ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter."
Hildebrand erhob das Wort, Heribrands Erzeugter:
„Wohl hör' ich das und sehe an deinem Harnische,
Du habest daheim noch einen guten Herrn.
Mußtest nicht entrinnen noch aus diesem Reiche.
Weh' nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stets mich schaarte zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mich mit dem Schwerte das eig'ne Kind erschlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich sein Tödter werden.
Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.
Denn der sei doch der ärgste der Ostleute,
Der dir den Kampf nun weig're, nun dich so wohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,
Wer von uns heute die Harnische räumen müsse,
Oder dieser Brünnen (Panzer) beider walten."
Da ließen sie zum Ersten die Eschen schmettern
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
Dann stapften zusammen die Steinrandklaren,
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen die Linden nicht mehr langten,
Zermalmt mit den Waffen — — —

Umschreibung nach den Brüdern Grimm.

Ich hörte sagen in alten Mären, daß einmal Hildebrand und Hadebrand, Vater und sein einziger Sohn, einander unerkannt, zusammenstießen im Zuge und sich Kampfes grüßten. Da ordneten die kühnen Helden das Kriegsgewand, warfen Panzerhemden um und gürteten ihre Schwerter über die Ringe; als sie nun hin zu fechten ritten, sprach Hildebrand, Herbrands Sohn, der war so edel und weise, begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater wäre, unter dem Männervolk, oder von welchem Stamm bist du? „ob du mich dessen berichtest, lohn' ich mit einem Dreifadengewand, o Held im Königreich, mir ist kund alles Menschengeschlecht." Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mir sagten alte, weise Leute unsres Volks, die nun gestorben sind, daß Hildebrand hieß mein Vater, ich aber heiße Hadebrand; einst zog er nach Osterland fort mit Dietrich und manichen Helden, floh vor Otakers Neid, ließ seine junge Frau daheim, sein Kind unerwachsen, sein Heergeräth ohne Herrn, der es handhabe. Nach Osterland fuhr er, seit Dietrichs, meines Vettern, Elend sich anhub, des freudeverlassenen Mannes; da mocht' es mein Vater nicht mehr mit Otakern halten, der herrlichste Degen, focht stets an der Spitze des Heers und stets war ihm Fechten das Liebste; nicht wähn' ich, daß er noch am Leben sei." — „Reicher Gott vom Himmel," sprach Hildebrand, „daß du doch ja nicht zwischen zwei so nahverwandten Männern Kampf zulassest!" Da wand er sich vom Arme gewundene köstliche Spangen, die ihm seither der Hunnenkönig verehrt hatte: „nimm sie hin, ich gebe sie dir zu Hulden!" — Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mit dem Speer soll man solche Gabe empfangen, Spitze wider Spitze, du alter Hunne, taugst zum Gesellen nicht, schlauer Späher, mit Worten trügest du mich, den Speer will ich auf dich werfen, bist ein so gealteter Mann und pflegest böser Listen; wisse, daß mir Seefahrer,

die westwärts über den Wendelsee zogen, Kunde brachten von einer großen Schlacht, darin sei Hildebrand, Herbrands Sohn, gefallen, und darum glaube ich, er ist todt.“ — Hildebrand, Herbrands Sohn, antwortete: „das sehe ich schon an deiner Rüstung, daß du einen edlen Herrn hast, und in diesem Reiche noch keine Reckenthat vollbracht; wehe, waltender Gott, wehes Geschick steht bevor! Sechzig Sommer und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hatte man mir die Beine in Bande gelegt, nun soll mich mein eigenes, liebes Kind hauen mit seinem Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden. Leichtlich mag es geschehen, wenn du tapfer streitest, daß du einem so edlen Mann die Rüstung abgewinnest, Raub begehest an dem Leichnam, wenn du vermeinst, dazu einiges Recht zu haben. Doch der sei der schlechteste aller Osterleute, der dich vom Kampf abhalte, dessen dich so sehr lüstet. Gute Gesellen, die ihr uns zuschauet, richtet in eurem Muth, wer sich von uns heute rühmen möge, den Pfeil am besten zu zielen, und wer dieser beiden Panzer Herr werden soll.“

Da ließen sie die Eschen scharf schneidend fahren, daß sie standen in den Schilden, da sprangen sie aneinander, die Steinäxte klangen, schwer hieben sie in die weißen Schilde, daß ihr Gebäude schütterte, aber fest standen ihre Leiber.

4. Das angelsächsische Heldenlied von Beowulf.

Inhalt nach Menzel.

Scild Scefing war ein armer Mann, ein Geate (Gothe), aber ein Held und wurde reich. Als er starb, setzte man seine Leiche mit Schätzen und Waffen auf ein Schiff und überließ sie den Wogen. Sein Sohn Beowulf war ein großer Schwimmer, ließ sich in ein Wettschwimmen mit Brecca ein, schwamm nackt 5 Tage und 5 Nächte und kämpfte dabei mit entblößtem Schwert gegen die Seeungeheuer. Dann wurden sie durch Sturm getrennt. Beowulf hörte, welches Unglück dem Dänenkönig Hrodhgar widerfahren und wollte helfen. In Hrodhgars Halle, der Burg Heorot (Hirsch, wegen der zackigen Zinnen) erschien nämlich alle Nacht ein furchtbares Gespenst, der Riese Grendel, den die Nähe von Menschen ärgerte und der wie ein Nebel aus dem benachbarten Sumpfe sich erhob und in die Halle eintretend jedesmal 30 Helden des Königs tödtete, so daß dessen Halle endlich verödete. Beowulf kam an, mit der Stärke von 30 Männern von Natur ausgerüstet und beschloß, den Riesen ohne Waffen zu bestehen, weil er unverwundbar war. Als es Nacht wurde, kam das riesenhafte Nebelgespenst in die Halle, ergriff einen Helden und fraß ihn. Als er dann aber nach Beowulf griff, packte ihn dieser mit solcher Kraft, daß der Riese für gut fand, nach seinem Sumpfe zurück zu fliehen. Aber Beowulf ließ ihn nicht los, rang mit ihm und riß ihm endlich den Arm aus. Man überhäufte ihn mit Ehren. Aber in der nächsten Nacht erschien Grendels Mutter, ihren Sohn zu rächen und raubte einen Mann aus der Halle. Neue Bestürzung und Angst. Da versprach Beowulf, das Weib in ihrem Sumpfe selber aufzusuchen, und stieg wirklich hinab. Unten fand er den armlosen Leichnam Grendels, das Weib aber packte ihn und rang mit ihm, bis er ein altes Zauberschwert fand, ein Werk der Riesen, womit er sie enthauptete. Von ihrem giftigen Blut zerschmolz das Schwert und er brachte nur den Griff, sowie Grendels abgehauenes Haupt mit hervor. Nun hat er die Halle des Königs für immer befreit und er empfängt den lebhaftesten Dank. Zwischen Dänen und Geaten wird innige Freundschaft gestiftet. — Das Gedicht hat große Lücken. Später finden wir Beowulf noch einmal, wie er einen furchtbaren, auf Schätzen brütenden Drachen

bestand und tödtete, aber selbst von ihm eine Todeswunde empfing. Alle seine Leute waren aus Angst vor dem Drachen geflüchtet, nur Wiglaf hatte ihm beigestanden, pflegte ihn bis zum Tode, ließ ihn dann feierlich verbrennen und erbte den Schatz.

Aus der Ueberarbeitung Simrocks.

Da hörte von Grendels Unthaten Beowulf, der Dienstmann Hygelaks, des Königs der Geaten, der gewaltigste aller Männer. Alsbald hieß er sein goldenes Schiff, den Wogengänger, rüsten, den Schwanenweg zu fahren, daß er dem erlauchten Fürsten Hülfe bringe. Zwar wollten ihm fernblickende Männer, welchen er lieb war, die Fahrt verleiden; aber während sie noch die Geisteskräfte schärften und die Zeichen befragten, hatte er schon unter dem Geatenvolk sich die Kämpen erkoren, die muthigsten, die er finden konnte. Mit fünfzehn Gefährten bestieg er den Meerbaum und ließ sich von einem erfahrenen Steuermann auf die hohe See hinaus weisen. Bald war das Schiff wohlgeborgen ins Meer gebracht, da bestiegen die Kühnen das Steven, unter ihnen beugte sich die Fluth und schwoll zurück gegen den Strand. Die Kampfgewänder und blinkenden Zierden trugen die Schiffsknechte hinab in den Bauch des Fahrzeugs; dann lichteten sie die Anker, und mit schaumbegossenem Halse flog das Schiff, vom Winde geflüchtigt, wie ein Vogel über das Wellenmeer, bis sie am andern Morgen zur selben Stunde Land ersahen, die brandenden Klippen, die ragenden Berge und langen Ufer-nasen: da wär der Lauf vollbracht, die Arbeit zu Ende. Alsbald stiegen sie ans Land und seilten das Fahrzeug fest. Sie nahmen die Waffen und die Kriegsgewande und dankten Gott, daß sie die Seewege glücklich durchschifft hatten.

Da sah der Wächter der Schildinge, der den Strand behüten sollte, von seinem Walle herab die Waffen und blinkenden Schilde ans Ufer führen. Gern hätte Hrodhgars Kämpe gewußt, wer die Männer wären: da ritt er sein Streitroß dem Gestade zu, wägte den Speer in kräftigen Händen und rief: Wer seid ihr gewaffneten Männer im Kriegsharnisch, die den brandenden Kiel die Wasserstraße führtet über die tiefe See hieher? Ich bin bestellt die See zu bewachen, daß kein Schiffsheer das Land der Dänen schädige. Nie sah ich schildbewährte Männer offener hier einfahren, die unserer Krieger Losungswort nicht wußten; aber auch nie mächtigeren Häuptling als jener Eine dort in eurer Mitte. Wenn sein Antlitz nicht lügt und seine edle Gestalt, so ward er heut nicht zuerst der Waffen gewürdigt. Nun muß ich eure Herkunft wissen, eh' ihr als lose Späher weiter dringt in der Dänen Land. Hört also, ihr fernwohnenden Meerfahrer, meine einfältigen Gedanken: am Besten ist es für euch, mir kund zu thun, von wannen ihr kommt.

Da antwortete ihm der Führer der Waffenschaar und sprach: Wir sind Krieger des Geatenvolks und Hygelaks Heerdgenossen. Mein Vater war den Völkern wohl-bekannt, der edle Fürst Ecktheow; er erreichte ein hohes Alter und noch gedenken sein weise Männer weithin auf der Erde. Wir sind mit holdem Herzen gegen deinen Herrn ihn heimzusuchen gekommen, den Beschützer eures Volks, Halfdans Sohn. Sei du unser Führer zu ihm. Wir haben eine wichtige Botschaft an den hohen Herrn der Dänen: sie soll nicht lange verborgen bleiben. Du wirst wissen, ob es sich so verhält, wie wir sagen hörten, daß ein grimmer Schädiger die Schildinge in finsteren Nächten mit Hohn und Todtschlag ängstige. Nun will ich aus kühnem Geiste Hrodhgarn Kunde bringen, wie er den Feind bewältigen möge, wenn ihm anders bestimmt ist, ihn zu vertreiben und dem Uebel endliche Abhülfe zu schaffen. Immerdar muß er sonst unfrohe Zeiten drückenden Harms erdulden, so lange dort auf der Höhe das herrlichste der Häuser steht.

Da sprach vom Rosse herab der Seewart furchtlos: Ich höre nun wohl, dies Kriegsvolk ist dem Herrn der Schildinge hold. Tragt Waffen und Gewande fort: ich will euch weisen und meine Genossen mahnen, euer Schiff mit gewundenem Halse vor jedem Feinde zu wahren. Da traten sie ihren Weg an, während das tiefbusige Schiff ruhig vor Anker lag.

Zweite Periode.

Christlich-romanisches Zeitalter von Karl dem Großen 768 bis auf Friedrich Barbarossa 1152.

---

1. Der Heliand.

Inhalt nach Vilmar.

Dieses Gedicht ist die, wahrscheinlich in den dreißiger Jahren des 9. Jahrhunderts auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßte, sogenannte altsächsische Evangelienharmonie, welche gerade eintausend Jahre nach ihrer Abfassung zum ersten Male gedruckt, und von ihrem Herausgeber, Professor Schmeller in München, mit dem Namen Heliand (Heiland) bezeichnet worden ist. Dieses von einem, vielleicht sogar nach altepischer Weise, worauf mehrere Spuren zu weisen scheinen, von mehreren Sachsen kurz nach der Bekehrung dieses Volkes zum Christenthum verfaßte Gedicht erzählt das Leben Jesu Christi nach den vereinigten Berichten der vier Evangelien, und ist bei Weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel, ohne hinzugethane Bilder und aufgetragene Farben — die sich mit keiner echten Dichtung, am wenigsten mit dem Epos vertragen, — ohne gewaltsame Herbeiziehung einer wohlgemeinten, aber ihres Eindrucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten allitterirenden Formeln, erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der uns hier entgegentritt. So erscheint denn Er, der wahrhaftig ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten Glorie, welche der Deutsche kannte: als ein gewaltiger Völkerfürst, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Schaaren daher zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. Als der Könige reichster, aller Könige kräftigster, der des Himmels waltet, der Mächtige, mit seiner Menge vorbeizieht vor der Jerichoburg, da fragen die Blinden: welcher reiche

Mann unter der Volksschaar der Fürst sei, der hehrste am Haupt (an der Spitze) der Volksfahrt. Und es antwortet ein Held, daß da Jesus Christ von Galilealand der Heilenden Bester, der Hehrste sei, und daherfahre mit seinem Volke. Wie der Herr die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den großartigen Formen, in welchen die Berathung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzogen im Angesicht des Heeres und Volkes vor sich ging, und zwar etwa also erzählt: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottes Sohn, sich selbst erkor, weiter hinab lagern die Schaaren der Völker. Es warten die Getreuen auf das Wort ihres Königs; sinnend verharren sie in ehrerbietigem erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landeshirte sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da und schwieg, und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Herzen der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüthe; da that er seinen Mund auf, der allwaltende Fürst, gegen die, die er zur Sprache (Volksversammlung) erkoren, und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die werthesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demuth, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gottes Wange, das unvergängliche Leben geben." — Es ist dies Gedicht das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum, und für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland von höchster und zwar um so höherer Bedeutung, als diese Schilderung voll Wärme, Leben und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volke ausgegangen ist, welches man bis daher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christenthum gehalten hat.

Aus der Bearbeitung G. Rapp's.

Weihnacht.

Und ringsum kam von der Römerburg des reichen Oktavians Wort hinaus.
Vom Kaiser kam es, und wurde kund den Königen und Volksgenossen;
Soweit umher die Herzoge über alle Gaue die Hände streckten,
Mußten die Mannen alle auf sich machen zum Stammsitz und zum Burgverband,
Wo des Stammes Ahn geboren war, den Sendboten sich darzubieten.
Die Botschaft kam in alle Welt, an alle Leute von Burg und Bann.
Die Boten thaten die Bücher auf, beschrieben sie mit der Leute Namen,
Daß die Steuer Keinen ledig lasse, die er leisten von seinem Haupte sollte.
Da macht sich mit des Stammes Mannen in frommem Muthe Joseph auf,
Und wendet sich in sein Wonnehaus, zur weiten Burg von Bethlehem,
Des Mannes und der reinen Magd Marias altes Ahnenhaus.
Dort stund in alten Tagen einst des edlen Königs Davids Stuhl,
Sein Hochsitz im Hebräerland, so lang er dieses hat beherrscht.
Sie kamen, seines Hauses Kinder, des Königsstammes echte Sprossen.
Nach Gottes Sinn, und der Seher Wort, sah es Maria offenbar,
Sie gebäre dort in Bethlehem, der Kinder bestes, der Könige kräftigsten.
Und der Mächtige kam an der Menschen Licht, wie die Seher es zuvor gemeldet,
Es wurde wahr, was der Zeichen Wink, Prophetenstimmen geweissagt hatten.
In Sanftmuth will er das Erdreich suchen und vieler Seelen Schirmvogt sein.
Die Mutter umwand ihn mit ihren Windeln, der Weiber schönste mit lichten Linnen,
Und legte lind den kleinen Mann, ihr liebes Kind in eine Krippe;
Das hat des heiligen Gottes Kraft, und ist der Mannen höchster Herr.
Da saß das Weib, die wachsame Mutter und wartete das heilige Kind.
Kein Zweifel zog der Magd ins Herz, es hob sich voll von Zuversicht.

Da ward es kund der weiten Welt, den Wächtern zuerst, die draußen waren,
In Niedrigkeit die Rosse hütend, das Vieh ernährend im Nachtgefild.
Die Nacht zerriß im Himmelsraum, durch Wolken rann das Gotteslicht,
Umwob die Wächter auf dunkler Au'; dort wurden sie mit Furcht gewahr
Den schimmernden Engel von Gott geschickt, der rief ihnen zu: „Erschrecket nicht,
Ich sag' euch Dinge voll Wundern und Wonnen; in dieser Weihnacht ist geboren
Der huldreiche Christ, der Völker Hirt, Gottes heiliges Kind in Davids Burg!
Das habt zum Zeichen, ich zeug' es euch in der Wahrheit heiliger Zuversicht:
In der Krippe liegt von Windeln umwunden der waltende Herr von aller Welt."
Da kam hernieder der Engel Heer von der Himmelsflur in Reinigkeit,
Es sang sein Lob dem Weltenlenker, es zog im Lied durch Wolken hin.
Die Wächter hörten den Weihgesang, und sah'n die weihenden Engel nicht:
„Ehre sei Gott, so sangen sie, in seiner seligen Himmelshöh',
Und Frieden auf Erden den Menschenkindern, die guten Willens den Vater ehren!"
Sie hörten, daß sie erlauchte Botschaft zu hohen Dingen berufen hatte.
Nach Bethlehem zogen in Nacht sie hin, in sehnlicher Freude, dem Christ zu nah'n.
Sie fanden hier der Völker Herrscher, der Menschen Herrn, des Höchsten Kind.
Da lobten sie Gott und ließen erschallen die liebliche Kunde weit durch die Burg.
Das Weib aber, die wonnsame Magd, hat alles tief im Herzen bewegt,
Und pflegte minnend, die selige Mutter, dem König der Macht das Kindesleben.

Die Sendung der Jünger.

Wenn ihr zum breiten Burgweg kommt auf eurer Wand'rung durch die Welt,
So les't die besten Leute aus in allem Land, erschließt das Herz
Mit wahrem Wort; ist's ihnen werth, daß sie vollbringen, was ihr wollt,
Dann wohnet willig in ihrem Haus, lohnt ihnen wohl, vergeltet's reich,
Weiht segnend sie dem Heiland ein, bringt ihnen seinen Seelenfrieden.
Doch wollen sie so selig nicht durch eurer Liebe Segen werden,
Nicht folgen eurem Wort und Werk, dann fahret aus von solchem Volk,
Und scheidet euren Frieden mit, lass't wohnen sie mit ihrer Schuld.
Weit ist die Welt, findet andere Burg, euren Füßen folge der Staub nicht nach,
Ihn schüttelt ab von eurem Schuh, zum schmählichen Zeugniß über sie,
Daß ihre Werke Gott verwarf. Ich sag' es euch mit wahren Worten:
Wenn die Welt vergeht, wenn der furchtbare Tag über Alle fährt,
Daß die Sodomsburg, die durch Sündenschuld im Flammenregen zum Abgrund sank,
Mehr Frieden findet und milder Gericht, als die Männer alle, die euch verkannt.
Ihr sollet meinen Willen thun mit Mannesmuth und mildem Geist,
Sollt meinen Gott zum Vater haben, der Völker Herrn, den weisen Rath,
Der liebend lohnt, die Gutes thun, er wird euch liebend anerkennen.
Wer minnevoll dem Menschenkind den Wassertrunk zum Munde beut,
Dem Wanderer, dem lechzenden, vom kalten Bronn die Labung reicht,
Empfängt den Lohn von Gottes Macht, wenn er's in reiner Minne thut.
Wer mich verleugnet vor den Leuten, und vor den Lenkern dieser Welt,
Dem thu' ich selbst im Himmel so, vor dem Vater und seinem Engelheer.
Wer vor der Welt mein Wort nicht mied, und vor der Menge mich bekannt,
Den stell' ich vor des Vaters Augen, wenn alle Völker versammelt steh'n,
Zur Rechenschaft vor den Richter treten. Dort werd' ich seine Sache führen,
Sein waltender Vogt, und Jedem so, der wirkend meine Worte hält,
Die ich auf meinem Berge hier dem Erdkreis zum Gesetz bestimmt.

---

2. Das Waltarilied.

Aus Scheffel's Ekkehard*).

Ekkehard aber nahm die Harfe und setzte sich unter das Kreuz vor die Höhle und griff eine fröhliche Tagweise; er hatte lange nimmer die Saiten gerührt, es that

*) Scheffel übertrug, was von mehreren Ekkehards erzählt wird, auf einen einzigen späteren Träger dieses Namens.

ihm wundersam wohl, der mächtigen Einsamkeit gegenüber in leisen Tönen auszusprechen, was ihm im Herzen lebte, und die Musika war ein guter Verbündeter dem Werke der Dichtung, das Waltarilied, das erst wie ferner Nebel ihm vorgeschwebt, verdichtete sich und nahm Gestaltung an und zog in lebendurchathmeten Bildern an ihm vorüber; er schloß die Augen, um besser zu sehen, da sah er die Hunnen anreiten, ein reisig fröhlich Reitervolk und minder abscheulich als die, gegen die er selber vor wenig Monaten in der Feldschlacht gestanden, und sie nahmen die Königskinder in Franken und Aquitanien als Geiseln mit und jung Hiltgund, die Wonne von Burgund — und wie er stärker die Saiten anschlug, da erschaute er auch den König Etzel, der war ein leiblich Menschenbild, zu Glimpf und Becherfreuden wohl aufgelegt, — und die Königskinder wuchsen an der Hunnen Hofburg auf und wie sie groß geworden, kam ein stilles Heimatsehnen über sie, und sie gedachten, daß sie von Alters einand verlobt — jetzt hub sich ein Klingen und Drommeten, die Hunnen saßen beim Bankett und König Etzel trank den großen Humpen und alle folgten seinem Vorbild, Schlummer trunkener Männer tönte durch die Hallen — jetzt sah er, wie im Mondschein der junge Aquitaner Held das Streitroß waffnete, und Hiltegunde kam und brachte den hunnischen Goldschatz, er hub sie in Sattel — hei! wie prächtig entritten sie der Gefangenschaft . . .

Und fern und ferner wogte es noch wie Fährlichkeit und Flucht und Fahrt über den Rhein und schwerer Kampf mit dem habsüchtigen König Gunther: in großen markigen Zügen stund die Geschichte vor ihm, die er in schlichtem Heldengesang zu verherrlichen gedachte. Noch in der selbigen Nacht blieb Ekkehart beim Kienspanlicht sitzen und begann sein Werk, und eine Freude kam über ihn, wie die Gestalten unter seiner Hand Leben annahmen, eine ehrliche große Freude, denn in fröhlicher Arbeit der Dichtung erhebt sich der Mensch zur That des Schöpfers, der eine Welt aus dem Nichts hervorgerufen.

Der nächste Tag fand ihn vergnüglich über den ersten Abenteuern, er konnte sich selber nicht Rechenschaft geben, nach welchem Gesetz er die Fäden seines Gedichtes in einander wob, — es ist auch nicht nöthig, von Allem das Warum und Weil zu wissen: der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Getöse, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht; so verhält es sich auch mit Jedem, der im Geiste geboren ist — sagt das Evangelium Johannis.

———

Etliche Tage vergingen in emsigem Schaffen. In lateinischen Vers des Virgilius goß er die Gestalten der Sage, die Pfade deutscher Muttersprache däuchten ihm noch zu rauh und zu wenig geebnet für den gleichmäßig schreitenden Gang des Heldenliedes. Mehr und mehr bevölkerte sich seine Einsamkeit; er gedachte, in ununterbrochenem Anlauf Tag und Nacht fort zu arbeiten, aber der leibliche Mensch hat auch sein Recht. Darum sprach er: Wer arbeitet, soll sein Tagwerk richten nach der Sonne, und wenn die Schatten des Abends auf die nachbarlichen Höhen fielen, brach er ab, griff seine Harfe und glomm durch die Höhlenwildniß zur Ebenalp hinauf. Der Platz, wo der erste Gedanke des Sangs in ihm aufgestiegen, war ihm vor Allem theuer.

— — —

Die Bärin sah ihn an, als wäre sie einverstanden, da griff Ekkehard seine Pergamentblätter und fügte den Namen ein. Das Bedürfniß, einer lebenden Seele die Schöpfung seines Geistes mitzutheilen, war schon lange rege in ihm: hier in der ungeheuern Bergwelt, dachte er, mag auch eine Bärin die Stelle einnehmen, zu der sonst ein gelehrtes Haupt erforderlich wäre, und er trat an sein Blockhaus und auf

den Speer gestemmt las er der Bärin die Anfänge des Waltarilieds, und las mit lauter Stimme und begeistert, und sie lauschte mit löblicher Ausdauer.

Da las er denn weiter und weiter, wie die Wormser Recken dem Waltari verfolgend im Wasgauwald nachritten, und an seiner Felsburg mit ihm stritten — noch horchte sie geduldig, aber wie des Einzelkampfes gar kein Ende ward, wie Ekkefrid von Sachsen erschlagen ins Gras sank zu seiner Vorgänger Leichen, und Hadwart und Patafrid, des Hagen Schwestersohn, das Loos der Genossen theilten, da erhub sich die Bärin langsam, als wäre selbst ihr des Mordens zu viel für ein lieblich Gedicht, und schritt würdigen Ganges thalab.

Auf der Sigelsalp drüben in einsamer Felsritze stund ihre Behausung; dorthin entkletterte sie, sich zum Winterschlaf vorzubereiten.

Das Heldenlied aber, das von allen sterblichen Wesen zuerst die Bärin auf der Sigelsalp vernommen, hat der Schreiber dieses Buches zur Kurzweil an langen Winterabenden in deutschen Reim gebracht, und wiewohl sich schon manch anderer wackerer Verdeutscher derselben Aufgabe beflissen, so darf er's doch im Zusammenhang der Geschichte dem Leser nicht vorenthalten, auf daß er daraus ersehe, wie im zehnten Jahrhundert ebenso gut wie in der Folge der Zeiten der Geist der Dichtung sich im Gemüth erlesener Männer eine Stätte zu bereiten wußte.

Waltari's und Hiltgund's Flucht.

Sieh' da, wie eilig rannten die Diener aus dem Schloß,
Sie labten sich des Anblicks und hielten ihm das Roß;
Derweil aus hohem Sattel Waltari niederstieg,
So frugen sie neugierig: Gewannen wir den Sieg?
Er warf just für die Neugier ein mäßig Bröcklein hin
Und ging zum Königssaale, gar müd war ihm zu Sinn.
Hiltgund traf er alleine, da küßt' er sie und sprach:
„Beschaff' mir einen Trunk, das war ein heißer Tag."
Da füllte sie den Becher, er trank den Firnewein,
Jach wie den Wassertropfen einsaugt der glühe Stein,
Dann schloß er in die seine der Jungfrau weiße Hand,
Beid' wußten, daß von Alters verlobt sie seien einand.

Erröthend stand und schwieg sie. Da sprach er zu der Maid:
„Schon lange tragen wir der Fremde herbes Leid
Und sollten doch nach Rechten einander sein zu eigen:
Ich hab' das Wort gesprochen! nicht länger mag ich's schweigen."

Die Jungfrau stand betrüblich, als wär's nur Spott und Hohn,
Aufflammt ihr blaues Auge, sie sprach mit herbem Ton:
„Was henchelt deine Zunge, was nie dein Herz begehrt?
Viel besserer Verlobten hältst, Schlauer, du dich werth."

Da blickte treu und minnig, da sprach der tapf're Mann:
„Fern sei, was du gedenkest, o hör' mich huldvoll an!
In meines Herzens Grunde haust weder Falsch noch Arg,
Niemal ich mit dem Munde den wahren Sinn verbarg.
Kein Späher weilt im Saale, nur wir Zwei beid' allein,
Ich wüßt' ein süß Geheimniß, wollt'st du verschwiegen sein."
Da stürzte ihm zu Füßen Hiltgund und weint' und sprach:
„Wohin du mich berufest, o Herr, ich folge dir nach."
Er hob sie auf mild tröstend: „Ich bin der Fremde müd',
Ein süßes Heimathsehnen die Seele mir durchglüht,
Doch ohne Hiltgund nimmer steht mir zur Flucht mein Sinn,
So du zurücke bliebest, deß schöpft' ich Ungewinn."

Da lacht' sie in die Thränen: „O Herr, du sprichst mit Fug
Das Wort, das ich seit Jahren geheim im Busen trug.
Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen,
Durch Noth und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen."
Und weiter sprach Waltari, doch flüsternd nur, nicht laut:
„Dieweil sie dir zu hüten den Hunnenschatz vertraut,
So stell' des Königs Helm mir und Waffenhemd zurück
Und seinen Riemenpanzer, des Schmiedes Meisterstück.
Dann fülle du zwei Schreine mit Spangen und Gold zu Hauf,
Daß du sie kaum vom Boden zur Brust magst heben auf,
Auch sollt du mir beschaffen vier Paare starker Schuh,
— Der Weg wird lang — gleichviele richt' für dich selber zu;
Darüber magst du weiter kostbar Gefäß verpacken,
Beim Schmiede aber heische krummspitze Angelhacken,
Du wirst auf unsern Fahrten erschauen deinen Gesellen
Wegzehrung uns gewinnen mit Fischen und Vogelstellen.
Dies all sei vorbereitet heut über sieben Tage,
Da sitzt mit seinen Mannen der König beim Gelage
Und schlafen weinbewältigt All' in trunk'ner Ruh . .
Glück auf! dann reiten wir dem Land im Westen zu!"

Waltari rief Hiltgunden fürsichtig nun zu sich:
„Wohlauf, bring' das Geräthe, wohlauf und rüste dich!"
Dann führt' er aus dem Stall sein Roß, der Löwe hieß es,
Hufscharrend stand's und schäumend in seine Zügel biß es.
Er wappnete mit Erze des Rosses Stirn und Seite,
Vom Bug hernieder hing er goldschwer die Schreine beide,
Dazu ein Körbchen Speise — dann gab er die wallenden Zügel
Der Jungfrau in die Hand und hob sie in den Bügel,
Er selber saß zu Rosse, vom rothen Helmbusch umwallt
Bepanzert und beschienet in riesiger Gestalt.
Zur Linken hing gegürtet ein Schwert, zur Rechten auch
Ein scharfer krummer Säbel nach hunnischem Gebrauch.
Jetzt schwang er Schild und Lanze, es ritten auf einem Roß
Waltari und Hiltgunde aus König Etzels Schloß.

Sie ritten aus dem Schlosse, sie ritten die ganze Nacht.
Die Jungfrau lenkt' das Streitroß und hatt' der Schätze acht,
Und sorgsam auch zu Handen hielt sie die Fischergerte,
Dieweil das viele Gewaffen Waltari schier beschwerte.
Als nun die Morgensonne aufging mit lichtem Funkel,
Entbogen sie der Heerstraß' zu tiefem Waldesdunkel,
Und hätte Haß der Fremde und Heimweh nicht gedrängt,
So hätte schier Hiltgunde das Roß nicht weiter gelenkt.
Wo nur ein Lüftlein rauschte, wo ein Waldvogel sang,
Wo schrill ein Baumast knarrte, da seufzete sie bang.
So mieden sie der Menschen Behausung und Gehege
Und suchten in bahnlosem Gebirg' sich Weg' und Stege.

Dritte Periode.

Deutsch-romantisches Zeitalter von Friedrich Barbarossa 1152 bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268.

---

1. Das Nibelungenlied.

Motto: Mit leide was verendet des küneges hôchzît,
als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.

Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange.
(Goethe.)

Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
(Platen.)

Mir däucht, was ich als Kind vom frühen Tod
Des schönen Gottes singen hört', hier ist's
Lebendig worden, und mit Schauern rieselt
Das alte Lied mir wieder durch's Gemüth.
(Geibel in „Brunhilde".)

Scherers Urtheil über das Nibelungenlied.

Seit alter Zeit bedienten sich die Deutschen des Falken zur Jagd; und ihre Poesie gebrauchte den streitbaren, jagenden Falken als ein Bild des jugendlichen Helden. Blitzende Augen erinnerten den mittelalterlichen Dichter an Falkenaugen. Und die adelige Dame des zwölften Jahrhunderts, welche die Liebe eines Mannes gewonnen, erzählt im Liede, sie habe einen Falken gezähmt.

So träumte Kriemhild in ihrer Mädchenzeit von einem Falken, den sie gezähmet manchen Tag. Aber zwei Adler zerfleischten ihn vor ihren Augen. Sie hatte nie einen größeren Schmerz empfunden.

In diesem Traume, der als düsteres Ahnen zu Anfang des Nibelungenliedes steht, wird die ganze erste Hälfte des Gedichtes prophetisch verkündigt. Siegfried ist der Falke, sein Schwager Gunther und dessen Dienstmann Hagen sind die Adler, die ihn zerreißen, und Kriemhild weint ihm nach in unverwindlichem Schmerze. Den zweiten Theil aber füllt das Werk ihrer grausigen Rache. Sie reicht dem Hunnenkönig ihre Hand. Sie ladet die Schuldigen zu einem Feste, und verwandelt das Fest in ein Blutbad. Liebeswerbung bildet den Anfang, Mord und Brand den Schluß, wie in der Sage von Trojas Untergang. Und indem unser Gedicht aus dem Stoffe nicht blos Episoden herausgreift, sondern ihn erschöpft, gewinnt es äußerlich eine höhere Einheit als die Ilias. Mit seiner engen Verkettung zwischen Schuld und Strafe entspricht es einer idealen Welt, wie sie der jugendliche Sinn des Volkes träumt und wünscht, während

die Helden der Ilias in ihrer naiven Selbstsucht mehr den Menschenkenner befriedigen. Aber trotz dem äußeren und inneren Abschluß und Zusammenhange der Sage ist das Gedicht, wie die Ilias, von ungleichem Werth in seinen verschiedenen Theilen; und die Unterschiede des Werthes sind weit größer als in der Ilias. Neben den schönsten und erhabensten Scenen breiten sich öde, langweilige, ja lächerliche und alberne Strecken aus, durch die man sich mühsam hindurchwindet. Während jene, sobald man den abweichenden epischen Stil nicht in Anschlag bringt, sich kühn neben die edelsten Blüten homerischer Poesie stellen dürfen, wagt man neben diesen den Namen Homer gar nicht auszusprechen. Das mittelhochdeutsche Epos macht den Eindruck einer alten Kirche, an der mehrere Baumeister gebaut haben, von denen einige die Intentionen ihrer Vorgänger sorgsam weiter zu führen suchten, andere willkürlich ihrem Kopfe folgten; kleinere Geister haben Bilder und Schnörkel und Nebenbauten angebracht, und über das Ganze hat die Ferne der Zeiten das gleichmäßige Grau des Alters gesponnen, so daß der Gesammteindruck wohl ein erhebender bleibt, schärfere Prüfung aber die Anwüchse entfernen, die Baugeschichte erforschen, die Hände unterscheiden und jedem Meister sein Eigenthum zurückgeben muß, ehe man die künstlerischen Absichten und ihre Ausführung beurtheilen kann.

Die Arbeit des Reinigens und Scheidens hat Karl Lachmann am Nibelungenliede versucht und die Aufgabe gewiß nicht fehlerlos, aber in der Hauptsache richtig gelöst. Er hat spätere Einschaltungen erkannt, welche das ursprüngliche Gefüge verdecken, er hat die nach Entfernung solcher Zusätze zurückbleibende Erzählung in zwanzig Lieder gesondert, welche zum Theil einander fortsetzen, zum Theil selbständig verschiedene Punkte der Sage behandeln; einige davon, aber sicherlich nur wenige, können von demselben Verfasser herrühren. So gering der Spielraum sein mag, der in den mittelhochdeutschen Heldenpoesieen für dichterische Individualität gelassen ist, bei den meisten jener Lieder erkennt man individuelle Unterschiede in Plan, Behandlung, Vortrag. In etwa zwanzig Jahren, von 1190 bis 1210, dürfte das Ganze fertig geworden sein.

Inhalt nach Menzel.

Zu Worms herrscht König Günther mit seinen Brüdern Gieselher und Gernot über die Burgunder. Unter seinen Mannen steht oben an der finstere, schreckliche Hagen, dann der heitere Spielmann Volcker und viele tapfere Degen. Seine liebliche Schwester Chriemhild träumt von einem Falken, den zwei Adler packen. Dieser Falke ist Sifrit, Sohn des Königs Sigmund von Xanten „nieden by dem Rine“, schon berühmt durch seine Thaten und durch den Besitz des Hortes. Er hört von Chriemhildens Schönheit und kommt nach Worms, wo man ihn willkommen heißt und Hagen schon sein Auge heimlich auf den Hort wirft. Nachdem Sifrit den Burgundern im Kriege gegen die Sachsen und dem König Günther in der Ueberwältigung der starken Brunehild (wie in der Volsungasaga) beigestanden, empfängt er zum Lohne Chriemhildens Hand. Die holde Scham der Braut, die stille Hoheit des Bräutigams sind mit unnachahmlichem Liebreiz in den einfachsten Zügen geschildert. Alles ist freudenvoll, nur nicht Brunehild, weil sie heimlich den Sifrit liebt. Indem sie einmal mit Chriemhild badet, kommen beide in Streit und Chriemhild ist so unvorsichtig und im Glück übermüthig, ihr zu sagen, nicht Günther, sondern Sifrit habe sie im Brautbett bezwungen. Zum Beweise hält sie ihr ihren eigenen Ring und Gürtel vor, die Sifrit in jener Nacht der Brunehild genommen und der Chriemhild geschenkt hatte. Brunehild weint, Günther forscht nach, Sifrit schwört, er sei unschuldig, denn er habe Brunehild nicht berührt. Aber Günther ist unversöhnlich beleidigt und Hagen sinnt darauf, Sifrit um

des Hortes willen zu verderben. Chriemhild, durch einen Traum erschreckt, ahnet Böses und beschwört den grimmen Hagen, ihren Sifrit nicht zu verlassen, wenn ihm Gefahr drohe. Arglistig verlangt er, sie solle ihm ein Zeichen auf den Rücken nähen, damit er von hinten besser Acht auf ihn haben könne, wenn es Schlachtgedränge gäbe. Sie veranstalten nun eine Jagd im Odenwalde, Sifrit trinkt aus einer Quelle und wird hinterwärts von Hagen durch Chriemhilds Zeichen hindurch erstochen. Chriemhilds unendlicher Jammer wird durch eine trügliche Sühne gestillt, der Hort mitten im Rheine versenkt.

Nach einigen Jahren wirbt Etzel (Attila) um Chriemhild, sie geht zu ihm nach Ungarn, bekommt von ihm einen Sohn, Ortlieb, und hält sieben Jahre Ruhe. Da vermag sie aber nicht länger den heißen Drang nach Rache zu unterdrücken und ladet ihre Brüder trüglich zu einem Besuch ein. Sie kommen wirklich, trotz aller Warnungen durch Träume und böse Vorzeichen, aber gerüstet, 10,000 Mann stark. Unterwegs bestehen sie Kämpfe, werden aber zu Pechlarn vom milden Markgrafen Rüdiger gastlich empfangen und reich beschenkt. Des Markgrafen zarte Tochter, die nach der Sitte alle Gäste mit einem Kusse bewillkommt und nur vor dem grimmen Hagen zurückschreckt, bei Tische aber durch ihren Liebreiz aller Augen auf sich zieht, wird dem jungen Giselher verlobt. Er selbst, der Vater, begleitet die Burgunder nach Ungarn. Von dort kommt ihnen Dietrich von Bern, Etzels Dienstmann, entgegen und warnt sie zum letzten Mal, jedoch vergebens. Sie kommen nach Etzelnburg und werden friedlich und ehrenvoll empfangen. Aber in der Nacht schickt Chriemhild eine Mörderschaar aus, um Hagen zu erschlagen, welcher jedoch aus Vorsicht mit Volcker wach geblieben ist und die feigen Hunnen zurückschreckt. Am folgenden Tage aber wird ein Hunne im Turnier von Volcker erschlagen und sogleich erhebt sich Tumult. Vergebens gebietet Etzel Frieden, sein Bruder Blödelin, von Chriemhild angereizt, überfällt die Knechte der Burgunder, wird aber von Dankwart erschlagen. Als die Nachricht davon an die königliche Tafel gelangt, springt Hagen auf und schlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab. Da beginnt ein allgemeiner Kampf. Die Burgunder wüthen wie Berserker. Dietrich von Bern rettet Etzel, Chriemhild, Rüdiger und die Seinen aus dem Saal, alle übrigen Hunnen aber werden von den grimmigen Burgundern erschlagen und 7000 Todte und Verwundete aus dem großen Saale geworfen. Chriemhild bietet ungeheure Summen, wer ihr Hagens Kopf bringe. Markgraf Iring von Dänemark läßt sich dadurch bewegen, mit Hagen zu kämpfen, verwundet ihn auch, fällt aber selbst. Sein Sohn Hawart und Markgraf Irnfrit von Thüringen leiden gleiches Loos. Noch 20,000 Hunnen laufen vergebens Sturm auf den Saal.

Da treten die drei Burgunderkönige um Sühne hervor, Chriemhild fordert als unerläßlich Hagens Kopf; die Könige wollen aber an ihrem tapfern Mann nicht untreu werden und schlagen es aus. Da läßt Chriemhild den Saal an allen Ecken anzünden. Die Burgunder leiden entsetzlich durch Brand und Rauch, viele kommen um. Die Uebrigen trinken aus Durst das Blut der Todten. Nur 600 überleben den Brand, indem sie sich dicht an die Mauern stellen. Rüdiger, Etzels Lehensmann, soll nun den Kampf mit seinen burgundischen Freunden bestehen, und bietet vergebens, um diesen die Treue nicht zu verletzen, dem König all sein Gut an, aber er wird der Lehenspflicht nicht entlassen und muß den Saal bestürmen. Hagens Schild, den ihm unterwegs Rüdigers Gemahlin Gotelinde geschenkt, wird zerhauen, da gibt ihm Rüdiger seinen eigenen Schild. Der grimme Hagen selbst wird dadurch gerührt, auch Volcker, und beide gesellen sich zum jungen Giselher, der traurig den Vater seiner Braut als Feind erblickt und nicht kämpfen will. Als aber Rüdiger allzuviel Burgunder tödtet, läßt sich Gernot nicht länger halten, greift Rüdiger an und tödtet ihn, zugleich von

ihm getödtet. Dietrich von Bern und seine stolzen Mannen hatten sich noch fern gehalten, jetzt fordern sie Rüdigers Leiche. Volcker sagt, sie möchten sie selber im Saale holen. Da kommen sie und der wüthende Kampf entbrennt von Neuem. Volcker erschlägt den Siegestab und fällt selbst durch den alten Hildebrand. Giselher erschlägt den Wolfhart und wird von ihm erschlagen. Von allen Burgundern bleiben nur noch Gunther und Hagen übrig. Dietrich selbst tritt nun in den Saal, besiegt allein die beiden schon ermatteten Helden und überliefert sie gebunden der Rache Chriemhilds. Diese fordert von Hagen den Hort, Hagen aber sagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz sei, so lange noch einer seiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Gunther den Kopf abschlagen und bringt ihn selber zu Hagen, Hagen aber ist froh und sagt: nun wisse kein Mensch auf Erden, wo der Hort sei, als er, und er werde es nie sagen. Da schlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrits Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den diese unweibliche That in Zorn bringt, erschlagen. Der alte Etzel thut nichts, als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das ist der Nibelungen Noth.

Wie Chriemhilden träumte.

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit,
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs in Burgonden ein schönes Mägdelein,
Wie in allen Landen nichts schöners mochte sein.
Chriemhild war sie geheißen und war ein schönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram,
Schön war ohne Maßen ihr edler Leib zu schau'n;
Die Tugenden der Jungfrau ehrten alle die Frau'n.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Gunther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Geiselher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schwester war die Fraue, die Fürsten hatten sie zu pflegen.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß,
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ
Bei seines Lebens Ende, vordem ein starker Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kundgethan,
Stark und hohes Muthes, sie hatten unterthan
Auch die besten Recken, davon man je gesagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in allen Streiten unverzagt.

Das war von Tronje Hagen und auch der Bruder sein,
Dankwart der schnelle, von Metz Herr Ortewein,
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart,
Volcker von Alzeie, an allen Kräften wohlbewahrt.

Es träumte Chriemhilden in der Tugend, der sie pflag,
Sie hab' einen wilden Falken erzogen manchen Tag.
Den griffen ihr zwei Aare, daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt' auf dieser Erde größer Leid nicht gescheh'n.

Den Traum hat sie der Mutter gesagt, Frau Uten;
Die wußt' ihn nicht zu deuten als so der guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne will ich immer sein.
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth."

„Verred' es nicht so völlig," die Mutter sprach da so,
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne, du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede lasset bleiben," sprach sie, „Fraue mein.
Es mag an manchen Weiben genug erprobet sein,
Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.
Ich will sie meiden beide, nie übel geht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren sie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdlein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, den minnen mocht' ihr Leib,
Dann ward sie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot:
Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod
Den nächsten Anverwandten wie gab sie blut'gen Lohn!
Durch dieses Einen Sterben starb noch mancher Mutter Sohn.

Der Nibelungenhort
von K. Simrock.

I.

Es war einmal ein König,
Ein König wars am Rhein,
Der liebte nichts so wenig
Als Haders Noth und Pein.
Es grollten seine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen
Vor ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edeln:
„Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schedeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt es in den Rhein:
Bis zu dem jüngsten Tage
Mags da verborgen sein."

Da senkten es die Stolzen
Hinunter in die Flut;
Es ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem es da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt es die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Muth.
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein
Und tränken froh und munter
Von seinem goldnen Wein.

II.

Einem Ritter wohlgeboren im schönen Schwabenland
War von dem weisen König die Mähre wohlbekannt,
Der den Hort versenken ließ in des Rheines Flut:
Wie er ihm nachspüre, erwog er lang in seinem Muth.

„Darunter lag von Golde ein Wunschrüthelein;
Wenn ich den Hort erwürbe, mein eigen müßt es sein:

Wer Meister wär der Gerte, das ist mir wohl bekannt,
Dem wär sie nicht zu Kaufe um alles kaiserliche Land."

Auf seinem Streitrosse mit Harnisch, Schild und Schwert
Verließ der Heimat Gauen der stolze Degen werth:
Zum Binger Loche wollt er reiten an den Rhein,
Wo die Schätze sollten in der Flut begraben sein.

Der werthe Held vertauschte sein ritterlich Gewand
Mit eines Fischers Kleide, den er am Ufer fand,
Den Helm mit dem Barete, sein getreues Roß
Mit einem guten Schifflein, das lustig auf den Wellen floß.

Seine Waffe war das Ruder, die Stange war sein Speer:
So kreuzt' er auf den Wellen manch lieben Tag umher
Und fischte nach dem Horte; die Zeit ward ihm nicht lang;
Er erholte von der Arbeit sich bei Zechgelag und Gesang.

Um das alte Wormes und tiefer um den Rhein,
Bis sich die Berge senken, da wächst ein guter Wein:
Er gleicht so recht an Farbe dem Nibelungengold,
Das in der Flut zerronnen in der Reben Adern rollt.

Den trank er alle Tage, beides, spät und früh,
Wenn er Rast sich gönnte von der Arbeit Müh.
Er war so rein und lauter, er war so hell und gut,
Er stärkte seine Sinne und erhöht' ihm Kraft und Muth.

Auch hört' er Märe singen, die sang der Degen nach,
Von Alberich dem Zwerge, der des Hortes pflag,
Von hohem Liebeswerben, von Siegfriedens Tod,
Von Kriemhilds grauser Rache und der Nibelungen Noth.

Da nahm der Degen wieder das Ruder an die Hand
Und forschte nach dem Horte am weingrünen Strand.
Mit Hacken und mit Schaufeln drang er auf den Grund,
Mit Netzen und mit Stangen; ihm wurden Mühsale kund.

Von des Weines Güte empfing er Kraft genug,
Daß er des Tags Beschwerde wohlgemuth ertrug.
Sein Lied mit solcher Fülle ihm aus der Kehle drang,
Daß es nachgesungen von allen Bergen wiederklang.

So schifft' er immer weiter zu Thal den grünen Rhein
Nach dem Horte forschend bei Hochgesang und Wein.
Am großen Loch bei Bingen erst seine Stimme schwoll,
Hei! wie sein starkes Singen an der Lurlei wiederscholl!

Doch fand er in der Tiefe vom Golde keine Spur,
Nicht in des Stromes Bette, im Becher blinkt' es nur.
Da sprach der biedre Degen: „Nun leuchtet erst mir ein:
Ich ging den Hort zu suchen: der große Hort, das ist der Wein.

„Der hat aus alten Zeiten noch bewahrt die Kraft,
Daß er zu großen Thaten erregt die Ritterschaft.
Aus der Berge Schachten stammt sein Feuergeist,
Der den blöden Sänger in hohen Thaten unterweist.

Den Traum hat sie der Mutter gesagt, Frau Uten;
Die wußt' ihn nicht zu deuten als so der guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne will ich immer sein.
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth."

„Verred' es nicht so völlig," die Mutter sprach da so,
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne, du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede lasset bleiben," sprach sie, „Fraue mein.
Es mag an manchen Weiben genug erprobet sein,
Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.
Ich will sie meiden beide, nie übel geht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren sie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdlein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, den minnen mocht' ihr Leib,
Dann ward sie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot:
Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod
Den nächsten Anverwandten wie gab sie blut'gen Lohn!
Durch dieses Einen Sterben starb noch mancher Mutter Sohn.

Wie Siegfried erschlagen ward.

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugeh'n."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge gescheh'n.

Siegfried den Recken zwang des Durstes Noth;
Den Tisch er desto schneller wegzurücken gebot.
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen geh'n;
Da war der Rath aus Arglist von den Recken gescheh'n.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Chriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle: hei! schauten wir das einmal!"

Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen: wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschah,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sah."

„Wohl laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All' mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Pirschgewand."
Das Schwert und den Köcher er schnell um die Glieder band.



Siegfried verräth sein Geheimniß seiner Gattin.

„Er hat aus alten Zeiten mir ein Lied vertraut,
Wie er zuerst der Wogen verborgnen Grund geschaut;
Wie Siegfried ward erschlagen um schnöden Golds Gewinn,
Und wie ihr Leid gerochen Chriemhild, die edle Königin.

„Mein Schifflein laß ich fahren, die Gier des Goldes flieht,
Der Hort ward zu Weine, der Wein ward mir zum Lied,
Zum Liede, das man gerne nach tausend Jahren singt
Und das in diesen Tagen von allen Zungen wiederklingt.

„Ich ging den Hort zu suchen, mein Sang, das ist der Hort,
Es begrub ihn nicht die Welle, er lebt unsterblich fort."
Sein Schifflein ließ er fahren und sang sein Lied im Land:
Das ward vor allen Königen, vor allen Kaisern bekannt.

Laut wards gesungen im Lande weit und breit,
Hat neu sich aufgeschwungen in dieser späten Zeit.
Nun mögt ihr erst verstehen ein altgesprochen Wort:
„Das Lied der Nibelungen, das ist der Nibelungenhort."

Wie Siegfried erschlagen ward.

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugeh'n."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge gescheh'n.

Siegfried den Recken zwang des Durstes Noth;
Den Tisch er desto schneller wegzurücken gebot.
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen geh'n;
Da war der Rath aus Arglist von den Recken gescheh'n.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Chriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle: hei! schauten wir das einmal!"

Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen: wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschah,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sah."

„Wohl laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All' mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Birschgewand."
Das Schwert und den Köcher er schnell um die Glieder band.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da!
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast:
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß:
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
Bis der Wirth getrunken: dafür gewann er bösen Dank.

Der Brunnen der war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagens Staat,
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

Den Wurfspieß im Herzen ließ er ihm stecken tief:
Wie im Fliehen Hagen da so grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als sich der starke Siegfried der großen Wunde besann,

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang.
Der Fürst zu finden wähnte Bogen oder Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an,
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

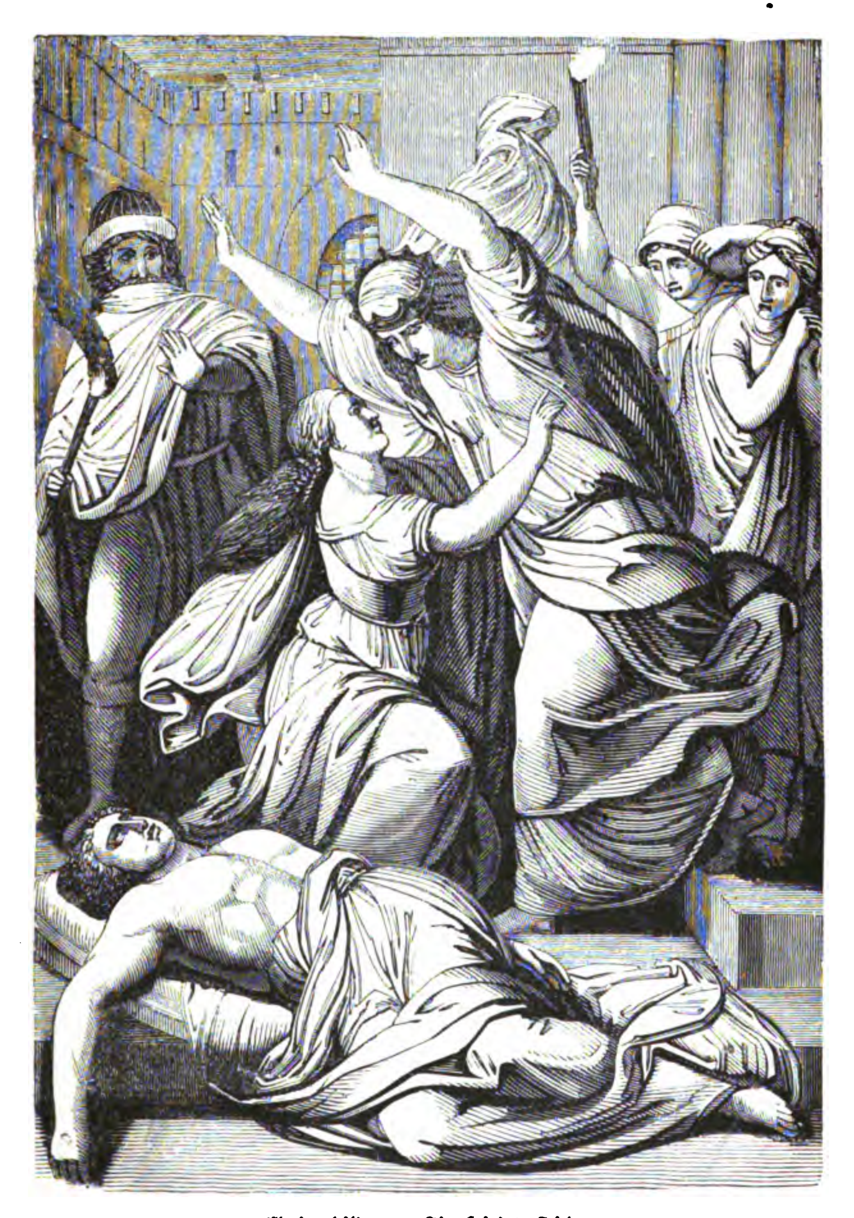
Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild ihm gar zerbrach.
So gern gerochen hätte der edle Fremdling die Schmach.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Widerhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr steh'n.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergeh'n,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Chriemhilde Mann:
Das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da!
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.



Chriemhilde an Siegfrieds Leiche.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast:
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß:
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
Bis der Wirth getrunken: dafür gewann er bösen Dank.

Der Brunnen der war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagens Staat,
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

Den Wurfspieß im Herzen ließ er ihm stecken tief:
Wie im Fliehen Hagen da so grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als sich der starke Siegfried der großen Wunde besann,

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang.
Der Fürst zu finden wähnte Bogen oder Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an,
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild ihm gar zerbrach.
So gern gerochen hätte der edle Fremdling die Schmach.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Widerhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr steh'n
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergeh'n,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Chriemhilde Mann:
Das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todwunde: „Ja ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan."

„Die sind dadurch bescholten, was ihrer auch gebor'n
Wird nach diesem Tage: ihr habt euern Zorn
Allzusehr gerochen an dem Leben mein.
Mit Schanden sollt geschieden ihr von guten Recken sein."

Hinliefen all' die Ritter, wo er erschlagen lag:
Das war ihrer Vielen ein freudeloser Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
Das hatt' auch wohl um Alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgonden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todwunde: „Das thut wohl nimmer Noth,
Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
Er verdient groß Schelten, er hätt' es besser nicht gethan."

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut?
Nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mag's nicht Manchen geben, der uns darf besteh'n;
Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein End' ist gescheh'n."

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen," sprach der von Niederland;
„Hätt' ich die mörderische Weis' an euch erkannt,
Vor euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Chriemhilde, mein Weib.

„Nun mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
Daß seine Freunde Jemand meuchlerisch erschlagen:
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt' ich billig beklagen."

„Niemand je auf Erden größern Mord begann,"
Sprach er zu dem Könige, „als ihr an mir gethan:
Ich erhielt euch unbescholten in großer Angst und Noth;
Ihr habt mir schlimm vergolten, daß ich so wohl es euch bot."

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
An Jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

„Laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester sei:
Bei aller Fürstentugend, steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und sein Bann:
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr;
Auch mußte bald ersterben dieser Degen kühn und hehr.

Als die Herren sahen, der Degen sei todt,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde roth:
Da gingen sie zu Rathe, wie es sollt' ergeh'n,
Daß es verhohlen bliebe, es sei von Hagen gescheh'n.

Da sprachen ihrer Viele: „Ein Unfall ist gescheh'n;
Ihr sollt es Alle hehlen und einer Rede steh'n:
Als er allein ritt jagen, der Chriemhilde Mann,
Da schlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann."

Da sprach von Tronje Hagen: „Ich bring' ihn in das Land:
Mich soll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
Die so betrüben konnte Brunhildens hohen Muth;
Ich werde wenig fragen, wie sie nun weinet und thut."

Da harrten sie des Abends und fuhren überrhein:
Es mochte nie von Helden so schlimm gejaget sein.
Ihr Beutewild beweinte noch manches edle Weib,
Sein mußte bald entgelten viel guter Weigande Leib.

---

2. Gudrun.

Motto: Vom deutschen Nordseestrande frischer Meereswind
Trug der Mären viele, die schwer vergessen sind.
Ohr und Herze müssen nordwärts immer lauschen:
Manch erquickend Heldenlied hör' ich hell durch bange Klagen rauschen.
(W. v. Ploennies.)

Beowulf ist der bis in den Tod getreue Schirmvogt seines Landes, der noch als Greis den Kampf mit dem Land verderbenden Drachen bestand. Gudrun ist die treue Jungfrau, die ihrer Liebe unter den größten Demüthigungen, Unbilden, Versuchungen und Gefahren unverrückt ergeben bleibt. (Rosenkranz.)

Scherers Urtheil über die Gudrun.

Das Epos „Gudrun", wieder ein Hoheslied der Treue, führt uns gleich dem „Wolfdietrich" zwei Generationen, Mutter und Tochter, jede in ihrem Liebesschicksale vor. Und wieder bemerken wir, allerdings nicht stark herausgearbeitet, eine sittliche Wandlung, einen Unterschied der Zeiten. Die Grundsätze der Erziehung sind andere geworden: wo die Mutter zittern mußte, darf die Tochter frei schalten; wo jene bedrückt war, folgt diese dem Zug ihres Herzens. Auf dem Boden der Strenge wächst Furcht und Untreue; auf dem Boden der Milde gedeiht Liebe und Treue. Aber für die Tochter kämpfen noch dieselben Helden, welche die Mutter werben und erringen halfen. Geographisch und historisch befinden wir uns in derselben Welt hier wie dort. Das Meer thut sich vor uns auf. Die Epoche der Normannenzüge scheint poetisch festgehalten. Plötzliche Verheerung, Raub und Brand bricht herein vom Ufer. Burgen und Städte, an der See gelegen, werden überfallen, belagert, erobert. Auf Inseln treffen sich zögernde und nacheilende Feinde. Eine Verfolgung soll eingeleitet werden, da findet man die Schiffe leck, vielleicht durch List angebohrt; aber rasch sind neue gebaut. In einer furchtbaren Schlacht fällt die ganze junge Mannschaft; hierauf wird sieben Jahre gewartet, bis die Knaben herangewachsen und zur Rache tüchtig sind. Ein Mohrenkönig Siegfried, der in die Handlung episodisch eingreift und in Friesland Krieg führt, erinnert an einen gleichnamigen Normannenführer, der in den Jahren 885 und 886 die große Belagerung von Paris leitete und im Herbst 887 bei einem Angriff auf die Friesen sein Leben verlor; die heidnischen Normannen wurden auch sonst in der Zeit der Kreuzzüge mit den Saracenen und Mohren verwechselt. Aber die eigentliche Fabel des Gedichtes ist einerseits älter, anderseits jünger.

Ein Mythus von ewigen Kämpfen, die sich täglich erneuen, wahrscheinlich den Wechsel zwischen Tag und Nacht bedeutend, ist darin vollkommen menschlich geworden und hat alles Uebernatürliche abgestreift. Er hat die Gestalt einer jener zahlreichen Frauenraubsagen angenommen, die sich alle unter einander gleichen: ein Mädchen, dessen Eltern die Freier abweisen; Entführung; Verfolgung; Kampf; Frieden und Vermählung. Und wie z. B. der Roman „Rudlieb“ in die folgende Generation fortgesetzt wurde, wie die Spielleute sonst gern ihre Geschichten von vorn anfangen, so hat die viel gefeierte Hilde, welche im Mittelpunkte jener mythischen Sage stand, eine Tochter Gudrun bekommen, in deren Leben sich wichtige Motive aus den romantischen Jugendjahren ihrer Mutter wiederholen. Der Stoff kam in den Niederlanden, wohl im elften Jahrhundert, zur völligen Ausbildung; er wurde an die Normandie angeknüpft und damit in die allermodernste Sphäre gerückt; er galt als ein episches Hauptthema und gewann immer größere Beliebtheit, je mehr in der Poesie die Liebesdinge sich vordrängten. Schon vor 1100 war er in Baiern bekannt; ein berühmtes für uns verlorenes Gedicht, auf welches geistliche Poeten des zwölften Jahrhunderts anspielen, hat ihn behandelt; und um 1210 widmete ihm ein bedeutender Dichter seine ungewöhnliche Kraft. Das Werk, das er schuf, wurde, wie die Nibelungenlieder, durch viele Zusätze aufgeschwellt und liegt uns so in einer späten Abschrift vor. Die Entfernung der Anwüchse hat mehrere Kritiker beschäftigt, unter denen Karl Müllenhoff den ersten Rang einnimmt; und wenn ich an seine Herstellung des ursprünglichen Gedichtes meine Würdigung desselben anknüpfe, so muß doch betont werden, daß wir hier wie beim Nibelungenliede auf wissenschaftlichen Vermuthungen weiter bauen.

Inhalt nach Gervinus.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Irland (man hat die Wahl zwischen Irland und dem Eyerland auf dem Texel, wie in dem Isenland der Nibelungen zwischen Island und dem Lande am Ausfluß der Yssel). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Kinde Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Es findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und den Knaben nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie Hagens, den dieser mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Irland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt, wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Diese erste Vorgeschichte von Gudruns Ahnen ist nach dem Vorbilde britischer Romane in willkürlicher Erfindung entworfen, und die Elemente deutscher Spielmannsdichtungen nach neuem Geschmacke, die Greifen und der Magnetberg aus Herzog Ernst u. A., sind dazu mit verwandt worden; an eine sagenhafte Unterlage ist dabei nicht zu denken.

In dem zweiten Theile folgt dann die nordische Sage von Hedin und Högni in

niederdeutscher Umbildung. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt, sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Macht überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hilfe des alten Wate von Stürmen übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Irland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Irland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagens Gunst. Die drei werden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen wie in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelt Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie Horand zu sich rufen läßt, und diesem Gelegenheit gibt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint an der Westgrenze des Reiches Hetels, Waleis (an der Waal zu denken); ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück.

Jetzt erst beginnt unser Gedicht, zu dem auch dieser zweite Theil nur ein genealogisches Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal in ihrer Nachkommenschaft. König Hetel gewann zwei Kinder, Ortwin, den der alte Wate erzieht, und Gudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie wirbt zuerst König Siegfried von Morland vergebens; so wird auch Hartmut, der Sohn König Ludwigs von Normandie, abgewiesen. Unerkannt besucht dieser den Hof, gibt sich Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm nicht ungewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt Hartmut darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst Gudruns darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte König Herwig von Sewen auch vergebens um sie geworben und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetels Mannen zu den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Gudrun aber scheidet den Streit und wird Herwigs Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf

Da sprach die schöne Hilde: „Hei, was ich da vernahm!
War's nicht die schönste Weise, die mir zu Ohren kam?
Denn schöner fand auf Erden ich sie wohl nimmermehr,
Ach, wollte Gott, so sängen auch meine Kämmerer!“

Sie ließ den Sänger rufen und sagt' ihm großen Dank:
„Ihr habt mir's Herz bezwungen durch euren holden Sang,
Mir ist der Abend heute mit Freuden hingeflohn,
Ach, singt mir alle Abend, ich geb' euch reichen Lohn.“

„Frau, wenn ihr's so ersehnet und mir's auch danken wollt,
Sing' ich euch alle Zeiten ein Lied so wunderhold,
Daß, wer da recht es höret, ihm all' sein Leid vergeht,
Und Herz und Sinn ihm wieder auf höh're Dinge steht.“

Als nun die Nacht verschwunden, beim frühen Dämmerschein,
Hub Horand an zu singen, so daß im nahen Hain
Die Vöglein vergaßen zu singen den Morgensang,
Und jeder Schläfer hastig von seinem Bette sprang.

Und als der Strom der Klänge sich freiere Bahnen brach,
Hört's Hagen selbst und Hilde im stillen Ehegemach;
Da lockt' es sie gewaltig, hin auf die Zinnen zu geh'n,
Und näher dem zu lauschen, was schon von fern so schön.

Auch Hagens holde Tochter, die junge Königin,
Die sitzt mit ihren Mägden und horcht verstohlen hin,
Und staunt, daß im Gehöfte die Vöglein all' so still,
Und kein's mit Liederschalle den Gruß ihr bringen will.

Doch Frute murrt: „'s wär' besser, mein Neffe ließ es sein,
Solch ungefüges Tönen schafft Kopf- und Herzenspein;
Ich weiß nicht, welcher Holden er solches Taglied bringt,
Doch solch Gesing' ihm nimmer der Schönen Gunst erringt.“

Da sprachen Hagens Helden: „Hört, Herr, ihr seid bethört,
Denn also siech ist Keiner, daß, wer dies Lied erhört,
Er nicht zur Stund' genese, ja es macht lebensfroh.“
Und Hagen sprach: „Ich wollte, ich sänge selbst nur so.“

Und wahrlich, hätt' er gesungen so lange, als es währt,
Wenn einer tausend Meilen zu Roß und Wagen fährt,
Es würde ihnen Allen, da er so süße sang,
Nicht mehr gedünket haben, als einer Spannen lang.

Nun, da er ausgesungen und sich vom Sessel hob,
Der Freude Purpurröthe jung Hilde's Wang' umwob,
Sie warf sich eilig über ein lichtes Morgengewand,
Noch eiliger aber wurde zu ihrem Vater gesandt.

Und als der kam zur Tochter, stand sie in trübem Sinn,
Doch streichelt bald sie kosend des Vaters bärtiges Kinn,
Und wie wohl Kindlein pflegen, sie bittend in ihn dringt:
„Lieb' Väterchen, gebiete, daß er noch mehr uns singt.“

Er sprach: „Du liebe Tochter, ich gäb' ihm tausend Pfund,
Wenn er dir singen wollte zu einer Abendstund',
Doch wisse, meine Gäste Hochmuth gefangen hält,
Daß ihnen leider nimmer sein Singen wohlgefällt.“

Wie sie auch bitten mochte, der König gab nicht nach,
Als Horand aber hörte, wie's Hagen widersprach,
Da sang er eine Weise, so hold und ritterlich,
Daß Sieche und Gesunde ein süßes Weh beschlich.

Die Hirsche ließen horchend im Wald die Weide steh'n,
Im Grase lag's Gewürme, als könnt's nicht fürder geh'n,
Die schillernden Fische tauchten aus ihrer Flut hervor,
Ja selbst die Bäume neigten ihr grünes Blätterohr.

Und in der Näh' und Ferne, so weit sein Lied erklang,
Schwieg plötzlich in den Hallen der Pfaffen Chorgesang;
Auch tönte der Schall der Glocken nicht mehr so rein als eh',
Ja Alles, was ihn hörte, dem ward nach Horand weh. —

Nun ruht jung Hilde nicht eher, bis sie Horanden gewann
— Und wär's auch um ihr Leben und ihre Ehre gethan —
Daß er ihr heimlich sänge in ihrem Zimmer allein,
Denn vor den beiden Eltern soll's wohl verschwiegen sein.

Und einem schlauen Diener, der ihr gar treu und hold,
Versprach sie nun zum Lohne zwölf Spangen von rothem Gold,
Wenn er bescheiden wollte den liederreichen Mann; —
Hei, wie so schnell der Diener sich da den Sold gewann!

D'rauf, wie sie's ihm geheißen, stellt er als Wacht zuvor,
Daß Keiner sie überrasche sich vor des Hauses Thor,
Indeß zur festen Stunde Horand sich zu ihr schleicht,
Sich freuend, daß er endlich sein Liederziel erreicht.

Da sprach sie: „Setzt euch nieder, seid mir willkomm'ner Gast,
Und singt, was mir wie Zauber das Herz schon oft erfaßt;
Denn wahrlich, eure Stimme, ach, wäre die nur mein,
Ich gäbe sie nicht um's Leben, um Gold und Edelstein!"

„Ja, könnt' ich euch nur singen, vielschöne Königsmaid,
Daß mir darum euer Vater nicht fügte Todesleid,
Dann dient' ich euch mit Freuden; doch seinem Grimme fern,
Wollt' ich viel lieber singen im Lande meines Herrn."

Da sang er 'ne Schifferweise, die einst von Amile kam,
So süß, wie sie zu Lande wohl nie ein Christ vernahm;
Still lauscht den Liederweisen des Mägdleins Herz und Ohr,
Und helle Thränen quillen aus ihrem Aug' hervor.

Sie sprach gerührten Sinnes: „Du Guter, habe Dank,
Wie aber soll ich dir lohnen den lieblichen Gesang?"
Und dabei reicht sie lächelnd die weißen Händ' ihm dar;
Ach, wie ihm da so freudig, so hehr zu Muthe war!

Sie schwur ihm nun auf Treue freiwillig in die Hand,
Wenn sie einst Königin heiße und er vielleicht verbannt,
So sollt' er sich nur flüchten in ihrer Burgen Hut;
Da werd' er Obdach finden und Schutz vor Feindeswuth.

Und nun bot ihm das Mädchen des Sängerlohns noch mehr,
Doch ihm stand von dem allen nach Einem nur Begehr:
„Gönnt mir den goldnen Gürtel, denn bring' ich den zurück,
So blühet meinem Herren des Lebens schönstes Glück."

Sie d'rauf: „Wer ist dein Herre, sprich, wie ist er genannt?
Geht er auch unter Krone und hat er eigen Land?“ —
„Glaubt mir's, mein Herr ist König, hat viele Städt' im Reich,
An Macht und Schätzen kommt ihm Keiner auf Erden gleich.

Und lauert hier kein Horcher, so will ich's euch vertrau'n,
Weshalb mein Herr uns sandte in eures Vaters Gau'n.“ —
Sie d'rauf: „So lasset hören, was mir euer Herr entbeut,
Und eh' wir noch uns trennen, geb' ich darauf Bescheid.“ —

„Wohlan, ihr seid es selber, um die er uns gesandt,
Weil er in reiner Minne sein Herz euch zugewandt,
Fürwahr, vor allen Frauen hat er euch auserseh'n,
Ach, hehre Königstochter, laßt Gnad' an ihm ergeh'n!“

Sie sprach: „Gott müss' ihm lohnen, die Huld, die er mir zollt,
Und säh' ich ihn selbeigen, ich glaub', ich wär' ihm hold,
Auch schon um deinetwillen; dann wär's ja unverwehrt,
Daß du mir Lieder singest, so oft mein Herz begehrt.“

Er sprach: „Ist das schon Alles, was ihr so sehnlich wollt,
So wißt, mein Herr hat täglich an seinem Hof in Sold
Zwölf Sänger; doch wie lieblich auch ihr Gesang erklingt,
Ist's doch der König selber, der noch viel schöner singt.“

Sie sprach: „Ist er so fähig der holden Liederkunst,
So schenkt' ich ihm gar gerne der Liebe vollste Gunst;
Doch ach, des Vaters Strenge mich noch zurücke hält,
Denn folgt' ich euch von hinnen, wär's böse um mich bestellt.“

„Darob seid ohne Sorgen; uns steht ein Heer bereit,
Das euch gern Leib und Leben im Drang des Kampfes weiht,
Glaubt auch, gar schnell entführet euch uns'rer Schiffe Kiel,
Und seid ihr erst zu Meere, habt ihr gewonnen Spiel.

Bald wollen wir Abschied nehmen und läßt eu'r Vater uns gehn,
Dann bittet ihn und sprechet, als wäre nichts gescheh'n,
Ihr nähm't gern uns're Schiffe einmal in Augenschein,
Und seid ihr dann am Strande, so springt ihr schnell hinein.“

Das Mägdlein weint vor Zagen, wie wird ihr's Herz so weit,
Wie ringen ihr alle Sinne nun zwischen Wonn' und Leid!
Der Sänger aber dringet und läßt nicht eher ab,
Bis ihm die Holde endlich wohl diese Antwort gab:

„Nun gut, ich will euch folgen, wenn nur der Vater gewährt,
Daß ich zum Meere reite, und nichts von Trug erfährt,
D'rum mögt ihr selbst ihn bitten, und gibt er willig nach,
So meldet's mir drei Tage vor eurem Reisetag.“

Der Besuch am Strande. (Nach Simrock.)

Gudrun die arme unsanft gebettet lag;
Sie konnten kaum erwarten, bis wieder schien der Tag,
Und schliefen desto minder, zumal, wenn sie gedachten,
Wann die guten Ritter kämen, die der Vogel ihnen brachte.

Wie sie gewohnt waren, gingen sie zum Strand.
Da standen sie und wuschen wieder das Gewand,
Daß sie getragen hatten nieder zu dem Grieße;
Ihrer frohen Hoffnung sah'n sie wenig Heil sich noch entsprießen.

Nach langem Harr'n und Warten sah'n sie auf dem Meer'
Zwei in einer Barken und anders Niemand mehr.
Da sprach Frau Hildeburg zu Gudrun der reichen:
„Dort seh' ich Zweie schwimmen; deinen Boten scheinen die zu gleichen."

Da sprach die Gottesarme: „Ich weiß nicht, was ich thu':
Traut Gespiel, Hildeburg, gieb deinen Rath dazu.
Soll ich von dannen weichen oder mich hier finden
Lassen in der Schande? Lieber hieß ich immer Ingesinde."



Gudrun am Strande.

Da wandten sie sich beide und gingen eilends fort.
Doch waren so nahe die Männer schon dem Ort,
Daß sie die schönen Frauen sahen bei dem Strande:
Da wurden sie wohl inne, daß sie wollten flieh'n von den Gewanden.

Sie sprangen aus der Barke und riefen ihnen nach:
„Ihr schönen Wäscherinnen, warum ist euch so jach?
Wir sind fremde Leute, das mögt ihr an uns spüren.
Scheidet ihr von hinnen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren."

Sie gingen in den Hemden, die waren naß zu schau'n;
Besser einst gekleidet sah man die edeln Frau'n.
Man sah ihre Locken zerzaust vom Märzenwinde;
Ob es regnet' oder schneite, weh war dem armen Ingesinde.

Herwig der edle ihnen guten Morgen bot;
Wohl wär' den Heimatlosen ein guter Morgen Noth;
Von ihrer bösen Meisterin hörten sie nur schelten;
Guter Morgen, guter Abend kam den minniglichen Maiden selten.

„Laßt euch nicht verdrießen und nehmt unser Gold,
Guter Spangen viere, das sei euer Sold,
Daß, ihr schöne Frauen, uns Kunde möget sagen:
Wir schenken sie euch gerne, daß ihr Bescheid uns gebt auf uns're Fragen."

„Gott lass' euch eure Spangen selber wohl gedeih'n;
Wir nehmen nichts zu Lohne," sprach das Mägdelein.
„Fraget, was ihr wollet; wir müssen schnell von hinnen:
Säh' man uns bei euch beiden, das wär' mir leid von Herzen und von Sinnen."

„Wem ist dieses Erbe und dieses reiche Land,
Dazu die guten Burgen? Wie ist er genannt,
Der euch ohne Kleider läßt so schmählich dienen?
Hielt' er auf Ehre, euch anders zu behandeln würd' ihm ziemen."

Sie sprach: „Der Fürsten Einer heißet Hartmuth,
Dem dienen weite Lande und feste Burgen gut.
Der and're heißet Ludwig von Normandie der reiche:
Ihnen dienen viel der Helden; sie sitzen ruhmvoll hier in ihren Reichen."

„Gern möchten wir sie sehen," sprach da Ortwein.
„Könnt ihr uns bescheiden, ihr schönen Mägdelein,
Wie wir die Fürsten beide in ihrem Lande finden?
Wir sind an sie gesendet, selber eines Königs Ingesinde."

Gudrun die hehre sprach zu den Helden da:
„Ich ließ sie in der Veste: heute Morgen sah
Ich sie zu Bette liegen wohl mit vierzig Hundert Mannen;
Ich weiß nicht zu sagen, ob sie seitdem geritten sind von dannen."

Oftmals blickte Herwig die Jungfrau forschend an:
Sie schien so schön dem Degen und auch so wohlgethan,
Daß es ihn im Herzen oft zum Seufzen brachte:
Sie glich so sehr der Einen, an die er oft gar inniglich gedachte.

Da sprach Ortwein wieder: „Ist euch nicht bekannt:
Ein fremdes Ingesinde kam zu diesem Land.
Nach starker Heerfahrt brachte man sie zu diesen Reichen;
Den heimatlosen Frauen mochte Jammer wohl das Antlitz bleichen."

Sie sprach: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl geseh'n
In großen Mühsalen, das will ich euch gesteh'n."
Sie selbst war ihrer Eine, die da Hartmuth brachte,
Ja Gudrun war sie selber, daher sie dieser Dinge wohl gedachte.

Da sprach König Herwig: „Nun seht, Herr Ortewein,
Sollt' eure Schwester Gudrun noch am Leben sein
In irgend einem Lande von allen Erdenreichen,
So schwör' ich, diese wär' es: niemals sah ich ihr ein Weib so gleichen."

Sie sprach: „Wie ihr auch heißet, ihr seid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht ihr seltsamlich.
Er war geheißen Herwig und war von Seelanden:
Wenn der Held noch lebte, löst' er uns aus diesen strengen Banden."

Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet. Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Gudrunen minnen:
Seid ihr denn meine Gattin, wohlan, ich führ' euch minniglich von hinnen."

Sie lächelte vor Freuden; da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt ihr dieses sehen, das mein Geliebter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Wie nach der Hand er schaute und das Gold ersah,
Herwig der edle sprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders Niemand als Königsblut getragen.
Nun hab' ich Freud' und Wonne geseh'n nach langem Leid und bösen Tagen."

Er umschloß mit Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb' und Leid.
Auch deckt' er ihr mit Küssen den Mund, die Niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Maid, der auserwählten.

Da sprach König Herwig: „Wohl mögen wir gesteh'n,
Uns ist auf dieser Reise so großes Glück gescheh'n,
Besser konnt' es wahrlich nimmer uns gelingen:
Nun laßt uns nur eilen, daß wir sie weg von diesem Strande bringen."

Die kühnen Degen eilten vom Gestade jach.
Gudrun die arme rief Herwigen nach:
„Einst war ich die Beste, nun gelt' ich für die Bös'te:
Wem läßt du mich, und wessen soll ich arme Waise mich getrösten?"

„Du bist nicht die Bös'te, die Beste sollst du sein:
Edle Kön'gin, hehle für jetzt die Reise mein:
Eh' morgen scheint die Sonne, lieg' ich hier zu Felde,
Glaub' auf meine Treue, vor dieser Burg mit achtzigtausend Helden."

Da sprach die schöne Hildburg, die Maid aus Irland:
„Was lass't ihr, Königstochter, liegen das Gewand,
Daß ihr Ludwigs Degen zu waschen säumt die Kleider:
Und wird des Gerlind inne, so that sie uns mit Schlägen niemals leider."

Da sprach Hildens Tochter: „Dazu bin ich zu hehr:
Der bösen Gerlind waschen will ich nimmermehr.
Nun verschmäh' ich Dienste zu leisten so geringe,
Da mich zwei Kön'ge küßten und mit den Armen herzend mich umfingen."

„Ich will diese Kleider tragen zu der Flut:
Es soll ihnen frommen," sprach das Mägdlein gut,
„Daß ich mich vergleichen darf mit Königinnen:
Ich werfe sie ins Wasser, daß sie lustig fließen von hinnen."

Was Hildeburg auch redete, Gudrun trug hindann
Frau Gerlindens Linnen: zu zürnen hub sie an.
Sie schwang sie aus den Händen weit in die Wogen.
Sie schwebten eine Weile; ich weiß nicht, ob sie je hervor sie zogen.



Gudruns Heimkehr.

3. Hartmann von Aue.

Motto: Ein ritter so gelêret was,
das er an den buochen las,
swaz er dar an geschriben vant;
der was Hartman genant,
dienstman was er ze Ouwe.
(Aus dem „armen Heinrich".)

Wackernagels Urtheil über Hartmann.

Hartmann eigen ist die mâze, die schöne Tugend der Mäßigung: sie hilft ihm der classischen Art so nahe kommen, als das in dem Zeitalter der Romantik möglich war. Mit Maße tritt die gelehrte Bildung hervor, die ihn doch vor der Menge der Standesgenossen schmückte, mit Maß auch die höfische: nur selten sind gelehrte Anspielungen und französische Worte nicht häufiger, als deren Gebrauch in Dingen des Hoflebens und des Ritterthumes unumgänglich war; mit Maß auch seine Ritterlichkeit: er weiß von noch Andrem als nur von Tjosten zu berichten; mit Maß überhaupt sein Ich: er erzählt lieber, als er reflectirt; er erzählt, wie jedesmal der Gegenstand selbst es fordert, bald eilend, bald zögernd; und wenn er, von inniger Sittlichkeit geleitet, den überlieferten Stoff mit einem ernsten höheren Gedanken sättigend durchdringt, so ist auch dieses stets ein Gedanke der mâze: denn stets ist es die ergänzende und versöhnende Ausgleichung von Gegensätzen, die er veranschaulicht.

Inhalt des Iwein nach Blume.

Motto: Swer an rehte güete
wendet sîn gemüete,
dem volget saelde und êre.

Auf einem Pfingstfeste, das der König Artus zu Karidol abhält, erzählt Kalogreant fünf Rittern, unter denen sich Iwein befindet, ein Abenteuer, das ihm vor Jahren in dem Walde von Breziljan begegnet war. Nachdem er in einer gastfreundlichen Burg gute Unterkunft gefunden, stößt er des andern Tages in der Wildniß auf einen Waldschratt, dem er auf die Frage, was er des Weges suche, die Antwort gibt, „ich suche Abenteuer." „Was ist das, Abenteuer?" fragt der Wilde. „Das will ich dir erklären," antwortet Kalogreant. „Sieh', wie ich gewaffnet bin: ich heiße ein Ritter, und ich habe die Absicht einen Mann zu suchen, der gewaffnet ist wie ich und mit mir streiten will. Erschlägt er mich, so bringt es ihm Ehre: siege ich aber über ihn, so hält man mich für einen Mann, und ich werde höher geachtet als zuvor. Ist deines Wissens hier in der Nähe etwa solch ein Wagniß zu bestehen, so verschweige mir es nicht und weise mich auf die Spur, denn nur darauf steht mein Sinn." Wenn dem so sei, meint der Waldschratt, und er statt gemächlich zu leben nach solchen Mühsalen strebe, so solle er nur einen Brunnen, der ganz in der Nähe neben einer kleinen Kapelle stehe, aufsuchen. Sein Quell sei von einer immer grünen Linde beschattet. An silberner Kette hänge ein goldenes Becken von einem Aste des Baumes nieder. Damit solle er aus dem Brunnen Wasser schöpfen und einen daneben stehenden Stein begießen. Dann möge er, wenn er Muth habe, der kommenden Dinge harren. Komme er mit Ehren davon, so könne er von Glück sagen. Kalogreant folgt der Weisung und findet alles, wie es ihm der Waldmann beschrieben hat. Der süßeste Vogelsang schallt von der Linde und findet Widerhall im Walde: der Brunnen und der smaragdene, mit Rubinen geschmückte Stein daneben bieten einen bezaubernden Anblick. Kalogreant schöpft Wasser und begießt den Stein. Kaum hat er das gethan, so verstummt der Vogelsang, die Sonne erlischt, schwarze Wolken steigen von den vier Enden des Himmels auf, tausende von Blitzen zucken und ein furchtbarer Donnerschlag wirft

Kalogreant zu Boden. Ein Hagelwetter geht nieder, das den Wald zerbricht und von den Bäumen, die ihm trotzen, das Laub schlägt, daß sie kahl stehen, als wären sie verbrannt. Bald aber verzieht sich das Wetter, die Sonne scheint wieder, die Vögel singen aufs Neue und Kalogreant glaubt sich in einem wiedergefundenen Paradiese. Da erscheint ein Ritter, des Brunnens Herr, und fordert ihn in zornigen Worten ob seines Frevels zum Kampfe. Vergebens will Kalogreant sich entschuldigen; er muß kämpfen, wird aber beim ersten Anlaufe bereits kunstgerecht (vil schône) hinters Roß gesetzt. Der fremde Ritter nimmt das Pferd des Besiegten, ohne ihn selbst eines Blickes zu würdigen, und reitet weg. Er thut zu Kalogreants größtem Verdrusse gerade so, als ob er solchen Kampf täglich zehnmal bestünde. Beschämt tritt Kalogreant zu Fuße, und nachdem er die Rüstung, die ihn im Gehen hindert, ausgezogen hat, den Rückweg an. Er sei thöricht gewesen, so schließt er seine Geschichte, daß er seine Schande nun auch noch erzählt habe.

Als König Artus die eben erzählte Geschichte erfährt, schwört er bei der Seele seines Vaters (sein höchster Schwur!), daß er über 14 Tage, zu St. Johannis Nacht, bei dem Zauberbrunnen mit all seiner Macht erscheinen werde, um Kalogreants Schmach zu rächen. Hiezu hat sich aber früher schon Iwein, der mit Kalogreant verwandt ist, entschlossen. Deshalb stiehlt er sich nun, gewillt das Abenteuer allein zu bestehen, vom Hofe, um dem Könige zuvorzukommen. Er findet den Weg, den Kalogreant beschrieben, die gastfreundliche Herberge, den Waldmann, und schließlich den Zauberbrunnen. Er begießt den Stein, es entsteht ein Unwetter wie es früher geschildert worden, und darauf erscheint des Brunnens Herr. Aber Iwein ist ein gefährlicherer Feind als Kalogreant: er verwundet seinen Gegner tödtlich und verfolgt ihn, da er sich zur Flucht wendet, bis in seine Burg. Knapp an einem Fallthor, das für die damalige Zeit bereits ungemein sinnreich konstruirt ist, indem es nämlich auf den Eindringling, der seinen Mechanismus nicht kennt, sofort mit ungeheurer Wucht niederrasselt, erreicht er den Burgherrn und schlägt ihm noch eine Wunde. Dem Umstande, daß er sich dabei weit vorbeugt, verdankt er seine Rettung, denn gleich hinter ihm fällt das Fallthor nieder: es schneidet das Pferd, auf dem Iwein reitet, inmitten des Sattels entzwei und schlägt dem Ritter selbst die Schwertscheide und die Sporen an den Fersen ab. Da der tödtlich verwundete Wirth noch den Hof durchreitet und ein zweites Fallthor herabläßt, ist Iwein im Hause seines Feindes gefangen.

In dieser Noth bringt ihm eine Jungfrau, Lunete mit Namen, die er sich einst durch freundliches Entgegenkommen an Artus' Hofe verpflichtet hat, unerwartete Hilfe. Sie erzählt ihm, daß der Burgherr seinen Wunden erlegen sei, und gibt ihm einen unsichtbar machenden Ring, der ihn vor den Burgleuten, die den Mörder ihres Herrn im Hause wissen, verbergen soll.

Von dem Gemache aus, in das ihn Lunete gebracht hat, sieht er die Leiche des Schloßherrn zu Grabe tragen. Hinter der Bahre geht in Jammer aufgelöst das Weib des Erschlagenen. Sie sehen und glühende Liebe für sie fassen ist bei Iwein eins. Wären ihm nun alle Pforten aufgethan, er möchte die Burg nicht verlassen. Er macht Lunete zur Vertrauten seiner Leidenschaft, und die Jungfrau ist rasch entschlossen, bei ihrer Herrin Laudine, der Burgfrau und Königin des Landes, für Iwein zu werben. Obschon anfangs bitterböse aufgenommen, hat die Werbung doch schon Tags darauf Erfolg. Iwein und Laudine werden ein Paar.

Iwein und Laudine lieben sich, heiraten sich, und als König Artus seinem Eide gemäß bei dem Zauberbrunnen erscheint und den Stein begießt, tritt Iwein ihm bereits als neuer Herr der Quelle und des Landes entgegen. Er wirft den hämischen Keii, der den ersten Kampf begehrt hat, vom Rosse, dann aber gibt er sich zu erkennen und

läd't den König Artus mit all seinen Rittern an seinen Hof, an welchem nun ein prächtiges Fest gefeiert wird.

Da nimmt der ritterliche Gawein unsern Helden, der ihm innig befreundet ist, zu geheimer Zwiesprache bei Seite. Er ermahnt ihn nunmehr über der Liebe zu seinem Weibe nicht der Ritterschaft zu vergessen, er warnt ihn, sich zu „verliegen", wie Erec es gethan habe, er warnt ihn vor der Gefahr, innerhalb seiner vier Pfähle, wie wir sagen, ein Philister zu werden. Er habe durch seine Kühnheit ein herrliches Weib und ein reiches Land gewonnen; wolle er jetzt aber darüber seine Ritterlichkeit einbüßen, so sei er ärmer als jeder tapfere Degen, der nicht eine Hube Landes sein nenne. Gerade jetzt, da sich Reichthum mit seinem Muthe gepaart habe, müsse er ausziehen und die Welt mit seinem Ruhme erfüllen. Er möge rasch entschlossen seine Frau um Urlaub bitten und gleich mit ihm kommen.

Iwein hört auf Gaweins Rath. In guter Stunde weiß er sein Weib zu bestimmen, ihm zuzusagen, was er von ihr erbitte. Freilich reut sie ihre Zusage, als sie hört, um was es sich handelt. Doch sie hat ihr Wort gegeben, Iwein auf ein Jahr auf Ritterschaft ausziehen zu lassen. Sie schärft ihm ein, die Frist genau einzuhalten, wenn er schon nicht früher käme. Sie erinnert ihn, daß nicht nur sie, sondern daß auch Brunnen und Land ohne sie verwaist und schutzlos seien. Sie schwört, ihm ewig feind zu sein, wenn er sich versäume, und Iwein schwört, die Frist einzuhalten, wenn ihn nicht unüberwindlicher Zwang (êhaftiu nôt) daran hindere. Darauf gibt sie ihm einen glückbringenden Ring, den sie noch keinem anvertraut, als Liebespfand, und begleitet ihn, als König Artus aufbricht, noch eine Strecke weit, das Herz erfüllt von Trennungsweh. Auch Iwein geht der Abschied nahe. Mit lachendem Munde reitet er weg, aber Thränen trüben ihm die Augen.

Aus: **Kalogreants Erzählung.** (Nach Simrock.)

Eine Tafel vor dem Thor
Hing an zwei Ketten empor:
Er schlug darauf, daß sie erklang,
Und in die Burg das Zeichen drang.
Darauf nach kurzer Weile
So sprang hervor in Eile
Des Wirthes Ingesinde,
Der Knappen viel und Kinde,
Gekleidet in der schönen Schaar
Ein Jeder, wie ihm ziemend war,
Die hießen mich willkommen.
Da ward gut wahrgenommen
Meines Rosses sowie mein;
Darauf erschien ein Mägdelein
Als ich in die Burg ging,
Die mich grüßt' und wohl empfing.
Noch heute sag' ich so wie da,
Daß ich nie schöner Kind ersah;
Die entwaffnete mich.
Um einen Schaden klag' ich
(Was Keinen wohl verwundert):
Daß es der Riemen hundert
Nicht gibt am ritterlichen Kleid,
Daß sie nur so kurze Zeit
Hätte mit mir umzugeh'n.
Es war mir allzubald gescheh'n;
Meinethalben möcht's ohn' Ende sein.
Ein scharlachen Mäntelein
That die schöne Magd mir an.
Ich unseliger Mann,
Daß sie mein Auge je ersah,
Da doch mein Scheiden war so nah'.

Wir blieben beid' alleine:
Da merkt' es wohl die Reine,
Daß ich gerne bei ihr war.
An das schönste Gras fürwahr,
Das man je auf Erden sah,
Führte mich die Schöne da
Ein wenig von den Leuten fern.
Weiß es Gott, das sah ich gern.
Hier fand ich Weisheit bei der Jugend,
Große Schön und volle Tugend.
Sie saß bei mir in süßer Ruh',
Hörte meiner Rede zu
Und entgegnet ihr mit Güte.
Nie bezwang mein Gemüthe
Und füllt' es mit so süßer Pein
Weder Weib noch Mägdelein;
Noch glaub' ich, daß es je gescheh',
O weh immer und o weh,
Was mir der Freuden da benahm
Ein Bote, der vom Wirthe kam!
Der sprach, wir sollten essen geh'n.
Um Gespräch und Freude war's gescheh'n.

Iwein im Pallas. (Nach Simrock.)

Als er in solchen Sorgen saß,
Da widerfuhr ihm Alles das
Was seine Freundin, die Magd,
Ihm Wort für Wort vorausgesagt.
Auf der Bahre sah er vor sich tragen
Den Burgherrn, den er hatt' erschlagen.
Und nach der Bahre ging ein Weib,
So schön, daß er so schönen Leib
An einem Weibe niemals sah.
Vor Leid zerraufte sie sich da
Lockenhaar und Kleider.
Auf der Welt war leider
Wohl einem Weibe nie gescheh'n,
Da sie getödtet mußte seh'n
Den geliebtesten Mann,
Den ein Weib je lieb gewann.
So würd' auch nimmer ein Weib
Hand legen an den eig'nen Leib
In ihres Jammers Schwere,
Wenn es ihr Ernst nicht wäre.
Ihr zeugten die Geberden
Von des tiefen Leids Beschwerden,
Und die beklomm'ne Stimme.
Von ihres Jammers Grimme
Fiel sie oft in Ohnmacht.
Der lichte Tag ward ihr zur Nacht.
Erhob sie dann das Angesicht
Aufs Neu', sie sprach und hörte nicht,
Noch schonten ihre Hände
Das Haar und das Gebände.

Entblößte sich ihr Hals und Brust,
Herr Iwein sah es mit Lust,
An Gestalt, Gesicht und Haar
Genügte sie dem Wunsch so gar,
Daß ihm ihre Minne
Verkehrte die Sinne
Und er darüber Sein vergaß
Und nur mit Mühe ruhig saß,
Wenn sie sich rauft' oder schlug.
Wie ungern er das ertrug!
Kaum wehrt' er dem Verlangen,
Ihr die Hände zu fangen,
Daß sie sich nicht mehr schlage.
Des schönen Weibes Klage
That ihm so weh' im Herzen,
Daß er an sich die Schmerzen
Viel lieber hätt' ertragen.
Sein Glück begann er Gott zu klagen,
Als er sah, wie so wehe
Durch seine Schuld ihr geschehe.
So nahe ging ihm ihre Noth:
Der Schaden, wär' er selber todt,
Bedeucht ihn viel geringer,
Als schmerzte sie ein Finger.

Inhalt des „Armen Heinrich.“ (Nach Vilmar.)

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, nächst dem Iwein das jüngste unter den Werken dieses Dichters, mithin in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts gedichtet. Im Mittelalter, zumal im 12. Jahrhundert, aber auch noch lange hernach bis in das sechzehnte, herrschte in Europa die Seuche des Aussatzes in furchtbarer Allgemeinheit, wie denn von diesem Schreckniß die überall außerhalb der Städte angelegten und meist noch heute fortbestehenden Sondersiechenhäuser Zeugniß geben. An diese für die damalige Kunst unheilbare Krankheit, an deren Ursprung und mögliche Heilung, hefteten sich mancherlei Volkssagen geistlicher und weltlicher Art: eine davon, und eine noch heute nicht ganz ausgestorbene, war die, daß der Aussatz nur durch Menschenblut, und zwar durch das Blut einer reinen, sich freiwillig opfernden Jungfrau geheilt werden könne. Auf diese, wie man sieht, halb heidnische Sage ist die zarte, innige, wahrhaft fromme und vortrefflich gehaltene Erzählung Hartmanns gegründet. Ein reicher Herr, der des Glückes reiche Fülle besitzt, wird vom Aussatze befallen, und geplagt, wie der fromme Hiob im alten Testament. Aber er trug sein Unglück nicht wie Hiob, mit Geduld, sondern statt, wie Hiob, Gott zu loben, ergrimmte er ob seines schmählichen Leidens und verwünschte Tag und Stunde, da er geboren war. Kein Arzt vermochte ihm zu helfen, und selbst die Aerzte zu Salerno in Italien, wohin er Hilfe suchend gezogen war, hatten keine Arznei für ihn — nur den Rath, dessen ich vorhin erwähnte. So war er denn zwar heilbar, aber doch konnte er nimmermehr geheilt werden, denn wo fände sich eine Jungfrau, die ihr Leben für einen Aussätzigen opfern wollte? Also wandert der arme Heinrich traurig wieder in die Heimat nach Schwaben, gibt seine Besitzungen auf, und zieht sich auf ein wildes Gereute (einen einsamen

Meierhof) zurück. Da jammert des Elenden das zwölfjährige Töchterlein des Meiers, und es pflegt sein treulich und kindlich, gleich als sei der Herr nicht unrein und ein Scheusal vor aller Welt. Nach einiger Zeit erfährt das Mägdlein auch, wodurch der Kranke geheilt werden kann, und alsbald geht es ihr durch das Herz, sie sei es, die den Herrn heilen könne. In nächtlicher Stille pflegt sie unter Thränen dieser Gedanken, und die Willigkeit, ihr junges Leben zu opfern, die Innigkeit ihrer Sehnsucht, dem Kranken zu helfen, die Reinheit und die Festigkeit ihres Willens, welche sie dem Vater und der Mutter und dem Kranken selbst, der im Anfang ihr Anerbieten für einen kindlichen Einfall hält, und die sie sämmtlich von ihrem Vorhaben abzubringen suchen, entgegen setzt, ist ganz vortrefflich geschildert. Sie zieht mit ihrem kranken Herrn nach Salerno, erschrickt nicht vor dem Arzte, der sie noch besonders ausforscht, ob nicht Drohungen von Seiten des Herrn oder sonstige Gründe, ob vielmehr ganz reiner freier Wille sie zur Selbstopferung bestimmen, nicht vor den Zubereitungen zum Abschlachten, nicht vor dem gezückten und eigens vor ihren Augen erst gewetzten Messer. Kaum wird es jemals wieder möglich sein, die reine, völlig uneigennützige, sich ganz hingebende Liebe eines tiefen und reinen weiblichen Herzens so treffend, so ansprechend und wahrhaft ergreifend zu schildern, wie Hartmann dies in unserem Gedichte gethan hat. Als nun das Kind schon auf dem Secirtische liegt, da wird endlich durch diese reine Güte auch das Herz des Kranken bewegt, daß er nicht mehr, wie früher, leidenschaftlich nach Heilung strebt — sein Herz ergibt sich Gott, da er sieht, wie dies Kinderherz sich Gott im Tode freiwillig ergibt: er demüthigt sich und nimmt nun seine Krankheit willig als Fügung Gottes an. Das Kind, verlangt er nun, soll nicht sterben. Der Arzt erfüllt das Verlangen des Kranken, und er zieht mit der Geretteten, die indeß darüber, daß sie das vermeintliche Ziel ihres Lebens nicht erreicht hat, bis in den Tod betrübt ist, in seine Heimat zurück, und siehe da, nachdem er sich nun gedemüthigt hat, nimmt Gott den Aussatz von ihm. Späterhin wird das Mägdlein die Gemahlin des durch sie nicht allein geretteten, sondern in der Seele umgewandelten Herrn.

Barthels Urtheil über das Gedicht.

Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesaug, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor. Es ist um ein in den ersten Jahren der Entfaltung sich befindendes reines Mädchenherz ein wunderbares Ding; es keimen darin, wenn böse Zucht die Knospe nicht erdrückt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elastischer Stärke, eine unbeschreibliche Sehnsucht ohne Begehrlichkeit, es quillt in ihm eine süße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit. Es kommt nicht selten vor, daß in einem solchen kindlichen Mädchenherzen zu dem ersten edeln Mann, an den sie Verhältnisse knüpfen, eine ihm oft unbewußte Neigung Wurzel schlägt. Dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben. In dieser Stimmung stellte der Dichter das junge Mädchen dar, deren Opferung wir Neuern nicht mehr verstehen, weil die tiefen Naturen der Frauen freilich verflacht sind.

Eingang zum „Armen Heinrich." (Nach Simrock.)

Ein Ritter war wohl so gelehrt,
Daß er in Büchern unbeschwert
Las, was er geschrieben fand.
Hartmann war er genannt
Und zu Aue Dienstmann.
Was er der Bücher gewann
Spät oder frühe,

So spart' er keine Mühe,
Bis er was aufgefunden,
Womit er läst'ge Stunden
In Kurzweil verbrächte,
Und wovon er gedächte,
Es diene Gott zu Ehren
Und seine Gunst zu mehren.

Bei allen Biederleuten.
Eine Märe nun zu deuten
Beginnt er, die geschrieben stand.
Er hat sich darum genannt,
Daß er für die Müh' und Zeit,
Die er auf die Arbeit
Gewandt, den Lohn erschaue,
Wer sich daran erbaue
Dereinst nach seinem Ende,
Daß der zu Gott sich wende
Und bitte für sein Seelenheil.
Erlösung wird ihm selbst zu Theil,
So hat man oft vernommen,
Der fleht für And'rer Frommen.

Nun hat er dies gelesen,
Es sei ein Herr gewesen
In Schwabenland gesessen
An dem war vergessen
Kaum eine Tugend,
Die ein Ritter in der Jugend
Zu vollem Lobe haben soll.
Von keines Andern Ruhm so voll
War das Land in der Runde.
Man sah bei ihm im Bunde
Geburt und Reichthum zumal,
Wozu ihn eigner Werth empfahl.
So hoch ihn Reichthum stellte,
Ob ihn Geburt gesellte
Den Fürsten selber im Reich,
So war er dennoch kaum so reich
An edler Abkunft und an Gut,
Als an Ehr' und hohem Muth.

Sein Name war gar wohl bekannt,
Herr Heinrich ward er genannt
Und war von Aue geboren.
Falschheit hatte verschworen
Sein Herz und alle Niedrigkeit
Und hielt getreulich den Eid
Bis an seines Todes Tag,
Daß keinem Tadel unterlag
Seine Ehre, noch sein Leben.

Ihm war die Fülle gegeben
Der weltlichen Ehren;
Die wußt' er wohl zu mehren
Noch mit aller reinen Tugend.
Eine Blume war er der Jugend,
Weltlicher Freude Spiegel,
Steter Treue Siegel,
Eine volle Krone der Zucht,
Der Nothbedrängten Zuflucht,
Freunden ein bewährter Schild,
Wie eine Wage Allen mild:
Nichts zu wenig, nichts zu viel.
Unermüdet an das Ziel
Trug er seiner Ehren Last;
Sein Rath schien eine Brücke fast;
Er sang auch schön von Minne.
So ward ihm zum Gewinne
All der Welt Lob und Preis;
Denn höfisch war er und weis.

Als der edle Heinrich
Unterwinden wollte sich
Der Ehren und des Gutes,
Und fröhlichen Muthes
Und der Weltlust zumal;
Weit vor der Verwandten Zahl
War Er gepriesen und geehrt;
Da ward sein hoher Muth verkehrt
In ein schmähliches Leben.
An ihm ward kund gegeben
Wie einst an Absalone,
Daß die üppige Krone
Der weltlichen Süße
Uns stürzt vor die Füße
In ihrer vollen Herrlichkeit,
Wie die Schrift uns gibt Bescheid.
Es heißt an einer Stelle da:
„Media vita
Sumus in morte."
Uns bedeuten diese Worte:
Wir sind vom Tod umfangen
In des Lebens schönstem Prangen.

Herrn Heinrichs Heilung.

Herr Heinrich höret mit Entsetzen
Das Messer auf dem Steine wetzen.
Er springt empor, ein wilder Schmerz
Ergreifet um die Maid sein Herz,
Er soll sie lebend nimmer seh'n,
Durch die ihm solches Heil gescheh'n,
Er denkt an ihren treuen Sinn
Und eilet zu der Thüre hin
Und will hinein — sie ist verschlossen.
Da hat sein Auge sich ergossen
In heißen Thränen, umgestaltet
Fühlt er sein Inn'res, es entfaltet
Ein neues Leben seine Brust.
Er denkt: „Soll meines Herzens Lust,
Die holde, süße, reine Maid,
Für mich dem Tode sein geweiht?
Willst du, ein Thor, den Höchsten zwingen,
Von ihm Gesundheit dir erringen?
Glaubst du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag' an, warum sie sterben sollte,
Es kann Gott Alles, was er will.
Drum halte aus geduldig, still,
Versuche nicht mit neuen Sünden
Den Ew'gen, seinen Zorn entzünden
Nur kannst du, doch zu seiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade."
Er war entschlossen alsobald
Und schlug die Thüre mit Gewalt
Und rief dem Meister: „Laßt mich ein."
Der Meister sprach: „Das kann nicht sein,

Ich habe wichtiger zu thun."
Doch Heinrich schrie: „Nein, lasset ruh'n,
Was ihr begonnen, hört mich an." —
„So sagt mir's durch die Thüre dann."
„Nein, laßt mich ein, ich schwör' euch zu,
Es ist um meine ew'ge Ruh'."
Da ließ der Meister ihn herein,
Und Heinrich sah das Mägdelein
Dort auf dem Tisch gebunden liegen,
Bereit, den Tod zu übersiegen.
Da sprach er: „Meister, höret mich,
Dies Kind ist also wonniglich,
Ich kann sein Sterben nicht erseh'n,
Gott's Wille mag an mir gescheh'n.
Was ich versprach, will ich euch geben,
Doch laßt die treue Magd am Leben."
Da nun die Jungfrau hört' und sah,
Daß nicht der Tod an ihr geschah,
Und als sie los der Meister band,
Ward sie betrübt; mit ihrer Hand
Zerraufte sie ihr Haar und schrie
So kläglich, daß, wer sie geseh'n,
Gemeint, ihr wär' groß Leid gescheh'n.

Wie sehr sie flehte ihn und bat,
Er ging nicht ab von seinem Rath,
Sie mußte wider Willen
Zuletzt die Klage stillen
Und sich darein ergeben,
Daß sie behielt das Leben.
Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte selbst das Kleid ihr an,
Gab seinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach seinem Heimatlande,
Obschon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.
So war er durch die reine Maid
Von einer Krankheit doch befreit,
Zwar nicht von seines Leibes Leid,
Doch von des Herzens Härtigkeit.
Nun erst war all sein Uebermuth
Erlegen ganz, ein höher Gut,
Als jemals ihm entschwunden,
Das war von ihm gefunden:
Des reinen Herzens Freudigkeit,
Das Gott vertraut ob Schmerz und Leid.
Die arme Maid dagegen war
Versenkt in Kummer ganz und gar.
Ihr Kopf und Herz war wüst und wirr,
Sie ward schier an sich selber irr.
Ihr däuchte, daß in Schand' und Spott
Gewandelt sei ihr Bau'n auf Gott.
Sie fleht in ihrem Herzen
Erlösung dieser Schmerzen.
So kam die Jungfrau und der Mann
Des Nachts bei einer Herberg' an.
Sie wachten jedes still allein
Bei sich in seinem Kämmerlein.
Es dankte Gott der Rittersmann,
Daß er sein Herz ihm abgewann,
Daß er durch Prüfung und durch Leid
Von Eitelkeit ihn ganz befreit.
Die Jungfrau lag auf ihren Knie'n
Und sprach zu Gott und fragte ihn,
Warum er sie mit ihrer Gabe
Nicht gnädig angenommen habe,
Da sie doch habe nichts zu geben,
Als nur ihr nacktes, armes Leben?
Sie flehte: „Ach, bin ich nicht rein
Genug, um, Heil'ger, dein zu sein?
So reinige, o Gott, mein Herz
Und laß mich nicht vergeh'n in Schmerz
Und gib mir, Vater, doch ein Zeichen,
Daß deine Gnade zu erreichen
Mir einstens noch gelingen werde,
Verweil' ich noch auf dieser Erde!"
Und Gott, der in das Herze schaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen Beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er schlief in seiner Kammer
Ward Heinrich frei von allem Jammer
Und trat am andern Morgen,
Erlöst von allen Sorgen,
Rein und gesund hin vor die Maid,
Da schwand auch ihr ihr Herzeleid.
Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad' erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."
Herr Heinrich ritt mit frohem Sinn
Nun wieder zu der Heimat hin.
Mit jedem Tage kehrt zurück
Ein Theil von seinem Jugendglück,
Sein Leib blüht auf, sein ganzes Wesen,
So schön wie nimmer es gewesen.

Die beiden sahen gottergeben
Ein langes noch und frohes Leben
Und gingen endlich noch zugleich
Nach kurzem Leid in's Himmelreich.
Es möge einst uns Allen
Dasselbe Loos noch fallen.
Zum Lohn, den sie bekamen,
Verhelfe Gott uns! Amen.



4. Wolfram von Eschenbach.

Motto: Swaz an den buochen stât geschrieben
des bin ich künstelôs beliben.
niht anders ich gelêret bin:
wan hân ich kunst, die git mir sin.

(Wolfram über sich selbst im „Willehalm".)

Her Wolfram,
ein wise man von Eschenbach;
sin herze ist ganzes Sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.

(Wirnt von Gravenberg.)

Ein redlich Werk, mit dem ich lang' gerungen,
Steht, Dank dem Herrn, vollbracht in Würdigkeit:
Von Parzivals, des ritterlichen, jungen,
Prüfung und Fahrt zum Gral bring' ich Bescheid;
Auch Gamuret des Vaters Minneflamme,
Des Herrn Gâwan Tiost und süße Zucht
Und was vom Anschewiner Fürstenstamme
Die Chronica von Anschon Wunders bucht:
Viel wilden Fund aus König Artus' Tagen
Hat Findersglück und Fleiß mir zugetragen.

Erst hat versucht, die reiche Mär zu künden
Von Troys der wackre Meister Kristian,
Viel ward, das Rauhe sorglich abzurründen,
Durch Kyot mit Provins dazugethan;
Nun lehrt's, ein goldner Kern in goldner Schale,
Wie Zweifel und Unstätheit irre führt,
Und wie nur der geläutert naht dem Grale,
Der Stäte sich als Lebensmaß erkürt;
Des eig'nen Herzens räthselbunkle Ziele
Entwirren sich im höfisch bunten Spiele.

Gewoben hab' ich um die welschen Mären
Der Heimatsprache ehern Klanggewand,
Und hoffe, daß sie preislich sich bewähren
Nicht nur als neugierstillend leichten Tand.
Als wie ein Schmied, der eine Brünne wirket,
Fest Draht zu Draht und Ring zu Ringe biegt,
Hab' ich den Reim gemessen und gezirkelt,
Daß sein Geflecht wie Kettenhemd sich schmiegt,
Und wie ein Schmied errang ich des Gedichtes
Glattformung nur im Schweiß des Angesichtes.

(Scheffel.)

Kobersteins Urtheil über Wolfram.

Wolfram war ein Franke, oder, wie er sich selbst nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit nennt, ein Baier, von ritterlicher Herkunft, aus dem nordgäuischen, bei Ansbach gelegenen Schloß und Städtchen Eschenbach stammend. Er gehörte zu den Dichtern, die sich längere oder kürzere Zeit am Hofe zu Eisenach aufhielten, und die Sagen und Lieder vom Sängerkriege auf der Wartburg lassen ihn in diesem eine Hauptrolle spielen. Ohne die eigentlich gelehrte Bildung seines Zeitalters, wie sie Hartmann und Gottfried besaßen, hatte er doch eine umfassende und gründliche Kenntniß heimischer und fremder Sagen; auch sprach er französisch. Die Gedichte in dieser Sprache, woraus er die Stoffe zu den seinigen nahm, hat er sich vorlesen lassen; denn er selbst konnte nicht lesen. Seinen Parzival, der wohl vorzugsweise am Thüringer Hofe abgefaßt ist, fing er schon vor 1205 an, vollendete ihn aber wohl erst gegen 1215; später, aber vor 1220, welches Jahr der Dichter kaum überlebt haben wird, fällt der nicht bis zu Ende geführte Wilhelm, während die Bruchstücke des Titurel wahrscheinlich eine Jugendarbeit sind, welche der Dichter über dem größeren Werke, das ihn dann beschäftigte, unvollendet ließ. Wolfram ist der tiefsinnigste, planvollste und sittlich wie künstlerisch großartigste unter allen altdeutschen Dichtern, die wir kennen. Seine weisheitsvolle Kunst war schon im dreizehnten Jahrhundert sprichwörtlich, und sein Ruhm, früh von der Sage gehoben, dauerte länger als der irgend eines seiner dichtenden Zeitgenossen, obgleich es ihm schon bei seinen Lebzeiten nicht an Tadlern fehlte: auch der Angriff im Tristan geht sicher auf den Parzival, den Gottfried nicht einmal ganz gekannt haben dürfte.

Scheffel über die Entstehung des Parzival.

Der Parzival ist kein deutsches Originalwerk, sondern ein französisches, bald wörtlich, bald frei und eigenthümlich von Wolfram in das Deutsche übersetzt. So unangenehm es für diejenigen Literaturhistoriker sein mag, welche in staunenden Betrachtungen über den psychischen Reichthum seiner Erfindung Herrn Wolfram zu einer überschwänglichen Höhe des Ruhmes emporphantasirt haben: Lob und Tadel nach dieser Richtung gebührt nicht ihm, sondern dem Meister Crestiens von Troyes und — in welchem Maß ist noch nicht haarscharf abzugrenzen — dem anderen französischen Bearbeiter, Guiot von Provins.

Ein Uebersetzer, der das Epos schon als ein fertiges vorfindet, dem die psychologischen Kämpfe der Gewinnung und Aneignung des geschichtlichen Stoffes, der rhythmischen Formung und Umformung, und all jene Mühen, die das künstlerische Schaffen oft zu einem von Dämonen geplagten machen, wenig Schmerz mehr verursachen, kann, wenn die Gabe, den Reim zu finden, vorhanden ist, und der Sinn des zu Uebersetzenden wohl interpretirt vorliegt, mit Schreibern, denen er dictirt, besser und schneller arbeiten, als selbst schreibend: er läßt sich — um etwas handwerkmäßig zu reden — sein täglich Pensum vorlesen, wandelt auf und nieder, überträgt Zeile um Zeile in ein gereimtes Deutsch, flicht, wenn er, wie Wolfram, selbst ein feines, satyrebegabtes Talent ist, eigene Bemerkungen mehr oder minder geschickt ein, dictirt's und fährt am andern Tag mühelos da fort, wo er Tags vorher stehen geblieben. Schwerlich in viel anderer Weise wird der Parzival entstanden sein.

Inhalt des Parzival nach Vilmar.

Parzival, der Sohn Gamurets, aus dem königlichen Geschlecht von Anjou, und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsprossenen Herzeloide, wird nach des

4. Wolfram von Eschenbach.



Motto: Swaz an den buochen stêt geschrieben
des bin ich künstelôs beliben.
niht anders ich gelêret bin:
wan hân ich kunst, die gît mir sin.
(Wolfram über sich selbst im „Willehalm".)

Her Wolfram,
ein wîse man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
(Wirnt von Gravenberg.)

Ein redlich Werk, mit dem ich lang' gerungen,
Steht, Dank dem Herrn, vollbracht in Würdigkeit:
Von Parzivals, des ritterlichen, jungen,
Prüfung und Fahrt zum Gral bring' ich Bescheid;
Auch Gamuret des Vaters Minneflamme,
Des Herrn Gâwan Tiost und süße Zucht
Und was vom Anschewîner Fürstenstamme
Die Cronica von Anschon Wunders bucht:
Viel wilden Fund aus König Artus Tagen
Hat Findersglück und Fleiß mir zugetragen.

Erst hat versucht, die reiche Mär zu künden
Von Troys der wackre Meister Kristian,
Viel word, das Rauhe sorglich abzuründen,
Durch Kyot mit Provins dazugethan;
Nun lehrt's, ein goldner Kern in goldner Schale,
Wie Zweifel und Unstätheit irre führt,
Und wie nur der geläutert naht dem Grale,
Der Stäte sich als Lebensmaß erkürt;
Des eig'nen Herzens räthseldunkle Ziele
Entwirren sich im höfisch bunten Spiele.

Gewoben hab' ich um die welschen Mären
Der Heimatsprache ehern Klanggewand,
Und hoffe, daß sie preislich sich bewähren
Nicht nur als neugierstillend leichten Tand.
Als wie ein Schmied, der eine Brünne wirket,
Fest Draht zu Draht und Ring zu Ringe biegt,
Hab' ich den Reim gemessen und gezirkelt,
Daß sein Geflecht wie Kettenhemd sich schmiegt,
Und wie ein Schmied errang ich des Gedichtes
Glattformung nur im Schweiß des Angesichtes.
(Scheffel.)

Kobersteins Urtheil über Wolfram.

Wolfram war ein Franke, oder, wie er sich selbst nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit nennt, ein Baier, von ritterlicher Herkunft, aus dem nordgäuischen, bei Ansbach gelegenen Schloß und Städtchen Eschenbach stammend. Er gehörte zu den Dichtern, die sich längere oder kürzere Zeit am Hofe zu Eisenach aufhielten, und die Sagen und Lieder vom Sängerkriege auf der Wartburg lassen ihn in diesem eine Hauptrolle spielen. Ohne die eigentlich gelehrte Bildung seines Zeitalters, wie sie Hartmann und Gottfried besaßen, hatte er doch eine umfassende und gründliche Kenntniß heimischer und fremder Sagen; auch sprach er französisch. Die Gedichte in dieser Sprache, woraus er die Stoffe zu den seinigen nahm, hat er sich vorlesen lassen; denn er selbst konnte nicht lesen. Seinen Parzival, der wohl vorzugsweise am Thüringer Hofe abgefaßt ist, fing er schon vor 1205 an, vollendete ihn aber wohl erst gegen 1215; später, aber vor 1220, welches Jahr der Dichter kaum überlebt haben wird, fällt der nicht bis zu Ende geführte Wilhelm, während die Bruchstücke des Titurel wahrscheinlich eine Jugendarbeit sind, welche der Dichter über dem größeren Werke, das ihn dann beschäftigte, unvollendet ließ. Wolfram ist der tiefsinnigste, planvollste und sittlich wie künstlerisch großartigste unter allen altdeutschen Dichtern, die wir kennen. Seine weisheitsvolle Kunst war schon im dreizehnten Jahrhundert sprichwörtlich, und sein Ruhm, früh von der Sage gehoben, dauerte länger als der irgend eines seiner dichtenden Zeitgenossen, obgleich es ihm schon bei seinen Lebzeiten nicht an Tadlern fehlte: auch der Angriff im Tristan geht sicher auf den Parzival, den Gottfried nicht einmal ganz gekannt haben dürfte.

Scheffel über die Entstehung des Parzival.

Der Parzival ist kein deutsches Originalwerk, sondern ein französisches, bald wörtlich, bald frei und eigenthümlich von Wolfram in das Deutsche übersetzt. So unangenehm es für diejenigen Literaturhistoriker sein mag, welche in staunenden Betrachtungen über den psychischen Reichthum seiner Erfindung Herrn Wolfram zu einer überschwänglichen Höhe des Ruhmes emporphantasirt haben: Lob und Tadel nach dieser Richtung gebührt nicht ihm, sondern dem Meister Crestiens von Troyes und — in welchem Maß ist noch nicht haarscharf abzugrenzen — dem anderen französischen Bearbeiter, Guiot von Provins.

Ein Uebersetzer, der das Epos schon als ein fertiges vorfindet, dem die psychologischen Kämpfe der Gewinnung und Aneignung des geschichtlichen Stoffes, der rhythmischen Formung und Umformung, und all jene Mühen, die das künstlerische Schaffen oft zu einem von Dämonen geplagten machen, wenig Schmerz mehr verursachen, kann, wenn die Gabe, den Reim zu finden, vorhanden ist, und der Sinn des zu Uebersetzenden wohl interpretirt vorliegt, mit Schreibern, denen er dictirt, besser und schneller arbeiten, als selbst schreibend: er läßt sich — um etwas handwerkmäßig zu reden — sein täglich Pensum vorlesen, wandelt auf und nieder, überträgt Zeile um Zeile in ein gereimtes Deutsch, flicht, wenn er, wie Wolfram, selbst ein feines, satyrebegabtes Talent ist, eigene Bemerkungen mehr oder minder geschickt ein, dictirt's und fährt am andern Tag mühelos da fort, wo er Tags vorher stehen geblieben. Schwerlich in viel anderer Weise wird der Parzival entstanden sein.

Inhalt des Parzival nach Vilmar.

Parzival, der Sohn Gamurets, aus dem königlichen Geschlecht von Anjou, und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsprossenen Herzeloide, wird nach des

Vaters frühem Tode von der besorgten Mutter in der Einöde Soltane am Brezilianwalde erzogen, einem künftigen Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt, denn die Mutter fürchtet, der Sohn möge gleich dem tiefbetrauerten Vater von Thatenlust gedrängt ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod stürmen. In kindischem Spiel schnitzt sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegt die singenden Waldvögel; aber bald, wenn er einen der armen Sänger getödtet hatte, brechen bittere Thränen aus seinen Augen, daß der liebliche Gesang durch seine Hand verstummt war. Seitdem lauscht er, stumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Gesange der Vögel, und es ward ihm wohl und weh in der kindlichen Seele, und sein junges Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilt, ihr sein Leid — welches? wie wußte er das? — zu klagen. Die Mutter will die Vögel, die ihr Kind zu so tiefem Leide aufregen, tödten lassen; aber der Sohn erbittet für sie Frieden — und die Mutter küßt den Sohn: „Wie sollte ich des höchsten Gottes Friedegebot brechen? sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren?“ „O, was ist Gott?“ fragt der Knabe. Und die treue Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst flehen in deiner Noth, denn er ist getreu. Aber es gibt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirth nennen, von dem sollst du deine Gedanken abwenden, und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten.“ Der Knabe pflegt des Waidwerkes und wächst zum starken Jüngling heran, da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Berghalde einen schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wohl zu bestehen. Aber es sind drei, von Kopf bis zu Fuß glänzend gewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten, und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschlossen. „Er meinte, ein jeder dieser Ritter wäre Gott.“ Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus, hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seines Waldhauses, hinaus aus den zärtlich den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege — hinaus an König Artus' Hof, zu der Blüthe aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt — doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfell genähet. Und so reitet der in sich noch Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimatsgefühl und den dunkeln, aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch ungeschieden in sich trägt — ein Zustand, den die alte Sprache sehr bezeichnend durch das einzige Wort tumb ausdrückt, während unser dumm zu einer engern und niedrigeren Bedeutung herabgesunken ist, so daß wir uns nur durch mühselige Umschreibungen helfen können — so zieht er denn dahin, um der Welt als ein Thor zu erscheinen, wie die meisten wahrhaft tiefen deutschen Gemüther bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Thoren sich darstellen. Und dieses Helldunkel bleibt über Parzivals ganzes Leben gebreitet, das Helldunkel, welches überall stattfindet, wo Tiefe der Empfindung und äußere Beschränkung gegenüber gestellt wird einer weiten Aussicht in eine Welt voll Pracht und Farbenglanz, voll von Ereignissen und Thaten. Daher die öfter wiederkehrende Bezeichnung des in heller Unschuld mitten in der Welt der Wirren und Wunder hereintretenden jungen Helden: der tumbe clâre, der liehtgemâle, daher die Schilderung, daß er sei keusch wie die Taube und mild wie Rebentraube; wir haben hier ein tiefdeutsches Jünglings-Gemüth, voll Unschuld und doch voll Thatenlust, voll Heimatsgefühl und doch voll Wandersehnsucht, das die Augen der nächsten Umgebung verschließt, aber fast träumend, halb sehnsüchtig und halb weh-

müthig ängstlich hinausschauet nach den fernen blauen Bergen, nach fernen blühenden Gefilden, wo alles neu und fremd und wunderbar, und doch bekannt und heimatlich und traulich ist.

Der treuen Mutter bricht der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßt ihn und läuft ihm nach; als er aber aus ihren Blicken verschwindet, sinkt sie zusammen und ihre Augen schließen sich für immer. — Parzival gelangt an den Hof Artus', welcher damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin, die noch niemals gelacht, durch ihn zum ersten Auflachen bewogen wird — wie bekannt, ein alter sagenmäßiger und noch heute wieder vielfach bearbeiteter Zug. Eben solches Aufsehen aber erregt seine, wenn schon noch rauhe und ungefüge, Tapferkeit. Erst später gelangt er zu einem alten Ritter, der ihn edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit üben lehrt; die Naivetät Parzivals und die trefflich gehaltenen Lehren des alten Gurnamanz gehören mit zu den ansprechendsten Stellen des Gedichtes.

Die erste That, welche er nunmehr ausführt, ist der Schutz einer von übermüthigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin Konduiramur; er rettet sie, und sie wird seine Gemahlin. Doch nicht gar lange weilt er bei ihr; die Heimatsehnsucht und der Wandertrieb erwachen von Neuem in ihm, und er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er nichts erfahren hat.

Auf dieser Fahrt gelangt Parzival nach schnellem ziellosem Ritte Abends zu einem See, wo er Fischer nach der Herberge fragt. Der eine von diesen, reich gekleidet, aber traurig, weist ihn zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde; dort wolle er selbst den Wirt machen. Parzival kommt an dem Burgthore an und wird, da er von dem traurigen Fischer gesendet ist, eingelassen. In der Burg angekommen, öffnet sich vor Parzivals erstaunten Augen die blendendste Pracht und eine niegesehene Herrlichkeit: in einem weiten Saale mit hundert Kronleuchtern sitzen auf hundert kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten in hellen wohlriechenden Flammen. Eine stahlblanke Thür öffnet sich, und vier Fürstinnen in dunklen Scharlach gekleidet, treten ein mit goldnen Leuchtern; ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchsichtige funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein tragen; sechs andere in glänzendem Seidengewand tragen silberne Geräthe und noch sechs geleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin, Repanse de joie, in den Saal. Diese trägt ein Gefäß von wunderbar funkelndem Stein, welches sie vor dem König niedersetzt, worauf sie sich dann in den Kreis ihrer edlen Jungfrauen zurückziehet. Aber inmitten dieser Herrlichkeit wohnt das tiefe Leid: in Pelzwerk gehüllt, sitzt traurig und an schweren Wunden siech der König auf seinem Ruhebette, und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen durch den Saal getragen wird, bricht allgemeines Wehklagen aus. Parzival sitzt neben dem König und sieht durch die geöffnete Thür auf einem Spannbette einen schneeweißen Greis im Nebenzimmer ruhen: er ist in der Burg des Grals angekommen, aber er weiß nicht, fragt auch nicht, daß er an der Stätte des höchsten Heils und des tiefsten Leids, welches er allein wenden kann, verweilt, er sieht nicht und fragt auch nicht, daß der Gral vor ihm steht, daß der schneeweiße Greis im Nebenzimmer sein eigner Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß der sieche König sein Oheim, Anfortas, und die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester ist; er fragt nicht, obgleich der König ihn mit einem Schwerte beschenkt und dabei seine Verwundung erwähnt. In köstlicher Pracht wird die Abendbewirthung vollbracht, in eben so köstlicher Pracht die Ruhestätte für Parzival eingerichtet. Aber am andern Morgen findet Parzival Kleider und Schwert vor seinem Bette liegen, sein Roß gesattelt und angebunden, und tiefe menschenleere Oede herrscht

in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parzival reitet von dannen, und als er das Thor im Rücken hat, höhnt ihn ein Knappe von der Burg aus, daß er unbesonnener Weise nicht gefragt habe. Unmittelbar darauf findet er eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten klagend im Arme hält, und die ihm schon einmal auf seinen Zügen aufgestoßen ist: es ist gleichfalls eine unerkannte Verwandtin, und seine eigne Pflegeschwester, Sigune, Tschionatulanders Braut: von ihr erfährt er noch genauer, wie schwer er gefehlt, daß er nicht nach dem Heile, das ihm so nahe war, das ihm, ohne daß er es wußte und wollte, entgegengetragen worden, gefragt habe; sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts wieder von ihm hören.

In tiefem Sinnen reitet Parzival von dannen, und immer tiefer versinkt er in sich selbst, bis er zuletzt bei dem Anschauen dreier Blutstropfen, die im Schnee vor ihm ausgegossen sind, sich völlig verliert in träumerisches Sinnen und süßes Andenken an die süße, verlassene Gattin Konduiramur. Er denkt ihrer Thränen, als zwei Thränen standen auf ihren Wangen und eine auf ihrem Kinn'; in weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male überwältigendes Heimweh wie ein schwerer Traum, und noch sollten Jahre vergehen, bis er die geliebte Gattin wiedersah; an derselben Stelle aber, wo er einst die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht, wo er sie mit den beiden Zwillingssöhnen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft, und so tritt dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Thränen, mit den rothen Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben. „So erkennen wir Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn sie uns lange hernach im Leben eintreffen, oder wie ein alter Mann, als er die aufgehende Sonne anschaut, sich heimlich besinnt, daß er sie schon einmal eben so als Kind, sitzend auf einem Hügelchen, und seitdem nicht wieder so, betrachtet hat; er weiß, daß sie vor ihm geschienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, daß sie bald auf sein Grab scheinen wird." Dazu ist das Bild von den Blutstropfen im Schnee ein uralt mythischer Zug, der sich durch die keltischen wie die deutschen Sagen gleichmäßig hinzieht und bei uns aus dem Märchen von Schneewittchen und vom Machandelbaum bekannt, in unserem Gedichte aber mit ungemeiner Zartheit in den Charakter und das Leben unseres Helden verflochten ist. Die von Artus abgesandten Ritter können Parzival nicht aus seinen Träumen aufwecken, bis Gawein ihm die Blutstropfen verdeckt, aber als Parzival nun zu Artus kommt, der ihn in die Tafelrunde aufnehmen will, da erscheint die grause Flugbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, flucht Parcival, und dieser leistet Verzicht auf die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde, gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und ohne Zuversicht, und reitet traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

Länger als vier Jahre irrt er, fern von Gott wie von der Heimat, in sich verbissen, trotzig und verzagt, umher: es ist die Zeit des Zweifels, und während dieser Zeit verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, um in langer, zierlicher Ausführung die Herrlichkeit des weltlichen Ritterthums zu ihrem Rechte kommen zu lassen; der Held der Begebenheiten ist nun auf längere Zeit nicht Parzival, sondern Gawein, der nach manchen ritterlichen Thaten als weltlicher Ritter gleichfalls, wie einst Parzival, auszieht, um den Gral zu suchen.

Nach vier Jahren finden wir Parzival wieder, wie er am Charfreitag, dessen Heiligkeit er durch Waffentragen verunehrt — denn schon lange hat er nach Gott nicht gefragt — durch einen Ritter im grauen Gewande zum erstenmale wieder auf das höhere Ziel seines Lebens hingewiesen, zum erstenmale wieder an die Treue Gottes,

seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber, gemahnt wird. Diese Schilderung mag leicht zu dem Einfachsten, aber auch zu dem Treffendsten und Besten gehören, was nicht allein Wolframs Gedicht enthält, sondern was jemals in dieser Weise ist gedichtet worden. Nachher gelangt Parzival, geleitet von dem Ritter im grauen Gewande, zu einem Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn, daß Hochmuth und Zweifel niemals den Gral gewinnen könne; er selbst habe, wenn schon aus dem Königsgeschlechte des Grals entsprossen, weil er sich selbst als unwürdig erkennen müsse, der Würde eines Pflegers des Grals entsagt: sein Bruder Anfortas, der König im Gral, habe auch einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen, und der Ruf weltlicher Liebe „sei zur Demuth nicht völlig gut", darum habe er im Streit unterliegen müssen, sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, der einst in der Gralburg durch den Saal getragen worden) verwundet worden, und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfte er täglich neue Kraft zu leben und Schmerzen zu ertragen aus dem Anschauen des Grals, bis dereinst, wie man aus einer Inschrift am Gral wisse, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen, und sich durch diese Frage als den bezeichnen werde, dem Anfortas das Königthum im Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er, Parzival, welcher seinem Oheim seine Herkunft und Geschichte bereits erzählt hatte.

Abermals tritt uns die weltliche Ritterschaft in Gaweins Heldenthaten entgegen, der berufen ist, einen Zauber auf dem Schloß Château merveil zu lösen, den der vielberufene Zauberer Klingsor über die von ihm zusammengeraubten Bewohner dieses Schlosses gelegt hat; Klingsor, derselbe, den die spätere Sage als historische Person auffaßte und mit unserem Dichter selbst in den berühmten Wettstreit, Sängerkrieg auf Wartburg genannt, gerathen ließ; — bei diesen weltlichen Thaten fährt Parzival vorbei, er hat Kunde von dem Ruhm, der hier zu gewinnen ist, er sieht das Schloß und die Verzauberten und die zur Befreiung herankommenden Ritter — aber gleichgültig und ohne nur einen Blick nach dem lockenden Kampffeld zu werfen, zieht er ernsten und gesammelten Sinnes seinem neuen Pfade nach, und kaum können es die Helden vor château merveil begreifen, als sie hören, Parzival sei hier vorbeigezogen. Später erst tritt er, wenn schon unabsichtlich, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawein, seinem Genossen an Artus' Hofe, gegenüber und besiegt ihn; denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen, und auch das kräftigste, freiste Streben muß, soweit es blos weltlich ist, dem göttlichen Amte unterliegen, wiederum aber ist dieses göttliche Amt nicht etwa durch thatenlose Gedanken, und wären es auch die tiefsten wie die höchsten, zu erwerben oder zu behaupten: das göttliche Amt muß sich auch weltlich mit dem weltlichen Arme zuversichtlich und siegreich messen können, und auch weltlich untadelhaft muß der sein, welcher die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Darum wird nach diesem Kampfe mit Gawein und einem zweiten, den nunmehr Parzival für Gawein besteht, der ehedem von der Tafelrunde ausgeschlossene Parzival jetzt in dieselbe aufgenommen. Doch verweilt er nicht in diesem Kreise der irdischen Ritterschaft, da er noch nicht gefunden hat, was er sucht, noch nicht erfüllt, was ihm obliegt. Er zieht weiter und hat noch einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschaar zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt; als auch dieser bestanden ist, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt: es wird ihm durch dieselbe Gralbotin, die ihm einst den Fluch angesagt, seine Bestimmung zum König des Grals angekündigt, und so zieht er denn ein in die Gralburg, erlöst durch die Frage nach dem Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, nimmt von dem Königthum im Gral Besitz, findet seine Gattin mit

seinen beiden Söhnen wieder, und läßt den jüngeren derselben, Kardeiß, zum Könige über seine weltlichen Reiche krönen. Der ältere, Loherangrin, soll nach dem Vater König im Gral werden. Von nun an wird allen Rittern des Grals zur Pflicht gemacht, wenn sie vom Gral ausgesendet werden, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin selbst, zum Gemahl einer jungen Herzogin von Brabant bestimmt, und von einem Schwane zu Schiffe dorthin geleitet, muß seiner jungen Gattin diese Frage verbieten: als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, verläßt er sie für immer: das Schiff mit dem Schwane holt ihn wieder nach dem Gral zurück — und hiermit schließt das Gedicht, zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwansage eröffnend; es befriedigt, aber es übersättigt nicht, indem es zum Schlusse, wie jede große Dichterschöpfung, dennoch den Reiz nach Mehrerem erweckt und spannt.

Vilmars Urtheil über den Parzival.

Mit überlegenem, starkem und tiefem Geiste ergriff Wolfram die Sage vom Gral und von dem Artusritter Parzival, um ein Epos zu schaffen nicht der Thaten der Völker und der Begebenheiten ihrer Kriegsfahrten, nicht der Volksfreude und des Volksleides, sondern der Thaten des Geistes und der Begebenheiten der Seele, des Leides und der Freude des inneren Menschen, ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen und menschlichen Dingen: wie Welt und Geist gegen einander streiten und Hochmuth und Demuth miteinander ringen, das ist der Gegenstand des Kunstepos, welches von dem Helden, dessen Lebens= und innere Reinigungsgeschichte in demselben dargestellt wird, den Namen Parzival führt. Als Darstellung des Heldenkampfes der Seele, als das Ideal der Bildungs= und Entwickelungsgeschichte des inneren Menschen hat Wolframs Parzival nur eine Parallele auf dem weiten Gebiete unserer, vielleicht auf dem weiten Gebiete der europäischen Literatur überhaupt: Goethe's Faust; die erste Blütezeit unserer Poesie schuf das psychologische Epos, die zweite das psychologische Drama. Hat das letztere den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Thatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt das Epos größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwickelung; geräth das Epos Wolframs in Gefahr, den langausgesponnenen Faden der Erzählung in unaufmerksamen Händen zum Wirrniß werden und in scheinbar unauflöslichem Knäuel sich verlieren zu sehen, so ist das Drama Goethe's seiner Wirkung auch auf den weniger Theilnehmenden, ja auf den Ungeneigten in jedem Augenblicke sicher, und wiederum: gelangt das Drama, wie wir es haben, darum nicht zum Abschlusse, weil es sich scheuet, das letzte Wort auszusprechen, so schreitet das Epos im ruhigen Bewußtsein seiner inneren Wahrheit, oder damit ich nicht auch das letzte Wort auszusprechen mich scheue, im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse, seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen. Ist Goethe's Faust das treue, wahrhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer eben so starken, wie beweglichen, einer eben so energischen, wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parzival das gestaltenreiche, farbenglühende Product eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte, und im Vollgenusse des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war.

Parzivals Erziehung und Jugend. (Nach San Marte.)

Bezwungen von des Grams Gewalt
Zog aus dem Land zu einem Wald
Sie in der Wildniß von Soltane;
Der Blumen halb dort auf dem Plane

Doch wahrlich nicht: in Leid so ganz
Versenkt, wie schön sie mochten prangen,
Sie wand sie nimmer sich zum Kranz.
Hier barg die Flüchtige mit Bangen

Ihr Kind, ließ drauf von ihren Leuten
Nothdürftig Acker bau'n und reuten.
Und Allen auf das Strengste sagen:
So einer würd', ob Mann, ob Weib,
Von Ritterschaft zu sprechen wagen,
Er müßt' es büßen mit dem Leib;
Denn wenn ihr Traut erführe je
Wie es um Ritterleben steh' —
Nie würd' er davon abgelenkt,
Und sie in neuen Harm versenkt. —
So ward der junge Knab' geborgen,
Und, einsam in der Wüst' erzogen,
Durch der Mutterliebe Sorgen
Um königliche Zucht betrogen.

Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile.
Das war den Vögeln nicht zum Heile;
Er tödtet' alle, die er fand.
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den Kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.
Er wusch am Fuß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte sie: was ihm gescheh'n?
So wußt' er Rede nicht zu steh'n,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeleide sorgenwach
Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so sehnend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
Sie aus, die Vöglein, gut' und schlechte,
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl berathen:
Gar manche schlüpften aus den Schlingen,
Und süßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Kön'gin sprach:
„Was stellt man doch den Vöglein nach?
Weh', Mutter, wende ihre Noth,
Gieb ihnen Frieden noch zur Stund'." —
Die Mutter küßt' ihn auf den Mund
Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht, und sagte: „Laßt mich hören,
Mutter mein, was ist das: Gott?"
„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott —
Begann sie — wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn stäte Hülfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend.
Doch einer heißt der Hölle Wirth;
Schwarz ist er, Untreu stets nur übend.
Wie der auch lockend dich umgirrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm, und von des Zweifels Wanken."

So lernt' er's Licht' und Finstre unterscheiden
Und Gutes üben und das Böse meiden.
Gar herrlich wuchs der Knab' heran
Mit Muth und Stärke angethan.
Schon warf den Jagdspieß er gewandt,
Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
Den er erlegt mit seiner Hand.
Es fand das Wild sich arg beschweret
Durch seine Kunst: denn gleicher Weise,
Ob blumensprossend, ob von Eise
Die Erde starrend war, ihm galt
Es einerlei — er ging zum Wald.
Und also nahm er zu an Kraft,
Daß er oft heim kam so beladen,
Daß kaum ein Maulthier ohne Schaden
Die Beute hätte weggeschafft.
So ging er auch an einem Tag
Nach seiner Art dem Waidwerk nach,
An einem Berghang niederschweifend,
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend.
Da tönte Hufschlag zu ihm her.
Er greift geschwind zu seinem Speer
Und lauscht: „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur geh'n,
Ich würd' ihn sicherlich besteh'n.
Die Mutter Grauses von ihm sagt;
Doch mein' ich, an Muth ist sie verzagt."
So stand er da in Streitbegehr.
Sieh', da trottirten Ritter her.
Gewappnet alle gar und ganz,
Hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott,
Ein jeder ihrer sei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Knie'
Sich mitten auf den Weg und schrie:
„Hilf Gott, denn du kannst Hülfe reichen!"
Der vorderste hieß zornig weichen
Den unberathenen Waleisen,
Der ihn im vollen Laufe still
Zu halten zwang mit seinem Preisen;
Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns B a i e r n,
Muß ich auch an Waleisen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppischer doch,
Als bairisch Volk sind diese noch.
Wer sein Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.

Noch lag der Knab' auf seinen Knieen,
Als noch ein Ritter, schön geziert,
Mit Eil' heran kam galoppirt.

Es trug ein stattlich Streitroß ihn;
Er schien zum Kampfe ausgeritten,
Denn wenig war vom Schilde ganz.
Graf Ultra-Lak Karnahkarnanz —
„Wer sperrt den Weg?“ — mit rauhen Sitten
Schnaubt er also den Knaben an.
Doch diesem wie ein Gott gethan
Erschien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte solchen Schimmer.
Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde; an den Zügeln,
An Schild und auch an beiden Bügeln
Erklangen kleine goldne Schellen,
So daß, wenn von des Gegners Degen
Im wilden Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwischen tönte.
Doch sanft'ren Tones fragt' entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, drauf Karnahkarnanz:
„Nun sagt mir, Jungherr, sonder Weile,
Saht ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehen? Eine Schande
Sind sie dem ganzen Ritterstande,
An Männertugend gar verzagt.
Gewaltsam führten eine Magd
Sie mit sich, die sie frech geraubt.“
Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre
Von Licht und Finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum sprach das Kind
Sein voriges Gebet geschwind:
„Ach hilf mir, hülfereicher Gott,
Der Hülfe gibt in aller Noth.“
Der Fürst darauf: „„Ich bin nicht Gott,
Doch leiste gern ich sein Gebot.
Wärst du der Wahrheit auf der Spur —
Du säh'st in uns vier Ritter nur.““
Da fragt der Knabe fürbas:
„Du nennst da Ritter, was ist das?
Sag' an, hast du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?“
„„Die theilt der König Artus aus:
Ja, kommt Ihr einst zu dessen Haus,
So mögt Ihr Ritters Namen nehmen,
Des Ihr Euch nimmer habt zu schämen.
Denn seh' ich Euer Wesen an
Und Euren Leib so wohlgethan,
Acht' ich Euch wohl von Ritters Art.““

Die Herren ließen gottbefohlen
Das Kind, und zogen des Weges fort,
Um die Verräther einzuholen.
Sie kamen im Walde zu dem Ort,
Wo mit stämmigen Stieren an Egg' und Pflug
Von Herzeleidens Knechten das Feld
Mühsam und fleißig ward bestellt.
Der Fürst beut guten Morgen klug
Und fragt nach der entführten Magd.
Da ward die Wahrheit ihm gesagt:
Zwei Ritter seien Morgens hier
Mit einer Jungfrau am Revier
Vorbeigesprengt. — Ja, Meliakanz —
Er war es, dem Karnahkarnanz
Nachjagte; und in kurzer Zeit
Darauf ward durch den Helden werth
Von ihrem Räuber mit dem Schwert
Die schöne Jungfrau auch befreit.

Aus dem Titurel. Die Macht der Minne. (Nach San Marte.)

In seiner Kemenate
War der junge Schionatulander
Nur zu schwachem Sinne noch gediehen,
Er konnte doch der Herzensnoth
  von Sigunens Minne nicht entfliehen.

O wehe! sie sind noch
  zu jung solchen Aengsten.
Wo die Jugend von der Minne
  ergriffen wird, da währt sie am längsten.
Das Alter mag der Minne leicht entsagen;
Die Jugend zwingt der Minne Band,
  sie kann sich ihrer Kraft nicht entschlagen.

Weh' Minne, was verschont nicht
  deine Kraft die Kinder!
Einer, der nicht Augen hat,
  würde dich doch spüren, ein Blinder.
Zu vielfach, Minne, bist du stets gewesen;
Alle Schreiber schrieben
  deine Art nicht aus noch dein Wesen.

Auch den Mönch im Kloster
  überwindet Minne,
Sie zwingt den Einsiedel
  selbst zu gehorsamem Sinne;
Keine Regel hält sie dann im Zaume;
Sie zwingt die Ritter unter'm Helm:
  ihr genüget an dem engsten Raume.

Der Minne Macht bewältigt
  die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus;
  in den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft,
  wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.

Der Minne Macht bewältigt
  die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus;
  in den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allerwärts.

Ohne Wank und Zweifel
 sah man die beiden
Schionatulander
 und Sigunen in der Liebe Leiden;
Große Freude mischte sich darunter.
Es wird zu lang, sonst sagt' ich euch
 von kindlicher Minne manches Wunder.

Verschämte Zucht und ihres
 Geschlechts ererbte Weise
(Aus lautrer Liebe stammten sie!)
 hielt sie in dem angestammten Gleise,
Daß sie außen sich der Minn' erwehrten
Vor der Mutter Augen,
 und in den Herzen innen sich verzehrten.

---

5. Gottfried von Straßburg.

Herm. Kurtz über: Tristan und Isolde.

Das hohe Lied der Leidenschaft,
Starr, urgebirgisch, riesenhaft
In dunkler Höhle von Basalt,
Wo Trauer durch die Säulen hallt,
Im alten Celtenland entsprungen,
An Englands, Frankreichs Hof gesungen,
— Das hehre Trauerspiel verwischt
Als lüsterne Fabel aufgetischt,
Urstein zu Modestand zerbrochen —
Von Eilhart schläfrig nachgesprochen,
Hier warm gehegt, dort halb gelitten,
Ein leichter Spiegel leichter Sitten,
So kam es in des Meisters Hand,
Er mußt' es nehmen, wie er's fand;
Freiheit nach innen, nach außen Pflichten,
Das war die Zeit, das war ihr Dichten.
Gehorsam ging er Schritt für Schritt
Der Märe und seiner Urschrift mit,
Leichtfüßig wie ein Vogel geht,
Und dennoch, wo er geht und steht,
Bei jedem Schritt versenkt er sich
Tiefinnerlich, herzinniglich
In aller Dinge Kern und Wesen.
Die Fabel, wie er sie gelesen,
Die enge, von Welt- und Hofeslust,
Die er nach außen lassen mußt',
Nach innen wie hat er sie erweitet,
Tief in des Herzens Grund geleitet,
Und dort aus einer losen Mär'
Erbaut einen Tempel hoch und hehr,
Einen Tempel echter Minne!
Seht wie er hat darinne
Alles zum Heiligthum geweiht,
Die holde Lust, das liebe Leid,
Das Zärt'ste, was ein Herze hegt
Und unerkannt durch's Leben trägt,
Des Weibes allerhöchstes Gut,
Die Treue mit dem Löwenmuth,
Die sie nicht selber nur verschönt,
Die auch ihr ganz Geschlechte krönt,
Die um ureigne Rechte ficht
Mit Welten, weh', mit Recht und Pflicht!
Die, in der Erde Qualm und Staub
Der Erdennoth, der Lüge Raub,
Mit heiliger Gluth die Schuld vernichtend,
Hülflos die blöde Lüge richtend,
Gereinigt in des Staubes Schmerz,
Dem Vater der Liebe fliegt an's Herz!
In solchem Bild der Leidenschaft
Was braucht's noch Zaubertrankes Kraft?
Den Trank, den Tristan und Isold
Getrunken, solch ein flüssig Gold,
Ich wähne, trank auch Gottfrieds Mund;
Vom süßen Gift im Herzen wund,
Die brennende Wunde lächelnd
Mit kühlen Scherzen fächelnd,
Drängt er des Minnezaubers Hort,
Den ganzen, in sein Zauberwort
Und wird, verzaubert von Minne,
Ein Zaub'rer aller Sinne.
Seit sich die Erde dreht im Ring,
Und da sie noch im Mittel hing,
Ist mir kein Meister offenbar,
Dem so das Wort gehorsam war.
Die größten aller Zeiten,
Wenn sie zu Heimlichkeiten,
Zu innersten Geweben
Von Herz und Menschenleben,
Zu Wundern, die im dunkeln
Schoße der Erde funkeln,
Mit Sange fahren nieder,
So lassen sie ihre Lieder
Aus dumpfer Ferne läuten,
So wissen sie zu deuten
Mit einem mächtigen Worte
Auf die verschloss'ne Pforte,
Dahinter das Geheimniß ruht,
Daß wir's im ahnungsvollen Muth,
Doch nicht mit Augen leiblich seh'n.
Er aber bleibt davor nicht steh'n:
Wo Andre enden, da hebt er an
Und handhabt, wie kein andrer Mann,
Mit seinen süßen, frischen,
Gefügen, zauberischen
Verslein, die schalkhaft blinken,
Des Thores goldne Klinken,
Daß es sich öffnet weit und groß.
Da läßt er uns im Felsenschoß
Auf nie gekannten Auen
Krystall'ne Wunder schauen.
Kein Schwanken hier, kein Stillestand!
Er führt uns an der treuen Hand

Weit weit hin durch den stillen Raum,
Und nicht in sinnenhalbem Traum:
Ja, nicht umsonst durch's Felsgestein
Hieb er die heimlichen Fensterlein,
Dadurch in die dunklen Hallen bricht
Das holde, sich're Tageslicht,
Das befang'ne Herz im Zaubersaal
Anheimelnd mit lebenswarmem Strahl.
Und hat er so im Wunderschacht
Den fernsten Winkel hell gemacht,
Da kommt er aus dem Felsenspalt,
Ein klarer Fluß, hervorgewallt
Und eilt mit perlendem Schaume munter
Ueber Fels und Stein in's Thal hinunter,
Gleitet mit sanftem Rieseln
Hin über weißen Kieseln
Durch Waldesdämmerungen,
Wo Stamm mit Stamm umschlungen,
Vorbei an grünen Auen,
Wo Ritter und zarte Frauen
Sich schaaren zu Tjost und Tänzen,
Und bunte Zelte glänzen.
Und jeglichem Gestade
Auf seinem Schlängelpfade
Schwemmt er von seinem Goldsand an,
Den er im tiefen Fels gewann,
Und hört ihr aus den leisen,
Den froh gefügen Weisen,
Aus den geschwätzig süßen,
Frisch murmelnden Wellengrüßen,
Hört ihr die Klage schallen,
Den Seufzer, der die Hallen
Der Felsen füllt mit Schauer,
Die uralt alte Trauer,
Daß Liebe je mit Leide lohnt,
Daß Schmerz je bei der Freude wohnt?
Wie klingt's in seinen Weisen nach,
Wie schmerzlich süß, das leise Ach!
Wohin nun rollt er seine Wogen?
Er wendet sich in scharfem Bogen;
Noch ahnt mir manche Wunderschau,
Felswände schroff, Geklüfte grau,
Zuletzt ein stiller blauer See,
Da endet jede Trauer — Weh,
Er schwindet hin! In voller Pracht,
Tückisch entrissen in die Nacht!
Verschlungen ohne Wiederkehr!
Da fuhr wohl böser Geister Heer,
Die schönen Menschenloosen grollen,
Der Dichtung Rosen vergiften wollen,
Zur Stunde, da er dem Tag entschwand,
Mit fesselloser Sklavenhand
Frohlockend über die öde Stelle. —

Tristans Erziehung. (Nach Herm. Kurtz.)

Nun daß das Knäblein war getauft,
Christo nach Christenbrauch erkauft,
Da nahm ihr liebes Kindlein hin
Die tugendreiche Marschallin
In ihre innige Pflege,
Und wollte alle Wege
Sehen und selber achten,
Ob sie es recht mit ihm machten.
Die süße Mutter wachte gut
Und nahm ihn in so süße Huth,
Daß sie es nicht geschehen ließ,
Daß er auch nur den Fuß anstieß.
Und als sie das mit ihm getrieben,
Bis daß er zählte der Jahre sieben,
Und als er, wie ein Knabe soll,
So Reden als Geberden wohl
Verstehen konnte und auch verstand,
Nahm ihn sein Vater Raul zur Hand
Und befahl ihn einem weisen Mann;
Mit diesem sandte er ihn sodann
Zu Landen, fremden und fernen,
Fremde Sprachen zu lernen,
Vor Allem der Bücher Wissenschaft,
Die sollte er treiben mit aller Kraft
Vor jeder andern Lehre.
Das war die erste Schwere,
Aus seiner Freiheit der erste Fall,
Da trat er in den Bann und Schwall
Der befangenen Sorgen,
Die ihm zuvor verborgen
Und vorbehalten waren.
In den aufblühenden Jahren,
Da seine Wonne sollte ersteh'n,
Da er in Freuden sollte geh'n,
In seines Lebens Anbeginn
War schon sein bestes Leben hin;
Da er mit Freuden zu blüh'n begann,
Da fiel der Sorge Reif ihn an,
Der mancher Jugend Schaden thut,
Und verdorrte ihm seinen blühenden Muth.
In seiner ersten Freiheit schon
Floh seine Freiheit all' davon.
Der Bücher Wissenschaft und Zwang
War seiner Sorgen Uranfang;
Und doch, wie er damit begann,
Wandte er seinen Sinn daran
Und seinen jungen Fleiß so sehr,
Daß er der Bücher viel und mehr
Erlernete in so kurzer Zeit,
Denn je ein Kind vor oder seit.
Zu beiden Wanderungen
Durch Bücher und durch Zungen
Verbrachte er seiner Stunden viel
Mit jeder Art von Saitenspiel,
Darauf er wandte so spät als früh
Alle Emsigkeit und alle Müh',
Bis daß er's konnte aus dem Grund.
Er lernte zu jeder Stund',
Heute dies und morgen das,
Heuer wohl, über's Jahr noch baß.
Ueber dies Alles lernete er
Mit dem Schilde und dem Speer

Fest und behende reiten,
Das Roß zu beiden Seiten
Geschickt mit Sporen rühren
Und frech zum Sprunge führen,
Turnieren und leisiren,
Mit Schenkeln sambeliren,
Nach Ritterbrauch im Ritterspiel.
Hiemit kurzweilt er sich oft und viel.
Wohl schirmen, wacker ringen,
Wohl laufen, tüchtig springen,
Dazu auch schießen den Speeresschaft,
Das that er Alles nach seiner Kraft.
Auch hören wir die Märe sagen,
Birschen habe gelernt und jagen
Noch nie ein Mann so wohl als er,
Es wäre dieser oder der.
Aller Arten höfisches Spiel
Uebte er wohl und konnte er viel,
Auch war er beschaffen am Leibe,
Daß ein Jüngling vom Weibe
Nie herrlicher ward geboren;
Sein Wesen war auserkoren
An Sinn und Sitte zu jeder Zeit.
Nun aber war die Herrlichkeit
Durchwirkt mit Leide wundersam,
Da er leider zu Mühsal ins Leben kam.
Nun daß er vierzehnjährig war,
So nahm ihn der Marschall wieder dar,
Und hieß ihn ziehen und reiten
Zu allen Stunden und Zeiten,
Und wohl betrachten so Leut' als Land,
Auf daß ihm würde recht bekannt,
Wie es stünde um des Landes Art.
Das that der Knabe auf seiner Fahrt
So löblich und behende,
Daß an keinem Ende
Zu keiner Zeit im ganzen Reich
Ein Jüngling war so tugendreich
Erfunden als das Kind Tristan.
Die ganze Welt, die sah ihn an
Mit Freundesaugen und holdem Muth,
So wie man billig Einem thut,
Der seinen Sinn auf Tugend stellt,
Untugend fremd und ferne hält.

Ueber die Dichter seiner Zeit. (Nach Herm. Kurtz.)

Hartmann von Aue.

Hartmann von der Auen,
Ah, der kann Mären bauen,
Und kann sie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchschmücken!
Wie seine Reden zücken
Recht auf der Aventüre Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine krystallenen Wörtelein!
Sie sind's und mögen es immer sein!
Sie treten sittig zu dem Mann
Und schmiegen sich dem Herzen an
Und heimeln Einem reinen Muth.
Wer gute Rede kann für gut
Verstehen und recht erfassen,
Muß dem von Aue lassen
Sein Reis und seinen Lorbeerkranz.
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieses Ehrenreis
Durchflochten ist in Blumenweis,
Wir wollen wissen, was er begehr'!
Was es auch sei, er trete her
Und stecke seine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob sie schön am Kränzlein steh'n,
Daß wir's ihm müssen zugesteh'n
Und dem von Aue herunterzieh'n.
Nun aber keiner noch erschien,
Dem's besser stünde, zu dieser Frist,
Helf Gott, so lassen wir's wo es ist.
Das Reis, das darf uns Keiner haschen,
Seine Rede sei denn wohl gewaschen,
Und eben jedes Wort und schlicht,
Daß Keiner den Hals darüber bricht,
Der schön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.

Wolfram von Eschenbach.

Die aber in Mären wildern
Und wilde Mären bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte,
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die schirmen uns nicht mit Laub und Aesten.
Ihr dürrer Schatten thut den Gästen
Viel selten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit sagen soll,
Daran erwarmet keine Brust,
Daran liegt keine Herzelust.
Ihre Rede hat die Farbe nicht.
Die edlen Herzen dünket licht.
Dieselben wilden Jäger,
Sie müssen Wortausleger
Mit ihren Mären lassen geh'n:
Wir können sie nicht so versteh'n
Mit Augen und mit Ohren:
Auch ist die Zeit verloren,
Daß man im schwarzen Buche
Nach Noten und Glossen suche.

Heinrich von Veldeke.

Der sprach aus ganzem Sinne!
Wie sang er wohl von Minne!
Wie schön er meißelte seinen Sinn!
Ich wähne, daß er die Weisheit hin
Vom Born des gefiederten Rosses nahm,
Von dem die Weisheit alle kam.
Ich hab' ihn selber nicht geschaut;
Es geben aber die Besten laut,
Die noch zu seinen Jahren
Und seither Meister waren,
Ein Zeugniß ihm und einen Preis:
Er impfete das erste Reis
In unsrer deutschen Zungen;
Davon sind die Aeste entsprungen,
Von denen die Blumen kamen,
Daraus die Meister nahmen
Den Sinn zu schönem Funde;
Und ist dieselbe Kunde
So mannichfach verbreitet,
Von Gau zu Gau geleitet,
Daß Alle, die nun sprechen,
Die höchsten Kränze brechen
Von Blumen und von Reisen
An Worten und an Weisen.

Minnesänger.

Der Nachtigallen der sind viel,
Von denen ich nun nicht reden will:
Sie gehören nicht zu dieser Schaar.
Damit geb' ich nichts Andres dar,
Als was ich immer sagen muß:
Sie können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise.
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth,
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt die würde stumpf und hohl
Und käme außer aller Schwang
Ohne den lieben Vogelsang;
Der mahnet und mahnet einen Mann,
Der je zu Freuden Muth gewann,
An alles Gute und Liebe,
Und spielt mit manchem Triebe,
Der edlen Herzen sanfte thut.
Das wecket freundlich holden Muth;
Hievon kommt inniglicher Drang,
Wenn spricht der süße Vogelsang
Der Welt von ihren Freuden allen.
Nun saget von den Nachtigallen:
Die sind zu ihrem Amt bereit
Und können alle ihr sehnend Leid
So wohl besingen und besagen;
Welche soll dann das Banner tragen,
Seit die von Hagenaue,
Der ganzen Schaar Leitfraue,
Die aller Töne höchsten Flug
Versiegelt auf der Zungen trug,
Der Welt also verstummet ist?
An die gedenk' ich zu jeder Frist.
Ich wähne von ihren Tönen,
Den süßen und den schönen,
Daß wohl des Orpheus süßer Mund,
Dem alle Töne waren kund,
(Davon er ihr bescheerte,
Und sie das Wunder lehrte
So mancher Wandelungen)
Aus ihrem Mund erklungen.

Walther von der Vogelweide.

Seit man nun diese nicht mehr hat,
So gebt uns aber einen Rath,
Ein frommer Mann der leg' ihn dar.
Wer leitet nun die trübe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret!
Ihr Singen moduliret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die ist bei Hofe Kämmnerin,
Die soll sie leiten fürohin;
Die weiset sie nach Wunsche wohl,
Die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen also singen,
Daß sie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr sehnendes Klagen;
Und das geschah noch in meinen Tagen!



6. Walther von der Vogelweide.

Motto: Der du bei Leben, o Walther, gewesen der Vögelein Labe,
Blume des Worts und Mund der Pallas, du schläfst nun im Grabe.
Daß du die Krone des Himmels erlangest, der Redlichsten Einer,
Sage, wer immer dies liest: Der Herr erbarme sich seiner.

(Grabschrift Walthers.)

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer sein vergäß', der thät' mir leide.

(Hugo v. Trimberg.)

Aus dessen Brust befreite
Sich einst ein Liederstrom
Voll inniger Liebe zu Deutschland,
Voll kühnen Zorns auf Rom.

Er sang zu Gottes Ehre,
War fromm und wahr und rein
Und wob den deutschen Frauen
Um's Haupt einen Heiligenschein.

(K. Lucae.)

Wackernagel über Walther von der Vogelweide.

Von Geburt, wie es scheint, ein Franke, edel, aber unbegütert, wanderte er sein Leben lang durch ganz Deutschland hin und noch über Deutschlands Grenzen hinaus und suchte als Begehrender die Höfe der Könige und der Fürsten, am liebsten aber

Heinrich von Veldeke.

Der sprach aus ganzem Sinne!
Wie sang er wohl von Minne!
Wie schön er meißelte seinen Sinn!
Ich wähne, daß er die Weisheit hin
Vom Born des gefiederten Rosses nahm,
Von dem die Weisheit alle kam.
Ich hab' ihn selber nicht geschaut;
Es geben aber die Besten laut,
Die noch zu seinen Jahren
Und seither Meister waren,
Ein Zeugniß ihm und einen Preis:
Er impfete das erste Reis
In unsrer deutschen Zungen;
Davon sind die Aeste entsprungen,
Von denen die Blumen kamen,
Daraus die Meister nahmen
Den Sinn zu schönem Funde;
Und ist dieselbe Kunde
So mannichfach verbreitet,
Von Gau zu Gau geleitet,
Daß Alle, die nun sprechen,
Die höchsten Kränze brechen
Von Blumen und von Reisen
An Worten und an Weisen.

Minnesänger.

Der Nachtigallen der sind viel,
Von denen ich nun nicht reden will:
Sie gehören nicht zu dieser Schaar.
Damit geb' ich nichts Andres dar,
Als was ich immer sagen muß:
Sie können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise.
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt die würde stumpf und hohl
Und käme außer aller Schwang
Ohne den lieben Vogelsang;
Der mahnet und mahnet einen Mann,
Der je zu Freuden Muth gewann,
An alles Gute und Liebe,
Und spielt mit manchem Triebe,
Der edlen Herzen sanfte thut.
Das wecket freundlich holden Muth;
Hievon kommt inniglicher Drang,
Wenn spricht der süße Vogelsang
Der Welt von ihren Freuden allen.
Nun saget von den Nachtigallen:
Die sind zu ihrem Amt bereit
Und können alle ihr sehnend Leid
So wohl besingen und besagen;
Welche soll dann das Banner tragen,
Seit die von Hagenaue,
Der ganzen Schaar Leitfraue,
Die aller Töne höchsten Flug
Versiegelt auf der Zungen trug,
Der Welt also verstummet ist?
An die gedenk' ich zu jeder Frist.
Ich wähne von ihren Tönen,
Den süßen und den schönen,
Daß wohl des Orpheus süßer Mund,
Dem alle Töne waren kund,
(Davon er ihr bescheerte,
Und sie das Wunder lehrte
So mancher Wandelungen)
Aus ihrem Mund erklungen.

Walther von der Vogelweide.

Seit man nun diese nicht mehr hat,
So gebt uns aber einen Rath,
Ein frommer Mann der leg' ihn dar.
Wer leitet nun die trübe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret!
Ihr Singen moduliret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die ist bei Hofe Kämmnerin,
Die soll sie leiten fürohin;
Die weiset sie nach Wunsche wohl,
Die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen also singen,
Daß sie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr sehnendes Klagen;
Und das geschah noch in meinen Tagen!

6. Walther von der Vogelweide.



Motto: Der du bei Leben, o Walther, gewesen der Vögelein Labe,
Blume des Worts und Mund der Pallas, du schläfst nun im Grabe.
Daß du die Krone des Himmels erlangest, der Redlichsten Einer,
Sage, wer immer dies liest: Der Herr erbarme sich seiner.
(Grabschrift Walthers.)

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer sein vergäß', der thät' mir leide.
(Hugo v. Trimberg.)

Aus dessen Brust befreite
Sich einst ein Liederstrom
Voll inniger Liebe zu Deutschland,
Voll kühnen Zorns auf Rom.

Er sang zu Gottes Ehre,
War fromm und wahr und rein
Und wob den deutschen Frauen
Um's Haupt einen Heiligenschein.
(K. Lucae.)

Wackernagel über Walther von der Vogelweide.

Von Geburt, wie es scheint, ein Franke, edel, aber unbegütert, wanderte er sein Leben lang durch ganz Deutschland hin und noch über Deutschlands Grenzen hinaus und suchte als Begehrender die Höfe der Könige und der Fürsten, am liebsten aber

und um jedesmal am längsten da zu weilen die von Oesterreich, wo er auch singen und sagen gelernt, und von Thüringen. Nachdem er noch unter König Friedrichs II. Fahnen das heilige Land gesehen, und mehr denn vierzig Jahre lang gedichtet hatte, starb er in seinem Heimatlande, zu Würzburg; die Inschrift seines Grabes ist uns aufbewahrt. Im Minnegesange war ihm Reinmar von Hagenau Meister und Muster gewesen: daher auch öfters bei ihm noch Selbst- und Zwiegespräche; doch überragte er denselben weit in Gehalt und Form: seiner Empfindung stand ebensowohl das Ernste und Tiefe zu als der leicht und schalkhaft spielende Scherz, und seiner Kunst auch das Taglied, wie Wolfram von Eschenbach es entwickelt hatte, und in gewandter Veredelung der Volkston. Noch weiter aber ging er darin über Reinmar hinaus, daß er kraft der Fülle und Vielgestaltigkeit seines Geistes nicht bei dem Minnegesange stehen blieb, daß er auch in Gottes- und Herrendienst, auch lehrhaft dichtete. Solcher Art seine sämmtlichen Sprüche (dem von Hagenau war diese Form noch fremd gewesen), eben solcher ein Leich und mehr denn eines seiner Lieder. Und hier noch weniger als im Minnegesang ist irgend ein anderer ihm gleich zu stellen: er gab Lob wie Tadel, Liebe wie Haß nur aus Ueberzeugung hin, unbestochen durch Gunst und Ungunst; stets erscheint die Begeisterung durch Weisheit gemäßigt, die Weisheit durch Begeisterung dichterisch belebt, und seine Frömmigkeit wehrt ihm die freieren Gedanken nicht, die Friedrich II. kühn in Umlauf setzte; in dem Kampfe aber zwischen Kaiser und Papst, zu welchem sich jetzt der alte Gegensatz zwischen Reich und Kirche persönlicher gestaltet hatte, stand er aus Vaterlandssinn mit solcher Entschiedenheit auf des Kaisers Seite, daß er selbst zu den Hohenstaufen nicht überall und nur dann zu ihnen hielt, wenn der Papst ihr Feind war. Namentlich die Sprüche dieses letzteren Inhaltes griffen weit und mit tiefster Wirkung ein; sie bestimmten für das ganze Jahrhundert die Parteistellung der deutschen Dichter; für den Papst ist von da an keiner aufgetreten, doch einer nach dem anderen gegen den Papst. Fast nirgend aber, weder in diesen politischen Sprüchen noch wo sonst gelehrt wird, verläßt die Lehre den Bereich der Lyrik: ein um so höheres Lob, da Walther zugleich Lehrdichter in unstrophischer Form, da er unter dem Namen Freidank Verfasser einer großen Spruchsammlung, der Bescheidenheit, gewesen ist: so sehr verstand er jeder Dichtart zu geben und zu lassen, was ihr gebührte. In solcher Art vielseitig wie keiner der höfischen Lyriker mehr, fruchtbar thätig auf allen seiner Kunst zufallenden Gebieten, hat er den Gipfel der Vollendung inne, zu welchem Reinmar der Alte nur hinauf, von welchem die Folgezeit wieder nur hinabgeführt hat. Ihm dankte, da er lebte und da er starb, und noch lange nach seinem Tode der Ruhm, die Nachahmung, die Klage Vieler und das Anerkenntniß, daß er der Meister sei; selbst darin lag ein Anerkenntniß, daß geflissentlich oder aus Irrthum auch ihm wie seinem Vorgänger nicht wenige Dichtungen anderer Verfasser zugeschrieben wurden.

Deutschlands Ehre. (Nach Simrock.)

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich.
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut.
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schau'n:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel geseh'n,
Nach den besten blickt' ich allerwärts.
Uebel möge mir gescheh'n,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir, Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Lande, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!

Frühling und Frauen.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen, welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche;
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag' ich, was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that
und immer thut, erschau' ich's noch.

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlbekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten wandelnd zu ergeh'n,
Hochgemuth in fürstlichem Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder
Wie Sonne neben Sternen anzuseh'n:
Der Mai mit allen Wundergaben,
Kann doch nichts so Wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir lassen alle Blumen steh'n
und blicken nach dem werthen Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweise schauen:
Geh'n wir zu des Maien Lustbereiche,
Der ist in seiner ganzen Fülle da.
Schauet ihn und schauet edle Frauen,
Was dem Andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das beff're Theil ersah.
Ja wenn mich Einer wählen hieße,
Daß ich Eines für das Andre ließe,
Ach wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jenner sein,
eh' ich von meiner Herrin wich!

Die Zauberin.

Wunder nimmt mich immer, was erblickt
Wohl dies Weib an mir,
Daß ihr Zauber eben Mich bestrickt?
Wie geschah das ihr?
Hat sie denn nicht Augen?
Oder trügt sie ihr Gesicht?
Aller Männer schönster bin ich nicht,
Leugnen will nicht taugen.

Hat ihr Jemand was von mir gelogen,
Schaue sie doch her:
An meiner Schönheit ist sie arg betrogen,
Denn die wiegt nicht schwer.
Schaut den Kopf nur, schauet,
Der ist nicht zu wohlgethan;
Sie betrügt fürwahr ein eitler Wahn,
Wenn sie dem nicht trauet.

Tausend Männer weilen, wo sie weilt,
Schöner von Gesicht;
Kunst ward mir ein wenig zugetheilt,
Aber Schönheit nicht.
Ist die Kunst geringe,
Thu' ich doch nicht karg damit.
Mancher freut sich, der an Kummer litt,
Wenn ich Lieder singe.

Nimmt sie Kunst für schönes Angesicht,
Daran thut sie gut;
Will sie das, so tadl' ich fürder nicht,
Was sie an mir thut.
So will ich mich neigen
Und ihr ganz zu Willen sein:
Was bedarf es aber Zauberei'n?
Ich bin doch ihr eigen.

Nun vernehmt von ihrer Zauberlist;
Damit steht es so:
Sie ist ein Weib, die schön und ehrbar ist,
Und mit Andern froh.
Daß sie mehr ersonnen
Wider mich, das kann nicht sein:
Ihres Wesens Lieblichkeit allein
Schafft mir Schmerz und Wonne.

Das Halmmessen.

In Zweifelsucht und trübem Wahn
War ich befangen und gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan,
Als mich ihr Trost ihr wieder brachte.
Trost mag es wohl nicht heißen, sei es drum —
Ja ist's auch nur ein kleines Tröstelein,
So klein, verkünd' ich's euch, ihr spottet mein;
Doch freut sich selten Jemand, der nicht weiß warum.

Mich macht' ein kleines Hälmchen froh:
Es sagt, mir solle Gnade kommen;
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.
Nun höret All' und merkt, ob sie es thu':
Sie thut, thut's nicht, sie thut, thut's nicht, sie thut:
Wie oft ich maß, stets war das Ende gut:
Das ist mein Trost nun: da gehört auch Glaube zu.

Vergängliche Freude.

Mancher trauert, der doch glücklich ist;
Mich sieht man immer wohlgemuth,
Ob mein Herz gleich wahre Freude mißt:
Das kommt mir eben so zu Gut.
Herzensfreude hab' ich viel gekannt, doch ach!
Stets war Herzeleid dabei:
Ließen mich Gedanken frei,
So wüßt' ich nicht um Ungemach.

Nimmer ging auch nur ein halber Tag
In ungetrübter Lust mir hin:
Wenn ich jemals ganzer Freude pflag,
So flieht sie jetzo meinen Sinn.
Alle Freuden dieser Erde, sie vergeh'n
Wie der lichten Blumen Schein:
Darum soll das Herze mein
Nicht mehr nach falschen Freuden steh'n.

Trost im Leide.

Drückt dich heimlich Sorg' und Leid,
So gedenke guter Frau'n: du wirst erlöst;
Und gedenke lichter Zeit:
Stets hat der Gedanke Muth mir eingeflößt.
Hab' ich oft in schlimmen Tagen Noth,
Nehm' ich mir ein Beispiel an der Haide,
Die sich schämt im Leide:
Sieht sie den Wald ergrünen, wird sie immer roth.

Herrin, wenn ich denk' an dich,
Was für Huld in dir und reine Tugend thront,
O lass' ab! du rührest mich
Mitten an das Herze, wo die Liebe wohnt.
Lieb und lieber, beides mein' ich nicht:
Du bist mir das Liebste, das ich meine;
Du bist mir alleine
Vor aller Welt, o Herrin, Trost und Zuversicht.

Maß und Uebermaß.

Wer schlägt den Leu'n, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut Jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all' geborgen bringet

Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum Besten,
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

Gefährdetes Geleite.

Ich saß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und ird'schem Heil;
Doch wurde mir kein Rath zu Theil,
Wie man drei Ding' erwürbe
Daß ihrer keins verdürbe.
Die zwei sind Ehr' und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut;
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einen Schrein.
Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz;
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu' hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute;
So Fried' als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

Der Waise (die Königskrone).

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,

Was Bein' zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,

So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich,
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte,
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Kön'ge drängen dich:
Philippen setz' den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

Der wälsche Trug.

Juchheisa! mag der Papst ins Fäustchen christlich lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen sagt: „Was kann ich Alles machen!"
Was er da sagt, das hätt' er besser nie gedacht.
Er prahlt: Zwei Deutsche hab' ich unter eine Krone gebracht,
Daß sie das Reich zerreißen nun mit Kriegeslasten.
Unterdessen füllen wir die Kasten.
Hab' sie zum Opferstock gedrängt, ihr Gut ist alles mein.
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein,
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt für euch die Deutschen beten, singen, fasten.

Das gelobte Land.

Nun erst leb' ich ohne Fährde,
Seit sich meinem Auge weist
Das hehre Land und auch die Erde,
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat:
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wandrer viel geseh'n,
Keines, daß sich Dir vergleiche:
Was sind Wunder hier gescheh'n!
Eine Magd ein Kind gebar
Hehr vor aller Engel Schaar:
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr.
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer:
Heidenschaft, des zürnst du sehr!

Nach Edw. Samhabers Umdichtung.

Schönheit und Anmuth.

Du herzgeliebtes Mädchen mein,
Gott nehme dich in seine Hut!
Wo ist ein Name, würdig dein,
Zu preisen dich mit hohem Muth?
O sage mir, hat dich wohl je
Ein Herz so innigtreu geliebt?
Ach, Liebe thut dem Herzen weh.

Wer tadelt, daß ich Herz und Lied
So armem Mädchen hab' geschenkt,
Der weiß nicht, wie die Anmuth blüht
Und wie solch bittrer Tadel kränkt.
Ich aber meine ohne Haß:
Es hat vom Herzen nie geliebt,
Der nur nach Gold und Schönheit maß.

In Schönheit wohnt oft Haß und Neid,
Wer nur nach ihr jagt, ist ein Thor;
Doch Anmuth jedes Herz erfreut,
Denn sie geht weit der Schönheit vor.
Die Anmuth ist's, die Schönheit gibt;
Doch Schönheit nie solch' Anmuth leiht,
Daß man die Schönheit darob liebt.

So tadelt immer, daß mein Flug
Der Liebe ein so niedrer sei;
Mir ist sie schön und reich genug,
Und ich bin überfroh dabei.
Wie man auch höhnt, ich bin dir hold
Und nähm' den Fingerring aus Glas
Für aller Königinnen Gold.

Hast du nur Treue, liebes Herz,
So flieht die Sorge, daß ich einst
Durch dich erleide bittern Schmerz.
Doch wenn du es nicht ehrlich meinst
Und falsche Liebe dir entsprießt,
So wirst du nimmer, nimmer mein.
O weh mir, wenn es also ist!

Allvater.

Wer deine zehn Gebote sagt
Und dennoch sie zu brechen wagt,
Hat wahre Liebe nicht empfunden.
So Mancher „Vater unser" spricht
Und kennt in mir den Bruder nicht;
O starkes Wort, wie schwach bist du empfunden!
Aus gleichem Stoff sind wir entsprossen
Und gleiche Frucht ist's, die genossen
Uns Allen Lebenskraft gewährt.
Wer kann den Herrn vom Knechte scheiden,
Sieht er ihr bleichendes Gebein,
Und mochten sie ihm Freunde sein,
Wann Würmer schon ihr Fleisch verzehrt?
Dem dienen Juden, Christen, Heiden,
Der alles wunderbar ernährt.

Wartburg.

Ist krank dein Ohr, so folge meinem Rath
Und wähle nicht zur Wartburg deinen Pfad,
Es sei denn, Freund, dich reizen taube Ohren,
Auch ich kam hin und hab' es weit gebracht:
Der Sänger Schaaren fluthen Tag und Nacht,
Und hört man dich, bist du zum Glück geboren.
Landgraf, ich preise deine Art!
Mit Hab' und Gut hast du noch nie gespart
Und stolze Recken nennst du deine Zecher.
Wem ist nicht deine hohe Sitte kund?
Und kaufte man den Wein um tausend Pfund,
Vor keinem Ritter stünde leer der Becher!

Thüringens Blume.

So bin ich denn wieder, o Landgraf, erschienen,
Denn es ist meine Art, nur den Besten zu dienen,
Mild sind wohl auch andere Fürsten im Reich,
Doch du bist im Geben beständig und gleich.
Ich habe, o Landgraf, in deinem Gebaren
Noch niemals die Launen des Mondes erfahren.
Wer heute verschwendet, dann kargt mehr denn je,
Des Lob muß ergrünen und falben wie Klee.
Nur Thüringens Blume erglänzt durch den Schnee
Im Winter und Sommer und jetzt wie vor Jahren.

Drei Sorgen.

Drei Sorgen sind es, die mich grämen.
O möchte man mir eine nehmen,
Wie stünd' es gut mit meinen Dingen!
Und dennoch will ich, daß sich keine
Loslöse von dem Dreivereine:
Es muß mit allen mir gelingen!
Ich sorge um der Herrin Minne,
Dann, daß ich Gottes Huld gewinne
Und, der mich gemieden so manchen Tag,
Den wonniglichen Hof zu Wien.
Nach ihm nur wendet sich mein Sinn,
Da er beständiger Tugend pflag.
Es flog von Leopolds Hand nur hin,
Wie Blüten über den Maienhag.

Vorzeichen des jüngsten Tags.

Wacht auf! Wacht auf! Anbricht der Tag,
Vor dem die Welt erzittern mag,
Ob Christ, ob Jude oder Heide —
Saht ihr des Himmels Zeichen nicht?
Es kommt der Herr zum Weltgericht,
Daß er die Guten von den Bösen scheide,
Der Sonne Glanz ist schwarz geworden,
Untreue wuchert aller Orten,
Des Friedens sind wir all' beraubt;
Der Vater wird vom Kind betrogen,
Der Bruder lügt den Bruder an,
Der Pfaffe trügt, wie er nur kann,
Den er zum Himmel führend glaubt:
Gewalt siegt ob, das Recht ist uns entzogen,
Wacht auf! Wacht auf! Streut Asche auf das Haupt!

Der Opferstock.

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst gesendet,
Daß ihr ihn reich macht und uns Deutsche pfändet?
Gold über Gold kommt nach dem Lateran,
O Schelmenstreich, den er schon oft gethan!
Er sagt, wie es im Reich verworren sei,
Und neuen Zins trägt jede Pfarre bei.
Das Silber, glaubt ihr, kommt ins heilige Land?
Als flösse Gold je aus der Pfaffen Hand!
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Denn Thor und Thörin steh'n euch immer frei!

7. Minnelieder.

Motto:

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte —
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der einsame Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen,
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen!
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu'.
(Schiller.)

Herders Urtheil über die Minnelieder.

Wie, wenn ich Sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

Ich grüße mit Gesang die süße,
Die ich vermeiden nicht will, noch mag,
Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
Ach leider, das ist mancher Tag! —
Wer nun dies Lied singe vor ihr,
Der ich so gar unsanftiglich entbehre;
Es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüßet von mir.

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters, und zürne auf mich selbst, daß ich auch die erste Strophe eines Gesanges Kaiser Heinrichs des Siebenten (?) der Lieblichkeit des Dialekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige sein: denn man muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeden harten Buchstaben oder Vokal, den man aus unserer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Konstruktion, die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries, und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte.

Herders Urtheil über die „christliche Grazie".

Aber es kam die Zeit, da dieser schöne Kunstsinn untergehen, und eine gedrückte, mystische Verstellungsart die Gemüther der Menschen benebeln sollte. Lange, barbarische Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher, der lag eingesponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte sich (wir wollen es nicht verhehlen) eine neue sittlichere Kunstgestalt, von welcher in manchem Betracht die Griechen nicht wußten. Das weibliche Geschlecht, das bei ihnen in Gynäceen eingeschlossen war, und, wenige Fälle ausgenommen, nur in Gestalt der Göttinnen und Amazonen, der Musen und der Nymphen der bildenden Kunst einverleibt werden konnte (von den griechischen Gemälden können wir nicht urtheilen); dies Geschlecht hatte durch das Zusammentreffen christlicher und nordischer Sitten gleichsam einen öffentlichen Charakter, und mit diesem eine sittliche Bildung erhalten, von der vielleicht die Griechen nicht wußten. Ich möchte sie die christliche Grazie (Carita) nennen, die, nachdem sie in den Lobgesängen auf die heilige Jungfrau lange gepriesen war, auch auf ihre Nachbilder überging, und in Gesängen der Trobadoren zuerst jene züchtige Anmuth schuf, in der sich Religion, Liebe und häusliche Sittsamkeit, wie drei Huldgöttinnen, zusammengesellten. Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wieder auflebenden Kunst die Kompositionen der Neuern mit einem eignen Geist durchhauchte.

Das Weib an den Geliebten.

(Nach Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“.)

Ihrem (Hartmuot) der schönsten Blume, strahlend in der Sitten Ruhme,
Der Tugenden Abbilde, der Tugenden Urbilde,
Wünscht (Imtrut) die Honigträgerin, die Turtel mit sanftem Sinn:
Alles was fröhlich ist, alles was selig ist
In der Erde Gewimmel und was lieblich ist im Himmel,
Und was dem Pyramus Thisbe begehrt. Und zuletzt sei ihm gewährt
Sie selbst, noch einmal sie, und was ihm lieber ist als sie.
— — — — — — — — —

Meines Gelöbnisses eingedenk, habe ich dich immer und überall in Gedanken, denn dadurch wird die Glorie meines Hauptes völlig und mein Ruhm erneut. Beständigkeit des Geistes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch Gold und Silber der Seele, das ist Anmuth, mir erwerbe, die ich höher zu schätzen habe als Gold und Silber. Was dir am werthesten sein mag

Daran hange ich und das für alle Zeit verlange ich,
Dabei zu beharren in Stetigkeit, befiehlt mir mein Sinn in Wahrhaftigkeit.
Ich bin sicher dir, Niemand folgt in mir
Jetzt und jemals dir von Allen, du allein sollst mir gefallen.
Ich hätte mehr gesendet, doch thut's nicht noth, drum sei geendet.
Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein.

Heinrich von Veldeke.

Minnelied.

Der Winter thät wohl manchem Herzen Leide,
Nun hat ihn überwunden Wald und Haide
Mit ihrem farbenvollen grünen Kleide,
Und auch mein Gram mit ihm von hinnen scheide.
Und wenn der Mai die kalte Zeit beschließet,
Und Thau die Wiesenblumen kühl begießet,
Und durch den Wald ein Singen fließet,
Mein Herz der Freuden viele dann genießet.
Mein Lieb mag dann mich gern zur Linde bringen,
Nahe will ihn meiner Brust ich zwingen,
Er soll heimlich Blüten niederschwingen,
Um ein Kränzchen will ich mit ihm ringen.
Ich weiß es wohl, er wird es gerne schenken,
Wird meines Herzens Lust und Lieb' gedenken,
Er wird mich nicht mit Trauer kränken,
Wird mit Blumen beide uns bedenken,
Ich will ihn mit blanken Armen drücken,
Meinen rothen Mund an seinen schicken,
Meine Augen sollen sich beglücken,
Die so recht was Liebes nirgends sonst erblicken.

Seufzer eines alten Ritters.

Da man der rechten Minne pflag,
Da pflag man auch der Ehren:
Nun aber hört man Nacht und Tag
Die bösen Sitten lehren;
Wer diese sieht und jene sah,
Dem thut es weh, dem geht es nah',
Wie sie die Tugend nun verkehren!

In Kürnbergs Weise.

Es hat mir im Herzen gar manchmal weh gethan,
Daß mich des gelüstete, was mir nicht werden kann
Und was ich nie gewinne: der Schade der ist groß.
Nicht mein' ich Gold und Silber: von Leuten red' ich bloß.

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr:
Als ich ihn nun gezähmt sah nach meinem Willen gar,
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand,
Er hob sich auf gewaltig und flog in ein ander Land.

Nun sah ich den Falken herrlich fliegen;
Er führt' an seinem Fuße seidene Riemen,
Und war ihm sein Gefieder ganz von rothem Gold:
Gott sende sie zusammen, die sich lieb sind und hold.

Dietmar von Eist.

Eine Frau stand alleine
Und blickte über Haide,
Und blickte nach dem Lieben,
Da sah sie Falken fliegen:
„So wohl dir Falken, daß du bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist.
Du suchst dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich gethan:
Ich ersah mir einen Mann:
Den erwählten meine Augen;
Das neiden andre Frauen.
O weh, so laßt mir doch mein Lieb:
Ich stellte ja nach euern Liebsten nicht."

War ohne Wandel je ein Weib,
So ist es diese, der ich Leib
Und Leben gab zu eigen.
Sie beraubet mich der Sinne mein,
Die schön ist wie der Sonnenschein;
Das leugnen nur die Heiden.
So soll sie Gnad' an mir begehn
Und denken, immer hat sie mich ihr unterthan gesehn.

Ach, nun kommt die schöne Zeit, der kleinen Vögelein Gesang,
Es grünet wohl die Linde breit, zergangen ist der Winter lang.
Nun sieht man Blumen wohlgethan, an der Haide üben sie den Schein;
Davon wird manches Herz erfreut: so sollt' auch meins getröstet sein.

Ich war dir lange Jahre hold, du meine edle Herrin gut,
Wie war das wohl an dich gewandt! geedelt hast du mir den Muth.
Was ich gebessert ward durch dich, das müsse mir zum Heil ergehn,
Und machst du noch das Ende gut, so ist mir wohl an dir geschehn.

Kaiser Heinrich der Sechste.

Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich vermeiden nicht will und nicht mag;
Daß ich von Mund zu Mund sie nicht mehr grüße,
Ach leider, das ist mancher Tag.
Die diese Lieder nun singen vor ihr,
Die ich so schmerzlich vermissen muß hier,
Es sei Weib oder Mann, der grüße damit sie von mir.

Reich und Lande sind mir unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin;
Muß ich dann wieder scheiden hindann,
So ist all' meine Macht und mein Reichthum dahin,
Nur sehnender Kummer ist dann, was ich habe:
So steig' ich an Freuden bald auf und bald abe,
Und nehme den Wechsel, so wähn' ich, noch mit mir zu Grabe.

Daß ich sie so gar von Herzen minne,
Und sie ohne Wank zu allen Zeiten trage
Beides im Herzen und auch im Sinne,
Und zuweilen mit gar bitterer Klage,
Was gibt mir dafür die Geliebte zu Lohne?
So führt sie mich zu der Freuden Throne:
Eh' ich mich ihrer begäbe, begäb' ich mich lieber der Krone.

Es versündigt sich, wer mir das nicht glaubt:
Ich erlebte mit ihr noch manchen lieben Tag
Und käme die Krone auch nie auf mein Haupt;
Des ich mich ohne sie nicht vermessen mag.
Verlör' ich sie, was hätt' ich alsdann?
So taugt' ich zu Freuden weder Weib noch Mann;
Mein bester Trost wäre dann in Acht und in Bann.

Reinmar der Alte.

Ich weiß den Weg nun lange wohl
Her von der Liebe bis an das Leid:
Der andre, der mich weisen soll
Aus Leid in Liebe, der ist mir ach! noch unbereit,
Daß mir von Gedanken ist ohne Maßen weh,
Das überhöre ich viel und thu', als ob ich es nicht versteh';
Gibt Minne mir Unruhe nur,
Seh' ich sie nur im bleichen Farbenschein,
Wie kann da Minne wohl so selig sein?

Warum fügt Minne mir nur Leid,
Von der ich hohe sollte tragen den Muth?
Wohl werbe ich nicht mit Kundigkeit
Noch durch Versuchen, wie es jedoch viel manniger thut;
Ich ward nie rechte froh, als wann ich sie sah,
Und ging von Herzen ganz, was mein Mund nur jemals zu ihr sprach;
Wenn Treue nur verbrochen hat,
Daß so verloren ist die Minne mein
Soll ich da nicht von trübem Sinne sein?

Reinmar von Zweter.

Aller Schulen Ruhm zerrinnt
Vor der Einen Schule, drin der Minne Jünger sind:
Die ist so kunstvoll, daß man ihr die Meisterschaft muß zugesteh'n.
So zähmt ihr Lesen wilden Mann,
Was er nie erhörte, noch ersah, daß er das kann:
Wo man solche hohe Schule je gehört noch und geseh'n?
Die Minne lehrt die Frauen lieblich grüßen,
Die Minne lehrt der Sprüche viel, der süßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Die Minne lehret, daß die Jugend
Kann ritterlich gebahren unterm Schilde.

Heinrich von Morungen.

Wer der Frauen
Hütet, der verwirkt den Bann.
Denn zum Schauen
Schuf sie Gott so schön dem Mann.
Schuf der Welt zum Spiegel aller Freuden sie so klar:
Darf man Gold begraben, daß es Niemand wird gewahr?

---

8. Spruchpoesie.

Motto: Von jeher hat die deutsche Poesie die Moral geliebet. Gewiß nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging und meistens religiösen Inhalts war; sondern wohl auch des biedern Charakters und der Rechtlichkeit der Nation wegen.
(Herder.)

Treuherzigkeit und edle Lehrgabe war von jeher unser Charakter, so wie im Leben, so auch im Schreiben und in der Dichtkunst. (Herder.)

Wenig große Lieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein;
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein,
Schlagen Wurzeln, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort:
Wunder wirkt oft im Gemüthe
Ein geweihtes Dichterwort.
(Bodenstedt.)

a) Spervogel.

Wer gute Sinne hat, den heiß' ich wohlgeboren;
Was man einem Thoren sagt, ist gar verloren.
Man gibt ihm guter Räthe viel,
Es ist doch ein verdorben Spiel.
Will er nicht alle Kräfte auf Sinn und Tugend kehren,
So mag man einen wilden Bären noch eher harfen lehren.

Güsse schaden dem Bronne,
So thut auch dem Reife die Sonne,
So thut auch dem Staube der Regen;
Armuth schlägt nieder den Degen.

b) Reinmar von Zweter.

Zweifel ist ein übler Zimmrer,
Nie war üblerer noch schlimmrer,
Zweifel bauet selten aus,
Nie mit starker Säul' ein Haus.
Zweifel immer hat zu messen,
Wähnet immer Was vergessen,
Rückt und schiebet früh und spät,
Häuft vergebens viel Geräth.
Zweifels Grund ist nirgends fest —
Wird mich nicht der Zweifel lassen,
Ich nicht fassen
Ein Vertrauen,
Werd' ich nie so großes bauen
Als des kleinsten Vogels Nest.

Gerne gewähren, ungern bitten,
Niedres verheißen, Hohes leisten,
Sind stolzer Ehren beste Sitten,
Der nur ein Edler sich mag erdreisten.

c) Aus Freidanks Bescheidenheit.

Motto: Ich bin genannt Bescheidenheit,
diu aller tugende krône treit,
Mich hât berihtet Vridank,
ein teil von sinnen, die sint kranc.

Mein Herz im Traume Wunder sieht,
Das nie geschah und nimmer geschieht.
(Scheffel Frau Aventiure S. XI.)

Far hin, Freydank, myn guter fründ,
In aller welt dein lere verkünd,
Das menglich bey dir sehen kan,
Das man vor' tziten auch hat gehan
In tütschen landen dapfer lüt,
Die Warheit redten alle tzyt,
Als du hast all dein tag gethon;
Far hin, got geb dir ewig lon. —
Far hin von land, verdien den danck,
Der warheit fründt, herr Freidanck.
(Sebastian Brant 1508.)

Gervinus über Freidanks Gedicht.

Wenn man aus dem Spruchgedichte Freidanks das, was nicht sein persönliches Eigenthum ist, das rein Sprichwörtliche, ins Auge faßt, so entdeckt man bald darin die zwiefachen, weltlichen und christlichen Elemente, auf die wir eben hindeuteten. Was davon national, was fremd ist, ist schwer zu unterscheiden. Vergleicht man übrigens aufmerksam die Sprichwörter älterer Nationen, so scheint es wohl, daß man doch auf einen Unterscheidungspunkt gelangt, der das Sprichwort der germanischen Nationen kennzeichnet. Wir glauben dann zu finden, daß das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, während der Mittelpunkt der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber. — —

Wir begegnen also, um auf den Inhalt von Freidanks Spruchsammlung zurückzukommen, jener doppelseitigen Weltansicht, der mehr profanen und der mehr christlichen, von denen die eine auf die Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß, die andere auf die Verachtung der Welt und den Hinblick auf ein künftiges Leben abzielt, hier mitten in der Spruchweisheit, die ein Eigenthum des Volkes war. Aber nicht allein der sprichwörtliche Theil des Freidank, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dieselbe Eigenthümlichkeit, nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte; religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens; unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin und Walther hereindrohen sehen; unter volksmäßige,

allgemein gültige Weisheit die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß, wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß, wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott und seine Gebote sprechen soll, nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln soll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es ebensowenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er, wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christus. Der eine wie der andere seien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christus aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig. Auf diesen Gegenstand übergehend, empfiehlt Freidank Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen nur ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst von der frommen Begeisterung für diese Züge erfaßt wurden, als schon das kriegerische Feuer der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so viele unserer Sänger in seinen Heeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Uebrigens verläßt der schlichte Verstand bei dieser Lehre den Freidank so wenig wie den Walther. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Papst von Sünden lösen ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließe. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und seiner Würde, den Zorn gegen die Hoffart des Adels, die Ansicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren ist, theilt Freidank mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Ungeziefers so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige sich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur andern steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, sowie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Classen steht.

Einzelne Sprüche aus der Bescheidenheit.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.

Wer Gott minnet wie er soll,
Des Herz ist aller Tugend voll.

Gott höhet alle Güte
Und niedrigt Hochgemüthe.

Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und ihn minnen.

Wer in der Welt das Rechte thut,
Der dünkt auch Gott im Himmel gut;
Doch ist der Welt hier Mancher werth,
Des Gott im Himmel nicht begehrt.

Der Mensch von schwachem Stoffe wird,
Mit Schmerz die Mutter ihn gebiert,
Sein Leben ist der Mühe viel,
Gewisser Tod, das ist sein Ziel!
Er ist wie in dem Feuer Stroh:
— Wie kommt es, daß er stets so froh?

Wer um diese kurze Zeit
Verliert die ew'ge Seligkeit,
Der hat sich selber getrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer dreier Dinge dächte,
Vermiede gern das Schlechte:
Was er war und was er ist
Und was er wird in kurzer Frist.

Wer eigner Sünden nähme wahr,
Schwiege wohl der fremden gar.
Der rügt des Andern Missethat,
Der hundertfach so große hat.

Wer von Sünden feiern mag,
Das ist der beste Feiertag.

Wenn zu Berge Wasser steigt,
So wird dem Sünder Gott geneigt:
Ich meine jenes, das verborgen
Zu den Augen steigt aus Herzenssorgen.
Dies Wasser hat gar leisen Gang;
Doch hört es Gott durch Preisgesang.

Ob Einer viel des Guten thu'
Und Eine Missethat dazu,
Der Gutthat wird vergessen,
Die Missethat gemessen.

Des Weihen Flug, des Donners Schuß,
Der Schlange Weg, des Schiffes Fluß,
Und wie die Kinder gerathen werden,
Wer kennt die fünf Weg' auf Erden?

Wir wünschen Alters alle Tage
Und kommt es, hört man nichts als Klage.

Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag mit Ehren werden alt.

Wer ist ein Weiser? Gottes Kind!
Die Andern alle Thoren sind.

Die Weisheit oft alleine steht,
Die Thorheit mit Gefolge geht.

Ein Thor erfände neue Sitt',
Gleich laufen alle Thoren mit.

Wer Unrecht will zu Recht verdreh'n,
Der muß vor Gott zu Rechte steh'n.

Wer Tugend hat, ist wohlgeboren,
Ohne Tugend Adel gar verloren.

Das Gut allein mag heißen gut,
Mit welchem man das Rechte thut.

Man ehrt das Gut an manchem Mann,
Der Ehr' und Tugend nie gewann.

Enthaltung ist die beste List,
Die in Arzneibüchern ist.

Man lobt im Tode manchen Mann,
Der lebend selten Lob gewann.

Ob's Haß nun oder Wahrheit sei,
Man lobt nicht ohn' ein Doch dabei.

Muß ich des Weges irre geh'n,
Seh' ich da tausend Blinde steh'n
Und einen Sehenden dabei,
Den frag' ich, wo die Straße sei.

Hat ein Thor nur Brei zur Hand,
Was kümmert ihn das Vaterland?

Gewisser Freund, versuchtes Schwert,
Das ist in Nöthen Goldes werth.

Noch besser ist der Bösen Haß
Als ihre Freundschaft, wisset das.

Keine Hut ist so gut
Als die ein Weib sich selber thut.

Wer sich selbst erkennen kann,
Der heißt allein ein weiser Mann.

Wer Uebel gegen Uebel thut,
Das ist menschlicher Muth.
Wer Gutes gegen Uebles thut,
Das ist göttlicher Muth.
Wer Uebles gegen Gutes thut,
Das ist teuflischer Muth.

Die Gab' ist zweier Gaben werth,
Die gegeben wird, eh' man begehrt.

Reines Herz und reiner Muth
Sind in jedem Kleide gut.

Wer zwei Ding' auf einmal thut,
Die gerathen selten beide gut.

Es ward kein Kaiser noch so reich,
Ich bin ihm in Gedanken gleich.

Mich dünkt, wenn ich alleine bin,
Als hätt' ich tausend Männer Sinn,
Und komm' ich hin, wo Leute sind,
So bin ich dummer als ein Kind.

d) Priameln.

Wer einen Raben will baden weiß,
Und darauf legt sein'n ganzen Fleiß,
Und an der Sonne Schnee will dörr'n,
Und allen Wind in ein'n Truhen sperr'n,
Und Unglück will tragen feil,
Und Narr'n will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will bescheer'n,
Der thut auch unnütz Arbeit gern.

Mein Herz das ist so wunderlich,
Daß es will haben tägelich,
Und bei der Nacht ist es nach Sehnen
Nach schönen Frauen dieser und jenen.
Was die Augen den Tag han gesehen,
Und kein kein Wort nie gejehen,
Die will es haben zwei oder drei,
Lugt, ob das nicht wunderlich Herz sei?

Welch Mann ein'n Leib hat nicht zu schwer,
Und eine Tasch', die nimmer wird leer,
Und ein Haus, das voll Nahrung staht,
Und darinnen fromme Ehehalten hat,
Und melke Küh' und feiste Schwein',
Und fromme Knecht', die gern gehorsam sein,
Und ein'n Hund, der des Nachts wohl hüt't,
Und ein Weib, die allzeit gut,
Und auch in ihren Ehren ist stet,
Der Mann hat ein gut Hausgeräth.

In dem Haus fröhlich und tugendlich,
Auf der Gasse ehrsam und züchtiglich,
In der Kirche demüthig und inniglich,
Auf dem Feld männlich und sinniglich,
Zu allen Enden fromm und ehrenfeste,
Allezeit gott'sfürchtig: das ist das Beste.

e) Wartburg-Sprüche.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Wer trinkt ohne Durst und ißt ohne Hunger,
Stirbt desto junger.

Ohne Glück und Gunst
Ist Kunst umsunst.

Wer Jemand lobt in praesentia
Und schilt in absentia,
Den hol' die Pestilentia!

Traue, schaue, wem?

Wenn wir thäten, was wir sollten,
So thät' auch Gott, was wir wollten.

Lieber, sag' doch, wo ist der Mann,
Der Jedermann gefallen kann?
Niemand ist er genannt,
Nunquam ist sein Vaterland.

Aller Leut' Freund, Jedermanns Geck.

Die Welt ist voller Pein,
Ein Jeder find't das Sein'.

Es ist auf Erd kein schöner Kleid
Denn Tugend, Ehr' und Redlichkeit;
Je länger man dasselbig trägt,
Je mehr es ziert und wohl ansteht.

Rede wenig, rede wahr!

Was wir nicht wissen sollen,
Das sollen wir nicht wissen wollen.

Ehrlich von Geblüt,
Tapfer von Gemüth
Und von Herzen treu
Ist mein' Liederei.

Treu dem Herrn!

Das mag die beste Musik sein,
Wenn Mund und Herz stimmt überein.

Aller Sinn und Muth
Steht nach dem zeitlichen Gut,
Und wenn sie das erwerben,
Legen sie sich nieder und sterben.

Ueberwinde den, der in dir ist.

Das größte Reich das ist
Sein selbst König sein zu aller Frist.

Das ist eine gute Traurigkeit,
Wenn man um Sünd' trägt herzlich Leid.

Alles ist unser, wir aber sind Christi
Und Christus ist Gottes.

Trink' und iß,
Gottes nicht vergiß.

Hab' Gott lieb, red' von Frauen wohl,
Sei männlich, wo man es soll.

Rast' ich, so rost' ich.

Ein's Mannes Red' ist keine Red',
Man soll die Theile hören beed'.

Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Ich sahe auf Erden nie einen Mann,
Er hatte, das er nicht wollte han.

Lieb' soll mit Liebe leben frei.

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Wer dient dem Pöbel et similibus horum,
Der hat Undank in fine laborum..

Wer nicht kann Spaß verstehen,
Muß nicht unter die Leute gehen.

Fröhlich Geblüt
Gibt gesund Gemüth.

Durch Liebe Leid verhüten.

Acht' dich klein, halt' dich rein,
Sei gern' allein, mach' dich nicht gemein.

Arbeit' gern und sei nicht faul,
Kein' gebraten Taub' fleugt dir ins Maul.

Wohl bewußt,
Macht breite Brust.

Viel' Feind', viel Ehr'.

Ehe wieg's, dann wag's.

Wo man nicht zur Belohnung hat
Die Ehr', geschieht kein' rühmlich' That.

Thorheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

Hilf, Gott, mein Recht bestreiten.

Welt, wie du willt,
Gott ist mein Schild.

Gerechtigkeit war stets der Grund,
Darauf ein tapfrer Mann bestund.

Leid ohne Neid.

Durch Kreuz zum Heil.

Ein' Gutthat, die bei Zeit geschicht,
Dieselb' ist doppelt ausgericht.

Im Unglück hab' einen steten Muth,
Trau' Gott, es wird wohl wieder gut.

Der Glaub' ist gar ein neuer Sinn,
Weit über die fünf Sinne hin.

Wie's Gott gefällt, nichts weiters will
Von Gott noch sonst begehren,
Gott hat mein Sach' gestellt ein Ziel,
Die bleiben müssen werden.

---

9. Uebersetzung lateinischer Hymnen.

Herders Urtheil über die lateinischen Hymnen.

Die Hymnen der mittleren Zeiten sind voll von diesen goldenen Bildern, in die unermeßliche Bläue des Himmels gemalet. Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerze der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem freudigen Hingange so manches Märtyrers, bei

der sehnenden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Sylbenmaßen, oft in Idiotismen und Solöcismen des Affects geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die frommen Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas, des Kardinals Bona, der heil. Therese, des Juan de la Cruz und ihres Gleichen; oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Benedictis ist sein Verfasser) ist in Pergolesi's Komposition sehr bekannt; dergleichen süße Schmerzen- und Liebesgesänge gibt's in der Mönchssprache viele, die ganz dazu geschaffen scheinet. Wilder Sylbenmaße bediente man sich dabei nicht; vielmehr äußerst anständiger und sanfter. Selbst das verzückte Metrum des sogenannten Pervigilii: cras amet, qui nunquam amavit, das in den Hymnen oft gebraucht ist, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleichsam aus uns selbst hinaussetzt und unser ganzes Wesen erweitert. Wie konnte dies auch anders sein, da, wo man die Bibel nur aufschlägt, im Hohenliede, Propheten, Psalmen, in den Evangelien, Briefen und der Offenbarung, man Ausdrücke bald der erhabensten Einfalt, bald der innigsten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Händels Messias, einige Psalmen von Marcello, und Allegri's, Leo's, Palästrina's Kompositionen der simpelsten biblischen Worte gehört hat und dann die lateinische Bibel, christliche Epitaphiën, Passions-, Grab-, Auferstehungs-Lieder lieset, der wird sich trotz aller Solöcismen und Idiotismen in dieser christlichen wie in einer neuen Welt fühlen.

Herders Urtheil über den Marien-Charakter in der Kunst.

Endlich zerfloß der Nebel; der menschliche Geist gelangte wieder zu einigermaßen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und so sind jene Bildnisse erschienen, die wie Morgensterne aus der weichenden Nacht hervorschimmern. Man humanisirte seine Religionsbegriffe; und so trat vor allen andern die gebenedeite Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes in einer eignen Idee hervor, zu der ihr die griechischen Musen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der sie die Holdselige, die Gottesgeliebte, ihre eigene Demuth half ihr dazu, in der sie sich die Magd des Herrn nannte. Aus diesen beiden Zügen floß ihr liebliches Wesen zusammen, das sich dem menschlichen Herzen sehr vertraut machte. Dichter hatten sie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft gegrüßt, zutrauliche Gebete sie liebreich angeredet; jetzt trat die Kunst hinzu, sie auch sichtbar zu machen, sie und das Kind in ihren Armen, die selige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuschheit also und mütterliche Liebe, Unschuld des Herzens und jene Demuth, die in der größesten Hoheit sich selbst nicht kennet, die in tiefer Armuth die seligste ihres Geschlechts ist; diese neue Form der Menschheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterscheidender Zug ist, wenn ich so sagen darf, jene christliche Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr selbst, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wissen scheinet, das sie dennoch, das dennoch sie liebreich umfängt und den Menschen hold ist.

Uebersetzung des Stabat mater dolorosa. (Nach Follen.)

Stand am Kreuz die schmerzensreiche,
Thränenhafte, kummerbleiche
Mutter, wo der Heiland hing.
All' des Sohnes Marter leidend,
Tief erstöhnend, als ein schneidend
Schwert ihr durch die Seele ging!

O wie traurig, grambeladen,
Hochgesegnet Weib der Gnaden,
Das den Eingebornen trug!
Schmerz zernagte die Geplagte,
Wie sie klagte, wie sie zagte,
Als ihr Sohn die Pein ertrug!

Lebt auch solch ein fühllos Harter,
Trocknen Aug's zu seh'n die Marter,
So der Mutter Brust zerschnitt?
Wer möcht' unsrer lieben Frauen
Herzleid ohne Mitleid schauen,
Als mit ihrem Kind sie litt?

Für des eignen Volkes Schulden
Sieht sie Jesum Pein erdulden,
Der den Leib der Geißel beugt;
Ihren süßen Sohn erblassen
Sieht sie, sterbend gottverlassen,
Da sein Geist von hinnen fleugt.

O du Mutter, Born der Gnaden!
Laß im wilden Schmerz mich baden,
Daß ich deinen Kummer trag';
Ach, gib, meiner Seele günstig,
Daß den Christ sie liebt inbrünstig,
Ich auch ihm gefallen mag!

Heil'ge Mutter, all' die Wunden,
So der Herr am Kreuz empfunden,
Heft' ins Herz mir heftiglich!
Laß mich schlagen, mit dir klagen
Schmerz und Plagen, die getragen
Dein hochwürd'ger Sohn um mich!

Nimm mein Weinen zu dem deinen,
Laß mit ihm im Kreuz mich einen,
Sterben all' mein Leben lang!
Neben dir am Kreuz zu stehen,
Als Genoß' all' deiner Wehen,
Fleh' ich dir mit Herzensdrang!

Hehre Jungfrau, Königinne,
Gib mit gnadenreichem Sinne
Theil am Jammer um den Sohn!
Sein Verhängniß, sein Bedrängniß,
Sei, wie dein, auch mein Empfängniß,
All sein Leiden sei mein Lohn!

Laß mich diese Wunden tauschen,
Mich an diesem Kreuz berauschen
Durch die Liebe zu dem Sohn!
Mich Entflammten, mich Durchglühten,
Wollest, reine Magd, behüten,
Vor des Weltenrichters Thron.

Gib mir dieses Kreuz zur Stütze,
Daß mich Christi Tod beschütze,
In der Gnadenglut geweiht!
Schaffe, wenn der Leib erstorben,
Daß der Seele wird erworben
Paradieses Herrlichkeit.

Uebersetzung des O sanctissima.

O du heilige,
Du jungfräuliche
Holde Mutter, Maria,
Selig gepries'ne,
Herrlich erwies'ne,
Heil dir, holde Maria.

Gott geweihete!
Benedeiete!
Jauchzen Engel und Hirten.
Himmlische Lieder
Tönen hernieder:
Heil dir, Mutter Maria.

Du demüthiglich
Schweigst und neigest dich
Deinem Kindlein, Maria,
Hörest die Weisen
Selig dich preisen
Heil dir, holde Maria.

O unschuldige,
O geduldige
Treue Mutter Maria,
Ach in dem Herzen
Wunden und Schmerzen.
Wehe, Mutter Maria!

Treubewährte,
Hochverklärte
Heil'ge Mutter Maria.
Nun bei dem Sohne
Schmückt dich die Krone.
Preis dir, Preis dir Maria.

Uebersetzung des Dies irae, dies illa. (Nach A. W. Schlegel.)

Jenen Tag, den Tag des Zoren,
Geht die Welt in Brand verloren,
Wie Propheten hoch beschworen.

Welch ein Grau'n wird sein und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prüfen alle Klagen.

Die Posaun' im Wundertone,
Wo auch wer im Grabe wohne,
Rufet alle her zum Throne.

Tod, Natur mit Staunen sehen
Dann die Creatur erstehen
Zur Verantwortung zu gehen.

Und ein Buch soll sich entfalten,
So das Ganze wird enthalten,
Ob der Welt Gericht zu halten.

Wenn der Richter also richtet,
Wird, was heimlich war, berichtet,
Ungerochen Nichts geschlichtet.

Ach, was werd' ich Armer sagen?
Wer beschirmt mich vor den Klagen?
Da Gerechte selber zagen?

König, furchtbar hocherhaben,
Frei sind deiner Gnade Gaben:
Woll' auch mich mit ihnen laben.

Milder Jesu, woll' erwägen,
Daß du kamest meinetwegen,
Um mein Heil alsdann zu hegen.

Ich war Ziel ja deines Strebens,
Kreuzestod der Preis des Lebens;
So viel Müh' sei nicht vergebens.

Richter der gerechten Rache,
Nachsicht üb' in meiner Sache,
Eh' zum letzten ich erwache.

Reuig muß ich Angst erdulden,
Tief erröthen vor den Schulden.
Sieh' mich Flehn'den, Gott, mit Hulden.

Du, der lossprach einst Marien,
Und dem Schächer selbst verziehen,
Hast mir Hoffnung auch verliehen.

Mein Gebet gilt nicht so theuer;
Aber laß mich, o du Treuer,
Nicht vergeh'n in ew'gem Feuer.

Zu den Schafen laß mich kommen,
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten bei den Frommen.

Wenn Verworf'nen ohne Schonung
Flammenpein wird zur Belohnung,
Ruf' mich in des Segens Wohnung.

Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bete, daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde.

Thränen bringt der Tag des Zoren,
Wo aus Staub wird neugeboren
Zum Gericht der Mensch voll Schulden;

Darum sieh' ihn, Gott mit Hulden.
Jesu, milder Herrscher du,
Gieb den Todten ew'ge Ruh.
Amen!

Vierte Periode.

Zeitalter des Uebergangs und der Vorbereitung der Neuzeit bis zur Reformation 1517.

---

1. Theologia Deutsch.

Motto: Dies edle Büchlein, so arm und ungeschickt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reichlicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien. (Martin Luther.)

Herders Urtheil über die mittelalterliche Mystik.

Dagegen ward bald, hie und da, jene *mystische Empfindungs-Theologie* ausgesponnen, die, ihrer stillen Gestalt ungeachtet, vielleicht die wirksamste Theologie in der Welt gewesen. Im Christenthum schlang sie sich dem jüngeren Platonismus an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war sie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die *beseligen* wollte, am Ende das Ziel der Betrachtung. Sinnliche Völker selbst haben zuweilen auf die sonderbarste Weise einen *Mysticismus* gesucht und sich in ihm berauschet; *vernünftelnde* Völker suchten ihn auf ihre

Weise. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menschen. Er will Ruhe und Thätigkeit, Genuß und Beschauung auf die kostenfreieste, dauerhafteste, zugleich auch auf die untrüglichste, auf eine gleichsam unendliche Weise. So gern möchte er mit Ideen leben und selbst Idee sein. Die träge Zeit, den leeren Raum, die lahme Bewegung um sich her möchte er gern überspringen und vernichten, dagegen alles an sich ziehen, sich allem zueignen und zuletzt in einem Ideal zerfließen, das jeden Genuß in sich faßt, wohin seine Vorstellung reichet. Viele Umstände der damaligen und folgenden Zeit kamen zusammen, diesen Mysticismus zu nähren und ihn dem Christenthum, zu welchem er ursprünglich nicht gehörte, einzuverleiben. Ein spekulirender Geist, dem es an Materie zur Spekulation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenstand der Liebe, geräth immer auf den Mysticismus. Einsame Gegenden, Klosterzellen, ein Krankenlager, Gefängniß und Kerker, endlich auch auffallende Begebenheiten, die Bekanntschaft mit sonderbar liebreichen und bedeutenden Personen, Worte, die man von ihnen gehört, Zeichen der Zeit, die man erlebt hat u. s. w., alle diese Dinge brüten den Mysticismus, dies Lieblingskind unserer geistigen Wirksamkeit und Trägheit, in einer groben und seidenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmlischen Amors. Man liebet, und weiß nicht wen, man begehret und weiß nicht was. Etwas Unendliches, das Höchste, Schönste, Beste.

Das Bild des Verfassers der „Deutschen Theologie" in M. Müllers „Deutscher Liebe".

Als der Maler fort war, sagte sie zu mir: „Nun will ich dir ein Bild zeigen, das wird dir Freude machen. Das Original ist in der Galerie zu Paris. Ich las eine Beschreibung davon und habe es mir von dem Italiener copiren lassen." Sie zeigte mir das Bild und wartete, was ich sagen würde. Es war das Bild eines Mannes von mittlerem Alter, in altdeutscher Tracht. Der Ausdruck war träumerisch und ergeben, und dabei so wahr, daß man nicht zweifeln konnte, daß der Mann einmal gelebt hatte. Der ganze Ton des Bildes im Vordergrunde war dunkel und bräunlich; aber im Hintergrunde war eine Landschaft, und am Horizont zeigte sich der erste Schein eines heranbrechenden Morgens. Ich konnte nichts in dem Bilde entdecken, und doch machte es einen befriedigenden Eindruck, und man hätte stundenlang mit den Augen darauf verweilen können. „Es geht doch nichts über ein wirkliches Menschengesicht," sagte ich, und „selbst ein Rafael hätte so etwas nicht erfinden können."

„Nein," sagte sie. „Nun will ich dir aber sagen, weshalb ich das Bild haben wollte. Ich las, daß Niemand den Maler kenne, auch Niemand wisse, wen das Bild vorstelle. Es sei aber wahrscheinlich ein Philosoph des Mittelalters. Ein solches Bild brauchte ich nun gerade für meine Galerie. Denn du weißt, daß Niemand den Verfasser der „Deutschen Theologie" kennt, und daß wir also kein Bild von ihm haben. Da wollte ich versuchen, ob das Bild eines Unbekannten von einem Unbekannten für unseren deutschen Theologen passe, und, wenn du nichts dagegen hast, so hängen wir es hier auf zwischen den „Albigensern" und dem „Reichstag zu Worms", und nennen es den „Deutschen Theologen"."

„Gut," sagte ich, „es ist nur etwas zu kräftig und männlich für den Frankfurter."

„Das mag wohl sein," erwiderte sie. „Aber für ein leidendes und sterbendes Leben wie das meinige ist doch viel Trost und Kraft aus seinem Buche zu schöpfen. Ich verdanke ihm viel, denn es brachte mir zuerst das wahre Geheimniß der christlichen Lehre in seiner ganzen Einfachheit entgegen. Ich fühlte, es stand mir frei, dem alten Lehrer, wer es auch immer gewesen sei, zu glauben oder nicht, denn seine Lehre hatte

keinen äußeren Zwang für mich; und dennoch ergriff sie mich mit einer solchen Macht, daß es mir schien, als wisse ich zum ersten Mal, was Offenbarung sei. Und das ist es gerade, was so Vielen den Eintritt in das wahre Christenthum verschließt, daß uns seine Lehre als Offenbarung entgegentritt, ehe die Offenbarung noch in uns selbst stattgefunden hat. Das hat mir oft viel Unruhe gemacht. Nicht als ob ich je an der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion gezweifelt hätte: aber ich fühlte, ich hatte kein Recht auf einen Glauben, den mir Andere geschenkt hatten, und als gehörte mir das nicht an, was ich, ohne es zu verstehen, als Kind gelernt und empfangen hatte. Es kann ja doch Niemand für uns glauben, so wenig als Jemand für uns leben und sterben kann."

Aus der „Theologia Deutsch". (Nach der Ueberfetzung von Pfeiffer.)

Ein Meister, Boethius genannt, der spricht: daß wir nicht das Beste lieb haben, das kommt von Gebrechen. Er hat wahr gesagt: das Beste soll das Liebste sein, und in dieser Liebe sollte nicht angesehen werden Nutz oder Unnutz, Frommen oder Schaden, Gewinn oder Verlust, Ehre oder Unehre, Lob oder Unlob oder dieser eins, sondern was in der Wahrheit das Edelste und das Beste ist, das sollte auch das Allerliebste sein und wegen nichts Anderem denn allein deshalb, weil es das Beste und das Edelste ist. Hiernach möchte ein Mensch sein Leben richten von außen und von innen.

Auch soll man merken, wenn man spricht von dem alten Menschen und von dem neuen Menschen, was das sei. Der alte Mensch das ist Adam und Ungehorsam, Selbstheit und Ichheit und desgleichen. Aber der neue Mensch ist Christus und der wahre Gehorsam, ein Entäußern und Verleugnen seiner selbst, aller zeitlichen Dinge und allein die Ehre Gottes suchen in allen Dingen. Und wenn man spricht von Sterben, Verderben und desgleichen, so meint man, daß der alte Mensch sollte zu nichte werden und des Seinen nichts suchen weder in Geist noch in Natur. Denn wo das geschieht in einem wahren göttlichen Licht, da wird der neue Mensch wiedergeboren. Man spricht auch, der Mensch sollte an sich selber sterben, das ist, der menschlichen Lust, Trost, Freude, Begehrlichkeit, Ichheit, Selbstheit und was desgleichen ist in dem Menschen, daran er haftet oder auf dem er noch ruht in Genügsamkeit oder etwas darauf hält, es sei der Mensch selber oder andere Kreaturen, was das auch sei, das muß Alles weg und sterben, soll anders dem Menschen recht geschehen in der Wahrheit.

Hieraus folgt, daß in einem vergotteten Menschen die Liebe lauter und unvermischt und wohlwollend ist, und darum muß daselbst Alles und alle Dinge geliebt werden und er muß Allem und allen Dingen wohl wollen und gönnen und thun, unvermischt. Ja man thue einem vergotteten Menschen, was man will, wohl oder wehe, lieb oder leid und desgleichen, dies oder das, ja der einen vergotteten Menschen hundertmal tödtete und würde er allweg wieder lebendig, er müßte den Menschen lieb haben, der ihn also oft getödtet hätte, wiewohl er ihm also viel Unrechtes und Uebels und Böses gethan hätte, und müßte ihm wohl wollen und gönnen, wünschen und begehren und müßte auch demselben das Allerbeste thun, möchte er es nur nehmen und von ihm empfangen.

Nun möchte man sprechen: weil nun Gott einem Jeglichen das Beste will, begehrt und thut, so sollte er auch einem Jeglichen helfen und ihm thun, daß ihm all' sein Wille erfüllt würde und geschähe, so dem einen zu Papst, dem andern zu Bischof und desgleichen. Das soll man wissen: wer dem Menschen zu seinem eignen Willen hilft, der hilft ihm zu dem Allerbösesten. Denn je mehr der Mensch nachfolgt und zunimmt in seinem eigenen Willen, um so ferner ist er von Gott und dem wahren Gut, denn es brennt nichts in der Hölle als eigener Wille. Darum spricht man: thu' ab den eigenen Willen, so wird keine Hölle. Nun wollte Gott dem Menschen gern helfen und ihn bringen zu dem, das an sich selber das Beste ist und ist auch dem Menschen unter allen Dingen das Beste. Und soll das geschehen, so muß aller eigener Wille vergehen, wie vorn gesprochen ist, und dazu riethe und hälfe Gott dem Menschen gern, denn alldieweil der Mensch sein Bestes sucht, so sucht er nicht sein Bestes, und darum so findet er es auch nimmer: denn des Menschen Bestes wäre und ist, daß er weder sich noch das Seine suche oder meine in keinen Dingen, weder in Geist noch in Natur, sondern allein das Lob und die Ehre Gottes und seinen göttlichen Willen. Das lehrt und rathet uns Gott. Wer nun will, daß ihm Gott helfe zu dem Besten und zu seinem Besten, der folge Gottes Rath und seiner Lehre und sei gehorsam seinen Geboten, so wird und ist ihm geholfen, und anders nicht.

Man spricht und es ist auch wahr: Gott ist über und ohne alle Weise und Maß und Ordnung und gibt allen Dingen Weise, Ordnung, Maß und Vernünftigkeit und desgleichen. Das soll man also verstehen. Gott will das alles haben und kann es an sich selber ohne Kreatur nicht haben; denn in Gott ohne Kreatur ist weder Ordnung noch Unordnung, weder Weise noch Unweise und desgleichen: darum will er es haben, daß es geschehen und sein soll und mag. Denn wo Wort, Werk und Handlung ist, da muß es entweder sein in Ordnung, Weise, Maß und Vernünftigkeit, oder in Unvernunft oder in Unordnung. Nun ist Vernünftigkeit und Ordentlichkeit besser und edler denn das Andre. Doch soll man merken, daß viererlei Menschen die Ordnung, das Gesetz und die Weise handhaben. Etliche thun es weder um Gott, noch um dies oder das, sondern aus Zwang: die thun dessen so wenig als sie mögen und es wird ihnen sauer und schwer. — Die Andern thun es um Lohn; das sind Menschen, die nichts Besseres noch anderes wissen als dasselbe, und wähnen, man möge damit das Himmelreich und das ewige Leben bekommen und verdienen und mit nichts Anderem; und wer dergleichen viel thut, den halten sie für heilig, und wer dessen etwas versäumt oder unterläßt, der ist verloren. Und diese haben gar großen Ernst und Fleiß dazu und es wird ihnen doch sauer. — Die Dritten das sind böse, falsche Geister, die wähnen und sprechen, sie seien vollkommen und bedürfen dessen nicht und halten es für einen Spott. — Die Vierten das sind erleuchtete Menschen mit dem wahren Licht; die handhaben diese Dinge nicht um Lohn, denn sie wollen nichts erlangen damit und begehren auch nicht, daß ihnen etwas dafür werde, sondern sie thun es allein aus Liebe, was sie thun, und diese haben nicht so große Noth, wie des Dinges viel geschehe und bald und desgleichen, sondern was wohl geschehen kann mit Frieden und mit guter Muße; und würde dessen zufällig etwas versäumt und desgleichen, darum werden sie nicht verloren, denn sie wissen wohl, daß Ordnung und Vernünftigkeit besser ist denn Unvernunft. Darum wollen sie es halten und wissen auch, daß ihre Seligkeit daran nicht liegt: darum haben sie nicht so große Noth als die Andern. Diese Menschen werden von den andern beiden Parteien gestraft und verurtheilt, denn die Löhner sprechen, diese Menschen versäumen sich gänzlich, und

sprechen zuweilen, sie seien ungerecht und desgleichen. Die anderen (das sind die freien Geister) die haben diese Menschen für einen Spott und sprechen, sie gehen mit Rohheit und mit Thorheit um und desgleichen. Aber diese erleuchteten Menschen halten die Mitte, und das ist auch das Beste; denn ein Liebhaber Gottes ist besser und Gott lieber als hunderttausend Löhner. Also ist es auch um alle ihre Werke. Auch soll man merken, daß Gottes Gebot und seine Räthe und alle seine Lehre gehören dem innern Menschen zu, wie er mit Gott vereint werde. Und wo das geschieht, da wird der äußere Mensch von dem inneren wohl gelehrt und geordnet, also daß man keiner äußeren Gebote oder Lehre bedarf. Aber der Leute Gebot und Gesetz gehört zu dem äußeren Menschen, und das ist noth, da man nichts Besseres weiß: denn man wüßte anders nicht, was man thun oder lassen sollte, und der Mensch würde gleich den Hunden oder wie anderes Vieh.

Man möchte fragen, welches oder was ein vergotteter oder ein göttlicher Mensch sei? Antwort: Der durchleuchtet oder durchglänzt ist mit dem ewigen oder göttlichen Licht und entzündet oder entbrannt mit ewiger und göttlicher Liebe, der ist ein göttlicher oder vergotteter Mensch. Und von dem wahren Licht ist vorn etwas gesagt. Aber man soll wissen, daß das Licht oder die Erkenntniß nichts ist oder taugt ohne Liebe. Das mag man hiebei wohl merken. Denn ob ein Mensch auch weiß, was Tugend oder Untugend ist, hat er die Tugend nicht lieb, so ist er darum nicht tugendhaft, denn er folgt der Untugend nach und läßt die Tugend. Hat er aber die Tugend lieb, so folgt er ihr nach, und die Liebe macht, daß er der Untugend feind wird und kann sie nicht thun oder üben und hasset sie auch in allen Menschen und er hat die Tugend also lieb, daß er sie nicht ungethan oder ungeübt läßt, wo er kann, und das um keinen Lohn oder Warum, sondern allein der Tugend zu lieb.

Es ist wohl wahr, daß Liebe von Erkenntniß geleitet und gelehrt werden muß; aber folgt Liebe der Erkenntniß nicht nach, so wird nichts daraus. Also ist es auch um Gott und das, was Gott zugehört. Ob auch ein Mensch viel erkennt von Gott und was Gottes Eigenschaft ist, und wähnt, er wisse und erkenne auch, was Gott ist: hat er nicht Liebe, so wird er nicht göttlich oder vergottet. Ist aber wahre Liebe dabei, so muß sich der Mensch an Gott halten, und muß lassen Alles, das nicht Gott ist oder Gott nicht zugehört; und was das ist, dem ist er Allem feind und gram, und es ist ihm zuwider und ein Leiden. Und diese Liebe vereinigt den Menschen mit Gott, daß er nimmermehr davon geschieden wird.

Maria's Ende (in M. Müllers „Deutscher Liebe").

Ich schwieg. Ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, erwiderte den warmen Druck des Herzens. In ihr wogte und stürmte es, und der blaue Himmel, der vor mir lag, schien nie so schön wie jetzt, wo der Sturm Wolke auf Wolke vorübertrieb.

„Und warum liebst du mich?" fragte sie leise, als ob sie den Augenblick der Entscheidung noch immer verzögern müßte.

„Warum? Maria! Frage das Kind, warum es geboren wird; frage die Blume, warum sie blüht; frage die Sonne, warum sie leuchtet. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß. Doch wenn ich dir noch mehr sagen soll, laß dieses Buch, was bei dir liegt, und was du so gern hast, für mich sprechen:

„Das beste solte das liebste sin, und in diser libe solte nicht angesehen werden nutz und unnutz, fromen oder schaden, gewin oder vorlust, êre oder unêre, lob oder unlob oder diser keins, sunder was in der wârheit das edelste und das aller beste ist, das solt auch das allerliebste sin, und umb nichts anders dan allein umb das, das es das edelst und das beste ist. Hie nâch mocht ein mensche sin leben gerichten von ûssen und von innen. Von ûssen: wan under den crêatûren ist eins besser dan das ander, dar nâch dan das êwig gût in einem mêr oder minner schinet und wurket dan in dem andern. In welchem nun das êwig gût aller meist schinet, lûchtet, wurket und bekant und geliebet wirt, das ist ouch das beste under den crêatûren; und in welchem dis minst ist, das ist ouch das aller minst gût. Sô nu der mensche die crêatur handelt und dâ mit umb gêt, und disen underscheid bekennet, sô sol im ie die beste crêatûr die liebste sin und sol sich mit flis zu ihr halden und sich da mit voreinigen . . .“

„Maria, weil du die beste Creatur bist, die ich kenne, darum bin ich dir gut, darum bist du mir lieb — darum lieben wir uns. Sage das Wort, das in dir lebt, sage, daß du mein bist, verleugne nicht dein innerstes Gefühl. Gott hat dir ein leidendes Leben geschenkt — er schickt mich dir, um mit dir zu leiden. Dein Leiden soll mein Leiden sein, und wir wollen es zusammen tragen, wie ein Schiff die schweren Segel trägt, die es durch die Stürme des Lebens endlich in den sicheren Hafen führen.“

Es wurde stiller und stiller in ihr. — Das leichte Roth spielte auf ihren Wangen wie ein stilles Abendroth. Da öffnete sie die Augen weit — die Sonne leuchtete noch einmal auf mit wunderbarem Schimmer —

„Ich bin dein,“ sagte sie, „Gott will es. Nimm mich, so wie ich bin — so lange ich lebe, bin ich dein, und möge Gott uns in einem schöneren Leben wieder zusammenführen und dir deine Liebe lohnen.“

Wir lagen uns Brust an Brust — meine Lippen schlossen mit leißem Kuß die Lippen, auf denen soeben der Segen meines Lebens geschwebt hatte. Die Zeit stand still für uns, die Welt um uns war verschwunden. Da drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust. „Möge Gott mir diese Seligkeit verzeihen,“ flüsterte sie. „Jetzt laß mich allein — ich ertrage es nicht mehr. Auf Wiedersehen, mein Freund, mein Geliebter, mein Retter!“

---

2. Reineke der Fuchs.

Motto:

In weltliker wisheit is kein boek geschreven,
Dem man billik mehr rohm und lof kann geven
Als Reinke Vos: ein schlicht boek, darinnen
To sehnde is ein spegel hoger sinnen;
Vorstendicheit in dem ringen gedicht
Als ein dürbar schat verborgen licht,
Gilk als dat flier schulet in der asche
Und güldne penninge in einer schmerigen tasche.

Men heft sick twar tomartert dat boek to bringen
In hochdüdsche spraek, men it wil ganz nicht klingen:
It klappet jegen dat Original to rêken,
Als wen men pleggt ein stück vuel holt to breken,
Edder schmit einen olden pot jegen de wand.
Dat maket, dewil juw is unbekant
De natürlike eigenschop dersülven rede
Welke de angebarne zierlicheit bringt mede.

(Joh. Lauremberg 1652.)

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

(Goethe 1796.)

Herder über Reineke Fuchs.

Die deutsche Epopöe, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts Anderes als der Ulysses aller Ulysse, Reineke der Fuchs: eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Lessing hat gezeigt, daß die Bestandtheile der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle. Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten Aesopischen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die indischen Fabeln Bidpai, die Wilkins vor einigen Jahren aus der Ursprache bekannt gemacht hat. Diese waren vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen und seitdem unter verschiedenen Namen in mehreren europäischen Sprachen bekannt, und allenthalben mit Recht gepriesen; gegen unseren Reineke Fuchs sind sie indessen nichts als ein zusammengereiheter Rosenkranz, oder vielmehr eine Einschachtelung von Fabeln, da eine in der andern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählt? Die Morgenländer gingen auf dieses Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihrem Geschmack nicht tadeln; darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir Reineke der Fuchs sei. Hier ist alles fortgehende epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille; nirgend wird sie unterbrochen; die Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie Achill, in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzet, ist und bleibt doch das Hauptrad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit seinem unübertrefflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilt. Man liest eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lügt; und die Scenen der größten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantesten Scenen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet. Ich gestehe, daß dies alles der angenommenen Theorie ziemlich entgegen sei, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläubig würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lügt, desto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet; und die Geschichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergötzlichste, daß in dieser Gattung je geschrieben werden konnte. Disputirte man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sei: das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht herrschet, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehöret; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne Endmoral erheben: denn eine Epopöe oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverlässig arm und elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sei; Dank allen, die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gottsched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner Uebersetzung gefehlt haben möge. Seine Ausgabe hat dies

Gedicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everdingschen Kupfer, Baumanns moralischen Commentar mit denen in ihm oft vorkommenden Stellen alter deutscher Gnomologen hat man auch daneben; und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Urschrift selbst. Allerdings ist diese von sonderbarer Süßigkeit und Anmuth; fast ohne gewöhnliche Flickreime fließen die Verse, wie ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Possirliche wird in ihm siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht denn ein deutsches Product? ist's nicht eine Uebersetzung aus dem Altfranzösischen, wie sein Verfasser selbst sagt? Allerdings. Darauf lasse ich mich aber nicht ein; genug, wir sind im Besitz, und kennen bisher kein französisches Original, aus dem es übersetzt wäre. Welche Nation sich des Werks anmaßet, beweise ihre Anmaßung, nicht durch Titel des oder jenes Romans, sondern durch Bekanntmachung des Originals selbst. Fände sich auch ein solcher Roman (und ich wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe), so bleibt meines Erachtens dem Alkmar, oder wer der Verfasser unseres Gedichts sei, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersetzte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfasser wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beseelet. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konnte ein anderer wohl auch Reineke den Fuchs schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, so wie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge vielmehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Kabinette verkrochen, die Charakterbestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden. Zu unsrer Zeit kann kaum Jemand mehr einen Reineke Fuchs mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedichte durchhin herrschet und lebet. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der deutschen Reichsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben, die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über Reineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sei, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf, und neulich hat man sie sogar dahin erneuern wollen, als ob der ganze Reineke nichts als ein fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen. Wahrlich, das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen; so wie Majestäten, Beichtvater, Geheimschreiber, Kanzler und Räthe (eben der von Lessing bewiesenen Charakterbestandheit wegen) ihre ewigen Urbilder haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung, und ist ebenso unnatürlich wie unpoetisch. Wenn alle Herren von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Dachse, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Hasen und Schlangen gibt, wird's den Füchsen wohl gehen, für die Hof und Welt gemacht zu sein scheinen.

Inhalt des Volksbuchs „Reineke Fuchs“ nach Menzel.

Buch I. 1) König Nobel hält zu Pfingsten Hof, alle Thiere kommen, nur Reineke nicht. 2) Isegrim, der Wolf, klagt, Reineke habe seine Jungen verunreinigt;

Wackerlos, das Hündchen, klagt, Reineke habe ihm seine Wurst gestohlen (die er doch selbst zuvor dem Kater Hinze gestohlen hatte). Der Panther klagt, Reineke habe den Hasen Lampe gefressen, indem er vorgegeben, ihn singen lehren zu wollen. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt seinen Ohm. 4) Henning, der Hahn, bringt Kraffevot, die Henne, die Reineke todtgebissen. Nun erfolgt alles, genau wie im Reinaert. — Buch II. 1) Das Kaninchen klagt, als es bei der Burg (Malepartus) des Fuchses vorbeigegangen, habe es dieser gebissen. Die Krähe Merkenrume klagt, eine ihrer Freundinnen sei von dem Fuchs, der sich todt gestellt und auf dessen vermeintlichen Leichnam sie geflogen, todt gebissen worden. 2. 3) Der König, besonders erbittert, daß er den Schatz nicht gefunden, beschließt Reinekes Verderben. 4) Grimbart eilt nach Malepartus, seinen Ohm zu warnen, 5—9) und hört seine Beichte. Darunter ältere Schwänke, wie Reineke den Wolf belogen, die Stute wolle ihm ihr Füllen verkaufen und habe den Preis auf ihren Huf geschrieben. — Buch III. Reineke, unterstützt von der Aeffin Rukenouwe, redet sich bei Hofe aus, schiebt alle Schuld auf Belin, den hingerichteten Bock, der habe den Schatz unterschlagen und erbietet sich, als ein Edelmann von allen übrigen Klagen sich in offenem Zweikampf mit Isegrim zu reinigen. — Buch IV. Isegrim klagt neue Dinge, Reineke habe sein Weib, die Wölfin Giermut, fischen lehren wollen und nachdem ihr der Schwanz ins Eis eingefroren sei, sie berückt. Eben dieselbige habe er ein andermal in den Eimer sitzen und in den Brunnen fallen lassen, indem er im anderen Eimer herausgestiegen sei. Nun beginnt der Zweikampf. Reineke hat viel getrunken und blendet des Wolfes Augen, dann beißt er ihn in den Unterleib und besiegt auf diese Weise den Stärkeren. Alles jauchzt, Reineke ist gerechtfertigt und zieht mit allen Ehren ab.

Goethe über seine Bearbeitung des Reineke Fuchs.

Eben dieser widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade **Reineke Fuchs** als wünschenswerthester Gegenstand für eine, zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine, dieser **unheiligen Weltbibel** gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blokade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten.

Reinekens Lüge vom Kamm. (Nach dem Volksbuch.)

Ich schickte ferner durch Bellin
Auch einen Kamm der Königin,
Und einen Spiegel, dessengleichen
Es nicht mehr gibt in allen Reichen.
Aus meines Vaters Schatze nahm
Ich auch den Spiegel und den Kamm.
Wie oft schon suchte um die Sachen
Mein Weib mir arge Noth zu machen,
Weil sie kein Gut auf dieser Erde
So sehr als diese zwei begehrte —
Nun sind abhanden sie gekommen.
Ich hatte sie herausgenommen
Für meine gnäd'ge Königin,
Und that dies mit bedachtem Sinn,
Denn sie hat Gutes mir gethan
Und nahm sich oftmals meiner an;
Manch Wort hat sie für mich verloren.
Auch ist sie edel, hochgeboren
Sowohl von Tugend als von Stamm:
Drum schickt' ich Spiegel ihr und Kamm.
Ach, leider ist es nicht gescheh'n,
Daß sie die Kleinode geseh'n!
Der Kamm war von dem Pantherthier,
Das ist zumal ein edles Thier.
Beim Paradies in beiden Inden
Ist dieses edle Thier zu finden.
Es hat der Farben vielerlei
Und einen süßen Duft dabei,

So daß die Thiere insgemein
Dem Dufte folgen, groß und klein,
Wo es mag stehen oder geh'n,
Weil, wie die Thiere all' gesteh'n,
Wer es nur riecht, gesund muß sein.
Von dieses edlen Thieres Bein
War jener Kamm gemacht mit Fleiß,
So klar wie Silber, rein und weiß,
Wohlriechend, mehr als Cinnamomen.
Denn in die Knochen pflegt zu kommen
Der süße Duft, sobald es stirbt;
Daher der Knochen nie verdirbt,
Wohlriechend stets und feste bleibt
Und Gift und bösen Saft vertreibt.
Auf diesem Kamm war hocherhaben
Manch schönes Bildwerk eingegraben,
Das war aufs Herrlichste geziert,
Mit Gold beleget und lasirt
In bunten Farben blau und roth.
Das Bildwerk diesen Anblick bot:
Als Paris einst bei Troja lag,
Bei einem Born der Ruhe pflag,
Drei Göttinnen herab sich ließen,
Die Pallas, Juno, Venus hießen.
'nen Apfel, den sie insgemein
Besaßen, wollte jed' allein.
Sie stritten lange, bis zuletzt
Sie dies zusammen festgesetzt:
Daß Paris diese Frucht von Golde
Der unter ihnen geben sollte,
Die als die Schönste ihm erscheine;
Die sollt' ihn haben dann alleine.
Es dachte Paris drüber nach,
Als so zu ihm die Juno sprach:
Wenn du den Apfel mir zuweisest
Und so mich als die Schönste preisest,
So will ich mehr dir Reichthum geben,
Als irgend wer besaß im Leben.
Und Pallas sprach: Geschieht's, daß du
Den Apfel mir gewiesen zu,
So geb' ich dir so große Macht,
Daß deine Feinde Tag und Nacht
Dich fürchten sollen, überall
Wo man hört deines Namens Schall.
Und Venus sprach: Nun sage mir,
Was soll Gewalt und Reichthum dir?
Ist Priamus dein Vater nicht?
Und haben Macht die Brüder nicht,
Nicht Hektor und noch andre mehr?
Ist nicht das ganze Land bezwungen,
Habt ihr die Herrschaft nicht errungen?
Willst du mich als die Schönste preisen,
Mir zu den goldnen Apfel weisen,
So soll der schönste Schatz auf Erden
Dir Glücklichen zur Beute werden.
Und dieser Schatz, der dein soll werden,
Der ist das schönste Weib auf Erden,
Ein Weib, das gut und tugendreich,
Schön, edel und auch klug zugleich.
Nichts giebt es, was man gleich ihr setze,
Sie ist fürwahr der Schatz der Schätze.
Gib mir den Apfel, glaube mir,
Das schöne Weib soll werden dir.
Das schöne Weib, das ich genannt,
Helene ist's, von Griechenland
Die schöne, edle Königin. —
Da gab den Apfel Paris hin,
Dazu auch pries die Venus er
Und sprach: Daß sie die Schönste wär'.
Da half die Göttin Venus denn,
Daß Paris raubte Helenen
Dem Könige von Griechenland,
Mit ihr den Weg nach Troja fand.
Diese Geschichte, hocherhaben,
Die sah man in den Kamm gegraben,
Die Bilder waren wunderfein,
Auch las man, was es sollte sein.
Und wer das las, der wußte klar,
Welch ein' Historie es war.

Die **Geschichte vom Kamm** in Goethe's Bearbeitung.

Ferner sollte Widder Bellyn der Königin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit sie meiner gedächte.
Diese hatt' ich einmal zur Lust vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen, es fand sich auf Erden kein schöneres Kunstwerk.
O, wie oft versucht' es mein Weib und wollte sie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir stritten darum; sie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun sendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen, der Königin, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beschirmte;
Oefters hat sie für mich ein günstiges Wörtchen gesprochen;
Edel ist sie, von hoher Geburt, es ziert sie die Tugend,
Und ihr altes Geschlecht bewährt sich in Worten und Werken.
Würdig war sie des Spiegels und Kammes! die hat sie nun leider
Nicht mit Augen geseh'n, sie bleiben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu diesem hatte der Künstler
Pantherknochen genommen, die Reste des edlen Geschöpfes;

Zwischen Indien wohnt es und zwischen dem Paradiese;
Allerlei Farben zieren sein Fell und süße Gerüche
Breiten sich aus, wohin es sich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte so gern auf allen Wegen verfolgen;
Denn sie werden gesund von diesem Geruche, das fühlen
Und bekennen sie alle. Von solchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß von unaussprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, so fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beständig darin und läßt sie nimmer verwesen;
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.
Ferner sah man die köstlichsten Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Lasur. Im mittelsten Felde
War die Geschichte künstlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen saß, drei göttliche Frauen
Vor sich sah, man nannte sie Pallas und Juno und Venus.
Lange stritten sie erst; denn jegliche wollte den Apfel
Gerne besitzen, der ihnen bisher zusammen gehörte;
Endlich verglichen sie sich, es solle den goldenen Apfel
Paris der Schönsten bestimmen, sie sollt' allein ihn behalten.
Und der Jüngling beschaute sie wohl mit gutem Bedachte.
Juno sagte zu ihm: Erhalt' ich den Apfel, erkennst du
Mich für die Schönste, so wirst du der Erste vor Allen an Reichthum.
Pallas versetzte: Bedenke dich wohl und gib mir den Apfel,
Und du wirst der mächtigste Mann; es fürchten dich Alle,
Wird dein Name genannt, so Feind' als Freunde zusammen.
Venus sprach: Was soll die Gewalt? was sollen die Schätze?
Ist dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder,
Hektor und Andre, sind sie nicht reich und mächtig im Lande?
Ist nicht Troja geschützt von seinem Heere und habt ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirst du die Schönste mich preisen und mir den Apfel ertheilen,
Sollst du des herrlichsten Schatzes auf dieser Erde dich freuen.
Dieser Schatz ist ein treffliches Weib, die Schönste von Allen,
Tugendsam, edel und weise, wer könnte würdig sie loben?
Gib mir den Apfel, du sollst des griechischen Königs Gemahlin,
Helena mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze besitzen.
Und er gab ihr den Apfel und pries sie vor Allen die Schönste.
Aber sie half ihm dagegen die schöne Königin rauben;
Menelaus' Gemahlin, sie ward in Troja die Seine.
Diese Geschichte sah man erhaben im mittelsten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künstlichen Schriften;
Jeder durfte nur lesen und so verstand er die Fabel.

---

3. Aus Boners Edelstein.

Motto: Wer niht erkennet wol den stein
Und sîne kraft, des nutz ist klein;
wer oben hin die bischaft sicht,
und inwendig erkennet nicht,
vil kleinen nuts er dâ von hât.

Reicher ist ein armer Mann,
Der frei Gemüthe wohl mag han,
Als welcher reich ist und dienstbar,
Dem wird viel Sorgen immerdar.
Der eigen ist, wo ist deß Muth?
Er hat doch weder Leib noch Gut.

Es ist nicht sein, was selb er hat,
Der ohne freien Willen staht.
Freiheit zieret alles Leben
Und kann wohl gut Gemüthe geben.
Freiheit höhet Weib und Mann,
Den Armen sie reich machen kann.

Freiheit ist der Ehren Hort,
Sie krönet jedes Werk und Wort,
Mich dünkt, der hab' ein armes Leben,
Der freien Willen auf muß geben.

Freiheit geht vor allem Gut
Der Welt. — Wer seinen freien Muth
Aufgibt um Silber und um Gold,
Dem wird zu Theil der Reue Sold.

4. Der Winsbecke.

Bruchstücke in der Uebersetzung von Scherr.

Sohn, liebe du von Herzen Gott,
So kann dir's nimmer missegahn;
Er hilft dir stets aus aller Noth.
Sieh' dir der Welt Verführung an!
Wie ihren Anhang sie trügen kann
Und welchen Lohn zuletzt sie beut,
Das sollst du jetzt bedenken still:
Sie gibt zum Lohn der Sünden Koth;
Wer ihr nach Willkür folgen will,
Der wird an Leib und Seele todt.

Sohn, merke: wie das Kerzenlicht,
Dieweil es brennet, schwindet gar,
Ingleichen ganz auch dir geschieht
Von Tag zu Tag; — ich sag' dir wahr
Und richte hier dein Leben so,
Daß deine Seele dort wohl fahr'.
Wie hoch an Gut auch wird dein Nam',
Dir folgt von dannen Nichts, denn nur
Ein leinen Tuch für deine Scham.

Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib',
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam;
Sie sind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht, noch rechte Scham,
Der solches nicht an ihnen preis't;
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geist.

5. Das jüngere Hildebrandslied.

(Nach Simrock.)

„Ich will zu Lande reiten," sprach Meister Hildebrand,
„Ist gleich von langen Zeiten der Weg mir unbekannt.
In fremden Landen waren wir manchen lieben Tag,
Daß mein in dreißig Jahren Frau Ute nicht mehr pflag."

„Willst du zu Lande reiten," sprach Herzog Amelung,
„Was begegnet dir auf der Haide? ein stolzer Degen jung,
Dort auf des Berners Marke, der junge Alebrand:
Und rittest du selbzwölfter, du würdest angerannt."

„Ist er mit Reiten denn so wild in seinem Uebermuth,
Ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es thut ihm nimmer gut.
Ich zerhau' ihm seine Brünne mit einem schnellen Schlag,
Daß wohl ein Jahr darüber seine Mutter klagen mag."

„Das thu' du nicht," versetzte von Bern Herr Dieterich,
Daß du den Jungen tödtest, Hilbrand, das bitt' ich dich.
Du sollst ihn freundlich bitten wohl um den Willen mein,
Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein."

Als er von Garten austritt wohl zu des Berners Mark,
Er kam in große Arbeit von einem Helden stark.
Von einem jungen Degen ward er da angerannt:
„Was suchst du hier, du Alter, in meines Vaters Land?

„Du führst einen Harnisch lauter, recht wie ein Königskind,
Du machst mich jungen Helden mit seh'nden Augen blind.
Du solltest daheim verbleiben und haben gut Gemach
Bei heißen Kohlengluten." Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheim verbleiben und haben gut Gemach?
Viel Streitens muß ich treiben: davon werd' ich oft schwach.
Muß reiten und streiten so manche Heeresfahrt;
Das glaube mir, du Junger, drum grauet mir der Bart."

„Den Bart will ich dir raufen, du alter grauer Mann,
Daß dir das Blut soll laufen herab wohl auf den Plan.
Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir übergeben,
Dazu auch mein Gefang'ner sein, daß du behältst das Leben!"

Mein Harnisch und mein grüner Schild hat stets mir Schutz gewährt,
Ich traue Gott im Himmel wohl: mir ist leicht Glück bescheert."
Sie ließen von den Worten und griffen nach dem Schwert:
Was diese Zwei begehrten, des wurden sie gewährt.

Der Junge gab dem Alten gar einen harten Schlag,
Des Hildebrand der alte von Herzen sehr erschrak.
Der Junge sprang zwölf Klafter zurück mit seinem Leib.
Der Alte sprach: „Solch Springen, das lehrte dich ein Weib."

„Sollt' ich von Weibern lernen, das wär' mir eine Schand':
Ich habe Ritter und Knechte in meines Vaters Land;
Viel Ritter sind und Grafen an meines Vaters Hof
Und was ich nicht gelernet hab', das lern' ich aber noch."

Wohl kluger Sinne pflegen sah man den alten Mann,
Bis er dem jungen Degen sein' Waffen unterrann.
Er thät' ihn zu sich zücken, wo er am schmalsten war
Und warf ihn auf den Rücken wohl in das grüne Gras.

„Wer sich an alten Kesseln reibt, den schwärzt gar leicht der Rahm:
Also geschieht dir Jungem hier von mir altem Mann.
Nun sage mir und beichte, dein Priester will ich sein,
Bist du ein junger Wölfing, so laß ich dich gedeih'n."

„Wölfinge das sind Wölfe, die laufen in dem Holz;
Ich bin aus Griechenlanden ein junger Degen stolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute, die edle Herzogin,
Und Hildebrand mein Vater, dem ich gar unkund bin."

„Heißt deine Mutter Ute, die edle Herzogin,
So wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater bin."
Auf schloß er seinen goldnen Helm und küßt' ihn auf den Mund:
„Nun sei der reiche Gott gelobt, daß wir beide noch gesund."

„Ach Vater mein, die Wunden, die ich dir hab' geschlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen."
„Nun schweige still, mein lieber Sohn, der Wunden wird wohl Rath:
Der reiche Gott, der sei gelobt, der uns vereinigt hat."

Das währte von der None bis zu der Vesperzeit,
Da kehrte heim gen Berne Herr Alebrand vom Streit.
Was führt' er an dem Helme? von Gold ein Kränzelein.
Was führt' er an der Seiten? den liebsten Vater sein.

Er führt' ihn an der Mutter Tisch und setzt' ihn obenan,
Er bracht' ihm Essen und Trinken; die Mutter war ihm gram:
„Ach Sohn, mein allerliebster Sohn, der Ehren ist zu viel,
Der den Gefang'nen obenan zur Tafel setzen will."

„Nun schweiget, liebe Mutter, und hört, was ich euch sage,
Er hat mich auf der Haiden schier gar zu Tod geschlagen.
Nun hört mich, liebe Mutter, kein Gefang'ner soll er sein:
Es ist Hildebrand der alte, der liebste Vater mein.

„Ach Mutter, liebste Mutter, nun biet' ihm Zucht und Ehr'."
Da hub sie an zu schenken und trug's ihm selber her.
Was hatt' er in dem Munde? Von Gold ein Ringelein:
In den Becher ließ er's sinken der liebsten Frauen sein.

Fünfte Periode.

Zeitalter der kirchlichen Befreiung bis zum dreißigjährigen Krieg 1618.



1. Martin Luther.

Geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben; gest. den 18. Febr. 1546 ebendaselbst.

Motto: Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich.

Ich schwöre, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen. (Luthers Doctoreid.)

Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen. (Luther in Worms.)

Mächtiger Eichbaum!
Deutschen Stamms! Gottes Kraft!
Droben im Wipfel braust der Sturm,
Du stehst mit hundertbogigen Armen
Dem Sturm entgegen und grünst! —
Der Sturm braust fort! Es liegen da
Der dürren, armen Aeste
Zehn darniedergesaust. Du Eichbaum stehst,
Bist Luther! —

(Herder.)

Albrecht Dürer über Luther bei der falschen Nachricht von dessen Tod 1521.

Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und darum, daß er gestraft hat das unchristliche Papstthum, das da strebt wider Christus Freilassung, mit seiner großen

Beschwerung der menschlichen Gesetze. So wir diesen Mann, der klarer geschrieben hat, denn nie einer in 140 Jahren gelebt, dem Gott einen solchen evangelischen Geist gegeben hat, verlieren, bitten wir Dich, himmlischer Vater, daß Du Deinen heil. Geist wiederum gebest einem, der Deine christliche Kirche wieder sammle.

Ein Jeder, der Luthers Bücher liest, sehe, wie seine Lehre so klar durchsichtig ist. Ist Luther todt, wer wird uns hinfort das Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätt' er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen. O ihr Christen-Menschen, helft mir fleißig beweinen diesen Gott-geistigen Menschen, und Gott bitten, daß Er uns einen anderen erleuchteten Mann sende.

Herder über Luther in den „Briefen zur Beförderung der Humanität".

Luther war ein patriotischer großer Mann. Als Lehrer der deutschen Nation, ja als Mitreformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den geistlichen Dingen den Gebrauch der Vernunft wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biederen Geistes vereinte sich mit Wissenschaften, die von und mit ihm auflebten, vergesellschaftete sich mit den Bemühungen der besten Köpfe in allen Ständen, die zum Theil sehr verschieden von ihm dachten; so bildete sich zuerst ein populares literarisches Publicum in Deutschland und in den angrenzenden Ländern. Jetzt las, was sonst nie gelesen hatte; es lernte lesen, was sonst nicht lesen konnte. Schulen und Akademien wurden gestiftet, deutsche geistliche Lieder gesungen und in deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Secten der Wiedertäufer und anderer Irrlehrer entstanden, deren viele, jede auf ihre Weise, zu gelehrter oder popularer Erörterung streitiger Materien, also auch zu Uebung des Verstandes, zu Politur der Sprachen und des Geschmacks beitrug. Wäre man seinem Geist gefolgt und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch Gegenstände beherzigt, die zunächst nicht in seiner Mönchs- und Kirchensphäre lagen, daß man nämlich auf sie die Grundsätze anwendete, nach denen er dachte und handelte! Doch was nützt es, vergangene Zeiten zu lehren oder zu tadeln? Laßt uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke und die von ihm ebenso stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsere Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst mehrmals nannte) sich wirklich als Ekklesiastes, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation darstellt.

Ein zweites Urtheil Herders über Luther.

Luther war ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unseres Vaterlandes. Er hat die klassische Büchersprache der Deutschen zuerst fixirt; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen deutsche Kraft, obwohl seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige Erasmus Alberus, und späterhin wenige andere gingen im Ton der Kirchenpoesie, den er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wiewohl auch mit sehr ungleichen Schritten fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuches der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther

folgten, brachten vor allem einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größeste Theil derselben Machwerk; so daß nach Luther beinah' der einzige Paul Gerhard (und wie spät lebte dieser!) unter den Liedersängern hervorschimmert. Eine poetische Reformation bewirkte Luther also nicht (dessen er sich auch nicht anmaßte); vielmehr gaben die dogmatischen Streitigkeiten, die durch seine Reformation entstanden, dem Geist der Gelehrten eine ganz andere, ziemlich unpoetische Wendung. Die lateinischen Schulen, die Melanchthon und andere verdiente Männer beförderten, zogen den etwaigen Genius der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber; und da mit dem obersächsischen Dialekt, der durch Luthers Bibelübersetzung und Schriften allgemach zur Bibelsprache ward, die Mundarten anderer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: so gingen auch die in ihnen vorhandenen poetischen Producte des oberen und niederen Deutschlands auf eine Zeit lang und für die meisten Provinzen fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward. Einmal für alle ward Deutschland durch den Streit für die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Döllinger über Luther.

Luther ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen. —

In dem Geiste dieses deutschen Mannes, des größten unter den Deutschen seines Zeitalters, ist die protestantische Doctrin entsprungen. Vor der Ueberlegenheit und schöpferischen Energie dieses Geistes bog damals der aufstrebende, thatkräftige Theil der Nation demuthsvoll und gläubig die Kniee. In ihm, in dieser Verbindung von Kraft und Geist, erkannten sie ihren Meister, von seinem Gedanken lebten sie; er erschien ihnen als der Heros, in welchem die Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten sich verkörpert habe. Sie bewunderten ihn, sie gaben sich ihm hin, weil sie in ihm ihr potenzirtes Selbst zu erkennen glaubten, weil es ihre innersten Empfindungen waren, denen sie, nur klarer, beredter, kraftvoller ausgedrückt, als sie es vermocht hätten, in seinen Schriften begegneten. So ist Luthers Name für Deutschland nicht mehr bloß der eines ausgezeichneten Mannes, er ist der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Centrum eines neuen Ideenkreises, der kürzeste Ausdruck jener religiösen und ethischen Anschauungsweise, in welcher der deutsche Geist sich bewegte, deren mächtigem Einflusse auch die, welche sie bekämpften, sich nicht ganz zu entziehen vermochten .... Das Bild seiner Persönlichkeit ist noch nicht erbleicht. Sein Name, seine Heroengestalt wirkt noch mit Zaubermacht in höheren und niederen Kreisen, und aus der Magie dieses Namens schöpft die protestantische Lehre fortwährend einen Theil ihrer Lebenskraft.

H. Heine über Luther.

Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache dieses Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Geschichte ist; daß in seinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutschen aufs Großartigste vereinigt sind, daß er auch persönlich das wunderbare Deutschland repräsentiert. Dann hatte er auch Eigenschaften, die wir selten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich sogar als feindliche Gegensätze antreffen. Er war zugleich ein träumerischer Mystiker und ein praktischer Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern

auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter, gottberauschter Prophet. Wenn er des Tags über mit seinen dogmatischen Distinctionen sich mühsam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu seiner Flöte und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derselbe Mann, der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder sanft wie der Zephyr, der mit Veilchen kost. Er war voll der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken ins reine Geistthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde, und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Er war ein kompleter Mensch, ich möchte sagen: ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind. Ihn einen Spiritualisten nennen, wäre daher eben so irrig, als nennte man ihn einen Sensualisten. Wie soll ich sagen, er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöses, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches.

J. Grimm über Luthers Sprache.

Luthers Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meist zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken; was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüten neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther.

Gelzer über Luthers demokratische Gesinnung.

Wie ganz anders Luther, ihn müssen wir doch immer wieder zuerst nennen, wenn von neuerer deutscher Volksbildung die Rede ist. Durch seine Bibelübersetzung wurde die neue deutsche Prosa geschaffen; durch seine Kirchenlieder einer der edelsten Zweige der deutschen Poesie gefördert und auf einen sichern Boden gepflanzt. Hierin erblicken wir das reinste im besten Sinne demokratische Element der Reformation, in der Befreiung und Weihe des ehemaligen Laien: durch das Lied, das er sang, durch die Bibel, die er las. Auch seine besseren reformatorischen Schriften, die erbauenden wie die streitenden, führten das geistige Leben seiner Nation wieder in die Heimath, d. h. in den kräftigen, ursprünglichen Ausdruck der Muttersprache zurück.

Ihr Männer Deutschlands, kühn und frei
Durch ihn von Pfaffentyrannei!
Ihr laßt mit lästerndem Gestöhn
Die Heuchler Luthers Asche schmäh'n?

Wer ist, der nicht beim Kraftgesang
Des Weisen auf zu Thaten sprang,
Dem nicht die Seele sonnenhoch,
Ein Adler mit dem Adler flog?
(J. H. Voß.)

— Des Vaterlandes Sprache bildetest zu der Engel Sprach' und der Menschen.
(Klopstock.)

H. Heine über Luthers Kirchenlieder.

Merkwürdiger und bedeutender als diese prosaischen Schriften sind Luthers Gedichte, die Lieder, die in Kampf und Noth aus seinem Gemüthe entsprossen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felsen wächst, manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Musik, er hat sogar einen Traktat über diese Kunst geschrieben, und seine Lieder sind daher außerordentlich melodisch. Auch in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Gesängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und sich selbst zur wildesten Kampflust begeistert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Gesang, womit er und seine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei diesen neuen Klängen, und die Raben erschraken in ihren obscuren Thurmnestern. Jenes Lied, die Marseiller Hymne der Reformation, hat bis auf unsere Tage seine begeisternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten geharnischten Worte: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Eine feste Burg ist unser Gott (1529).

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren:
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Veni sancte Spiritus (1524).

Komm', Heiliger Geist, Herre Gott,
Erfüll' mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläub'gen Herz, Muth und Sinnen,
Dein' brünstig' Lieb' entzünd' in ihnen.
O Herr, durch deines Lichtes Glast
Zu dem Glauben versammelt hast
Das Volk aus aller Welt Zungen,
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Halleluja, Halleluja!

Du heiliges Licht, edler Hort,
Laß uns leuchten des Lebens Wort,
Und lehr' uns Gott recht erkennen,
Von Herzen Vater ihn nennen.
O Herr, behüt' vor fremder Lehr',
Daß wir nicht Meister suchen mehr,
Denn Jesum mit rechtem Glauben,
Und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
Halleluja, Halleluja!

Du heilige Brunst, süßer Trost,
Nun hilf uns fröhlich und getrost
In dein'm Dienst beständig bleiben,
Die Trübsal uns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein' Kraft uns bereit'
Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir bringen.
Halleluja, Halleluja!

Weihnachtslied (1535).

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär',
Der guten Mär' bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n,
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur' Freud' und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führ'n aus aller Noth,
Er will eu'r Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht:
Die Krippen, Windelein so schlecht,
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deß laßt uns alle fröhlich sein,
Und mit den Hirten geh'n hinein,
Zu seh'n, was Gott uns hat beschert,
Mit seinem liebsten Sohn verehrt.

Merk' auf, mein Herz, und sieh' dorthin:
Was liegt dort in dem Krippelein?
Weß ist das schöne Kindelein?
Es ist das liebe Jesulein.

Bis willkomm'n, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding',
Wie bist du worden so gering,
Daß du da liegst auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Esel aß!

Und wär' die Welt vielmal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit,
So wär' sie doch dir viel zu klein,
Zu sein ein enges Wiegelein.

Der Sammet und die Seiden dein,
Das ist grob Heu und Windelein,
Darauf du, König groß und reich,
Her prangst, als wär's dein Himmelreich.

Das hat also gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir:
Wie aller Welt Macht, Ehr' und Gut
Vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

Ach, mein herzliebes Jesulein,
Mach' dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruh'n in meines Herzens Schrein,
Daß nimmer ich vergesse dein.

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne schon,
Mit Herzenslust den süßen Ton.

Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn,
Deß freuen sich der Engel Schaar
Und singen uns solch neues Jahr.

Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir (1524).

Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir,
Herr Gott, erhör' mein Rufen;
Dein' gnädig Ohren kehr' zu mir,
Und meiner Bitt' sie öffne!
Denn so du willt das sehen an,
Was Sünd' und Unrecht ist gethan,
Wer kann, Herr, vor dir bleiben?

Bei dir gilt nichts denn Gnad' und Gunst,
Die Sünde zu vergeben;
Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor dir Niemand sich rühmen kann,
Deß muß dich fürchten Jedermann,
Und deiner Gnade leben.

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen;
Auf ihn mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen,
Die mir zusagt sein werthes Wort,
Das ist mein Trost und treuer Hort,
Deß will ich allzeit harren.

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So thu' Israel rechter Acht,
Der aus dem Geist erzeuget ward,
Und seines Gotts erharre.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

Frau Musica (1538).

Vor allen Freuden auf Erden
Kann Niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb' mit mein'm Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg' und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein Jeder deß wohl frei,
Daß solche Freud' kein' Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt
Denn alle Freud' der ganzen Welt:
Dem Teufel sie sein Werk zerstört
Und verhindert viel böser Mörd'.
Das zeugt David, des Königs, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem süßen Harfenspiel,
Daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit,
Solch's hat Eliseus bekannt,
Da er den Geist durchs Harfen fand.
Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein,
Himmel und Erden ist der voll,
Viel gut Gesang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht Alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Deß muß sie haben immer Dank.
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musica ein' Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Sein's Lobes sie nichts müde macht:
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
Und sagt ihm ein'n ewigen Dank.

Fabeln.

Von der Stadt- und Feldmaus.

Eine Stadtmaus ging spazieren, und kam zu einer Feldmaus, die that ihr gütlich mit Eicheln, Gerste, Nüssen, und womit sie konnte. Aber die Stadtmaus sprach: Du bist eine arme Maus, was willst du hier in Armuth leben, komme mit mir, ich will dir und mir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise. Die Feldmaus zog mit ihr hin in ein herrlich schönes Haus, darinnen die Stadtmaus wohnete, und gingen in die Kemnoten, da war vollauf von Brot, Fleisch, Speck, Würste, Käse und alles; da sprach die Stadtmaus: Nun iß und sei guter Dinge, solcher Speise habe ich täglich überflüssig. Indeß kömmt der Kellner, und rumpelt mit den Schüsseln an der Thür, die Mäuse erschraken, und liefen davon: die Stadtmaus fand bald ihr Loch, aber die Feldmaus wußte nirgends hin, lief die Wand auf und ab, und hatte sich ihres Lebens erwogen.

Da der Kellner wieder hinaus war, sprach die Stadtmaus: Es hat nun keine Noth, laß uns guter Dinge sein. Die Feldmaus antwortete: Du hast gut sagen, du wußtest dein Loch fein zu treffen, dieweil bin ich schier vor Angst gestorben. Ich will dir sagen, was die Meinung ist, bleibe du eine reiche Stadtmaus und friß Würste und Speck, ich will ein armes Feldmäuslein bleiben, und meine Eicheln essen: du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor so vielen Mäusefallen, und ist dir das ganze Haus feind, solches alles bin ich frei und sicher in meinem armen Feldlöchlein.

In großen Wassern fähet man große Fische,
Aber in kleinen Wassern fähet man gute Fischlein.

Wer reich ist, hat viel Neider, Sorge, Gefahr.

Vom Kranich und Wolf.

Da der Wolf einstmals ein Schaf geiziglich fraß, blieb ihm ein Bein im Halse überzwerch stecken, davon er große Noth und Angst hatte, und erbot sich, großen Lohn und Geschenk zu geben, wer ihm hülfe. Da kam der Kranich, und stieß seinen langen

Kragen dem Wolf in den Rachen, und zog das Bein heraus. Da er aber den verheißenen Lohn forderte, sprach der Wolf: Willst du noch Lohn haben? danke du Gott, daß ich dir den Hals nicht abgerissen habe, du solltest mir schenken, daß du lebendig aus meinem Rachen gekommen bist.

Diese Fabel zeigt: Wer den Leuten in der Welt will wohlthun, der muß sich erwägen, Undank zu verdienen, die Welt lohnet nicht anders denn mit Undank; wie man spricht: Wer einen vom Galgen erlöset, dem hilft derselbige gern daran.

Vom Wolf und Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ohngefähr beide an einen Bach zu trinken; der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann? Das Lämmlein antwortete: Wie kann ich dir das Wasser trüben, trinkest du doch über mir, und möchtest es mir wohl trüben? Der Wolf sprach: Wie? fluchst du mir noch dazu? Das Lämmlein antwortete: Ich fluche dir nicht. Der Wolf sprach: Ja, dein Vater that mir vor sechs Monden auch ein solches, du willst dich vätern. Das Lämmlein antwortete: Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen, wie soll ich meines Vaters entgelten? Der Wolf sprach: So hast du mir aber meine Wiesen und Aecker abgenaget und verderbet. Das Lämmlein antwortete: Wie ist das möglich, habe ich doch noch keine Zähne? Ei, sprach der Wolf, und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, will ich dennoch heut nicht ungefressen bleiben; und würget also das unschuldige Lämmlein, und fraß es.

Lehre: Der Welt Lauf ist: Wer fromm sein will, der muß leiden, sollte man eine Sache vom alten Zaun brechen, denn Gewalt gehet vor Recht: wenn man dem Hunde zu will, so hat er das Leder gefressen; wenn der Wolf will, so ist das Lamm unrecht.

Briefe.

An seinen Sohn Johannes. (Coburg, im Juni 1530.)

Gnad' und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen. Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu' also, mein Söhnchen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt' ich den Mann, deß der Garten ist: weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigt' mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten: darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das

alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhme Lehne, und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

An seine Tischgesellen. (Coburg, den 28. April 1530.)

Gnade und Friede in Christo, lieben Herren und Freunde! Ich hab' euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß ihr wiederum vernehmet, wie es hier zustehet, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es ist ein Rubet gleich vor unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt; da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimm' und Odem so lang währen möge. Und möchte gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hierher versammelt.

Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer in unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz, und alle gleich grauaugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel; ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen, und einem Zorn entsitzen können. Es sind große mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher Ritter hier werden und große Thaten thun.

Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sammt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen, und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.

Ich halt' aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützliches Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weile.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehöret; denn sie hat dem April nicht wollen

trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. Apr. Anno 1530.

Martinus Luther, D.

Aus den Vorreden zu einzelnen seiner Schriften.

Ueber Aesops Fabeln.

Dies Buch von den Fabeln oder Märlein ist ein hochberühmt Buch gewesen bei den Allergelehrtesten auf Erden, sonderlich unter den Heiden. Wiewohl auch noch jetzund, die Wahrheit zu sagen, von äußerlichem Leben in der Welt zu reden, wüßte ich außer der heiligen Schrift nicht viele Bücher, die diesem überlegen sein sollten, so man Nutz, Kunst und Weisheit, und nicht hochbedächtig Geschrei wollte ansehen; denn man darin unter schlichten Worten und einfältigen Fabeln die allerfeinste Lehre, Warnung und Unterricht findet (wer sie zu brauchen weiß), wie man sich im Haushalten, in und gegen die Obrigkeit und Unterthanen schicken soll, auf daß man klüglich und friedlich unter den bösen Leuten in der falschen argen Welt leben möge.

Ueber die Psalmen.

Ich halte aber, daß kein feiner Exempelbuch oder Legende der Heiligen auf Erden kommen sei oder kommen möge, denn der Psalter ist. Und wenn man wünschen sollte, daß aus allen Exempeln, Legenden, Historien das Beste gelesen und zusammen gebracht und auf die beste Weise gestellet würde, so müßte es der jetzige Psalter werden. Denn hier finden wir nicht allein, was einer oder zwei Heiligen gethan haben, sondern was das Haupt selbst aller Heiligen gethan hat und noch alle Heiligen thun; wie sie gegen Gott, gegen Freunde und Feinde sich stellen, wie sie sich in aller Gefahr und Leiden halten und schicken; über das, daß allerlei göttlicher und heilsamer Lehre und Gebot darinnen stehen.

Und sollte der Psalter allein deshalb theuer und lieb sein, daß er von Christi Sterben und Auferstehung so klärlich verheißet, und sein Reich und der ganzen Christenheit Stand und Wesen vorbildet, daß es wohl möchte eine kleine Biblia heißen, darin alles aufs Schönste und Kürzeste, so in der ganzen Biblia stehet, gefasset, und zu einem feinen Enchiridion oder Handbuch gemacht und bereitet ist, daß mich dünkt, der heilige Geist habe selbst wollen die Mühe auf sich nehmen, und eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit oder allen Heiligen zusammen bringen, auf daß, wer die ganze Biblia nicht lesen könnte, hätte hierin doch fast die ganze Summa verfasset in ein klein Büchlein.

Aber über das alles ist des Psalters edle Tugend und Art, daß andere Bücher wohl viel von Werken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von ihren Worten sagen: da ist der Psalter ein Ausbund, darin er auch so wohl und süße riecht, wenn man darinnen lieset, daß er nicht allein die Werke der Heiligen erzählet, sondern auch ihre Worte, wie sie mit Gott geredet und gebetet haben, und noch reden und beten: daß die anderen Legenden und Exempel, wo man sie gegen den Psalter hält, uns schier eitel stumme Heilige vorhalten; aber der Psalter rechte wackere, lebendige Heilige uns einbildet (einpräget).

Es ist ja ein stummer Mensch gegen einen redenden schier als ein halbtodter Mensch zu achten. Und kein kräftiger, noch edler Werk am Menschen ist denn reden, sintemal der Mensch durchs reden von andern Thieren am meisten geschieden wird mehr

denn durch die Gestalt oder andere Werke; weil auch wohl ein Holz kann eines Menschen Gestalt durch Schnitzerkunst haben, und ein Thier sowohl sehen, hören, riechen, singen, gehen, stehen, essen, trinken, fasten, dürsten, Hunger, Frost und hart Lager leiden kann als ein Mensch.

Zudem thut der Psalter noch mehr, daß er nicht schlechte gemeine Reden der Heiligen uns vorbildet, sondern die allerbesten, so sie mit großem Ernst, in der allertrefflichsten Sache, mit Gott selber geredet haben. Damit er nicht allein ihr Wort über ihr Werk, sondern auch ihr Herz und gründlichen Schatz ihrer Seelen uns vorlegt: daß wir in den Grund und Quelle ihrer Worte und Werke, das ist, in ihr Herz sehen können, was sie für Gedanken gehabt haben, in allerlei Sachen, Gefahr und Noth. Welches nicht so thun noch thun können die Legenden oder Exempel, so allein von der Heiligen Werke oder Wunder rühmen. Denn ich kann nicht wissen, wie sein Herz stehet, ob ich gleich viel trefflicher Werke von einem sehe oder höre.

Und gleichwie ich gar viel lieber wollte einen Heiligen hören reden, denn seine Werke sehen: also wollte ich nochviel lieber sein Herz und den Schatz in seiner Seele sehen, denn sein Wort hören. Das gibt aber uns der Psalter aufs Allerreichlichste an den Heiligen, daß wir gewiß sein können, wie ihr Herz gestanden und ihre Worte gelautet haben gegen Gott und Jedermann.

Denn ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier Orten der Welt treiben. Hier stößet her Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall; dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hier weht Hoffnung und Vermessenheit von zukünftigem Glück; dort bläset her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern.

Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden und das Herz öffnen und den Grund herausschütten. Denn wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders von Unfall, denn der in Freuden schwebt; und wer in Freuden schwebt, redet und singet viel anders von Freuden, denn der in Furcht steckt. Es gehet nicht von Herzen, spricht man, wenn ein Trauriger lachen oder ein Fröhlicher weinen soll, das ist, seines Herzens Grund stehet nicht offen, und ist nicht heraus.

Was ist aber das meiste im Psalter denn solch ernstlich reden in allerlei solchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen fröhlichen Gedanken gegen Gott um seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübtem Anblick des Zorns Gottes! Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden.

Ueber das Buch Tobiä.

Ist's eine Geschichte, so ist's eine feine heilige Geschichte; ist's aber ein Gedicht, so ist's wahrlich auch ein recht schön, heilsam, nützlich Gedicht und Spiel eines geistreichen Poeten. Und ist zu vermuthen, daß solcher schöner Gedichte und Spiele bei den Juden viel gewesen sind, darin sie sich auf ihre Feste und Sabbathe geübt, und der Jugend also mit Lust Gottes Wort und Werk eingebildet haben, sonderlich da sie in gutem Frieden und Regiment gesessen sind. Denn sie haben gar treffliche Leute

gehabt, als Propheten, Sänger, Dichter und dergleichen, die Gottes Wort fleißig und auf allerlei Weise getrieben haben.

Und Gott gebe, daß die Griechen ihre Weise, Komödien und Tragödien zu spielen, von den Juden genommen haben, wie auch viel andere Weisheit und Gottesdienst ꝛc. Denn Judith gibt eine gute, ernste, tapfere Tragödie; so gibt Tobias eine feine, liebliche, gottselige Komödie. Denn gleichwie das Buch Judith anzeigt, wie es Land und Leuten oft elendiglich gehet, und wie die Tyrannen erstlich hoffärtiglich toben, und zuletzt schändlich zu Boden gehen: also zeigt das Buch Tobias an, wie es einem frommen Bauern oder Bürger auch übel gehet, und viel Leidens im Ehestande sei, aber Gott immer gnädiglich helfe, und zuletzt das Ende mit Freuden beschließe, auf daß die Eheleute sollen lernen Geduld haben, und allerlei Leiden auf künftige Hoffnung gerne tragen in rechter Furcht Gottes und festem Glauben.

Und das griechische Exemplar siehet fast also, daß es ein Spiel gewesen sei; denn es redet alles in Tobias Person, wie die Personen im Spiel zu thun pflegen. Darnach ist ein Meister kommen, und hat solches Spiel in eine ordentliche Rede gefasset. Hierzu stimmen die Namen auch fein. Denn Tobias heißt ein frommer Mann: der zeuget auch wieder einen Tobias, und muß in Gefahr und Sorgen leben, beide der Tyrannen und seiner Nachbarn halben, wird dazu (daß ja kein Unglück allein sei) auch blind, und zuletzt auch mit seiner lieben Hanna uneins, und verschicken ihren Sohn weg, und ist ja ein elend kümmerlich Leben. Aber er bleibt fest im Glauben, Geduld und guten Werken. Hanna heißt: holdselig, das ist, eine liebe Hausfrau, die mit ihrem Mann in Liebe und Freundschaft lebet. Der Teufel Asmodes heißt: ein Vertilger oder Verderber, das ist, der Hausteufel, der alles hindert und verderbet, daß man weder mit Kind noch Gesinde fort kann. Sara heißt: eine Kämpferin oder Siegerin, die zuletzt obliegt, sieget und gewinnet. So ist der Engel Raphael, das ist: Arzt oder Gesundmacher, auch da, und nennet sich Asaria, das ist: Helfer oder Beistand, des großen Asaria Sohn, das ist: Gottes des Höchsten Beistand, Gesandter oder Bote. Denn Gott hilft haushalten und stehet den Eheleuten bei, sonst könnten sie vor dem Asmod nirgend bleiben.

Aus der Schrift: **An die Rathsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen** (1524).

Darum will's hier dem Rath und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihm zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen, Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnischzeuge, ja wo des viel ist, und tolle Narren darüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogner Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen.

Wie hat die Stadt Rom gethan, die ihre Knaben also ließ ziehen, daß sie in fünfzehn, achtzehn, zwanzig Jahren aufs ausbündigste konnten lateinisch und griechisch, und allerlei freie Künste (wie man sie nennt), darnach flugs in den Krieg und Regiment. Da wurden witzige, vernünftige und treffliche Leute aus, mit allerlei Kunst und Erfahrung geschickt, daß, wenn man jetzt alle Bischöfe und alle Pfaffen und Mönche in deutschem Lande auf einen Haufen schmelzte, sollte man nicht so viel finden, als man

da wohl in einem römischen Kriegsknechte fand. Darum ging auch ihr Ding von statten; da fand man Leute, die zu allerlei tüchtig und geschickt waren. Also hat es die Noth allezeit erzwungen und erhalten in aller Welt, auch bei den Heiden, daß man Zuchtmeister und Schulmeister hat müssen haben, so man anders etwas Redliches hat wollen aus einem Volk machen. Daher ist auch das Wort Zuchtmeister in St. Paulus (Gal. 3, 24) als aus dem gemeinen Brauch menschlichen Lebens genommen, da er spricht: „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen."

Ja, sprachst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist's uns aber nütze, lateinische, griechische, hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren; könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genug ist zur Seligkeit? Antwort: Ja ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Thiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen, was soll uns Seide, Wein, Würze und der fremden ausländischen Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Stein in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutzen, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten, und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den (Rück)Grat, da wollen wir nicht zu gerathen. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?

Zwar, wenn kein anderer Nutzen an den Sprachen wäre, sollte doch uns das billig erfreuen und entzünden, daß es so eine edle feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich fast über alle Länder heimsucht und begnadet. Man sieht nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen. Ja, sie haben allezeit aufs höchste dawider getobt, und auch noch toben; denn der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht leicht könnte wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denkt er doch, sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus gekommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange soll bleiben. Diese böse Tücke des Teufels sehen unser gar wenig, liebe Herren.

Darum, lieben Deutschen, laßt uns hier die Augen auf thun, Gott danken für das edle Kleinod, und fest darauf halten, daß es uns nicht wieder entzogen werde, und der Teufel nicht seinen Muthwillen büße. Denn das können wir nicht leugnen, daß, wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist gekommen und täglich kommt, so ist's doch durch Mittel der Sprachen gekommen, und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott durch die Apostel wollte in aller Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst sieht, daß es um des Evangeliums willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren, und dadurch des Endchrists Regiment aufdecken und zerstören. Damit hat er auch Griechenland

dem Türken gegeben, auf daß die Griechen, verjagt und zerstreut, die griechische Sprache ausbrächten, und ein Anfang würde, auch andere Sprachen mit zu lernen.

So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten. Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in hebräische, das Neue in die griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählt hat vor allen anderen, sollen auch wir dieselbe vor allen anderen ehren. Denn St. Paulus rühmt das für eine sonderliche Ehre und Vortheil der hebräischen Sprache, daß Gottes Wort darinnen gegeben ist, da er spricht (Röm. 3, 1. 2): „Was hat die Beschneidung Vortheils oder Nutzens? Fast viel, aufs erste, so sind ihnen Gottes Reden befohlen“; das rühmt auch der König David (Psalm 147, 19): „Er verkündigt sein Wort Jacob, und seine Gebote und Rechte Israel. Er hat keinem Volk also gethan, noch seine Rechte ihnen offenbart“. Daher auch die hebräische Sprache heilig heißt. Und St. Paulus (Röm. 1, 2) nennt sie die heilige Schrift, ohne Zweifel um des heiligen Wortes Gottes willen, das darinnen verfaßt ist. Also mag auch die griechische Sprache wohl heilig heißen, daß dieselbe vor andern dazu erwählt ist, daß das Neue Testament darinnen geschrieben würde, und aus derselben als aus einem Brunnen in andere Sprachen durch's Dolmetschen geflossen, und sie auch geheiligt hat.

Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darinnen das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man das Kleinod trägt; sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßt. Sie sind die Kommode, darinnen diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brode und Fische und Brocken behält. Ja wo wir's versehen, daß wir (da Gott vor sei) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können. Deß laßt uns das elende greuliche Exempel zum Beweis und Warnung nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verdorben hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können, und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.

Darum haben es die Apostel auch selbst für nöthig angesehen, daß sie das Neue Testament in die griechische Sprache faßten und anbänden, ohne Zweifel, daß sie es uns daselbst sicher und gewiß verwahrten, wie in einer heiligen Lade; denn sie haben gesehen all dasjenige, das zukünftig war, und nun also ergangen ist; wo es allein in die Köpfe gefaßt würde, wie manche wilde, wüste Unordnung und Gemenge, so mancherlei Sinnen, Dünkel und Lehren sich erheben würden in der Christenheit, weil in keinem Weg zu wehren noch die Einfältigen zu schützen wären, wo nicht das Neue Testament gewiß in Schrift und Sprache gefaßt wäre. Darum ist's gewiß, wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen.



2. Ulrich von Hutten.

Geb. den 21. April 1488 auf Burg Steckelberg (bei Fulda); gest. den 23. Aug. 1523 auf der Insel Ufenau (im Zürichersee).

Motto: Es ist eine Freude zu leben, denn die Geister sind wach.
(Hutten.)

Der, zum Jammer erzeugt, ein unglückseliges Leben
Lebte, von Uebeln zu Land, Uebeln zu Wasser verfolgt,
Hier liegt Huttens Gebein. Ihm, der nichts arges verschuldet,
Wurde von gallischem Schwert grausam das Leben geraubt.
War vom Geschick ihm bestimmt, nur Unglücksjahre zu schauen,
Ach, dann war es erwünscht, daß er so zeitig erlag.
Er, von Gefahren umringt, wich nicht vom Dienste der Musen,
Und so gut er's vermocht, sprach er im Liede sich aus.
(Huttens Grabschrift nach D. F. Strauß.)

Huttens Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßt, o Freund. Das hast du dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gieb sie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich dir streue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode bist du; du siehst die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr (dem du, ein Rächer, erschienst),
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, dein Ruhm,
Enkel werden dich einst, dich, glückliche Asche, verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.
(Petrus Lotichius.)

Du Ritter — und Freund der Bürgerkraft!
Du Bürger — und Stolz der Ritterschaft!
Wie halfst du treu dem Lichte nach,
Das durch die Kirchenfenster brach!
Und gingst dem Manne bald zu Handen,
Dem erst dein Unmuth hat gegrollt,
Weil er den Glauben nur gewollt;
Und hast von Herzen ihn verstanden,
Als er der deutschen Rede Klang,
Den irrenden, zum Strome zwang,
Daß er, wo deutscher Mund zu Hause,
Zu allem Volk vernehmlich brause.
Du führst des neuen Tages Bette
Den Bürgern zu in ihre Städte,
Und selbst des Volkes tiefste Schichte,
Ein Feld, da sonst kein Strahl geleuchtet,
Hast du besonnet und befeuchtet
Mit frischem Thau und neuem Lichte.
(J. G. Fischer.)

D. Fr. Strauß über Huttens Aufenthalt bei Sickingen.

Franz von Sickingen hatte bis daher von Luther nur Weniges obenhin gelesen; jetzt benutzte Hutten die winterliche Muße auf der Ebernburg, den Freund tiefer in die Schriften des Reformators einzuführen. Einige Proben, die er ihm vorlas und mündlich erläuterte, mußten ihn erst begierig machen; bald fing die Sache ihm einzuleuchten an, und bei weiterem Lesen kam er zur Ueberzeugung. Er übersah die Grundlagen, ermaß den Aufbau der lutherischen Lehre, und wie? rief er aus, das wagt Jemand erschüttern zu wollen, oder wenn er es wagt, hofft er's zu können? In Kurzem ließ er keine Mahlzeit vorübergehen, nach der ihm nicht Hutten etwas von Luther oder auch von sich selbst vorlesen mußte; woran sich Gespräche knüpften, in denen Hutten die Fassungskraft seines Freundes, sein Talent, das Aufgefaßte beredt wieder zu geben und selbständig weiter auszuführen, bewundern lernte.

Stehen wir einen Augenblick vor diesem Bilde still: es ist eines der schönsten in der Geschichte unseres Volkes. Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der Eine ein Flüchtling, der Andre sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere, ist der Lehrer, der Aeltere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größeren Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet.

Ich hab's gewagt.

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' deß noch kein Reu',
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch müß man spüren Treu,
Damit ich mein'
Nit eim allein,
Wenn man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut
Wiewohl man thut
Ein'n Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich Jeden liegen
Und reden was er will,
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären hulder viel;
Nun hab' ich's g'sagt,
Bin drum verjagt,
Das klag' ich allen Frummen,
Wiewohl noch ich
Nit weiter fleich (fliehe);
Vielleicht werd' wieder kummen.

Um Gnad' will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld,
Ich hätt' das Recht gelitten
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu G'hör hat kummen lassen.
Vielleicht will's Gott
Und zwingt sie Noth
Zu handeln dieser maßen.

Will nun ihr selbst nit rathen,
Daß frumme Nation
Ihr's Schaden sich ergatten
Als ich vermahnet han;
So ist mir leid,
Hiemit ich scheid',
Will mengen baß die Karten.
Bin unverzagt
Ich hab's gewagt
Und will des End's erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Kurtisanen List.
Ein Herz läßt sich nit kränken,
Das rechter Meinung ist.
Ich weiß noch viel,
Wölln auch ins Spiel
Und sollten's drüber sterben.
Auf! Landsknecht' gut
Und Reuters Muth:
Laßt Hutten nit verderben.

Deutschlands Erhebung.

Ich acht', die Zeit sei eben nun,
Gott hab's gespart auf diese Zeit,
Daß werd' dies Nation gefreit,
Und geworfen ab das harte Joch,
Darunter man beschwerlich zog,
Ich hoff', Kaiser Carl gehe uns mit,
Laß selbst sich unterdrücken nit,
Darum ich ihm bereit zu gut,
Kein' Arbeit sparen, noch mein Blut,
Und ruf' alle fromme Deutsche an,
Wohlauf herzu, wer mit will gahn,
Die Ketzerei zu nehmen hin.

Wohlauf ihr frommen Deutschen nun,
Viel' Harnisch hab'n wir, und viel' Pferd',
Viel' Hellebarden und auch Schwert',
Und so hilft freundlich' Mahnung nit,
So wöllen wir die brauchen nit,
Nicht fraget weiter Jemands nach,
Mit uns ist Gottes Hülf' und Rach',
Wir strafen, die seind wider Gott,
Wohlauf, herzu, es hat nicht Noth!
Wir haben aller Sachen Fug,
Gut' Ursach' und derselben g'nug,
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich' Volk mit Lügen b'schwert;
Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab',
Die, was verfinstert und verdämpft,
Gott gab ihm Heil, der bei mir kämpft,
Das hoff' ich mancher Ritter thu',
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernuß hat,
Auf daß ich's nicht anheb' umsunst,
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst,
Wer wollt' in solchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim!
Ich hab's gewagt.

Vorsatz.

Von Wahrheit will ich nimmer lan (lassen),
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Do ich die Sach' hätt' g'fangen an,
Gott wöll' sie tröften, es müss' gahn,
Und sollt' es brechen auch vor'm End',
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß' und Händ',
Ich hab's gewagt.

Ueber die Ausländerei der Deutschen.

Franz. Alle Orte und Gegenden, Meere und Länder und alle Winkel der Welt durchstöbert ihr, um etwas zu finden, das ihr uns zuführen und dafür unser Geld uns abführen könnt, gleich als hättet ihr euch verschworen, kein Gold noch Silber in Deutschland übrig zu lassen.

Kaufmann. Und doch kannst du nicht leugnen, es ist schön, daß diese fremden Dinge hier zu haben sind.

Franz. Im Gegentheil, wider die Natur ist es, behaupte ich, hierher zu bringen, was nicht hier wächst. Und wollte Gott, ihr hättet Deutschland nicht gelehrt, an schändlichen Dingen Gefallen zu finden, an Wohlleben, Gastmählern, Schmausen und Schlemmen, an unnützem Zeug, wie ausländische Kleider, Gold, Edelsteine und Purpur; dann wären die Sitten nicht verderbt worden, und auch unser Geld bliebe hier. Ueberdies fiele nicht vor, was um dieser Dinge willen geschieht, Mord, Krieg, Gewalt und Unrecht; wir blieben unangefochten von jenen Lockungen des Lebens und unterlägen nicht so vielen Reizen zur Lust, sondern lebten wie unsere Vorfahren, die tapferen Männer, im Wettstreit der Tugend und im Kampf um die Ehre. Auch bei Tische, glaube ich, würden wir uns irdener Gefäße bedienen, hättet nicht ihr zuerst goldene und silberne vom Ausland eingeführt und uns kennen gelehrt. Gewiß würden wir uns noch in Thierfelle kleiden, hättet ihr nicht der Seide den Vorzug gegeben. Wie weise waren darum unsere Vorfahren, daß sie keine Kaufleute zu sich ließen, wie in einem von Gott eingegebenen Vorgefühl, daß von ihnen dereinst unseren Sitten Verderben drohe. Ihr höchster Ruhm war, für ein Volk zu gelten, dem List und

Schlauheit fremd seien: ihr habt auch diese Laster allmählich unter uns eingeführt. Unsere Vorfahren wußten sich nicht zu verstellen: bei euch ist das Lügen zu Hause. Anerkannt war bei allen Völkern rings unsere Treue: ihr habt durch Lug und Trug auch sie in Verruf gebracht. Sie betrieben keinen Wucher und von Zinsen wußten sie nichts: ihr seid darauf vor allem Anderen bedacht. O der Ausländerei!

Huttens Brief an B. Pyrkheymer.

Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles Andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber strebe ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich geadelt zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Billibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk habe ich im Sinn! ich denke höher! Nicht etwa, daß ich mich in einen vornehmeren, glänzenderen Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möchte ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besonderen Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit Dem, was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch Etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung Denjenigen, die Alles das, was ist, für genug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug, wie ich dir denn meinen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gestehe ich denn, daß ich Diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu schimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden Diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, Dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor ist der Ungelehrte zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgethan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler krankt unser Adel ganz besonders, daß er solche Zierrathen quer ansehe. Denn was, bei Gott! heißt es, Den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? warum haben wir uns der Gesetze nicht befleißigt? die schöne Gelahrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind uns nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen, warum die freiesten Studien den Dienstleuten, und, schändlich für uns! ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger. in Besitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachlässigen, was einem jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf zu beneiden und suchen Dasjenige auch zu erlangen, was, zu unserer schimpflichen Beschämung, Andere sich anmaßen.

Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl aus-

gestatteten Stammbäume: aber was auch deren Werth sei, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren dir aufzeigen, indeß er selbst unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er Jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchten, zu vergleichen wäre.

So viel habe ich dir von meinem Ehrgeiz und meiner Beschaffenheit so weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen.

Aus den „Briefen von Dunkelmännern" (Epistolae obscurorum virorum).

(Nach der Uebersetzung von W. Binder. Brief 31 u. 32.)

Albert Strunck an Magister Ortuin Gratius von Deventer. Respectvollen Gehorsam, anstatt des Grußes, ehrwürdiger Herr Magister! Ich bitte Euch herzlich, Ihr wollet Nachsicht mit mir haben, daß ich Euch nicht oft schreibe, denn, bei Gott! die Hitze ist in Rom so groß, daß man nicht in den Straßen gehen, oder [unbelästigt] zu Hause sitzen kann, und ich kann vor Hitze Nichts schreiben oder zusammenbringen. Ihr wißt aber, welch eine schwere Arbeit es ist, Aufsätze zu machen, und habt mir in Cöln gesagt, daß Ihr in sieben Tagen kaum einen guten Aufsatz macht. Dabei habt ihr mir den Horaz [Art. poet. v. 366 sqq.] angeführt und gesagt, dieser Dichter gebe die Lehre, man müsse neun Jahre auf die Verfertigung eines guten Aufsatzes verwenden, und ich glaube, man muß es so machen, denn man hat wohl zu beachten, daß Alles gut zusammen stimme. Und manchmal ist es nicht genug, daß es zusammenstimme, sondern man verlangt auch noch den Schmuck [der Rede] nach den Vorschriften der „Elegantiae" und dem „Modus epistolandi" von Poetius oder Paulus Schneevogel, welcher Leipziger Magister war. Auch sind jene Poeten jetzt sehr tadelsüchtig, und wenn Einer Etwas schreibt, dann sagen sie: „da und da ist kein gutes Latein", und kommen mit ihren neuen Kunstausdrücken daher und verwirren die alte Grammatik. Darum kann ich bei dieser Hitze nicht schreiben. Entschuldigt mich also, und lebet wohl! Gegeben zu Rom.

Magister Heinrich Siebmacher grüßt den Magister Ortuin. Verehrungswürdiger Magister! Zuvörderst und vor Allem sollt Ihr wissen, daß ich [meine Sache in] zwei Instanzen verloren habe, und wenn ich auch noch die dritte verliere, dann wird der Teufel Abt werden. Und ich fürchte es sehr, denn ein Beisitzer hat mir gesagt: „bei Gott! wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich nicht appelliren, denn Ihr habt nicht Recht." Daher weiß ich nicht, was ich thun soll. Ich glaube, die Theologen müssen in diesem Jahre kein Glück haben, denn auch der vortreffliche Herr, unser Magister Peter Meyer, steht gar schlecht mit seiner Sache gegen die Canonici zu Frankfurt, da sie diesem guten und frommen Pater alle Qual anthun. Indeß glaube ich, jene Canonici thun dies um des Johannes Reuchlin willen, den sie wegen seiner Poeterei lieben; und weil sie sich diesem gefällig zeigen wollen, cujoniren sie jenen guten Hirten, der selbst dem Johannes Reuchlin in höchstem Grade verhaßt ist, und zwar mit Recht, da er für seine Facultät einsteht; denn Johannes Reuchlin ist ein Feind der Theologen, unser Magister Peter aber ist ein Theologe, folglich u. s. w. Und es ist doch wohl erlaubt, daß Einer seine Facultät vertheidigt. Auch Herr Jacob van Hoogstraten, unser Magister und Inquisitor der ketzerischen Verworfenheit, hat kein gutes Glück in dem Glaubensstreite, denn jene Leute bei der Curie wollen jetzt alle Poeten sein, mißachten die Theologen und sind wider sie. Indeß hoffe ich doch, es werde ihnen wenig Gewinn bringen, denn der Herr wird seine Diener ansehen und sie

befreien. Ich habe unlängst gehört, der Kaiser habe einen Brief an den Papst zu Gunsten des Johannes Reuchlin geschrieben, dahin lautend: wenn seine Heiligkeit jener Angelegenheit nicht [bald] ein Ende machen und einen Ausspruch thun wolle, so wolle er selbst sehen, wie er seinen Rath vertheidigen könne. Aber, was will das heißen? Wenn der Papst für die Theologen ist, so habe ich keine Furcht. Auch habe ich von einem bedeutenden Manne, welcher Official bei der Curie ist, gehört, daß er sagte: „was thun wir hier mit Briefen? Wenn Reuchlin Geld hat, so schicke er es hierher, denn in der Curie braucht man Geld, sonst kann Nichts helfen.“ Und ein Anderer hat mir im Vertrauen gesagt, unser Magister Jacob [van Hoogstraten] habe einigen Referendarien abermal die gewöhnlichen Geschenke spendirt. Und schon jetzt erzeigen sie ihm, wann sie an ihm vorbeigehen, größern Respect und sprechen freundlich mit ihm. Daher haben wir nun immer bessere Hoffnung. Wenn ich dieses Beneficium verliere, dann will ich mich noch um jenes Vicariat in Neuß bewerben, wie Ihr wißt, denn mein Anwalt hat mich belehrt, daß ich ein gutes Recht [darauf] habe. Aber bereits erinnere ich mich wieder, daß unlängst Einer hierher gekommen ist, welcher sagte, die Universität Erfurt wolle ihren Ausspruch oder Entscheid gegen Johannes Reuchlin widerrufen. Wenn sie das thut, dann möchte ich sagen, alle Theologen, welche sich dort befinden, sind Treulose und Lügner, und diesen Schimpf will ich stets über sie aussprechen, weil sie nicht bei ihrer Facultät verbleiben und den so glaubenseifrigen Mann, Herrn Jacob van Hoogstraten, nicht vertheidigen, ihn, welcher das Licht der Theologen ist und leuchtet wie ein Stern durch seine Lehren und Beweisführungen für den katholischen Glauben. Auch glaube ich, daß, wenn Ketzer oder Türken daherkämen, er gegen sie disputiren und sie mit seinem Scharfsinne so in die Enge treiben würde, daß er sie zum christlichen Glauben bekehrte. Denn dieser Theolog hat nicht seines Gleichen. Neulich disputirte er in der Sapienz mit großer Gelehrsamkeit; da sagte ein Italiener: „ich habe früher nicht geglaubt, daß Deutschland solche Theologen hätte“; ein Anderer aber behauptete: „er sei in den Bibeltexten nicht gründlich bewandert und habe den Hieronymus und Augustinus nicht gut inne“. Da erwiderte ich: „o guter Gott! was sagt Ihr? Solche Dinge hat dieser Doctor schon zum Voraus hinweg, und jetzt hat er sich um Anderes und wohl tiefer Liegendes zu kümmern.“ Gott gebe, daß es recht gehe, dann wollen wir triumphiren, und nachher jenes Poetengeschmeiß aus ganz Deutschland hinaustreiben; auch wollen wir machen, daß jene Juristen kein Wort mehr zu sagen wagen, wenn sie mit Theologen zusammen sind, da sie sich fürchten werden, diese möchten den Inquisitor über sie schicken und sie als Ketzer verbrennen, wie ich jetzt hoffe, daß man mit Gottes Hilfe dem Johannes Reuchlin thun wird, dessen Richter wir sind: denn, wie die weltlichen Kriegsleute die Gerechtigkeit auf Erden vertheidigen, so vertheidigen wir die Kirche mit Disputationen und Predigten. Doch, verzeihet mir mein langes Gerede und lebet wohl! Gegeben bei der römischen Curie.



3. Hans Sachs.

Geb. den 5. Nov. 1494 in Nürnberg; gest. den 19. Jan. 1576 ebendaselbst.

Motto: Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpful all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.
(Goethe.)

Er dichtete alles, erdichtete aber nichts.
(J. Grimm.)

Laas über Hans Sachs.

H. Sachs ist am weitesten ab von jeder lyrischen Erregtheit, von sentimentaler Weichheit. Ueberschwänglichkeit, zarte Romantik ist nicht in dem Mann aus dem Volke. All sein Dichten ist fest, derb, männlich, verständig, gesund, heiter und klar. Er idealisirt die Dinge nicht; er ist nicht mißvergnügt, bitter gegen sie; die scharf-satirische Ader, das Beißende, Höhnende geht ihm ab. Er stellt Alles, wie es ist, in harmloser Unbefangenheit, ohne zu bessern oder zu mäkeln, dar. Wenn seine dichterische Individualität nach der lyrischen Seite gar nicht hinüberhängt, so um so mehr nach der epischen; zum homerischen Fabuliren hat er alle Gemüthsanlage: unzerstörbare, gleichmäßige Ruhe, unbefangene Freude an der Welt Lauf; klare, reine Anschauung,

lebhafte, sinnliche Phantasie; leichte Empfänglichkeit für alles Interessante, mag es das Leben oder die Lectüre bieten, das Leben in der Nähe oder Ferne; in Haus, Stadt oder Vaterland; die Bibel oder profane Bücher, Geschichte oder Mythologie.

Die wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall (8. Juli 1523).

Wacht auf, es nahet sich dem Tag!
Ich höre singen im grünen Hag
Die wonnigliche Nachtigall;
Ihr Lied durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth'
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn' thut blicken,
Der Mond thut sich hernieder drücken;
Er ward jetzt bleich und finster ganz,
Der sonst mit seinem falschen Glanz
Die Schafe alle hat geblendet,
Daß sie sich haben abgewendet
Von ihrem Hirten und der Weide
Und haben sie verlassen beide,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildniß, den Holzweg ein,
Haben gehört des Leuen Stimm'
Und sind auch nachgefolget ihm:
Der führte sie mit argen Listen
Ganz weit abwegs tief in die Wüsten.
Da haben die schöne Weid' sie verlor'n,
Aßen Disteln, Unkraut und Dorn;
Auch legt' ihnen Strick' der Leu verborgen,
Darein gefallen sie mit Sorgen.
Da sie der Leu dann fand verstricket,
Zerriß er sie, hat sie verschlicket.
Zu solcher Hut thät ihnen verhelfen
Ein ganzer Hauf' von reißenden Wölfen;
Haben die arme Heerd' umsessen
Mit Scheeren, Melken, Schinden, Fressen;
Auch lagen Schlangen viel im Gras,
Sogen die Schaf' ohn' Unterlaß
Durch alle Glieder bis auf das Mark.
Da wurden die Schafe dürr und arg
Wohl allenthalben die lange Nacht
Und sind erst wieder aufgewacht,
Da die Nachtigall hell singet
Und hellen Tag uns wieder bringet,
Der über den Leun Erkenntniß beut,
Die Wölf' und ihre falsche Weid'.
Drob ist der grimme Leu erwacht
Und lauert mit Zorne ungeschlacht
Ueber der Nachtigall Gesang,
Weil sie vermeld't der Sonn' Aufgang,
Davon sein Reich ein Ende nimmt.
Drob ist der böse Leu ergrimmt,
Stellt der Nachtigall nach dem Leben
Mit Listen, vorn, hinten, daneben;
Aber er kann sie ergreifen nicht,
Sie verkriechet sich in Hecken dicht
Und singet fröhlich für und für.

Daß klarer es verstehe man,
Wer sei die liebliche Nachtigall,
Die gekündet hellen Tag mit Schall —
Martinus Luther, daß ihr's wißt,
Der zu Wittenberg Augustiner ist,
Der hat erweckt uns von der Nacht,
Darein der Mondschein uns gebracht.
Der Mondschein deutet die Menschenlehr',
Der Herrn Sophisten Hin und Her
Innerhalb vierhundert Jahren;
Die sind nach ihrer Vernunft gefahren
Und haben abgeführt uns sehr
Von der evangelischen Lehr'
Unseres Hirten Jesu Christ
Hin zu dem Leuen in die Wüst'.
Der Löwe wird der Papst genennt,
Die Wüst' das geistliche Regiment,
Darin er uns hat weit verführt
Auf Menschenränk', wie man nun spürt.

(Nach K. Pannier.)

Ein Epitaphium oder Klagred' ob der Leiche Doctor Martini Lutheri (1546).

Als man zählt' fünfzehnhundert Jahr'
Und sechsundvierzig, grad' als war
Im Hornung der siebzehnte Tag,
Schwermuth mir auf dem Herzen lag,
Und wußt' doch selbst nicht, was mir wås,
Betrübt in mich gekehret saß;
Ich legt' mich in Gedanken tief
Und gleich in Unmuth groß entschlief.
Mich däucht', ich wär' in einem Tempel,
Erbaut nach sächsischem Exempel,
Mit Räucherwerk durchduftet gar,
Erhellt mit Kerzen hell und klar;
In der Mitte stand bedecket gar
Mit schwarzem Tuche eine Bahr'.
Ob dieser Bahre hing ein Schild,
Darinnen war der Rose Bild,
Durch ihre Mitte ging ein Kreuz.
Ich dacht' mir: „Ach Gott, was bedeut't's?"
Erseufzte darob traurig gleich
Und dacht': „Wie, wenn die Todtenleich'
Doctor Martinus Luther wär'?"
Indem trat aus dem Thor daher
Ein Weib in schneeweißem Gewand,
Theologia hoch genannt,

Die stand hin zu der Todtenbahr',
Sie rang die Hände, rauft' das Haar,
Hervor die Thräne kläglich brach,
Mit Seufzen fing sie an und sprach:
„Ach, daß es müss' erbarmen Gott!
Liegst du denn hier jetzt und bist todt,
Du treuer und vielkühner Held,
Von Gott, dem Herren, selbst erwählt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes Wort meine Feind' zu dämpfen,
Mit Disputiren, Schreiben, Predigen,
Womit du mich denn thät'st erledigen
Aus großer Trübsal und Bedrängniß,
Dem babylonischen Gefängniß,
Darin ich lag so lange Zeit
Fast bis in die Vergessenheit
Durch meine Feind' in Herzeleid,
Von denen mir mein schneeweiß Kleid
Geschwärzet ward, beschmutzt, besudelt,
Zerrissen und scheußlich zerhudelt,
Die mich noch hin und wieder zogen,
Zerkrüppelten, zerkrümmten, bogen?
Ich ward geradebrecht, gezwickt, gezwackt,
Verwund't, gemartert und geplackt
Durch ihre gottlose Menschenlehr',
Daß man mich kaum konnt' kennen mehr.
Nicht galt bei ihnen schließlich ich,
Bis ich erledigt bin durch dich,
Du theurer Held von Gottes Gnaden,
Da du mich waschen thät'st und baden,
Daß rein mein Kleid ich wieder trug
Von ihrem Unflath, ihrem Lug.
Auch thät'st du heilen mich und salben,
Daß ich gesund steh', allenthalben
Ganz hell und rein, wie im Anfange;
Darmit hast du gemüht dich lange,
Mit schwerer Arbeit hart geplagt,
Dein Leben oft darob gewagt,
Weil Papst, Bischöf' und auch Gefürstete
Gar sehr nach deinem Blute dürstete,
Und sie dir tückisch nachgestellt.
Auch bist du als ein Gottesheld
Geblieben wahrhaft, treu, beständig.
Du wardst nicht durch Gefahr abwendig
Von Gott, dem Herrn, und auch von mir.
Wer wird mein Schützer nun hinfür,
Weil du genommen hast dein End'?
Wie werd' ich werden so elend,
Verlassen in der Feinde Mitt'!"
Ich sprach zu ihr: „O fürcht' dich nit,
Du Heilige; sei wohlgemuth,
Gott hat dich selbst in seiner Hut,
Der dir in Ueberfluß gegeben
Viel wack're Männer, so noch leben;
Die werden dich handhaben fein,
Mitsammt der christlichen Gemein',
Der du bist worden klar bekannt
Schier durch das ganze deutsche Land.
Die werden nimmer dich verlassen,
Dich rein erhalten allermaßen
Ohn' Menschenlehr', wie du jetzt bist,
Dawider hilft nicht Gewalt noch List;
Es sollen dich die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen noch fällen.
Darum so laß dein Trauern sein,
Daß Doctor Martinus allein
Als Ueberwinder und ein Sieger,
Ein recht apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hier hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde Macht,
Jetzund aus aller Angst und Noth
Durch den barmherz'gen Herrn und Gott
Gefordert ist zur ew'gen Ruh'."
Da helf' uns Christus allen zu,
Daß ew'ge Freud' uns auferwachs'
Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

(Nach K. Pannier.)

Das menschliche Herz ist einer Mahlmühl' gleich (3. Sept. 1548).

Einst in der Einfalt meiner Jugend,
Eh' ich erkannt die edle Tugend,
Nur um mit andrer Kurzweil ging,
Doch gern erforschte seltsam Ding,
Wo mir nur konnt' gelingen das,
Eines Tags ich auf 'ner Hochzeit was.
Und als man trank, war wohlgemuth,
Einander manches hielt zu gut,
Fragt' ich einen Doctor, künstereich,
Wem wohl des Menschen Herz wär' gleich?
Er sprach zu mir fein sanft und kühl:
„Das Menschenherz gleicht der Mahlmühl',
Da 's ohne Ruh' stets mahlen thut;
Was man aufschüttet, bös und gut,
Demselbigen es Tag und Nacht
Nachtichtet emsig und nachtracht't,
Mahlt und beutelt es immerdar
So spitzfindig und wunderbar,
Thut sich mit stätigem Nachdenken
Selbst trösten, selbst auch oftmals kränken,
Sich balde hoch in Freuden übet,
Sich balde ängstlich schwer betrübet;
Jetzt ist es froh, dann bald schwermüthig,
Bald ist es zornig, darnach gütig,
Jetzt ist es kühn, bald wird es zag —
Es ändert sich so Stund' wie Tag,
Darnach man ihm aufgibt zu mahlen,
Gut Korn oder unnütze Schalen.
Drum, welcher Mensch in dieser Zeit
Nach dem Affect der Sinnlichkeit
Auf Erden lebt, gleich einem Thier,
Der schüttet auf nach seiner Begier
Dem Herzen sein wollüst'ges Leben
(In den Gedanken bleibt er kleben):
Ihm mahlt sein Herz wie ein Zugpflaster
In Thorheit eitel schnöde Laster:

Geiz, Fraß, Unkeuschheit, Neid, Zorn, Rach';
Ein Laster folgt dem andern nach.
Denn wie das Herz gemahlen hat,
So folgt das Wort auch mit der That.
Doch welcher lässet die Vernunft
Regieren jetzt und in Zukunft,
Thut die Gedanken von sich schlagen,
Vom Herzen reißen und verjagen,
Auch geht sein Herz ihm darmit um,
Daß er aufrichtig bleib' und frumm.
Draus folgt, daß er thut ehrlich wandeln
Und immer bieder strebt zu handeln.
Darum denn," sprach er, „rath' ich dir,
Du wollest zähmen deine Begier,
Daß sie nicht schütte auf dein Herz
Zu mahlen Jammer, Angst und Schmerz,
Daß in Thorheit wie einem Thier
Verloren geht die Jugend dir —
Nein, laß vielmehr im Herzen dein
Die Vernunft selbst Müller sein,
Daß sie die Tugend dir aufschütte,
Auf daß dein Herze und Gemüthe
Mit dem Gedanken sei umgeben,
Aufrichtig und ehrlich zu leben.
Drum wend' all' deine Lieb' und Gunst
Zu ehrlicher Kurzweil und Kunst,
Zu Weisheit, Sitten und zu Tugend:
Darin üb' deine blüh'nde Jugend —
Dieweil das Herz nicht feiern kann —,
Damit du wirst ein Ehrenmann
Und mir in deinen alten Tagen
Für treue Lehre Dank thust sagen,
So Ehr' und Nutz dir draus erwachs',
Den treuen Rath gibt dir Hans Sachs."

(Nach K. Pannier.)

Das Hofgesinde der Venus. Fastnachtspiel.

Der Herold tritt ein, neigt sich und spricht:

Gott grüß' euch all', ihr Biederleut',
Die ihr allhier versammelt seid!
Her kommt mit mir ein kleines Heer,
Das will, euch allesammt zur Ehr',
Ein kurzes Fastnachtspiel hier machen.
Wer Lust hat, mag denn sein wohl lachen;
Doch wird in diesem Fastnachtspiel
Gered't zu wenig oder viel,
So bitten wir euch all' voran,
In Güte es zu nehmen an
Und uns zum Besten auszulegen.
Nun will ich stellen euch entgegen
Den vielgetreuen Eckehart,
Hier in dem langen grauen Bart:
Der kommet aus dem Venusberg
Und wird euch sagen viel Wunderwerk.

Der getreue Eckehart spricht:

Gott grüß' euch alle insgemein!
Zu gutem Zweck komm' ich herein,
Da ich gar wohl auch hab vernommen,
Daß noch mehr Gäste werden kommen:
Vor denen warn' euch alle ich.
Die Kön'gin Venus nahet sich,
Zu mehren sich ihr Hofgesinde
Mit manchem scharfen Pfeil geschwinde,
Und wen sie trifft, dem Noth sich naht.
Vor ihr euch hütet, das ist mein Rath.

Der Tanhäuser spricht:

Herr Tanhäuser bin ich genannt,
Mein Name ist gar weit bekannt,
Aus Frankenland war ich geboren;
Jedoch Frau Venus auserkoren
Hat mich zu ihrem Dienst gezwungen,
Ihr Pfeil hat mir mein Herz durchdrungen.
Darnach hat Venus mich gefangen
Und an ihr starkes Seil gehangen.

Frau Venus spricht:

Venus der Liebe Hort, ich bin,
So manches Reich sank durch mich hin;
Ich hab' auf Erden viel Gewalt
Ueber Reich und Arm und Jung und Alt:
Wer wund wird von dem Schießen mein,
Derselbe muß mein Diener sein.
Des Bogens Sehn' ich jetzt anziehe;
Darum, wer fliehen will, der fliehe!

Der Ritter spricht:

Hör' zu, du Kön'gin auserkoren,
Ich bin ein Ritter wohlgeboren,
Nach Rennen, Stechen steht mein Sinn,
Vor deinem Pfeil ich sicher bin.

Der getreue Eckehart spricht:

O fliehe bald, du strenger Ritter,
Venus macht sonst dein Leben bitter.

Frau Venus spricht:

Dein Fliehen hilft dir, Ritter, nicht,
Mein Pfeil ist schon auf dich gericht't.

Der Ritter spricht:

O weh, Venus, weß zeihst du mich,
Daß du mich schießt so heftiglich?
Mein Rennen, Stechen hat ein End',
Ich geb mich in dein Regiment.

Der Doctor spricht:

Hör', Venus, Liebesgarten zart,
Ich bin ein Doctor hochgelahrt,
Die Bücher nur sind meine Freude,
Du thust mir nie etwas zu Leide.

Der getreue Eckehart spricht:

Flieh', wohlgelehrter Doctor, nur,
Daß sie nicht kommt auf deine Spur.

Frau Venus spricht:
Doctor, du kannst mir nicht entweichen,
Mein Pfeil wird dich geschwind erreichen.

Der Doctor spricht:
Die schwerste Wunde, Venus, weh,
Die mir mein Herz empfunden je!
Nun lass' ich liegen alle Kunst,
Ergeb' mich gänzlich deiner Gunst.

Der Bürger spricht:
Venus, du Kön'gin wonniglich,
Ein Bürgersmann gar reich bin ich,
Mein Sinn, der steht auf Geld und Gut,
Dein Schießen mir nicht Schaden thut.

Der getreue Eckehart spricht:
Ach fliehe, fliehe, Bürgermann,
Daß Leid dir Venus nicht thut an.

Frau Venus spricht:
Mit Flieh'n bist, Bürger, du betrogen,
Mein Pfeil ist schon auf dich gezogen.

Der Bürger spricht:
Ach weh, Venus, der Wunde Schmerzen,
Wie fühl' ich sie in meinem Herzen!
Auf Gut und Geld acht' ich nun nicht,
Denn dir bin ich in Dienst und Pflicht.

Der Bauer spricht:
Hör', Venus, ich geb' dir kein Lob!
Wiss', daß ich bin ein Bauer grob,
Mähen und Dreschen ist mein Werk,
Ich will nicht in den Venusberg.

Der getreue Eckehart spricht:
O flieh' nur bald, du armer Bauer,
Venus macht sonst dein Leben sauer.

Frau Venus spricht:
Wie kann dein Flieh'n dir bringen Heil,
Da so gewaltig schnell mein Pfeil?

Der Bauer spricht:
Weh mir, Venus, zu dieser Stunde
Schlägst du mir eine schwere Wunde!
Mein Dreschen muß ich nun aufgeben,
In deinen Händen steht mein Leben.

Der Landsknecht spricht:
Hör' Venus, schönes Frauenbild,
Ich bin ein Landsknecht, wüst und wild,
Zu Stürmen, Kriegen hab' ich Lust,
Umsonst du nach mir schießen mußt.

Der getreue Eckehart spricht:
Flieh', stolzer, frischer Landsknecht, flieh',
Sonst bringt in Schmach dich Venus hie.

Frau Venus spricht:
Landsknecht, dein Flieh'n nicht Nutzen bringt,
Mein Pfeil durch deinen Harnisch dringt.

Der Landsknecht spricht:
Ach Wehe, Wehe, Mordio,
Wie ist mein Sinn zerstöret so,
Daß ich nicht Lust mehr hab zu kriegen!
Venus, zu dir will ich mich schmiegen.

Der Spieler spricht:
Venus, der Liebe Königin,
Wiss', daß ein Spieler groß ich bin,
Würfel und Karten stets ich trage,
Nach deinem Schießen ich nicht frage.

Der getreue Eckehart spricht:
Flieh', Spieler, nur in schneller Eil',
Sonst trifft dein Herz der Venus Pfeil.

Frau Venus spricht:
Die Flucht dir, Spieler, wenig nützt,
Mein Pfeil dir bald im Herzen sitzt.

Der Spieler spricht:
Ach weh mir, Liebesgöttin hehr,
Wie schmerzt dein harter Schuß so sehr!
Mein Spielen nun ein Ende hat,
Ich geb' mich ganz in deine Gnad'.

Der Trinker spricht:
Hör' zu, du edle Venussin,
Wiss', daß ich ein Weintrinker bin,
Auf Essen und Trinken bin ich bedacht
Und deines Schießens gar nicht acht'.

Der getreue Eckehart spricht:
Weintrinker, fliehe, flieh' in Eil',
Daß dich nicht trifft der Venus Pfeil.

Frau Venus spricht:
Dein Flieh'n ist, Trinker, gar nichts nütze,
Dich trifft doch meines Pfeiles Spitze.

Der Trinker spricht:
Ach weh mir, Venus, ewiglich,
Dein harter Schuß, wie schmerzt er mich!
Nun lass' ich steh'n den kühlen Wein
Und will nunmehr dein Diener sein.

Die Jungfrau spricht:
Venus, ich bin ein Jungfräulein,
Glaub' mit der Welt bekannt zu sein.
Ich will behalten meinen Kranz,
Drum fahre hin mit deinem Tanz.

Der getreue Eckehart spricht:
Flieh', reine, zarte Jungfrau, flieh',
Damit dich Venus treffe nie.

Frau Venus spricht:
Jungfrau, dein Flieh'n ist nun zu spat,
Mein Pfeil dich schon ereilet hat.

Die Jungfrau spricht:
Wie ließest, Glück, du mich im Stich,
Daß Venus hat geschossen mich!
Nun hat ein End' mein Heil und Glück,
Seit ich kam an der Venus Strick.

Das Fräulein spricht:
Venus, der Liebe Königin,
Wiss', daß ein Fräulein schön ich bin.
Ich will behalten meine Ehre
Und an dein Schießen mich nicht kehre.

Der getreue Eckehart spricht:
Ach flieh', du liebes Jungfräulein,
Daß Venus dich nicht bring' in Pein.

Frau Venus spricht:
Dein Fliehen, Fräulein, ist zu spät,
Mein scharfer Pfeil schon auf dich geht.

Das Fräulein spricht:
Ach wehe, Venus, wehe dir,
So weh geschah noch niemals mir!
Hast mich um Zucht und Ehr' gebracht,
Drum geb' ich mich in deine Macht.

Der getreue Eckehart spricht:
Ach Venus, edle Königin,
Ich fleh' bei deinem güt'gen Sinn
Und fall' zu Füßen dir auf's Knie,
Daß du Niemand mehr wollest hie
Mit deinem scharfen Pfeil versehren.

Frau Venus spricht:
Gar schwer und groß ist dein Begehren.
Jedoch will ich nun dir zu Ehr'
Diesmal verletzen Keinen mehr.

Der Tanhäuser spricht:
Ach Venus, wie sind wir so krank,
Ach wie ist uns die Weile lang,
Ach wie so tief sind unsre Wunden,
Ach wie so fest sind wir gebunden!
Laß uns doch frei, wir bitten dich.

Frau Venus spricht:
Herr Tanhäuser, so höre mich:
Von mir wird Niemand mehr befreit;
Seit ihr mir zugesellet seid
Und euch mein Pfeilschuß hat getroffen,
So ist dahin all euer Hoffen:
Ihr bleibt in meinem Regiment
Von jetzund bis an euer End'.

Sie sprechen Alle:
Ach wehe, welches Unglück schwer!
So werden frei wir nimmer mehr?

Der getreue Eckehart spricht:
Ich warnte Jeden voller Güte,
Daß er vor der Venus Pfeil sich hüte;
Ihr hörtet nicht, drum tragt den Schaden,
Den ihr euch selber aufgeladen.

Frau Venus spricht:
Seht an, ihr Herr'n und Frauen alle,
Wie euch mein Hofgesind' gefalle.
Dem Ritter, Doctor, Bürger, Bauer —
Ich mach' das Leben Jedem sauer.
Jungfrauen rein und zücht'ge Frau'n
Und Landsknecht', Spieler, Trinker — traun!
Die alle bring' durch meinen Pfeil
Ich balde an mein langes Seil
Und nehme ihnen Witz und Sinn.
Was sonst sie freute, schwindet hin
Und wird verlassen ganz von ihnen,
Und Jeder sucht nur mir zu dienen,
Wie ihr es seht auch dieses Mal.
Drum hütet euch vor diesem Strahl,
Der manchen Menschen bringt zu Sorgen
Am Abend spät und früh am Morgen,
Wie jetzund diesen auch gescheh'n,
Die also traurig vor euch steh'n.
Doch, daß sie nicht verzagen ganz,
Pfeif' auf, Spielmann, mach' einen Tanz!
(Man tanzt.)

Darnach spricht Venus wieder zu ihnen:
Wohlauf, mein Hofgesind', wohlauf,
Wohlauf mit mir dahin zu Hauf!
Ich will euch führen nun hindann,
Wohin ich führte manchen Mann
Und Jungfrau'n schon und schöne Frauen.
Da werdet ihr viel' Wunder schauen,
Manch ritterlich Turnier und Stechen,
Manch ritterliches Speerebrechen;
An meinem Hof' ist Fechten, Ringen,
Ist Tanzen, Musiciren, Singen,
Auch manches süße Saitenspiel
Und andre Kurzweil ohne Ziel,
Die hier von mir ist ungenannt,
Wie man sie trifft in keinem Land.
Wohlauf und laßt hindann uns eilen!
Wer mit uns will, folg' ohne Weilen!
Wir wollen in den Venusberg,
So spricht Hans Sachs von Nürenberg.



4. Johann Fischart.

Geb. um die Mitte der vierziger Jahre des 16. Jahrh. in Mainz oder Straßburg; gest. im Winter von 1589 auf 1590.

Motto: Nun, tapffere Teutschen, Adelich von gmüt und geplüte
Nur Euerer Herrlichkeit Ist dises hie zubereyt
Mein zuversicht ider zeit ist, hilfft mir Göttliche Güte,
Zu preisen in ewigkeit Euere Grosmütigkeyt.

Scheut nur den Römischen Malchus nicht,
Weil Petrus selber mit ihm ficht,
Und heut wohl halber ist gericht,
Denn Gottes Licht allenthalben ausbricht
Zur Schand dem finstern Eulengesicht.

Er kannte alle Stammessitten, was in Ernst und Schimpf von den einzelnen im Schwange geht, alle sprichwörtlichen Redensarten — man denke etwa an seine deutschen Variationen des Nosce te ipsum, die Sagen, Märchen, Volkslied, Meistergesang, Anecdoten, die Küche, die Weine und Biere, die Trachten, die Spiele, die Dialecte, und was er nicht persönlich beobachtet hat, vermag er kraft der glücklichsten Combination aus fremden Notizen zu gleich frischer Unmittelbarkeit zu rufen.

(Erich Schmidt.)

Ermahnung an die Deutschen.

Was hilft's, o Teutschland, daß dir g'fallt
Dies Bild, so herrlich sieghaft gestallt?
Daß es bedeut' der Teutschen Macht,
Die unter sich der Welt Macht bracht?

Und daß du weißt, daß dein Uralten
Den Namen mit Ruhm han erhalten?
Wenn du dasselbig' läßt veralten,
Was dein' Voralten dir erhalten?

Wenn nicht dasselbig' willst verwahren,
Was dein' Vorfahren dir vorsparen?
Wenn nicht den Namen willst vermehren,
Der auf dich erbt von großen Ehren?

Was Ruhm hat der junge Adler doch,
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergsklüften,
Und frei regierten in den Lüften,

Und er sitzt gefesselt auf den Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir für ein' Ehr',
Wenn rühmst die alten Teutschen sehr:

Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du acht'st nicht der Freiheit dein,
Kannst kaum in dein'm Land sicher sein.

Ja ihr gebührt für den Königsstab
Ein hölzin Roß, welches sie nur hab',
Und führe für den Adler kühn
Eine bunte Atzel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball,
Den man schlägt, wenn er hupft im Fall;
Weil heut' doch schier kein Ernst ist mehr
Handzuhaben Freiheit und Ehr',

Sondern man scherzt nur mit der Freiheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch' und Neuheit
Und für alt teutsch Standhaftigkeit,
Reißt ein weibisch Leichtfertigkeit.

Drum ist nichts, daß man Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht spürt.
Nicht ist's, daß man den Scepter trägt
Und ihn wider kein Untreu' regt.

Nicht ist's, daß man fürmalt die Welt
Und kaum ein Stück der Welt erhält:
Sondern man muß erweisen sein,
Dies, daß man will gerühmet sein.

Standhaft und treu, und treu und standhaft
Die machen ein' teutsch' Verwandtschaft,
Beständige Treuherzigkeit,
Und treuherzig' Beständigkeit.
Wenn die kommen zur Einigkeit,
So widersteh'n sie allem Leid.

Daher unser Vorfahren frei
Durch redliche standhafte Treu'
Schützten ihr Freiheit, Land und Leut',
Ja weiterten ihr Land auch weit.

Wie Löwen thäten sie bestan,
Wenn sie ein Feind thät' greifen an.
Und wenn sie dann war'n angegriffen,
Die Gelegenheit sie nicht verschliefen.

Sonder dem Feind sie stark nachsetzten,
Auf daß sie ihre Schart' auswetzten,
Gleichwie ein Adler stark nachziehet
Ei'm Raub, der ihm mit List entfliehet.

Ja, wie ein Hund seines Herren Gut,
Darauf er liegt und halt's in Hut,
Wider Fremde treulich verwacht,
Also halten sie auch in Acht

Das Land, welches ihnen Gott hat verliehen,
Darin ihr' Kinder aufzuziehen.
Was nun euch frommen Teutschen heut',
Die von so frommen Eltern seid,
Auch nunmals will zu thun gebühren,
Sollt ihr hiebei zu Gemüth kurz führen.

Aus dem **„Philosophisch Ehzuchtbüchlein"**, nach der Bearbeitung von Rich. Weitbrecht.

Der schönst' Anstrich der Weiber ist die natürliche Farb'., welche die Gesundheit anstreichet. Die Gesundheit aber wird erhalten mit Mäßigkeit und Uebung. Uebung aber, die nützlich ist, findet man genug in der Haushaltung an allerhand Hausarbeit.

Das menschliche Gemüth vergleichet sich einer Biene, welche allein nicht leben mag, sondern stirbt, sobald sie allein ist; darum suchet sie stets eine Gemeinschaft, da sie für's Gemeine arbeite und nicht allein für sich, sondern auch für Andere sorge. Woraus besteht aber die Gemeinschaft anders, als aus vielen Geschlechtern und Haushaltungen? Der Geschlechter Anfang aber sind die Heirathen. Derhalben wer den Menschen die Ehe entziehet, tilget die Geschlechter aus, ja die Stadt, die Gemeinde, das ganze Menschengeschlecht, alle freundliche Zusammenwohnung, einmüthige Vereinigung, nachbarlichen Willen, väterliche Fürsorge, mütterliche Herzlichkeit, kindliche Anmuth, geschwisterliche Liebe, schwägerliche Verwandtschaft, häusliche Treu, gesellige

Kundschaft, liebliche Einigkeit und das einhellige Regiment dieser Welt. Daß auch kein Geschlecht, Gemeinde oder Stadt allein auf dem Mann ohne Anhang des Weibes bestehen kann, erweiset gleichfalls die Natur. Denn wo ist ein Gesell dem andern, ein Bruder seinem Bruder oder ein Sohn seinen Eltern so zugethan und angenehm, wie ein Ehversipptes seinem Ehgeliebten? Wo ist ein solches Verlangen des einen nach dem andern, als wenn eins der Eheleute das andere eine Weil muß meiden? Welches Gesellschaft ist so bequem, die Traurigkeit hinwegzunehmen oder die Freude zu mehren oder die Schmerzen zu lindern? Wem sollten auch alle Dinge mehr gemein sein, als dem Mann und dem Weib, die Leib, Seele und Gut mit einander gemein haben? Vater und Mutter können sich nicht größere Liebe von ihren Eltern wünschen, als vertraute Eheleute gegen einander erweisen. Es erscheint auch aus den Historien, wie viel größer des Weibes Liebe gegen den Mann, als die der Kinder gegen die Eltern sei.

Ein rechtes ordentliches Leben zu führen hat der Mensch zwei Stücke von nöthen: eines gleichen guten Willens und der Hilfe von Blutsfreunden. Nichts ist aber, das mit dem andern so heftig Mitleiden trägt, als das Weib, und nichts so nahe gefreundet, als ein Kind. Dieses beides bringt die Ehe: warum sollte sie uns nicht das allernützlichste sein!

Kein' größer Freud',
Als wo zwei gleiche Herzen
Einander lieben beid'.
Kein größer Leid,
Als mit Undank und Schmerzen
Lieb haben ohn' Bescheid.
Denn gleich und gleich
Gesellt sich gleich,
Ungleiche Gebräuch'
Trennen ein Reich.
Deshalben wohl
Ein Jeder soll
Seins gleichen ihm erlesen,
Daß auch die Lieb' gleich steh',
Denn bei ungleichem Wesen
Sind ungleich Sinn und Eh'.

Es lassen sich
Nicht alle Blumen fassen
Zusammen ordentlich;
Man bind't allein,
Die fein zusammen passen
Durch Farb', Geruch und Schein.
Denn so die ein'
Sollt' riechen rein,
Die ander sein
Ohn' Geruch und Schein,
So schändet eins
Dem andern seins.
Also ist's mit der Liebe:
Da muß ein' Gleichheit sein,
Ein Sinn und gleiche Triebe,
Sonst kommt's nicht überein.

Aber hingegen ist sie recht fromm, wenn sie zu ihrer ehelichen Keuschheit ist sittig, lind, verschwiegen, still, bescheiden, mäßig, nüchtern, die keines andern Manns begehrt aus Liebe und Treue gegen ihren Mann. Die ihren Kopf nicht immer aufsetzt, gehorsam ist, sparsam und häuslich. Hält dem Manne sein Blut und Schweiß zu Rath; er ist ihr Kaiser und König, sie ist schamhaft, züchtig, heimbleibig; schmückt sich allein ihrem Mann zu Gefallen, bekleidet sich mit Tugend und Ehrbarkeit, ehret und hat ihren Mann vor Augen als ihr Haupt, wie ein Kind den Vater, ist in Ehren dienstfertig und wohlthätig gegen jedermann, heilet, besänftigt und stillet alles mit ihrer Zunge, rauschet nicht daher wie ein zerbrochen Schiff oder ein Wetter am Himmel. Hat mit dem Manne einen Leib, ein Gut, einen Beutel, eine Speise, eine Ehre, ein Leben und einen Tod: wenn das eine gestorben ist, möchte das andere, daß es bei ihm im Grabe läge. Sie ist heilbringend, demüthig, geduldig in Leiden, rufet unaufhörlich und ernstlich Gott an, zieht ihre Kinder in der Furcht Gottes, ist leut-

selig, ist ihrem Manne eine rechte Frau und dienstwillige Frohn, die sein Herz erfreut. Sie ist seine Kron' und Ehr', sein langes Leben, eine Zier des Hauses, wie die Sonne die Zier des Himmels.

In Betrachtung, daß der Mensch sonderlich zu einem geselligen, leutseligen, seelhaften Lebewesen ist geschaffen, und also auch zu der ehelichen Haushaltung naturneigig geordnet, unterstehen sich die, welche die Vermählung abzuschaffen vorhaben, einer unsinnigen That, nämlich die Sonn' aus dem Weltkreis wegzureißen.

Hat doch der weise Schöpfer dem Mann, so das ansehnlichste und erstgestiftete vernünftige Geschöpf ist, nicht allein von außen eine standmäßige Mitgefährtin und Gespielin an dem weiblichen Geschlecht, sondern auch von innen im Herzen eine natürliche Zuneigung und Anmuth zu demselbigen gebildet. Denn warum sollt anders das holdselig weiblich Geschlecht also anmuthig, zuthätig, armfähig, anbiegig, sanftliegig, mundsüßig, liebäuglich, einschwätzig, mild, nett, glatt, schön und zart erschaffen sein, wo nicht wären, die sich daran erlustigten! Was soll der Rosen Geruch, wo nicht wären, die sie zur Erquickung abbrechen; was soll der gute Wein, wenn keine wären, die ihn zechten! Wie sollte den Weibern solch natürliche Geschicklichkeit, dem Mann zu dienen, umsonst zugestanden sein, warum wären sie also blöd geschaffen, ohn' daß sie stärkeren Zusatz und Beistand bei dem Mann zu erheben und zu suchen hätten!

Kurzum wer keine Ehegesippte hat, ist halb todt, mangelt ein Stück des Leibs, hat kein seßhaft häusliche Wohnung, ist nirgends daheim. Denn ob er schon ein Obdach hat, ist's doch als hätt' er es nur lehnsweis' und sitzt wandersweis wie ein Landstreifer im Gasthaus; niemand kocht für seinen Mund, niemand hält ihm das Seine zusammen, alles verschwindet ihm unter den Händen, hat niemand, dem er seine Noth klaget, der ihm sein Anliegen abnimmt oder mit gleicher Achsel leichtert; keines eifert um sein Heil, niemand warnt ihn mit Treuen; wenn der Hahn todt ist, kräht keine Henne nach ihm, niemand druckt ihm mit tiefgesuchtem Turteltaubenseufzen die Augen zu, niemand nimmt Leidkleider auf ihn heraus, keine läßt gar auf indische Weis' sich mit ihm lebendig begraben.

Und wenn er gar krank ist! Thut ihm nur das Häuptlein weh, so ist ihr gleich allenthalben nicht wohl; beklagt er sich wenig, so fragt sie viel; beklagt er sich viel, so fragt sie ihn wenig; nöthigt ihn auf die Federn, redet ihn hinter den Umhang, schickt zum Doktor, bringt Schleier her, daß sie ihm den Kopf wie ein daubenfällig Faß umbind und umwind, umreiff und umschweif. Sie reicht ihm aus ihrer Hausapothek' ihr selbst gebranntes Wasser, bereitet Confect für den Schnupfen und Husten, deckt ihn warm zu, gewärmt Kirschensteinsäcklein und erhitzten, genetzten Ziegelstein im Sack für die Füße, umwickelt den wunden Finger, hängt ihn in die Schlingen, daß bei Leib keine Märzenluft dazu gang'. Den Nachtpelz her, die Socken und Pantoffeln her! Fragt ihn, was ihm schmeckt und gibt's ihm nicht, wehrt ihm die Mucken, beruft Freunde, die ihn aus dem Podagrammischen Trostbüchlein trotzlich tröften und tröstlich trotzen, sie gießt ihm das Süpplein ein, schüttelt all' Augenblick die Kissen, sperret die Läden zu, verbannet die Luft, macht Rauchwerk, betastet den Puls, zieht ihn aus und an, greift selbst zu den Wunden, scheut keine Pestilenz, verbindts und salbts selbst.

Zuletzt hört sie ihm selber Beicht, holt den Pfaffen, der den Wagen schmier, ehe er recht fahren will, und will ihn kurzum mit ihrer treuen Pfleg dem Tod aus den Klauen reißen.

Dagegen ist die nadelfeste Ehegefährtin aber nicht faul: spinnet ihm Hember dafür, nähet ihm reine Krägen mit doppeltgekräuselten Kettenringen, macht Leilach, Bettgewand, Tischtücher, Teppich, Umhäng, Leibchen, Decken, Ziechen, Zwelen, Hand- und Schnäuztüchlein, Windeln, ordnet den Hausrath, wie mit dem Zirkel ausgemessen, hat ihre eingebisamte Schmucklade, ihre Stangen voll Garnsträng', ihr Gewölb voll Flachs, hat Pfannen und Kannen, täglich und feiertägliche Teller, ihre kindbettfestliche Kissen und Silbergeschirr. Sie verwahrt ihr Kastengeräth vor Motten, hängt jährlich ihre Kleider in die Märzensonn', salzt das Getüch ein, lavendelirtes und einspicknardisirts. Da bessert sie das Zerrissene, dort zerreißt sie das Geplezte; da plezt sie das Zerbrochene, da zerbricht sie das Gespaltene. Allzeit findet man sie an der Spindel; sie mahnet den Mann, bei Zeiten einzukaufen, erinnert ihn an das, was abgeht, ermahnt ihn zu dem, was zugeht.

Sie geht im Haus auf wie die Sonn', ist des Hauses Lichtbringerin, versieht das Vieh, melkt die Küh', schickt die Knechte ins Feld, schaffet den Mägden ihr Tagewerk, ist die Unruh in der Uhr, ein lebendiger Haspel und Bratspieß, ist ein Hausschneck, trägt das Haus am Hals: ist sie schon leiblich draus, ist sie mit Sinnen zu Haus. Dasselbe ist ihre Niniveische Großstadt, ihre liebgebaute Hofstadt, ihr einiger Spazierplatz, ihr Tanzboden, ihr Lustgarten. Ihre Thürschwell' hält sie für ihre heilig verbotene Romulische Mauer, darüber zu schreiten sie sich mehr als Remus ein Gewissen macht; ohne des Mannes Willen geht sie nicht aus.

Poetische Wiedergabe des Inhalts des „glückhaften Schiffs von Zürich".

(Durch Langbein.)

Dem heitern Morgenrothe rief seinen Gruß der Hahn,
Da kam in Zürich ein Bote von Straßburg eilig an.

Ein Schreiben, das er brachte, betraf der Städte Bund;
Doch anders, als man dachte, schrieb Straßburg kurz und rund:

„Ein Bündniß angetragen habt ihr uns, liebe Herr'n,
Uns aber, deutsch zu sagen, brächt's weder Glück noch Stern;

Was würden wir uns nützen, durch weiten Raum getrennt?
Wie könnten wir uns schützen, wenn uns ein Feind berennt?

Drum danken wir der Ehre und stellen uns allein
Mit Gottes Schutz zur Wehre; doch Freunde laßt uns sein!"

Die wackern Schweizer pflogen der Antwort wegen Rath,
Und was sie wohl erwogen, das ward sogleich zur That.

Der jüngste Rathsmann eilte vom Stadtsaal in sein Haus,
Flog in die Küch' und theilte Befehle darin aus.

„Frau, bring' von deinen Töpfen den Riesen dort herbei,
Laß' ihn voll Wasser schöpfen und koche Hirsebrei!"

Sie fragte, Neugier zeigend: „Was hast du, Freund, im Sinn?"
Schon aber lief er schweigend zum nahen Strome hin.

„Hallo, gleich segelfertig das schnellste Schiff gemacht,
Und seid sofort gewärtig der ihm bestimmten Fracht!"

Mit jungen Fahrtgesellen, von ihm gewählt im Flug,
Ging's wieder heim, wo Wellen der Brei am Feuer schlug.

Man hub mit raschem Griffe den Topf hinweg vom Brand
Und trug ihn nach dem Schiffe, das segelfertig stand.

Mit schneller'm Flutgetriebe, als je die Zürcher sah'n,
Trug es, der Stadt zur Liebe, die Limmat seine Bahn.

Und zwanzig Ruderflügel, sie flogen ohne Ruh':
So ging's durch Thal und Hügel des Rheines Armen zu.

Der Flußgott nahm geschäftig den ihm vertrauten Kiel
Und führt' ihn hold und kräftig den Weg zu seinem Ziel.

Als trüg' er eine Flocke, vollbracht' er diesen Gang,
Bevor die Abendglocke von Straßburgs Thürmen klang.

Der Reichsstadt Bürger waren mit Bogen in der Hand
Vereint in frohen Schaaren beim Schützenfest am Strand;

Und selbst des Rathes Glieder, in feierlicher Tracht,
Durchwallten auf und nieder das Feld der Vogelschlacht.

Jetzt kam das Schiff geflogen! Des Breitopfs Riesenbauch,
Schon lang' ein Spiel der Wogen, umfloß noch warmer Hauch.

Darüber gut gelaunet, hob man den Topf empor
Und setzt' ihn, rings umstaunet, den fremden Rathsherrn vor.

Der Zürcher sprach: „Wir treiben heut' Scherz mit Ernst vermischt,
Für euer kaltes Schreiben wird euch warm aufgetischt.

Seht, in der Schweiz geboren ward dieses Schaugericht
Und raucht vor Straßburgs Thoren euch noch ins Angesicht.

Zürch, das für euch zum Bunde in todter Ferne lag,
Gibt so lebend'ge Kunde, was muntres Volk vermag."

Der Reichsstadt Bürger standen rings lachend, doch beschämt,
Und selbst die Rathsherr'n fanden jetzt ihren Stolz bezähmt.

„Freund," sprach der Bürgermeister, „nun faſſ't wohl jedes Kind,
Was für entschlossene Geister die braven Zürcher sind.

Der Brief, den wir geschrieben, mach' euch das Herz nicht wund!
Versöhnt, laßt euch gelieben den uns erwünschten Bund."

Drauf Handschlag und Umfangen und brüderlicher Kuß,
Und Jubeltön' erklangen umher dem Bundesschluß.

Nun ward nach deutscher Weise der Becher frisch geleert,
Zugleich als Ehrenspeise der Zürcher Brei verzehrt.

Aufs Wohl der Bundsverwandten floß reichlich goldner Wein,
Dem Zürcher Abgesandten schien's Uebermaß zu sein.

Er sprach: „Genug für heute, damit wir gut besteh'n,
Und nicht als trunk'ne Leute zu Schiffe taumelnd geh'n.

Kein Vorbild sei dies Schwanken für unsern werthen Bund!
Der stehe sonder Wanken auf ew'gem Felsengrund!"

So schieden sie und eilig begann nach Zürch die Fahrt.
Der Bundestopf ward heilig in Straßburg aufbewahrt.

5. Burkard Waldis.

Geb. zu Allendorf an der Werra; gest. gegen 1556 zu Abterode.

Der lügenhafte Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab'
Weithin in fremde Land' begab,
Daß er viel sähe, hört mancherlei,
War aus ohngefähr ein Jahr, zwei, drei.
Als er nun wieder heimhin kam,
Sein Vater ihn einst mit ihm nahm,
Daß er Gesellschaft hätt' und Kurzweil,
Zu einer Stadt über zwo Meil.
Da schwatzten sie von mancher Handen.
Der Vater fragt', was er in Landen
Von Wunder geseh'n und seltsam Thier.
Er sprach: Vater, nun glaubet mir,
Am Meer, zu Lissabon im Sund,
Sahe ich sogar ein großen Hund.
Der war geschätzt viel Tausend werth,
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater gunt die Lügen merken,
Sprach: hab' bei all'n geschaff'nen Werken
Desgleich nicht g'seh'n, gehört, noch gelesen:
Es ist ein großer Hund gewesen,
Doch find't man gar viel' seltsam' Stücken,
Gleichwie da vor uns ist ein' Brücken,
Wer des Tags hat ein' Lüg' gelogen
Und kömmt daselbst hinübergezogen,
Sei selbander oder allein,
Mitten auf der Brücken bricht ein Bein.
Der Knab' erschrak, wollt' doch nicht gern
Ein Lügner sein, der Ehr' entbehr'n.
Begab sich's aber ein' eb'ne Weil'n,
Sprach: Vater, wollet nicht so eil'n.
Sagt mir auch etwan seltsam' Schwänk'.
Er sprach: des Hundes ich noch gedenk',
Der ist gewesen ohne Maß.
Er sprach: er war nicht also groß.
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wohl.
Da gunten sie der Brücken nahen,
Er sprach: ich kann mich nicht entschlahen
Der Gedanken dieses Hundes halb.
Sprach: er war wie ein jährig Kalb.
Sie gingen fort, bis um Mittag
Und daß die Brück' da für ihm lag.
Der Knab' sprach: wollt euch nicht bekümmer;
Ich kann euch zwar verhalten nimmer,
Den Schwank, den ich euch vom Hund' sagt',
Damit ihr mich nicht weiter fragt,
Er war gleich wie ein ander Hund,
Denn daß er um und um war bunt
Und scheckigt über seinen Rücken.
Der Vater sprach! so ist auch die Brücken
Gar nicht schädlicher denn die andern,
Magst wohl unbeschädigt drüber wandern.

Dieselbe Fabel in Gellerts Bearbeitung als: „Der Bauer und sein Sohn."

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich's euch, und Jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder,
Wiewohl, ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.
Wir, zum Exempel, geh'n itzunder
Und werden keine Stunde geh'n:
So wirst du eine Brücke seh'n
(Wir müssen selbst darüber geh'n),
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt, soll's dort nicht gar zu richtig sein,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
Auf den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrak, so bald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch, wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr.
Allein, das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.

Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

---

6. Volkslieder.

Motto: Das Schönste ward gedichtet
Von keines Dichters Mund,
Kein Denkmal ist errichtet,
Kein Marmor thut es kund.
Es hat sich selbst geboren,
Wie eine Blume sprießt,
Und wie aus Felsenthoren
Ein Brunnquell sich ergießt.
(Rückert.)

Das Volkslied. Von Fr. v. Sallet.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lieb' gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigal muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen geseh'n,
Da mußte mein Herze schlagen.

Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern,
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herz erzittern.

Erdbeeren roth erglüh'n im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög ich durch die Lüfte.

Die Wolken zieh'n von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr, meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt ihr im Wald nicht weilen?

In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn' muß scheiden;
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden.

Und Nachts, da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen, ach! das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!"

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis, wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor.
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn' ins Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hat's gefallen,
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte man's singen und klingen
Von Lande zu Lande bald.

Der traurige Garten.

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't,
So trab' ich über Haiden
Und traure zu aller Stund'.
Der Stunden, der sind also viel',
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Hätt' mir ein Gärtlein koren,
Von Veil und grünem Klee;
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfror'n bei Sonnenschein
Ein Kraut: Je länger je lieber,
Ein Blümlein: Vergiß nicht mein.

Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine,
Ihr Mündlein das ist zart,
Ihr' Aeuglein die sind hübsch und fein,
Wann ich an sie gedenke,
So wollt' ich gern bei ihr sein.

Abschied.

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem gülden blauen Zelt,
So viel Schäflein als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheideschluß!
Wär' ich lieber doch gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wiedersehen soll;
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach, wie groß ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir.
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb, wann kömmst du mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk' an mich!

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein;
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein.

Heimlicher Liebe Pein.

Mein Schatz der ist auf der Wanderschaft hin,
Ich weiß aber nicht, was so traurig ich bin,
Vielleicht ist er todt, und liegt in guter Ruh',
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz in die Kirch' wollte geh'n,
Viel falsche Zungen unter der Thüre steh'n,
Die eine red't dies, die andere red't das,
Das macht mir gar oft die Aeuglein naß.

Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen falschen Zungen aber noch viel mehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach herzlieber Schatz, ich bitte dich noch eins,
Du wollest auch bei meiner Begräbniß sein,
Bei meiner Begräbniß, bis ins kühle Grab,
Dieweil ich dich so treulich geliebet hab'.

Ach Gott, was hat mein Vater und Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu einem ehelichen Mann,
Zu einem ehelichen Mann, den ich nicht geliebt,
Das macht mir ja mein Herz so betrübt.

Der Schweizer.

Zu der Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment:
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub' ist doch nur schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus spritzt,
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönig, Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in den Himmel ein,
Laß' sie ewig bei dir sein,
Und vergiß nicht mein.

Seliges Loos.

Sehr wohl auf dieser Erde fährt,
Wem Gott ein frommes Weib beschеert.
Sanft bringt er all sein Leben zu
In gutem Frieden, Lust und Ruh'.

Wer sich mit Gott und Ehre dann
Auch Nahrung, wie er wünscht, gewann,
So daß er immer süßen Wein
Genießen kann, muß fröhlich sein.

Wer endlich fromm, so lang' er lebt,
Nach Recht und Weisheit edel strebt,
Und sein Gewissen rein erhält,
Dem ist sehr wohl in dieser Welt.

O wunderselig ist der Mann,
Der alle drei sich eignen kann,
Ein frommes Weib und süßen Wein,
Und ein Gewissen gut und rein!

Anfangsscene von Maler Müllers „Schaf-Schur".

Walter (scheert und singt).

Der Winter kalt,
Rauh, ungestalt,
Hat sich gewend't,
Kommt an ein End',
Das bringt dem Menschen Wonne,
Die Lerch' sich schwingt,
Ihr Gesang erklingt
Mit Freudenschall
Laut überall,
Hold . . .

Guntel. Vater! Vater!

Walter (schüttelt den Kopf, stampft und singt).

Ihr Gesang erklingt
Mit Freudenschall
Laut überall,
Holdselig lacht die Sonne.
Nun bricht heran die Sommerszeit
Mit Lieblichkeit so süße,
Daß all ihr Frucht die Erde geit,
Daß man ihr mög' genießen.
Kraut, Laub und Gras
In reicher Maß,
Die Bäum' ihr' Blüt' erzeigen;

Die Reben gewinnen Augen schon,
In Blüt' zu gohn;
Der Ackerbau
Wächst her auf's nau,
Thut uns den Sommer eigen.
O Gott! o Gott! Wie lieb bist du,
Wie freundlich und voll Se . . .

Guntel. Vater! Hören doch, Vater!

Walter. Mußt du mich denn immer verstören, wenn ich aus rechtem Herzensgrund einmal dies Lied singen will, ha?

Guntel. O ihr singt's ja den ganzen Tag.

Walter. Ist auch ein schönes Lied, Guntel! Gefällt mir schrecklich wohl; mein' Treu', nähm' keine zehn Thaler drum. Als ich's so von ungefähr in einem Wiedertäufer-Gesangbuch aufschlug, da ward's mir doch gleich so warm und herzlich dabei, daß ich's den Augenblick auswendig gelernt. Seitdem muß ich dir's überall brummen, wo ich nur geh' und steh'. Mein' Treu', siehst doch selbst, Guntel, 's geht dir nichts über ein alt Lied, so recht aus der alten Zeit her; die neuen taugen dir doch keinen Schuß Pulver. Mädel, du mußt mir auch noch dies Lied auswendig lernen; komm', sing' einmal die Weis' drauf, will's gleich wieder von vorn anfangen. Ein herzlich Lied!

Guntel. Ein andermal, lieber Vater.

Walter. Was? Gefällt dir's etwa wieder nicht?

Guntel. Hum, so.

Walter. Sieh' doch die Duntzel! Weis' mir im ganzen Gesangbuch ein schöner Lied als dies! Sprichst, wie du's verstehst. Mein Seel', gäb' ein Morgen Ackerland drum, so was Schön's gemacht zu haben. Ist doch so alt und, sackerlot! so wahr und kräftig.

Guntel. O, was ist dann Schön's dran?

Walter (hält inne). Was Schön's dran ist? Ei guck doch! Gelt, da stecken dir wieder deine neuen Lauslieder im Kopf, die dir der Schulmeister als zusammenflickt. Was Schön's dran ist? Ei! Was Schön's dran ist? Sollst's gleich hören, Jungfer! Ist nicht Alles so herzlich wahr drinnen, wie gesagt, ist nicht Alles so . . . wie soll ich's doch nennen, du verstehst mich ja, so ehrlich und treu und vertraulich drum herum, just, wie's in der Jahreszeit geschieht, sieh', Guntel, daß man meinen sollte, wenn man's so singen hört, stünde man in seinem Garten im Frühjahr, wann die liebe Herrgottssonne nieder auf die Welt scheint, und die blühenden Bäume, und die Vögel in der Luft und des Singens und Gejubels in der fröhlichen Zeit, daß wieder warm ist und einem ein laues Lüftchen in die Ohren surrt, wenn man so über Gottes jung grüne Wiesen hingeht. Verstehst du mich, Guntel, he? Was wollt' ich doch sagen? Ei, du gottloses Mädchen kannst nicht leiden, daß ich unsern lieben Herr Gott lobe, der uns doch so reichlich gibt und erhält.

Guntel. Das sag' ich ja nicht, Vater.

Walter (scheert fort). Horch, Guntel, thut mein' Seel kein Gut mit uns; bist in der Haut nichts nutz. He! Bringt mir doch einen andern Hammel herein! Lachen, rolzen, springen wie ein junger Bock und von deinen einfältigen neuen Liedern plärren, wo ich für zwanzig keinen Knopf gebe: das kannst du, sonst nichts.

B. Auerbach über das Volkslied.

Die tiefe Urkraft des Volksliedes erschloß sich unserem Freunde in ihrer ganzen Herrlichkeit, er sah sich liebend umfangen von der edlen, majestätischen Herrlichkeit des

deutschen Volksgemüthes. Wohl hatte er schon früher die kindlich-zarte Empfindungs- und Denkweise des Volksliedes kennen gelernt, aber er hatte sie nur gekostet, wie man an reichbesetzten Tafeln die Walderdbeeren ihres eigenthümlichen Duftes wegen den künstlich gehegten und gepfropften vorzieht, sie aber doch mit Zucker und Wein verzehrt; hier aber war er selbst in den Erdbeerenschlag gekommen, und nicht in Haufen genossen, sondern einzeln frisch vom Strauche gepflückt, schmeckte die Frucht noch ganz anders.

7. Aus den Volksbüchern.

Aus der Historia von Dr. Johann Fausten.

Doctor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Rod bei Weimar gebürtig. Zu Wittenberg hat er viel Blutsfreunde gehabt; auch waren seine Eltern gottselige und christliche Leute, und sein Ohm, der zu Wittenberg seßhaft und ein vermögender Bürger war, hat Faustum auferzogen und wie sein Kind gehalten: denn weil er ohne Erben war, nahm er diesen Faustus zu einem Kind und Erben an und ließ ihn in die Schule gehen, Theologie zu studieren. Er ist aber von diesem gottseligen Fürnehmen abgegangen und hat Gottes Wort mißbraucht.

Da Faustus als ein gelehriger und geschwinder Kopf zum Studieren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinirte, und neben ihn noch sechzehn Magister, welchen er allen in Fragen und Geschicklichkeit obsiegte, also daß er zu seinem Theil genugsam studiert hatte und Doctor der Theologie ward. Weil er aber einen unsinnigen und hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Speculierer genannt hat, ist er in böse Gesellschaft gerathen, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thür und unter die Bank gelegt und ein ruch- und gottloses Leben geführt, wie es denn ein wahr Sprichwort ist: was zum Teufel will, das läßt sich nicht aufhalten. Begab sich also gen Cracau nach Polen, eine der Zauberei halber vor Zeiten berühmte Hochschule und fand allda seines Gleichen, die mit chaldäischen, persischen, arabischen und griechischen Worten, figuris, characteribus, conjurationibus, incantationibus umgingen, oder wie sonst solche Beschwörung und Zauberei genannt werden mag. Das gefiel Doctor Fausto wohl, speculirte und studierte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach keinen Theologen mehr nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Astrologus und Mathematicus, nannte sich einen Doctor der Medicin, half auch erstlich vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln und Wassern, Recepten und Clystieren, und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohlerfahren. Er wußte die Regel Christi gar wohl: wer den Willen des Herrn weiß, und thut ihn nicht, der wird zwiefach gestraft. Item, Niemand kann zwei Herren dienen. Item, du sollst Gott den Herrn nicht versuchen. Dies Alles schlug er in den Wind, setzte seine Seele eine Weile über die Oberthüre, darum für ihn keine Entschuldigung sein soll.

Doctor Faustus hatte in einer fürnehmen Reichsstadt etliche stattliche Herren zu Gaste geladen und doch nichts für sie zugerichtet. Wie sie nun kamen, sahen sie wohl den Tisch gedeckt, aber die Küche noch kalt. Es hatte aber denselben Tag ein nicht geringer Bürger allda Hochzeit gehalten und waren nun die Hochzeitsleute auf den Abend zu Werke, den wiederkommenden Gästen ein Nachtessen zuzurichten. Doctor

Faustus wußte dies Alles wohl und befahl seinem Geist, er sollte ihm eilends von der Hochzeit eine Schüssel voll Gebratenes, Fische und anderes holen, seine Gäste zu speisen. Bald darauf fällt in dem Hause, da die Hochzeit gehalten wird, ein heftiger Wind zum Schornstein, zu Fenstern und Thüren hinein und weht alle Lichter aus, dessen sie Alle, wie zu erachten, erschraken. Als sie sich aber besonnen und zu sich selbst gekommen, die Lichter wieder angezündet und man gesehen, was das für ein Tumult gewesen, befinden sie, daß an dem einen Spieß ein Braten, an dem andern ein Huhn, am dritten eine Gans und im Kessel die besten Fische mangeln. Da war Faustus und seine Gäste mit Speise versehen; nur Wein mangelte, aber nicht lange, denn Mephistophiles war auch schon auf dem Wege zu Fuggers Keller: da brachte er vollauf. Nachdem sie gegessen hatten, begehrten sie, warum sie vornämlich gekommen wären, daß er ihnen zur Lust ein Gaukelspiel machte. Da ließ er auf dem Tisch eine Rebe mit zeitigen Trauben wachsen, daß vor Jedem eine hing. Darauf hieß er einen Jeglichen die seine mit der einen Hand ergreifen und halten und mit der andern das Messer auf den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wollte; aber es sollte bei Leibe Keiner schneiden. Darnach geht er aus der Stuben, wartet nicht lange und kommt wieder: da sitzen sie alle und halten sich einander bei der Nase und das Messer darauf. Wenn ihr nun gerne wollt, so mögt ihr die Trauben abschneiden. Das war ihnen ungelegen; wollten sie lieber noch zeitiger lassen werden.

Als nun Doctor Faustus hinein zu den Gästen kommt, wird er herrlich empfangen und zu Tisch gesetzt. Als der Herr vom Hause fragt, wie er so schnell gekommen sei, antwortete er: Da ist mir mein Pferd gut zu: weil mich die Herren Gäste so sehr begehrt und gerufen haben, hab' ich ihnen willfahren und hier bei ihnen erscheinen wollen, wiewohl ich nicht lange bleiben kann und vor morgen wieder in Prag sein muß. Darauf legten sie ihm zu essen vor und tranken ihm weidlich zu, bis er einen guten Rausch bekommt. Da fing er an, seine Possen mit ihnen zu üben und fragt, ob sie nicht möchten auch einen fremden Wein oder zweie versuchen. Sie antworteten ja, worauf er weiter fragt, ob es Malvasier, spanischer oder französischer Wein sein solle, worauf Einer lachend zur Antwort gibt, sie seien alle gut. Da fordert Faustus einen Bohrer und fängt an in den Rand des Tischblatts vier Löcher nebeneinander zu bohren, stopft dann Pflöcklein hinein, wie man die Zapfen oder Hahnen vor die Fässer zu stecken pflegt, und heißt sich frische Gläser bringen. Als dies geschehen, zieht er ein Pflöcklein nach dem andern heraus, und läßt einem jeden aus dem dünnen Tischblatt welchen Wein er fordert unter den genannten.

Da sagte er ihnen zu, er wolle beten; es wollte ihm aber nicht eingehen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, denn daß sie ihm verziehen werden möchten: also gedachte er auch immerdar, er hätte es mit seiner Verschreibung zu grob gemacht. Diese Studenten und gute Herren, als sie Faustum gesegneten, weinten sie und umfingen einander; Doctor Faustus aber blieb in der Stube. Und da die Herren sich zu Bette begaben, konnte keiner recht schlafen, zumal sie den Ausgang hören wollten. Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungestümer Wind sich erhub, der das Haus an allen Seiten umgab, als ob er alles zu Grunde richten und das Haus zu Boden reißen wolle. Die Studenten meinten darob zu verzagen, sprangen aus dem Bette und huben an einander zu trösten, wollten aber nicht aus der Kammer; der Wirth lief

aus seinem in ein ander Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, darin Doctor Faustus war; da hörten sie ein greuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlichen Würmer wäre. Indem geht Doctor Fausti Stubenthür auf, er fängt an Mordio und um Hülfe zu schreien, aber kaum mit halber Stimme; bald darnach hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, gingen sie in die Stube, darin Doctor Faustus gewesen war; sie fanden aber keinen Faustus mehr und nichts als die Stube voller Bluts gespritzt und das Hirn an den Wänden klebend, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne da, ein greulich und erschrecklich Spectakel. Da huben die Studenten an ihn zu beklagen und zu beweinen und allenthalben zu suchen. Zuletzt aber fanden sie seinen Leib draußen auf dem Miste liegen, welcher greulich anzusehen war, da ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten.

---

8. Aus dem Puppenspiel Dr. Joh. Faust.

Erster Auftritt des ersten Aufzugs.

Faust
(in seinem Studierzimmer vor einem Tisch mit aufgeschlagenen mächtigen Folianten).

So weit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich allerorten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medicin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der negromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu citiren
Muß ich mich in der Magie informiren.

Stimme zur Linken. (Baß.)

Verlaß' das Studium der Theologie
Und ergib dich dem Studium der Magie,
Wenn du glücklich willst auf Erden
Und im Wissen vollkommen werden.

Stimme zur Rechten. (Discant.)

Faust! Faust! Laß' dich nicht verblenden!
Ergib dich nicht der Magie!
So wird noch alles glücklich enden.

Faust (aufspringend).

Stimme zur Linken, Stimme zur Rechten!
Wem soll ich glauben, wer räth mir zum Rechten!

Ich muß doch näher fragen beede:
Stimme zur Rechten, wer bist du? rede!

Stimme zur Rechten.

Dein Schutzgeist!

Faust.

Das kann Jeder sagen,
Stimme zur Linken, laß du dich fragen:
Wer bist du?

Stimme zur Linken.

Ein Abgesandter
Aus Plutos Reich, hiehergekommen
Dich glücklich zu machen und vollkommen.

Faust.

Vielleicht des Teufels Anverwandter.
Doch, machst du mich glücklich und vollkommen,
Das ist mein Wunsch, das muß mir frommen.
Stimme zur Rechten, lass' ab von mir;
Stimme zur Linken, ich folge dir:
Mache mich glücklich und ohne Fehle.

Stimme zur Rechten.

Weh' deiner armen Seele!

Mehrere Stimmen zur Linken.

Hahahaha!

Faust.

Sonderbar!
Mein Schutzgeist weint, die Andern lachen.
Doch jetzt genug von diesen Sachen,
Mein Famulus kommt.

Aus dem ersten Auftritt des zweiten Aufzugs.

Mephistopheles. So gebt mir ein Briefchen — Lebens und Sterbens wegen.

Faust. Mußt du's Schwarz auf Weiß haben, so schaff' Dinte herbei, denn in meinem Köcher ist sie längst vertrocknet.

Mephistopheles. Schwarz auf Weiß nicht, aber Roth auf Weiß. Es bedarf nur eurer Unterschrift, der Pact ist schon in optima forma geschrieben. Die Unterschrift bitt' ich mir mit euerm Blut aus. Hier ist eine Nadel, damit ritzt euch den Finger.

Faust. Wo ist der Pact? Erst will ich ihn lesen.

Mephistopheles. Mercurius erscheine!

(Ein Rabe bringt den Pact in seinem Schnabel getragen.)

Faust (nimmt und liest). „Ich schwöre Gott und dem christlichen Glauben ab. Nach vier und zwanzig Jahren, das Jahr zu dreihundert fünf und sechzig Tagen gerechnet, will ich dein sein mit Leib und Seele.

Ich gelobe, mich in all der Zeit nicht zu waschen noch zu kämmen, auch Haar und Nägel nicht zu verschneiden.

Ich will den Ehestand meiden."

Sonderbar! die letzten Bedingungen kommen mir am härtesten vor, und doch sind die ersten ohne Zweifel viel schlimmer. Doch, was hilft das Grübeln? Ich nehme sie alle miteinander an.

Mephistopheles. So unterschreib. Hier ist die Feder (reicht ihm die Hahnenfeder von seinem Hute).

Faust (für sich).

Soll ich mit meinem Blut die Seele dir verschreiben,
Dies ist wohl ein Moment das Blut hervorzutreiben.
Da quillt es schon heraus und überströmt die Hand.
Buchstaben bildet's zwei, gleich hab' ich es erkannt,
Ein großes H., ein F.: die sollen mich wohl warnen?
Homo Fuge! flieh', Mensch! und lass' dich nicht umgarnen.
Doch F. kann Faustus sein, H. Herrlichkeit versprechen.
Vielleicht ist's Zufall nur: wozu den Kopf zerbrechen?
Und schon ist es zu spät, geschrieben steht es klar —
Doch halt' ich es noch fest: mir wird so sonderbar.
Ein ängstliches Gefühl durchrieselt mir die Glieder,
Ich weiß nicht von mir selbst, ohnmächtig sink' ich nieder.

(Von unwiderstehlichem Schlaf befallen, sinkt Faust in seinen Sessel. Sein Schutzgeist in kindlicher Engelsgestalt erscheint an seiner Seite, den Palmzweig in der Hand. Mephistopheles verschwindet.)

Schutzgeist.

Bethörtes Menschenkind, einst rein und sonder Fehle,
Verloren ewiglich ist deine arme Seele.
Geschaffen, Gott zu schau'n und aller Himmel Luft,
Sinkst du dem Abgrund zu: ich traure dem Verlust.

(Faust erwacht, der Schutzgeist verschwindet.)

Faust.

Wie? find' ich mich allein? Hab' ich wohl gar geschlafen?
Nun fühl' ich mich gestärkt und scheue keine Strafen.
Wo bist du, mein Gesell? warum verläßt du mich?
Ist das dein treuer Dienst?

Mephistopheles (erscheint wieder).

Du schliefst, da ließ ich dich.
Sobald du an mich denkst, bin ich auch wieder da,
Wie dein Gedanke schnell. Du wähltest drum mich ja.

Faust. So nimm hier diese Schrift.

Mephistopheles.

Die soll auf schnellen Schwingen
Mercurius der Geist alsbald zu Pluto bringen.

(Der Rabe nimmt die Verschreibung in den Schnabel und fliegt damit hinweg unter dem Hohngelächter der Hölle.)

Faust. Mephistopheles! Heißest du nicht so?

Mephistopheles. Auf Erden nennt man mich so.

Faust. So höre, Mephistopheles. Du bist mir nun in menschlicher Gestalt erschienen; aber das rothe Unterkleid unter dem Mantel kleidet dich schlecht und verräth den Unterthan unheimlicher Mächte. Mit dem langen Horn an der Stirne siehst du gar wie ein Hahnrei aus. In solcher Gestalt kann ich dich unter den Menschen nicht produciren.

Mephistopheles. Darum sorgt nicht. Nur für euch erschein' ich in dieser Gestalt; in den Augen aller andern Menschen seh' ich immer so aus, wie ihr es gerade wünscht. So sollt auch ihr in aller Menschen Augen der schönste Mann sein, wenn ihr euch gleich, wie ihr versprochen habt, weder kämmt noch wascht.

Faust. Schon gut. Aber wohin nun? Hier in Mainz halt' ich's nicht aus. Und wenn ich Salomons Weisheit hätte, so glaubte mir doch Niemand, weil ich Professor bin.

Mephistopheles. Mein Luftmantel soll uns alsbald an den Hof des Herzogs von Parma tragen, der eben Hochzeit hält. Da mögt ihr in allen Freuden schwelgen und mit Zauberkünsten Ruhm und Ehre gewinnen. An Liebesabenteuern soll es auch nicht fehlen. Nehmen wir auch euer Gesinde mit?

Faust. Den Wagner laßt daheim: der ist langweilig.

Mephistopheles. Aber Casperle?

Faust. Den bringt nach, aber auf einem andern Gefähr. Ich hab' euch unterwegs noch dies und das zu fragen, wovon er nichts zu wissen braucht.

Mephistopheles. So laßt uns fort, in wenig Minuten sind wir in Parma.

---

9. Sprüchwörtliches.

Von Luther gebrauchte Sprüchworte.

Im Unglück hab' ein'n steten Muth,
Trau' Gott! es wird wohl wieder gut.

Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein' Noth allein Gott klag,
An Gott je nicht verzag,
Dein Glück kommt alle Tag'.

Wenn wir thäten, was wir sollten,
So thät' auch Gott, was wir wollten.

Ueberwind' den, der in dir ist,
Das größte Reich, das ist:
Sein selbst König sein zu aller Frist.

Das ist eine gute Traurigkeit,
Wenn man um Sünd' trägt herzlich Leid.

Das mag die beste Musik sein,
Wenn Mund und Herz stimmt überein.

Wer was weiß, der schweig',
Wem wohl ist, der bleib,
Wer was hat, der behalte:
Unglück, das kömmt balde.

Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und mach's wahr,
Was du borgst, bezahle baar;
Laß einen Jeden sein, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Acht' dich klein, halt' dich rein,
Sei gern' allein, mach' dich nicht gemein.

Hab' Gott lieb, red' von Frauen wohl,
Sei männlich, wo man es soll.

Wohl bewußt,
Macht breite Brust.

Glaube nicht Alles, was du hörst,
Sage nicht Alles, was du weißt,
Thue nicht Alles, was du magst.

Fröhlich Gemüth
Gibt gesund Geblüt.

Rast' ich, so rost' ich.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Ein' Gutthat, die bei Zeit geschicht,
Dieselb' ist doppelt ausgericht.

Eines Mannes Red' ist keine Red',
Man soll die Theile hören beed'.

Aller Leut' Freund, Jedermanns Geck.

Ich sahe auf Erden nie einen Mann,
Er hatte, das er nicht wollte han.

Thorheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

In großen Wassern fähet man große Fische,
Aber in kleinen Wassern fähet man gute Fischlein.

Viel' Feind', viel Ehr'.

Herrschaft ohne Schutz,
Reichthum ohne Nutz,
Richter ohne Recht,
Lotter- und Spitzknecht,
Bäume ohne Frucht,
Frauen ohne Zucht,
Adel ohne Tugend,
Unverschämte Jugend,
Hochmüthige Pfaffen,
Buben, die unnütz klaffen,
Böse, eigensinnige Kind,
Leute, die Niemand nütze sind,
Neidische Mönche, geizige Prälaten
Mag man auf Erden wohl entrathen.

Sprüchwörter auf böse Weiber in Fischarts Ehzuchtbüchlein. Nach K. Weitbrecht.

Ja wenn man schon alle Schmähwörter wider die Weiber auf einen Haufen schütten würde, so kann man doch alles mit einem Wort entkräften, daß es nur von bösen Weibern geredet und verstanden werde. So wenn man reimt: es ist ein Kraut, heißt mulier, davor hüte dich immer sehr. Item als man einen fragte, warum er so ein klein Weiblein genommen, antwortete er: unter den Uebeln müsse man das kleinste wählen. Item, wann einer hätte zwei Leib, so wollte er einen geben dem Weib, aber den einen Leib, der sein, wollt er ohne Weib behalten für sich allein. Item, daß etliche sprechen: Lange Kleider, kurzer Sinn. Weiber sind weichmüthig, aber nicht weichgütig, schnellredig und faulthätig. Ein Weib nehmen macht dem Leib Grämen. Saufen und ehlich sein muß dem Leib schädlich sein. Es weibt sich einer eben so bald den Hals ab, als er ihn sich absauft. Es ist kein Mann, er hab denn einen Wolfszahn; kein Roß ohne Tücke und kein Weib ohne einen Teufel. Blinder Mann, armer Mann; aber noch viel ärmerer Mann, der sein Weib nicht zwingen kann. Wer Hausfried will haben, der thu', was die Frau will.

Desgleich legen sie das Sprüchwort: Adam iß! also aus, daß die Weiber vom Paradies her das Regiment geerbt haben. Denn als die Schlange die Eva überredet habe, daß sie aß, sei sie gleich zu Adam gelaufen und habe trotzig gesagt: Adam iß! Da hab der arme Adam müssen gehorsam sein und essen, wollt er anders, wie sie spotten, nicht geschlagen werden. Daher es noch heutigen Tages kommen soll, daß die Männer thun müssen, was die Weiber wollen, und sei nicht mehr zu ändern, dieweil es im Paradies also sei eingesetzt worden.

Item: Alle Bosheit ist ein Scherz gegen eines Weibes Bosheit. Narren, Weiber und Kinder lassen sich nicht lieben. Wein und Weiber machen alle Welt zu Narren. Schöne Weiber im Haus treibt ihre Schönheit stets hinaus. Aber häßliche Weiber hüten das Haus wohl, und hat eine keine schöne Kleider an, so geht sie um so weniger aus. Ein Weib, das sich gescheit dünkt, ist eine doppelte Närrin. Wo List im Spiel ist, da laß die Weiber hin, sie können mehr denn der Mann. Die Weiber sind mit bösem Wasser gewaschen: die einfältigste ist neunfältig. Wenns an Arglist geht, ist keine kein Thor, sie geht allen Männern vor. Wenn die Weiber auf den Boden sehen, können sie gleich einen Betrug erspähen, aber in nöthigen, nützlichen Dingen können sie nichts rechts zuwege bringen. Weiber können alle eine Kunst, die heißt Truggespinnst. Weiber sind des Teufels Zang', damit er die Männer fang'.

Aus Sebastian Francks Sprüchwörtersammlung.

Man ſiht dem man an was er kan.

Die gemuet ſpieglen ſich gegen einander.

Die ſcham iſt in augen.

Das angeſicht verræth den man.

Man ſiht an farben vnd fluog wol was für ein vogel.

Kunſt vnd tugent oder torheit vnd boſsheit, man verhele es wie man immer wöll, ſo ſiht mans doch dem man an augen an was er iſt vnd kan.

Dann wie es vmb ein menſchen inwendig ſteht, das zeygt das gewiſſen bald den augen an, vnnd ergeuſst ſich das gemuet in alle glider, das der menſch gemeynlich alſo ſihet, geht, augen vnd ſtirn hat, wie er iſt vnd wie ſein hertz ſteht.

Man ſpricht: Er iſt ſchon halb tod.

Zeitiger dieb verrath ſich ſelbs, Das angeſicht iſt ein verræther, Schuldt tœdt den man. Wann die bir zeitig iſt, ſo fellt ſie ins kat. Zeitigen dieb erlauffet ein hinckender ſcherg.

Wie nun die ſchand vnnd laſter bœſs zu verbergen ſind, Alſo ſind auch ander affect, als forcht, betruebnuſs. Dann da geht der menſch erſchlagen vnd geſchweiſt herein, vnd ſteht vmb alle glider wie es vmb das hauptglid das hertz ſteht. Die augen ſtecken vol zeher, der mund erbleycht, die fueſs mœgenn den leib kaum tragen, die hend wöllen nicht ſchaffen. Iſt aber der menſch frœlich eins guoten gwiſſens, der nicht auff jm hat, der hat ein frœlich angeſicht, ſiht yederman holdſelig an. Iſt er weiſe, ſein augen kleidung vnd gang, zeygen vom man, Er iſt gruoſsbar, tugentſam, ræthlich, vol lieb, trew vnd gnad.

Es kann nit alleyn die zung, ſonder alle glider am menſchen reden vnd von jm zeugen, doch iſt die zung der beſt ſpiegel vnd dolmetsch des hertzens, aber nit alleyn, ſonder der gang, kleidung, hend, fueſs, augen, ſtirn, vrteilen auch vom menſchen, vnd verrathen oft den mann, was in jm iſt, ob er ein narr, weiſs, gelert, dieb, bœſs oder guot ſei. Daher ſpricht Sirach, das nit allein die glider, ſonder auch die kleider vom man zeugen.

Wann ſich die jungfraw erſpitzt, erreiſst vnd zum dantz auffmutzt, ſo kan man leicht abnemen, wo es jr ligt, oder was ſie gern hett, Sie nem einn man für ein ſeel, das thet der teuffel nit.

Zum andern wie ſich die hertzen gegen einander ſpieglen, dauon Salomo in Prov. Hab acht vff dich ſelbs vnd auff dein genium, das iſt auff die ſalbung in dir, ſo würſtu mit dem du handelſt, redeſt, oder vor dem du ſtehſt, anſehen, vnd dein hertz wirt dirs ſagen wie er gegen dir geſint, ob er gleich nicht mit dir redt, oder anders redt dann jm zu hertz iſt, ſo wirſtu doch weiter ſehen. Dann es ſpieglen ſich die hertzen gegen einander, vnd iſt ye eins des andern ſpiegel, das du entpfindſt in deim hertzen, ob ers guot meyn, vnd dir wol wölle oder nit, das wirſtu jm an all ſeinen geberden, reden, farb, geſtalt abmercken vnd an augen ſehen. Ob nun diſe zeychen vnd dolmetschen, das iſt, mund, augen, geberd, geſtalt, alle fählten, ſo wirt dirs dein hertz ſagen, ſo du auff ſein anſag, ſtupfen &c. merckſt. Dann hertzen ſehen hertzen, vnd ſpiegelt ſich gemeynglich dein hertz gegen dem, der mit dir redt vnd handlet, ſteht deſſelben hertz recht, du entpfindest es, dein hertz ſagt dirs, vnd spiegelt ſich alſo gegen deins nehſten hertz in dir. Iſt dann dein hertz vnd aug ein ſchalck, das mein ſols wol entpfinden, das du es nit recht vnd guot meyneſt,

got gebe wie du redeſt, vnd muoſt zuo letzſt ſagen: Es hat mirs mein auge, hertz geſagt, ich habs wol entpfunden, aber ich bin ein thor geweſen vnd meim hertzen nit wöllen volgen. Het ich meim hertzen geuolgt, ſo het ich recht thon.

Aus: „Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen“
(Berlin, Enslin, 1881).

Als das Kupfer Messing ward,
Dünkt' es sich von Goldes Art.

Alte Lieb' und alter Span
Brennen leichtlich wieder an.

Alt zu werden ist Gottes Gunst,
Jung zu bleiben, Menschenkunst.

Angeborne Weise
Geht in sicherem Geleise.

Auf dem Weg zum Heile
Stehet: Wandrer, eile!

Bleib' nur in Ruh'!
Gott liebt dich mehr, als du.

Das Vergangene beträchtlich achten,
Das Zukünft'ge wohl und reif betrachten,
Das Gegenwärtige wohl ordiniren,
So kann man ein gut ruhig Leben führen.

Den höchsten Sieg erringt,
Wer sich selbst bezwingt.

Denke frei
Und wolle gut,
Handle treu
Mit festem Muth!

Der Fuchs wenn eine Predigt thut,
So acht' auf deine Gänse gut.

Der Nagel bewahrt das Hufeisen,
Das Hufeisen bewahrt das Pferd,
Das Pferd bewahrt den Mann,
Der Mann bewahrt die Burg,
Die Burg bewahrt das Land.

Der Schmerz vergeht,
Die Scham besteht.

Die Alten ehr',
Die Jungen lehr',
Dein Haus ernähr',
Des Zorns dich wehr'.

Eh' wir wissen, was Leben sei,
Ist das Leben schon vorbei.

Erst bedacht,
Dann gelacht.

Freude an Gott,
Freude an sich selber,
Freude an der Freude!

Gott gibt Wasser und gibt Wein,
Aber schenkt nicht selber ein.

Hab' reinen Mund und reine Hand,
So ist dir wohl in jedem Land.

Mit gutem Recht ist nichts gethan,
Gut Recht will gute Hilfe ha'n.

Mit Wachen und mit Wagen
Muß man sich Ruh' erjagen.

Nicht verzagt und nicht vermessen!
Das Verlorene vergessen!

Recht thut, wer thut, was Lohnes werth,
Und doch des Lohnes nicht begehrt.

Verstehen und verstanden werden,
Machen unser Glück auf Erden.

Vier unnütze Arbeiten sind in der Welt,
Wenden, das nicht zu wenden ist,
Suchen, das nicht zu finden ist,
Begehren, das nicht sein mag,
Und achten, was alle Welt sag'.

Was sich soll klären,
Muß gähren.

Wenn alle Leute wären gleich,
Und wären alle sämmtlich reich,
Und wären all' zu Tisch gesessen,
Wer wollt' auftragen Trinken und Essen?

Wenn ich wollte, was ich sollte,
Könnt' ich Alles, was ich wollte.

Wer allzeit auf allen Wind will sehen,
Der wird nicht säen und nicht mähen.

Wer dem Arzte wird zu Theil,
Dem genade Gott sein Heil.

Wer die Ursach' kann ergründen,
Wird sich in Alles und aus Allem finden.

Wer fleißig dient und treu hält aus,
Der baut sich schon sein eigen Haus.

Wer mit Zwanzig hat kein'n Bart,
Mit Dreißig nicht hat kluge Art,
Und mit Vierzig hat kein Geld:
Der diese Drei niemals erhält.

Wer was weiß, der schweige!
Wem wohl ist, der bleibe!
Wer was hat, der behalt'!
Unglück kommt so bald!

Einige andere Sprüche.

Treu' ist klein,
Hoffart ist gemein,
Wahrheit ist leider gefangen,
Gerechtigkeit ist vergangen.

Edel werden ist viel mehr,
Denn edel sein von Eltern her.
Der ist recht edel in der Welt,
Der Tugend liebet und nicht das Geld.

Siehe vor dich:
Treu' ist mislich.
Leide und vertrag:
Glück kommt alle Tag'.

Gott mit mir,
Mein junges Herz mit dir:
Gott mit uns beiden
In Trübsal und in Freuden.

Sünd' meiden ist ein Schrein:
Geduld in Leiden leg' darein,
Gut's für Arges thu' dazu,
Fröhlich in Armuth: nun schleuß zu.

Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann;
Es zürn' Tod, Teufel oder Welt,
Zuletzt er doch den Sieg behält.

Das Ich und Mich, das Mir und Mein,
Regiert auf ganzer Welt allein.

Die Sonne wenig darnach fragt,
Was der Blinde von ihrem Scheine sagt.

Freunde in der Noth,
Freunde in dem Tod,
Freunde hinter'm Rücken,
Das sind drei feste Brücken.

Frisch, fröhlich, fromm und frei,
Nicht frech dabei!
Doch schweig' und leid'!
All' Bosheit meid'!
Bis still und frumm,
Und siehe dich um!

Gehe ins Beinhaus
Und lies eines Edelmanns Kopf heraus!

Gott fürchten, ein gesunder Leib,
Ein fröhlich Herz, ein freundlich Weib,
Ein guter Wein, das Gewissen rein,
Mag wohl das beste Leben sein.

Langsam zum Säckel, hurtig zum Hut,
Hilft manchem jungen Blut.

Wer einen lobt in praesentia
Und schilt in absentia,
Den hol' die Pestilentia!

Alleweg soll wollen mehr ein Mann,
Dann er mit der That geleisten kann.

Fried' halt' mit Jedermann:
Krieg sollst du mit Lastern han.

Wäre Holz hauen ein Orden,
So wären nicht so viel Mönche worden.

10. Räthsel.

Motto: Kennst du mich,
So freut es dich;
Kennst du mich nicht,
So suche mich
Nur emsiglich:
Du findest mich
Ganz sicherlich.

Simrock über das Räthsel.

Nach unserm Wahlspruche: Gebt dem Volke, was des Volkes ist, haben wir auch für das volksmäßige Räthsel wie für das Volkslied und schon früher für das Sprüchwort und Kinderlied eine eigene Sammlung angelegt. Sie soll nur im Volk Entstandenes

und Verbreitetes enthalten und wenn zweie oder dreie schon durch ihre Charadenform einen anderen Ursprung verrathen (denn Volksräthsel pflegen Sinnräthsel zu sein), so sind sie uns nur mit untergelaufen; auch hat ihre Einfachheit ihnen bei dem Volke Kindesrecht erworben. Ein Gleiches gilt von den Anagrammen unter den Räthselmärchen, welche man wohl ungern vermissen möchte. Jedenfalls bieten sie uns hier Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit des Volksräthsels schärfer hervorzuheben. Charaden, Anagramme, Logogryphe und wie diese modernen Witzspiele alle heißen, sind nicht volksmäßig und auch nie so echt poetisch als die volksmäßigen Sinnräthsel, welche Schiller auf dem Kunstgebiete gleichsam neu erschaffen hat, wie auch Goethe urtheilte, es sei damit eine neue Gattung erfunden, wobei ihm freilich das Volksräthsel die Bahn gewiesen hatte. Schillers Verdienst bleibt groß genug, den dichterischen Werth des Sinnräthsels erkannt und in neuen Schöpfungen hohen Schwungs ausgebeutet zu haben. Wenn er so dem Räthsel seine richtige Bahn wieder anwies, so haben sich die Neuern dadurch nicht belehren lassen, die bis auf diesen Tag fortfahren, uns mit poesielosen Spielen des Scharfsinnes zu ermüden.

In der Geschichte unserer Literatur ist die Richtung auf das Aenigmatische noch zu wenig hervorgehoben worden. Schon Wackernagel bemerkte, daß sich die deutsche Poesie, die ältere wenigstens, ganz durchdrungen zeige von einem Zuge nach räthselhafter Anschauung und Rede. „Die Literarhistoriker zwar nehmen keine Notiz davon. Gervinus in seinem großen vielbändigen Werke berührt diese Seite mit keinem Worte; und doch haben wir in zwei Gedichten, die wahrlich nicht unbesprochen sind, augenfällige Ausläufer jenes Zugs: im Tragemundslied den volksmäßigen, im Kriege auf der Wartburg den gelehrt meistersängerischen; und doch streift das Räthsel dem Inhalt wie der Form nach nahe an das Lügenmärchen, das Sprüchwort, die gnomische Dichtung überhaupt; und doch gibt es Räthsel, die man ebensowohl Märchen nennen könnte, und in Märchen, Sagen und alterthümlichen Rechtsgebräuchen unseres Volks wiederholen sich Fragen und Befehle von absichtlich räthselhafter Schwierigkeit und Unverständlichkeit." Wir fügen hinzu, daß Mythen Räthsel sind, die oft noch ihres Oedipus, ihres Kalafs harren; daß schon in der Edda der Zug nach dem Räthselhaften durchbricht: im Wafthrudnismal steht wie im Wartburgskriege das Haupt zu Pfande, in Alwismal und Fiölswinsmal ist die Braut der Preis der gelösten Frage, das eine wie das andere, und das ist ein Beweis uralten Zusammenhangs, kehrt bei uns wieder: jenes in unseren Räthselmärchen, dieses in Räthseln und in einem Räthselliede. In der Sage von Oedipus kommt nur das erste vor; das Märchen von Turandot vereinigt beides. Sollen wir noch höher hinaufsteigen, so trifft Simsons unlösbares Räthsel mit einem unserer Räthselmärchen wunderbar zusammen. Eine ausführlichere Besprechung, wozu es hier an Raum gebricht, würde nachweisen, daß noch manche der Räthsel und Räthselfragen, welche wir zum Theil erst vor wenigen Tagen dem Volksmunde entnommen haben, mit Eddischen und anderen altnordischen, wie andererseits mit griechischen Räthseln verwandt sind. Einstweilen verweisen wir auf Müllenhoffs Aufsatz „Nordische, englische und deutsche Räthsel" im dritten Bande der Zeitschrift für deutsche Mythologie S. 1—20. Auch die angelsächsische und die lateinische Poesie des Mittelalters beschäftigte sich gerne mit dem Sinnräthsel.

Einzelne Räthsel aus Simrocks Sammlung.

1. Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos:
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.

2. Es schnaubt und heult die Straß' herauf
Und hat doch keine Lunge;
Es leckt den Schnee wie Butter auf
Und hat doch keine Zunge.

3. Es ist die wunderschönste Brück',
Worüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen
Und unter ihr die Leute geh'n
Ganz trocken und sich froh anseh'n,
Die Schiffe segelnd durch sie zieh'n,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Keinen Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

4. Wenn man mich sieht, so sieht man mich nicht,
Sieht man mich nicht, so sieht man mich.

5. Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann roth wie Blut,
Schmeckt allen Kindern gut.

6. Es steht auf dem Rain,
Hat den Busen voll Stein,
Hat ein rothes Mäntelchen auf
Und ein schwarzes Käppchen drauf.

7. 's sitzt etwas amme Rainle,
Es wackelt ihm sein Beinle,
Vor Angst und Noth
Wird ihm sein Köpfle feuerroth.

8. Ich weiß ein kleines weißes Haus,
Hat nichts von Fenstern, Thüren, Thoren,
Und will der kleine Wirth heraus,
So muß er erst die Wand durchbohren.

9. Unser kleiner dicker Knecht
Geht im Acker und ackert recht
Ohne Egg' und ohne Pflug:
Wer's erräth, der ist klug.

10. Er hat einen Kamm und kämmt sich nicht,
Er hat Sporen und ist kein Ritter,
Er hat eine Sichel und ist kein Schnitter.

11. Zwei sind die bei einander steh'n
Und Alles gut und deutlich seh'n,
Nur kennet eins das andere nicht
Und wär's beim hellsten Sonnenlicht.

12. Du siehst es stets bei Sonnenschein;
Am Mittag ist es kurz und klein
Und wächst bei Sonnenuntergang
Und wird gar wie ein Baum so lang.

13. Der Schatz, der mir am liebsten ist,
Der liegt im Keller drunten.
Er hat ein hölzern Röcklein an,
In Reifen ist's gebunden.

14. Muß Tag und Nacht auf Wache steh'n,
Hat keine Füß' und muß doch geh'n,
Hat keine Händ' und muß doch schlagen:
Wer kann mir dieses Räthsel sagen?

15. Es ist ein' Speis', die Niemand ißt,
Es ist getauft und doch kein Christ,
Es hat an's Stehlen nie gedacht
Und hat's zum Hängen doch gebracht.

16. Wer es macht, der braucht es nicht,
Wer es kauft, der will es nicht,
Wer es braucht, der weiß es nicht.

17. Ich bin nicht, ich war nicht, ich werde nicht sein;
Du meinest, ich scherze, ich sage dir nein.
Ich stehe ja sichtlich vor deinem Gesicht,
Und kannst du mich rathen, so nennst du mich nicht.

18. Jemehr man davon thut,
Desto größer wird's;
Jemehr man dazu thut,
Desto kleiner wird's.

19. Gott sieht es nie, der Kaiser selten,
Doch alle Tage Bauer Velten.

20. Wer lebt vom Wind?

21. Es hat keine Füße und geht doch auf und ab und beißt sich immer tiefer ein, bis es sich durchgebissen hat.

22. Was für Haare hat das schönste Frauenzimmer?

23. Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?

24. Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht?

25. Welche Schuhe zerreißen nie an den Füßen?

Auflösungen der Räthsel.

1. Der Schnee. — 2. Der Thauwind. — 3. Der Regenbogen. — 4. Die Finsterniß. — 5. Die Kirsche. — 6. Die Hambutte. — 7. Die Erdbeere. — 8. Das Ei. — 9. Der Maulwurf. — 10. Der Hahn. — 11. Die Augen. — 12. Der Schatten. — 13. Der Wein. — 14. Die Uhr. — 15. Die Glocke. — 16. Die Todtenlade. — 17. Nicht. — 18. Ein Loch. — 19. Seines Gleichen. — 20. Der Windmüller. — 21. Die Säge. — 22. Ihre eigenen. — 23. Die kleinsten. — 24. Weil er's auswendig weiß. — 25. Die Handschuhe.



11. Aegidius Tschudi.

Geb. zu Glarus (in der Schweiz) 1505; gest. den 28. Febr. 1572 ebendaselbst.

Motto: Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang des Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen tüchtigen Menschen herausbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventins bayerische Chronik. (Goethe in der „Farbenlehre".)

Weil aber die Nachfrage nach diesem Stück (Wilhelm Tell) immer wiederholt wurde, so wurde ich aufmerksam darauf und fing an, Tschudi's schweizerische Geschichte zu studiren. Nun ging mir ein Licht auf; denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im Stande ist. (Schiller an Körner 9. Sept. 1802.)

Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen Tell schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen.
(Goethe, Gespr. mit Eckermann.)

Stauffacher und seine Frau.

Wernherr von Stouffach genant, Rudolffs von Stouffachs seligen, (so etwa [einst] Landt-Ammann zu Schwitz gewesen) Sune. Derselb Wernherr hat zu Steinen difshalb (diesseits) der Bruck ein schön nüw Hufs gebuwen. Wie nun der Landt-Vogt Gefsler zum selben Hufs kumpt, und Ine der Stoffacher (der vor dem Hufs stund) früntlich empfieng, und willkummet, als sin Herren, fragt In der Landt-Vogt, wefs das Hufs wäre? (welches Er sunst wol wufst, dann Er etwa gegen andern geträwt, Er welt Im das Hufs nemmen) der Stouffacher gedacht wol, dafs Er In nit im gutem frage, wufst wol dafs Er Im uffsetzig

was, von wegen dafs Er allweg hantlich (thätig) darwider, dafs man sich nit an die Fürsten von Oesterrich ergebe, sunder bim Römischen Rich und alten Fryheiten blibi, wann (weil) diser Stouffacher hat vil Anhang und grosses Ansechen bi den Landt-Lüten. Also gab Er dem Landt-Vogt Antwurt: Herr, das Hufs ist mins Herrn des Künigs, und üwer, und min Lechen. Der Landt-Vogt sprach: Ich bin an mins Herrn des Künigs statt Regent im Land, ich will nit dafs Puren Hüfser buwind on min Verwillgen, will ouch nit dafs Ir also fry lebind, als ob Ir selbs Herren sigind, Ich wird üchs underston ze weren (ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren), und reit hiemit fürwärt. Dise Red beschwert den Stouffacher vast, und satzt (nahm) die zu Hertzen. Nun was Er ein vernünfftiger, verständiger Mann, hat ouch ein wyse sinnriche Frow, die wol an Im merckt, dafs Er betrübt was, und Im etwas schweres anlag, und offnets doch nit. Nun hat Si gern gewufst was Im doch gebrest (gebreche), und hub so vil an (fing so oft davon an), dafs Er Ira anzeigt, was Red der Landt-Vogt mit Im getriben, und versprache sich keins andern, wann (als) dafs Er Im mitlerzit sin Hufs, Herberg, Hab und Gut nemmen werd. Do Si das vernam, sprach Si: Min lieber Ee-Wirt, du weist dafs sich menger frommer Landt-Mann In unserm Land ouch ab des Landt-Vogts Wüterey klagt, so zwiflet mir nit, dann dafs vil biderber Landt-Lüten in Uri und Underwalden ouch das Tyrannische Joch drucke, wie man dann täglich hört, dafs Si Ire Not klagend, darumb wäre gut und vonnöten, dafs üwer etlich, die einandern vertruwen dörfftind heimlich zu Rat zesammen giengind, und Nachgedencken hättind, wie Ir des mutwilligen Gwalts abkommen möchtind, und einandern verhiefsind bizestsan, und bi der Gerechtigkeit ze schirmen, so wurd üch Gott one Zwifel nit verlassen und die Unbillichkeit helffen tämmen, so wir In von Hertzen anruffend. Fragt In daruf, ob Er in den Ländern Uri und Underwalden ze jemand achtbarer Kundtschafft hette, denen Er vertruwen, sin Not klagen, und von disen Dingen mit Inen Underred haben dörffte. Er gab Antwurt, ja, ich kenn allda fürnemme Herren-Lüt, die mir insunders geheim, denen ich wol vertruwen darff. Also gedacht Stouffacher in Im selbs, der Frowen Rat mocht nit böfs sin, volgt Ira, fur gen Uri, lag da etlich Tag still ze losen (lauschen, hören) wie der gemein Mann gesinnet wäre. Do hört Er von vilen vertruwten Eeren-Personen grosse Klag und Unwillen wider den Landt-Vogt, von wegen des Buws der Vesti, die Er Zwing nämmen wollt, und ins sonders von des Huts wegen, dem man Reverentz bewisen mufst, und merckt, dafs alles Landt-Volk Edel und Unedel undultig, und dem Landt-Vogt vient warend, und dorfftind sich doch offentlich nit mercken lassen, noch ützit tätlichs wider Ine fürnemmen, dann keiner wufste was Er im Fal der Not am andern für rucken, und Bistand hette, diewil man umb dasselbe einandern heimlich nit erkunnet, und des Künigs entsitzende grosse Macht (entsetzlich grofse Macht) und schwere Ungnad, so er zu Inen trug, Inen vil Schreckens bracht. Nun was der Stouffacher fro, dafs Er allda den grofsen Unwillen wider den Landt-Vogt spürt, gedacht der Sach werd dest besser ze tun, doch vertruwt Er difsmals sin Anligen allein einem namhafften wisen Eeren-Mann von Uri Walther Fürst genant, was Im vom Landt-Vogt sins Hufses halb fürgeworffen, sagt Im ouch dabi, wie Er durch sins Eegemachels Rat bewegt worden, Ime als sinem Vertruwten sölches ze klagen, und Rats ze pflegen, ob es nit gut und vonnöten, sich wider sölchen Tyrannischen Gewalt ze setzen, und heimlich sich zesammen zeverbinden, und umb Helffer sich

ze bewerben? Der Landtmann von Uri lobt der Frowen Rat, und erbot sich sins Teils sölchem Anchlag helffen statt ze thun (auszuführen) und zeigt Im an von dem Gsellen von Underwalden Arnolden von Melchtal, der des Landt-Vogts ze Underwalden Diener ein Finger zerschlagen, wie sich derselb noch bi Inen in Uri enthielte, wandelte aber vilmalen heimlich gen Underwalden zu den Sinen, und wäre ein tapfferer und verständiger Mann, wiewol noch jung, hette ouch ein grofse Blutz-Fründschafft in sinem Land, und sig Im wol ze truwen, dann Er zu diser Sache von siner Geschicklichkeit wegen sonders wol dienen werde.

Der Apfelschuß und Geßlers Tod.

Darnach am Sonntag nach Othmari (der Tag Othmari ist der sechzehnte November), was der 18. Wintermonats, gieng ein redlicher frommer Land-Mann von Uri Wilhelm Tell genannt, (der ouch heimlich in der Pundts Gsellschafft was) zu Altorf etlichmal für den uffgehenckten Hut, und tett Im kein Reverentz an, wie der Landt-Vogt Gefsler gebotten hat; Das ward Ime Land-Vogt angezeigt. Also morndes (den folgenden Tag) darnach am Montag berufft Er den Tellen für sich, fragt Jn trutzlich, warumb er sinen Gebotten nit gehorsam wäre, und dem Künig ouch Ime zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewisen hette? Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es ist ungevärd (ohne Absicht) und nit ufs Verachtung geschechen, verzichend mirs, wär ich witzig so hiefs ich nit der Tell, (der Einfältige) bitt umb Gnad, es soll nit mer geschechen. Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz, dafs man In besser kum fand, und hat hübsche Kind, die Im lieb warend, die beschickt der Land-Vogt, und sprach: Tell, welches unter denen Kinden ist dir das liebst? Der Tell antwurt: Herr si sind mir alle glich lieb. Do sprach der Landt-Vogt: Wolan Tell, du bist ein guter verruempter Schütz, als ich hör, nun wirst du din kunst vor mir müssen beweren, und diner Kindern einem ein Oepffel ab sinem Houpt müssen schiefsen, darumb hab eben Acht, dafs du den Oepffel treffest, dann triffst du In nit des ersten Schutzes, so kost es dich din Leben. Der Tell erschrack, bat den Landt-Vogt umb Gottes willen, dafs Er Ine des Schutzes erliefse, dann es unnatürlich wäre, dafs er gegen sinem liben Kind solte schiefsen, Er wölt lieber sterben. Der Landt-Vogt sprach: Das must du tun, oder du und das Kind sterben. Der Tell sach wol, dafs Ers tun must, bat Gott innigklich, dafs Er In und sin lieb Kind behüte. Nam sin Armbrust, spinn (spannte) es, legt uff den Pfyl, und stackt noch ein Pfyl hinden in das Göller (Koller, dann auch womit Hals, Brust und Rücken bedeckt wird), und legt der Landt-Vogt dem Kind (das nit mer dann 6 Jar alt was) selbs den Oepffel uff sin Houpt. Also schofs der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts, dafs Er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geschechen was, verwundert sich der Landt-Vogt des meisterlichen Schutzes, lobt den Tellen siner Kunst, und fragt Ine, was das bedüte, dafs Er noch ein Pfyl hinden ins Göller gesteckt hatte? der Tell erschrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit Guts, doch hett Er gern die Sach glimpfflich verantwurt, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewohnheit; der Landt-Vogt merckt wol, dafs Im der Tell entsafs (sich vor ihm entsetzte), und sprach: Tell nun sag mir frolich die Warheit, und furcht dir nützit darumb, du sollt dins Lebens sicher sin, dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an, es wird etwas anders bedut haben. Da redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, sidmalen Ir mich mins

Lebens versichert habend, so will ich üch die grundlich Warheit sagen, dafs min entliche Meinung gewesen, wann ich min Kind getroffen hette, dafs ich üch mit dem andern Pfyl erschossen, und one Zwifel üwer nit gefält wolt haben. Do der Landt-Vogt das hört, sprach er: Nun wolan Tell: Ich hab dich dins Lebens gesichert, das will ich dir halten, diewil ich aber din bösen Willen gegen mir verstan, so will ich dich füren lassen an ein Ort, und allda inlegen, dafs du weder Sunn noch Mon niemerme sechen solt, damit ich vor dir sicher sig. Hiefs hiemit sine Diener In fachen, und angentz gebunden gen Flülen füren. Er fur ouch mit Inen, und nam des Tellen Schiefszüg, Kocher, Pfyl und Armbrust ouch mit Im, wolts Im selbs behalten; also safs der Landt-Vogt sambt den Dienern, und dem gebundnen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren, und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schlofs gen Küfsnach füren, und alda in einem finstern Thurn sin Leben lassen enden; des Tellen Schiefs-Züg ward im Schiff uff den Bieten oder Gransen (Hintertheil des Schiffes) bim Stürruder gelegen.

Wie si nun uff den See kamend, und hinuff furend, bifs an Achsen das Ecke, do fugt Gott, dafs ein solcher grusamer ungestümmer Sturm-Wind infiel, dafs si sich all verwegen hattend (verzweifelnd glaubten) ärmklich ze ertrincken. Nun was der Tell ein starker Mann, und kondt (verstand sich) vast wol uff dem Wasser; do sprach der Dienern einer zum Landt-Vogt, Herr Ihr sechend üwre und unsre Not und Gfar unsers Lebens, darinn wir stand, und dafs die Schiff-Meister erschrocken, und des Farens nit wol bericht; nun ist der Tell ein starker Mann, und kann wol schiffen, man solt In jetz in der Not bruchen. Der Landt-Vogt war der Wasser-Not gar erklupft (wegen der Wassernoth sehr in Schrecken gerathen), sprach zum Tellen: Wann du uns getruwtist ufs diser Gfahr ze helffen, so wölt ich dich diner Banden ledigen; Der Tell gab Antwurt: Jo Herr, ich getruwe uns mit Gottes Hilff wol hiedannen ze helffen. Also ward er uffgebunden, stund an das Stürruder, und fur redlich dahin, doch lugt Er allweg uff den Schiefs-Züg der ze nächst bi Im lag, und uff ein Vorteil hinufs zu springen, und wie Er kam nah zu einer Blatten (die sidhar den Namen des Tellen Blatten behalten, und ein Heilig Hüfslin dahin gebuwen ist) beducht Im dafs Er daselbs wol hinufs gespringen und entrünnen möcht, schry den Knechten zu, dafs sie hantlich zugind, bifs man für dieselb Blatten käme, wann sie hattend dann das Bösist überwunden, und als Er nebent die die Blatten kam, truckt Er den hindern Gransen mit Macht (wie Er dann ein starker Mann was) an die Blatten, erwischt sin Schiefs-Züg, und sprang hinufs uff die Blatten, stiefs das Schiff mit Gwalt von Im, liefs sie uff dem See schweben und schwencken, der Tell aber luffs Bergs (gen Berg) und Schattens halb (nordwärts) (dann noch kein Schnee gefallen was) über Morsach ufs durch das Land Schwitz bifs uff die Höhe an der Landt-Strafs, zwüschend Art und Küfsnach da ein hole Gafs ist, und Gestüd (Gestreich) darob, darinn lag Er verborgen, dann Er wufst, dafs der Landt-Vogt alda füryten wurd gen Küfsnach zu siner Burg.

Der Landt-Vogt und sin Diener kamend mit grofser Not und Arbeit übern See gen Brunnen, rittend darnach durch Schwitzer-Land, und wie si der gemelten holen Gassen nachneten (naheten), hört Er allerley Anschläg des Landt-Vogts wider Ine, Er aber hat sin Armbrust gespannen, und durchschofs den Landt-Vogt mit einem Pfyl, dafs Er ab dem Rofs fiel, und von Stund an tod was.

Graf Rudolfs von Habsburg Frömmigkeit.

Dero Zeit reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach Künig) mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Ouw kam allein mit seinem Pferdt, hört er ein Schellenklingeln: Er reit dem Geton nach durch das Gestüd zu erfahren was das wäre. Do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Meßner, der Im das Glögli vortrug; do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nider und tet dem Heiligen Sacrament Reverentz. Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das H. Sacrament nebend sich, fing an sin Schuh abzeziehen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin: Dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verronnen war. Der Graf fragt den Priester, wo er uß wölt? Der Priester antwurt: Ich trag das H. Sacrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit ligt, und so ich an diß Wasser kummen, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürzt werd.

Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen, und damit biß zum Krancken fahren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uf deß Pferdt saß er und fur der Weidny nach.

Do nun der Priester wieder heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wieder mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die er Im erzeigt. Do sprach Graf Rudolf:

Das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpffer getragen hat. Dünkt üch, daß Jrs mit Gott und Recht nit haben mögent, so ordnend Jr es zum Gottzdienst. Dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut ze Lechen hab. Der Priester sprach: Herr, nun wolle Gott Eer und Würdigkeit hier ein Zit und dorten ewigklich an üch legen. —

Am folgenden Morgen reit Rudolf in ein Kloster. Dort sagt ihm die Klosterfrau: Das wird der allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwieder begaben, und sollend fürwar wüssen, daß Jr und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend.

Der Priester wird Kaplan des churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mainz, und hat Jm und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dieses Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Rich rumwürdig und bekannt ward. Deß Er hernach ze Römischen Künig erwelt ward.

Aus Schillers „Graf von Habsburg".

Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.
Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.
Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.
Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.
Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.
So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!



12. Götz von Berlichingen.

Geb. 1480 zu Jagsthausen (im Würtembergischen); gest. den 23. Juli 1562 auf Schloß Hornberg.

Motto: Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib. (Goethe, Br. an Salzmann.)

Inhalt der Selbstbiographie Götz's von Berlichingen. Nach G. Wustmann.

Die Lebensbeschreibung des Götz zerfällt in drei Haupttheile; voran geht eine kurze Widmung des Verfassers an zwei seiner Freunde: An Herrn Hannsen Hoffmann Bürgermeister zu Hailbronn und Steffan Feyerabent der Rechten Litentjaten und Sindicum daselbst. Der erste Theil enthält, wie es in Steigerwalds Uebersicht heißt, „allerhand Fehden und Kriegshändel, so Götz von Jugend auf gehabt," und erzählt in elf Abschnitten, jedoch keineswegs in streng chronologischer Reihenfolge, seine Thaten bis zur Heilbronner Gefangenschaft, 1495—1522. Hier wird unter Anderm berichtet, wie Götz fünfzehnjährig — geboren war er 1480 — zuerst als Reiterbube bei seinem Vetter, dann bei dem Markgrafen Friedrich IV. von Onolzbach (Ansbach) in Diensten stand, wie er den ersteren 1495 auf den berühmten Reichstag in Worms begleitete, wo der ewige Landfriede gestiftet und das Reichskammergericht errichtet wurde, wie er mit dem Markgrafen im Jahre 1498 nach Hochburgund und „Wälschbrabant" zog, wie er 1499 am Schweizer Kriege, 1504 — 1505 am bayrischen Kriege theilnahm

und dabei vor Landshut seine rechte Hand einbüßte; ferner seine Fehden gegen den Bischof von Bamberg und gegen die Nürnberger im Jahre 1512, und schließlich die Hilfe, die er 1514—1519 dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund leistete, die Belagerung, die er in Folge dessen auf der Burg Möckmühl 1519 aushalten mußte, seine Capitulation und seine viertehalbjährige Gefangenschaft in Heilbronn, 1519—22. Der zweite Theil enthält dann in vier Abschnitten „den famosen Bauern-Krieg, in welchen er von denen Bauren mit eingeflochten worden", und erzählt, wie Götz dann wieder zwei Jahre lang in Augsburg im Gefängnisse zubrachte und endlich gegen das Gelübde, sich sein Leben lang ruhig auf seiner Burg zu halten, entlassen wurde. Der dritte Theil endlich bringt in sechs Abschnitten „Einige andere Actiones und Reiter-Dienste, so Er ausserhalb denen Fehden gehabt", darunter den erfolglosen Zug gegen die Türken im Dienste des Kaisers Karl V. 1542 und den Feldzug nach der Champagne 1544. Von da bis zu seinem Tode — 23. Juli 1562 — scheint sich Götz ruhig auf seiner Burg Hornberg verhalten zu haben. Seine Selbstbiographie kann er nur kurz vor seinem Tode verfaßt haben; er sagt selbst darin, daß er beinahe 60 Jahre lang sich mit einer Hand beholfen habe.

Goethe's Verwendung und Umgestaltung der Götzischen Selbstbiographie.

Nach G. Wustmann.

Sollte sich die Handlung des Stückes in rascher dramatischer Entwicklung abspielen, so durfte sie vor Allem nicht auf einen übermäßig großen Zeitraum ausgedehnt werden. Daher war es nothwendig, daß alle Hauptzüge der Handlung, die Goethe der Lebensbeschreibung entlehnte und die dort ziemlich weit auseinander liegen, näher zusammenrückten und der Gang der Ereignisse beschleunigt wurde. Weder Götzens jahrelange Heilbronner Haft, noch die Pause zwischen ihr und dem Bauernkriege mit der darauf folgenden Augsburger Gefangenschaft, noch endlich die Jahrzehnte einer beinahe thatenlosen Ruhe nach der zweiten Freilassung bis zum Tode schickten sich für die Darstellung in einem Schauspiele. Die Gefangenschaft in Heilbronn mußte auf eine kurze Zeit beschränkt, der Ausbruch des Bauernkrieges und Götzens Ende mußten beide eng daran angeschlossen werden. Es konnte auch unmöglich dramatisches Interesse bieten, wenn Götz nach dem ungestörten Genusse eines langen behaglichen Alters ruhig auf seiner Burg verschied; sein Tod mußte viel früher und unter Theilnahme erweckenden Umständen erfolgen, und dies wurde erreicht, wenn Götz gleich nach dem Bauernkriege, in den er ohne sein Verschulden verstrickt worden war, im Gefängnisse seinen Wunden und dem Schmerz über die in seinem Leben gemachten bitteren Erfahrungen erlag. Gegen diese tief einschneidende Aenderung, wodurch der Tod des Götz über drei Jahrzehnte vorrückt, ist es dann eine verhältnißmäßig geringe Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit, wenn der Bauernkrieg, welcher erst unter Karls V. Regierung 1525 zum Ausbruche kam, mit Maximilians Tod in ein und dieselbe Zeit gesetzt wird. Von den zahlreichen in der Lebensbeschreibung erzählten Fehden konnte der Dichter natürlich nur einige verwenden. Er wählte dazu die gegen den Bischof von Bamberg und die gegen die Nürnberger, weil gerade sie ihm die günstigste Handhabe boten, seinen Hauptzweck zu erreichen und den Kampf des ersterbenden Ritterthums gegen die Fürsten und Städte zur Anschauung zu bringen. In der Lebensbeschreibung sind auch diese beiden Fehden so gut wie fast alle übrigen ohne Zusammenhang unter einander. Goethe schuf die nothwendige Verbindung, indem er die eine geradezu aus der andern erst entspringen ließ. Denn während der wahre Grund des Zwistes mit den Nürnbergern der war, daß sie einen der liebsten Jugendgefährten des Götz, Fritz von Littwach, heimlich weggefangen hatten, stellte Goethe die Sache so dar, als wären die Nürnberger dabei

betheiligt gewesen, wie der Bischof von Bamberg Götzens Buben gefangen nehmen ließ. Noch eine dritte Fehde in den Vordergrund zu stellen, vermied Goethe. Zwar schließt er, ganz wie die Lebensbeschreibung, Götzens Gefangenschaft in Heilbronn an eine Reihe von Kämpfen und an die Belagerung einer Burg an. Wäre er aber der Biographie treu gefolgt, so würde dadurch noch eine dritte Episode, die nun wiederum ohne Zusammenhang mit den beiden anderen gewesen wäre, hinzugekommen sein und neue Verlegenheit bereitet haben, die Fehde im Dienste Ulrichs von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund. Hier half sich Goethe so, daß er die Belagerung als eine Folge der wegen der Nürnberger Händel über Götz verhängten Reichsacht und als den Abschluß seiner Kämpfe gegen das Executionsheer darstellte, während in Wahrheit die Achtserklärung ohne jede weitere Folge für Götz blieb. Daraus ergab sich von selbst eine weitere Umgestaltung, welche das Interesse an der Handlung in hohem Grade steigern mußte, daß nämlich Götz nun nicht mehr auf einer fremden Burg, Möckmühl, sondern auf seinem eigenen Grund und Boden belagert wird; und Goethe erhöhte die Wirkung dieses Momentes noch dadurch, daß er im ganzen Schauspiele nicht Hornberg, den wirklichen Wohnsitz des Götz, sondern das alte berühmte Stammschloß des Geschlechtes Berlichingen, Jagsthausen, als Götzens Burg hinstellte.

Götzens Erzählung vom Verlust seiner rechten Hand.

Wie ich aber dermalen (1504) geschossen bin worden, das hat diese Gestalt. Wie wir am Sonntag vor Landshut wieder scharmützelten, da richten die von Nürnberg das Geschütz in Feind und Freund, und hielten die Feind also in einem Vortheil an einem Gräblein, daß ich gern mein Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sahe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt, und schießt mir einer den Schwerd-Knopf mit einer Feld-Schlangen entzwey das mir das halbe Theil in Arm gieng, und drey Arm-Schienen damit, und lag der Schwerd-Knopf in Arm-Schienen, daß man ihn nit sehen kunt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herab gezogen hat, dieweilen die Arm-Schienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hetten, gieng noch ein wenig heraus, aber der Schwerd-Knopf lag, wie gemeldt, in Arm-Schienen drinnen, das andere Theil des Knopfs und die Stangen am Schwerdt-Hefft hett sich gebogen, war aber noch nit entzwey, daß ich gedenck, die Stang und das andere Theil vom Knopf hab mir zwischen dem Handschuh und dem Arm-Zeug die Hand herabgeschlagen, also daß der Arm hinten und vornen zerschmettert war, und wie ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter denen Füssen, so thet ich eben als wär mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen, und wie ich ein wenig von den Feinden hinweg kam, so laufft ein alter Landsknecht herab, und will auch in den Scharmüzel, den sprich ich an, er soll bey mir bleiben, denn er sehe, wie die Sachen mit mir geschaffen wär, der thets nun und blieb bei mir, must mir auch den Artzt hohlen, und nachdeme ich gen Landshutt kame, so sagten mir meine alten Gesellen, die wider mich in Scharmüzel waren gewest, wie ich geschossen wär worden, und wär ein Edelman Fabian von Wallßdorf, ein Voitländer, mit mir auch in einem Schuß geschossen worden, und blieb er tod, wie wol mich der Schuß vor traff, daß also Freund und Feind mit einander Schaden nahmen, und war der selbig ein feiner hübscher Gesell, als man unter tausend kaum einen so geraden Menschen finden solte, sie sagten mir auch darbey, was ich zween Tag, den Samstag und Sonntag, gethan und gehandelt, und zeigten

mir alle Wahrzeichen an, was ich für ein Haubt-Harnisch, und wie ich ein Gaul gehabt, und was ich gehandelt hette, daß sie es eben so wol wüsten als ich, wie und was ich mich die zween Tage gehalten hett. — Und von der Zeit an, am Sonntag nach S. Jacobs Tag, da bin ich zu Landshut gelegen, bis um Faßnacht außen, was ich die Zeit für Schmerzen erlitten habe, das kan ein jeglicher wol erachten, und wäre das mein Bitt zu Gott, die ich thät, wann ich in seiner Göttlichen Gnad wäre, so sollt er im Nahmen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwan von meinem Vater seel. und alten Knechten Pfalzgrafischen und Hohenlohischen gehört hett, welcher der Köchle geheissen, und Herzog Georgens von Bayern Feind gewest ist, der hette auch nit mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer. Der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anrufft und gedacht, wann ich schon zwölf Händ hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wol wöllt, so wäre es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es wäre gleich eine eiserne Hand, oder wie es were, so wollt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seither mit desselben Köchle's Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen. — Und nachdem ich nun schier sechzig Jahre mit einer Faust, Krieg, Vehd und Händel gehabt, so kann ich warlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß der Allmechtig, Ewig, Barmherzige Got wunderbarlich mit großen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen.

Aus Goethe's erster Bearbeitung des „Götz von Berlichingen".

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried. Und wenn ihr der Kaiser wär't, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handschuh, ihr seh't, er ist Eisen.

Martin. So seid ihr Gottfried von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! Laßt mich sie küssen!

Gottfried. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist. Todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott —

Gottfried (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte wie sie euch abgeschossen ward vor Nürnberg. Wie er uns erzählte was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte, zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel: von einem gehört zu haben der auch nur eine Hand hatte und als tapfrer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

(Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen, sie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen. Wie er im edelsten einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwölf Händ hätt und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten! So kann ich mit einer —

Gottfried. In dem Mardorfer Wald also? Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergesse. (Gottfried ab.)

Martin. Wie mirs so eng ums Herz ward da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehen.



13. Nikodemus Frischlin.

Geb. den 22. Sept. 1547 zu Balingen (im Würtembergischen); zerschmettert in der Nacht vom 29. zum 30. Nov. 1590 bei der Flucht aus der Festung Hohenurach.

Inhalt des Julius redivivus. Nach D. Fr. Strauß.

Motto: Wer will es tadeln, daß ich, von Liebe zu meinem Vaterlande getrieben, ein deutscher Mann, dieses Spiel zu Deutschlands Lobe verfaßt habe? (Frischlin.)

Das Thema des Stücks, abgesehen von der Erfindung, durch welche Frischlin dasselbe dramatisch gemacht hat, kann man in einem Gedichte Ulrichs von Hutten finden. Um zu zeigen, daß die damaligen Deutschen von der Tüchtigkeit und dem Ruhm ihrer Vorfahren noch nicht entartet seien, weist Hutten zunächst auf das geschichtliche Gesetz hin, daß die Entwicklung der Völker in einem Wechsel von Perioden des Kriegs und des Friedens, oder der Kraft und der Cultur, vor sich gehe. Und in dieser Hinsicht seien die alten Germanen einseitigere That- und Kraftmenschen gewesen, als die jetzigen Deutschen Culturmenschen seien. Unsere Alten haben Schlachten zu schlagen, aber nicht zu beschreiben gewußt, so daß wir jetzt von ihren Großthaten nur durch andere Völker ungenügende Kunde haben: die jetzigen Deutschen hingegen haben, bei aller Landes- und Geistescultur, durch welche sie ihren Vorfahren so weit überlegen seien, doch zugleich Thatkraft genug übrig, um nicht allein die Nachbarvölker im Respect zu erhalten, sondern auch von allen Enden der Welt her als Mitkämpfer und Kriegslehrmeister gesucht zu sein. Ja, während dieser Periode angeblicher Erschlaffung habe Deutschland zwei Künste erfunden, die an Nutzbarkeit alle Geisteserzeugnisse des Alterthums;

alle Künste des heutigen Italiens, weit übertreffen: das Pulver, das Mauern und Thürme niederwerfe, und die Buchdruckerkunst, durch welche der Cultur eine früher nie geahnte Verbreitung und Dauer gesichert sei. Diese Gedanken Ulrichs von Hutten sind gewiß vortrefflich; aber in solcher Gestalt waren sie noch nicht poetisch, am wenigsten dramatisch. Um sie dazu zu machen, mußte das Alterthum dem jetzigen Deutschland persönlich entgegengestellt werden: was nur durch eine poetische Todtenerweckung möglich war.

Hermann. Wie aber soll ich das mir möglich denken,
Wovon kein Mensch jemals vernommen: daß
Ein längst Verstorb'ner lebend wiederkehre?
Cicero. Ganz leicht.
Hermann. Wie aber?
Cicero. Nun, wie die Poeten
In ihren Stücken oder Dichtungen
Die Todten auferwecken.
Hermann. Ich verstehe.

Durch seine Verwendung, berichtet der Seelenführer Mercur als Prologus, haben Cäsar und Cicero von dem Herrscher der Unterwelt die erbetene Erlaubniß erhalten, unter seiner Führung das jetzige Deutschland mit seinem Anbau, seinen neuen Städten und neuen Menschen, zu besuchen.

Denn täglich kommen in die Unterwelt
Aus diesem Deutschland Leute, deren gleichen
Zu seiner Zeit geseh'n zu haben, Cäsar
Sich nicht erinnern kann. Der stygische Sumpf
Reicht kaum zur Löschung ihres Durstes hin,
So lechzen sie, von inn'rem Brand verzehrt,
Den sie durch zuviel Wein sich zugezogen.
Doch davon kommt nichts vor in diesem Stück,
Das ja zu Deutschlands Ehren ist gedichtet.

Die Fabel des Stückes gibt uns der Dichter selbst in einem späteren Gedichte, seiner Beschreibung der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig, bei welcher dasselbe aufgeführt wurde.

Julius Cäsar betritt die Bühne, vom Land der Schatten
Wiedergekehrt, und des neuen Germaniens Fluren durchreisend
Schaut er mit Staunen das Land, mit Staunen die Städte des Landes.
Ihn begleitet, verwundert wie er ob solcher Veränd'rung,
Cicero. Siehe, da tritt in deutschen Waffen ein Kriegsmann
Ihnen entgegen; er strahlt in schwerem eisernem Harnisch,
Arm' und Beine bedeckt gleichfalls geschmiedetes Eisen.
Wie er nun gar aus dem Feuergeschoß mit flammendem Krachen
Bleierne Kugeln verschickt in die widerhallenden Lüfte:
Da, von Staunen erfaßt ob der nie gesehenen Waffe,
Wähnen die Römer, es sei der Donnerer selber vom Himmel
Niedergestiegen in Menschengestalt, und beten den deutschen
Mann als Jupiter an, der nicht mit sterblichen Waffen
Kämpfe, mit sausendem Speer nicht schrecke die feindlichen Schaaren,
Sondern mit Donnergeroll und wolkenentschleudertem Blitzstrahl
Niederschmettre die Welt. Doch endlich erfahren sie Beide,
Menschenerfindung sei's, und in deutscher Schmiede gefertigt
Wehr und Geschoß. Auch was des Pulvers Gewalt und Gebrauch sei,
Lernen sie nun, und wie aus dem Kiesel der Funke zu locken.
Während Cäsarn sofort der krieg'rische Sinn in das Zeughaus,
Waffen zu mustern, entführt, erscheint ein hessischer Sänger
(Lorbeer kränzt vom Parnaß die castalischen Locken des Mannes),
Dieser liest ein Gedicht, von einem Deutschen verfaßt, dir,

Marcus Cicero, vor; auch weist er das Buch, das gedruckte,
Dir mit kundigem Finger, und daß auch diese Erfindung
Sei aus germanischem Geist gleich einer Minerva entsprungen.
Dann zur Druckwerkstatt zieht er den innig Erstaunten
Ueber die Gaben des Volks, und zeigt ihm die Pressen in Arbeit.

Cäsar ist unterdessen zurückgekehrt und beschreibt nun,
Was er für Waffen geseh'n in dem Zeughaus, welcherlei Büchsen,
Was für neue Balisten, mit sachverständigem Munde.
Da erblickt er von fern, den Hausirerkorb auf dem Rücken,
Einen savoyischen Mann, der in neugallischer Mundart
Wälscht, dem alten Besieger der Gallier nimmer verständlich.

Von dem Hessen geführt, kehrt Tullius jetzt auf die Bühne,
Preist mit Bewundrung die Druckwerkstatt, die Pressen, die Typen,
Auch die Kasten, der Hände Geschick und der Menschen Erfindung,
Und die Künste des gar nicht mehr barbarischen Deutschlands,
Endlich mit Cäsar zusammengeführt, der Vieles von Schilden,
Vieles von Mauerkanonen erzählt, holt Cicero weit aus,
Rühmt ihm die friedlichen Künste des deutschen Volkes mit Nachdruck,
Seine gelehrten Schriften und weisheitsvollen Katheder,
Und die Bücher, gedruckt auf schnell sich drehenden Pressen.

Während ob all den Dingen der römische Cäsar erstaunt ist,
Schau, da erhebt in der Gasse, den Mund aufreißend, ein Schornstein-
Feger ein grauses Geschrei und wälscht in italischer Mundart.
Beide Römer entflieh'n; denn sie meinen, der grimmige Pluto
Komme daher mit dem Besen, sie wegen zu langen Verweilens
Abzustrafen und wieder hinab zum Orcus zu führen.
Schwer klagt Cicero dann, daß die alte Romulische Sprache
Unter den Enkeln so gar entartet, und murrend vor Unmuth,
Läßt er die Zügel dem Zorn und verwünscht den schwarzen Gesellen.
Bis er zuletzt, durch die Rede des freundlichen Hessen begütigt,
Wieder sich faßt und hinein sich begibt zur bereiteten Mahlzeit.
Alles lacht, und vom Klatschen ertönt das ganze Theater.

Hiemit ist übrigens die Fabel des Stücks nur bis zum Schlusse des dritten Aktes wiedergegeben: der Umstand, daß Frischlin den Rest hier ganz übergeht, ist als eine thatsächliche Selbstkritik des Compositionsfehlers zu betrachten, daß er schon jetzt Cäsar und Cicero, und zwar ohne alle Katastrophe, aus der Handlung verschwinden läßt. An sie knüpfte sich so sehr das Hauptinteresse des Stücks, daß nach ihrem Abgang nichts mehr im Stande ist, unsere volle Aufmerksamkeit zu fesseln. Auch die Scene im fünften Acte zwischen Pluto und dem Kaminfeger nicht, wo beide sich streiten, welcher der schwärzere sei; eine Scene, von welcher der Dichter selbst rühmt, im ganzen Plautus finde sich nichts Aehnliches.

Wir haben also in Frischlins Comödie einen doppelten Gegensatz: Deutschland ist, erstlich in Vergleichung mit der alten Zeit, nicht mehr das Barbarenland, sondern hat seine Lehrerin, das classische Rom, in den Künsten sowohl des Kriegs als des Friedens überholt; den jetzigen Nachbarvölkern aber, zweitens, deren eines (die Italiener) als verkommen, das andere (die Franzosen), als Träger der Künste des Luxus, beide aber schon in der Sprache als Abartungen der Römer erscheinen, sind die Deutschen als Träger der Cultur, als Ur- und Kernvolk gegenübergestellt.

Treten wir jetzt dem Stück in seinen einzelnen Theilen noch etwas näher, so spricht uns gleich Anfangs die Freude des Dichters an den ehren- und wehrhaften, gewerb- und kunstreichen Städten des damaligen Deutschlands an. Die deutsche Stadt, die er vor allen rühmt, und in welcher das Stück eigentlich spielt, ist Straßburg, an das er, wie wir schon aus einer andern Dichtung wissen, eine besondere Anhänglichkeit, und auf das er diesmal, wie wir bald finden werden, auch noch besondere Absichten

hatte. Wenn er hätte ahnen können, daß es gerade 100 Jahre nach der Entstehungszeit seines Gedichtes dem Vaterlande so schmählich verloren gehen sollte!

Cäsar. Doch sagtest du mir, Cicero, noch nicht,
Wie Straßburg dir gefallen, diese große
Und mächt'ge Stadt in der Treboker Marken,
Auf fruchtbarem Gefilde.
Cicero. Trefflich wohl!
Cäsar. Durch seine Lage, wie durch Werke ist
Der Platz sehr fest.
Cicero. Das zeigt der Augenschein.
Cäsar. Es ist die schönste von den deutschen Städten,
Ein Hort und eine Zier des Vaterlandes. . . . .
Zahlreich ist ihr Geschütz, und ihre Bürger
Von Alters her in Waffen wohlgeübt.
Cicero. Und in den Künsten auch. Denn daß geschickte
Handwerker, große Künstler in ihr wohnen,
Beweist der zierlich wundervolle Bau
Des schlanken Thurmes, der sich höher hebt
Als einst der babylonische.
Cäsar. So ist's!
Cicero. Und dann die Uhr, wie staunenswerth ist die!
Cäsar. Höchst staunenswerth!
Cicero. Wo Sonne, Mond und was
Am Himmel sonst noch wandelt, ihre Bahnen
Mit Lauf und Rücklauf so genau vollenden,
Daß es die wirklichen dort oben kaum
Genauer können.
Cäsar. Ja, ein so gelehrter
Sosigenes, als dieser Künstler ist,
Hat mir gefehlt, da ich das Jahr herstellte.
. . . . Doch wie, mein Cicero,
Gefiel dir Augsburg?
Cicero. Rom mit seinen alten
Quiriten scheint mir dahin ausgewandert.
Cäsar. Wie Nürnberg?
Cicero. Nürnberg ist Deutschlands Korinth,
Betrachtet man der Künstler Wunderwerke;
Doch siehst du auf die Mauern und Bastei'n,
Wird es kein Mummius so leicht erobern.

Die Idee des römischen Reichs deutscher Nation, als einer Fortsetzung des altrömischen Weltreichs, hält auch unser Dichter noch fest. Zu dem deutschen Heerführer Hermann (nicht dem alten Arminius, sondern einem fingirten Kriegsfürsten aus der Zeit des Dichters, dem Repräsentanten der kriegerischen Tüchtigkeit des damaligen Deutschlands, wie Eoban Hesse die literarische vertritt), zu diesem Hermann spricht

Cäsar. Nun wünscht' ich Eines, Hermann, noch zu wissen.
Hermann. Was?
Cäsar. Wer jetzt Oberherr in Deutschland ist.
Hermann. Der römische Kaiser — so benennt man ihn.
Cäsar. Warum denn Kaiser?
Hermann. Nun, von Cäsar, der
Dies Reich gegründet hat.
Cäsar. Der bin ja ich,
Der nach dem Sieg in der pharsalischen Schlacht
Die Weltherrschaft gewann. . . . . .
Ich freue mich, daß meines Namens Ehre
So langer Zeiten Kluft hat überdauert.
Hermann. Sie dauert noch: denn einen höhern als
Den römischen Kaiser gibt's in Deutschland nicht.

Cäsar. Was hör' ich?
Hermann. Was die Wahrheit ist.
Cäsar. So sind
Die Römer immer noch die Herr'n der Deutschen?
Hermann. O nein, die Deutschen sind der Römer Herrn!
Cäsar. Das ist nicht möglich, wenn die Herrschaft hier
Der römische Kaiser führt.
Hermann. Nun, er ist selbst
Der deutschen Fürsten einer.
Cäsar. Aber wie
Heißt er dann römischer Kaiser?
Hermann. Grade so,
Wie eure Kaiser einst von den besiegten
Germanen sich Germanicus benannten.
Cäsar. Doch sage mir, wie kamen denn die Römer
In die Gewalt der Deutschen?
Hermann. Seit der Zeit,
Daß unser großer Karl nach der Besiegung
Des meuterischen Langobardenkönigs
Des Reiches Würde an die Deutschen brachte,
Sind siebenhundert Jahre nun verflossen
Und vierundachtzig.
Cäsar. Weh'! So lange schon
Gehört die Weltherrschaft dem deutschen Volke?
Hermann. So lange; denn der jetzt das Scepter führt,
Ist schon der zweiundvierzigste der Kaiser. . . .
Cäsar. Ist's möglich? Welche furchtbare Veränderung!
Hermann. Das Schicksal, Cäsar, ist es, das den Wechsel
Der Reiche schickt.
Cäsar. Wahr! Wahr!
Hermann. Gott ist es, der
Die Herrschaft gibt und nimmt, bald die, bald jene
An's Ruder setzt, erniedrigt und erhöht. . . .
Und hat ein Reich die höchste Höh' erreicht,
So pflegt es schnell zu sinken. Den Assyrern,
Nachdem sie die Hebräer unterjocht,
Blieb länger als zweihundertfünfzig Jahre
Die Herrschaft nicht. So herrschten auch die Perser
Nach Babylons Eroberung durch Cyrus
Nicht länger als an die zweihundert Jahr.
Die Griechen dann, die Macedonier,
Erfreuten nur zweihundert Jahre sich
Der Obmacht, bis sie Mummius besiegte.
So ist die Dauer großen Reichen stets
Versagt.
Cäsar. O glücklich deine Deutschen, wenn
Sie fremder Völker Unglücksfälle sich
Zur Lehre dienen lassen!

Was die Künste des Friedens betrifft, so erscheint es uns freilich seltsam, den höchsten Ruhm der Deutschen darein gesetzt zu finden, daß sie lateinische und sogar griechische Verse machen können. That sich ja auch Frischlin bei dieser Comödie selbst auf Nichts mehr zu Gute als darauf, daß Alles, was er seinen Cicero reden läßt, aus Ciceronischen, was den Cäsar, aus Wörtern und Phrasen seiner Commentarien zusammengesetzt ist. Auch die für das Drama überausführlichen Beschreibungen des Feuergewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks, die Eoban Hesse dem Cicero und Hermann dem Cäsar zum Besten geben müssen, sind solche für uns werthlose Virtuosenstücke, ganz moderne Gegenstände in classisch-antikem Ausdruck wiederzugeben. Ein Curiosum ist, daß als Erfinder der Buchdruckerkunst nicht Gutenberg erscheint:

Cicero. . . . . Wer aber ist
Urheber dieser wunderbaren Kunst?
Eoban. Wer anders als ein Deutscher?
Cicero. Wie?
Eoban. Gewiß!
Denn der Erfinder hat zu Mainz gelebt,
Mit dem bedeutungsvollen Namen Faust (faustus).

Nach den Besuchen in der Druckerei und auf der Bibliothek fragt Eoban den Cicero:

Eoban. . . . . Wie aber haben deine
Gedruckten Werke dir gefallen?
Cicero. Sehr,
Bis auf die Lücken.
Eoban. Nun, da solltest du,
So lange du hier oben bei uns weilst,
Die Lücken füllen und die eingeschlichnen
Druckfehler corrigiren.
Cicero. Das, mein Freund,
Ist leicht gesagt, doch nicht so leicht gethan.
Seit ich bei meiner Ankunft gleich dort unten
Den Becher der Vergessenheit geleert,
Hab' ich von all' den Büchern, die ich hier
Geschrieben, die Erinn'rung eingebüßt.
Eoban. Das ist ein Andres. —

Die Unterhaltung Eobans mit Cicero wird nun aber auch dazu benützt, die Gelehrten und Schriftsteller des damaligen Deutschlands die Revue passiren und ihnen von dem classischen Altmeister ihr Urtheil sprechen zu lassen. Dieses ist fast durchaus ein günstiges, und es bricht hier ein wahrer Platzregen von Lobsprüchen über die damalige deutsch-lateinische Gelehrtenwelt herein. Die Aerzte sind Hippokratesse, die Juristen Labeone, die Redner stellt Cicero sich selber gleich, Athen scheint ihm nach Deutschland gewandert zu sein. Nur Einen Mann trifft ein Hagelkorn scharfen Tadels. Eoban fragt den Cicero, was er de nuper natis quaestiunculis, d. h. von dem rhetorischen Lehrbuche des Crusius, denke?

Cicero. So kindisch, thöricht, aller Redekunst
Entfremdet, hab' ich lange nichts geseh'n.
Eoban. Doch dünkt der Autor sich gar viel damit.
Cicero. Der eitle, in sich selbst verliebte Mann!
Eoban. Ist aber seine Sprache nicht gebildet?
Cicero. Nein, trocken ist sie, nüchtern, marklos ganz.

Um so besser werden die deutschen Poeten des Jahrhunderts, natürlich nur die lateinisch schreibenden, bedacht:

Eoban. . . . Doch was
Hältst du von unsern Dichtern? einem Hutten,
Lotichius, Sabinus, Posthius,
Von Celtes, Stigel, Duza, Utenhoven,
Mycillus, Sturnus, Cordus, Lipsius,
Von Junius, Chyträus, Belius,
Cropacius, Fabricius, Schedius,
Von Lauterbach und Reusner?
Cicero. Was ich meine?
Was Anderes, als daß ich beschwören möchte,
Es müssen alle Berge deutschen Bodens
Parnass' und Helikone sein, die Quellen
All' Hippokrenen, überdem so fließe
(Wie Fabeln von der Arethusa melden)
Der Strom Permessus unterirdisch durch
Verborgne Höhlen in den deutschen Rhein.



14. Jakob Böhme.

Geb. den 11. Nov. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz; gest. den 27. Nov. 1624 zu Görlitz.

Motto: Sollte aber nun unsere Poesie und in weiterer Ferne unsere Wissenschaft deutsch reden, so mußten auch hier nothwendig für das mangelnde Uebersinnliche die fremden vorgerückten Sprachen zu Rathe gezogen werden, was selbst eine so ungelehrte, die deutsche Sprache so eigenthümlich fördernde Wissenschaft, wie die mystische Theologie (in einem Jakob Böhme) nicht entbehren konnte. (Gervinus.)

Wie verschieden ist ein Böhme von den Arndt, Andreä, Joh. Gerhard u. A., die ihr Heil in der Frömmigkeit suchten, während Er auf eine geheime Weisheit ausging, und eben dann von unmittelbarer Erleuchtung sprach, wenn ihm scharfe vergleichende Bibelstudien ein Licht der Deutung aufgehen ließen, eine Beziehung zwischen alt- und neutestamentlichen Stellen aufschlossen.

Carriere über J. Böhme.

Ich sage wie Sokrates vom Heraklit: was ich von ihm verstanden habe, ist herrlich und trefflich, darum glaub' ich, daß auch das Uebrige ebenso gut und wahr sei, aber er erfordert einen delischen Schwimmer.

Schwegler über J. Böhme.

Es herrscht in seinen Schriften eine Dämmerung, wie in einem gothischen Dom, in welchen das Licht durch buntbemalte Fenster fällt. Daher die zauberhafte Wirkung, die er auf viele Gemüther macht.

Aus Hegels Urtheilen über Böhme in den „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie".

Von diesem englischen Lordstaatskanzler (Baco), dem Heerführer des äußerlichen, sinnlichen Philosophirens, wollen wir zum philosopho teutonico, wie er genannt wurde, zum deutschen Schuster aus der Lausitz gehen; wir haben uns seiner nicht zu schämen. Dieser Jakob Böhme, lange vergessen und als ein pietistischer Schwärmer verschrieen, ist erst in neueren Zeiten wieder zu Ehren gekommen; Leibniz ehrte ihn. Durch die Aufklärung ist sein Publikum sehr beschränkt worden, in neueren Zeiten ist seine Tiefe wieder anerkannt worden. —

Jakob Böhme ist der erste deutsche Philosoph; der Inhalt seines Philosophirens ist echt deutsch. —

Wie Hans Sachs in seiner Manier den Herrgott, Christus und den heiligen Geist nicht minder zu Spießbürgern seines Gleichen vorgestellt hat, als die Engel und Erzväter, nicht als vergangene, historisch genommen: so Böhme. —

In der Idee Gottes auch das Negative zu fassen, ihn als absolut zu begreifen, — dies ist der Kampf, der so fürchterlich aussieht, weil er in der Gedankenbildung noch so weit zurück ist. —

Man wird nicht verkennen, welches tiefe Bedürfniß des Spekulativen in diesem Menschen gelegen hat.

Aus der „Morgenröthe im Aufgang".

Nicht also zu verstehen, daß meine Vernunft größer wäre als aller derer, die da leben; sondern ich bin des Herrn Zweig, nur ein kleines und geringes Fünklein aus Ihm; Er mag mich setzen wo Er hin will, ich kan Ihm das nicht wehren. Auch so ist dieses nicht mein natürlicher Wille, den ich aus meinen Kräften vermag: denn so mir der Geist entzogen wird, so kenne oder verstehe ich meine eigene Arbeit nicht, und muß mich auf allen Seiten mit dem Teufel kratzen und schlagen, und bin der Anfechtung und Trübsal unterworfen, wie alle Menschen.

Günstiger Leser, allhie will ich dich treulich vermahnet haben, daß du deinen Dünckel fahren lassest, und dich nicht nach heidnischer Weisheit vergaffest, dich auch an der Einfalt des Autoris nicht ärgerst: denn das Werck ist nicht seiner Vernunft, sondern des Geistes Trieb. Schaue du nur, daß du den H. Geist, der von Gott ausgehet, in deinem Geiste habest, der wird dich in alle Wahrheit leiten, und sich dir offenbaren, alsdenn wirst du in seinem Lichte und Kraft wol sehen bis in die H. Dreyfaltigkeit, und verstehen, was hienach geschrieben ist.

Nicht must du dencken, daß Gott im Himmel und über dem Himmel etwan stehe und walle, wie eine Kraft und Qualität, die keine Vernunft und Wissenschaft in sich habe, wie die Sonne; die lauft an ihrem Cirk herum, und schüttet von sich die Hitze und das Licht, es bringe gleich der Erden und den Creaturen Schaden oder Frommen: welches denn freylich geschähe, so die andern Planeten und Sternen nicht wehreten. Nein, so ist der Vater nicht, sondern ist ein allmächtiger, allweiser, allwissender, allsehender, allhörender, allriechender, allfühlender, allschmeckender Gott, der da ist in sich sänftig, freundlich, lieblich, barmhertzig und freudenreich, ja die Freude selber.

Nun mercke: Die Sonne gehet mitten in der Tiefe zwischen den Sternen in dem runden Cirk, und sie ist das Hertz der Sternen, und gibt allen Sternen Licht und Kraft, und temperiret aller Sternen Kraft, daß alles fein lieblich und freudenreich wird: auch so erleuchtet sie den Himmel, die Sternen und die Tieffe über der Erden, und wircket in allen Dingen, was in dieser Welt ist, und ist der König und das Hertze aller Dinge in dieser Welt, und die bedeutet recht Gott den Sohn.

Nun mercke: In einem Holtze, Steine und Kraut sind drey Dinge, und kan nichts geboren werden oder wachsen, so unter den dreyen solte in einem Dinge nur eines aussen bleiben. Erstlich ist die Kraft, daraus ein Leib wird, es sey gleich Holtz oder Stein oder Kraut; hernach ist in demselben ein Saft, das ist das Hertze eines Dinges; zum dritten ist darinnen eine quellende Kraft, Geruch oder Geschmack, das ist der Geist eines Dinges, davon es wächst und zunimt: so nun unter den dreyen eines fehlet, so kan kein Ding bestehen.

Nun merke was ich mit diesem Gleichnis angedeutet habe: Der Garten dieses Baumes bedeut die Welt, der Acker die Natur, der Stamm des Baumes die Sternen, die Aeste die Elementa, die Früchte so auff diesem Baum wachsen bedeuten die Menschen, der Safft in dem Baume bedeut die klare Gottheit. Nun seind die Menschen auß der Natur, Sternen und Elementen gemacht worden, Gott der Schöpffer aber herschet in allem, gleich wie der Safft in dem gantzen Baume. Die Natur aber hat zwei Qualitäten in sich biß in das Gerichte Gottes, eine liebliche, himmlische und heilige, und eine grimmige, höllische und durstige. Nun qualificieret und arbeitet die gute immer mit gantzem Fleiß, daß sie gute Früchte bringe, darinnen herschet der heilige Geist, und gibt darzu Safft und Leben: die böse quillet und treibet auch mit gantzem Fleiße daß sie immer böse Früchte bringt, darzu gibt ihr der Teuffel Safft und höllischen Loh. Nun dieses beides ist in dem Baum der Natur, und die Menschen seind aus dem Baum gemacht und leben in dieser Welt in diesem Garten, zwischen beiden in großer Gefahr und fället auff sie bald Sonnenschein, bald Regen, Wind und Schnee. Das ist, so der Mensch seinen Geist erhebet in die Gottheit, so quillet und qualificieret in ihme der h. Geist: so er aber seinen Geist sinken lässet in diese Welt, in Lust des Bösen, so quillet und herschet in ihme der Teuffel und der höllische Safft. Gleich wie der Apffel auf dem Baum madig und wurmstichicht wird, wan Frost, Hitze und Mülthaw auff ihn fället, und leicht abfället und verdirbet, also auch der Mensch, wan er lässet den Teuffel mit seiner Gifft in ihm herschen. Nun gleich wie in der Natur gutes und böses quillet, herschet und ist, also auch im Menschen: der Mensch aber ist Gottes Kind, den er aus dem besten Kern der Natur gemacht hat, zu herschen in dem guten und zu überwinden das böse. Ob ihm gleich das böse anhanget, gleich wie in der Natur das böse am guten hanget, so kan er doch das böse überwinden; so er seinen Geist in Gott erhebet, so quillet in ihm der heilige Geist und hilfft ihm siegen. Gleich wie die gute Qualität in der Natur mächtig ist zu siegen über die böse, dan sie ist und komt auß Gott, und der heilige Geist ist Herscher darinnen, also auch ist die grimme Qualität mächtig zu siegen in der boshafftigen Seelen, dan der Teuffel ist ein mächtiger Herscher in der Grimmigkeit und ist ein ewiger Fürst derselben.

Aus dem Mysterium Magnum.

So die Vernunft sich nun also besiehet, so findet sie nichts, als daß sie erkennet, es müsse eine verborgene Kraft und Macht seyn, welche unergründlich und unerforschlich sey, welche alle Dinge habe also erschaffen; dabei läst sie es bleiben, und läuffet also in dem Geschöpf hin und her, als wie ein Vogel in der Luft flieget, und siehets an, als die Kuhe eine neue Stallthür; und betrachtet sich niemals, was sie selber sey; und kommt selten also weit, daß sie erkennete, daß der Mensch ein Bilde aus alle diesem Wesen sey. Sie lauffet dahin als das Vieh, das keinen Verstand hat, das nur begehret sich zu füllen und zu gebären: und wenns am höchsten mit ihr kommt, daß sie will etwas forschen, so forschet sie in dem äussern Spielwercke der Sternen, oder sonsten um ein Schnitzwerck der äussern Natur, sie will schlecht ihren Schöpfer nicht lernen kennen; und ob es geschiehet daß ein Mensch dahin kommet, daß er Ihn lernet kennen, so heisset sie ihn närrisch; und verbeut ihme den edlen Verstand an Gott, und rechnets ihm noch wol für Sünde zu, und verspottet ihn darinnen.

Darum, o Mensch! bedencke dich wo du daheime bist, als nemlich an einem Theil in den Sternen und 4 Elementen; und am andern Theil in der finstern Welt bey den Teufeln; und am dritten in der Göttlichen Kraft im Himmel: welche Eigenschaft in dir Herr ist, derselben Knecht bist du, glänze gleich in der Sonnen Licht wie du wilst; hast du nicht das Ewige, so wird dir doch dein Quellbrunn offenbar werden.

R. Haym über das Verhältniß der Romantiker zu J. Böhme.

Zufällig und in ironischer Absicht, in der Erwartung, eine Fundgrube des Scherzes entdeckt zu haben, warf Tieck einen Blick in Jakob Böhme's „Morgenröthe im Aufgange". Wunderbar ergriff ihn in der Stimmung, in der er war, dieses Chaos von Tiefsinn, Frömmigkeit und Einbildsamkeit. Als ein „Meister Klügling" war er an das Buch herangetreten: als ein begeisterter Schüler vertiefte er sich in des Verfassers Offenbarungen, wie Gott der Grund und Ungrund aller Dinge, wie in ihm die Geburt des Lebens und die Leiblichkeit aller Creaturen sei. Von diesen Offenbarungen voll begegnete er sich nun im Sommer 1799 mit Novalis, einem lebenden Zeugen eines ganz verwandten, nur um Vieles gebildeteren Sinnes und Geistes. Die religiöse Richtung und Umstimmung seiner leicht hingerissenen, beweglichen Phantasie war damit vollendet.

Aus ganz ähnlichen Anlagen und Bedingungen [als die Fragmente J. W. Ritters] war einst die trübe Weisheit, die tiefsinnig verworrene Zungenrederei des Görlitzer Schusters hervorgegangen. Diesen hatte Tieck entdeckt, um ihn jetzt als seinen Hauptheiligen zu verehren; Novalis theilte diese Verehrung, er strebte selbst nach Aehnlichkeit mit dem alten Mystiker und richtete an Tieck ein Gedicht, worin er in Jakob Böhme's Namen den Freund zum „Verkündiger der Morgenröthe" weihte. Auch Fr. Schlegel schloß sich diesem Cultus an, er machte es Schleiermacher zur Pflicht, den philosophus teutonicus zu studiren, weil in ihm gerade das Christenthum mit zwei Sphären in Berührung stehe, „wo jetzt der revolutionäre Geist fast am schönsten wirkt, mit Physik und Poesie".

Sechste Periode.

Zeitalter der Erstarrung des nationalen Lebens bis auf Friedrich den Großen 1740.



1. Martin Opitz.

Geb. den 23. Dez. 1597 zu Bunzlau in Schlesien. Gest. den 20. Aug. 1639 in Danzig.

Motto: Du Pindar, du Homer, du Maro aller Zeiten.
(P. Fleming.)

Opitz, den die ganze Welt
Für der Deutschen Wunder hält,
Ach, der Ausbund und Begriff
Aller hohen Kunst und Gaben,
Die der Alten Weisheit tief
Ihrem Erz hat eingegraben.
— — — — —

Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland einig danken,
Daß der fremden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken
Und man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein.
(Simon Dach.)

Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Virgil:
Deutsche haben einen Opitz, Dichter sonsten eben viel.
(Logau.)

Ich empfinde fast ein Grawen.

Ich empfinde fast ein Grawen
daß ich, Plato, für und für
bin gesessen über dir;
es ist Zeit hinaus zu schawen
und sich bei den frischen Quellen
in dem grünen zu ergehn,
wo die schönen Blumen stehn
und die Fischer Netze stellen.
Worzu dienet das studieren
als zu lauter Ungemach?
Unter dessen laufft die Bach
unsers Lebens das wir führen,
ehe wir es inne werden,
auff ihr letztes Ende hin,
dann kömpt ohne Geist und Sinn
dieses alles in die Erden.
Hola, Junger, geh und frage
wo der beste Trunck mag sein,
nimb den Krug und fülle Wein.
Alles Trawren, Leid und Klage,
wie wir Menschen täglich haben,
eh uns Clotho fort gerafft,
wil ich in den süßen Safft
den die Traube gibt vergraben.
Kauffe gleichfals auch Melonen,
und vergiß des Zuckers nicht;
schawe nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
der bei seinem Gold und Schätzen
tolle sich zu krencken pflegt
und nicht satt zu Bette legt:
ich wil weil ich kan mich letzen.
Bitte meine gute Brüder
auf die Music und ein Glaß:
nichts schickt, dünckt mich, nicht sich baß,
als gut Tranck und gute Lieder.
Laß ich gleich nicht viel zu erben,
ei so hab ich edlen Wein,
wil mit andern lustig sein,
muß ich gleich alleine sterben.

Wer Gott das Hertze giebet.

Wer Gott das Hertze giebet
so nie sich von ihm trennt,
und eine Seele liebet
die keine Falschheit kennt,
der mag ohn Sorgen wachen,
mag schlafen wie er wil,
weil seine rechte sachen
sehn auff ein guetes Ziel.
Laß böse Zungen sprechen
was ihnen nur gefellt,
laß Neidt und Eifer stechen,
laß toben alle Welt,
so wird er dennoch machen
was sein gemüte wil,
weil seine rechte sachen
gehn auff ein guetes Ziel.
Ich lege Neidt und hassen
bestendig unter mich,
und stelle thun und lassen,
o Gott, allein auff dich,
du wirst es alles machen,
thun was mein Hertze wil,
weil seine rechte sachen
gehn auff ein guetes Ziel.

Auff, auff, wer Teutsche Freiheit liebet.

Auff, auff, wer Teutsche Freiheit liebet,
wer Lust für Gott zu fechten hat!
Der Schein den mancher von sich giebet
verbringet keine Ritterthat.
Wann fug und Ursach ist zu brechen,
wann Feind nicht Freund mehr bleiben kan,
da muß man nur vom sehen sprechen,
da zeigt das Hertze seinen Mann.
Laß die von ihren Kräfften sagen
die schwach und bloß von tugend sind:
mit trotzen wird man Bienen jagen,
ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Wie groß und starck der Feind sich mache,
wie hoch er schwinge Mut und Schwerdt,
so glaube doch die gute Sache
ist hundert tausent Köpffe werth.
Der muß nicht eben allzeit siegen,
bei dem der Köpffe menge steht;
der pfleget mehr den Preis zu kriegen,
dem Billigkeit zu Hertzen geht,
und der mit redlichem Gewissen
für Gott und für das Vaterland
für Gott der ihn es läßt genießen
zu fechten geht mit strenger Hand.
So vieler Städte schwache sinnen,
so vieler Hertzen Wanckelmut,
die List, der Abfall, das Beginnen
sind freilich wohl nicht allzu gut:
doch Obst so bald von Bäumen gehet
das taugt gemeiniglich nicht viel;
ich dencke, was im Liede stehet:
laß fahren was nicht bleiben wil.
Was kan der stoltze Feind dir rauben?
Dein Hab und Gut bleibt doch allhier;
geh aber du ihm auff die Hauben
und brich ihm seinen Hals darfür.
Auff, auff, ihr Brüder, in Quartieren
bekriegt man mehrmals nur den Wein:
des Feindes Blut im Siege führen,
diß wird die beste Beute sein.

Aus dem Buch von der Deutschen Poeterei.

Worzu die Poeterei und wann sie erfunden worden.

Die Poeterei ist anfangs nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie und Unterricht von Göttlichen Sachen. Dann weil die erste und rawe Welt gröber und ungeschlachter war, als daß sie hätten die Lehren von Weisheit und Himmelischen Dingen recht fassen und verstehen können, so haben weise Männer, was sie zur Erbawung der Gottesfurcht, guter Sitten und Wandels erfunden, in Reime und Fabeln, welche insonderheit der gemeine Poefel zu hören geneiget ist, verstecken und verbergen müssen. Denn daß man ieberzeit bei allen Völckern vor gewis gegläubet habe, es sei ein ewiger Gott, von dem alle Ding erschaffen worden, haben andere, die ich hier nicht mag außschreiben gnugsam erwiesen. Weil aber Gott ein unbegreifliches Wesen und übermenschliche Vernunfft ist, haben sie vorgegeben die schönen Cörper über uns, Sonne, Monde und Sternen, item allerlei gute Geister des Himmels wären Gottes Söhne und Mitgesellen, welche wir Menschen vieler großer Wolthaten halber billig ehren solten. Solches Inhalts werden vielleichte die Bücher des Zoroasters, den man für einen der ältesten Lehrer der Göttlichen und menschlichen Wissenschafft hält, gewesen sein, welcher, wie Hermippus bei dem Plinius im ersten Capitel des 30 Buches bezeuget, zwantzig mal hundert tausend Vers von der Philosophie hinterlassen hat. Item was Linus, wie Diogenes Laertius erwehnet, von Erschaffung der Welt, dem Lauffe der Sonnen und des Mondens und von Erzeugung der Früchte vorgegeben hat. Dessen Werckes Anfang soll gewesen sein:

> Ἦν ποτέ σοι χρόνος οὗτος, ἐν ᾧ ἅμα πάντ᾽ ἐπιφύκει.
> Es war die Zeit, da erstlich in gemein
> hier alle Ding erschaffen worden sein.

Neben diesem haben Eumolpus, Orpheus, Homerus, Hesiodus und andere als die ersten Väter der Weisheit, wie sie Plato nennet, und aller guten Ordnung die bäurischen und fast viehischen Menschen zu einem höfflichern und bessern Leben angewiesen. Dann indem sie so viel herrliche Sprüche erzehleten und die Worte in gewisse Reimen und Maß verbunden, so daß sie weder zu weit außschritten noch zu wenig in sich hatten, sondern wie eine gleiche Wage im Reden hielten und viel Sachen vorbrachten, welche einen Schein sonderlicher Prophezeiungen und Geheimnisse von sich gaben, vermeinten die einfältigen Leute es müste etwas Göttliches in ihnen stecken, und ließen sich durch die Anmutigkeit der schönen Gedichte zu aller Tugend und guten Wandel anführen. Hat also Strabo Ursache den Eratosthenes lügen zu heißen, welcher, wie viele unwissende Leute heutiges Tages auch thun, gemeinet es begehre kein Poet durch Unterrichtung sondern alle bloß durch Ergetzung sich angenehme zu machen. Hergegen, spricht er, Strabo, im ersten Buche, haben die Alten gesagt die Poeterei sei die erste Philosophie, eine Erzieherin des Lebens von Jugend auff, welche die Art der Sitten, der Bewegung des Gemütes und alles Thuns und Lassens lehre. Ja die unsrigen (er verstehet die Stoischen) haben darvor gehalten daß ein Weiser allein ein Poete sei. Und dieser Ursachen wegen werden in den Griechischen Städten die Knaben zuförderst in der Poesie unterwiesen, nicht nur umb der bloßen Erlustigung willen, sondern damit sie die Sittsamkeit erlernen. Ingleichem stimmet auch Strabo mit dem Lactantius und andern in diesem ein, es seien die Poeten viel älter als die Philosophen und für weise Leute gehalten worden, ehe man von dem Namen der Weisheit gewust hat, und hätten nachmals Cadmus, Pherecydes und Hecatäus der Poeten Lehre zwar sonsten behalten, aber die Abmessung der Wörter und Verse auffgelöset, biß die folgenden nach und nach etwas darvon entzogen und die rednerische Weise

gleichsam als von einem hohen Stande in die gemeine Art und Forme herab geführet haben. Solches können wir auch auß dem abnehmen, daß je älter ein Scribent ist, je näher er den Poeten zu kommen scheinet. Wie denn Casaubonus saget daß, so offt er des Herodotus seine Historien lese, es ihm bedüncke als wäre es Homerus selber.

Aus Fr. Hirsch's: „Aennchen von Tharau" über Opitz's Bestrebungen.

„Hört's denn, ungeduld'ger Jüngling,
Heute kam hinauf aus Danzig
Der hochedle Martin Opitz,
Ritter ward von Boberfeld er
Durch die kaiserliche Gnade.
Auch als Dichter ward gekrönt er
Und als Höfling ward der Ehren
Reiches Maß ihm. Ihn zu feiern
Als verlor'ner Dichtkunst Retter
Ist jetzt Mode rings in Deutschland.
Machen wir die Mode mit und
Huldigen wir Schlesiens Schwane."

Im Bewußtsein seiner Würde
Lächelt gnädig Martin Opitz
Jetzt auf Simon Dach hernieder,
Würdigt den Studenten eines
Flüchtig kalten Herrscherblickes
Und fährt fort dem Lauscherkreise
Ueber Dichtkunst zu dociren:
„Wie ich schon in meinem Buche
Die Poeterei der Deutschen
Deutlich habe expliciret,
Also muß ich's repetiren:
Reinigen muß man die Sprache,
Daß sie glatt und sauber werde,
Und gar zierlich zubereitet.
Denn die Sprache ist die Hauptsach',
Und der Inhalt nebensächlich.
Was den letztern angeht, mein' ich,
Daß die Dichter die Natur nicht
Sollen, wie sie ist, beschreiben,
— Nein, bei Leibe nicht natürlich! —
Sondern die Poeten müssen
Schildern alle Lebensdinge,
Wie sie könnten sein und sollten.
Solches ist poetisch nobel,
Doch die Wahrheit ist verwerflich,
Selbstverständlich in der Dichtung.
Nützen soll der Dichter, lehren
Soll er mit gar weisen Worten,
Und da wir in deutschen Landen
Leider — mich mag ich nicht zählen —
Keine echten Dichter haben,
Müssen wir vom Ausland lernen.
Die Franzosen sei'n uns Vorbild,
Wie man zierlich sauber dichtet,
Auch von Spanien und Italien,
Ja, von Holland kann man lernen,
Und so mögen wir in deutscher
Von mir reingefegter Sprache
Immerhin französisch denken,
Nützen wird es ohne Frage
Unsern dichterischen Sitten.
Auch die Höfe, ohne welche
Deutsche Poesie versiechte,
Werden uns entgegenkommen,
Wenn wir die Poetenkleider
Nach Franzosenmode tragen,
Denn in Mode, Denkart, Sitte
Herrscht nicht mehr der rauhe Schwede,
Der Franzose gibt den Ton an.
Drum, so schließe sich der Dichter
Eng an kunstverständ'ge Fürsten,
Welche gerne dem Poeten,
Trägt er Kopf und Kleid französisch,
Würden, Titel, Orden geben,
Und ihm so die Federarbeit,
Die gar schwierig, hold versüßen."
Beifallsmurmeln lohnt Herrn Opitz,
Als er so zum Volk gesprochen,
Gnädig sich herabgelassen,
Seine Denkart zu bekunden.
Nur die wackern Kürbisbrüder
Schütteln ernsthaft ihre Häupter,
Und Dach spricht zu Hans Partatius:
„Merkt's Euch, junger Flaccus, wie Ihr
Deutscher Dichter werden könnet,
Wenn Ihr zum Franzosen werdet,
Die Natürlichkeit verachtet
Und die Wahrheit laßt dem Pöbel.
Kommt, mich dürstet's nach Natur jetzt,
Möchte dort im nahen Wäldchen
Frische deutsche Luft gern athmen."
Und es geh'n Student und Rector
In des Wäldchens kühlen Schatten.

Aus dem Schlußsonett.

Ich machte diese Verß' in meiner Pierinnen
Begrünten Wüstenei, als Deutschland emsig war
Sein Mörder selbst zu sein, da Herd und auch Altar
In Asche ward gelegt durch trauriges Beginnen
Der blutigen Begier, da ganzer Völker Sinnen
Und Dichten ward verkehrt, da aller Laster Schaar,
Mord, Unzucht, Schwelgerei und Trügen ganz und gar
Den Platz der alten Ehr' und Tugend hielten innen.



2. Paul Fleming.

Geb. den 17. Oct. 1609 zu Hartenstein (im Voigtland). Gest. den 2. April 1640 in Hamburg.

Motto: Ich war an Kunst und Gut und Stande groß
und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, kunte mich aus meinen Mitteln nehren,
Mein Schall flog überweit, kein Landsmann sang
mir gleich,
Von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen
hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verstören.
(Fleming.)

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Caspiens Flut gesendet zu den Persen.
— — — — — — —
Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten
Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
(A. W. Schlegel.)

Sollt' es auch kein Dichter sein,
Ist's doch eine Sängerkehle,
Die aus frischer, voller Seele
Sang ein Lied, nicht ohne Fehle,
Doch vom Staub der Erde rein.

Was die Welt noch Ew'ges hegt:
Freundschaft, steter Treue Siegel,
Liebe, beff'rer Zukunft Spiegel,
Mannes Pfad durch Haft und Riegel —
Davon ist sein Herz bewegt.

Wandernd in das ferne Land,
Konnt' er singen, immer singen,
Ließ durch kalte Steppen dringen,
Ließ in dumpfer Hitze klingen
Jeden Trost, den er empfand.
(G. Schwab.)

Laß dich nur nichts tauren.

Laß dich nur nichts nicht tauren
mit trauren,
sei stille,
wie Gott es fügt,
so sei vergnügt,
mein Wille.

Was wilst du heute sorgen,
auff morgen,
der eine
steht allem für,
der gibt auch dir
das deine.

Sei nur in allem Handel
ohn Wandel.
Steh feste,
was Gott beschleußt,
das ist und heißt
das beste.

An sich.

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,
weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,
vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt halt alles für erkoren,
nim dein Verhängnis an, laß alles unbereut,
thu was gethan muß sein und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanst, das wird noch stäts geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Diß alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherschen kan,
dem ist die weite Welt und alles unterthan.

Ein getreues Hertze wissen.

Ein getreues Hertze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist seelig zu begrüßen,
der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wol bei höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders als man wil und meint,
ein getreues Hertz hilfft streiten,
wider alles was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

Sein vergnügen steht alleine
in des andern Redlichkeit,
hält des andern Noth für seine,
weicht nicht auch bei böser Zeit.
Mir ist wol bei höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

Gunst die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum das zersteubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
ein getreues Hertze bleibt.
Mir ist wol bei höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

Eins ist da sein und geschieden.
Ein getreues Hertze hält,
gibt sich allezeit zufrieden,
steht auff, wenn es nieder fällt.
Ich bin froh bei höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

Nichts ist süßers als zwei Treue,
wenn sie eines worden sein.
Diß ists das ich mich erfreue.
Und sie gibt ihr Ja auch drein.
Mir ist wol bei höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Nach des VI. Psalmens Weise.

In allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rahten,
der alles kan und hat,
er muß zu allen Dingen,
sols anders wol gelingen,
selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe,
um alle meine Mühe,
mein sorgen ist umsonst,
er mags mit meinen Sachen
nach seinem Willen machen,
ich stells in seine Gunst.

Es kan mir nichts geschehen,
als was er hat versehen
und was mir seelig ist,
ich nehm es wie ers giebet,
was ihm von mir geliebet
das hab ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden
die mich für allem Schaden,
für allem übel schützt.
Leb ich nach seinen Sätzen,
so wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
in Gnaden mich entbinden,
durchstreichen meine Schuld.
Er wird auff mein verbrechen
nicht stracks das Urtheil sprechen,
und haben noch Gedult.
Ich zieh in ferne Lande
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen
was gut und recht ist fassen,
zu dienen seiner Welt.
Bin ich in wilder Wüsten,
so bin ich doch bei Christen,
und Christus ist bei mir.
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.
Er wird zu diesen Reisen,
gewünschten Fortgang weisen,
wol helffen hin und her.
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.
Sein Engel der getreue
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug den frommen
sind wir so weit nun kommen,
und wissen fast nicht wie.
Leg ich mich späte nieder,
erwach ich frühe wieder,
lieg, oder zieh ich fort.
In Schwachheit und in Banden,
und was mir stoßt zu handen,
so tröstet mich sein Wort.
Hat er es denn beschlossen,
so wil ich unverdrossen
an mein Verhängnis gehn.
Kein Unfall unter allen
wird mir zu harte fallen,
ich wil ihn überstehn.
Ihm hab ich mich ergeben
zu sterben und zu leben,
so bald er mir gebeut.
Es sei heut oder morgen,
dafür laß ich ihn sorgen,
er weiß die rechte Zeit.
Gefällt es seiner Güte
und sagt mir mein Gemüte
nicht was vergeblichs zu,
so werd ich Gott noch preisen
mit manchen schönen Weisen
daheim in meiner Ruh.
Indeß wird er den meinen
mit Segen auch erscheinen,
ihr Schutz, wie meiner, sein,
wird beiderseits gewähren
was unser Wunsch und Zähren
ihn bitten überein.
So sei nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
dein Vater auß der Höhe
weiß allen Sachen Raht.

Herrn Dietrich von dem Werder.

Es sagts Jerusalem, es sagets Krieg und Sieg,
und hundert anders mehr, was, werther Held, dein Dichten
und dein Verrichten sey. Du giebest den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst, daß dein Sieg und Krieg
Sich kriegt und übersiegt, den sonst die Zeit verschwieg
in einer langen Nacht. Du kanst dich dir verpflichten,
daß dich und deinen Ruhm kein Todt nicht mag vernichten,
Weil ritterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.
Ich lobe diese Faust, die Leib und Nahmen schützt,
Selbst schreibt, was sie selbst thut. Auff Krafft und Kunst ihr eigen,
auff beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.
Ihr Röhmer, tretet auff; Ihr Griechen, gebet Zeugen,
Wird Agamemnon nun selbst sein Homerus nicht?
Eneas sein Virgil? Wer ists, der wiederspricht?

Aus: Neuer Vorsatz.

Hin, Welt, du Dunst! Von itzt an schwing' ich mich,
Frei, ledig, los, hoch über mich und dich
Und alles das, was hoch heißt und dir heißet,
Das höchste Gut erfüllet mich mit sich,
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr Ich.
Trutz dem, das mich in mich zurücke reißet!



3. Simon Dach.

Geb. den 29. Juli 1605 zu Memel; gest. den 15. April 1659 in Königsberg.

Motto:
Wenn mir der Höchste das nur giebet,
Was mir zu leben nötig ist,
Und eine Seele, die mich liebet
Und mich vor allen auserkiest,
So lieb' ich über Geld und Gut
Sie und die Künst' und freyen Muth.

Phöbus ist bei mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir.
Meine sind die ersten Saiten;
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier.
(S. Dach.)

Lied der Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wann er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt:
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt:
Dann soll mir auch gefallen
Der mir sich herzlich gibt.
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissendlich berührt;

Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seelen hold:
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

Aennchen von Tharau und seine Entstehung. Aus Franz Hirsch's gleichnamigem Gedicht.

Wieder blasen die Trompeten
Und Herr Simon Dach erhebt sich.
„Gönnt, verehrte Festgenossen,
Einem alten Freund des jungen
Ehmanns ein'ge schlichte Worte.
Hier, liebwerthe Frau Partatius,
Habe ich ein Angebinde
Euch gewidmet, wie's Poeten
Geben, ein ganz neues Liedlein,
So mein Freund, der Heinrich Albert,
Zierlich in Musik gesetzet.
Mag es Eurem Ehbund frommen!"
Sprach's und überreichte lächelnd
Fein in Atlasdruck ein Carmen.
„Hei, Ihr wackern Musikanten,"
Ruft Herr Stolzenberg vergnüglich,
„Spielt uns auf die neue Weise.
Kellermeister, gießt den ält'sten
Span'schen Sect in die Pokale.
Und nun tapfer mitgesungen
Und dann tapfer ausgetrunken
Auf das Wohl des jungen Paares."

Also gleich geschah's! Es brauset
Durch den Saal das neue Liedlein,
Das Herr Simon Dach gedichtet.
Und mit tiefbewegter Stimme
Singt Herr Hans zu seiner Liebsten:

Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Freud' und in Schmerz.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Befestigung sein.
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ ich um Deines herum.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ ich um Deines herum.

Jubelruf ertönt im Saale,
Alle heben ihre Becher,
Trinken zu dem jungen Paare
Und dem hochverehrten Dichter,
Seine Hand ergreift Partatius,
Schweigend hebt er hoch den Becher,
Deutet auf sein junges Ehweib
Und die Hand des Rectors schüttelnd,
Leert den Becher er zum Grunde.
„Waisen," spricht er, „sind wir Beide,
Ich und mein herzliebes Aennchen,
Aber wenn ich Vatertreue
Will und Freundschaft einst bezeichnen,
Nenn' ich fürder einen Namen
Und der heißet: Simon Dach.
Euer Lied, verehrter Meister,
Sei uns in das Herz geschrieben,
Als ein Wort vom wahren Lieben.
Schütz' Euch Gott und geb' Euch Freude
Und ein Herz, das Euch beglückt."

Gartenlust. (Horto recreamur amoeno.)

Der habe Lust zu Würffeln und zu Karten,
Der zu dem Tantz und der zum kühlen Wein:
Ich liebe nichts, als was in diesem Garten
Mein Drangsals-trost und Krankheit Artzt kan seyn.
Ihr grünen Bäume,
Du Blumen Zier,
Ihr Hauß der Reyme,
Ihr zwinget mir
Dieß Lied herfür.

Mir mangelt nur mein Spiel, die süße Geige,
Die würdig ist, daß sie mit Macht erschall'
Hie, wo das Laub und die begrünten Zweige
Am Graben mich umbschatten überal,
Hie, wo von weiten
Die Gegend lacht,
Wo an der Seiten
Der Wiesen Pracht
Mich frölich macht.

Was mir gebricht an Gold und großen Schätzen,
Muß mein Gemüht und dessen goldne Ruh
Durch freyes Thun und Fröligkeit ersetzen:
Die schleußt vor mir das Haus der Sorgen zu.
Ich wil es geben
Umb keine Welt,
Daß sich mein Leben
Oft ohne Geld
So frewdig hält.

Gesetzt, daß ich den Erdenkreiß besesse,
Und hätte nichts mit guter Lust gemein,
Wann ich der Zeit in Angst und Furcht genösse,
Was würd' es mir doch für ein Vortheil seyn?
Weg mit dem allen,
Was Unmuht bringt!
Mir sol gefallen,
Was lacht und singt
Und Frewd' erzwingt.

Ihr alten Bäum' und ihr noch junge Pflantzen,
Rings umb verwahrt vor aller Winde Stoß,
Wo umb und umb sich Frewd und Ruh verschantzen,
Senckt alle Lust herab in meinen Schoß:
Ihr solt im gleichen
Durch dieß mein Lied
Auch nicht verbleichen,
So lang man Blüht
Auff Erden sieht.

---

4. Friedrich von Logau.

Geb. im Juni 1604 zu Nassebrockgut bei Nimptsch (in Schlesien); gest. den 25. Juli 1655 in Liegnitz.

Motto: Ich weiß wol, daß man glaubt, daß einer gerne thu
Das, was er gerne sagt; allein es trifft nicht zu;
Die Welt ist umgewandt. Ich kenne manchen Mann,
An Worten ist er Mönch, an Thaten ist er Hahn.
Mein Reim ist manchmal frech, die Sinnen sind es nicht;
Der eine Zeug' ist Gott, der andre das Gerücht.
Ich höhne Laster aus, ich schimpfe böse Zeit;
Denn die macht großes Werk von großer Ueppigkeit.

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

So ich Reime wo geschrieben,
Schreib ich mir sie mich zu üben:
So sie Andern wo belieben,
Sind sie Andern auch geschrieben.
(Logau.)

Lessing über die von ihm und Ramler veranstaltete Auswahl aus Logau's Sinngedichten.

Die ganze Anzahl der Sinngedichte unseres Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf drey tausend fünfhundert und drey und funfzig, indem zu dem zweyten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meynung zu sagen, diese ungeheuere Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachläßiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug und siebenmal etwas sehr mittelmäßiges fand. Wir ließen es also unsere erste Sorge seyn ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deßwegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beybehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Lessing über Logau's Sprache.

Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und kërnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet;

possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht. Der Sprachmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war, und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet, machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten. Er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt.

Die deutsche Sprache.

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht?

Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Der beste Deutsche.

Deutsche mühen sich jetzt hoch Deutsch zu reden fein und rein:
Wer von Herzen redet Deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Bücher.

Es ist mir meine Lust, bei Todten stets zu leben;
Zu sein mit denen, die nicht sind, rund um umgeben,
Zu fragen, die ganz taub; zu hören, die nichts sagen;
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Vor andern vorzuziehn. Ich bin auf die beflissen,
Die mir viel Gutes thun, und doch von mir nichts wissen.
Ich halte diese hoch, die nie mich angesehn;
Die manchmal mich im Ernst verhöhnen, schelten, schmähn,
Sind meine besten Freund'; anstatt sie hinzugeben,
So gäb ich alle Welt dahin, und auch das Leben.

Der Frühling.

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd ihr Brautkleid machet,
Da sich Feld und Wiese malen,
Da der Bäume Häupter stralen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder singen,
Und die Fische Sprünge springen,
Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt;
O so muß vor trübem Kränken
Bloß der Mensch die Stirne senken,
Weil von solchen Frühlingslüsten
Mars erneuert sein Verwüsten,
Mars, der dies für Lust erkennet,
Wenn er raubet, schändet, brennet.

Der May.

Dieser Monath ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Die Vernunft.

Gott gab uns die Vernunft, dadurch uns zu regieren;
Wir brauchen die Vernunft, dadurch uns zu verführen.
Du, Mensch, bekamst Vernunft, lebst viehisch gegen dich;
Das Vieh hat nicht Vernunft, lebt menschlich gegen sich.

Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben;
Teuflisch ists, in Sünde bleiben;
Christlich ist es, Sünde hassen;
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Lobsucht.

Wer um Lobes Willen thut
Das, was löblich ist und gut,
Thut ihm selbsten, was er thut,
Thut es nicht, dieweil es gut.

Das menschliche Alter.

Ein Kind weiß nichts von sich; ein Knabe denket nicht;
Ein Jüngling wünschet stets; ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter hat Verdruß; ein Greis wird wieder Kind:
Schau, lieber Mensch, was dies für Herrlichkeiten sind!

Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen,
Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

Wissenschaft.

Dem Fleiße will ich sein, als wie ein Knecht, verhaft,
Damit ich möge sein ein Herr der Wissenschaft.

Vergebliche Arbeit.

Weiß die Haut des Mohren waschen,
Trinken aus geleerten Flaschen,
In dem Siebe Wasser bringen,
Einem Tauben Lieder singen,
Auf den Sand Palläste bauen,
Weibern auf die Tücken schauen,
Wind, Luft, Lieb' und Rauch verhalten,
Jünger machen einen Alten,
Einen dürren Wetzstein mästen,
Osten setzen zu dem Westen,
Allen Leuten wohl behagen,
Allen, was gefällig, sagen;
Wer sich das will unterstehen,
Muß mit Schimpf zurücke gehen.

Die beste Arzeney.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

Allgemeine Arzeney.

Moses gab so viel Gesetze niemals als die Aerzte geben
Dem der gern gesund will bleiben und auch gern will lange leben.
Schweiß und Maaß in deinem Thun, und die Gottesfurcht dabey,
Die erhalten lange frisch: halte dich an diese drey.

Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wers nicht hat, hat nicht Muth;
Wers hat, hat Sorglichkeit;
Wers hat gehabt, hat Leid.

Geistlicher und weltlicher Glaube.

Man merkt, wie gegen Gott der Glaube sey bestellt,
Nur daraus, wie man Glaub und Treu dem Nächsten hält.

Selbsterkenntniß.

Willst du fremde Fehler zählen; heb an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Meßkunst.

Länge, Breite, Höhe, Tiefe vieler Dinge kann man messen:
Andre forschen, ist zu wichtig; selbst sich prüfen, bleibt vergessen.

Liebhaber.

Die Liebe treibt ins Elend aus,
Die, welche sie belohnet.
Denn der ist nie bey sich zu Haus,
Der in der Liebsten wohnet.

Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte;
Sparte sie die meisten Lüste.

Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kommt;
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

Allengefallenheit.

Daß er gefalle jedermann
Geht schwerlich, glaub ich, jedem an,
Als dem, bey dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, Recht, Krumm, Schwarz und Weiß.

Thätigkeit.

Wer nimmer nichts versucht, der weiß nicht, was er kann.
Die Uebung wirkt uns aus; Versuch der führt uns an.

Gesundheit.

Wer am Leibe von Gebrechen, im Gemüth von Lüsten frey,
Dieser kann sich billig rühmen, daß er ein Gesunder sey.

Zeitlich Gut.

Was ist doch Ehre, Macht, Pracht, Schönheit, Lust und Geld?
Ein gläsernes Gepräng und Dockenwerk der Welt.

Auf die Glissa.

Glissa lieset gern in Büchern; Arnd, ihr liegt dein Paradies
Stets zur Hand, doch vor den Augen deine Bibel, Amadis.

Ein Weltverständiger.

Tapfre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen;
Daß Betrieger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

Erbarmung und Barmherzigkeit.

Eines andern Pein empfinden, heißet nicht barmherzig seyn;
Recht barmherzig seyn will heißen: wenden eines andern Pein.

Lohn für Dienst.

Treuer Dienst heischt seinen Lohn,
Sagt er gleich kein Wort davon.

Aenderung des Anschlages.

Zu Wasser muß nach Hause, wer nicht zu Lande kann;
Wem Ein Rath nicht gelinget, greif einen andern an.

Drey schädliche Dinge.

Spiel, Unzucht, und der Wein,
Läßt reich, stark, alt nicht seyn.

Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
Gott ist in Nöthen anzuflehn;
Gelegenheit nicht zu versehn;
Der Fleiß muß fort und fort geschehn.

Augen, Ohren, Mund.

Ohr und Auge sind die Fenster, und der Mund die Thür ins Haus:
Sind sie alle wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Wiedervergeltung.

Für Güt nichts Gutes geben, ist keine gute That;
Für Böses Böses geben, ist ein verkehrter Rath;
Für Gutes Böses geben, ist schändliches Beginnen;
Für Gutes Gutes geben, gebühret frommen Sinnen;
Für Böses Gutes geben ist recht und wohl gethan,
Denn daran wird erkennet ein ächter Christenmann.

Freyheit.

Wer seinem Willen lebt, lebt ohne Zweifel wohl;
Doch dann erst, wenn er will nicht anders, als er soll.

Die Nothwendigkeit.

Noth ist unser sechster Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken stille stunden.

Religion.

Was geht es Menschen an, was mein Gewissen gläubet,
Wenn sonst nur christlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet?
Gott gläub ich, was ich gläub; ich gläub es Menschen nicht.
Was richtet denn der Mensch, was Gott alleine richt?

Glauben.

Luthrisch, päbstisch, und calvinisch, diese Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch ist Zweifel wo das Christenthum denn sey?

Gewissenskirche.

Man kann zwar alle Kirchen schließen,
Doch nie die Kirchen im Gewissen.

Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit ist ein Oel, die Lügen Wasser; schwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Wasser nimmt.

Gemäßigte Strafen.

Strafe soll seyn wie Salat,
Der mehr Oel als Essig hat.

Begierden.

Begierden sind ein hartes Pferd, das seinen Reiter reitet,
Wenn nicht Vernunft sein Maul versteht und recht den Zügel leitet.

Sorgen.

Bey wem bleibt Kummer gerne und will am liebsten ruhn?
Bey denen, die ihn warten und die ihm gütlich thun.

Gottes Mühlen.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein:
Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf er alles ein.

Rechtes Wissen.

Nicht das viele Wissen thuts,
Sondern wissen etwas Guts.

Schnelles Glück.

Auf was Gutes ist gut warten,
Und der Tag kommt nie zu spat,
Der was Gutes in sich hat:
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jedermann hat gerne Preis,
Niemand macht sich gerne Schweiß,
Wer der Arbeit Mark will nießen,
Muß ihr Bein zu brechen wissen.

Freundschaft mit Gott.

Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der sieht wohl, wenn's übel geht,
Denn er kann die höchsten Gaben,
Vater, Bruder, Tröster haben.

Vermessenheit.

Zum Werke von dem Wort
Ist oft ein weiter Ort.

Trauen.

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen ist nicht klug,
Doch ist besser, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.



5. Paul Gerhardt.

Geb. den 12 März 1607 zu Gräfenhainichen (bei Wittenberg); gest. den 7. Juni 1676 in Lübben.

Motto: Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich.

Hippel über P. Gerhardt.

Nach dem Luther muß ich gestehen, keinen bessern Liederdichter als Gerharden zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug, Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine gewisse Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein Gast auf Erden und überall in seinen hundert und zwanzig Liedern ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume drehet sich beständig nach der Sonne und Gerhard nach der seligen Ewigkeit.

Trostlied.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt:
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dirs soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll besteh'n.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ewge Treu' und Gnade,
O Vater! weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlts dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn:
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn der schönsten Freud.

Auf, auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Teile,
Als hätt in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Fragt' er doch nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da dus am wengsten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth!
Stärk uns're Füß und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Abendlied.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr' hin, ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal:
So, so werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib, der eilt zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit:
Die zieh ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei:
Herz, freu dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd.

Mein' Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug und Wächter Israel!

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Eng'lein singen:
Dieß Kind soll unverletzet sein.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall, noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig schlafen,
Stell euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Helden Schaar!

An meinen Sohn Paul Friedrich.

Nachdem ich nunmehr das 70ste Jahr meines Alters erreichet, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in Kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bishero auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf jetzige Stunde an Leib und Seele, und an Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Darneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen, und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erden bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher gegläubet und ihn doch noch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde.

Meinem einigen hinterlassenen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben. . . . .

Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn meinem Gott zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Worts werden soll; dabei soll er nun bleiben, und sich daran nicht kehren, daß er wenig gute Tage dabei haben möchte, denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu und kann das äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen.

Die heilige Theologiam studiere in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten und hüte dich ja vor Syncretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott, noch Menschen treu.

In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes.

Insonderheit

1) thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen.

2) Außer deinem Amte und Beruf erzürne dich nicht. Merkst du denn, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille, und rede nicht eher ein Wort, bis du ernstlich die zehen Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast.

3) Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rath frommer, getreuer und verständiger Leute.

4) Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat, und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kind und Erben auf- und angenommen hat.

5) Den Geiz fleuch, als die Hölle; laß dir gnügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewißen erworben hast, obs gleich nicht allzuviel ist. Bescheret dir aber der liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Misbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle.

Summa: bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich, und bleib in deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen.

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
und sich stets in der Tugend übt,
Ist viel mehr Lobs und Liebens werth,
als alle Perlen auf der Erd.
Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
verlaßen sich auf ihre Treu,
Sein Haus ist voller Freud und Licht,
an Nahrung wirds ihm mangeln nicht.
Sie thut ihm Liebes und kein Leid,
durchsüßet seine Lebenszeit,
Sie nimmt sich seines Kummers an
mit Trost und Rath, so gut sie kann.
Die Woll und Flachs sind ihre Lust,
was hierzu dient, ist ihr bewußt,
Ihr Händlein greifet selbst mit zu,
hat öfters Müh und selten Ruh.
Sie ist ein Schifflein auf dem Meer:
wenn dieses kommt, so kommts nicht leer,
So schafft auch sie aus allem Ort
und setzet ihre Nahrung fort.
Sie schläft mit Sorg, ist früh heraus,
gibt Futter, wo sie soll, im Haus,
Und speist die Dirnen, derer Hand
zu ihren Diensten ist gewandt.
Sie gürtet ihre Lenden fest
und stärket ihre Arm' aufs best,
Ist froh, wenns wohl von statten geht,
worauf ihr Sinn und Herze steht.
Wenn Andre löschen Feur und Licht,
verlöschet ihre Leuchte nicht:
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.
Sie nimmt den Rocken, setzt sich hin
und schämt sich nicht, daß sie ihn spinn,
Ihr Finger faßt die Spindel wohl
und macht sie schnell mit Garne voll.
Sie hört gar leicht des Armen Bitt,
ist gütig, teilet gerne mit,
Ihr Haus und alles Hausgesind
ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.
Sie näht, sie stickt, sie wirkt mit Fleiß,
macht Decken nach der Künstler Weis',
Hält sich selbst sauber, weiße Seid
und Purpur ist ihr schönes Kleid.
Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
bestellt sein Amt, wie sichs geziemt;
Er geht, steht und sitzt oben an,
und was er thut ist wohlgethan.
Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist,
ihr' Ehr ist, daß sie ist gerüst't
Mit Fleiße, der gewis zuletzt
den, der ihn liebet, hoch ergetzt.
Sie öffnet ihren weisen Mund,
thut Kindern und Gesinde kund
Des Höchsten Wort, und lehrt sie fein
fromm, ehrbar und gehorsam sein.
Sie schauet, was im Hause geht
und wie es hie und dorten steht,
Sie ißt ihr Brot und sagt dabei,
wie so groß Unrecht Faulsein sei.
Die Söhne, die ihr Gott beschert,
die halten sie hoch, lieb und werth.
Ihr Mann, der lobt sie spat und früh
und preiset selig sich und sie.
Viel Töchter bringen Geld und Gut,
sind zart an Leib und stolz an Muth;
Du aber, meine Kron und Zier,
gehst wahrlich ihnen allen für.
Was hilft der äußerliche Schein?
was ists doch, schön und lieblich sein?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
das soll man loben weit und breit.
Die Werke, die sie hier verricht't,
sind wie ein schönes, helles Licht,
Sie bringen bis zur Himmelspfort
und werden leuchten hie und dort.



6. Georg Neumark.

Geb. den 16. März 1621 in Saltza (Langensalza); gest. den 8. Juli 1681 in Weimar.

Motto: Ut fert divina voluntas! Ich lasse Gott in Allem walten! | Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, Verricht das deine nur getreu.

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
und hoffet auf Ihn allezeit,
der wird ihn wunderlich erhalten
in aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem allerhöchsten traut,
der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schwere Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
was hilft es daß wir alle Morgen
beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreutz und Leid
nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
und sei doch in sich selbst vergnügt,
wie unsres Gottes Gnadenwille,
wie sein Allwissenheit es fügt,
Gott, der uns Ihm hat auserwehlt,
der weiß auch gar wohl was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden,
er weis wohl wenn er nützlich sei,
wenn Er uns nur hat treu erfunden
und merket keine Heucheley.
So kömmt Gott eh wirs uns versehn
und lesset uns viel Guts geschehn.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
daß du von Gott verlassen seist,
und daß Gott dem im Schoße sitze,
der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel,
und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
und ist dem Höchsten alles gleich,
den Reichen klein und arm zu machen,
den Armen aber groß und reich
Gott ist der rechte Wundermann,
der bald erhöhn, bald stürtzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
verricht das Deine nur getreu,
und trau des Himmels reichem Segen,
so wird er bei dir werden neu.
Denn Welcher seine Zuversicht
auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

7. Siegmund von Birken.

Geb. den 5. Mai 1626 zu Wildenstein (bei Eger); gest. den 12. Juni 1681 in Nürnberg.

Motto: Vom festen Bündnis gleichgestimmter Geister,
Von des gepreßten Vaterlands Beschwerde,
Von Kraft in Hoffnung hat dein Lied gesungen.
(Just. Kerner.)

Lob des Hirtenlebens.

Wer in lieben Lebenstagen
Segelt von der Sorgen Rand
Zu der Freudenzeit Behagen,
Liebe Schaf' und Schäferstand,
Hasse hochgeführte Dächer,
Und der Städte Goldgemächer.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Was geht über kühlen Schatten,
Der bei hohlen Felsen lauscht,
Wenn uns Sonn' und Schritt abmatten
Und dort bei den Büschen bauscht?
Diesen können wir genießen,
Und mit Lust die Rast versüßen.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Wo ist fromm- und freies Rasten?
Wo steht wahrer Freiheit Thron?
Wo glänzt helles Tugendglasten
Und der Unschuld Perlenkron?
Nur ein freies Schäferleben
Kann die wahre Wollust geben.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Er darf Neid und Haß nicht dulden,
Weil er Stadt und Hofart flieht;
Nicht den scheelen Sorgen hulden,
Weil sein Thun auf Unschuld sieht,
Und was sonst für nütze Sachen,
Die aus Schäfern Fürsten machen.
Unsrer Hürden Hirtenlust
Ist noch vielen unbewußt.

Aus dem Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich.

Kaiser Maximilian auf der Martinswand.

K. Maximilian, gleich wie er zu allen Gefärden doch selbige ohne seinen Schaden zu überstehen, schiene geboren zu sein, also hat er auch die gefärlichste unter allen Jägereien, nämlich das Gemsengejäide, am meisten geliebet, und darbei soviel Todesgefärden glücklich überstanden, daß daraus ein sonst unerhörtes hohes beispiel zu nehmen ist, wie das Himmlische Engelgeleite einen Gottgeliebten und Gottliebenden Fürsten auf den händen zu tragen und zu schützen vermöge. Von der grösten unter diesen Gefärden am ersten zu sagen, so gipfelt sich an der Landstraße von Augsburg nach Insbruck, ein gäher überhoher Felse an die Wolken hinauf, welcher von dem anligenden Dorf Zirle der Zirlberg, auch von der nächsten Kirche und altem Schloß zu S. Martin, und weil er gleich einer gemaurten Wand emporsturzet, S. Martins Wand genennet wird. Auf diese Wand verstiege sich Maximilianus in seiner jugend, als er den Gemsen nachklätterte, also daß er weder fürter noch wieder zurücke steigen konde. Wie ihm dazumal müsse zu mut worden sein ist leichtlich zu vermuten. Wo er sich hinwendete, da hatte er den Tod vor augen. Sahe er über sich, so droheten ihm die überhangenden Felsen, welche sich abreißen und sein Leichstein werden konden. Sahe er unter sich, so erschreckte ihn eine grausame Tieffe von mehr als huntert klaftern,

die ihm sein Grab vorbildete. Sahe er um sich, so ware er mit Felsen umgeben, welche viel zu hart waren sich seiner erbarmen zu können. Mit einem Seil und andern Werkzeug ihme zuzukommen verbote aller Welt die grausame höhe des orts. Einen Weg zu ihm zu kommen hätten alle Steinbrecher in monatsfrist nit öffnen können. Er sahe zwar seine Hofdiener unten im grunde in neugeborner Kindergröße sich über seinem Unglücke krümmen und winden: aber Menschen konden hier nit helfen. Er hoffete zwei ganzer tage und nächte, und sahe sich augenblicklich um ob irgendwo her eine hülfe kommen möchte; aber er konde nichts erhoffen. Endlich erkennte er daß dieser ungeheure Fels ein Rachen des Todes wäre ihn zu verschlingen, und sahe gleich dem Prophetes Jonas sich in einen steinernen Wallfisch begraben. Der Rückweg zur Erden ware zwar seinem Leibe verschlossen, aber nit seiner Seele, das Seufzen gen Himmel, dem er auch damals sich näher befande und der über ihm offen stunde. Er konde sich trösten, daß er wie Moses auf einen hohen Berg gestiegen um in den Schoß des Allerhöchsten begraben zu werden. Und weil vor seinen Leib keine Speise vorhanden war das irdische Leben zu fristen, als begunte er nach Speise vor seine Seele zu trachten, damit er mit Reisezehrung zum Himmlischen Leben versehen sein möchte. Demnach ruffte er so stark er konde, und befahle den seinen daß man die Priester mit dem h. Sacrament kommen lassen und ihm dasselbe zeigen solte; da er dann die sein Mund nit erlangen konde seinen Geist mit der allerheiligsten Speise der Unsterblichkeit sättigte und hierauf sich zum Sterben rüstete. Inzwischen erscholle die betrübte zeitung von diesem Unfall durch das ganze Land, und ward in allen Kirchen Göttliche Allmacht um rettung angeflehet, welche auch das Gebet erhörte und nit zuließe, daß die höchstlöblichste Erz-Fürstliche Familie in diesem ihrem allerfürtrefflichsten letzten Stammzweig also erbärmlich verderben solte. Demnach am dritten Tag, als der fromme Herr nun allein mit Sterbgedanken umgienge, hörte er in der nähe ein geräusche, und als er nach selbiger seite sich gewendet, sahe er einen Jüngling in Bauernkleidern daherkriechen und einen Weg im Felsen machen. Dieser, als er zu ihm gelanget, bote ihm die hand und sagte: „Seit getrost, Gnädiger Herr! Gott lebet noch, der euch retten kann und will. Folget mir und fürchtet euch nit! ich will euch dem Tod entführen.“ Also tratte Maximilianus seinem Führer nach und kame in kurzem auf einen Steig, der ihn wieder zu den seinen brachte. Mit was freuden er als gleichsam aus dem Grab wieder hervorkommend empfangen worden ist leichtlich zu ermessen: und in solchem gedränge verlore sich der Jüngling sein Führer, den man nachmals nirgend finden konde und dannenhero vor einen Engel und Hülfboten Gottes achten muste. Man labte ihn erstlich in etwas mit Speis und Trank, hube ihn folgends ganz matt und blaß auf ein Pferd und brachte ihn also wieder nach Insbruck: daselbst sein Vetter Erzh. Sigmund ihn frölich gewillkommet und ein großes Dank Fest angestellet. K. Maximilian ließe nach der zeit diesen ort in die vierung aushauen und zum gedächtnis Göttlicher Gnad hülfe ein hölzernes Crucifix bei 40 schuch lang (welches unten wegen der höhe etwan 2 schuch länge zu haben scheinet) samt den Bildnisen der Mutter Gottes und S. Johannis dahin setzen.



8. Andreas Gryphius.

Geb. den 11. Oct. 1616 zu Großglogau (in Schlesien); gest. den 16. Juli 1664 in Glogau.

Motto: Er hat den Ruhm vermehrt, den Opitz hat erworben,
Es sey in Schlesien der Schwanen Vaterland.

In seinen Trauer-Spielen wird Welt und Nachwelt lesen,
Der Teutschen Sophokles sei Gryphius gewesen.

Wer reden ihn gehört, der hat ihn donnern hören;
Die Honig-Zunge war mit Stacheln ausgerüst.
(D. C. v. Lohenstein.)

Thränen in schwerer Krankheit.

Mir ist, ich weiß nicht, wie, ich seuffze für und für,
ich weyne Tag und Nacht, ich sitz in tausend Schmertzen,
und tausend fürcht ich noch; die Krafft in meinem Hertzen
verschwindt, der Geist verschmacht, die Hände sincken mir.
Die Wangen werden bleich, der muntern Augen Zir
vergeht gleich als der Schein der schon verbrannten Kertzen.
Die Seele wird bestürmbt gleich wie die See im Mertzen.
Was ist diß Leben doch? was sind wir, ich und ihr?
Was bilden wir uns ein! was wündschen wir zu haben!
Itzt sind wir hoch und groß, und morgen schon vergraben:
itzt Blumen, morgen Kot; wir sind ein Wind, ein Schaum,
Ein Nebel, eine Bach, ein Reiff, ein Tau, ein Schaten,
itzt was und morgen nichts, und was sind unser Thaten
Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum?

Es ist alles eitel.

Du sihst, wohin du sihst nur Eitelkeit auff Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein:
wo itzund Städte stehn, wird eine Wisen sein,
auff der ein Schäfers Kind wird spilen mit den Herden,
Was itzund prächtig blüht, sol bald zutretten werden,
was itzt so pocht und trotzt ist morgen Asch und Bein,
nichts ist das ewig sei, kein Ertz, kein Marmorstein!
itzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spil der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach! was ist alles diß, was wir vor köstlich achten,
Als schlechte Nichtikeit, als Schatten, Staub und Wind,
als eine Wisenblum, die man nicht wider findt.
Noch wil was Ewig ist kein einig Mensch betrachten.

---

9. Jakob Balde.

Geb. den 4. Januar 1604 zu Ensisheim (im Elsaß); gest. den 9. Aug. 1668 zu Neuburg an der Donau.

Motto: Du mußt selbst ein Virgil werden, damit deine Statue neben der seinigen stehe und dein Gedicht wie das seinige auf menschliche Gemüther wirke. In der Philosophie ucht man Wahrheit, nicht Neuheit; die Poesie will neues Vergnügen, neue Dichtung, sie will Selbsterfindung. Wir sollen Muster nachahmen, daß wir selbst Muster werden. Der Wein der Alten soll in unserm Kelch mit neuer Anmuth duften.

Herder über Balde.

Starke Gesinnungen, erhabne Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig=bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und sah die jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunknen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkne Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten siehet man seine ausgebreitete, tiefe, schneidende Weltkenntniß, bei der echtphilosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben.

Herder über seine Uebersetzung von Balde's Gedichten.

Bei allem, was diese Gedichte in meiner Uebersetzung gegen ihre Ursprache verloren haben mögen, haben sie (mit aller Bescheidenheit gesagt), dies gewonnen, daß sie uns jetzt in unsrer Sprache näher ans Herz treten, und eines Deutschen Dichters Deutsche Gedichte sind.

Lebensregeln an einen Jüngling.

Früh in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebens Glück. Sie entflieh'n, die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, treibet Eine
Stunde die Andre.

Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
Schneeweiß glänzet; der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen; nur Eine Schönheit blieb dir,
Männliche Tugend.

Ohne sie ist das Leben Tod; um sie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werd' in vestem Herzen
Deiner gewiß erst.

Meide Schuld; sie verflicht mit tausend Dornen
Dich in Strafe. Wer vor Ihm selbst erröthet,
Tritt vor's höchste Gericht, sein eigner Kläger,
Richter und Zeuge.

Steure nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nache den Silberstrom hinunter,
Sichrer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Ueber Güterverlust erlaß dem Himmel
Deine Klagen. Verlust an Seelenschmerzen
Macht dich reich. O erleichtre dein Gewand dir,
Zwinge den Körper.

Innre Schätze beglücken. Dir im Innern
Liegt Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Niedrig nenne, dem Glück zu schmeicheln; schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenns den Rücken dir kehrt. Ein Knabe peitschet
Zürnend die Säule,

Die die Stirn ihm verletzte. Sieh, das Meer trinkt
Süße Ströme, und dennoch bleibt es bitter;
Alles Bittere wird zum süßen Trank der
Lippe des Weisen.

Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Träget; gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger: „Ich bin, so spricht er schweigend,
Größer als Du bist."

Der goldene Ring des Plato.

Was nützt dem Thier im Kothe der goldne Ring
In seiner Nase? Auf, o Trebatius,
Gebrauchen laß uns unsres Geistes,
Laß uns genießen der Himmelsgabe!

Dahingestreckt am Boden Chaonische
Eicheln verzehren, oder mit schnödem Geiz
Sie sammlen; in der Circe Ställen,
Sich in dem Pful der Begierde wälzen,

Geziemt das Menschen? Aether genießen wir,
Wir athmen Aether! Sie, die vom Himmel stammt,
Der Gottheit Stral, die Menschenseele,
Sie, des Unendlichen, Ungemeßnen

Umfasserinn, sie strebt zu dem Lichtkreis' auf,
Aus dem sie wieder in ein Gebilde floß.
Mit angebohrnen, ewgen Schwingen
Tritt sie den nie ihr gereunden Flug an

Zum Strom der Gottheit, der die Natur umfließt,
Der alle Wesen tränket mit Feuerstral
Und Leben. Tausend Lichtgestalten
Spähet sie auf, und erjagt sich Formen

Und kehrt mit Allem Aussen-Erspäheten
Zurück in sich, und fasset und ordnet es
In heitrer Stille. Was Gestaltlos
Oder Gestalt ist, erkennt und weiß sie.

Und weiß (o hohes Wunder!), daß sie es weiß,
Ihr Wissen weiß sie, schauet zurück in sich,
Und vorwärts, gehet um sich selber,
Misset und senkt sich in eigne Tiefen.

Du goldner Ring des Plato, der Alles faßt,
Der Alles ordnet, ordnet zum eignen Selbst,
Du Janusantlitz, das hineinwärts
In sich und vor- und zurückwärts schauet,

Aus Ungewissem sich das Gewisse schafft,
Sich Licht aus Dunkel rufet, o heilge Kraft,
Die aus Vergangenem das Jetzt sich
Bildet und greift in die fernste Zukunft.

Pythagoräische Denksprüche.

Daß des Heiligen unnennbarer Name
Dir im täglichen Brauch gemein nicht werde,
Trage Gott, auch im schöngegrabnen Steine,
Nicht an dem Finger.

Rüttle nie den kochenden Topf. Das Feuer
Theile nie mit dem Schwert. Damit im Glase
Du die Hefe nicht trinkest, trinke nie zum
Boden das Glas aus.

Nie erniedere du der Staaten Krone,
Wandle nicht auf des Pöbels Heeresstraße,
Speise nie Gerichte mit schwarzen Schweifen,
Speise das Herz nie.

Fremde Becher erfaß' auch mit der Linken
Nirgend. Spring' im Laufe nicht über's Ziel hin.
Schau beherzt in den Spiegel, nie befürchtend,
Was er dir zeige.

Auch dem Feinde rupfe den Bart nicht. Reiche
Deine Rechte nicht bald. Den Göttern weihe
Reinen Trank; und donnert der Himmel, sinke
Nieder zur Erde.

---

10. Johann Scheffler (Johannes Angelus Silesius).

Geb. im Jahre 1624 zu Breslau; gest. den 9. Juli 1677 im Matthiasstift ebendaselbst.

Motto: Die Scholastik wurde fortwährend durch die Mystik ergänzt. Doch erst als jene zum Schulgezänk entartete, erhoben sich neue Wortführer meist in deutscher Sprache und Gesinnung für die Sache des christlichen Gemüths, gerettet aus dem Getümmel der Käufer und Verkäufer in das innerste Heiligthum, in zweifacher, obwohl oft zerfließender Richtung. (Hase.)

Hegel und Schopenhauer über Scheffler.

„Als Beispiel will ich nur Angelus Silesius anführen, der mit der größten Kühnheit und Tiefe der Anschauung und Empfindung das substantielle Dasein Gottes in den Dingen und die Vereinigung des Selbsts mit Gott und Gottes mit der menschlichen Subjectivität in wunderbar mystischer Kraft der Darstellung ausgesprochen hat." In dieses anerkennende Urtheil Hegels stimmt der Philosoph ein, der sich sonst als Hegels leidenschaftlich erbitterten Gegner gezeigt hat, Arthur Schopenhauer, welcher im vierten Buche seines Hauptwerks (Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig 1844. Band 1, S. 430) von dem bewundrungswürdigen und unabsehbar tiefen Angelus Silesius spricht.

Vilmar über Scheffler.

Zwar weniger der Form, aber desto mehr der Sache nach unabhängig von seinen Landsleuten ist der Schlesier Johann Scheffler, bekannter unter dem Namen, den er sich beilegte, Angelus Silesius. Auf der einen Seite tritt er schon als Dichter geistlicher Lieder, von denen sich manche sogar im Gebrauche der evangelischen Kirche bis auf unsere Zeit erhalten haben (wiewohl Scheffler später zur katholischen Kirche überging) und die sich durch Innerlichkeit und Innigkeit so bedeutend auszeichnen, daß sie zu dem allerbesten gerechnet werden müssen, was in dieser Weise jemals gedichtet worden ist — aus diesem Kreise der Gelehrsamkeit, Schulweisheit und Künstelei heraus; eben so sehr aber auch durch seine Sentenzen, die er in dem „cherubinischen Wandersmann" niederlegte, und in denen er eine Welt- und Kunstanschauung aussprach, welche mit der Art und Gewohnheit der schlesischen Schule im geradesten, schneidendsten Widerspruche stand, wie wenn er z. B. in dem Spruche, welcher überschrieben ist: „Ohne Warum" sagt: „Die Ros ist ohne Warum; sie blühet, weil sie blühet, sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht ob man sie siehet". Im Uebrigen haben diese Sprüche das Tiefsinnige und Hochpoetische, aber auch sehr oft das schauerlich-Uebergöttliche und darum Ungöttliche, was dem theosophischen Pantheismus, dem Scheffler anhing, eigen zu sein pflegt, z. B. „Die Rose welche hier dein äußres Auge sieht, die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht"; oder:

„Gott lebt nicht ohne mich:
Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
Werd ich zu nicht, Er muß von Not den Geist aufgeben."

Auf jeden Fall ist Angelus Silesius eine der hervorragendsten Dichterpersönlichkeiten im Laufe zweier vollen Jahrhunderte, und, abgesehen von dem evangelischen Kirchenliede, ist schon er allein im Stande, uns mit dem traurigen 17. Jahrhunderte einigermaßen auszusöhnen.

Hase über Scheffler.

In Deutschland brachte Angelus Silesius, Arzt, dann Priester, noch aus der protestantischen Kirche bei allem Groll wider dieselbe und aus Jakob Böhme's Freundschaft die Lust am Heiland, seine Sehnsucht stürzte sich in den Abgrund der Gottallheit, aber er hat den Tiefsinn der Speculation in so durchsichtige, dreiste Kindersprüche gefaßt, seine Poesie ist so lieblich und geistvoll, daß sie beiden Kirchen werth geblieben ist.

Kern über Scheffler.

Daß Scheffler ein mystischer Dichter ist, genügt schon sehr vielen, um sich von ihm fern zu halten; sie wissen, daß sie in eine Gedankenwelt folgen sollen, in der nichts mehr zu begreifen ist und die Worte nicht mehr ausreichen zu sagen was die Seele empfindet. Denn was dem gesteigerten religiösen Gefühle, dem verzückten Schauen durchaus in sich harmonisch und klar wie das Sonnenlicht erscheinen mochte: wenn es in die Form des Begriffes und logischer Rede herniedersteigen soll, wird nie dem Vorwurf einer bedenklichen Unklarheit entgehen können, von der sich Menschen, die an der begrifflich erfaßbaren Welt völliges Genüge finden und deren Denken nie sich selbst unklar wird, da es nie in die Tiefe des Lebens hinuntergeht, mit Unwillen und Geringschätzung abwenden, andere aber, welche die ernste Ueberzeugung in sich tragen, daß auch das scharfsinnigste Denken immer nur an den Erscheinungen und ihren Verhältnissen zu einander haften bleibt und in das Wesen selber nie eindringt, sich oft in wunderbarer Weise angezogen fühlen, da sie darin einen wenn auch vielleicht mißlungenen Versuch sehen das auszusprechen, was auch ihnen die tiefinnerste Seele erfüllt. Wem das auffällt, der versuche es einmal mit ganzem Ernst den Gottesbegriff, nicht den mystischen des Angelus, sondern den in der christlichen Theologie auch heute gültigen sich klar zu machen; er wird ihn mit solchen Widersprüchen behaftet finden, die kein Theolog und kein Philosoph je entfernen wird, und dennoch bringt dieser widerspruchsvolle Begriff, wenn sich seines Inhalts das gehobene religiöse Gefühl bemächtigt, dem Menschenherzen das reinste Glück und einen Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Kern über Schefflers Vorgänger.

Als solche Männer, deren Ueberzeugungen den seinen gleich seien und auf die er sich deshalb berufen könne, nennt er in der Vorrede Tauler, Rusbroch (Ruysbroek), Bernhard, Bonaventura, Thomas a Jesu, Nicolaus a Jesu, Augustinus, Harphius, Blosius, Dionysius Carthusianus, den unbekannten Verfasser der deutschen Theologie, Maximil. Sandäus. Unter diesen hebt er von Allen Tauler hervor und nächst ihm Ruysbroek, Harphius und den Verfasser der deutschen Theologie.

Auffallen mag, daß unter ihnen Jakob Böhme, Valentin Weigel und Schwenkfeld nicht genannt werden, von denen doch feststeht, daß sie auf ihn großen Einfluß gehabt haben.

Eher läßt sich annehmen, daß Valentin Weigel unseres Dichters Denken vielfach bestimmt und beeinflußt habe. Außer vielen ähnlichen Lehren spricht dafür, daß Weigel sich neben Paracelsus auch auf Tauler und die deutsche Theologie beruft, ganz besonders aber, daß er als Quelle seiner mystischen Erkenntniß auch den Meister Eckhart nennt, aus dem, wie ich nachher zu zeigen versuchen werde, Scheffler wohl am meisten seine theosophischen Sätze geschöpft hat.

Aussprüche Meister Eckhart's, des Mystikers des Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts.

Cherubîn bezeichent die wîsheit, daz ist diu bekantnüsse, diu treit got in die sêle unde leitet die sêle an got. Aber in got enmac si sî niht bringen.

Die meister sprechent, diu sêle habe zwei antlüte, unde daz ober antlüte schouwet alle zît got unde daz nider antlüte sihet etwaz her abe unde daz berihtet die sinne, unde daz oberste antlüte daz ist daz oberste der sêle, daz stêt in êwikeit und enhât niht ze schaffenne mit der zît und enweiz niht von der zît und von dem lîbe.

Ein meister sprichet: ez koment vil liute ze klârem verstantnüsse und ze vernünftigem underscheide bilde unde forme, aber der ist wênic, die dâ koment über verstantlichez schouwen und über vernünftige begrîfunge bilde unde forme, und wêre doch gote ein mensche lieber, der dâ stüende âne alle begrîfunge formlicher bildunge, denne hundert tûsent, die ir selbes gebrûchent in vernünftiger wîse. Wan got der enmac in sie niht komen noch sînes werkes gewürken von der unlidikeit ir vernünftiger bildunge.

Solt dû got götlich wizzen, sô muoz dîn wizzen komen in ein lûter unwizzen und in ein vergezzen dîn selbes und aller crêatûren.

Sol got gesehen werden, daz muoz geschehen in eime liehte, daz got selber ist.

Diz ist daz nû der êwikeit; dâ diu sêle alliu dinc in gote bekennet alse niuwe und alse frisch und in derselben lust, als ich sî ieze hân gegenwertic. Diu minnest kraft in mîner sêle ist wîter dan der wîte himel.

Dû solt alzemâle entsinken dîner dînesheit unde solt zerfliezen in sîne sînesheit und sol dîn dîn in sînem mîn ein mîn werden alse genzlich, daz dû mit ime verstandest êwicliche sîne ungewordene istikeit unde sîne ungenanten nihtheit.

Alle crêatûren sint ein sprechen gotes.

Si sprach 'herre, hâstû mich gewîset zuo mînem nêhsten wege?' Er sprach 'dâ zuo wîsent dich alle crêatûre. Sie sprechent alle: ganc für baz, wir sîn got niht.'

Allez ir leben und ir wesen daz ist allez ein ruofen und ein îlen wider zuo dem, von dem sie ûz gangen sint.

Frâgete man mich, daz ich daz endeliche berihten solte, waz der schepfer gemeinet hête, daz er alle crêatûre geschuof, ich sprêche: ruowe. Der mich zem andern mâle frâgete, waz alle crêatûre suochten in irre nâtûrelicher begirde, ich sprêche aber: ruowe. Der mich zem dritten mâle frâgete, waz diu sêle suochte an aller ir bewegunge, ich sprêche: ruowe.

Dar umbe geruowet diu sêle niemer, si kome in got, der ir êrste forme ist, und alle crêatûre geruowent niemer, si komen in menschliche nâtûre: in der koment si in ir êrste forme, diu got ist.

Har umbe sol dîn sêle niht geistic sîn von allen geisten unde sol stân geistelos; wan minnestû got, alse er got ist, als er geist ist, als er persône ist und als er bilde ist, ez muoz allez abe. ‘Wie sol ich in denne minnen?’ Dû solt in minnen als er ist: ein nihtgot, ein nihtgeist, ein nihtpersône, ein nihtbilde, mêr: als er lûter pûr klâr ein ist, gesundert von aller zweiheite, und in dem einen sülen wir êwicliche versinken von nihte zuo nihte.

Mariâ was ein wîp nâch dem nidersten teil irs ûzern menschen und ist got in got mit got nâch dem obersten teil irs geistes. Und in dem sinne mügent alle Menschen Mariâ sîn alsô, daz daz wort âvê zuo uns allen in der wârheit mac gesprochen werden.

Aus Schefflers „Cherubinischem Wandersmann“.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren.

Ich sag’, es hilft dich nicht, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd’ und Todesbanden.

Wo Gott ein Feuer ist, so ist mein Herz der Herd,
Auf welchem er das Holz der Eitelkeit verzehrt.

Die Lieb’ ist unser Gott, es lebet alls durch Liebe:
Wie selig wär’ ein Mensch, der stets in ihr verbliebe!

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht:
Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will beseh’n,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, gescheh’n.

Vom ersten Anbeginn, und noch bis heute zu,
Sucht das Geschöpfe nichts als seines Schöpfers Ruh’.

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Mensch, allererst wenn du bist alle Dinge worden,
So stehst du in dem Wort und in der Götter Orden.

Ich ward das, was ich war, und bin, was ich gewesen,
Und werd’ es ewig sein, wenn Leib und Seel’ genesen.

Ach! daß wir Menschen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein jeder seinen Ton mit Lust zusammen schrei’n!

Ihr Menschen, lernet doch von Wiesenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefall'n, und gleichwohl schöne sein.

Mensch, wird das Paradies in dir nicht erstlich sein,
So glaube mir gewiß, du kommest nimmer drein.

Wer in den Wegen Gott's gedächte still zu steh'n,
Der würde hinter sich und in's Verderben geh'n.

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
Der ist nicht werth, daß er im Menschenstande lebt.

Wer Freiheit liebt, liebt Gott, wer sich in Gott versenkt,
Und alles von sich stößt, der ist's, dem Gott sie schenkt.

Geh' aus, so geht Gott ein: stirb dir, so lebst du Gott:
Sei nicht, so ist es er: thu' nichts, so g'schicht's Gebot.

Versuch', mein Täubelein, mit Uebung lernt man viel.
Wer nur nicht gänzlich säumt, der kommt doch noch zum Ziel.

Blüh' auf, erstarrter Christ, der Mai ist für der Thür:
Du bleibest ewig todt, blüh'st du nicht jetzt und hier.

Kein größer Heiligthum kann man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel' ohn' Sünden.

Was ist nicht sündigen? Du darfst nicht lange fragen:
Geh' hin, es werden's dir die stummen Blumen sagen.

Halt' deinen Leib in Ehr'n, er ist ein eitler Schrein,
In dem das Bildniß Gott's soll aufbehalten sein.

Mein Herz ist ein Altar, mein Will' ist's Opfergut,
Der Priester meine Seel', die Liebe Feu'r und Gluth.

Du mußt den Leib in Geist, den Geist in Gott versetzen,
Wann du dich, wie dein Wunsch, vollkommlich willst ergetzen.

Wann du dich über dich erhebst und läßt Gott walten:
So wird in deinem Geist die Himmelfahrt gehalten.

Stirb, ehe du noch stirbst, damit du nicht darfst sterben,
Wann du nun sterben sollst; sonst möchtest du verderben.

Mensch, du bist eine Kohl', Gott ist dein Feu'r und Licht:
Du bist schwarz, finster, kalt, liegst du in ihme nicht.

Mein höchster Adel ist, daß ich noch auf der Erden
Ein König, Kaiser, Gott, und was ich will, kann werden.

Mensch, alles, was du willst, ist schon zuvor in dir:
Es lieget nur an dem, daß du's nicht wirkst herfür.

Gott fordert nichts von dir, als daß du ihm sollst ruh'n;
Thust du dies, so wird er das andre selber thun.

Mensch, denkst du Gott zu schau'n, dort oder hier auf Erden,
So muß dein Herz zuvor ein reiner Spiegel werden.

Der Leib muß sich in Geist, der Geist in Gott erheben,
Wo du in ihm, mein Mensch, willst ewig selig leben.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott; und Erde, liebst du Erden.

Mensch, bleib' doch nicht ein Mensch: man muß auf's Höchste kommen.
Bei Gotte werden nur die Götter angenommen.

Kreuch' doch heraus, mein Mensch! du steckst in einem Thier,
Wo du da drinnen bleibst, kommst du bei Gott nicht für.

Für Bös' ist das Gesetz: wär' kein Gebot geschrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächsten lieben.

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür:
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

Ein Herze, das zu Gott recht still ist, wie er will,
Wird gern von ihm berührt: es ist sein Lautenspiel.

O Mensch, ein Seidenwurm der wirkt, bis er kann fliegen;
Und du bleibst, wie du bist, nur auf der Erde liegen!

Pfui dich, daß dich ein Weib, die Nichtigkeit der Welt,
Mit ihrem Spinnenweb so lang' gefangen hält.

Wirf das Gebündle weg. Wer streiten soll und kriegen,
Dem muß kein Sack voll Geld auf seinen Achseln liegen.

Du willst nicht Sklave sein, und doch ist's wahr, mein Christ,
Daß deiner Selbstbegier du vielmal Sklave bist.

Ein Knecht ist gern im Stall, ein Schweinhirt gern um Schweine.
Wärst du ein edler Herr, du wärest gern wo's reine.

Irion ist allein beschrie'n auf allen Gassen:
Und sieh', viel' Tausend sind, die eine Wolk' umfassen.

Glückselig ist, wer steht auf der Beschauer Bahn,
Er fähet schon allhier das sel'ge Leben an.

Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist,
Das Schiff mein Leib, die Seel' ist's, die nach Hause reist.

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Wer sich an Christus stößt, — er ist ein Felsenstein —
Zerschellt; wer ihn ergreift, kann ewig sicher sein.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andere richtet sich hin in die Ewigkeit.

Die Ros' ist ohn' Warum: Sie blühet, weil sie blüht;
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie sieht.

Die Rose, welche hier dein äuß'res Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

Nichts anders stürzet dich in Höllenschlund hinein,
Als das verhaßte Wort, merk's wohl! Das Mein und Dein.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wenn es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.

---

11. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen.

Geb. vermuthlich zwischen 1620 und 1625 zu Gelnhausen; gest. den 17. August 1676 in Renchen (in Baden).

Motto: Es hat hat mir so wollen behagen,
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen.

Inhalt des Simplicissimus. Nach Gervinus.

Der Simplicissimus ist eines der vielen deutschen Volksbücher, die erstaunlich viel Anlage und so wenig Werth der Ausführung haben, daß, so häufig er auch wieder bearbeitet wurde (noch neuerlich von Bülow), doch immer nur die historische Bedeutung darin geschätzt wurde, während das Buch Anlage zeigte, weit interessanter als ein

Gil Blas und dergleichen neuere Gestaltungen der Schelmenromane zu werden. Denn wie in einem epischen Gedichte geht das ganze äußere Leben und Weben der Zeit in diesem Buche vor uns auf, das aus einer reichen Anschauung entworfen ist, das in seiner gedrängten Fülle, in der man kein Wort überlesen darf, einen großen Gegensatz gegen die breiten und leeren Romane der Zeit bildet und auch im Stile sich nicht an diese, sondern an den Volkston hält. Das Ganze macht vortrefflich anschaulich, wie von Rohheit gleich weit ist zu wahrer Einfalt und zu wahrer Schelmerei; wie Zeitverhältnisse Beides wechselnd in dem Menschen entwickeln und wie ein guter Kern von Natur sich dennoch durchschlägt. Simplicius erzählt seine Geschichte wie alle die picaros der spanischen Romane selbst. Er tritt auf als der Sohn eines armen Bauern im Spessart, von dem er als Knabe durch eine der Schreckensscenen des Krieges getrennt wird. Er flieht zu einem Einsiedler, der ihn unterrichtet und erzieht, da er wie eine Bestie dumm ist und Reiter für Wölfe ansieht, wie sie Parzival für Götter angesehen hatte. Was auch hier seine Einsamkeit berührte waren nur die Greuel zwischen Bauern und Soldaten, die scheußlichen Martern die sich beide gegenseitig mit kannibalischem Humore zufügen. Nach des Einsiedlers Tode ward Simplicius als Spion aufgegriffen und vor den Kommandanten von Hanau geschleppt, wo ihn aber ein Pfarrer, der Nachbar seines gestorbenen Einsiedlers, rettet, und wo sich auch herausstellt, daß jener Kommandant der Schwager des Einsiedlers war, der nach der Schlacht bei Höchst irgendwie sein Weib verloren und sich seitdem von der Welt getrennt hatte. Bei dem Kommandanten ward nun Simplicius Page, weil jener eine Aehnlichkeit zwischen ihm und seiner verlorenen Schwester entdeckte; allein seine halbthierische Natur fiel dem vornehmen Kreise so auf, wie das verderbte und verbildete Wesen dieses Kreises ihm. Bald tölpisch, bald klug tritt er mit dummdreister Gewandtheit dieser Verderbniß entgegen, und spielt mit Einfalt und Mutterwitz den Gästen und dem Herrn üble Eulenspiegelstreiche; dies bringt seinen Herrn auf den Gedanken, ihn zum Narren auszubilden, ihn Streiche spielen zu lassen, die ihm den Kopf verdrehen sollen. Wie gräßlich, daß sich eine Zeit dahin verirren konnte, wirklichen Verstandesmord zu begehen und sich an wirklicher Verrücktheit zu erfreuen! Von dem Pfarrer gewarnt, narrt nun aber S. die, die ihn narren sollten, nimmt mit Bewußtsein die Narrenmaske vor und straft nun die Laster der Gesellschaft um so ungescheuter, und es ist nur schade, daß hier manchmal eine Predigt mit unterläuft, wo man sarkastischen Witz erwartet. Nicht lange spielte er diese Rolle, so ward er von streifenden Kroaten entführt, entwischte aber und lebte wieder als Einsiedler im Walde; statt zu beten, stahl er nun schon des Nachts in den Dörfern. Er wird also vom Narren zum Schelme, vom Eulenspiegel zum Glücksritter. Ein Hexenspuk versetzt ihn von da ins Stift Magdeburg, bei welcher Gelegenheit ein Kapitel vom Hexenwerk eingeschaltet ist, man weiß nicht ob um es glaublich oder sich darüber lustig zu machen. In ein anderes Lager vor Magdeburg gefallen, macht Simplicius noch einmal im Dienste eines Obristen Fortschritte in der Narrenrolle; ein Schreiber des Obristen, ein Schalksknecht, Namens Olivier, dient ihm dabei zum Unterrichte. Mit einem Feinde dieses Olivier, Ulrich Herzbruder, schloß S. hier treue Freundschaft und Beide hatten Gelegenheit, sich wechselnd treue Freundesdienste zu leisten. Nach mancher Flucht, Verkleidung und Gefangenschaft kam S. in den Dienst eines Dragoners, der als Schutzwache mit einem hessischen Kürschner, „der daher nicht allein ein Meistersänger, sondern auch ein vortrefflicher Fechter war," in einem Kloster lag. Dort führten sie ein treffliches Leben. S. lernte fechten und jagen, und als der Dragoner starb, ward er Erbe seines Geldes und Amtes. Er fing nun an, sich als Kriegsmann vorzuthun, brachte es zum Gefreiten, hielt sich zwei Knechte, war zu rechter Zeit

zugreifend und großmüthig, machte sich einen großen Namen und viel Geld, hieß nur der Jäger und stand im Rufe, zwei Teufel im Solde zu haben. Auch besaß er ein Hörinstrument, dessen Wundereigenschaften unter Voraussetzung des Mißtrauens der Leser erzählt werden, was etwas an den Finkenritter erinnert. An Moscherosch und zugleich an die praktischen Stellen der politischen Romane erinnert dagegen folgende Scene. Einmal fängt Simplicius im Walde einen Narren, der sich für Jupiter hält, einen verrückten Poeten, der die Welt vom Kriege befreien will, indem er einen Helden zu schaffen denkt, der mit Herkules' Kraft, mit Venus' Anmuth und Mercurs Klugheit ausgestattet, ein Parlament bilden, eine Verbindung der Städte zu Stande zu bringen, Zölle, Frohnde und Leibeigenschaft aufheben soll. Dann solle den Deutschen die Weltherrschaft zufallen, alle Fürsten sollen abgethan, alles den Städten untergeben werden; die europäischen Reiche sollen Lehen von Deutschland sein. Sein versprochener Held und Messias sollte alle christlichen Religionen vereinigen, eine Weltstadt trotz Babylon anlegen, mit einem Prachttempel und Weltmuseum darin; er sollte, um dies Alles zu bewerkstelligen, in der einen Hand den Weltfrieden und in der andern Galgen und Rad tragen, als womit er auch jene frömmste Universalreligion einführen wird. Dieser Jupiter blieb an S. hängen, der nun selbst einen Narren hatte und so gewahr ward, was die Summe seiner Geschichten ist, daß nichts so beständiges in der Welt ist als die Unbeständigkeit selbst. Gerade an diesen Stellen ist die Darstellung am vorzüglichsten. Alle Scenen des Kriegs und der Zeit, Plünderungen, Raufereien, Weglagerungen, Duelle, Executionen, Belagerungen, Spione, Hexenglauben und Schatzheberei, Gefangenschaft und Loskauf, Alles geht im buntesten Wechsel vorüber. Das Emporkommen des S., sein Ruf und sein Glück, alles steigert sich in der Erzählung natürlich, lebhaft und ohne Sprünge. Bei all der Rohheit seiner Tölpeljahre bleibt er eine ehrliche Haut, freigebig und treu im Taumel des Kriegs- und Raublebens. Doch ahnte er schon, daß ihm das Glück gelegentlich seine Wohlfahrt eintränken würde; es nährte Hoffart in ihm, auf die nur sein Fall folgen konnte. Er ward von den Schweden gefangen, mußte auf ein halbes Jahr den Krieg abschwören, lebte dann als Freiherr (denn er hatte einen Schatz gefunden) und in dieser Muße ging er auf die Gegenseite seiner Tölpeljahre über, las Romane und Heldengedichte und fiel aufs Buhlen. Wenn einen das Glück stürzen will, bemerkt er, so hebt es ihn in alle Höhe; der gütige Gott läßt ihn aber wohl treulich warnen. Das geschah auch ihm, er nahm sichs aber nicht an. Leichtsinnig schloß er ein Eheband mit eines Obristen Tochter; zugleich fiel das Haus, bei dem er in Köln seinen Schatz niedergelegt. Die Verhältnisse führten ihn nach Paris, da gab's wieder Versuchungen und galante Abenteuer. Die Blattern raubten ihm Haare, Stimme, Schönheit und Geld; er gerieth in tiefe Noth, ward Quacksalber und Musquetier und trieb ein loses verworrenes Leben. Nun trifft er wieder auf seinen alten Freund Herzbruder, allein auch dessen Hülfe schlägt zum Unheil aus. Er wird von den Weimaranern gefangen, muß Breisach mit belagern helfen, ward aber auch da wieder frei. Erst als er einmal auf jenen Olivier wieder trifft, der ein Räuber geworden war und ihn auffordert, das Gleiche zu werden, fällt ihm aufs Herz, wohin es mit ihm gekommen war. Die Erzschurkerei dieses Menschen hält ihm selbst den Spiegel vor; in Villingen, wo er seinen Herzbruder krank und elend wieder findet, vereint er sich mit diesem zu einer Wallfahrt nach Einsiedeln. Aber seine Schelmerei überwiegt noch sehr seine Reue; er wird katholisch aber darum nicht fromm. Mannigfaltige Wechsel des Schicksals entdecken ihm nachher, daß sein Weib todt ist, auch daß er der Sohn jenes Einsiedlers und jener verlorenen Schwester des Kommandanten war. Beim Aufenthalt auf dem Sauerbrunnen, wo er seinen kranken Herzbruder verlor, fiel er noch einmal ganz ins Gemeine zurück, dann

aber strebte er sich ernstlich eines gottseligen Lebens zu befleißigen. Nun kommt der Wundertheil seines Epos: die Leute erzählen ihm von dem Mummelsee und dessen sonderbaren Eigenschaften. Er wandert dahin; hineingeworfene Steine erregen ein Gewitter, Sylphen erscheinen und entführen ihn zum Mittelpunkt der Erde, wo ihn ihr König um den Stand der Welt fragt, den S. ironisch schildert; eine Allegorie in Moscherosch's Stile. Weitere Umstände machen ihn dann zum Reisenden, führen ihn nach Rußland und Sibirien, nach China und Konstantinopel. Hier wird die Geschichte knapp, planlos und matt, und es ist nur interessant, die Reiselust, die Aufdeckung der Erdräume, die das Geschäft jener Jahrhunderte war, hereinspielen zu sehen. Zuletzt hält S. Rechnung mit sich, und findet, daß er nichts davon gebracht von Gut und Ehre, daß er Tugend, Jugend und Zeit verloren, den Leib ermüdet, den Verstand verwirrt hatte. Er hatte alle Erfahrungen durchgemacht und keinen Gewinn gezogen. Da fielen ihm etliche Schriften des (in der Zeit sehr beliebten) Quevara in die Hand und er saugt die Weltverachtung dieser Bücher ein und wird ein ascetischer Einsiedler, wie die Helden der alten Ritterromane.

Aus dem Simplicissimus.

Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern, noch deinen eigenen Namen weißt! — Simplex: Eia! weißt du's doch auch nicht. — Einsiedel: Kannst du auch beten? — Simplex: Nein, unser Ann und mein Meuder haben all das Bette gemacht. — Einsiedel: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vater Unser kannst? — Simplex: Ja, ich. — Einsiedel: Nun, so sprich's denn! — Simplex: Unser lieber Vater, der du bist Himmel, heiliget werde Nam, zu komme's dein Reich, dein Will schehe Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Versucha, sondern erlös uns von dem Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama. — Einsiedel: Bist du nie in die Kirche gegangen? — Simplex: Ja, ich kann wacker steigen, und hab' einen ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. — Einsiedel: Ich rede nicht von Kirschen, sondern von Kirchen. — Simplex: Haha, Kriechen, gelt, es sind so kleine Pfläumlein, gelt du? — Einsiedel: Ach, daß Gott walte! weißt du nichts von unserm Herrn Gott? — Simplex: Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden, auf dem Hellgen. Mein Meuder hat ihn von der Kürbe (Kirmse) mitgebracht und hingekleibt. — Einsiedel: Ach, gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für eine große Gnade und Wohlthat es ist, wem du deine Erkenntniß mittheilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst. Ach, Herr! verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, dir für diese hohe Gnade eifrig zu danken, als freigebig du gewesen bist, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplex — denn anders kann ich dich nicht nennen — wenn du das Vater Unser betest, so mußt du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heute, und .... — Simplex: Gelt du, auch Käse dazu? — Einsiedel: Ach, liebes Kind, schweig' und lerne; solches ist dir viel nöthiger, als Käse; du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; solchen Buben, wie du bist, stehet es nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gern wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten. — Simplex: Ich weiß nicht, wo ich hin soll. Unser Haus ist verbrannt, und mein Meuder hinweg=

gelaufen und wiedergekommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, auch unsere Magd ist krank gewesen und ist im Stalle gelegen; die hat mich fortlaufen heißen, was gihst do, was host. — Einsiedel: Wer hat denn das Haus verbrannt? — Simplex: Ha, es sind so eiserne Männer gekommen, die sind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselben Männer haben Schaafe und Kühe und Säuen gestochen, Ofen und Fenster eingeschlagen, und da bin ich weggelaufen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewesen. — Einsiedel: Wo war denn dein Knan? — Simplex: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Geiße die Füße geleckt, da hat mein Knan lachen müssen und hat denselben eisernen Männern viele Weißpfennige gegeben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne klitzerichte Dinger, und hübsche Schnüre voll weißer Kügelein. — Einsiedel: Wann ist dies geschehen? — Simplex: Ei, wie ich der Schaafe habe hüten sollen. Sie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen. — Einsiedel: Wann hast du der Schaafe sollen hüten? — Simplex: Ei, hörst du es nicht? da die eisernen Männer gekommen sind, und darnach hat unsere strobelköpfige Ann gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen; sie hat aber die eisernen Männer gemeint, und da bin ich weggelaufen und bin hieher gekommen. — Einsiedel: Wo hinaus willst du aber jetzt? — Simplex: Ich weiß die Wege nit, ich will bei dir hier bleiben. — Einsiedel: Dich hier zu behalten, ist weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen. — Simplex: Ei, so sage mir dann auch, was Leute für Dinger sind? — Einsiedel: Leute sind Menschen, wie ich und du. Dein Knan, deine Meuder und eure Ann sind Menschen, und wenn deren viele bei einander sind, so werden sie Leute genannt. — Simplex: Haha! — Einsiedel: Nun gehe und iß. — Dies war unser Gespräch, unter welchem mich der Einsiedel oft mit den allertiefsten Seufzern anschaute; ich weiß nicht, ob es darum geschah, weil er ein so großes Mitleiden mit meiner überaus großen Einfalt und dummen Unwissenheit hatte, oder aus der Ursache, die ich erst über etliche Jahre hernach erfuhr.

Ich fing an zu essen und hörte auf zu papeln, was aber nicht länger währte, als bis ich mich nach Nothdurft gefüttert hatte und der Alte mich fortgehen hieß. Da suchte ich die allerzartesten Worte hervor, die mir meine bäuerische Grobheit immermehr eingeben konnte, und die alle dahin gingen, den Einsiedel zu bewegen, daß er mich bei sich behielte. Ob es ihm nun zwar beschwerlich gefallen war, meine verdrießliche Gegenwart zu erdulden, so hat er doch beschlossen, mich bei sich zu leiden, mehr, damit er mich in der christlichen Religion unterrichtete, als, um sich in seinem vorhandenen Alter meiner Dienste zu bedienen. Seine größte Sorge war, meine zarte Jugend dürfte vielleicht eine so harte und sehr strenge Art zu leben in die Länge nicht aushalten mögen.

Eine Zeit von ungefähr drei Wochen war mein Probejahr, in welcher eben Sancta Gertraud mit den Gärtnern zu Felde lag, also daß ich mich auch in deren Gewerbe gebrauchen ließ. Ich hielt mich so wohl, daß der Einsiedel ein sonderliches Gefallen an mir hatte, zwar nicht der Arbeit halber, welche ich zuvor zu vollbringen gewohnt war, sondern weil er sah, daß ich eben so begierig seine Unterweisungen hörte, als die wachsweiche und zwar noch glatte Tafel meines Herzens sich geschickt erzeigte, solche zu fassen. Solcher Ursachen halber wurde er auch desto eifriger, mich in allem Guten anzuführen. Den Anfang seines Unterrichts machte er mit dem Falle Lucifers; von dannen kam er in das Paradies, und als wir mit unseren Eltern daraus verstoßen wurden, passirte er durch das Gesetz Mosis und lehrte mich vermittelst der zehn Gebote Gottes und ihrer Auslegungen — von denen er sagte, daß sie eine wahre

Richtschnur seien, den Willen Gottes zu erkennen und nach demselben ein heiliges und Gott wohlgefälliges Leben anzustellen — die Tugenden von den Lastern unterscheiden, um das Gute zu thun und das Böse zu lassen. Ja, endlich kam er auf das Evangelium, sagte mir von Christi Geburt, Leiden, Sterben und Auferstehung, und beschloß zuletzt das Ganze mit dem jüngsten Tage, indem er mir Himmel und Hölle vor Augen stellte, und zwar solches Alles mit gebührenden Umständen, doch nicht mit gar zu überflüssiger Weitläufigkeit, sondern, wie ihn bedünkte, so, daß ich es am allerbesten fassen und verstehen möchte. Wenn er mit einem Gegenstande fertig war, hub er einen andern an und wußte sich bisweilen in aller Geduld so artlich nach meinen Fragen zu richten, daß er mir es gar nicht besser hätte eingießen können. Sein Leben und seine Reden waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verstand, der eben nicht so gar dumm und hölzern war, vermittelst göttlicher Gnade nicht ohne Frucht abgehen ließ. So hatte ich nicht allein dasjenige, was ein Christ wissen soll, in gedachten drei Wochen gefaßt, sondern auch oftmals eine solche Liebe zu diesem meinen Unterrichter und zu dessen Unterrichte gewonnen, daß ich des Nachts nicht davor schlafen konnte.

12. Hans Aßmann Freiherr von Abschatz.

Geb. den 4. Febr. 1646 zu Würbitz (in Schlesien); gest. den 22. April 1699.

Motto: Wollt ihr euch unterwinden
Zu thun, was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Der euch an Reihen führt.

Sprüche.

Heller Hellern beigelegt
machen daß man Thaler trägt.

Allzufetter Heerd
Selten lange währt.

Fette Braten, mager Muß,
Mangel folgt auff Ueberfluß.

Uebermaß
sprengt das Faß.

Kräht die Henn und schweigt der Hahn,
ist das Haus gar übel dran.

Besser Wolle weggeschoren
als das gantze Schaf verloren.

Besser ist es daß das Ei
als das Hun verloren sei.

Junger Thaten,
Alter Rathen
geht von staten.

Fremden Glücks und Unglücks Schein
kan des Weisen Spiegel sein.

Nichts behält wer allzuviel
auff einmal ergreiffen will.

Nach der That
gilt der Rath.

Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjagen.



13. Johann Balthasar Schupp(ius).

Geb. 1610 zu Gießen; gest. 1661 in Hamburg.

Motto: Mein Gott, gieb, daß ich Dich und mich und die Welt erkenne.

Gelzers Urtheil über Schupp.

Durch Kraft, Witz und Laune wie durch den überall erkennbaren Ernst der Gesinnung gehören seine Schriften zum Trefflichsten aus jener Zeit und können noch jetzt theilweise mit Genuß und Erfolg gelesen werden. Mit Recht hat man ihn den „Vorläufer Speners“ genannt, im Hinblick auf seine religiöse Gesinnung, die im Gegensatze zum theologischen Schulformalismus jener Zeit ganz auf die aus dem Herzen stammende thatkräftige Gesinnung, auf Leben und Wahrheit gerichtet war. Mit eben so viel Recht kann man ihn auch den Vorläufer des Thomasius nennen; denn die Kraft und der Sinn für eine reformatorische Thätigkeit in der Schule und in unserer gesammten Erziehung ist in Schupp, dem Professor der Geschichte zu Marburg und dem Pastor zu St. Jakob in Hamburg (seit 1649), schon so entschieden vorhanden, wie in Thomasius (1655—1728). Lange bevor Thomasius in Leipzig (1687) durch seine Vorlesungen in deutscher Sprache den Anstoß zu der folgenreichsten Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts gegeben, hatte Schupp erklärt, wenn er nochmals an einer Universität wirken sollte, so würde er statt des lateinischen Phrasenwerkes die Jugend in deutscher Sprache, in heiliger und weltlicher Beredsamkeit üben. —

Daß er den Geist des Christenthums im milden und praktischen Geist eines Calixt und Spener verstand, beweist schon sein täglicher Wahlspruch: „Mein

Gott, gieb, daß ich Dich und mich und die Welt erkenne!" (Domine, da mihi nosse te, nosse me, nosse mundum.) Die Theologie nennt er „fast mehr eine Erfahrung als eine Wissenschaft"; die Welt sei sein Lehrmeister gewesen; die Bibel will er nicht aus der Metaphysik erklären und die Metaphysik nicht aus der Bibel; eine Hand voll Gewissen sei ihm lieber als ein Sack voll Wissen; der Teufel fliehe vor keinem Syllogismus und frage nicht darnach, ob einer lutherisch, papistisch oder calvinistisch sei. Er spricht von einem „Bauern- und Fischerhimmel", wo auf die feinen Distinctionen der Schule wenig ankomme; kurz er hat das lebhafteste Gefühl von der unseligen Verwischung der Grenzen, welche die lebendige Kirche (der That und Liebe) und die philosophische Schule (der Forschung und der Systeme) zum Heil der Menschheit scheiden sollten. Und eben dies Gefühl stellt ihn in die Reihe der reformatorischen Geister; denn von der praktischen Vollziehung jener friedlichen Scheidung der beiden Sphären in der idealen Welt (Kirche und Schule) hängt das Schicksal der Reformation und die Zukunft des Christenthums ebenso sehr ab als von dem wahren Verhältnisse zwischen Kirche und Staat. —

Für einen Mann seines Sinnes, der die ethische Mission des Christenthums als einer Religion des Geistes und der Kraft so lebendig erfaßt hatte, ziemte es sich, daß er am Tage nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens, auf Oxenstiern's Wunsch, zu Münster die Friedenspredigt vor den evangelischen Gesandten hielt (25. Oct. 1648), und daß er in dieser Predigt, auf die Schrecken eines dreißigjährigen politischen Religionskrieges zurückblickend, alle christlichen Fürsten Europa's ermahnte, statt brudermörderischer innerer Kriege sich gegen die Türken zu verbinden und Jerusalem (den Orient) wieder für die Christenheit zu erobern. Also die Ahnung einer christlichen Allianz der europäischen Völker, wie sie auch Leibnitz Ludwig XIV. empfahl; ein Gedanke, der heute noch die Sphynx der orientalischen Frage und der „höheren europäischen Politik" ist. —

Wer ist dann, der nicht sollte mitleidig sein, wann er sieht, daß Büblein und Mägdlein mit Lumpen bekleidt und halbnackend, ja so aussehend ihme begegnen, und da sie noch nicht reden können, Brot oder Heller betteln zur täglichen Unterhaltung ... Ich hab nicht nur einmal gedacht, ob auch unsre Nachkömmling glauben werden, daß das Teutschland unsrer Zeiten so vielerlei Elend ausgestanden habe." —

Die Bettler sein frei von allen jenen Sorgen, Aengsten und molestien, mit welchen gar oft diejenige gepeinigt werden, welche haben, was verlohren kan werden, welche Häuser, Gründ und Boden, Gold, Silber und anderen Haußrath besitzen. Wie offt reisen sie auff die Frankfurter, Strasburger oder Leipziger Meß, förchten der Straßenräuber verstohlene Händ nicht, sondern gehen gar sicher durch Wälder, Hölzer, durch Ort so vor den Mördern nicht sicher. Sie feyren nicht allein den Siebenden, sondern ein jeder Tag ist ihnen Feyertag. — — — Wann sie an Geld mangeln, gehen sie nicht zu den Juden, nicht zu andern Kippern und Wippern, sondern gehen etliche Gassen spatzieren, und reden ihre Schuldner an .... Wann man zu dem End des Lebens kommet, ist er [der Bettler] wenig sorgfältig ein Testament zu machen, Erben zu setzen: er fragt nicht, ob sieben oder wenig Zeugen eines Testamentes seien ob auch anders vorhanden, aus welches Versäumung oder Vergessenheit ein Zank den Erben, und Gewinn den Gerichtsschwätzern pflegt zu entstehn. Er ist wenig sorgfältig, wenn er seine Haußfrau soll befehlen, was für Vormünder er den Pupillen und seinen

Kindern soll setzen. Er theilt das ganze Teutschland unter seinen Kindern aus. — — Wann er also seine Sachen angeordnet hat, redet er beherzt Gott, dessen Vertrauen und Zuversicht er seine Nachkömmling befilcht, mit des Davids Mund also an: Dir ist der Arm überlassen, du wirst den Waisen helfen. Und also stirbt er ohne Furcht und Bewegung — — — Stirbt der Reich, laufen zusammen die Bürger gleich, damit sie — — — unter der Aertzten Versuchungen, unter der Prediger und ganzen Hausgesinds Rauschen, die Seel mit glücklicher Urlaub begleiten . . Aber wann der Arme stirbt, versammlet er die Seel mit andechtigem Herzen, erfreuet sich erledigt zu werden, hat zur Zeugnuß seiner Unschuld das Gewissen, folgt der Natur, und eilet in Christi Händ und der Reichen Anklagung. Der Reiche höret zur Stund des Todes unterschiedliche Tröstungen von den Umbstehenden. Aber der Arm hat es in sich und glaubts . . . . Wer wollte aber dem Armen und Bettler nicht gratuliren, welcher an der Sach selbst sich der Erden ein solchen unterführt, wie er ist, verstehe ein kleiner Erdenklotz, ein großer Gast des Himmels, ein Zeug der irdischen Eitelkeit und Bosheit, ein Erb des himmlischen Reichs Christi, und aller frommen König, Patriarchen und Propheten, ein zukünftiger Miterb.

Wir Lutheraner rühmen uns der reinen Lehre, allein wir leben oft nicht wie die Menschen, sondern wie die Teufel, wir stinken vor lauter Heuchelei. . . Mancher weiß von den Religionssachen artig zu disputiren, allein er führt ein Leben wie ein Heid. — Wie viele sind noch deren, welche an jenem großen Tage sagen werden: Herr, Herr, sind wir nicht fast alle Tage in die Kirche kommen? Haben wir nicht fast in allen Kirchen unsere Stühle gehabt? Sind wir nicht oft genug zum Beichtstuhl, zum h. Abendmahl gegangen? Haben wir nicht reichlich genug gegeben zur Erbauung der Kirchen und Schulen?

Ich hab gesagt, die ganze Philosophiam practicam könne man nicht besser lernen als aus der Bibel . . . Es ist Pedanterei, daß man auf Universitäten viel Disputirens macht aus dem Aristotele de virtutibus et vitiis. Man explicire der Jugend die zehen Gebote recht, und lasse sie fleißig in die Kirch gehen. Sollte Petrus und Paulus nicht besser gewußt haben, was Virtutes et Vitia [Tugenden und Laster] seien als Aristoteles? Oder ist Moses deßwegen ein Narr oder ein höflicher Bauer gewesen, weil er des Aristoteles Ethik nicht gelesen hat?

Es ist Pedanterei, daß man auf Universitäten große Disputationes politicas hält, und disputirt: an Monarchia sit praeferenda Aristocratiae? etc. . . . Glaubet mir, die Studenten auf Universitäten werden mit ihrem Aristotelischen Schulwitz die Welt nicht reformiren, und aus einer Monarchia eine Aristocratia oder aus einer Aristocratia eine Monarchia machen. Gott ist in translatione dominiorum ein wunderbarer verborgener Gott.

Ich frage, wo die Tyrannei herkomme, daß heutigen Tages neue Prisciani in Teutschland aufstehen, welche als Feldmarschälke im Teutschen bello grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder jenes Wort schreiben solle? Wozu dienet die Sprache dem Menschen, als daß er seinen Willen, seine Meinung einem andern offenbare, also daß er es verstehen könne.

Es ist die Weisheit an keine Sprach gebunden. Warumb sollte ich in teutscher Sprache nicht eben so wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warum sollte ich nicht eben so wohl in teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Kranken helfen könne, auff Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italiener lehren und lernen alle Facultäten und freien Künste in ihrer Muttersprache. Es ist mancher Cardinal, mancher großer Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kann. Als ich zu Leyden in Holland studirte, kam einsmals auf die Kantzel in der Lutherischen Gemein ein Mann, welcher ein Färber gewesen war. Viel Baronen, Edelleut und andere Candidaten Juris trieben davon ein großes Gespött, daß der Kerles sich erkühne auf die Kantzel zu tretten, da er doch das Latein nicht verstehe. Allein er verstunde die heilige Schrift wohl, und ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehn Postill-Reuter-Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer ist in Frankreich, welche in ihrer Muttersprache von Philosophischen Wissenschaften, von allerhand Historien besser reden kann, als mancher Magister in Teutschland, welcher primum locum bei der promotion gehabt hat?

Wann ich wiederumb Professor Eloquentiae auf einer Universität werden sollte, so wollte ich das Lateinische Phrases-Werk zurück setzen, und wollte die Jugend üben in Teutscher Sprache, in Eloquentia sacrâ et profanâ. Ich wollte ein Exercitium Oratorium anordnen, wie hiebevor Lansius zu Tübingen im Ritter-Collegio gethan hat, und wolte darin tractiren allerley Materien, die in Républica fürkommen; als wie etwa ein Legat reden könne, der einem Fürsten im Nahmen seines Herrn einen Krieg ankündigen sollte? Wie ein Feldmarschall seine Soldaten zum Streit animiren wolle? Mit was vor Reden er eine Rebellion so unter der Armee entstanden, wieder stillen solle? Ich wolte unterweilens ein Concilium Ecclésiasticum anstellen, da einer sollte Bischoff sein, der andere ein Ketzer, die übrigen Assessores und Judices, da sollte ein jeder sein Votum geben u. s. w.

Es sind Narren, welche das Magnificat und Lutheri Version der Bibel corrigiren wollen. Lutherus hat gesehen auff den Sensum und was die Arth der Teutschen Sprach mit sich bringe. —

Lutherus ist ein rechter Teutscher Cicero gewesen. Und wer recht gut Teutsch lernen will, der lese fleißig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri, und die Reichs-Abschiede; Ich sage, daß man auß der Bibel zierliche Teutsche Phrases sammlen könne.

Wenn ich meine verlohrne Zeit wieder herbey bringen, und noch einmal Professor Eloquentiae auff einer Universität werden könnte, so wolte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeführt würde, in ihrer Mutter-Sprache. Denn in ihrer Mutter-Sprache könten sie leichter zur perfection gebracht werden als in einer frembden Sprache. Cicero hätte lange reden müssen wann er zu der perfection hätte kommen sollen in der Griechischen Sprache, zu welcher er in der Lateinischen als in seiner Mutter-Sprache kam. Es waren damals wenig Rathsherrn zu Rom, welche die Griechische Sprache verstunden. Da stahl nun Cicero viel Dings auß dem Demosthene und andern Griechischen Oratorn und Poeten, und sahe, daß er die elegantias der Griechen employren könne in seiner Mutter-Sprache. Warumb thun wir Teutschen heutiges Tages nicht dergleichen?



14. Abraham a Sancta Clara.

(Ulrich Megerlin oder Megerle.)

Geb. den 2. Juli 1644 (1642?) zu Kreenheimstetten (in Baden); gest. den 1. Dec. 1709 in Wien.

Motto: Dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geschmeidigkeit nach= oder gar zuvorzuthun.
(Schiller in einem Brief an Goethe.)

Gelzers Vergleichung von Schupp und Abraham a Sancta Clara.

Man vergleiche Schupp z. B. mit Abraham a S. Clara (1642—1709), der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Volksredner des katholischen Süd=Deutschlands war, wie Schupp in der ersten Hälfte der Redner und Schriftsteller des protestantischen Nord=Deutschlands; und gerade diese Vergleichung wird Schupps Vorzüge (bei Verwandtschaft der Fehler) in ein helles Licht setzen; dort der kecke, aber im Grunde der Seele eben so freie als fromme Sohn des Lutherthums, hier der derbe, originelle, aber form= und maßlose Schüler der Jesuiten=Moral, der zum gemeinen Volkstone herabsteigt, ohne diesen zur Höhe der reinen christlichen Gesinnung zu erheben, da diese ihm selber in römische Windeln eingewickelt war.

Wachsmuths Zusammenstellung der von Schiller aus Abrahams Schrift: **„Reimb Dich, oder ich Liß Dich“** (Cöln 1702) benutzten Stellen.

Die folgenden Stellen sind entweder von Schiller übertragen worden, oder zeugen doch von der Beschaffenheit dessen, was ihm zur Benutzung vorlag. Z. B. S. 196: Von vielen Jahren hero ist das Römische Reich schier Römisch arm worden durch

stäte Krieg; von etlichen Jahren hero ist Niderland noch niderer worden durch lauter Krieg; Elsaß ist ein Elendsaß worden; der Rhein-Strohm ist ein Pein-Strohm worden, und andere Länder in Elender verkehrt worden; Hungarn führt ein doppeltes Creutz im Wappen, und bißhero hat es viel tausend Creutz ausgestanden durch lauter Krieg. S. 197: Il peccato è la calamità della calamità, die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen und Kriegs-Schwerd in unsere Länder ziehet. S. 198: Lebt man doch allerseits, als hätte der Allmächtige Gott das chiragra, und köndte nicht mehr darein schlagen. S. 199: Wer hat den (Türken) gezogen in Hungarn? Niemand anders als die Sünd, nach dem S im ABC folgt das T, nach der sünd folgt der Türck. S. 207: Bei uns findet man warm, arm und das Gott erbarm in einem Tag. S. 211: Quid hic statis otiosi? — sollt sein behertzhafft nach dem Degen greifen, dann mit menschen-Degen und Gottes Segen ꝛc. S. 220: Wie David den großmaulenden Goliath überwunden, und solchem stoltzen Hahn den Kahm gestutzet. S. 226: Fort mit denjenigen soldaten, die lieber mit den Mußgetallern, als mit den Musqueten; fort mit denj. sold., die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbgehen; Auß mit solchen sold., die lieber zu Freßburg, als zu Preßburg in Quarnison liegen. Nichts nutz seynd diejenige Sold., welche lieber Lucelburg als Luxenburg belägern, . . . die lieber mit der Sabiel, als mit dem säbel umbspringen. S. 230: Ein Schneider, welcher erst heute vom schneideren herkombt, soll morgen schon wissen, dem Feind ein Vortheil abzuschneiden; ein Müller, der erst heute den Sack ausgestaubt, soll morgen schon wissen, wie man muß den Feind in den Sack schieben; ein Schuster, der erst heut das Leder mit den Zähnen zerret, soll morgen schon wissen, wie er muß von dem Leder ziehen ꝛc. S. 231: Ein guter Soldat muß in seiner Karten nichts mehrers haben, als hertz; e. g. S. muß ein Magen haben, wie ein strauß, daß er also das Eysen wol kann verdäuen; e. g. S. muß sich reimen, wie ein Faust auf ein Aug; e. g. S. muß kein Blumen mehr lieben, als die schwerd-lilien; e. g. S. muß seinen Feind zu keiner andern Speiß laden, als auf ein Geftössens; e. g. S. muß seinem Feind nicht mit der Zung, sondern mit dem Degen die stich-Wörter geben. — S. 233: Zu dem H. Ioanni dem Täuffer seynd . . . . etliche scrupulosi Soldaten getreten, sprechend: Was solten dann wir thun? Worauff Io. geantwortet: Thut niemand überlast noch Gewalt: Contenti estote stipendiis vestris, Und seynt mit euerem Sold zufrieden. S. 235: Ubi erit victoria, si Deus offenditur? — Dann euch gar oft die Becher angenehmer als die Bücher. S. 236: Wann euch sollte von jedem Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monath der Schedel so glat, und so er auch des Absalons strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopff. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolken, und von den göldenen Sonnenstrahlen ganz außgeläutert, so muß doch bei euch Donner und Hagel allezeit einschlagen: So man zu allen Wetteren, welche euer Fluch-Zung auß-brütet, müste die Glocken leutten, man könnte gleichsamb nicht Meßner gnug herbei-schaffen . . . . Es fließet kaum ein Wort von eurer Zung, wo nit auch ein Teuffel mit schwimmet. David war auch ein Soldat ꝛc.; ich vermeine ja nicht, daß man das Maul muß weiter auffsperren zu: Gott helfe dir, als der Teuffel hol dich. S. 237: Man kann gantz richtig wissen, was ihr für Landsleuth seyd, ob ihr aus dem Himmel-reich oder Limmelreich. — Das Weib in dem Evangelio hat den verlornen Groschen gesucht und gefunden, der Saul hat die Esel gesucht nnd gefunden; der Joseph hat seine saubern Brüder gesucht und gefunden; der aber Zucht und ehrbarkeit ꝛc.; S. 239: Du sollst nit stehlen: die Soldaten haben anstatt des nit das mit gesetzt: Du sollst Mit stehlen. Es stecken demnach unter einer Pickelhauben viel Rauben und Klauben, als seyen sie deßwegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen.



15. Johann Christian Günther.

Geb. den 8. April 1695 zu Striegau (in Niederschlesien); gest. den 15. März 1723 in Jena.

Motto: Liebe, Leben.

Vielleicht hört mich das Ohr des Vaterlandes nennen,
Wenn seiner Enckel Kind die deutschen Schwäne zählt:
Vielleicht wird Opitz mich als seinen Schüler kennen,
Wenn der Elysen Feld uns dermahleinst vermählt.

Lieb und Lust zur Wissenschaft trieb mich von den Kindheitsjahren
Bis auf diesen Augenblick, stets was Höhers zu erfahren,
Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon ums zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war.
Sonderlich ergetzt' ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wol gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser armen Brotkunst schalt.

Goethe über Günther.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf; ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle

Zustände durch's Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Studentenlied.

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel;
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese? Sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten,
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort! Mir wässert schon das Maul,
Und, ihr andern, seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

Euch, Musen, dankt mein treu Gemüthe.

Euch, Musen, dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt' und bin:
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt
Und, wenn mir Freund und Trost entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh',
Hier kann ich alle Noth versüßen,
Hier richtet Niemand, was ich thu'.
Hier spiel' ich zwischen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Nun mögen andre meinesgleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn
Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geschlecht und Stand und Glück erhöhn;
Ich schmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkür ziehn und werfen kann.

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm:
Mein Name bringt, durch Sturm und Wetter,
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte.

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohl gefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried' und Ruh,
Der Unverstand viel Glücke;
Es satzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn,
Ich lebt' in aller Hoffnung hin
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

Ich schwör' es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von größrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Domherr würde;
Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachttextes höre.

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergetzte.
Oft war ein Nest voll Vögel da,
Da klang ein froher εὕρηκα,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad' entsprungen.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken;
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg und Bänken;
Was dieser hört' und jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht' auch ich mit vielen
Im kleinen nachzuspielen.

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen!
Der Eifer war mehr Ernst als Schein,
Und unser täglich Himmelschrein
Hau etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ?
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfangen?
Wie freudig dacht' ich an den Tod?
Ach Gott, gedenk' einmal der Noth,
Vor die ich, als ein Knabe,
Voraus gebetet habe.

Mit was vor Liebe, Trost und Treu
Konnt' eins das andre klagen,
Wenn etwan blinde Tyrannei
Das Stiefkind hart geschlagen;
Wir stritten leicht, doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Aeltern Gaben
Mußt' jeder etwas haben.

Jetzt lern' ich, leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen:
Es ist doch nichts als Wind und Müh,
Wornach wir sehnlich rennen.
Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst,
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu gebären.

Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündniß aller Schmerzen
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach, Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben
Und mehre sie zum Sterben.

Nur Geduld, ihr schwachen Sinnen.

Nur Geduld, ihr schwachen Sinnen,
Zittern hilft nicht vor den Tod;
Feige Seelen müssen passen
Und die Palmen überlassen,
Denn sie sterben vor der Noth.

Nur Geduld, wenn Spötter rasen,
Ist die Drohung oft nur Wind,
Eichen wachsen oft aus Steinen,
Vor dergleichen Ruthen weinen,
Zeigt ein unbesonnen Kind.

Nur Geduld! das falsche Glücke
Prüft die Helden durch den Streit:
Ohne Blut ist wohl kein Siegen;
Und ein wahres Selbstvergnügen
Kommt nicht ohne Kampf und Leid.

Nur Geduld, wenn Neider prahlen,
Denn es ist ein Uebergang:
Eh' wir oft die Hand verkehren,
Wird ihr Lachen schon zu Zähren
Und die Lust ein Mordgesang.

Nur Geduld, die rechte Liebe
Grünet auf Beständigkeit!
Läßt uns manche Schönheit warten,
Gibt uns endlich doch ihr Garten
Blumen der Zufriedenheit.

Nur Geduld! auf Sturm und Blitzen
Wird die Luft so rein als klar:
Wetter, Feind und Neid und Glücke
Machen mir nicht nasse Blicke,
Darum sing' ich in Gefahr:
Nur Geduld, auf Sturm und Blitzen
Wird die Luft so rein als klar!



16. Christian Thomas (Thomasius).

Geb. den 1. Jan. 1655 zu Leipzig; gest. den 23. Sept. 1728 in Halle.

Motto: Und du, Deutscher, allein willst deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, Französisch grüßen?
O spei aus, vor der Hausthür spei der Seine
Häßlichen Schlamm aus.
Rede Deutsch, o du Deutscher, Seie kein Künstler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Sein wie Thaten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit.
(Balde nach Herder.)

Hettners Urtheil über Thomasius.

Sollte es nicht eine Art Selbstbekenntniß sein, wenn Thomasius im Jahre 1693 auf dem Titel seiner Uebersetzung von Xenophon's Memorabilien, welche er der französischen Uebersetzung Charpentier's nachgebildet hatte, Sokrates als das „Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen“ bezeichnete? Thomasius konnte in Wahrheit in Sokrates einen Wahlverwandten seines Geistes, einen Bundesgenossen seiner Bestrebungen erblicken; er theilte mit ihm den Kampf gegen die müßige Sophistik, den steten Aufblick auf das wirkliche und werkthätige Leben, die thatkräftige aufopfernde Menschenliebe.

Ueber den Einfluß, den Thomasius von Halle aus auf das preußische Beamtenthum geübt. Aus dem „Neuen Allgem. Archiv für die Gesch. des preuß. Staats". (Aus Hettners Literaturgeschichte.)

Sind doch alle bedeutenden preußischen Beamten des vorigen Jahrhunderts in Halle gebildet, und jene charakteristische Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige, die sich in der Gesetzgebung und Verwaltung überall abgespiegelt, ist nur die Anwendung des in Halle Eingesogenen. Der Drang auf ein gemeinverständliches deutsches Recht zur Abschneidung aller juristischen Facultäten und Advocatenkünste, der bald in allen preußischen Beamten wurzelte und sich endlich zu verwirklichen suchte, die ungeheure Ausdehnung der Staatsbevormundung in der ganzen Verwaltung, die Prüfung durch den gesunden Menschenverstand und den gemeinen Nutzen, der alle hergebrachten Verhältnisse allmälig unterworfen wurden, dies ist in Halle entstanden. Die Universität Frankfurt repräsentirt den alten Brandenburgischen Kurstaat, Halle ist das Erzeugniß des neuen Königreichs Preußen; jene hat den märkischen Landesbrauch bis in das achtzehnte Jahrhundert aufrecht erhalten, während aus dieser das sogenannte Naturrecht hervorging, was für die Geschichte unserer Rechtsentwickelung und des Provinzialrechts insbesondere sehr zu beachten ist.

Gedike über Thomasius' Verdienste.

Thomasius bewirkte nach Luther die zweite höchst nöthige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir Alle verdanken ihm einen großen Theil unserer intellectuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens. Mögen hunderte seiner dogmatischen Behauptungen jetzt irrig befunden werden, mag sein Geschmack zum Theil unausgebildet, zum Theil falsch heißen; mögen die meisten seiner Schriften jetzt nur noch den Forscher der Literargeschichte interessiren; alles dies sind vorübergehende äußere Dinge. Die Tendenz seines Geistes war die richtige, sein kritischer Sinn weckte alle guten Köpfe. Auf diese Weise hat er bei seinen Lebzeiten gewirkt und so wirkt er noch ununterbrochen bei allen denkenden und freien Deutschen, sollten diese ihn auch als ihren Lehrer mißkennen.

Aus Thomasius' Widmung seiner **„Wissenschaft, das Verborgene des Herzens zu erkennen"** (1691). (Aus Hettners Literaturgeschichte.)

Wenn man die Ursachen untersuchet, woher es gekommen, daß, da die Künste und Wissenschaften in Holland, England und Frankreich in diesem Jahrhundert zu einer so hohen Vollkommenheit gediehen, es dennoch in Teutschland damit so merklich nicht fortgewollt, so wird man zwar befinden, daß die meisten Stimmen gelehrter Leute dahin ihr Absehen richten, als wenn solches entweder der Freigebigkeit hoher Potentaten und großer Staatsminister und deren Mangel oder dem unterschiedenen Genio der Nationen zuzuschreiben sei. Sobald man aber die Sache ein wenig genauer überlegt, wird man sehen, daß keine von diesen beiden Ursachen mit Bestand der Wahrheit zu diesem Endzweck angeführt werden kann. Soll ich es mit einem Worte sagen, es ist die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geist das rechte Leben gibt und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viele Vortheile haben, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft ist zwar andern Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennt keinen Oberherrn

als Gott. Und darum ist ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibet, unerträglich; oder aber er wird zu allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich demselben durch Antrieb eitler Ehre und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und das Aufnehmen der Weisheit. Unser armes Teutschland ist dieses bisher ja wohl gewahr worden. Wo die Gelahrtheit als ein geschlossenes Handwerk tractirt wird, da Keiner eine Kunst treiben darf, wo er das Meisterrecht nicht theuer erkauft hat, oder eines Meisters Sohn ist, oder eines Meisters Tochter geheirathet hat, oder wo man mit dem Verstande Monopolia anstellt und es als ein absonderlich Privilegium ausbetteln muß, mit den von Gott verliehenen Gaben seinem Nächsten zu dienen, ja wo man endlich gute Ingenia, die die gemeinen Irrthümer entdecken und die unterdrückte oder versteckte Wahrheit hervorzubringen suchen, mit Gefängniß oder wohl gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich angelegen sein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten. Wo man aber im Gegentheil einen Jeden, der etwas dem gemeinen Wesen Nützliches erfindet, ich will nicht sagen, kostbar beschenket, sondern ihm nur die Freiheit vergönnt und ihn wider alle Verfolgungen in nachdrücklichen Schutz nimmt, so darf man sich wiederum nicht wundern, wenn man sieht, daß auch die schläfrigsten und langsamsten Ingenia sich aufmuntern, ein jedes nach seinem Vermögen zur Forthelfung der Weisheit etwas zu contribuiren, und daß die unter der Maske einer affectirten Gelahrtheit verkappte Unwissenheit und Pedanterie sich verkriechen und aus dem Lande weichen muß. Dieses Einzige ist es, das den Holländern und Engländern, ja selbst den Franzosen vor der Verfolgung der Reformirten, so viele gelehrte Leute gegeben, da hingegen der Mangel dieser Freiheit die Scharfsinnigkeit der Italiener und den hohen Geist der Spanier so sehr unterdrückt hat. Und diese Freiheit ist es auch, die uns nunmehr hoffen läßt, daß in unserm Teutschland man täglich und handgreiflich spüren wird, wie sich edle Gemüther bemühen werden, den bisher ihrer Nation anhaftenden Schandfleck, als ob sie unfähig wären, etwas Gutes und Tüchtiges zu erfinden, abzuwaschen, nachdem durch die allweise Vorsehung hohe Häupter in unserm Vaterland immer mehr anfangen, die bisher unterdrückte Freiheit emporzuheben und derselben den ihr gehörigen Glanz zu geben, wie sehr auch ihre Feindin, die sklavische Scheinweisheit, sich bemühet, Solches zu verhindern.

Aus dem Discours: „**Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?**"

Derowegen sei es so, man ahme denen Frantzosen nach, denn sie sind doch heut zu Tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben. Sie verfertigen die Kleider wol und bequem, und ersinnen solche artige Moden, die nicht nur das Auge belustigen, sondern mit der Jahreszeit wol überein kommen. Sie wissen die Speisen so gut zu präparieren, daß sowol der Geschmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Hausrath ist reinlich und propre, ihre Sprache anmutig und liebreitzend, und ihre ohn erzwungene ehrerbietige Freiheit ist geschickter sich in die Gemüter der Menschen einzuschleichen als eine affectierte bauerstoltze gravität. Nichts destoweniger ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn man jemand, der hochgeachtet wird, nachahmen will, man sich in Kleinigkeiten, welche nichts zur Sache thun, nicht vertieffen muß, sondern das Hauptwerk ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmet wird, seine Hochachtung erworben. Männiglich lacht Bassianum aus, daß er mit aller Gewalt Alexander den Großen nachäffen wollen, so gar daß er den Kopf

auf seine Seite zutragen sich angewehnet, und des ehrlichen Aristotelis Bücher mit großen Leidwesen derer Herren Peripateticorum verbrennen lassen, weil man ihn berichtet, ob wäre Aristoteles mit Ursache gewesen, daß der Alexander mit Gifft vergeben worden; da er doch im übrigen nicht die geringste qualität, kraft welcher Alexander sich den Namen des Großen verdienet, an sich gehabt. Ich weiß nicht, meine Herren, ob es uns nicht auch so gehe. Denn wie kommts doch, daß wann von uns Deutschen jemand in Frankreich reiset, ohneractet er propre gekleidet ist und sehr geschickt von einem Frantzösischen Braten oder fricassee räsonieren kan, auch perfect parlieret und seinen Reverenz so gut als ein leibhafftiger Frantzos zumachen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird, dahingegen die Frantzosen, so zu uns heraußer kommen, durchgehends Liebe und Verwunderung an sich ziehen? Es kan nicht fehlen, wir müssen mit unserer Nachahmung das rechte pflöckgen nicht getroffen haben, und ist dannenhero hoch nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künste kommen wollen, wodurch sie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sachen ein wenig reiffer nachdenken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.

- - - -

So ist auch offenbahr, daß wir in Teutschland unsere Sprache bey weiten so hoch nicht halten, als die Frantzosen die ihrige. Denn anstatt daß wir uns befleißigen solten, die guten Wissenschaften in Teutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos Technicos mit danckeln oder lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke, und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen in gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs höchste kömmt, zu nichts mehr, als Histörgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder deren höhern Facultäten Lehren und Grund-Regeln in selbigen vorzustellen. Denn wie viel sind unter uns, die da meynen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehrt seyn; ja ich wollte wetten, daß unter denen, so diesen meinen Discours lesen werden, fast die Helffte dieses ihre erste censur werden seyn lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in Lateinischer Zunge verfertiget; so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zu Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wolte. Dannenhero auch kein Wunder ist, wenn es bey uns in Teutschland an guten Uebersetzungen mangelt.

— - -



17. Gottfried Wilhelm Leibniz.

Geb. den 21. Juni 1646 zu Leipzig; gest. den 14. Nov. 1716 in Hannover.

Motto: Was von Leibniz dunkel bleibt, bleibt von der deutschen Aufklärung dunkel. Wenn jener ganz begriffen ist, kann auch diese ganz verstanden werden.

Ein Selbstbekenntniß Leibnizs.

Niemand hat weniger Censorgeist, als ich habe. Sonderbar ist's; aber mir gefällt das Meiste, was ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir im Leben etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem einen dieß, dem andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was lobenswerth ist, nicht was Tadel verdienet.

Herder über Leibnizs Geist.

Nichts verehre ich an Leibniz mehr, als diese große, unparteiische Jugendseele, die bis an's Ende seiner Tage alles mit Freuden aufnahm, was irgend der Wissenschaft diente. Keine Form wies er verächtlich ab; in allem suchte er das Beste. Von ausschließenden Leibnizianern hatte er so wenig Begriff, daß vielmehr seine Schriften und Briefe darauf arbeiten, in Zukunft alle Secten zu vernichten, aus Alten und Neuen

die Wahrheit zu lernen, und auch einer sonst schlechten Schrift den Beitrag nicht abzuleugnen, den sie dem Gemeingute der Menschheit liefert. Ich wünschte, daß seine Gedanken, seine Urtheile über die verschiedensten Schriftsteller, in ihrer ganzen großen Unparteilichkeit für Jünglinge ausgehoben, und als Leibniz Geist, als die einzige, immer frische und neuströmende Quelle der Wissenschaft dargestellt würden.

Herder über Leibnizs Metaphysik.

In der Metaphysik war Leibniz Dichter. Er ersann eine göttlich künstliche Welt, die er dem Cartesianismus, Spinozismus, Epicureismus entgegenstellte, und damit allen Schwierigkeiten zu entkommen glaubte. Sein Universum der Seelen war eine für sich bestehende Gemeine, von Gott erweckt und fortwährend bestrahlt, unter seinen Gesetzen aus sich selbst wirksam; die Körperwelt war ihm ein Kunstgebäu, jenem harmonisch geordnet. Allenthalben herrschet in beiden, nach seinem System, die schicklichste Convenienz; unter dem Möglichen ist das Beste mit weiser Güte gewählet, da dann über vernünftige Geister Gerechtigkeit in einer großen Stadt Gottes waltet. Diesen Staat schilderte Leibniz als ein liebender Künstler; daher die romantischen Namen der Monaden, der prästabilirten Harmonie u. s., die ohne Kenntniß der Begriffe selbst zuerst Modeworte, dann Spott wurden.

K. Fischer über Leibnizs Sprache.

Leibniz vermochte nicht deutsch zu philosophiren. Er hatte den deutschen Geist in die neuere Philosophie eingeführt und von der Herrschaft des Cartesius unabhängig gemacht, aber seine Sprache blieb unter dem fremden Einfluß, und die deutsch gewordene Speculation erschien noch in auswärtigen Formen. Wolf löst diese letzte Fessel: er führt die deutsche Sprache in die neuere Philosophie ein und verhilft dem deutschen Geiste zu seinem natürlichen Ausdruck, zu seiner selbsteigenen Aeußerung.

Herder über Leibnizs Ansicht vom Verhältniß der Sprache zur Philosophie.

Sprache, sagt Leibniz, ist der Spiegel des menschlichen Verstandes, und, wie man kühn hinzusetzen darf, ein Fundbuch seiner Begriffe, ein nicht nur gewohntes, sondern unentbehrliches Werkzeug seiner Vernunft. Mittelst der Sprache lernten wir denken, durch sie sondern wir Begriffe ab und knüpfen sie, oft haufenweise, in einander. In Sachen der reinen oder unreinen Vernunft also muß dieser alte, allgemein gültige und nothwendige Zeuge abgehört werden, und nie dürfen wir uns, wenn von einem Begriff die Rede ist, seines Heroldes und Stellvertreters, des ihn bezeichnenden Wortes schämen. Oft zeigt uns dieses, wie wir zu dem Begriff gelangt sind, was er bedeute, woran es ihm fehle. Konstruirt der Mathematiker seine Begriffe durch Linien, Zahlen, Buchstaben und andere Zeichen, ob er gleich weiß, daß er keinen mathematischen Punkt machen, keine mathematische Linie ziehen könne, und eine Reihe anderer Charaktere von ihm gar willkürlich angenommen sind, wie sollte der Vernunftrichter das Mittel übersehen, durch welches die Vernunft eben ihr Werk hervorbringt, festhält, vollendet? Ein großer Theil der Mißverständnisse, Widersprüche und Ungereimtheiten also, die man der Vernunft zuschreibt, wird wahrscheinlich nicht an ihr, sondern an dem mangelhaften oder von ihr schlecht gebrauchten Werkzeuge der Sprache liegen, wie das Wort Widersprüche selbst saget.

Glaube niemand, daß die hohe Kritik der reinen Vernunft hiedurch erniedrigt,

und die feinste Speculation zur Grammatik werde. Es wäre gut, wenn sie in allem dieß werden könnte, worauf auch Leibniz mit seiner Charakteristik ausging. Dem großen Sprachkenner, Sprachenforscher, Sprachenvergleicher war, wie hundert seiner Bemühungen zeigen, die Bezeichnung unserer Begriffe in ihren Ableitungen sowohl als Complicationen die letzte und höchste Philosophie.

Biedermann über Leibnizs Hinneigung zu den Großen der Erde.

Wir sehen Leibniz sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses für seine gemeinnützigen Ideen zu versichern und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja zuweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Philosophen auf's Spiel setzen, und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Wege ihm zwar Einiges gelingt, was seinem Ehrgeiz oder seinem Verlangen nach äußerem Lebensbehagen Genüge thun mochte, aber wenig oder gar nichts für die höheren Zwecke seines Strebens. Immerfort von der täuschenden Hoffnung getrieben, unmittelbar für die nächste Gegenwart als Diplomat, als Staatsmann, als Nationalökonom zu wirken, versäumt er allzusehr jene stille nachhaltige Thätigkeit des Reformirens, die in dem Ausstreuen einer zwar langsamen, aber sicher reifenden Saat großer einfacher Ideen besteht, jene Thätigkeit, mittelst welcher ein Hugo Grotius, ein Locke, ja selbst ein Spinoza, trotz ihrer durch mißliche Verhältnisse verkümmerten oder freiwillig von vornherein aufgegebenen öffentlichen Wirksamkeit dennoch die Schöpfer neuer und großer Zukunftschöpfungen für ganze Völker und Zeitalter wurden.

Leibnizs Verurtheilung der Freigeisterei und des Unglaubens. Aus den Nouveaux essais sur l'entendement humain (1704). Nach Hettner.

Wenn die Billigkeit erheischt, daß man die Personen schont, so erheischt doch die Frömmigkeit, daß man die Gefährlichkeit der Lehren zeigt; und gefährlich sind jene Lehren, welche gegen die Vorsehung eines allwissenden und allgerechten Gottes und gegen die persönliche Unsterblichkeit der Seele ankämpfen, um von anderen der Sitte und der Gesellschaft verderblichen Meinungen gar nicht zu sprechen. Ich weiß, daß es treffliche und wohlgesinnte Menschen gibt, welche diesen Lehren wenig Einfluß auf das Leben zuschreiben, und ich weiß auch, daß in der That in Menschen von ausgezeichnetem Naturell solche Irrthümer nicht in üble Folgen ausschlagen; man muß sagen, daß Epikur und Spinoza einen durchaus musterhaften Wandel geführt haben. Aber anders ist es bei den Schülern und Nachahmern. Indem sie sich der lästigen Furcht vor einer überwachenden Vorsehung und strafenden Vergeltung überhoben wähnen, lockern sie nicht blos ihren eigenen bösen Leidenschaften die Zügel, sondern verführen und verderben auch Andere; und sind sie ehrgeizig und hartherzig, so sind sie im Stande, zu ihrem Vergnügen und Vortheil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden, wie ich selbst Leute dieser Art gekannt habe. Ich finde sogar, daß diese Meinungen, wie sie sich jetzt auch bei den Großen, von denen die Staatsgeschäfte abhängen, durch modische Bücher einschmeicheln, alle Dinge für einen allgemeinen Umsturz vorbereiten, von welchem Europa bedroht ist, und daß sie vollends zerstören, was in der Welt noch übrig ist von jenen edelmüthigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterland und zur öffentlichen Wohlfahrt und die Sorge für die Nachwelt über ihr eigenes Glück und selbst über ihr Leben stellten. Die public spirits, wie sie die Engländer nennen, nehmen bedauerlich ab und sind außer Mode, und sie werden noch mehr abnehmen, wenn sie durch die gute Moral und durch die wahre Religion, zu welcher die natürliche Vernunft uns selbst Anweisung gibt, nicht mehr unterstützt werden.

Man spottet jetzt laut über die Vaterlandsliebe und macht diejenigen lächerlich, welche um das Gemeinwesen Sorge tragen, und wenn ein wohlgesinnter Mann fragt, was aus der Zukunft werden solle, so erhält er die Antwort, daß diese uns nicht kümmere. Aber es kann sich ereignen, daß Jene selbst noch die Uebel zu erleiden haben, welche sie Anderen vorbehalten meinen. Bessert man sich noch bei Zeiten von dieser epidemischen Geistesverwirrung, deren üble Wirkungen schon jetzt sichtbar zu werden beginnen, so kann der Gefahr vielleicht noch vorgebeugt werden; schreitet aber jene Krankheit wachsend vor, so wird die Vorsehung die Menschen durch die Revolution selbst, welche daraus entstehen muß, bessern; denn, was auch kommen mag, so wird sich für das Ganze, am Schluß der Rechnung, noch Alles zum Besten wenden, obgleich dies nicht geschehen wird und nicht geschehen darf ohne die Bestrafung Derer, welche durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zu dieser heilsamen Umkehr beigetragen haben.

Leibnizs Ansichten über die Sectirerei in der Philosophie.

Ich wünschte, daß treffliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reich der Philosophie sein zu können (arripiendae tyrannidis in imperio philosophico) aufgäben und den Ehrgeiz, eine Secte stiften zu wollen, fahren ließen: denn eben hieraus entspringen jene ungeschickten Parteilichkeiten, jene leeren und eitlen Bücherkriege, die der Wissenschaft und dem Gebrauch der kostbaren Zeit so sehr schaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Apollinianer; alle sind von Einer Secte, der Wahrheit zu folgen, woher sie sich anbieten möge. Auch wird niemand geboren werden, der sich das ganze Patrimonium der Gelehrsamkeit zueigne, der das ganze Menschengeschlecht an Geist übertreffe und alle Sterne um sich her auslösche wie die ätherische Sonne. Wir wollen den Des Cartes loben, ja gar bewundern; deshalb aber wollen wir andere nicht vernachlässigen, bei denen sich viele und große Dinge finden, die jener nicht bemerkt hat. —

Nichts stehet dem Fortkommen der Wissenschaft so sehr entgegen, als jener Knechtsdienst, in der Philosophie eines andern Gedanken zu paraphrasiren; und eben diese Paraphrasirkunst halte ich für die Ursache, warum von den bloß Cartesianern eben so wenig Neues und Ausnehmendes geleistet werde, als von den Aristotelikern geleistet worden, nicht aus Mangel des Genies, sondern des Sectengeists, der Parteisucht halben. Wie nämlich unsere Einbildungskraft, wenn ihr Eine Melodie allein vorschwebt, schwerlich und mit Mühe zu einer andern übergeht, wie der, der unabläßig einer geschlagenen Straße folgt, keine neuen Wege entdecken wird, so sind auch die, die Einem Autor sich einverleiben, leibhafte Knechte dieses Autors, die er durch Gewohnheit in Dienst und Besitz hat; zu etwas Neuem und Verschiednem können sie ihr Gemüth nicht erheben. Und doch ist bekannt, daß den Wissenschaften nichts so sehr fortgeholfen hat, als die Verschiedenheit der Wege, auf denen man die Wahrheit gesucht hat.

Leibnizs Ansichten über das Spiel.

Ich wünschte, daß jemand alle Arten von Spiel mathematisch behandelte und sowohl die Gründe ihrer Regeln und Gesetze, als ihre vornehmsten Kunststücke angäbe. Unsäglich viel zur Erfindungskunst Brauchbares liegt in den Spielen. Und dieses daher, weil die Menschen im Scherz sinnreicher als im Ernst zu sein pflegen: denn überhaupt geht uns besser von der Hand, was wir mit Lust verrichten.

Es könnte ein Spiel ausgedacht werden, das man das Spiel der Vorsorge oder der Zufälle nennen könnte: wenn das geschiehet, was könnte sich zutragen? Weil diese

Zufälle zum Theil allgemein und auf vieles anzuwenden sind, müßte ein Gesetz sein, solche bei einer neuen Frage nicht wieder zu gebrauchen, oder man könnte die allgemeinen Zufälle gar ausschließen — und das Gesetz machen, daß man nur Zufälle anführe, die vermieden werden können, ohne daß die Handlung selbst unterbleibe. Den möglichen Zufall könnte der Eine, das Mittel dagegen sein Nachbar sagen u. s.

Man hatte vormals ein Fragspiel: wozu ist das Stroh gut? man könnte es das Spiel der Effecte, oder cui bono nennen. So könnte ein Spiel der Ursachen oder Mittel eingeführt werden, z. B. womit kann dieß oder das gethan werden? Solche Spiele schärfen den Verstand, und führen zu ernsthaft Gutem, da andre Possen nur zu ernsthaft Bösem führen.

Man hat ein Gedächtnißspiel, da man sich übt, etwas Auswendiggelerntes, schwer Auszusprechendes mit wachsender Rede herzusagen; dergleichen Spiele könnten noch mehr erfunden werden, nicht zu Vermehrung der Seelenkräfte allein, sondern auch zu Uebung der Tugenden. In manchen Spielen ist Bescheidenheit, Mäßigung nöthig, wie im Königspiel u. s. Ich wollte, daß Comenius daran gedacht hätte, da er sein Buch: die Schule ein Spiel, herausgab.

Einzelne Aeußerungen Leibnizs über Verschiedenes. Von Herder ausgezogen.

So oft ich, sagt er zu seinem Freunde Ludolf, den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her, und dabei unsere Trägheit, unsre verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unser vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahin aus, daß in Europa sich alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man sich, als ob alles in höchster Sicherheit sei, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unsrer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man; um's Große bekümmert sich niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urtheile der Ausländer von uns durch unser Betragen. —

Im Felde der Wissenschaften stecken wir noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht sorgfältiger aufspähen und größern Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. Um ihre Augen aber ist eine Binde gezogen, und man muß die Zeit erwarten, da alles reif sei.

Wie die englische Societät Naturversuche zusammenträgt, so sollte eine andere sein, die Regeln des Lebens, nützliche Bemerkungen und versteckte Vorschläge, wie der Zustand der Menschen zu verbessern sei, zusammentrüge.

Aus den Schriftstellern sollte man ausziehen, nicht nur was irgend nur Einmal, sondern von wem es zuerst gesagt sei. Hier muß man von den ältesten Zeiten anfangen, doch aber nicht alles erzählen, sondern was zum Unterricht des menschlichen Geschlechts dienet, auswählen. Wenn die Welt noch tausend Jahre steht, und so viel Bücher wie heut zu Tage fortgeschrieben werden, so fürchte ich, aus Bibliotheken werden ganze Städte werden, deren viele dann durch mancherlei Zufälle und schwere Zeitumstände ihr Ende finden werden. Daher wäre es nöthig, aus einzelnen, und zwar den Originalschriftstellern, die andre nicht ausschrieben, Eklogen wie Photius zu machen, und ihr Merkwürdiges mit den Worten des Schriftstellers selbst zu sammeln. Was aber merkwürdig sei, kann, bei der großen Verschiedenheit der Köpfe und der Wissenschaften freilich nicht jeder beurtheilen.

Ich glaube, daß es bei euch viele geschickte Männer gibt. Indessen mache ich einen großen Unterschied zwischen gründlichen Kenntnissen, die den Schatz des mensch-

lichen Geschlechts vermehren, und zwischen der Notiz von Thatsachen, die man gemeiniglich Gelehrsamkeit nennet. Ich verachte diese Gelehrsamkeit nicht, deren Werth und Nutzen ich einsehe; dennoch aber wünschte ich, daß man sich mehr an das Gründliche hielte: denn es gibt allenthalben zu wenig Personen, die sich mit dem Wichtigsten beschäftigen. Nichts ist so schön und so befriedigend, als eine wahre Kenntniß vom System der Natur zu haben. Würden viele dieß Studium liebgewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück; statt dessen, daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgibt, die uns ergetzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln. Unter Vollkommenheiten rechne ich nichts, als was uns auch nach diesem Leben bleiben kann; die Kenntniß von Factis ist wie die Kenntniß der Straßen in London. Sie ist gut, so lange man dort ist.

Das göttliche Naturlicht in uns zu vermehren, hat man dreierlei zu thun nöthig. Zuerst sammle man eine Kenntniß der vortrefflichen Erfindungen, die schon gemacht sind; sodann erforsche man, was noch zu entdecken ist; endlich bringe man beides, das Erfundene und noch zu Erfindende in Lobgesänge an den Urheber der Natur, zu Erweckung der Liebe zu ihm und zu den Menschen. Wären die Sterblichen so glücklich, daß ein großer Monarch diese drei Dinge einmal für sein Werk ansähe: in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und zum Wohl des Menschengeschlechts mehr bewirkt werden, als wir sonst in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten.

Ich hatte im Sinn, mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaisers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „deutsche Rathschläge“ ans Licht zu stellen; es ist aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Deklamatoren, die in Schulen über die beste Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die niemand anwendet. Die besten Gedanken werden verächtlich, wenn man sie öffentlich hinstellt: unsere Feinde werden dadurch mehr gewarnt als gebändigt. Indessen besitze ich manches Ueberdachte, das auch großen Männern wichtig geschienen hat, und in unsern Zeiten dem Ganzen sehr nützlich sein könnte. Vor allem bin ich mir der Treue bewußt, und der Liebe zum allgemeinen Besten.

Leibniz über den ewigen Frieden.

Ich erinnere mich hiebei der Devise eines Kirchhofs: pax perpetua; denn die Todten schlagen sich nicht. Die Lebendigen aber sind von einem andern Humor, zumal die Mächtigsten; die respectiren keine Tribunäle. Man müßte diese Herren gutbürgerlich in die Bank des Tribunals Kaution machen und gerichtlich deponiren lassen, z. B. einen König von Frankreich 100 Millionen Thaler, einen König von Großbritannien nach Verhältniß, daß, falls sie sich dem Spruch des Tribunals widersetzten, dieser mit ihrem eigenen Gelde exekutiv vollstreckt werden könnte.



18. Christian Wolff.

Geb. den 24. Januar 1679 zu Breslau; gest. den 9. April 1754 in Halle.

Motto: Durch Wolf lernt die Philosophie deutsch reden und deutsch schreiben.
(K. Fischer.)

Friedrich der Große an Reinbeck über Wolff's Zurückberufung nach Halle.

Ich bitte ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wehrt gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadiret.

Kant über Wolffs Verdienste.

In der Ausführung des Plans, den die Kritik vorschreibt, d. i. im künftigen System der Metaphysik, müssen wir dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen, der zuerst das Beispiel gab und durch dies Beispiel der Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland wurde, wie durch gesetzmäßige Feststellung der Prinzipien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen der sichere Gang einer Wissenschaft zu nehmen sei, der auch eben darum eine solche, als Metaphysik ist, in diesen Stand zu versetzen vorzüglich geschickt war, wenn es ihm beigefallen wäre, durch Kritik des Organs, nämlich der

reinen Vernunft selbst, sich das Feld vorher zu bereiten; ein Mangel, der nicht sowohl ihm als vielmehr der dogmatischen Denkungsart seines Zeitalters beizumessen ist und darüber die Philosophen seiner sowohl als aller vorigen Zeiten einander nichts vorzuwerfen haben.

Hettners Urtheil über Wolff.

In der Geschichte der allgemeinen Bildung, nicht in der Geschichte der Philosophie, liegt Wolff's Bedeutung. Mit Recht sagt Hegel, daß vor Allen Wolff der Lehrer der Deutschen genannt werden dürfe. Was von Thomasius angeregt und vorbereitet war, hatte in Wolff seine Erfüllung gefunden.

Bisher war in Deutschland das freie wissenschaftliche Denken nur das Bedürfniß und das Vorrecht einzelner hervorragender Geister gewesen, welche den Muth und die Kraft eigener Ueberzeugung hatten. Wolff hat das große und unsterbliche Verdienst, daß er die Philosophie auch in die Massen einführte und zu einer allgemeinen und durchgreifenden öffentlichen Angelegenheit machte.

Leibniz hatte philosophirt, kühn und schöpferisch; aber nur sprunghaft und über einzelne Fragen, wenn auch über die ersten und höchsten. In Wolff erwacht zum ersten Mal in Deutschland der Begriff der Philosophie in jener tiefsten Bedeutung, daß über und außer ihr keine andere Erkenntniß sei.

Wolff ist der Schöpfer unserer philosophischen Sprache. Viele Begriffsbestimmungen und Wortbildungen, welche geschichtliche Unkenntniß gewöhnlich erst Kant zuschreibt, gehören der Erfindung Wolffs an.

Aus Wolff's Schriften.

Wer die gegenwärtigen unglückseligen Zeiten erwäget, der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, so daß ich Alle glückselig machen wollte, wenn es bei mir stände, habe ich mir auch niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten, und, nachdem ich vortreffliche Muster des ungearteten Geschlechts nicht ohne empfindliche Schmerzen kennen lernen, bin ich in diesem Eifer noch mehr angefeuert worden, ja ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in mir reget. Aus diesem Triebe kommen auch gegenwärtige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, an das Tageslicht, und sollen nun in einer unverrückten Reihe nach und nach mit anderen begleitet werden, welche die Erkenntniß der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und der wunderbaren Werke Gottes in der Natur vor Augen legen.

Was unseren sowohl innerlichen als äußerlichen Zustand vollkommener machet, das ist gut; was beiden unvollkommener machet, das ist böse. Weil die freien Handlungen der Menschen durch ihren Erfolg gut oder böse werden, was aber aus ihnen erfolgt, nothwendig herauskommen muß und nicht ausbleiben kann, so sind sie an und für sich selbst gut oder böse und werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht.

Wenn es derowegen gleich möglich wäre, daß kein Gott wäre und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden die freien Handlungen der Menschen dennoch gut oder böse verbleiben. Und also irren Diejenigen, welche sich einbilden, ein Atheist werde alle Schandthaten und Laster begehen, wenn er nur von bürgerlichen Strafen frei ist; denn dieses trifft nur ein, wenn ein Atheist unverständig ist und die Beschaffenheit der freien Handlungen nicht recht einsieht. Daher bringet ihn nicht seine Atheisterei zum bösen Leben, sondern seine Unwissenheit von dem Guten und Bösen, aus welcher Quelle auch bei Anderen, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und unrichtiger Wandel entspringet. Wir wissen, daß wohl auch die Lehren der christlichen Wahrheiten von Leuten, die in Unwissenheit und Irrthum von dem Guten und Bösen stecken, auf Sünde gezogen werden. Es sei ferne, daß ich den Atheisten das Wort reden wollte! Ich kann doch aber auch nicht gegen die Wahrheit sein! Weil unsere freien Handlungen durch Dasjenige, was aus ihnen nothwendig erfolgt, gut oder böse werden, so wird zur Beurtheilung derselben eine Einsicht in den Zusammenhang der Dinge erfordert. Da nun die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge die Vernunft ist, so wird das Gute und Böse durch die Vernunft erkannt. Und demnach lehret uns die Vernunft, was wir thun und lassen sollen, das heißt, die Vernunft ist die Lehrmeisterin des Gesetzes der Natur.

Weil uns die Natur verbindet, zu thun, was uns und unseren Zustand vollkommener macht, und zu unterlassen, was uns und unseren Zustand unvollkommener machet, so ist die Regel, thue, was dich und deinen Zustand vollkommener machet, und unterlaß, was dich und deinen Zustand unvollkommener machet, ein Gesetze der Natur. Da nun diese Regel sich auf alle freye Handlungen des Menschen erstrecket, so hat man kein anderes Gesetze der Natur mehr nöthig, sondern alle besondere Gesetze müssen daraus erwiesen werden auf die Art und Weise, wie schon erinnert worden. Und also ist diese Regel ein vollständiger Grund aller natürlichen Gesetze.

Da nun der Mensch immer zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet, so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seligkeit, deren man fähig ist, erhalten und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen.

Ich rede hier als ein Weltweiser blos von derjenigen Seligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann und eigne demnach keinesweges der Natur zu, was unsere Gottesgelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilft, ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammenstimmt (denn wie könnte widereinander sein, was von einem Gott herkommt, der vollkommen weise ist?), so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdenken, was ich von der irdischen Seligkeit des Menschen gesagt habe, zur Genüge sehen, daß die Weltweisheit mit den Lehren der Gottesweisheit wohl zusammenstimmet und daß durch meine Lehren der Unterschied der Natur und der Gnade und der Vorzug der Gnade vor der Natur am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kann.



19. Johann Christoph Gottsched.

Geb. den 2. Febr. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg (in Preußen); gest. den 12. Dec. 1766 in Leipzig.

Motto: Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist!
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.
(Schiller.)

Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen. — —

Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkart angemessen sei oder nicht. (Lessing.)

Auf Gottscheds Tod. Von Herder.

Herr Gottsched starb! Der alte wackre Mann,
Der lebenslang viel schrieb und wenig sann
Und, um nicht nachzusinnen, übersetzte
Und, statt zu überwinden, plump zerfetzte;
Der unsre Sprache, wie Augias' Stall,
Rein wässerte, ein Hercul überall
Mit Hand und Mund, an Schultern und an Lenden;
Der, um die Schmach Germaniens zu enden,
Französ'schen Wind in deutsches Bleirohr zwang
Und mit dem Luftknall zwanzig Jahre lang
Wie Sperlinge die deutschen Musen scheuchte
Und wie Apollo hinter Daphne keuchte,
So er dem Witze nach. —

Hettners Urtheil über Gottsched.

Gottsched war nicht der Anfang eines neuen Zeitalters, sondern der Abschluß des alten. Es ist der tiefste Kern seines Wesens, wenn er 1744 in der Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe von Neukirch's Gedichten sagt, „das güldene Zeitalter unserer Poesie müsse in denen Zeiten gesucht und festgesetzt werden, da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch gelebt und geschrieben haben". Das Bedeutende und Unterscheidende in Gottsched war nur, daß er nicht wie diese seine französirenden Vorgänger sich mit den kleinen und untergeordneten Dichtarten begnügte, sondern auch alle reinsten und höchsten Formen, vornehmlich das Drama, zu deutlicher wissenschaftlicher Erkenntniß und werkthätiger Ausübung bringen wollte.

Aus dem „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" (1730).

Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder haben nach der damaligen Einfalt der Zeiten wohl nichts Anderes im Sinn gehabt, als wie sie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in Anderen eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte; dahin zielten ihre lustigen und traurigen, verliebten und spöttischen Lieder; ein Saufbruder machte den andern lustig, ein Betrübter lockte dem Andern Thränen heraus, ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zuwege. Aber die nachfolgenden Dichter mischten in die Schönheit des Ausdrucks weise Lehren und Sittensprüche; die alten Poeten waren die ersten Weltweisen, oder umgekehrt die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen.

Man antwortet darauf (auf die Frage: ob alle poetischen Fabeln nothwendig moralische Absichten haben müssen?), daß es freilich wohl möglich sei, Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen, dergleichen manches Mährlein ist, so die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten, allein da es möglich ist, die Lust mit dem Nutzen zu verbinden und ein Poet auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein muß, so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als ihm möglich ist; ja er wird keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge, „denn omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci".

Wie greift man indessen die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieses ist freilich das Hauptwerk in der ganzen Poesie; Vielen, die sonst ein gutes Naturell zur Poesie gehabt, ist es blos deswegen nicht gelungen, weil sie es in der Fabel versehen haben. Zuerst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen; hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Nunmehro kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will, ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus zu machen. Alles beruht hierbei auf der Benennung der Personen, so darin vorkommen sollten. Aesopus würde ihnen thierische Namen geben; wäre ich Willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßten die Personen, so dabei vorkämen, bürgerlich sein, denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie; die Tragödie ist von der Comödie

nur in der besonderen Absicht unterschieden, daß sie anstatt des Gelächters die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken sucht, daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen; und für die epische Fabel, die das Meisterstück der ganzen Poesie ist, müssen die Personen die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige, Helden und große Staatsleute sein, und Alles muß darin groß, seltsam und wunderbar klingen.

Die besten Dichter sind nach Gottsched: „Terenz, Virgil, Horaz von den Lateinern; Petrarcha und Tasso von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Molière und Voltaire von den Franzosen; Heinsius und Cats von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, beide Gryphier, Canitz, Besser und Günther von unseren Landsleuten."

Aus der Vorrede zur ersten Auflage des „sterbenden Cato".

Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebeswirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam. Das einzige gute Stück, so man aufführete, war der Streit zwischen Ehre und Liebe oder Roderich und Chimene, Corneille's Cid; aber nur in ungebundener Rede übersetzt.

Je mehr ich nun durch die Lesung aller dieser Werke die wohleingerichtete Schaubühne der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte es mich, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen. Indessen aber, daß mir das Licht nach und nach aufging, so geschah es, daß die Dresdner Hofcomödianten einen anderen Prinzipal bekamen, der nebst seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engländerin etwas nachgibt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Comödie auf den Fuß der französischen zu setzen. Den ersten Vorschub dazu that der Hochfürstlich Braunschweigische Hof, woselbst zu des höchstseligen Herzog Anton Ulrichs Zeiten schon längst ein Versuch gemacht worden war, die Meisterstücke der Franzosen in deutsche Verse zu übersetzen und wirklich aufzuführen; man gab ihnen die Abschriften vieler solcher Stücke und obgleich sie mit dem Regulus des Pradon, eines nicht zum besten berüchtigten Poeten, den Anfang machten, den Bressand am obengedachten Hof schon vor vielen Jahren in ziemlich rauhe Verse übersetzt hatte, so gelang ihnen doch dieses Stück durch die gute Vorstellung so gut, daß sie auch den Brutus, ingleichen den Alexander und Porus von eben diesem Uebersetzer und bald darauf auch den Cid des Corneille aufführten, der aber von einem weit geschickteren Poeten (Geh. Kriegsrath Lange, ältestem Bürgermeister in Leipzig) in viel reinere und angenehmere Verse übersetzt war als jene und also auch ungleich mehr Beifall fand als alle poetischen Stücke, die man bisher gesehen hatte. Hierauf schlug ich, die angefangenen Verbesserungen unserer Schaubühne so viel nur möglich war festzusetzen und zu unterstützen, dem dermaligen Director derselben auch den von einem vornehmen Rathsgliede in Nürnberg (Führer) übersetzten Cinna vor. Wie nun dieses Meisterstück Corneille's durchgehends großen Beifall fand, so machte ich selbst endlich mit Uebersetzung der Iphigenia aus dem Racine einen Versuch und spornte zugleich ein paar gute Freunde und geschickte Mitglieder der deutschen Gesellschaft allhier an, dergleichen zu thun, da denn der eine den anderen Theil des Cid oder Ximenens Trauerjahre, der andere aber die Berenice aus dem Racine ins Deutsche brachte. Alle

aber wurden mit ziemlichem Beifall aufgeführt, so daß man dergestalt schon acht regelmäßige Tragödien in Versen auf unserer Schaubühne sehen konnte. Ich schweige, was wir der geschickten Feder Herrn Koch's, eines der geschicktesten Acteurs, hierin zu danken haben, der uns ein paar Stücke von Titus Manlius selbst geliefert, den verheiratheten Philosophen aus dem Französischen übersetzt, die Sinilde aber aus des Herrn Geheimen Secretärs König Opera „Sanzio" entlehnt und mit einiger Umänderung in eine Tragödie verwandelt hat.

Aus der **Ankündigung der „Deutschen Schaubühne".**

Deutschland hat durch diese Abreise (der Neuberschen Schauspielergesellschaft aus Leipzig) die einzig kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat. Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft wieder auf das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen, so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer auch eine deutsche Schaubühne im Druck herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird. — — Jeder Band wird allemal drei Trauerspiele und drei Lustspiele theils in gebundener, theils in ungebundener Rede bringen. Wer nun von unseren jungen deutschen Dichtern seine Kräfte an der theatralischen Poesie versuchen und die entweder übersetzten oder selbstgemachten Stücke an Herren Prof. Gottscheden versenden will, der soll, nachdem dieselben den Regeln der Schaubühne gemäß und in reinen Versen abgefasset sein werden, das Vergnügen haben, in den künftigen Theilen seine Arbeit eingerückt zu sehen, auch wohl an Büchern aus Breitkopfischem Verlag, die ein Jeder nennen kann, eine Erkenntlichkeit erhalten.

Aus Goethe's: **„Dichtung und Wahrheit".**

Unsern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihn der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte. Wir [Goethe und Schlosser] ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thüre herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.

Siebente Periode.

Zeitalter des poetisch-philosophischen Aufschwungs bis zu den Freiheitskriegen 1813.

I. Die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit und der Blüte der Aufklärung (1740 — 1770).



1. Friedrich der Große.

Geb. den 24. Januar 1712 zu Berlin; gest. den 17. August 1786 in Sanssouci.

Motto: Wir werden unsere klassischen Autoren haben; Jeder wird sie lesen wollen, um sie zu genießen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie an, zwar ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter läßt diese Hoffnung nicht mehr zu. Ich bin wie Moses: ich sehe von Weitem das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.

(Schlußwort von Friedrichs II. Schrift „über die deutsche Literatur".)

Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir gnädig lieh, und meinen Leib den Elementen, aus denen er gefügt war. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher beerdigt werden, ohne Prunk, ohne Pomp und Gepränge. (Aus Friedrichs II. Testament 1769.)

Aus Lavaters „Physiognomischen Fragmenten".

Unter allen Menschengesichtern ist noch keins vor mein Auge gekommen — das so ganz-eigentlich zum Königsgesichte geschaffen zu seyn schien. Alle Neider — doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als — seine Neben-Erdenkönige? — Alle Neider und alle Antiphysiognomisten — müssen beym Anblicke dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden — „Ein großer Mann!" —

Der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen — „Ein prädestinirter König — oder — Welterschütterer! Ohne Thaten lebt der nicht — so wenig als ohne Odem. Urdrang! hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seines gleichen nicht finden kann, und die Nächsten bey ihm — vielleicht gerade die Kleinsten sind". —

Aus Gleims „preußischen Kriegsliedern".

Motto: An dem großen Begriff, den die Preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. (Goethe.)

Der siebenjährige Krieg galt für einen deutschen Heldenkampf unter Friedrichs Anführung gegen fremde Uebermacht, für einen Kampf der Freisinnigen gegen Finsterlinge jeder Art. (Schlosser.)

Aus dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa" (1757).

Welch hoher wunderbarer Glanz,
Uns allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Gesalbte war!

Wo Er, der Geist von unserm Heer,
Anordnete die Schlacht,
Sah, wo zu überwinden wär,
Mit kleiner große Macht.

Starr mit den Augen stand der Feind,
Als er ihn sah, wie wir;
Was war es? Schwebte, Menschenfreund,
Ein Engel über dir?

War er im Wetter des Gefechts
Dein Engel? Schützt er dich?
Dich, Lust des menschlichen Geschlechts!
Dich, unsern Friederich!

Hat er dein großes Herz erfüllt,
Mit weiser Tapferkeit?
Wie? oder war, im Glanz gehüllt,
Gott selbst mit dir im Streit?

Ein Wunder aller Augen war,
Als wir dich wieder sahn,
Daß tausend schreckliche Gefahr,
Dir, Vater, nichts gethan.

Aus Ramlers Ode: „An den König von Preußen Friedrich II."

Friedrich, du, dem ein Gott das für die Sterblichen
zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
und (ein Wunder für uns) der du dein Loos erfüllst,
ach! kein Denkmal aus Stein himmelan aufgethürmt
sagt der Nachwelt dein Lob. Hebe zur herrlichsten
aller Städte, die je Reichthum und Macht erschuf,
deine Thronstadt empor: alle die Tempel, der
Pallas und dem Apoll und dem verwundeten
unbezwinglichen Mars heilig, sind Trümmer einst.
Zwar das Jahrbuch der Welt nennt, wann der Eifergeist
stolzer Könige schläft, dich den Eroberer,
dich den Großen: doch ach! heißt dies ein Leben für
deine Tugenden! So lebt in Europens, so
in der älteren Welt Asiens mancher Fürst,
dir an Weisheit nicht gleich. Selbst der unsterbliche
Macedonier — wie lebt er? Bewundert nur,
nicht geliebt: denn er fand keinen Dircäischen
Herold, dessen Gesang mehr als Lysippus Erz,
länger spricht als Apolls athmender Schattenriß,
und noch Thaten erzählt, wann das Geschichtsbuch schweigt.

Aus Kleists Ode: „An die Preußische Armee“.

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.
Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen:
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!
— — — — — — —
Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

Aus Klopstocks Ode: „Die Etats Generaux (1788)“.

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sey,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europa's
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!

Aus Schubarts Hymnus: „Friedrich der Große (1786)“.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrich's Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl;
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.
Als ich ein Jüngling ward,
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Drein zu stürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört' ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Granate wirft;
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.

Gespräch Friedrichs des Großen mit Gellert am 17. Dec. 1760.
Aus Schäfers Gesch. der deutsch. Lit. des 18. Jahrh.

Das Gespräch, das uns in ziemlich getreuer Aufzeichnung aufbewahrt ist, gibt ein so anschauliches Bild der Persönlichkeit dieser beiden Männer und bezeichnet so trefflich ihr Verhältniß zu der deutschen Literatur, daß es als ein wichtiges Document in der biographischen Schilderung Gellerts einen Platz verdient. Der Major Quintus Icilius holte um 4 Uhr Gellert ab und war bei der Unterredung zugegen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; Gellert meistens deutsch und nur im Nothfall französisch. Nach einigen einleitenden Fragen sagte der König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?“ Der Major äußerte darauf: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen.“

K. Das ist viel; hat Er den Lafontaine gelesen?

G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.

K. Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

K. Hat's der Mann verstanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? den sollte man übersetzen.

G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

K. Da hat Er Recht. (Er tadelte laut des Gellertschen Berichts die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache und fragte dann: „Warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?")

G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

K. Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.

G. Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht.

K. Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

G. Nicht eben das. Ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere. —

K. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? —

G. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

K. Er sollte reisen.

G. Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. — — Wir hoffen ruhigere Zeiten.

K. So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?

G. Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede.

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider Einen.

G. Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden. — — — —

K. Was meint Er, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

G. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

K. Aber Virgil ist viel polirter.

G. Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug gibt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den stilum curiae geschrieben?

G. Ach ja, Ihro Majestät.

K. Und warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

G. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern kann, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

K. Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

K. Besinn Er sich doch, Herr Professor, ich will etliche Male in der Stube auf und niedergehen. — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majestät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen u. s. w."

K. Und die Moral?

G. „Wenn deine Schrift u. s. w."

K. Das ist recht schön, kurz und leicht; das habe ich nicht gedacht. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir etwas Neues vorlesen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut lese. Ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder.

Als er weggegangen war, äußerte der König: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched." Am andern Tage sagte er bei Tafel, als auch der englische Gesandte, dem er diese Audienz vornehmlich zu verdanken haben mochte, zugegen war: „C'est le plus raisonable de tous les savants allemands." Der König ließ ihn jedoch nicht wieder rufen und, setzt Gellert in seinem Briefe an Rabener hinzu, „ich habe an Sirach's Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen."

Friedrichs II. Vorschläge zur Hebung der deutschen Literatur.

Im Auszug nach Dan. Jacoby.

Man müsse sich vor Allem der Wahrheit im Sprechen und Schreiben befleißigen; viele unserer Schriftsteller aber schrieben so, daß man eher das Räthsel der Sphinx als ihre Gedanken errathen könne. Die Alten müsse man ferner mehr studiren, aber ohne blinde Nachäffung; von den sechsundzwanzig Millionen Einwohnern, die Deutschland zähle, behauptet er, wüßten kaum Hunderttausend gut das Latein, „besonders wenn sie diesen Priester- und Mönchsplunder (ce fatras de p.) abrechnen, die kaum so viel Latein wissen, um die Syntax nothdürftig zu verstehen". Aus jener Quelle aber hätten gerade Franzosen und Engländer zu ihrem Heile geschöpft. Um unserer Sprache, die er wiederholt schwerfällig und wenig klangreich nennt, aufzuhelfen, bedürfen wir großer Redner und Dichter. Unsere Schriftsteller sollen ihre Schreibart von den Alten lernen, welche durch gute Uebersetzungen unsere Muster werden müßten. Wie wenig Geschmack aber herrsche noch bei uns!

Sanssouci. Von E. Geibel.

Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen;
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen,
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

Vorbei am luftgen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Gang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so spricht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Aergerniß;
Des treuen Freundes Geist will er herauf beschwören,
Dem — ach, um ihn — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? —
O nein, das alles ist es nicht.

Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke;
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch roth von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

Klopstocks Vorwürfe gegen Friedrich II. wegen seiner Schrift „über die deutsche Literatur“ in der Ode „Rache“ (1782).

Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands
Muse schützen, auch so mit Ruhm dich krönen;
Durch den schöneren Lorbeer
Decken des anderen Blut!

Gleimen sandte sie dir, und sandte Ramlern,
Dich zu fragen. Und du? Daß sie ihr Auge
Niedersenkte, die Wang' ihr
Flammte von rötherer Scham!

So antwortetest du. Sich nicht zu rächen
War er schonend genug der Deutsche, deiner
Hier auch werther, als du ihn,
Fremdling im Heimischen, kennst.

Aus Schillers Gedichten: „Die deutsche Muse“ (1800) und „An Goethe“ (1800).

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Denn dort, wo Sklaven knieen, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Dan. Jacoby's Urtheil über Friedrichs II. Verhalten zur deutschen Literatur.

Hierher gehört auch das schöne Wort Klopstocks: „Uns macht unsterblich des Entschlusses Kühnheit, von des Sohns Verachtung entflammt.“ Denn dadurch bewahrte die deutsche Muse ihre selbständige Haltung, ihre größten Lieblinge hatten beständig vor Augen, wie sie die Nation aus den Fesseln der Unmündigkeit, Heuchelei und dumpfer Engherzigkeit befreien müßten. Und wenn Mirabeau's Erzählung, die Häusser in der Geschichte der französischen Revolution anführt, richtig ist, so hat das Friedrich selbst in den letzten Lebensjahren tief empfunden, während er in der besprochenen Abhandlung [„über die deutsche Literatur“] noch Boileau's Wort betont: Des Augustes feront des Virgiles. Als er nämlich von Mirabeau gefragt wurde, warum er nicht der Augustus der deutschen Literatur habe werden wollen, antwortete er: „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Welchen größeren Vortheil hätte ich ihr thun können, als daß ich mich nicht um sie bekümmerte.“

Goethe über die Verehrung Friedrichs II. in seinem elterlichen Hause.

Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenparthey, so platt die Reime auch seyn mochten.

Goethes Urtheil über Friedrichs II. indirecten Einfluß auf die deutsche Poesie.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Kobersteins Urtheil über den Einfluß Friedrichs II. auf Hebung des nationalen Lebens.

Neben den Thaten Friedrichs des Großen in Krieg und Frieden ist es unsere Literatur und zunächst die poetische und das, was mit ihr zusammenhängt, wodurch das deutsche Leben überhaupt erst wieder aus Versunkenheit und Verdumpfung geweckt, aus Zerrissenheit einer Einigung zugeführt, zuerst die Sehnsucht nach einem nationalen Leben, nach nationaler Würde und politischer Geltung in Deutschland angeregt und genährt worden ist. In demselben Maße, in welchem sie sich ihrer Einseitigkeit und ihrer Standesbefangenheit zu entwinden suchte und nach einem volksthümlichen Charakter strebte, wuchs auch in der Nation der Drang nach Selbständigkeit und Freiheit, nach politischer Würde und Einheit.

Wer den Werth unserer neuern Literatur von diesem Standpunkte aus veranschlagt, wie sich's gebührt, und dabei erwägt, welche harten Kämpfe nicht wenige unter denen, die sich um ihre Begründung und ihren Ausbau die unvergänglichsten Verdienste erworben haben, mit dem Leben führen mußten, um sich nur erst die Fristung ihres Daseins zu sichern und sich dann mit einer angemessenen Stellung in der Gesellschaft einen freien Spielraum für ihr Wirken zu erobern, ohne daß sie dabei jemals das hohe Ziel, das sie sich gesteckt hatten, aus den Augen verloren: der wird nicht mit dem Anerkenntniß zurückhalten, daß auf diesem Felde geistiger Thaten, eben so gut wie auf dem kriegerischen und kirchlichen, unser Volk seine Helden gehabt hat. Oder kann man die Lebensgeschichten von Männern wie Lessing, Winckelmann, Herder, Voß, Schiller lesen und ihnen das Zeugniß vorenthalten, daß sie, indem sie mit dem Leben und um das Leben im Dienste der Kunst und der Wissenschaft kämpften, nur Siege für diese, und nicht auch für die Freiheit und Selbständigkeit des nationalen Lebens errungen haben?



2. Albrecht von Haller.

Geb. den 16. Oct. 1708 zu Bern; gest. den 12. Dec. 1777 ebendaselbst.

Motto: Ich werde arbeiten, so lange ich lebe.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist;
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren,
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren.
(Haller.)

Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht.
(E. Chr. v. Kleist im „Frühling".)

Gellert, Möser, Lichtenberg, Herder über Haller.

Gellert: Was ist der Witz eines La Mettrie, mit dem er frech über das Heiligste spottet, gegen den Geist eines Haller, mit dem er die Religion und die Rechte der Vernunft vertheidigt?

Möser: Haller war unser erster Dichter. Wir hatten vor Hallern nur Versemacher.

Lichtenberg: Ich habe in meinen Universitätsjahren und nachher enthusiastische Bewunderer von Haller und welche von Klopstock gekannt. Die von Haller, ich rede hier blos von dem Dichter, waren gemeiniglich Leute von Geist und Nachdenken, die ihre Brotwissenschaft nie vernachlässigten. Hingegen mit Klopstocks enthusiastischen Bewunderern verhielt es sich gerade umgekehrt. Die meisten waren unausstehliche Pinsel, denen vor den Wissenschaften, die sie eigentlich erlernen sollten, ekelte. Musenalmanache waren eine Hauptlectüre für sie. Waren es Juristen, so lernten sie nichts,

waren es Theologen, so wurden es frühzeitige Prediger, und die kamen noch am besten fort. Mediciner, die enthusiastisch für Klopstock eingenommen gewesen wären, habe ich nicht gekannt. Mir ist nicht bewußt, daß ein declarirter Bewunderer von Haller und der seine Gedichte mit vorzüglichem Vergnügen gelesen, hernach etwas frappant Einfältiges geschrieben hätte, hingegen ist es eine ganz bekannte Sache, daß unter Klopstocks eifrigsten Bewunderern einige der größten Flachköpfe der Nation sind. Das Factum ist wahr. Erklären kann ich es selbst nicht.

Herder: Unsers Hallers Gedichte sind ein Richtmaß der Sitten, so wie der Wissenschaft und Gedenkart. — — Er ward, wie Opitz, der Vater eines bessern Geschmacks in Deutschland. — — (Haller) hat auch als Prosaist so viel Verdienst um den bessern Geschmack im Vortrage der Wissenschaften, daß ihm auch die deutsche Kritik vielleicht den ersten Kranz reichet.

Schiller und L. Hirzel über Haller.

Schiller: Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tief rührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überragt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

L. Hirzel: Er riß die deutsche Dichtung aus den Trivialitäten, in welche die Opposition gegen die Schlesier geführt hatte, wieder empor, ohne daß er jedoch selbst aufs neue in das hohle Pathos der frühern Zeit zurückfiel. Dem Inhalt nach erhob und befruchtete Haller die deutsche Poesie, indem er, angeregt durch die philosophirende Dichtung der Engländer, die höchsten Fragen im Bereiche von Glauben und Wissen, von Staat und Gesellschaft, so wie seine Zeit und seine Lebensverhältnisse ihm dieselben nahelegten, aufs neue und mit überraschendem Gelingen in das Gebiet der deutschen Poesie hineinzog; indem er die Natur von einer neuen Seite und unter einem neuen Gesichtspunkte mit größter Deutlichkeit und doch in poetischem Schimmer sehen ließ; indem er endlich das erste und ewige Thema der Dichtkunst, die Liebe, in einigen aus wirklichen und innern Erlebnissen hervorgegangenen Gedichten behandelte. Formell übertraf die Dichtung Hallers die fast aller seiner Vorgänger und auch seiner Zeitgenossen durch das vorsätzliche und wirklich gelungene Bestreben des Dichters, in wenig Worten möglichst viel zu sagen. Da im Geiste Hallers neben umfassendem Denkvermögen zugleich eine mächtige Phantasie wohnte, so vermochte er auch denjenigen Stoffen seiner Dichtung, die uns, nicht aber so Hallers nächsten Zeitgenossen, im letzten Grunde unpoetisch erscheinen, das Ansehen wahrhaft dichterischer Stoffe zu geben: durch eine bis dahin unbekannte Fähigkeit, das Uebersinnliche mit sinnlicher Vorstellung zu verknüpfen und das Gedachte in ein Gesehenes zu verwandeln. Zu allen diesen Vorzügen der Hallerschen Dichtungen kam das hohe sittliche Pathos, kam der Ruhm des Gelehrten, kam endlich trotz großer Schwächen, an denen freilich die Verhältnisse in Hallers Vaterland sehr wesentlich mit schuld waren, die im Großen und Ganzen unantastbare Hoheit und Lauterkeit von Hallers Charakter. Doch war vielleicht die wesentlichste von allen Ursachen der großen Wirkung von Hallers Gedichten die: nach

einer langen Reihe von Jahren, während welcher auf allen Gebieten der Poesie fast nur die kalte Studiertheit das Wort geführt hatte, machten Hallers Gedichte zuerst wieder den Eindruck, daß sie einer wirklich bewegten, ja tief erregten Innerlichkeit entströmten.

Aus dem Gedicht: „**Die Alpen**“ (1729).

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte. (V. 21—30.)

———

Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelen-Ruh, und flieht der Städte Rauch;
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht;
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darinn kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt;
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden. (V. 161—180.)

———

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leier,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Im ungeschmückten Lied mahlt er den freien Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin;
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein höhers Ansehn nimmt,
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt;
Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Faust der Blitz und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall und rühmt die kühnste Schaar.
Die Jugend hört erstaunt und wallt in den Geberden
Mit edler Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt,
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten
Und Welschlands Paradies gebogne Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften. (V. 271—300.)

Aufschrift auf das bekannte Grabmal der Burgundischen vor Murten erlegten Völker.

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte;
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstlichers Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht, sie liegt in unsrer Treu!
O würde sie noch heut, in jedem Leser neu!

Aus den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" (1729).

Unselig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie;
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren,
Zu schwach, sie zu verstehn, zu stolz, sie zu entbehren?
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht,
Sieht wohl die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht,
Du bleibest stäts ein Kind, das täglich unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt und gleich drauf wieder fehlet;
Du urtheilst überall und forschest nie, warum,
Der Irrthum ist dein Rath und du sein Eigenthum.

Wahr ists, dem Menschen ist Verstand genug geschenket,
Sein flüchtig denken ist kaum von der Welt umschränket,
Was nimmer möglich schien, hat doch sein Witz vollbracht
Und durch die Sternen-Welt sich einen Weg erdacht.
Dem majestätschen Gang von tausend neuen Sonnen
Ist lange vom Hugen die Rennbahn ausgesonnen,
Er hat ihr Maß bestimmt, den Körper umgespannt,
Die Fernen abgezählt und ihren Kreis umrannt.
Ein forschender Columb, Gebieter von dem Winde,
Besegelt neue Meer, umschifft der Erden Ründe;
Ein andrer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bort,
Die fernen Gränzen sind vom Ocean umflossen,
Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen;
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muß sein. (V. 17—42.)

Aus der Vorrede zur Uebersetzung des ersten Theiles von Büffons Naturgeschichte.

Die Mittelstraße ist für den Menschen der allerschwerste Weg, er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwischen beyden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben sollte. Die Mittelstraße ist eine Linie, ein Weg

ohne Breite, wer wollte sich auf demselben erhalten können? So wenig das Herz des Menschen sich auf der Mittelstraße festsetzen kann, so wenig kann es auch sein Verstand; auf einer Seite fliegt der Mensch zu hoch mit eignen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Jansenisten zur Maschine. Eben so gieng es der Naturlehre, man hatte sich bey den willkührlichen Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler, die Academie zu Athen wollte sich vor dem Irrthume hüten, sie sank immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ueber Richardsons Romane.

(Aus den Götting. Gel. Anzeigen vom 13. Febr. 1755.)

Obwohl unsere Blätter nicht für Romanen sind, so verdienen doch diejenigen einen Vorzug, die aus des Hrn. Richardson Feder fließen, sie sind lebhafte und rührende Sittenlehren sowohl als reizende und ihren Leser festhaltende Gedichte. — — Es ist an dem, daß wir noch immer den gleichen unvermeidlichen Fehler einer unwahrscheinlichen, ganze Gespräche aufzeichnenden Schreibsucht hier antreffen; auch giebt es hin und wieder kalte und den Lauf der Geschichte unnöthig aufhaltende Streitgespräche. Aber die Mahlerey ist unverbesserlich und ein so genauer Ausdruck der menschlichen Natur in ihren verschiedenen Charakteren, daß wir nichts finden, das einigermaßen diesem Pinsel beykomme. Zudem so findet man in dieser Geschichte so erhabene Tugenden am Grandison und an der Clementina, so liebenswürdige und bescheidene hingegen an Miß Byron und der jungen Emilie, so viele Thränen auspressende zärtliche Stellungen und Ausdrücke, daß wir diesem Roman eine ebenso zuversichtliche Ewigkeit versprechen können als der edelsten Poesie. Wir freuen uns, daß man in Deutschland eine Uebersetzung veranstaltet hat, und wünschen, daß dieser Herold der Tugend in ganz Europa und in allen Sprachen seine rührenden Lehren ausbreiten möge.

Aus Hallers Brief an E. Fr. von Gemmingen.

Der Hr. von Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber sechs Monate früher als ich, geboren. Beyde kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verlohren hatte. Denn Brokes und Pietsch hatten einzelne, und jener zuweilen große Schönheiten, er überließ sich aber allzu sehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder gingen. Beyde wurden wir sorgfältig erzogen: ich wurde aufs strengste zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beyde hatten wir das Unglück Waisen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir selbst überließ. Beyde dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde; meine Begier war unersättlich; ich ahmte bald Brokes, bald Lohenstein und bald andere niedersächsische Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muster vor mich nahm und ein andres ausarbeitete, das nichts von dem Muster nachschreiben und doch ihm ähnlich seyn sollte. Der Hr. von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnasium, ich aber wagte es An. 1723 auf die hohe Schule zu gehen. — — —

Der Hr. von Hagedorn besuchte Engelland, ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beyde einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hierher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beyde nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.



3. Friedrich von Hagedorn.

Geb. den 23. April 1708 zu Hamburg; gest. den 28. October 1754 ebendaselbst.

Motto:

Der ist beglückt, der sein darf was er ist,
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen mißt,
Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset,
Und wenn sein Witz zum Dichter ihn bestimmt,
Natur und Zeit zu seinem Führer nimmt.
(Hagedorn.)

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Ist, was das Herz der Edlen hebet,
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen!
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied!
In unsokratischem Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster!
(Klopstock.)

Mit ihm (Haller) schwingt am entfernten Belt
Ein angenehmer Geist sein glänzendes Gefieder:
Nie fliegt er bis zum Pöbel nieder,
Er unterrichtet, er gefällt
Dem Weisen, wie der großen Welt,
Im feinen Scherz der schönsten Lieder
Und im Johann, dem Seifensieder.
(Uz.)

Herder über Hagedorn.

Wir haben in ihm die Blüthe von hundert lehrreichen, angenehmen, moralischen, fröhlichen Dichtern.

Preis des Dichters Horazius Flaccus.

Du weißt, wie sehr auch mich des Flaccus Kunst gereizt,
Der, edlen Griechen gleich, nach nichts als Ruhm gegeizt,
Und endlich doch begriff, nach Ruhm und Lorbeer streben
Sei minder unsre Pflicht, als recht vernünftig leben,
Den ewig armen Neid, die Vorurtheile fliehn,
Und um den besten Vers nichts seinem Schlaf entziehn.

So würdig kann er oft das stolze Rom verlassen,
In Tibur und Tarent die Freiheit zu umfassen,
Die schöner ist, als Rom. Bald an Mandelens Bach,
Bald zum Sabiner Hain eilt ihm die Freude nach,
Und Lust zur Wissenschaft in wesentlichen Dingen;
Nicht stets von Lalagen dem Walde vorzusingen.
O nein! er blieb gewiß der Weisheit zu getreu,
Und sann, und forschte dort, was allen nützlich sei.
Daheim belehrten ihn die Schriften kluger Alten,
Der Priester der Vernunft, wie wir das Glück erhalten,
Und, wann er im Chrysipp den bessernden Verstand
Nicht edler, noch so reich, als im Homer, befand;
So zog er, meisterhaft, auch aus der Dichtkunst Lehren,
Den falschen Lollius, und andre zu bekehren,
Ward nicht den Musen gram, entwarf auch noch ein Lied,
Doch öfter schildert' er der Menschen Unterschied,
Der Laster Selbstbetrug, der Thoren Eigenschaften,
Der Weisen ächtes Bild, den Reiz der Tugendhaften,
Und immer kehrt Horaz den täglich schärfern Blick
Von Wirbeln eiteln Wahns auf sich, und auf das Glück,
Und sieht, im Wechselstreit so vieler Hindernisse,
Daß man, beglückt zu sein, nur nichts bewundern müsse.

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh', auf ewig, die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

Der Wein.

Aus den Reben
Fleußt das Leben:
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner!
Weingelehrte Männer!
Macht dies Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten,
Edler Most, von dir!
Aber, Wein-Erfinder,
Noah, deine Kinder
Zechten so wie wir.

Ueberzogen
Regenbogen
Gleich das Firmament:
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide,
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinetwegen
Kam der Segen,
Wuchs der beste Wein.
Nach den Wasserfluten
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang, mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin,
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts, als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die beruf'nen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundertfünfundsechzig Mal.

Ganz recht; doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider,
Das war gewiß kein Seifensieder.

Dies schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du baare fünfzig Thaler:
Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als diebscher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten;
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß:
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen;
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden,
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann der muntre Seifensieder.



4. Christian Fürchtegott Gellert.

Geb. den 4. Juli 1715 zu Hainichen (bei Freiberg); gest. den 13. Dec. 1769 in Leipzig.

Motto: Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfasser derselben, als König von Arragonien sein möchte. Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meisterstücke des menschlichen Witzes verachte; aber wenn es selbst die heidnischen Dichter für eine Pflicht oder für eine Ehre gehalten, die Poesie ihrer verderbten Religion zu widmen: sollten sichs christliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Auf der Fürstenschule hat das Lesen der Güntherschen Gedichte aus meinem Geist einen feuerspeienden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geschmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hand nehmen können. (Gellert.)

Und ganz Germanien, vom Thron bis zu den Hütten,
Das seinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beßrung im Geschmack, mit ihm auch beßre Sitten,
Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erst Geschenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weises Fabelbuch.
(Chr. F. Weiße.)

Fragt die erste beste Landpredigertochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den Werken anderer unserer berühmten Dichter? kein Wort. (Th. Abbt.)

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn, — ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.
(Herder.)

An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bey unserm Publiko beinahe Eins. (Goethe.)

Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter. (Schiller.)

Wie komme ich eigentlich auf den alten Gellert? — Seine Zeit scheint abgelaufen, er wird nicht mehr gelesen, man betrachtet ihn fast wie eine mythische Figur, in der Gestalt, wie ihn Berthold Auerbach in seinem Volkskalender gezeigt, mit den schönen Illustrationen von Richter; ein guter, lieber Mann, sanft, milde, ein wenig den Engeln verwandt, geliebt und geehrt von den verschiedenen Seelen, die er gerettet hatte.
(Julian Schmidt.)

Goethe über Gellert als Dichter.

Gellert ist bei ihnen [den „Freigeistern in Sachen des Genies"] ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie. Das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloisa nicht geschrieben hätte. Allein hört er deswegen auf ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben, und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen und wenigstens weiter einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selbige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen.

(Aus den „Frankfurter Gel. Anzeigen" 1772.)

Lessing (1767) über Gellerts Lustspiele.

Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
Erheb' ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing' ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's itzt neu gegeben.

Gelobet seist du, Gott der Macht,
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruh'n,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beizusteh'n,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an And'rer Wohlergeh'n
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

Aus den „Fabeln" (1746).

Die Nachtigal und die Lerche.

Die Nachtigal sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerinn nicht ganz bewundern konnte;
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigal;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
Sobald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

* * *

O Dichter! denkt an Philomelen;
Singt nicht so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt;
So eilt, um rühmlich aufzuhören;
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geist's sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig' Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh' der and're kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die and're Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verzieh'n.
„Gut!" sprach der Wirth bei sich, „dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?"

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
Sobald es Zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
„Johann!" fing d'rauf der Wirth gewaltig an zu schrei'n,
„Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken."
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein Jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu uns'rer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von Allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus:
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler wird beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen:
Allein — — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muß er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Aus den „Moralischen Vorlesungen" (veröffentlicht 1770).

Motto: Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüthe eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas, und sich dadurch gegen das Publicum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur und jedermann wünschte sehnlich jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören.
(Goethe.)

Zu dieser Classe zähle ich ferner die guten prosaischen Gedichte, besonders die Clarissa und den Grandison. Aber wie? Romane von dem philosophischen Katheder anzupreisen? Ja, wenn es Werke eines Richardsons sind, so halte ich ihre Empfehlung für Pflicht. Doch die schrecklichen Charaktere in der Clarissa, können sie nicht das Herz der Jugend verderben? Das kömmt auf uns an, die wir lesen. Eigentlich sind sie eingerichtet, uns einen Abscheu vor dem Laster zu erwecken, und sie haben ihr Gegengift bei sich. Ich verweise Sie auf die Kritik und den Lobspruch des Herrn von Haller über dieses Buch, die Sie in seinen kleinen Schriften finden, und die vielleicht in ganz Deutschland unter den großen Gelehrten nur ein Haller hat verfertigen können. Es gibt leere und freie Stunden, in denen wir diese Werke ohne Vorwurf und mit vielem Nutzen lesen können. Ich habe ehedem über den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandisons mit einer Art von süßer Wehmuth einige der merkwürdigsten Stunden für mein Herz verweint; dafür danke ich dir noch itzt, Richardson!

Endlich, theuerste Commilitonen, lassen Sie sich weit über alle andern Bücher, den Schatz aller Wahrheit und Erkenntniß, die uns allein weise, tugendhaft und glücklich machen kann, die Quelle der wahren Beruhigung und des höchsten Trostes im Leben und im Tode, den Schatz der heiligen Bücher der Schrift empfohlen sein. Studiren Sie die Wahrheiten derselben mit aller Achtsamkeit des Verstands, mit aller Willigkeit und Demuth des Herzens, mit sorgfältiger Anwendung der Hilfsmittel, die uns die Einsicht in die Offenbarung erleichtern können, mit Gebet zu Gott um Erleuchtung und Gehorsam gegen die erkannte Wahrheit. Lernen Sie die Offenbarung als die größte Wohlthat, die Gott dem menschlichen Geschlechte von der Schöpfung der Welt an erwiesen hat, mit tiefster Ehrfurcht und Anbetung aufs dankbarste erkennen. Was das natürliche Licht der Sonne dem Auge des Leibes ist, (und wie elend würde nicht der Aufenthalt auf Erden ohne die Sonne sein) das ist sie, die Offenbarung der Schrift, dem Auge des Geistes.

Lassen Sie mich ein aufrichtiges Geständniß ablegen, theuerste Freunde. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfaltige Freude des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter, unschuldiger und glückseliger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in den Leiden gefunden, als bei der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen und habe es erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme, als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes besiegen hilft, daß nichts, als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser, den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich, als vor Gott. Gilt das Ansehen eines Freundes und Lehrers bei Ihnen: o so lassen Sie das meinige zu der Zeit bei sich gelten, wenn Ihnen der stolze Vernünftler die Lehren der Schrift geringschätzig machen

und der verschlagene Freigeist Ihnen Ihren heiligen Glauben entreißen will. Nie müsse denn unter dir, Volk christlicher Jünglinge, ein Verächter oder Spötter des besten aller Bücher erfunden werden!

Verehre stets die Schrift. Sie ist dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Aus der **Vorrede zu den „Geistlichen Liedern und Oden"** (1757).

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht so wohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die Sprache der Empfindung und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst der kräftigste; oft gibt das Alterthum desselben der Stelle des Liedes eine feierliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewissesten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nöthig ist.

Aus: **Gellerts Rede an die Leipziger Studenten**
nach den Studententumulten im Jahre 1768.

Der Fremde und der Einheimische, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unsrer Akademie seit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanständigkeit und der guten Sitten ertheilet. Lassen Sie uns wachen, ich bitte Sie, diese Ehre nicht durch Ausgelassenheit zu verlieren, sondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig ist diese Erinnerung, diese Bitte in unsern Tagen geworden! Und von wem wollen Sie diese Erinnerung, eben diese Bitte williger annehmen, als von mir, von dem Sie wohl wissen, wie sehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück suche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, theuerste Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige ist, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieser unsrer Obrigkeit soll ich Ihnen öffentlich sagen — doch nicht Euch, edelmüthige, lehrbegierige Jünglinge — sondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtsinnigen soll ich öffentlich sagen, was sie wol nie mögen erwogen haben: — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen sei, seine wahren oder vermeinten Vorzüge, Rechte und Freiheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen soll ich sagen, was sie wol nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Aufläufe und Tumulte anzurichten, eine sichtbare Umstürzung der Gesetze, die äußerste Störung der öffentlichen Ruhe, die höchste Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publikums sei: denen soll ich sagen, was sie wol nie erwogen haben: daß, nächtliche Aufläufe und Tumulte anzurichten, der nächste Weg, auch wider unsern Willen, zum Verbrechen des Mordes sei — schrecklicher Gedanke! denen soll ich endlich sagen, was sie wol nicht müssen erwogen haben: — daß der, welcher seiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerstrebet, der Ordnung Gottes widerstrebe. Und wer bist du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und geflissentlich der Ordnung deines Gottes widerstreben kannst?



5. Abraham Gotthelf Kästner.

Geb. den 26. Sept. 1719 zu Leipzig; gest. den 20. Juni 1800 in Göttingen.

Motto: Voll Müh und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.
(Grabschrift auf sich selbst vom 2. Juni 1800).

Haller und Kästner haben durch den Glanz ihres gelehrten Namens, wie Gellert durch das Ansehen seines moralischen Charakters gleich sehr für die Anerkennung der deutschen Literatur unter den Deutschen selber gewirkt.

Auf Keppler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

Was Hippokrene auf Deutsch heißt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein reich, stark und zierlich fand,
(Das Deutsche hat er stets durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienst ein deutscher Hof ernährt)

Den bat ich: Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene;
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen Töne.“
Nun wohl, Monsieur, wir können Roßbach sagen.

Aus Voltaire's Leben.

Die Kränklichkeit des Knäbchens nicht zu mehren,
Gab man die Taufe spät Voltairen;
Und hätte man gekannt, was schon in ihm gewohnt,
Man hätt' ihn gar damit verschont.

Vom ewigen Frieden.

Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man, was der Weise spricht,
Dann halten alle Menschen Frieden,
Allein die Philosophen nicht.

Die poetische Krönung.

Dir, Gott der Dichter, muß ichs klagen,
Sprach Hermann: Schönaich darf es wagen,
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
Sey ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Dichterhöhe.

Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor;
Daß nun, hoch über ihm, viel junge Dichter schweben,
Macht, weil die Bälle sich durch spreizend Gas erheben.

Allemands grands admirateurs.

Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt,
wie sie bewundernd nun die Citoyens begaffen:
Nie waren sie des Namens „Deutsche“ werth,
sie sind ja nichts als Franzenaffen.

An Christoph Mylius,

bei Uebersendung von Keppler's Harmonice mundi.

Freund, da dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbaus Harmonie dein tiefer Geist ergründet,
Lies, was von beiden hier der Lehrer Newton's schreibt,
Den Deutschland hungern ließ und — seiner unwerth bleibt.

Lessing über Kästners „vermischte Schriften“.

Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltener der Philosoph und der Meßkünstler, am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kommt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt und nicht bloß für einzelne Theile derselben geschaffen zu sein fühlt. — — Gegenwärtige vermischte Schriften könnten auch dem besten unserer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte.



6. Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Geb. den 2. April 1719 zu Ermsleben (bei Halberstadt); gest. den 18. Febr. 1803 in Halberstadt.

Motto: Wir werden wieder Brüder,
Und, eh' wir's uns versehen, wieder
Die fest vereinten Deutschen sein.

Th. Abbt über Gleims Grenadierlieder.

Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er, in den preußischen Staaten, unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen erhalten.

Herder über Gleim.

In Gleims Schriften schläget gewiß ein Herz vom wahrsten deutschen Charakter. Zu seinen Kriegsliedern war Lessing der Vorredner; in seinen Fabeln, Liedern und mehreren seiner Gedichte verbinden sich Muth und Treue, Freundesgefühl, Einfalt und Stärke. Klopstocks Ode an Gleim ist ein Bild des Dichters und seiner Gedichte.

Gelzer über Gleims patriotische Gesinnung.

Im Angesichte der französischen Revolution ließ er sich nicht durch Modeworte, nicht durch betäubende Redensarten den ernsten Gesichtspunkt verrücken, der vor Allem nach den Früchten fragte und die Steine, die man ihm bot, nicht sogleich für

Brot annehmen wollte. Das Zweite, was wir an ihm rühmen wollten, ist die unerschütterliche Reinheit des Nationalgeistes, der auch gegen die drückendsten politischen und socialen Beschwerden jede fremde Hilfe, jede Verbindung mit dem Auslande verschmäht, weil er weiß, daß jedes Hereinziehen der Fremden in einheimische Angelegenheiten unserer nationalen Würde mit dem Todesstoße droht. Der dritte Zug, der Gleims politische Gesinnung uns so achtungswürdig erscheinen läßt, wurde schon oben angedeutet. Es ist die Unüberwindlichkeit seiner Hoffnung für Deutschlands höhere Zukunft.

Bei Eröffnung des Feldzuges (1756).

Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta, Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun,
Die Leier in der Hand;
Wenn meine blut'gen Waffen ruh'n
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann;

Und streit', ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod fürs Vaterland!

Auch kömmt man aus der Welt davon,
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als solch ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

Lied am Geburtstage des Königs.

Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held in großem Sinn!

Ist Held: Er sieht mit Falkenblick
Des Vaterlandes Wohl,
Und weiß, daß seiner Kinder Glück
Der Vater machen soll;

Ist Held: Er möchte Trug und List
Verbannen aus der Welt!
Ist Held: Er giebt Gesetz' und ist
Der Erste, der sie hält;

Ist Held: Wer ihm in's Auge sieht,
Sieht einen Genius
Der Menschheit, sieht, wie stark er glüht,
Von Lieb' und Herzerguß.

Ist Held: Er bietet keinem Trutz,
Gibt Frieden aller Welt,
Wird aller Unterdrückten Schutz
Für Worte, nicht für Geld!

Ist Held in Weisheit, in Verstand,
In Sanftmuth, in Geduld!
Ist Held, das weiß das Vaterland,
In Güte, Gnad' und Huld!

Der Landesvater Friederich
Ist Held in großem Sinn!
Ich bin ein Preuße, froh bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!

Das Hüttchen.

Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Steht fest auf einer Wiesenflur,
Die Wiesenflur ist groß, ist schön!
Willst mit in's Hüttchen geh'n?

Am Hüttchen klein steht groß ein Baum,
Vor welchem sieh'st das Hüttchen kaum,
Schützt gegen Sonne, Kält' und Wind,
All' die darinnen sind.

Und eine liebe Nachtigall
Singt auf dem Baume süßen Schall,
Daß Jeder, der vorüber geht,
Ihr horcht und stille steht.

Und unter'm Baum fließt hell ein Bach,
Schwatzt Alles süß dem Vogel nach;
In diesem Hüttchen bin allein,
Mag's länger nicht mehr sein.

O du, mein Liebstes auf der Welt,
Das Hüttchen dir gewiß gefällt;
Bist zärtlich, rauhe Winde weh'n:
Willst mit in's Hüttchen geh'n?

Menschentugend. Aus dem Hallabat (1774—1781).

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sey: ich lehr' es, Menschen, euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broden eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöss' er noch so tief im Thal.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Hilfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen; und sich freun,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen —

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wütheten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Bösen seyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wenn und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer seyn? Sey es!
Du wirst dich schämen einst und es bereun.

Aus dem **Xenienkampf** (1797).

Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Calendern sich liest?

Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G[renadiers] herrliche Saiten belebt.
(Goethe.)

Caroline Herder an Gleim: Was die Revolution nicht vollendet hat, das vollenden die Xenien beim deutschen Parnaß; aber es gibt einen Aether über dem Parnaß.

Gleim an Herder und dessen Frau (den 1. Febr. 1797): Die Xenien vollenden? Ich leg' es aus, die Xenien sind reißende Wölfe, noch ärger als die Jacobiner. Die gegen sie ausgegangenen Jäger sind gar schlechte Schützen. Wieland, hoff' ich, wird sie treffen und, so Gott will, der alte Peleus, Euer ewiger Gleim.



7. Ewald Christian von Kleist.

Geb. den 3. März 1715 zu Zeblin bei Köslin (in Pommern); gest. den 24. Aug. 1759 in Frankfurt a. d. Oder.

Motto:

Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

Kinder, verlaßt Euren König nicht.

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb' und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb für's Vaterland, er starb voll Heldenmuth.
Ihr Winde, wehet sanft! Die heil'ge Asche ruht.

(Kleists Grabschrift auf den Major von Blumenthal.)

Lessing über Kleists „Cissides und Paches".

Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas leichtes seyn, es ganz so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange, die

Löschung des Durstes und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn Stoff geben!

Schiller über Kleist.

Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am Liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. — —

Bunt zwar und prangend, wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und Gestalt zu werden.

Aus Lessings Brief (vom 6. Sept. 1759) an Gleim über Kleists Tod.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich beiseite gemacht. Er hat sterben wollen.

Schillers Anspielung auf Kleists Begräbniß
im Bericht über Max Piccolomini's Tod.

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter,
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg, drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht,
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst
Vereitelt' es; man sagt, er wollte sterben.

Aus der „Sehnsucht nach Ruhe“ (1744).

Was braucht es Krieg, wir sind uns selber Räuber.
Uns schließt der Stolz in güldne Ketten ein;
Der Geldgeiz schmelzt aus Schächten seine Pein.

Bald bringet uns ein Schurk' um Ruh' und Glück;
Bald suchen uns die Richter zu betrügen.
Hier wirkt das Geld ein heilig Bubenstück;
Dort raſ't ein Freund und tödtet uns mit Lügen.
Bist Du geschickt, ein Andrer glaubt es nicht;
Warum? — Weil ihm Geschicklichkeit gebricht.

Des Nächsten Glück, Erfahrung, Frömmigkeit,
Und Wissenschaft und ächter Tugend Proben,
Sind Fehler, die kein kluger Mensch verzeiht;

Ein großer Geist muß niemals Andre loben.
Wer küßt und drückt und lästert, ist verschmitzt;
Wer höhnisch blinkt, der hat sich selbst genützt.

Wenn Dich das Glück auf seinen Flügeln hebt,
So mag man nichts der Freunde Huld vergleichen.
Wenn Unglück stürmt, daß Mast und Steuer bebt,
O, wie dem Frost alsdenn die Schwalben weichen!
Man hat den Schwarm wie Stumme anzusehn,
Die blos zur Pracht auf unsern Bühnen stehn.

Und wer auch noch auf Tugend standhaft hält,
Wird doch zuletzt vom Haufen hingerissen,
Gleich Einem, der in wilde Fluthen fällt.
Er peitscht den Strom mit Händen und mit Füßen;
Er klimmt hinauf; doch endlich fehlt die Kraft:
Der Leib erstarrt, sinkt und wird fortgerafft.

Ja, Welt, Du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizt mich auch ein heißer Trieb zur Tugend!
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab.
Das Beispiel siegt, und Du, o Feu'r der Jugend,
Du trocknest bald die edlen Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

Irin (1757?).

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in den Schilf
Zu legen, der ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

„O, wie schön
Ist jetzt die Gegend!" sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh," sagt' er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth
Und spannt des Fittigs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
O, was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" —

„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und Du wirst durch sie
Glückselig sein Dein Lebelang,
Wenn Du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem Dich
Verlassen und die schöne Welt
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib der Tugend immer treu
Und weine mit den Weinenden
Und gieb von Deinem Vorrath gern
Den Armen! Hilf, so viel Du kannst,
Zum Wohl der Welt, sei arbeitsam!
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl lieber Schand' und Tod,
Eh Du in Bosheit willigest!
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewol
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütten grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als Dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach,

Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft!
So wirst Du glücklich sein wie ich,
So bleibt Dir die Natur stets schön."

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irin's und sprach: „Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht. Der Himmel wird
Dich noch erhalten mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn:
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Ihm auch ein Frühlingstag zu sein.

Der gelähmte Kranich (1757).

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt; „ich half so viel als Ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. — Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit für Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' für Gram und Schmerz. —

Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Fürsicht leitet' ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die Ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit dem Ufer giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten Euch.

Geburtslied (1758).

Weh Dir, daß Du geboren bist!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet Dich zu Deiner Qual.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk vor der Bosheit Wuth,
Die Dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit und wird Dir gewiß
— Im Fall Du Dir's einmal erwirbst —
Ein kerkerwerth Verbrechen sein.
Der Schatten eines Fehlers wird
Bei hundert Deiner Tugenden
Der Lästrung gräulichstes Geschrei
Oft hinter Dir erwecken. Wenn
Voll edeln Zorns Du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist Alles Ruh'.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weist Dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter Dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —
Wenn Du nicht wie der Sturmwind sprichst,
Nicht säufst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudeln dreht,
Wenn kein Erdbeben Deinen Leib
Zu rütteln scheint, indem Du zürnst:
So mangelt's Dir an Heldenmuth.
Und tanzest Du den Phrynen nicht
Von Weitem einen Reverenz:
So mangelt's Dir an großer Welt.
Wenn Du nicht spielst und viel gewinnst,
Bis Der, mit dem Du spielst, erwacht,
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt Dir Witz, so fehlt Dir Witz.
Nichts, nichts als Thorheit wirst Du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,

Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen; und die See
Ergießt sich wild, Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen und der Tod.
Ein unterird'scher Donner brüllt;
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. — —
Und fast kein tugendhafter Mann
Lebt ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt. —
Dies Alles wirst Du sehn und mehr.

Allein Du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte Dich erfreu'n
Und rauschen Dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden Dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird Dich beschatten. Oft wirst Du
In blüh'nden Hecken eines Thals
Voll Ruh' einhergehn, athmen Lust
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth' in bunter Pracht
Und den Fasan im Klee, der Dir
Denselben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wiesen werden Dich erfreu'n,
Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus' Bild
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud' herab
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit
Und Menschenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur ist Glück.
Fühl Tugenden, so fühlst Du Glück!
Und mancher Freund wird Dich durch Witz
Und Liebe — wie mein Lange mich —
Beseligen und sein Dein Trost,
Wenn Falschheit Dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schrein,
Und trinke Du der Sonne Gluth
Gleich einem Adler! Hülle Dich
In Deine Tugend, wenn es stürmt! —
Doch öfter lacht der Himmel Dir;
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz. —
Wohl Dir, daß Du geboren bist!

Aus der ersten Bearbeitung des „Frühlings“ (1749).

Motto: Tauch in die Farben Aurorens,
Mal mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir duften und vor dem Angesicht prangen,
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht.
(Ew. Chr. v. Kleist.)

Virgils Georgica wollte mein erster Kleist schon in Hexametern übersetzen. Ich rieth ihm ab und wir bekamen seinen Frühling. (Gleim.)

Komm, Muse, laß uns die Wohnung und häusliche Wirthschaft des Landmanns
Und Viehzucht und Gärten betrachten! Hier steigt kein Marmor aus Bergen
Und zeuget Kämpfer; kein Taxus spitzt sich vor Schlössern, kein Wasser
Folgt hier dem Zuruf der Kunst. Verschränkte wölkichte Wipfel
Von hohen Linden beschatten ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dorn und Hecken befestigt. Ein Teich glänzt mitten im Hofe,
Mit grünem Floß-Kraut bestreut, wodurch aus scheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt. Er wimmelt von zahmen Bewohnern.
Die Henne jammert ums Ufer und ruft die gleitenden Entchen,
Die sie gebrütet; sie fliehn der Stiefmutter Stimme, durchplätschern
Die Fluth und nagen am Schilf. Mit vorgebogenen Hälsen
Und zischernd treiben die Gänse fern von der Lustbahn der Jungen
Den schwimmenden Schießhund. Denn spielen die haarichten Kinder; sie tauchen
Den Kopf ins Wasser und schnattern, sie hängen im Gleichgewicht abwärts
Und zeigen die rudernden Füße. Hier lockt das Mädchen die Hühner
Zum Hühnerkorbe; sie eilen, durchschlüpfen die Sprossen des Tischsaals
Und fordern Nahrung. Die Wirthin, sich drüber neigend, begießt sie
Mit einem Regen von Korn und sieht sie picken und zanken.
Dort lauschet das weiße Kaninchen in dunkler Höhle; es drehet

Die rothen Augen herum, springt endlich furchtsam zum Zaune
Und reißt an staubichten Pappeln. Aus seines Wohnhauses Fenster
Sieht sich das Lachtäubchen um, kratzt den roth-silbernen Nacken
Und fliegt zum Liebling aufs Dach. Er zürnt ob dessen Verweilen
Und dreht sich um sich und schilt; bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen;
Viel' Küsse werden verschwendet, bis sie mit schnellem Gefieder
Die Luft durchlispeln und aufwärts sich zu Gespielen gesellen,
Die blitzend im Sonnenglanz schwärmen. Von blühenden Fruchtbäumen schimmert
Der Garten, die kreuzende Gänge mit rother Dunkelheit füllen,
Und Zephyr gaukelt umher, treibt Wolken von Blüthen zur Höhe,
Die sich ergießen und regnen. Zwar hat hier Wollust und Hochmuth
Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und sie gepflanzet; nicht Myrten,
Nicht Aloen blicken durch Fenster. Das nutzbare Schöne vergnüget
Den Landmann und etwan ein Kranz. Durch lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt sich voll laufender Wolken der Himmel und ferne Gefilde
Voll Seen und büschichter Thäler, umringt mit blauen Gebirgen.
Das Auge durchirret den Auftritt, bis ihn ein näherer schließet.
Die Fürstin der Blumen, die Lilie, erhebt die Krone zur Seiten
Hoch über streifichte Tulpen. Seht, wie die Kinder des Frühlings
Liebkosend winken, wie glänzt der Grund von lebenden Stoffen!
Die holde Maiblume drängt die Silberglöckchen durch Blätter,
Und manche Rose durchbricht schon ungeduldig die Knospe.
Es steigt unsehbarer Regen von lieblichen Düften zur Höhe
Und füllt die Lüfte mit Balsam. Die Nachtviole läßt immer
Die stölzere Blumen den Duft verhauchen; voll Edelmuth schließt sie
Ihn ein im Vorsatz, den Abend noch über den Tag zu verschönern, —
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht gleich prahl'rischen Kämpfern
Der Kreis von Zuschauern reizt, die, tugendhaft wegen der Tugend,
In der Verborgenheit Schatten Gerüche der Wohlthaten streuen.
Seht hin! Wie brüstet der Pfau sich dort am farbichten Beete!
Voll Eifersucht über die Kleidung der fröhlichen Blumen, stolziert er,
Kreist rauschend den grünlichen Schweif voll Regenbögen und wendet
Den Farben-wechselnden Hals. Die Schmetterlinge, sich jagend,
Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln; voll Liebe
Und unentschlossen im Wählen, beschauen sie Knospen und Blüthe.
Indessen impfet der Herr des Gartens Zweige von Kirschen
Durchsägten Schlehstämmen ein, die künftig über die Kinder,
Die sie gesäuget, erstaunen. Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
Sitzt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand.
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Stört sie durch Plappern, am Hals mit zarten Armen ihr hangend;
Ein andres tändelt im Klee, sinnt nach und stammlet Gedanken.

Nachwort zu „Cissides und Paches".

Ihr Krieger, die Ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
Und pflanzt umher von Lorbeern einen Wald!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten, — als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug und achtete
Der theuern Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt'. —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land,
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Russ',
Lappländer und Franzos, Illyrier
Und Pfälzer in possierlichem Gemisch
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmuth. Schon fliegt Himmel an
Die Ehr' in blitzendem Gewand und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen. Ruh'
Und Ueberfluß beglücken bald sein Reich.



8. Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg; gest. den 14. März 1803 in Hamburg.

Motto: Ich sang dem Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir, eine goldne,
Heilige Schale voll Christentränen.

Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: Erst müsse das Herz
Herrscher der Bilder seyn; beginnen dürf' ich erst,
Wäre das dritte Zebend des Lebens entflohn:
Aber ich hielt es nicht aus, übertrat, und begann!

Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählterer Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst;

Und sie, und sie, die Religion,
Heilig sie, und erhaben,
Furchtbar, und lieblich, und groß, und hehr,
Von Gott gesandt,

Haben mein Maal errichtet. Nun stehet es da,
Und spottet der Zeit, und spottet
Ewig gewähnter Maale,
Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmern sind.

Schulpforta. Von Goethe.

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe spielte sinnig
Klopstock einst auf diesem Platz.

An dem still begränzten Orte
Bilde dich so wie's gebührt,
Jüngling! öffne Dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt.

Aus: „Die Gräber zu Ottensen". Von Fr. Rückert.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Klopstock und Wieland
(als ihre Silhouetten neben einander hingen).

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm', linker Mann! Ich küsse dich.

(Schiller in der „Anthologie“ auf 1782.)

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch lesen sollt ihn jeder? Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn. (Lessing.)

Haller über Klopstock (1751).

Es ist für Deutschland fast ein Vorwurf, daß die Schweiz zuerst den Klopstock als einen großen Geist gelobet, Dänemark aber ihn belohnet hat, da er mitten in dem gelehrtesten Theile von Germanien ungemerkt und ungepriesen verborgen gewesen ist.

Aus Lessings Urtheilen über Klopstock. (Aus den Literaturbriefen.)

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. —

Das Klopstockische Siegel ist auf beiden (Gedichten); und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß auch ich nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. —

Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel, ohne zu straucheln, geht. —

Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet.

Lichtenberg über Klopstocks „Messias“.

Ich lese die Tausend und eine Nacht, und den Robinson Crusoe, den Gilblas, den Findling, tausendmal lieber, als die Messiade, und wollte zwei Messiaden für einen kleinen Theil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen, nicht Genie genug, sondern nicht Verstand genug, einen Robinson Crusoe zu schreiben.

Matthias Claudius über Klopstocks Oden.

„Schäumt das, Vetter? und wie wird Euch dabei?“ — Wie mir wird? ’s rührt sich auch ein Hallelujah in mir, aber ich darf’s nicht aussprechen, weil ich nur so’n gemeiner schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen und sie zu’n Füßen des Erbarmers hinstreuen und in die Erd’ sinken. So wird mir! „Bravo! Vetter. Das sind eben Verse, die Euch so das Sternreißen eingeben. Lest’s Buch ganz, ’s wird Euch schmecken, und übrigens schämt Euch des Hallelujah nicht, das sich in Euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Anseh’n der Person; du oder ein König, einer wie der andre! Und, Vetter, der schönste Seraph in der feierlichen schrecklichen Pracht seiner sechs Flügel ist nur ein gemeiner schlechter Kerl, wenn er vor Gott steht! Aber, wie gesagt, lest ’s Buch ganz.“

Herder über Klopstocks Oden.

Dagegen Klopstock; seit er in seinem leichten Schwunge

> Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
> Mit einweihendem Lächeln sah —
> Wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm —
> Einem fröhlichen Lenz ward ich und flog umher —
> Der die Schickungen lenkt —
> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht —
> Welchen König der Gott über die Könige — u. f.

wie ein Genius über uns schwebte, und in seinem Hauch, in seiner leisen Berührung die Sprache ganz etwas anders ward, als sie vorher gewesen war; da ward den Verständigen auch Horaz aufgeschlossen. Indem unsere Sprache, die unserm Ohr und Herzen immer doch die nächste, die belebendste bleibt, einen feinern Horaz in den Sylbenmaßen und der Manier des Römers besaß, ward uns auch der geistige Zutritt zu diesem leichter. Zu Klopstock also, junger Mann!

Ein anderes Urtheil Herders über Klopstocks Oden.

Wenn aber, wie Horaz meint, die Muse stummen Fischen sogar Sprache verleihen kann: sollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte jedem nicht ganz tauben und verbildeten Ohr, ohne Kommentar, durch bloße Biegung der Stimme, nicht auch Verstand dieser Gedichte mittheilen? Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönet, wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag auf’s unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte: so sey in Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock.

Herders Vergleichung Miltons und Klopstocks.

Man ist gewohnt, Klopstock den deutschen Milton zu nennen, ich wollte, daß beide nie zusammen genannt würden, und wohl gar, daß Klopstock den Milton nie gekannt haben möchte. Beide Dichter haben heilige Gedichte geschrieben; ihre Muse ist aber nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament stehen sie einander gegenüber. Miltons Gedicht ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude. Klopstocks Gedicht ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebet. Die Muse Miltons ist eine männliche Muse, wie sein Jambus; die Muse Klopstocks eine zartere Muse, die in Erzählungen, Elegien und Hymnen unsere ganze Seele, den Mittelpunct ihrer Welt, durchströmet. In Ansehung der Sprache hat Klopstock auf seine Nation mehr gewirkt, als Milton vielleicht auf die seinige wirken konnte; wie er denn auch ungleich vielseitiger, als der Britte, über dieselbe gedacht hat. Eine seiner Oden im Geschmack des Horaz ist nach dem Richtmaß der Alten mehr werth, als sämmtliche hochaufgethürmte brittische Odengebäude.

Aus Schillers Beurtheilung Klopstocks.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. —

Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, seelig wie seine Religion ist seine dichterische Muse. —

Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. —

Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im „Messias", alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie „An Ebert", in dem herrlichen Gedicht „Bardale", den „Frühen Gräbern", der „Sommernacht", dem „Zürcher See" und mehrern andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Wieland über Klopstock.

Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten und die Hülse seiner Psyche zu erhalten gewußt. Als er in Zürich bei Bodmer war, gab er Beweise von körperlichen Fertigkeiten, von Geschicklichkeiten im Fechten und Reiten, die noch lange nachher als halbe Wunderlegenden erzählt worden sind. Er war der größte Eisläufer. Kein Tag verging ihm ohne Gymnastik! Und dabei fühlte er nie den Zwang des Hoflebens, war stets sein Herr und Meister. Da läßt sich wohl auf ein hohes Alter zählen. Er muß so alt werden als Bodmer.

Goethe über Klopstock als Mensch und Dichter.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn auf's Neue verherrlicht werden; der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch Alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mittgott wieder anerkennen, und Dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigener Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm hier schon jedes gefühlvolle fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte; dies waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen Andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sei? Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Aus Tiecks Urtheil über Klopstock.

Mit Klopstocks „Messias“ habe ich mich niemals befreunden können. Ich kann ihn für kein großes Dichterwerk halten, und Manches darin finde ich sogar irreligiös. In meiner frühern Zeit, als ich auf dem Lande lebte, war von der „Messiade“ noch viel die Rede; ich beschloß daher sie genau zu studiren, um es für mich mit einem Male abzuthun. Ich habe sie fünf Mal durchgelesen, und wenig Poesie darin gefunden.

Es fehlt die Hauptsache, die gegenständliche Kraft; fast Alles ist verschwommen, von den unsichtbaren Dingen, welche geschildert werden, kann man sich keine Vorstellung machen, und die Anschauung geht einem häufig ganz aus. —

Alles wird oratorisch, Declamation und Exclamation. Diese beabsichtigte Rührung erregt mit allem Aufwande zuletzt eine Art von Schwindel. Handlung und Charaktere werden, letzteres in der zweiten Hälfte, immer matter. Vieles ist lyrisch, dithyrambisch, oder gar opernmäßig, nur nicht episch. —

An das Evangelium darf man dabei gar nicht denken. Wie einfach und rührend ist hier alles, und auch wie wahrhaft poetisch, im Vergleiche mit dieser Poesie! Ich finde es ganz begreiflich, daß die Gläubigen in dieser Behandlung der evangelischen Geschichte eine Profanation fanden. Für das wirklich Tiefsinnige und Geheimnißvolle scheint er kaum Sinn gehabt zu haben. Eigentlich hält er sich in dem Gedichte zu keiner Kirche. Vieles ist gegen die Bibel. Er will die Aufklärung seiner Zeit mit dem Glauben verbinden durch Reflexion oder Sentimentalität.

Aus dem: „**Messias**" (1749—1773).

Motto: Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was rechtes in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthend. (E. Chr. v. Kleist.)

Eingang zum ersten Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennte,
Darf die Dichtkunst sich auch aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete;
Führe sie mir, als deine Nachahmerinn, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen,
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Rein sey mein Herz! So darf ich, obgleich mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn, mit verziehnem Strauchlen, durchlaufen.

Menschen, kennt ihr die Ehre, die euer Geschlecht verherrlicht,
Da der Schöpfer der Welt, als Erlöser, auf Erden, herabkam?
So hört meinen Gesang, ihr besonders, ihr wenigen Edlen,
Theure, gesellige Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit der Zukunft des großen Gerichts vertrauliche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.

Portia und Maria.

Portia schaut auf sie hin, und fieng an leise zu reden:
O was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sey dieses dein Trost, ist anders ein Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Theure! Dann wisse, die Götter, welche du meyntest,
Fleht ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich itzt aufsteh,
Lehrte mich bessre Götter, zu denen hab ich gebetet!

O ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ein erschreckender, himmlischer Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.
Da erwacht ich, und fand mich mit kalten Schweissen. Ich eilte
Gleich, den erhabnen Verklagten zu sehn. Da hatten die Götter
Mir des Verklagten Mutter gesandt! Hier schwieg sie, und winkte,
Einer Sclavinn, die ferne von ihr in der Tiefe des Gangs stand.
Denn sie gab den Befehl, als sie aus ihren Gemächern
Eilte: Sie sollte von fern nur eine Sclavinn begleiten.
Diese war itzt gekommen, empfing die neuen Befehle:
Geh zu Pilatus, und sag ihm: Er ist ein grosser, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! Verdamme du nicht den Gerechten!
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut im Schlafe geschreckt! . . . So still denn liebende Mutter,
Deine Schmerzen, und komm, daß ich unter die Blumen dich führe,
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören;
Ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat.

Portia sprachs, und sie stiegen hinab. Die edlere Heidinn
Sieht mit ernstem Angesicht nieder. Noch schweigt sie, voll Wunderns
Ueber den Traum, und vertieft in neue Gedanken. Ihr Engel
Hatt' in ihre Seele den Traum gegossen! und immer
Aus den Lieblingsgedanken, die sie am feurigsten dachte,
Neue Gedanken entwickelt, in ihrem Herzen die feinsten,
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz sie zu rühren.
Itzt entreißt sie sich ihren Betrachtungen, sagt zu Maria:

Sokrates . . . zwar du kennst ihn nicht; aber ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der, selbst dieß Leben, erhöhte!
Sokrates . . . immer hab ich den Weisen bewundert! sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nannt er
Seinen unsterblichen Namen; Ich Sokrates, den du bewunderst,
Komm aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne,
Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten,
Ich im Schatten der strengeren Weisheit; ihr an den Altären.
Ganz die Gottheit dir zu enthüllen, ist mir nicht geboten.
Sieh, ich führe dich nur den ersten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, daß in diesen Tagen der Wunder,
Da die erhabenste That der Erde geschieht, daß ein bessrer,
Höhrer Geist kömmt, und dich ins Heiligthum tiefer hineinführt.
So viel darf ich dir sagen, und dieß verdiente dein Herz dir:
Sokrates leidet nicht mehr von den Bösen! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Flusse. Das waren nur Bilder
Schwacher und irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als die in Elysiums Thale!
Zahl, und Maaß, und Wagschal, sie zählen, und messen, und wägen,
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten! Dein schreckendes Rom ist ein höherer Haufen
Voll Ameisen; und Eine mitleidige, redliche Thräne
Einer Welt gleich! Verdien du, sie weinen zu lernen! . . . Was diese
Heilige Welt der Geister vor allen itzt feyert, und was mir
Selbst nicht aufgedeckt ward, was ich von fern nur bewundre,
Ist: Der Größte der Menschen, wofern er ein Mensch ist, er leidet,
Leidet mehr, als ein Sterblicher litt, wird am tiefsten gehorsam

Gegen die Gottheit! vollendet dadurch der Tugenden größte!
Und dieß alles geschieht um der Menschen willen und itzo!
Sieh, ihn sahe dein Auge! Pilatus richtet den Thäter
Dieser Thaten! Und, fließt sein Blut, so hatte noch niemals
Lauter das Blut der Unschuld gerufen! . . . Hier schwieg die Erscheinung.
Aber, indem er verschwand, rief er aus dem Fernen herüber:

Schau! . . . Ich schaute. Da waren um mich aufbebende Gräber:
Hingen dicht an die Gräber von allen Himmeln herunter
Schwere Wolken, die rissen sich auf bis zur obersten Höhe.
Und ein Mann mit Blute bedeckt gieng hinein in die Wolken,
Wo sie sich öffneten. Mengen unzählbarer Menschen zerstreuten
Sich auf den Gräbern, und schauten mit offnen verlangenden Armen
Jenem Blutenden nach, der in die Wolken hineinging.
Viele von ihnen bluteten auch. Die weiten Gefilde
Tranken ihr Blut, und bebten. Ich sah die Leidenden leiden!
Aber sie litten mit Hoheit, und waren bessere Menschen
Als die Menschen um uns. Itzt kam ein Sturmwind herüber,
Schreckend schwebt' er einher, und hüllte die Felder in Nacht ein.
Da erwacht ich. Sie schwieg. So stutzt ein letzter Gedanke,
Wenn er der Vorsicht Tiefen zu nah auf einmal zurückbebt.

Adramelech und Satan.

Adramelech, der niedergeschmetterte Stolze, vermochte
Kaum mit röchelnder Angst, mit verzweifelndem Blicke zu sagen:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es foderst,
Ungeheuer! dich an! (Er faßt, indem er es brüllte,
Satan mit eisernen Händen!) Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! . . .
Vormals konnt ich mit heissem, mit grimmigem Hasse, dich hassen!
Izt vermag ichs nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!
O wie bin ich zermalmt! Ich will dir fluchen und kann nicht!
Fluchen, daß ich, um Hülfe, dir flehte! Vielleicht war ein Tropfen
Lindrung darinn, wenn ich mit flammender Rache dir fluchte!
Aber ich will es, ich wills . . . Hier stürzt' er ohnmächtig zurücke.

Also empfanden die Beyden des Ueberwindenden Allmacht!
Weit war ihre zerschmetternde Rechte verbreitet. Die andern
Stolzen Empörer empfanden sie auch. Die unterste Hölle
Hallte vom dumpfen Geheul gestürzter Verzweiflungen wieder!

Der Zürchersee (1750).

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strale
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürich in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeygeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

„Hallers Doris," die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner, und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bessre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt, bey der Urenkelin
Sohn und Tochter noch seyn; mit der Entzückung Ton
Oft beym Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beym Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bey uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Wir und Sie (1766).

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Namens Schall!

Sie sind sehr reich! und sind sehr stolz!
Wir sind nicht reich! und sind nicht stolz!
Das hebt uns über Sie!

Wir sind gerecht! das sind Sie nicht!
Hoch stehn Sie! träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienst!

Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius, wie Sie!
Das macht uns ihnen gleich!

Sie bringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein!
Wir thun's! und thaten's lang!

Wen haben Sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel Zaubereyen tönt?
Das hebt uns über Sie!

Wer ist bey ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller gaben Wir!

Wenn traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er! Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt!
Wir schlügen da, wie Sie!

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn! heran:
Vor Uns entflöhen Sie!

O sähn Wir Sie in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn! einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

Hermanne unsre Fürsten sind!
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt, und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Namens Schall!

Der Nachahmer (1764).

Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang; so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibniz, jene nicht an!
Welche der Hain Braga's verbarg:

Dichter, so bist du kein Deutscher! ein Nachahmer
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie!

Die Etats generaux (1788).

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sey mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich Dieß erlebte!

Verzeiht, o Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen itzt flehe, euch nachzuahmen.

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sey,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europa's
Herschern bekämpft, und den Herscherinnen!

So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller, und verdient es!
Schöner, als Lorber, die Blut entschimmert.

Mein Irrthum (1793).

Lange hatt' ich auf sie, forschend geschaut,
Auf die Redenden nicht; die Thäter! war,
Bey den Maalen der Geschichte
Wandelnd, den Franken gefolgt.

Die an Völkern du rächst, Königen rächst,
Priestern, die Menschheit, wie war's, Geschichte, voll
Von Gemälden, die der Gute,
Bleich vor Entsetzen erblickt.

Dennoch, glaubt' ich, und ach Wonne war mir,
Morgenröthlicher Glanz der goldne Traum!
War ein Zauber, wie gehoffter
Liebe, dem trunkenen Geist!

Freyheit, Mutter des Heils, däucht' es mich, du
Würdest Schöpferin seyn, die Glücklichen,
Die so ganz du dir erkohrest,
Umzuschaffen gesandt!

Bist du nicht Schöpferin mehr? oder sind sie
Nicht umschaffbar, die du entfesseltest?
Ist ihr Herz Fels, und ihr Auge
Nacht, zu sehn, wer du bist?

Deine Seel' ist Gesetz! Aber ihr Blick
Wird des Falken, ihr Herz wird Feuerstrom;
Ha er funkelt, und es glühet;
Wenn das Ungesetz winkt.

Dieses kennen sie! dich kennen sie nicht!
Das das lieben sie! Doch dein Name tönt.
Wenn die Guten das verruchte
Schwert trifft: schallt es von dir!

Freyheit, Mutter des Heils, nannten sie dich
Nicht selbst da noch, als nun Erobrungskrieg,
Mit dem Bruche des gegebnen
Edlen Wortes, begann?

Ach des goldenen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz.

Müde labet auch wohl Schatten am Weg'
In der Oede, der weit umher sich krümt;
So hat jüngst mich die erhabne
Männin, Kordä gelabt.

Richter schändeten sich, sprachen es los,
's Ungeheuer: sie sprach nicht los, und that,
Was mit Glut einst auf der Wange,
Thränen, der Enkel erzählt.

Aus der Ode: **An Gott** (1748).

Ein drängend Heer! Doch Eine ward herlicher
Vor allen andern! Eine ward Königin
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe!

Die fühlst du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, welche du himmlisch schufst,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe!

Aus der Ode: **Der Rheinwein** (1753).

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab es nur;
Die Welt wirds kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten!

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können.

Aus der Ode: **Dem Allgegenwärtigen** (1758).

Hier steh ich Erde! was ist mein Leib,
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten,
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten,
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten
Bist du näher als den Welten!
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank' ich dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloser Wonne,
Dank' ich, o Vater! dir, wenn ich sie fühle!

Aus der Ode: **Die Glückseligkeit Aller** (1759).

Was ist es in mir, daß ich so endlich bin?
Und dennoch weniger endlich zu seyn!
Dürste mit diesem heißen Durste?
Das ist es in mir: Einst' werd ich weniger endlich seyn.

Wie herlich sind, Gott, vor mir deine Gedanken!
Wie zahllos sind sie! Wollt' ich sie zählen;
Ach ihrer würde mehr, wie des Sandes am Meere seyn!
Einer von ihnen ist: Einst bin ich weniger endlich!

O Hoffnung, Hoffnung, den Himmel nah,
Vorschmack der künftigen Welt!
Hier schon hebest du meine Seele
Ueber ihrer jetzigen Endlichkeit Schranken!

Du Durst, du heißes Verlangen meines müden Herzens,
Mein Herr und mein Gott!
Preisen, preisen will ich deinen herrlichen Namen!
Lobsingen, lobsingen deinem herrlichen Namen!

Aus der Ode: **Das neue Jahrhundert** (1760).

O Freyheit,
Silberton dem Ohre!
Licht dem Verstand', und hoher Flug zu denken!
Dem Herzen groß Gefühl!

Aus der Ode: **Der Eislauf** (1764).

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir,
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Aus der Ode: **Die Krieger** (1778).

Des Kriegers Größe? Ja, wenn er für Freyheit kämpft,
Oder wider ein Ungeheuer,
Das mordet, mit der Kett' umklirrt; so ist der Held
Edler Mann, verdienet Unsterblichkeit!

Aus der Ode: **An Freund und Feind** (1781).

Geburtsrecht zu der Unsterblichkeit
Ist Unrecht bey der Nachwelt. So bald einst die Geschichte,
Was ihr obliegt, thut: so begräbt sie durch Schweigen, und stellt
Die Könige dann selbst nicht mehr als Mumien auf.

Sie sind nach dem Tode, was wir sind.
Bleibt ihr Name; so rettet ihn nur Verdienst,
Nicht die Krone: denn sie
Sank mit dem Haupte der sterbenden.

Aus der Ode: **An Joh. Heinr. Voß** (1782).

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;
Doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist, mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaß;
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der? was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Aus der Ode: **Der Gränzstein** (1782).

Wirke! Das ist das große Gesetz, in des Tempels
Tafel gehaun, daß es kund sey, und von Golde
In den parischen Stein gesenket,
Wie auf die Lilie wallt

Goldener Staub. Noch fassest du nicht des Gesetzes
Ganzen Verstand. Denn es steht zwar in der Halle
Nicht geschrieben, allein es fordert's
Also der heilige Sinn,

Also, durchdenk's arbeitend, durchdenk's, wenn du ausruhst:
Gut sey, und stark, und es daure, was du wirkest!



9. Christoph Martin Wieland.

Geb. den 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach (in Schwaben); gest. den 20. Jan. 1813 in Weimar.

Motto für des Dichters erste Periode: Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen gegeben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berausche, um sie wie durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh zu verwandeln.

Laß die Worte des weisen Griechen etwas bei dir gelten, Aedon! Die Musen sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind. —

Weise sein in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden, alsdann weise seyn, eh' uns die Erfahrung zu spät weise macht; — o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, auf weinenden Lauten bejammern.

(Aus den „Sympathien" 1754.)

(Für die Zeit des Uebergangs zum Epikuräismus): So sehr, wie Sie meinen, bin ich nicht Platoniker; ich fange mehr und mehr an, mich mit den Menschen dieser Welt zu befreunden. Und um alles in wenig Worten zu sagen, so liebe ich das Schöne, das Gute, Große, Angenehme, Artige überall, wo ich es finde. — — Ich liebe die menschliche Natur; ja um mehr zu sagen: meine Moral hat nichts von dem, was ich Capuziner-Moral heiße. Weisheit und säuerliches Wesen verwechsle ich nicht. Der Weise, denke ich, pflegt alle seine innern und äußern Sinne, genießt die ganze Natur und kennt allein die rechte Lebenskunst. (Aus einem Brief vom 12. März 1758.)

(Für seine spätere Weltanschauung): Der Menschheit eignes Studium ist der Mensch. Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu seyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des Menschen-Studiums; und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolg getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie ver-

mahlen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennen zu lernen sucht? Diese historische Kenntniß der vernünftigen Erdbewohner ist die Grundlage aller echt philosophischen Wissenschaft, welche die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und dieses zu befördern, kurz das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes zum Gegenstand hat.
(Aus: „über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller" 1785.)

Aus Wielands „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" (1775).

Die schiefen Urtheile, die nun seit vier und zwanzig Jahren, insofern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, würden mich wenig anfechten, wenn sie bloß meine Eitelkeit beleidigten. —

Aber der sittliche Mißbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Mißverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger oder alles andre, was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. —

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr [Ihrer eigenen Tochter] auch die Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben? —

Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder die Idris noch die komischen Erzählungen — — zu lesen geben: aber ich werde sie auch — mit Hilfe einer Mutter, deren bloßes Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa durch irgend einen Zufall eines der genannten Bücher in die Hände fallen sollte.

Ein Selbstbekenntniß Wielands aus dem Jahre 1797.

Man bedenke nur, daß ich immer eine forcirte Treibhauspflanze gewesen bin. Von meinem vierten Jahre saß ich so (die Brust an die Schärfe des Tischrandes, nach Art kurzsichtiger Schreiber, klemmend), und in solcher Positur habe ich einen großen Theil meines Lebens zugebracht. Rechnen Sie dazu den Kampf der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus, in meinen späteren Jünglingsjahren die religiöse Frömmigkeitswuth, wo ich wegen des geringsten peccadillo oder vielmehr wegen der leisesten Anwandlung eines mir sündlich scheinenden Phantasiespiels die schrecklichste Gewissensangst bekam, so als wenn mich Satanas mit Fäusten schlüge. Setzen Sie dazu die vielen — — Bücher, deren Erzeugung doch auch nicht ohne Kraftaufwand abging. Rechnen Sie, um die Summe voll zu machen, die zweiundzwanzigjährige Hoffrohne, die Indigestionen bei den Soupers, die Verkältung u. s. w. und sagen Sie mir, ob ich zu viel fordere, wenn ich auf Alles dies wenigstens sechs Jahre gut zu haben verlange? Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten und die Hülse seiner Psyche zu erhalten gewußt.

Aus Lessings Urtheilen über Wieland.

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen.

Wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man dann lesen wollen? —

Die christliche Religion ist bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. —

Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt. Sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen — und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte. —

Sie [die Charaktere in „Johanna Grey“] sind Alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gefühls schon verlieren.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern. —

(Aus den Literaturbriefen von 1759.)

Wir haben eine Uebersetzung von Shakespeare. Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum. — — Das Unternehmen war schwer; ein jeder andere, als Herr Wieland, würde in der Eile noch öftrer verstoßen, und aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. So wie er uns den Shakespeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten. (Hamburgische Dramat. vom 19. Jun. 1767.)

Wenn ihr [unserer Großen] Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Schweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgiltigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmacke. (Hamburg. Dramat. vom 25. Dec. 1767.)

Herder über Wieland. Aus einem Brief an Caroline Flachsland (1770).

So hat Ihnen Romeo und Julie so gut gefallen? und doch haben Sie dies vortreffliche, himmlische Stück, das einzige Trauerspiel in der Welt, was über die Liebe existirt, nur in der schlechten Uebersetzung gelesen: denn das muß ich sagen, daß unter allen Shakespearischen Stücken Wielanden keines so verunglückt ist, als dieses. Der Grund ist vielleicht der, daß Wieland nie selbst eine Romeo-Liebe gefühlt hat: sondern sich nur immer mit seinen Sympathien und Pantheen und Seraphims den Kopf voll gewehet, statt das Herz je menschlich erwärmt hat: und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen die Liebe mehr, als durch Worte redet, eine ganz unbekannte Sprache gewesen.

Aus Schillers Mittheilungen über Wieland. Aus den Briefen an Körner (1787).

Ich besuchte also Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft. Ein Augenblick machte Alles. Wir wollen langsam anfangen, sagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bei dieser ersten Zusammenkunft den Gang unseres künftigen Verhältnisses vor, und, was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntschaft behandelte, sondern als ein Verhältniß, das für die Zukunft fortdauern und reifen sollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erst gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, sagte er mir, daß einer zu dem anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet. —

Wieland ist hypochondrisch — besorgt für seine Gesundheit, daß er mitten im heißen Sommer nach zehn Uhr Abends nicht ohne Mantel geht. Heute aber litt er durch die Hitze, und eine körperliche Apathie sprach aus allem, was er sagte. Wir sprachen von Thätigkeit — und das Gefühl seiner Ermattung, glaub ich, war es, was ihm seine heutige Philosophie eingab; denn er declamirte gegen alle Wirksamkeit als etwas äußerst Undankbares. Von der politischen erklärte er, daß kein ganz rechtschaffener Mann einen großen Posten darin bekleiden oder erhalten könne: Das bewies er mit Turgots Beispiel, den er äußerst verehrt. Ich nahm mich mit Wärme der schriftstellerischen an, und zwang ihm doch endlich ab, daß er diese als etwas Positives betrachtete. —

In seiner Bibliothek (die ich aber kaum anfangen konnte zu durchlaufen) wimmelte es von französischen Feenmährchen, Romanen und dergleichen Schriften, von englischen Romanen und italienischen Dichtern, an welchen seine Bildung und Schriftstellerei hängen mag. —

Schillers Urtheil über Wieland in der Schrift „über naive und sentimentalische Dichtung" (1795—1796).

Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen [erotische lüsterne] Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen sowol ästhetisch als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Planes einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowol als seines Lesers zu empören, und ohne Beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — das ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

Schillers Urtheil über Wieland in einem Brief an Körner (vom 1. Mai 1797).

Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltairen und Popen. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Was

einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum ächten Dichter, und noch öfter zum alten Weib und zum Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an herrlichen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel, wieviel es auch bei seiner Bildung gelitten hat.

Aus Goethe's: „Götter, Helden und Wieland" (1774).

Euripides: Es ist nicht fein, daß du's uns so spielst, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader Griechisch Blut im Leibe haben. —

Mercurius: Wer ist der Wieland? Litterator: Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar. M.: Und wenn er Ganymedes Hofmeister wäre, sollt er mir her. Es ist just Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper. L.: Mir wirds angenehm seyn, solch einen großen Mann bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen. (Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.) Wieland: Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi. Alceste: Er spricht im Traum. Euripides: Man sieht aber doch mit was für Leuten er um geht. M.: Ermuntert euch. Es ist hier von keinem Jacobi's die Rede. Wie ist's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem deutschen Mercur?

Alceste: Ei da ist der Wieland. Hercules: Ei wo? Admet: Da steht er. H.: Der? Nun der ist klein genug. Hab ich mir ihn doch so vorgestellt. Seyd ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt? Wieland (zurückweichend): Ich habe nichts mit euch zu schaffen, Koloß.

Aus Goethe's Urtheil über Wieland in den „Frankfurter gel. Anzeigen" (1772).

Man kann in dem Pfad, den die Wielandsche Muse gewandelt, drei Ruhepunkte angeben, wo sie stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert. Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System, in dichterischer Diction dargestellt, die Charaktere, die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Consequenz der Meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß, und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen und halb durch eigene Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland versetzt. Dies war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die

Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekeln Moralisten, die Nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern.

Aus einem Brief Goethes an W. v. Humboldt (vom 8. Febr. 1813).

Selig im ersten Sinne ist nun unser Wieland; er ist in seinem Herrn entschlafen und ohne sonderliche Leiden zu seinen Göttern und Heroen gegangen. Was Talent und Geist, Studien, Menschenverstand, Empfänglichkeit und Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen, utile nobis proposuit exemplar. Wenn jeder seine Gaben und seine Zeit so anwenden wollte, was müßten für Wunder geschehen!

Aus Goethe's: **Festgedicht zum 18. Dec. 1818.**

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre,
War des Mannes heit're Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel!

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

Aus Tiecks Urtheil über Wieland.

Wieland ist heutigen Tages bei weitem mehr vergessen, als er verdient. In meiner Jugend wurde er überschätzt. Ich darf wol sagen, daß ich es in meinen Kreisen und in meiner Weise zuerst mit Nachdruck ausgesprochen habe, daß er kein Dichter im großen Sinne des Wortes sei. Ich habe dies früher als die Schlegel gethan. —

Weniger einverstanden bin ich mit dem „Oberon", wo die Schalkhaftigkeit, in der sich Wielands ganzes Wesen ausdrückt, sich nicht mit den sentimentalen Stellen vertragen will. Was er in frühester Zeit unter Bodmer's Einfluß schrieb, ist ganz unerträglich. —

Aber er war der erste, der lesbar und wirklich elegant zu schreiben verstand. Doch ist er kein deutscher Autor, er hat sich nach französischen Mustern gebildet, und ist französirt.

Aus den **„Sympathien"** (1754).

Schöne Celia, alles Sichtbare ist ein Schatten, ein Widerschein des Unsichtbaren, welches allein ewig und göttlich ist. Deine Seele ist ein Bildniß der Gottheit, deine Gestalt ein Bild deiner Seele. Diese Farben, diese Grazien, sind der Glanz, den sie über den Leib ausgießt, durch welchen sie wirken soll. Schönheit ist ein Versprechen, wodurch sich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmungswürdig zu handeln. Sie ist der Reitz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerksam gemacht werden sollen. Denn eine Schöne soll eine Lehrerin seyn, eine Lehrerin durch die Beyspiele, die sie gibt. Die Tugend, die in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menschen tritt, mit

ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drückt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weisen, ja in den reitzendsten Dichtungen eines Richardson. Die Sittsamkeit scheint einnehmender, wenn sie auf schönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von schönen Lippen, und wie entzückt uns ein schönes Auge, das sich voll andächtiger unverstellter Andacht gen Himmel hebt, und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unschuld, wenn Demuth, wenn die großen Gesinnungen, welche der Glauben der Christen einflößet, auf Herzen, die durch die sichtbare Schönheit schon erweicht und bildsam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können sie anders als diese höhere Schönheit bewundern? Und bey jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterinn der Menschen werden!

Aus „**Theages. Ueber Schönheit und Liebe**" (1760).

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuosen nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, in Mahlerey und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen, — dieß sind, seiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst.

— — —

Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als irgend eine Schule der alten Filosofen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz: „lebe der Natur gemäß," schien mir schon beym ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Die Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey, daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wann er die Natur zur Führerinn nehme, zur Tugend gelangen könne; und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle." Keine unter allen Sekten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu erforschen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit

prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht Ein Mahl minder als Gott; ja Seneka hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie mahlen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, jede Tugend auszuüben." Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse," sehr weit von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch, der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in einer stoischen Welt; in der wahren Welt aber giebt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Aus dem „**Sendschreiben an einen jungen Dichter**" (1782).

Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objekts, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurück giebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamiert, woraus die Fantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervor haucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreywilligen innern Trieb alles Einzelne idealisiert, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer befreit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der fysischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bey jeder edlen That hoch empor schlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurückschaudert.

Zu allem diesen, bey dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborener Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bey der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem, was die Ruhe der Sinne befördert, allem, was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreyt, die ihr inneres Geschäft stören. Freylich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht, einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Filosofen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne

Raserey zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Kumäische Sybille den profetischen Gott, von sich schütteln kann —

Seyn Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Karakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Musenwuth, um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele ergreife; so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Filosofen Ehre machen.

———

„Ich kann mich (sagen Sie mir), so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurück zu sehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificierte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeklamierte — das häufige Wiederhohlen und Verweilen bey solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieß kam bey mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sichs, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit, womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beynahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von frühester Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nehmlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino, und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen), der mich besaß, wollte sich weder in gutem noch bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metafysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopee und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orfischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leier Amfions, durch ihre Anziehungskraft die Elemente in eine Welt habe zusammen fügen können.“ —

———

Verdienen Sie den öffentlichen Beyfall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsere Litteratur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergetzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organen seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen,

bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewunderung für alles, was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie sich darauf, das Publikum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen, als Sie billiger Weise nur immer verlangen können.

Aus der: „Musarion" (1768).

Ihr mächtigen Besieger
Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld
Euch nahe glaubt — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt?
Der Weise, der so kühn sich zum Olymp erhebt,
Der schon so hoch empor gestiegen,
Daß er (wie Sancho dort auf Magellones Pferd)
Die purpurnen und himmelblauen Ziegen
Des Himmels grasen sieht, die Sfären singen hört,
Und aus der Gluth, die sein Gehirn verzehrt,
Des Feuerhimmels Nähe schließet,
Ihn, der nichts Sterblich's mehr mit seinem Blick beehrt,
Den stolzen Gast des Aethers, schießet
Musarion mit einem — Blick herab.

Warum hat Herkules Altäre?
Den Weg, den Prodikus nicht gehn, nur mahlen kann,
Den ging der Held. —
— Und wem gebührt davon die Ehre,
Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebar
Und auferzog, eh' eine Stoa war?
Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren.

Und in der That, was hebt die Seele höher,
Was nährt die Tugend mehr? erweitert und verfeint
Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
Von unsers Daseyns Zweck? — das Weltall ohne Schranken,
Unendlich Raum und Zeit, die Sonne die uns scheint
Ein Funke nur von einer höhern Sonne,
Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreundt,
Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne.

Noch mehr willkommen muß, im Falle den wir setzen,
Die Schwärmerey des Platonisten seyn,
Der das Geheimniß hat, die Freuden zu ersetzen
Die Zeno nur entbehren lehrt;
Der statt des thierischen verächtlichen Ergetzen
Der Sinne, uns mit Götterspeise nährt.
Wir sehn mit ihm aus leicht erstiegnen Höhen
Auf diesen Erdenball als einen Punkt herab;
Ein Schlag mit seinem Zauberstab
Heißt Welten um uns her bey Tausenden entstehen;
Sind's gleich nur Welten aus Ideen,
So baut man sie so herrlich als man will;
Und steht einmahl das Rad der äußern Sinne still,
Wer sagt uns, daß wir nicht im Traume wirklich sehen?
Ein Traum, der uns zum Gast der Götter macht. —

Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,
Kein runzligter Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt:
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reitzende Filosofie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg; und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie findt
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Vor seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie mahlen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Aus: „Die Wahl des Herkules" (1773).

Herkules. O Göttinn, löse mir
Das Räthsel meines Herzens auf.
Zwey Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß! —
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft: die beßre siegt, so lange
Du redest; aber kaum ergreift
Mich diese Zauberinn mit ihren Blicken wieder,
So fühl' ich eine andere
In jeder Ader glühn, die wider Willen mich
In ihre Arme zieht.
Arete. Erröthe. Herkules
Erröthe vor dir selbst! Die beßre Seele
Bist Du! Sie ist allein dein wahres Selbst;
Wag' es zu wollen, und der Sieg ist dein!

- - -

Arete. Ja, Sohn, die Ahnung, deren leiser Stimme
Du oft in deinem Innern horchtest, trügt dich nicht;
Ein Gott, ein Gott
Ist diese Flamme, die in deinem Busen lodert.
Verwandt dem Himmel, und zum Wohlthun bloß
Auf diese Unterwelt gesandt,
Kehrst du, wenn einst dein göttliches Geschäfte
Vollendet ist, zurück in höhern Kreisen
Zu leuchten. — Schau empor, Alcid!

Sie, die in jenen Sfären herrschen,
Womit verdienten sie den Weihrauch, den
Die Dankbarkeit der Sterblichen auf ihren
Altären duften läßt?
Sie lebten einst, wie du, in irdischer Gestalt,
Doch nicht sich selbst,
Sie lebten bloß der Erde wohl zu thun.
Sie waren's, die den rohen Menschen durch
Die Zaubermacht der Musen seinem Wald
Entlockten, durch Gesetze seine Wildheit zähmten,
Ihn umgestalteten und seinen Blick
Empor zum Vater der Natur erheben lehrten.
Der goldne Friede, mit der ganzen Schaar
Der Künste, die er nährt, der Ueberfluß
Mit seinem Füllhorn, alles, was
Das Leben adelt, schmückt, beseliget,
Es war ihr Werk! Beschützer, Lehrer, Hirten
Der Völker waren sie und glänzen nun
Im Kor der Götter, selig durch den Anblick
Des Guten, das sie thaten.

Herkules. O Göttinn, führe, führe mich
Den Weg, den diese Helden gingen;
Was säumen wir?
Er mag dem Weichling furchtbar seyn,
Er mag mit Dornen dräu'n, von Klippen starren,
Bey jedem Schritte mögen Ungeheuer
Sich mir entgegen stürzen;
Mich schreckt kein Hinderniß, kein Feind,
Ich folge dir!

Aus: „Die erste Liebe" (1774).

Die erste Liebe wirkt dieß alles und noch mehr.
Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt für uns ein neues beßres Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben;
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ocean von Wonne.
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

O Zauberey der ersten Liebe!
Noch jetzt, da schon zum Abend sich
Mein Leben neigt, beglückst du mich!
Noch denk' ich mit Entzücken dich,
Du Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dieß Leben das dir gleicht,
Du schöner Irrthum schöner Seelen?
Wo ist die Lust die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Fantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog, — Sie,
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen,
Das schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen,
Von allem um uns her nichts sehen außer Ihr,
Selbst in Elysiens goldnen Auen
Nichts sehen würden außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzuschauen!

Aus dem: „Oberon“ (1780).

Motto: Wielands Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. (Goethe.)

— die Vergoldung der Diction, die wirklich hier stärker als in irgend einem andern Wielandischen Werke und sogar an manchen Stellen gediegenes Metall durch und durch ist — (Heinse 8. Dec. 1780.)

Noch einmahl sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh', in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie alle die Wuth zu tanzen:
Sie drehen im Kreise sich um bis Sinn und Athem entgeht.
Triumf, Herr Ritter, Triumf! Gewonnen ist die Schöne.
Was säumt ihr? Fort! der Wimpel weht:
Nach Rom, daß euern Bund der heil'ge Vater kröne;

Nur daß der süßen verbotenen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Geduld! der freundlichste Wind begünstigt eure Flucht,
Zwey Tage noch, so winkt Hesperiens goldne Küste.
O rette, rette sie, getreuer Scherasmin.
Wenn's möglich ist! — Umsonst, die trunknen Seelen hören
Sogar den Donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?

In welches Meer von Jammer stürzt sie euch!
Wer wird den Zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?
Ach! wie sie Arm in Arm sich auf den Wogen wälzen!
Noch glücklich durch den Trost, zum wenigsten zugleich
Eins an des andern Brust zu sinken ins Verderben.
Ach! hofft es nicht! Zu sehr auf euch erbost
Versagt euch Oberon sogar den letzten Trost,
Den armen letzten Trost des Leidenden, zu sterben!

Zu strengern Qualen aufgespart
Seh' ich sie hülflos, nackt, am öden Ufer irren;
Ihr Lager eine Kluft, mit einer Hand voll dürrem
Halb faulem Schilf bestreut! und Beeren wilder Art,
Die kärglich hier und dort an kahlen Hecken schmoren,
All ihre Kost! In dieser dringenden Noth
Kein Hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend Boot,
Glück, Zufall und Natur zu ihrem Fall verschworen!

Und noch ist nicht des Rächers Zorn erweicht,
Noch hat ihr Elend nicht die höchste Stuf' erreicht;
Es nährt nur ihre strafbar'n Flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden sie beysammen.
Getrennt zu seyn, so wie in Donner und Blitz
Der wilde Sturm zwey Bruderschiffe trennet,
Und ausgelöscht, wenn im geheimsten Sitz
Der Hoffnung noch ein schwaches Flämmchen brennet:

Dieß fehlte noch! — O du, ihr Genius einst, ihr Freund!
Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Grenzen?
Weh euch! Noch seh' ich Thränen in seinen Augen glänzen;
Erwartet das ärgste wenn Oberon weint! —
Doch Muse, wohin reißt dich die Adlersschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerey?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich was dir sey,
Und deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß dich nieder zu uns auf diesen Kanapee,
Und — statt zu rufen, ich seh', ich seh',
Was niemand sieht als Du — erzähl' uns fein gelassen
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.
Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund!

Aus „**Ueber deutschen Patriotismus**" (1793).

Was mich auf diese Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umschweife aufrichtig bekennen. Ich habe seit einigen Jahren so viel schönes von Deutschem Patriotismus und Deutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage so sehr überhand, daß ich — wäre es auch nur um nicht zuletzt allein zu bleiben — wohl wünschen möchte, auch ein Deutscher Patriot zu werden. An gutem Willen mangelt es mir ganz und gar nicht, nur habe ich es bisher noch nicht so weit bringen können, mir von dem, was man einen Deutschen Patrioten nennt, und von den Pflichten desselben, und wie diese Pflichten mit einigem Erfolg in Ausübung zu bringen und mit denjenigen zu vereinigen seyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) auch den übrigen Völkern — schuldig zu seyn vermeine, — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerley Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein Deutscher Patriot zu seyn, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben.

Nun ist zwar an dem, daß es mir bey zunehmendem Alter und Verstande an Gelegenheit nicht fehlte, das Deutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfing) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die Deutsche Nazion, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läßt, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muß gestehen, daß mir alle diese Kenntnisse über das, was unter Deutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daß die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!
Süß und ruhmwerth ists sterben fürs Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt einsog, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daß diese Altgriechischen Tugenden oder Gefühle so leicht auf Deutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.



10. Gotthold Ephraim Lessing.

Geb. den 23. Januar 1729 zu Camenz (in der Oberlausitz); gest. den 15. Februar 1781 in Braunschweig.

Motto: Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich lehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen.

Es ist Lessing ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen. (Hamann.)

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.
(Schiller im Xenion „Achilles".)

Deutschland kann stolz sein, daß Lessing sein Bürger. (Joh. v. Müller.)

Tapferer Winkelried! Du bahntest den Deinen die Gasse,
Dein ist, Starker, der Sieg! hast du ihn gleich nicht gesehn.
(Grillparzer.)

Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloßnen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.
(Fr. Schlegel.)

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild er selbst in Sonnenklarheit,
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel. (Ad. Stahr.)

Dank Dir,
Der Du unter den erhabenen Längstbegrabenen
Ein Meister den Kranz gezeiget den Meistern
Und die Pfade gebahnt hast unsern Geistern!
Du
Der Kunsterscheinungen Kenner und Richter,
Der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter,
Du Schrecken aller Perrückengesichter,
Der Wahrheit Verfechter,
Der Schönheit Wächter!
Dein sei in Lieb' und Dankbarkeit
Heut' gedacht und allezeit!
(Hoffmann von Fallersleben.)

Der Heros, der in kühnem Redestreit
Mit neu erfundnen Künsten angeführt
Das kämpfende Jahrhundert, dem das unsre,
Ein unruhvolles Kind, entsprossen ist,
Der große Lessing, an dem Amboß stand
Des Wortes er, ein deutscher Waffenschmied.
(Schwab.)

Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.
(Inschrift an Lessings Standbild in Braunschweig.)

Herder über Lessings und Winckelmanns Stil (1769).

Lessings Schreibart ist der Styl eines Poeten d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild des Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß gibt den andern, der Folgesatz kömmt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes; das τεταγμενον eines vollendeten Gedanken; sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit; im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Styls erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden, Winckelmann, der Künstler, der gebildet hat; Lessing, der schaffende Poet. Jener ein erhabener Lehrer der Kunst — dieser, selbst in der Philosophie seiner Schriften, ein munterer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.

Herder über Lessing (Oct. 1781).

Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig seyn will oder seyn kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dieß Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an, und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz,

wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden. —

Goethe über Lessing.

Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam, machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.

(An Frau v. Stein d. 20. Feb. 1781.)

— — —

Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der „Minna“, lakonisch in „Emilia Galotti“, später kehrte er erst zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im „Nathan“. —

Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor Allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch-temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

— —

Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: Ut pictura, poesis, war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar; die Gipfel Beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem Redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, Dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie von einem Blitz erleuchteten sie uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte. (In „Dichtung und Wahrheit“.)

Claudius über Lessings „Emilia Galotti“.

Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich die Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch'n Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren. Doch das kommt mir wohl nur so vor, und ich hab's bloß gesagt, damit ich mich ganz ledig sagte. Wollt's auch für viel nicht mit Herrn Lessing verderben. Er fackelt nicht; zwar er gäb' sich auch mit 'm schlichten Boten wohl nicht ab, er ist's so mit Geheimden Räten gewohnt.

Schiller über Lessing.

Lessing, der gebildete Zögling der Kritik und ein so wachsamer Richter seiner selbst. —

(Aus der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“.)

——— ———

Ich lese jetzt, in den Stunden wo wir sonst zusammen kamen, Lessings Dramaturgie, die in der That eine sehr geistreiche und belebte Unterhaltung gibt. Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das was die Kunst betrifft am Klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche worauf es ankommt am unverrücktesten in's Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sey: denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen?

(An Goethe, d. 4. Juni 1799.)

Tieck über Lessing.

Von seinen Zeitgenossen wurde Lessing nicht verstanden. Sie überschätzten ihn als Dichter, was er nicht sein wollte, und hatten von seiner wahren Größe und der Tiefe seines Geistes keine Ahnung. Er war nicht nur ein kritisches Genie, sondern mystisch, tiefsinnig, und nie hat es eine reinere und edlere Skepsis gegeben als die seine. Er stand unendlich hoch über seinen sogenannten Freunden, die seinen Namen stets im Munde führten. Ihr Briefwechsel beweist, daß sie häufig gar nicht begriffen, was er will.

Heine über Lessing.

Ich habe hier schon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutscher aussprechen kann, ohne daß in seiner Brust ein mehr oder minder starkes Echo laut wird. Aber seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Lessing. Diese Beiden sind unser Stolz und unsere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart schauen wir hinauf nach ihren tröstenden Standbildern, und sie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Lessing fortgesetzt, und dessen das deutsche Vaterland so sehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich sehe schon seine goldne Rüstung, die aus dem purpurnen Kaisermantel hervorstrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!“

Gleich dem Luther wirkte Lessing nicht nur, indem er etwas Bestimmtes that, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufregte, und indem er eine

heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit, und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erschlug, und in dieser Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich ist es, daß solch ein streitlustiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die Meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber eben diese kam ihm hilfreich zu statten: denn oser! ist das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, eben so wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Lessing'schen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth heruntergeschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, Den tödtete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Lessing'sche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen springenden saillies, wie man hier zu Land Dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines französisches Windhündchen, das seinem eigenen Schatten nachläuft; sein Witz war vielmehr ein großer deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt.

Ja, Polemik war die Lust unseres Lessing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner seiner würdig war. So hat er eben durch seine Polemik manchen Namen der wohlverdientesten Vergessenheit entrissen. Mehre winzige Schriftstellerlein hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umsponnen, und in den Lessing'schen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten, wie Insekten, die sich in einem Stück Bernstein verfangen. Indem er seine Gegner tödtete, machte er sie zugleich unsterblich. Wer von uns hätte jemals Etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendet! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antiquar geschleudert und womit er ihn zerschmettert, sind jetzt Dessen unverwüstliches Denkmal.

Merkwürdig ist es, daß jener witzigste Mensch in Deutschland auch zugleich der ehrlichste war. Nichts gleicht seiner Wahrheitsliebe. Lessing machte der Lüge nicht die mindeste Koncession, selbst wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte Alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, sagte er einst, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, aber ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Das schöne Wort Büffon's „der Stil ist der Mensch selber!“ ist auf Niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlußfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessing'schen Prosa so Wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserem Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt.

Gelzer über Lessing.

Wie Plato von seinen Schülern Studien der Mathematik, Goethe Beschäftigung mit den Naturwissenschaften forderte, so darf einem Jeden, der an den religiösen Fragen unserer Zeit als ein Mündiger lebendigen Antheil nehmen will, das Studium Lessings zum Gesetze gemacht werden, um im Angesichte dieses scharfen sichtenden Geistes nochmals das Recht des eingenommenen Standpunctes mit offener Stirne zu prüfen.

Rückert über Lessing.

Jeder Deutsche, wenn er Lessing nennen höret, fühle Stolz;
Der, der Bildung Baum zu pflanzen, ausgereutet faules Holz,
Deutschen Geistes sprödes Erz mit männlicher Begeistrung schmolz
Und, wohin er immer zielte, stets ins Schwarze schoß den Bolz.

Ihm ein Denkmal zu errichten, braucht es nicht, Er hat's getan;
Aber wie wir ihm verpflichtet uns erkennen, zeig' es an:
Er hat eingeschlagen, die wir wollen gehn, der Forschung Bahn,
Und zum Ziel der Wahrheit, das wir suchen, ging er uns voran.

Er zuerst hat unser Wesen fremder Fessel frei gemacht
Und zu Ehren vor Europas Augen unser Volk gebracht:
Drum, so lang in uns Gefühl der Ehre, Mut der Freiheit wacht,
Als Befreiers, Ehrenwächters, sei, o Lessing, dein gedacht.

Selbstgeständnisse Lessings.

Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen sehen kan. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meisen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir selbst beschäfftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kömmt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabey ist, daß mich nichts schlimmers als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: Soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bäuersche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jederman seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschafften, die mir, bey meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu beßern, es koste was es wolle. Sie wißen selbst wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch also das gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir in voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geschickter worden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn die weit angenehmer,

und vielleicht eben so nützlich sind. Die Comoedien kamen mir zur erst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an andern Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bey mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrern Ernste treiben soll. Ich sann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte. (An seine Mutter den 20. Januar 1749.)

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutschen Moliere beylegen könnte, so könte ich gewiß eines ewigen Nahmens versichert seyn. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwey Stücke die auch die größte Lust erstücken können.

(An seinen Vater den 28. April 1749.)

Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magister geworden.

(An Michaelis den 16. Oct. 1754.)

Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben seyn, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu seyn. (An seinen Bruder den 14. Nov. 1771.)

Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beyfallen) und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stuffe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu ersteigen, weniger behülflich seyn könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann: so kömmt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. Also auch itzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen

Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quærere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, & casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich selbst.

(Hamburg. Dramat. St. 70 vom 1. Jan. 1768.)

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann; so auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frey, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich.

(Hamburg. Dramat. St. 101 vom 19. April 1768.)

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübet, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Mahler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.

(Ebendaselbst)

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

(Aus: Eine Duplik [1778].)

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren."

(Aus: Eine Parabel [1778].)

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt. Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden.

(Aus dem achten Anti-Goeze [1778].)

Sinngedichte.

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar, ererb, erwirb,
Hab' Alles! — Brauche Nichts, laß Alles hier, und stirb!

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Elterahn
War älter Einen Tag, als unser Aller Ahn.

Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Lieder.

Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen,
Ich habe nicht stets Lust zu schreiben,
Ich habe nicht stets Lust zu denken,
Kurz um, nicht immer zu studiren.

Doch hab' ich allzeit Lust zu scherzen,
Doch hab' ich allzeit Lust zu lieben,
Doch hab' ich allzeit Lust zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr sauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr thut, ist des Alters Folge:
Was ich thu', will die Jugend haben.
Ich gönn' euch eure Lust von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach sei.
Die Thier' und Menschen trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich!
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niedersinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — Ein Stein.

Fabeln.

Der Strauß.

Jetzt will ich fliegen! rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitet die gewaltigen Fittige weit aus, und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

Hercules.

Als Hercules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiderte Hercules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward versöhnt.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret

hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das Alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, in's Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf: ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund' an, zu klagen.

Aus dem **Nathan**.

Motto: Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben. (Goethe.)

Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk:
Hier ist Alles, Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.
(Platen.)

Auch dieser Nathan ist noch immer frisch,
Ist Leben, wie's die rechte Dichtung ist.
Sein Gleichniß von den Ringen funkelt noch
Rubinenhell, erfreut, erbittert noch,
Zum Sinnen und zum Zweifel weckt es noch.
(G. Schwab.)

War es Lessing bewußt, als er Nathan uns malte, den Juden,
Daß er ihn nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf?
(Geibel.)

Die Parabel von den drei Ringen.

Nathan. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann
im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,

Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin. Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere!
Gibt jedem insbesondre seinen Segen,
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt).
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

Nathan. Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

Nathan. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

Nathan. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan. Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin. Herrlich! herrlich!

Nathan. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Zu Lessings politisch-nationalen Anschauungen.

Motto: Lessing ist der Johannes, der auf den Messias der Freiheit, auf Schiller verweist. (Stahr.)

Ueber den gutherzigen Einfall den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind.

Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!

(Aus dem Lustspiel: „Die Juden.“)

Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte. (Brief an Gleim.)

Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schuld gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.

(Brief an denselben.)

— und nicht mehr genöthigt sein werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist.

Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es doch aber einmal einen in Berlin versuchen über andre Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme

erheben wollte, wie es doch jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. (Brief an Nicolai.)

Was Sie mir von der guten Meinung sagen, in welcher ich bei den Berliner Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im letzten Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war, und keines von beiden sein mußte, wenigstens um die „Minna“ zu machen. (Brief an Nicolai 1777.)

An Mäcen. (Aus Lessings Nachlaß.)

Wer ist's in unsern Tagen hier in einem Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken von Deiner Menschenliebe, von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Muse zu schützen, in sich hegte?

Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über die Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten. — —

Ein König mag immer über mich herrschen, er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so großen Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte Unwürdigkeiten zu begehen.

Aus dem „Spartakus“.

Was ist das? — Du philosophirst?
Doch, ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können. —
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll,
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun wohlan!
Wir wollen fechten! Lebe wohl,
Auf Wiedersehen, wo der Kampf am hitzigsten sein wird.

Aus „Henzi“.

Der Gott, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't.
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen.

Aus dem „Laokoon" (1766).

Motto: Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche als ein Buch. (Lessing.)

Der Laokoon Lessings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen. (Herder.)

Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene „Ut pictura poesis" war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. (Goethe.)

Es ist das Vorrecht der Alten keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden.

Ich wollte blos feststellen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei.

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte, bei dem Künstler nur der ernste.

Das verlorene Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannichfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtsschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In sofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wol das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowol wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, Alles insbesondere. Man sollte sagen, da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Doch nicht blos da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das blose Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen

Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können.

Es bleibt dabei: Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, so wie der Raum das Gebiet des Malers.

Homer malt nämlich das Schild nicht als ein fertiges, vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem Gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmt, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis Alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön, Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und Ihr habt die Schönheit selbst gemalet.

Achilles bedauert, die Penthesilea getödtet zu haben: Die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fordert die Hochachtung und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitleid werden Liebe.

Die Malerei als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken; die Malerei, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrücken.

Aus der „**Hamburgischen Dramaturgie**“ (1767—1769).

Motto: Ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Widerschein ächt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters, Reinheit des Geschmacks, innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte, als Lessings Hamburgische Dramaturgie. (Gervinus.)

Ich erinnere hier meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten auf-

zulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bey welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausstreuen.

Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauschet gleich schnell vorbey; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache, als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Mine, ein sprechendes Auge, ein reitzender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme: sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Der gute Schriftsteller, er sey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos schreibet, seinen Witz, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtesten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdiget er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken.

Die Liebe selbst hat Voltairen die Zayre diktirt: sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: Die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ist Romeo und Juliet, vom Shakespear. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemählde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darinn gewinnet, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird?

Nun hat es Aristoteles längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ohngefehr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von

der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerley, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätiget wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht.

Weßwegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beylegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es es die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrift, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können.

Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl, hervor zu bringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als insofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit bald aus Stolz, bald mit bald ohne Vorsatz, so oft, so gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beyfiel! — überlegte er denn nicht?“ O, laßt uns ja schweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; alles, was wir besser wissen, als er, beweiset blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten.

Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung seyn, daß der Dichter dieser Freundschaft des Philosophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von schönen Sittensprüchen, den er so verschwendrisch

in seinen Stücken ausstreuet. Ich denke, daß er ihr weit mehr schuldig war; er hätte, ohne sie, eben so spruchreich seyn können; aber vielleicht würde er, ohne sie, nicht so tragisch geworden seyn. Schöne Sentenzen und Moralen sind überhaupt gerade das, was wir von einem Philosophen, wie Sokrates, am seltensten hören; sein Lebenswandel ist die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menschen, und uns selbst kennen; auf unsere Empfindungen aufmerksam seyn; in allen die ebensten und kürzesten Wege der Natur ausforschen und lieben; jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen: das ist es, was wir in seinem Umgange lernen; das ist es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Ersten in seiner Kunst machte. Glücklich der Dichter, der so einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur. Grobheit und Wust ist eben so weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabnen. Das nehmliche Gefühl, welches die Grenzscheidung dort wahrnimt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstigste Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreutzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern, oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespear sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespear will studiert, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespear das seyn, was dem Landschaftsmahler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Es ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine strenge logische Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne sich auf die blos wesentlichen Eigenschaften derselben einzuschränken, hat er verschiedene zufällige hineingezogen, weil sie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Diese indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmahle in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nehmlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht ist, welches Mitleid erreget. Ihrem Geschlechte nach, ist sie die Nachahmung einer Handlung; so wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus diesen beiden Begriffen lassen sich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu bestimmen.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menschen. — Gottsched galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Critik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie, in Ansehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen sowohl als die andern, und selbst die Personen der Epopee nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nehmlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem *καθολου*, in dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist, als die Geschichte.

Das meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Litteratur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bey uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studia, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heissen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.



11. Thomas Abbt.

Geb. den 25. Nov. 1738 zu Ulm; gest. den 3. Nov. 1766 in Bückeburg.

Motto: Die Berge, welche die Eigenliebe aufgeworfen und sich damit umkränzt hatte, werden sinken, wenn wir nur Liebe fürs Vaterland haben.
(Aus der Schrift: Vom Tode für das Vaterland [1761].)

Herder über Abbt.

Abbts Schriften sind für die Deutschen Original: der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrscht, ist das Erbstück unserer Nation. Die analytische Auflösung der Begriffe ist die beste Methode Deutscher Philosophie; die Fülle seiner Schreibart, die statt der Französischen Charaktere und der Brittischen erdachten Beispiele durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und das Eigenthümliche seiner Schreibart unsere Einbildungskraft.

Goethe über Abbt.

Thomas Abbt war in diesen Diensten [des Grafen von Bückeburg] bekannt und berühmt geworden; dem Verstorbenen klagte das Vaterland nach und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein Gönner gestiftet. Nun sollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche sein Vorgänger so würdig erregt hatte.

Aus der **„Abhandlung vom Verdienste“** (1765).

Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes: so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch; der sich der Wittwen annimmt und die Waysen gnädig anblickt; der Könige wegschleudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter. Diß giebt ihm Gedult, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet, und, indem er zu seinem Gott seufzet, die grausame Narren muß laut sprechen hören: „es ist kein Gott!“

Es braucht eben nicht Krieg zu seyn, damit der Geistliche den großen Einfluß, den er auf die Herzen seiner Zuhörer hat, zeigen könne. Wenn ansteckende Krankheiten ihnen ihre Angehörige von der Seite reißen: wenn Seuchen, wenn Wasserfluthen, wenn Feuersbrünste, wenn Hagel das bischen Haab und Gut rauben, wegschwemmen, verzehren, zermalmen: wenn jedes Herz zaget, und der Bettelstab fast an jeder Thür lehnt: wer soll da in die Häuser gehn? wer aufrichten und trösten? Fürwahr weder der Officier, noch der Beamte. Beyde zeigen sich in solchen Umständen fast immer nur wie eine neue Strafe des Himmels; weil sie aller Unmöglichkeit ohnerachtet doch das gewöhnliche einfordern. Wer soll also dem betrübten Unterthanen Muth einsprechen? Der Geistliche. Er muß Hausbesuche abstatten; er muß reden; das Wort Gottes bekömmt in seinem Munde wieder Kraft und Nachdruck für die Bekümmerte; denn sie können in solchen trüben Stunden weder lesen, noch verstehen, was sie lesen. Nur der Vortrag des Geistlichen schaft sich nach und nach Eingang. Der Bauer merkt auf, und merkt desto mehr auf, je älter sein Prediger ist. Warum sollte er nicht aufmerken? Der Mann spricht ja mit ihm, der ihn getauft hat, der ihn zum Abendmahl vorbereitet hat, der ihn getraut hat, der seinen Aeltern, seinen Brüdern und Anverwandten, seinen Kindern, ihm selbst wohl in kranken Tagen zugesprochen, einigen darunter auf dem Todbette beygestanden hat; kurz, der bey allen Hauptveränderungen seines Lebens als eine wichtige Person mit zugegen gewesen ist. O die Reden eines solchen Mannes haben bei den Bauern Gewicht und Ansehen. Der vornehmste Rath und Officier können es sich nicht geben. Dazu kömmt nun noch, daß der Bauer auch an den andern Theil der Seelsorge denkt, und seinen Geistlichen als den Mann betrachtet, der sich um das ewige Wohl seiner armen Seele bekümmert; welches er bey keinem andern Landesbedienten vermuthen darf. Und warum wollten wir es dem Bauer übel nehmen, daß er ein wenig mehr, als andre vielleicht, an seine Seele denkt? Kurz, man mag die Sachen ansehen, von welcher Seite man nur will: so muß man immer gestehen, daß der Stand der Geistlichen einer der verdienstvollesten Stände bleibe: und da wir auf jeden einzelnen Soldaten von der Würde seines Standes einen großen Theil ableiten: so kann ja wohl auch jeder Geistlicher an dem Werthe des seinigen Theil nehmen. Man kann in beyden Fällen zuweilen das persönliche Verdienst bey Seite setzen. Das einzige muß ich noch anmerken, daß das Verdienst des Geistlichen abzunehmen scheine, je vornehmer er wird. Denn, wenn er keine Seelsorge mehr führet, und nur, wie ein französischer Bischoff, von Zeit zu Zeit auf eine zierliche Predigt denkt, nicht sowohl um seine Zuhörer zu erbauen, als um gelobt zu werden: so können wir fast, wie du Guesclin einst bey einer gewissen Gelegenheit zum Pabste sagte, auch davon sagen: „ohne die wollen wir wohl fertig werden!“



12. Christian Garve.

Geb. den 7. Januar 1742 zu Breslau; gest. den 1. Dec. 1798 ebendaselbst.

Motto: Gutes zu thun und Glückseligkeit auszubreiten, ist, nach dem frohen Genusse unserer selbst, die eigentliche Bestimmung unseres Daseins.

Lichtenberg über Garve.

Daß Garve aufgehört hat zu schreiben, ist ein so großer Verlust für unsere Literatur, als daß Lavater angefangen hat.

Klinger über Garve.

Wie sehr bedauert man nicht, wenn man Garve's vortreffliche Versuche, voller Weisheit, politischer Klugheit und schöner Moral liest, daß der edle Mann so schwer einherzieht — so gar dogmatisch ist und uns gar so sehr den Professor zeigt! Wann werden die Grazien die Sohlen unserer Prosaisten beflügeln, wie sie es den Französischen Prosaisten so gefällig thun?

Schillers Xenion.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.

Feuchtersleben über Garve.

Garve ist vielleicht von allen philosophirenden Schriftstellern der aufrichtigste — gegen sich und den Leser.

Garve's Selbstbekenntniß im Vorwort zu den „Betrachtungen über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre" (1798).

Wenn ich die Geschichte meines Lebens überdenke: so glaube ich in der That, mir das Verdienst, welches Horaz aus übergroßer Bescheidenheit zu seinem einzigen macht, anmaßen zu dürfen; ich glaube nicht ganz unnütz als Wetzstein für Andere gewesen zu seyn, wenn ich auch, als schneidendes Instrument, nur wenig ausgerichtet habe. Selbst in meinen Schriften habe ich die Wissenschaften nicht mit großen und neuen Entdeckungen bereichert: aber ich habe manche Leser zum Nachdenken gebracht, und ihnen das Selbstdenken durch mein Beyspiel und durch manche Beobachtungen über die menschliche Natur und deren Verschiedenheiten erleichtert. So ist es auch in Absicht meines Umgangs und der dadurch Andern geleisteten Dienste beschaffen.

Und vorzüglich sind es die Philologen, deren Schneide ich habe schärfen können. Als Jüngling war ich Freund eines weit älteren, mir in vieler Rücksicht unähnlichen Mannes, der durch seine bedrückten Umstände zu allen Sclavenarbeiten der Literatur verdammt, durch sein Genie zu den mühsamsten weitläuftigsten und subtilsten Forschungen über alte Sprachen, Critik und Geschichte gemacht, aber bey der Verarbeitung seiner oft unermeßlichen Materialien zu wirklich nützlichen Arbeiten, zwar in Gedanken wie im Lateinischen Ausdruck äußerst genau, aber auch äußerst langsam und oft sein Werk zur Reife zu bringen unfähig war. Dieser Mann war der vortreffliche, in der Folge allgemein geschätzte Reiz. Er fand an dem raschen, und vielleicht vorlauten Jünglinge, welcher ich damahls war, auch einen Liebhaber der Sprachen und des Alterthums, aber in der That einen Unwissenden oder oft sehr falsch Belehrten; er fand aber zugleich einen, der seine nur mit halben Worten ausgedrückten Ideen verstehen, den schwer sich bey ihm entwickelnden die völlige Deutlichkeit geben, und seine einzelnen Winke in einen Zusammenhang bringen konnte. Ich lernte viel von ihm, selbst in Absicht der Genauigkeit im Denken und Schreiben: aber er lernte auch von mir, etwas schneller denken und vielleicht manchen mehr erweiterten Gesichtspunkt über die Gegenstände seiner Untersuchungen fassen. Er glaubte durch mich mehr Philosoph geworden zu seyn, so wie ich gewiß durch ihn ein besserer Schriftsteller, auch in meiner Muttersprache, geworden bin. Nie hat ein Mann mich aufrichtiger und inniger geliebt: nie hat ein alter großer Gelehrter das Verdienst, welches ein jüngerer noch unbekannter um ihn haben konnte, mit größerem Danke Zeit seines Lebens erwidert.

Aus den „Briefen an Zollikofer".

Heute habe ich das erstemahl wieder, nach zwey oder mehr Jahren, bey einer rührenden Geschichte geweint. Ist mein durch die Hypochondrie versteinertes, erkältetes Herz wieder etwas weicher und wärmer geworden? Wie sehr wollte ich Gott dafür danken! Oder ist die Begebenheit nur die rührendste, die ich seit so langer Zeit gelesen habe? Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen. Wenn es der junge Jerusalem seyn soll, und alles das (wie es mir auch aus innern Kennzeichen zu seyn dünkt), Wahrheit ist; so hat die Welt an diesem jungen Manne eines der größten und der vortrefflichsten Herzen verloren, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Welche Fülle von Ideen in seinen Betrachtungen über die Natur und die Menschheit! Zwar

sind sie alle etwas schwermüthig: aber wie ist es auch möglich für den tiefdringenden Geist, der seine Empfindungen aus dem Wesen der Dinge selbst herausholen will; wie ist es für den anders möglich, als oft in finstere Vorstellungen zu verfallen, da er in diesen Tiefen der Dinge alles so unbekannt, so unbegreiflich und sich so eingeschränkt und so unwissend findet. Und doch sind dieß zugleich die Gedanken, die auch mich auf dem nicht sehr angenehmen Pfade meines Lebens am meisten unterhalten, aufrichten und stärken. — Dieser edle und verständige Geist war ein eifriger Gottes-Verehrer. Das macht mir ihn auch bey seiner letzten Ausschweifung ehrwürdig. — Seine Liebe gegen Lotte hat mich angesteckt; so wie ehedem des St. Preux seine. Ich gäbe viel, viel darum, wenn ich wüßte, wer und wo sie wäre, und wenn ich auf irgend einem Wege mich ihr nähern, und auch etwas von der Vollkommenheit erblicken könnte, die auf ein solches Herz einen so erstaunlichen Eindruck hat machen können. Zwar ist ganz gewiß sehr viel Sinnlichkeit dabey. Sein Herz schlug vom heißesten Blute, und das meinige zittert nur so ängstlich, ohne Feuer, ohne andre Begierden, als die auf meine gegenwärtige Erhaltung und Besserung abzielen. Also würde ich gewiß mit meinen Augen in Lotten das nicht sehen, was er sah. — Aber wenn doch mein Geist bis zu dem ihrigen reichte, so müßte er doch da noch viel Gutes und Vortreffliches finden, was sich auch ohne Sinne genießen und lieben läßt. Ich wollte, es wäre möglich gewesen, die ganze Geschichte mit Nahmen und allem der Welt bekannt zu machen. Lesen Sie es doch auch, liebster Freund, und ich hoffe, Ihre Empfindungen werden den meinigen antworten. (Den 17. Nov. 1774.)

— — —

Große Erfahrung, große Lektüre mit viel Gedächtniß, oder großes Genie: eins von diesen dreyen muß derjenige haben, der ein recht brauchbarer Schriftsteller werden soll. Die erste zeigt uns die Dinge selbst; wir sehen sie mit Augen; unsre Hände haben mit denselben zu schaffen. Umgang und Geschäfte, wenn sie mannigfaltig und groß sind, geben auch dem nicht Tiefdenkenden so viel Stoff, sie reizen seine Aufmerksamkeit so sehr; sie bieten ihm so vielfache Seiten und Combinationen der Dinge dar, daß er Einsichten erhalten muß. Die daher geschöpften Kenntnisse sind am meisten praktisch. Sie gehen selten aufs Erhabne, auf große Verbesserungen: aber sie bleiben immer beym Möglichen; sie geben zugleich die Mittel an, das Gesuchte zu erreichen. — Lektüre mit Gedächtniß giebt die schlechteste Art von Kenntnissen, aber die ausgebreitetste. Viele falsche, viele dunkle Vorstellungen kommen nothwendig darunter vor. Denn Dinge, die man selbst nicht gesehen, nach der Beschreibung Andrer zu verstehen; Begebenheiten, Sitten, Leidenschaften, Handlungen, die man selbst nicht erfahren hat, aus den Erzählungen Andrer kennen zu lernen: das ist nur bis auf einen gewissen Grad möglich. Zwischen dem Beobachter und dem Objekte sind zu viele Media, als daß nicht oft die Gestalt des letztern dadurch verfälscht werden sollte. Aber wenn Urtheilskraft damit verbunden ist: so können die vielfachen Vergleichungen, die man zwischen so vielen und so verschiedenen Gegenständen anstellen kann, die Irrthümer entdecken helfen, und einiger Maßen verbessern. Man kann nie selbst so viel sehen, bereisen, versuchen, als man in der Geschichte und durch das Studiren lernen kann. Die Mannigfaltigkeit, der Umfang der gelehrten Kenntnisse, muß den Mangel der Evidenz und der Richtigkeit ersetzen. Das Genie endlich gräbt tief in seine Ideen, oder macht daraus lange Reihen von Schlüssen. Wenn der Mann, der dasselbe besitzt, auch nicht auf dem Platze steht, wo er eine große Menge von Gegenständen und Vorfällen durch eigne Beobachtung kennen lernen kann; wenn seine Gelehrsamkeit gleich nur eingeschränkt ist: so sieht er doch in jeder Sache so viel; er sieht sie so genau, er hängt die, welche er gesehen und

gelernt hat, auf so mannigfaltige Art zusammen, er erräth so vieles von dem, was er nicht gesehen hat, aus dem ihm Sichtbaren, daß sein Reichthum weit größer wird, als seine Mittel des Erwerbs zu seyn scheinen. Die Erfahrung und die Lectüre sammeln Gold; das Genie ist ein Adept, es macht dasselbe, oder es besitzt es erblich. Aber eben deßwegen, weil die Ideen eines solchen Menschen aus ihm selbst geschöpft sind, passen sie auch nur auf ihn vollkommen; sie sind für den großen Haufen nicht so brauchbar; sie sind auf die Praxis nicht so anwendbar, weil er die kleinen Hindernisse und Beförderungsmittel übersehen hat, die nur die unmittelbare Gegenwart des Objekts und die Handhabung desselben kennen lehrt. Wenn alle drey Quellen der Erkenntniß bey einem Menschen vereinigt sind, doch so, daß das Genie prädominirt: so entsteht der große Schriftsteller, der Lehrer des menschlichen Geschlechts. (1782.)

Von Rousseau's Confessions denke ich im Ganzen so, wie Sie. In einem Englischen Review wird sehr richtig davon gesagt, wenn Rousseau sein Gewissen durch das Bekenntniß seiner Verbrechen erleichtern wollte, so hätte er besser gethan, seinem Freunde oder seinem Seelsorger, als dem Publikum, seine Beichte abzulegen. Die Hochachtung für ihn, und also auch die Wirkung seiner Schriften, muß bey dem größten Theil seiner Leser geschwächt werden. Wenn Rousseau sich insofern für einzig in seiner Art hält, weil er glaubt, ein beßrer Mensch zu seyn, als die übrigen: so hat er sich durch seine Confessions kräftig widerlegt. Wenn er sich aber nur für sonderbar ausgiebt, so erscheint er doch darin wirklich so, im höchsten Grade. Seine Imagination, die sich von Jugend auf an Schimären weidete, und immer in einer Welt von seiner eignen Schöpfung herumirrte; der heftige Trieb zum andern Geschlecht, mit so viel Blödigkeit; eine gewisse Anlage zu feinen, moralischen Empfindungen und zum Nachdenken darüber, mit den größten Ausschweifungen der Sinnlichkeit und mit den gemeinsten, niederträchtigsten Ideen und Gesinnungen: diese Composition, wenn sie wahr ist, ist doch ganz außerordentlich. Aber in der That vieles von dem, was er erzählt, ist unwahrscheinlich; und ich glaube, es hat ihn seine Einbildungskraft oder sein Gedächtniß betrogen. Was mich am meisten verdrießt, ist, daß er so unnatürliche Erklärungen der Sachen giebt; daß er eine Frau, die ein Serail von Avanturiers unterhält, nicht nur als unschuldig, sondern auch als ohne Temperament vorstellen will; und daß er diese schändliche Liederlichkeit als einen Zustand paradiesischer Einfalt, Eintracht und Unschuld abmahlt. Durch eine Singularität, die ihm ähnlich ist, sucht er die Schwärze seiner Verbrechen oft durch den Ausdruck noch zu erhöhen; er wählt zu seinen Handlungen, die sich auch verschieden erklären lassen, die schändlichsten Bewegungsgründe aus. (1783.)

Es ist wirklich seltsam, daß in unsern Tagen die Extreme so häufig, und Menschen, welche den Mittelweg gehen, so selten sind. Atheistische Grundsätze scheinen wirklich unter unsern jungen Philosophen Raum zu gewinnen; und ich weiß nicht, ob Kants superfeine Speculationen, die durch ihre Schwierigkeit manchen guten Kopf reizen, nicht auch viele verwirren werden. Die Gründe, mit denen er vernichtet, sind noch leichter einzusehen, als die, mit welchen er aufbaut. Einige werden ihn also nur nicht für beherzt genug halten, rein herauszusagen, was er denkt, und werden also glauben, herzhafter und consequenter seyn zu müssen. Andre, denen wirklich an gewissen Wahrheiten gelegen ist, werden muthlos werden, daß die Beweise derselben so zusammenschwinden, und sich endlich auf einige feine, kaum recht zu fassende Speculationen

einschränken. — Doch die Empfindung wird immer die Menschen wieder zurückbringen, wenn das zu weit getriebene Nachdenken sie verführt. Ich will wenigstens meine Tonne dabey rollen. Ich werde nichts neues sagen: aber ich werde doch wieder den Gesichtspunkt verändern. Dieß schreibe ich in meiner schönen Laube, an einem herrlichen Tage.
(1787.)

Ich bin an die Quelle unsrer sublimen Metaphysik gegangen, und habe den Spinoza selbst mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Ich gestehe es, ich danke es denen sehr, die mich dazu veranlasset haben. Nicht nur mein Verstand ist geübt und unterhalten worden, sondern in den Theilen der Ethik, die die Leidenschaften und die Mittel dagegen betreffen, bin ich durch reelle Kenntnisse, oder durch neue und mir wichtige Ansichten der Dinge bereichert worden. Aber in seiner Theologie finde ich kein Licht; und in seiner demonstrativen Methode (die er in der größten Vollkommenheit, als je ein Philosoph, gebraucht hat,) alle derselben anklebenden Gebrechen. (1787.)

Die erlaubte Rache (1797).

Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler.
Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.

Garve's Niederschrift für die Kanzelabkündigung des Todes seiner Mutter.

Den 17. März dieses 1792sten Jahres, des Morgens um halb 7 Uhr, starb an den Folgen der Wassersucht, in einem Alter von 75 Jahren, 2 Monathen und 10 Tagen, Frau Anna Katharina Garvin, geborne Försterin, des Herrn Nathanael Garve, ehedem Wayd- und Schönfärbers allhier, hinterlassene Wittwe: eine Frau von so bescheidener Tugend, daß es auch ihren Wünschen nicht gemäß gehandelt wäre, derselben hier in öffentlicher Gemeinde mit vielen Worten zu erwähnen. Doch für das, was sie selbst als Wohlthat Gottes pries, ist es erlaubt, ihm auch öffentlich zu danken. Die Furcht des Herrn war, im eigentlichen Verstande, der Anfang ihrer Weisheit. Die Liebe zur Religion hatte den Trieb nach Wahrheit und Erkenntniß zuerst in ihr erweckt: und ihr Geist bildete sich im Ganzen, indem sie nur Befestigung ihres Glaubens und Belehrung über ihre Pflichten suchte. Mit dieser aufgeklärten Frömmigkeit verband sie eine natürliche Herzensgüte. Alles, was sie sagte, war vernünftig und liebreich; was sie that, rechtschaffen und wohlgemeint. So brachte sie gleichförmig die Tage ihres Lebens, im Glücke und im Unglücke, — so brachte sie auch die Tage ihrer Krankheit zu. Bis zu ihrem letzten Hauche war Anbetung Gottes und Vertrauen zu ihm, Verehrung gegen die christliche Religion und deren Stifter, Zärtlichkeit gegen ihre Freunde, das Verlangen die Wahrheit zu erkennen und etwas Gutes zu stiften, in ihrem Munde und in ihrem Herzen. Es gefiel Gott, ein so schuldloses Leben mit dem sanftesten Tode zu beschließen. Sie hinterläßt einen, größtentheils durch ihren Umgang gebildeten Sohn, der, niedergebeugt durch einen so großen Verlust, noch lebhafter die Regungen der Dankbarkeit für die von ihr empfangenen Wohlthaten fühlt und sich durch ihr Beispiel zu allem Guten erweckt fühlt. Einige wenige Verwandte, viele Freunde beweinen ihren Tod und segnen zugleich ihr Andenken. Möchte doch Gott an ihnen allen die Wünsche der Seligen erfüllen; möchte er besonders den eifrigsten ihrer Wünsche erfüllen, Glückseligkeit und Tugend in dieser Gemeinde und unter allen Menschen immer allgemeiner werden zu lassen.



13. Moses Mendelssohn.

Geb. den 6. Sept. 1729 zu Dessau; gest. den 4. Januar 1786 in Berlin.

Motto: Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung des Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben Sie eine Wahrheit an's Licht gezogen, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sektirerei schreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde.

In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemeinsam haben.

Urtheile über Mendelssohn.

Lessing: Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie, eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eignen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem ersten nichts, als seine Irrthümer fehlen werden. (Brief an Michaelis vom 16. Oct. 1754.)

Garve: Als Lessings eigener philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigten, war allen Besonderheiten seines Stils unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, als wenn nur er ein recht origineller deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit dem sanften Fluße der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Stils an.

Kant: Man soll zwar ebenso wenig allen Verfassern Einen Stil, wie allen Bäumen Eine Rinde wünschen; aber dennoch scheint uns Mendelssohn's Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant; so scharfsinnig und doch so deutlich; so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend. Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen sollte, so würde sie diese wählen.

Goethe: Es gibt gemischte Empfindungen, die Mendelssohn so richtig zeichnen und Wieland so süße mahlen kann, und von denen wir andre schweigen müssen.

(Brief an Reich vom 20. Febr. 1770.)

Derselbe: Mendelssohn und andere, deren Schüler unser Herr Rector ist, haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Betrachter festzustecken; es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang; das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ja unversehrt erwischt, so steckt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist, der alles schön macht.

(Brief an Hetzler vom 14. Juli 1770.)

Aus Mendelssohns Schriften.

Was haben die tausendfachen Begierden und Wünsche, Leidenschaften und Neigungen der Menschen gemein? Dieses, daß sie alle auf die Erhaltung, oder Verbesserung unseres, oder eines andern Geschöpfes, innern oder äußern Zustandes abzielen. Selbst die allerlasterhaftesten Neigungen, die allerschändlichsten Begierden haben keinen andern Endzweck, nur daß sie Scheingüter an die Stelle der wahren Vortheile setzen, oder die gehörige Proportion verfehlen, indem sie ihr eigensüchtiges Selbst einer jeden andern Absicht vorziehen, oder ihren äußern Zustand auf Unkosten des innern zu verbessern suchen. Der Ehrgeizige und Gewinnsüchtige sind in keiner andern Absicht lasterhaft, als weil sie die Verbesserung ihres äußern Zustandes, ihrer Ehre oder ihres Vermögens, allen andern Absichten vorziehen, und dieser schändlichen Begierde öfters Leib und Seele, Freunde und Vaterland aufopfern. Mit dem Wollüstigen hat es die nämliche Beschaffenheit. Er ertheilt den sinnlichen Vergnügen einen ungerechten Vorzug vor den Vollkommenheiten seiner Seele, oder vor den Vortheilen seines äußern Zustandes. Es zielen also alle lasterhaften sowohl als tugendhaften Begierden der Menschen zuletzt einzig und allein auf die wahre oder scheinbare Vollkommenheit (Erhaltung und Verbesserung) ihres oder ihrer Nebenmenschen innern oder äußern Zustandes. Hieraus fließt die allgemeine praktische Maxime, das erste Gesetz der Natur:

Mache deinen und deines Nebenmenschen innern und äußern Zustand, in gehöriger Proportion, so vollkommen, als du kannst. Hat man diese allgemeine Quelle gefunden, so kann man aus derselben die Pflichten gegen sich selbst, gegen seinen Nächsten und auch gegen Gott herleiten. Denn es ist gar leicht zu beweisen, daß die Beobachtung der Pflichten gegen Gott der nächste, sicherste, ja, was sage ich, der einzige Weg sei, unsere Seele vollkommener zu machen. Man sieht hier die Wege zu den besonderen Abtheilungen der praktischen Weltweisheit, die alle mit geometrischer Strenge aus diesem allgemeinen Naturgesetze demonstrirt werden können.

— —

Die Ethik giebt uns Mittel an die Hand, wodurch die Uebereinstimmung der niedern Seelenkräfte mit der Vernunft zu erhalten ist. Man kann diese Mittel auf folgende vier Hauptstücke zurückbringen. Erstens: Die Häufung der Beweggründe. Viele überredende Gründe können mehr Gewicht haben, das Herz leichter bewegen, als ein einziger überzeugender Beweggrund, und wenn sie mit diesem vereinigt werden, so erzeugen sie die glückliche Uebereinkunft des Herzens mit dem Verstande, die eine Quelle der süßesten Zufriedenheit ist. Der Mathematiker begnügt sich mit einem einzigen Beweise, denn er hat nur den Verstand zu überführen, und einen bloß speculativen Beifall zu erzwingen. Der Redner hingegen häuft Gründe auf Gründe, bestürmt das Gemüth von allen Seiten und sucht sich eines jeden wahrscheinlichen Grundes zu seinem Vortheile zu bedienen, denn er will das Herz bewegen, das Begehrungsvermögen einnehmen, und muß nicht nur auf den Verstand, sondern auf Sinne und Einbildungskraft zugleich wirken. — Zweitens: Die Uebung. Je öfter wir gewisse Gründe überdenken, je mehr wir aus denselben Beweggründe zu unsern Handlungen hernehmen, desto lebhafter ist der Eindruck, den sie in dem Gemüthe hinterlassen, und desto leichter können sie auch die niedern Seelenkräfte einnehmen. Wenn diese Uebung so lange fortgesetzt wird, bis uns die Handlung leicht wird, so sagen wir, wir haben eine Fertigkeit erlangt, etwas zu thun. Gewohnheit und Uebung regieren eigenmächtig in unserm Herzen, und man kann durch Hilfe derselben die widerspenstigsten Neigungen besiegen, die hartnäckigsten Leidenschaften unter das Joch der Vernunft bringen, oder vielmehr, man kann durch Hilfe derselben Neigungen und Leidenschaften erzeugen, die mit den Vorschriften der Vernunft einen und denselben Endzweck haben. — Drittens: Die angenehme Empfindung. Wenn die Vernunftgründe von Schönheit und Anmuth unterstützt werden, so wird die Einbildungskraft leicht zur Uebereinstimmung gereizt. Die Vollkommenheit ist die Triebfeder der Vernunft, und die angenehme Empfindung die Lockspeise der Einbildungskraft. Hierauf gründet sich der Nutzen der schönen Künste und Wissenschaften in der Sittenlehre. Die Vernunftgründe überzeugen den Verstand von der Vortrefflichkeit der Tugend, und die schönen Künste erzwingen den Beifall der Einbildungskraft. Jene machen sie verehrungswerth, diese angenehm. Jene zeigen den Weg zur Glückseligkeit, und diese bestreuen ihn mit Blumen. Wie groß ist der Virtuose in den Augen des Weltweisen, wenn er seiner Bestimmung treu bleibt, und der Tugend wirklich die Vortheile verschafft, die sie sich von ihm versprechen kann! — Viertens: Endlich ist das vierte Hauptmittel, die Einbildungskraft mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, die anschauende Erkenntniß, wenn man nämlich die allgemeinen Vernunftgründe durch Beispiele gleichsam in sinnliche Begriffe verwandelt. In jeder Theorie dient das Exempel nur zur Erläuterung und wird überflüssig, so bald wir den allgemeinen Lehrsatz deutlich begreifen, aber in der Ausübung hat das Beispiel allezeit größern Nutzen als die Maxime. Es hat einen stärkern Einfluß in

den Beifall des Gemüths, weil es die Sinne rührt, die Einbildungskraft erschüttert. — Hierauf gründet sich der Nutzen der Geschichte und der Aesop'schen Fabel in der Sittenlehre.

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu sein, für die Rechte der Menschlichkeit, Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat sie das Herz, und nicht der Verstand dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigenen Grundsätze verleugnet. Wer ein künftiges Leben hofft, und das Ziel seines Daseins in die Fortschreitung zur Vollkommenheit setzt, der kann zu sich selber sagen: Siehe, du bist hierher gesandt worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen, du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Unkosten deines Lebens befördern. Droht die Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden: so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden, stirb, um dem menschlichen Geschlechte diese theuern Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Wesen einen unaussprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer sein wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Lebens angeben, und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wenn wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. So bald wir aber mit dem Leben auch unser Dasein verlieren, so hört es auf ein bloßes Mittel zu sein, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wonach wir streben können, das um seiner selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrifft alle anderen Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich, nach seinen Grundsätzen, dem Wohle des Vaterlandes, oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, so oft die Erhaltung des Vaterlandes unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohle des Ganzen aufopfere? Wer wird dieses leugnen? Allein dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, so bald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er ist diesen Grundsätzen nach verbunden, es zu thun, den Untergang seines Vaterlandes zu suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kommt, nach dieser Voraussetzung, ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heißt sein Dasein, nur fristen kann. Eben dasselbe Recht haben alle Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Aufstand! Welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist, ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seit hat, ein Streit, der an und für sich selbst, auch von dem allergerechtesten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann: was kann ungereimter sein?

Als man noch in der Weltweisheit zu jeder Erscheinung ein besonderes Princip aufzusuchen pflegte, glaubte man auch, die moralischen Erscheinungen, die sich so oft

widersprechen, nicht anders erklären zu können, als wenn man dem Menschen zwei Seelen zueignet, davon ihn die eine zum Guten, die andere aber zum Bösen anreizt. Diese mußten, wie die beiden Götter des Zoroaster, beständig mit einander um die Herrschaft ringen, und, nachdem bald diese, bald jene die Oberhand gewinnt, eben denselben Menschen bald zur Tugend, bald zum Laster antreiben. Verschiedene Weltweise, die die Unmöglichkeit eines vollkommen bösen Gottes wohl eingesehen, glaubten dennoch, eine vollkommen böse Seele annehmen zu können, um dadurch den Ursprung des moralischen Uebels zu erklären. Ich weiß nicht, ob man den Xenophon zu diesen Weltweisen rechnen soll, oder ob es sein Ernst nicht ist, wenn er den reuevollen Araspes, der sich gleichsam wider seinen Willen von einer sträflichen Liebe hat besiegen lassen, zum Cyrus sagen läßt: „Mein König! jetzt bin ich völlig überzeugt, daß ich zwei ganz verschiedene Seelen in mir habe. Diese philosophische Lehre hat mich der arge Sophist, die Liebe, gelehrt. Man kann unmöglich glauben, daß eine und eben dieselbe Seele zugleich gut und böse, tugendsam und lasterhaft, und also sich selbst widersprechend sein sollte. Nein! es müssen ihrer zwei sein. Wenn die gute Seele herrscht, so handeln wir rechtschaffen, herrscht aber die böse, so handeln wir niederträchtig. Dieses habe ich erfahren. Als ich wider meine Pflicht das Gift der verbotenen Liebe einsaugte und im Begriffe war, Gewaltthätigkeiten auszuüben, da spielte die böse Seele völlig den Meister in mir. Durch deinen Beistand, mein König! ist die gute Seele nun wieder emporgekommen. Ich bin nicht der vorige Mensch mehr. Ich habe ganz andere Sinne, eine andere Vernunft, einen andern Willen. Ich bin frei, und entferne mich gerne von dem Gegenstande, den ich vorhin schwerer als mein Leben verlassen konnte."

Wir würden unglücklich sein, wenn sich alle unsere Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. Die Schönheit beruht, nach dem Ausspruche aller Weltweisen, in der undeutlichen Vorstellung einer Vollkommenheit; Lust und Freude, ja die stille Zufriedenheit selbst, werden in dem Körper von einer süßen Wallung des Geblüts und von verschiedenen angenehmen Bewegungen in den Gliedmaßen begleitet, ohne welche sie uns fast gleichgültig sein würden. Diese holde Bewegung ist eine Tochter des Affects, und der Affect ist nothwendig mit einer unentwickelten Vorstellung verknüpft. So unzertrennlich ist die dunkle Vorstellung von unserer Glückseligkeit.

Wenn wir den Sturm einer unangenehmen Leidenschaft besänftigen wollen, so befiehlt uns die Vernunft, über die Ursachen unsers Mißvergnügens nachzudenken und die Begriffe aufzuklären. Nur diese finstern Wolken sind es, aus denen das Ungewitter entsteht; und sobald es in unserer Seele heiter wird, so verschwindet das Toben der Leidenschaft. Hat es aber mit den angenehmen Empfindungen eine andere Beschaffenheit? O nein! Sie haben eben dasselbe Schicksal: wir fühlen nicht mehr, sobald wir denken. Der Affect verschwindet, sobald die Begriffe aufgeklärt werden.

Die ihr für eure Glückseligkeit besorgt seid, lasset euch von der Vernunft den Gegenstand eures Vergnügens auslesen. Ohne sie könntet ihr blindlings wählen, oder euch in eurer Wahl betrügen. Trauet den Reizen nicht, die sie verwirft. Umarmet diese nur, die sie gut heißt; ja lasset sie eurem Genusse Maß und Ziel vorschreiben, und hütet euch, dieses Ziel zu überschreiten. Wenn sie aber die Braut zugeführt hat, so muß sie bescheiden zurückweichen, um euch nicht, durch unbesonnenen Vorwitz, in dem Genusse zu stören.

Der gütige Schöpfer hat nicht umsonst mit diesem dunkeln Gefühle einen Reiz verbunden, nicht umsonst in jede Schönheit die Fähigkeit gelegt, dieses Gefühl zu beleben. Die Vernunft allein kann kein Wesen beglücken, das nicht lauter Vernunft ist. Wir sollen fühlen, genießen und glücklich sein.



14. Justus Möser.

Geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück; gest. den 8. Jan. 1794 ebendaselbst.

Motto: Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes. (Goethe.)

Man kann es nicht genug sagen: Mensch, existire für deine Zeit an deinem Orte, sei was du sollst, dann verdienst du die Bewunderung und Liebe aller Zeiten. Unter allen deutschen Schriftstellern hatten Wenige diesen Sinn so vollkommen, wie Möser. Er geht immer auf's Thun, und nicht anno 2440 auf einer Insel der Südsee, sondern zu Osnabrück in Westphalen anno 1770 oder wann er schrieb.
(Johannes von Müller.)

Goethe über Möser.

Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trag sie mit mir herum, wann, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.

(An Mösers Tochter 28. Dec. 1774.)

Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, Nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so

oft nicht ausführbar; deswegen er auch die Sammlung **patriotische Phantasien** genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um Dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben: bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemanden als Franklin zu vergleichen.

(In „Dichtung und Wahrheit", Buch 13.)

Aus den „**Patriotischen Phantasien**".

Du sprichst vom Tanzen und untersuchst, ob es ein anständiges und erlaubtes Vergnügen sei; aber der Cirkel, worin dein Richterstuhl steht, ist ein enger Ballraum in der Stadt, worin einige Müßiggänger herumhüpfen, und sich von der Eitelkeit spornen lassen, weil sie kein Bedürfniß sich zu bewegen empfinden. Warum gehst du dafür nicht in die Schneiderschenke, und siehst, wie die Leute, die eine Woche mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tische gesessen haben, ihre Glieder gerade dehnen? Warum folgst du nicht dem Schuster, der einen Monat lang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend krumm in einer engen Werkstatt gesessen und jetzt im Freien athmet? Warum gehst du nicht in die Dorfschenke, und lernst dich mit Männern freuen, die mit dem Stolze einer wohl und mühsam zu Stande gebrachten Arbeit sich der Erholung widmen? Hier würdest du sehen, wie die harmonische Bewegung des Tanzes den steifen Gliedern Geschmeidigkeit giebt und die Menschenkinder erheitert, die einen Tag und alle Tage aus einem Joch in's andere gespannt werden. In der Arbeit hielten sie ihren Sclavengang und schienen nur Maschinen zu sein. Aber jetzt fühlen sie ihr Dasein, und freuen sich dessen. — Ruhe ist der Tod des Menschen, welcher der Arbeit gewohnt ist; eine leere Stunde ist schon unerträglich; sie will gut und böse ausgefüllt sein, und er muß spielen und trinken, wenn er nicht tanzen soll. Andere Erholungen kennt er nicht. Er kann kein gutes Buch, wie du, genießen. Die Predigt rührt, bewegt und bessert ihn, wenn sie ihm durch die ganze Action des Predigers sinnlich gemacht wird; aber das todte Buch — er genießt es nicht, er hat auch keine Werkzeuge, um es zu genießen. Der alte Vater schläft auf der Postille ein, und der Junge geht gar nicht daran. Das kannst du aus der Erfahrung lernen, und ich will es dir zu anderer Zeit aus physikalischen Gründen beweisen, daß Leute, die sich durch Lesen vergnügen sollen, auch viel gelesen und sich dazu gewöhnt haben müssen; und das ist der Fall nicht, worin sich der arbeitsame Theil des menschlichen

Geschlechts befindet. Willst du Erbauungsstunden zur Erholung? Gut; dahin läßt sich der Mensch wenden; aber nur auf kurze Zeit und mit Untermischungen, wodurch diese Kost gehoben wird. Die gute starke Natur der Jugend, welche du die böse nennst, bricht durch und spielt durch die Larve, welche du ihr auf das Gesicht gezwungen hast. Sie ist dann gefährlicher, als wenn du sie ihre Triebe im Tanzen ausdampfen lässest. — Das Tanzen ist dem Menschen eine lustige Arbeit, wobei die leere Ruhe wegfällt, und wodurch ihm zugleich ein Feld der Ehre eröffnet wird. Hier schwingt der Bauerbursch sein braunes Mädchen öffentlich, und die Alten gehen ab und zu und freuen sich ihrer Kinder, anstatt sich traurig an den Herd zu setzen und auf den Stühlen zu betrinken. Die junge Frau reißt ihren Mann vom Spieltische, wo er nur sein Geld verliert, und ruft dem Spielmann auf der Tonne zu, den rechten Tanz zu spielen. Ihre Kinder bewegen sich draußen unterm Fenster, um den Schall der Violine nicht umsonst verfliegen zu lassen; Alles freut sich, weil es hungrig auf Freude ist, und freut sich einmal satt, da es der Lust nur selten genießt, und ihrer bedarf, um sich von der langen, schweren Arbeit zu erholen. — So ist der Tanz des arbeitsamen, eines großen Theils der Menschen; und wo sie diesen nicht lieben, da sitzen die Männer in traurigen Stuben, schwelgen und spielen, und ihre Jugend schleicht in Winkel zusammen, um sich in heimlichen Lastern zu wälzen. Je roher der Mensch ist, desto mehr sucht er den Ausdruck der Bewegung. Seine Sprache dünkt ihm zu schwach, sein Auge, wenn es nicht erhitzt ist, zu blöde; er muß springen, wenn er seine Freude selbst fühlen und Andern mittheilen will. Daher lieben auch die Wilden den Tanz so sehr; er ist ihnen wahres Bedürfniß, und die Nation ist die glücklichste, die viel Freuden auf diese Art auszudrücken hat, oder, wo sie gedrückt ist, viel Leid vertanzen kann.

Nach meiner Erfahrung haben immer Diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur so ganz, wie sie sich ihnen dargestellt, empfunden und sich die wenigste Zeit beim Buchstabiren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem ersten und zweiten Jahre, da sie blos durch Totaleindrücke belehrt werden, erstaunende Schritte; Nichts wird ihnen erklärt, sie haben blos ihre Sinne offen; Alles, was hineinfallen kann, fällt hinein, und sie haben schon im dritten und vierten Jahre eine solche Summe von Kenntnissen, wodurch sie in ihren Handlungen geführt werden, daß man Mühe hat, sie durch abgezogene Regeln in ihrem starken Lauf aufzuhalten. Männer, die auf diese Art zur See oder zu Lande erzogen worden, und sich einzig und allein durch Dasjenige, was ihnen in der Welt aufgestoßen ist, gebildet haben, sind mir unendlich mächtiger und größer vorgekommen als Alle, welche in der Schule aufgehalten worden, sobald sie nur mit einer genugsamen Summe aufgestoßener Begebenheiten genähret waren; und ich getraue es mir in allem Ernste zu behaupten, daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt, oder durch die Totaleindrücke von den zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich in die Schule schicken sollten.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel dürstet, hungert und friert, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als Einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern oder Dürsten kommt und oft zwanzig große und kleine Minister gebraucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden

des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten und damit alle seine Bedürfnisse zum Höchsten gereizt hat, sich aber jetzt bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlenerweise zu sättigen? Er schläft ruhig und unbesorgt, bezahlt keine Auflagen, thut keine Dienste, lebt ungesucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Complimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; erröthet bei keinem Loche im Strumpfe; kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt; nimmt sich ein Weib und scheidet sich davon unentgeltlich und ohne Proceß; wohnt und reist sicher vor Dieben; findet jede Herberge bequem und überall Brod; leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden; trotzt dem größten Herrn und ist der ganzen Welt Bürger. Alles, was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glücklichste? der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunter schlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt?

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quält, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren? Alle öffentlichen Lasten fallen auf ihn. Bei jedem Ueberfall feindlicher Parteien muß er zittern. Um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen.... Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche, so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sei, lieber zu betteln, als zu arbeiten. Das einzige, was den Bettlern bisher gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen, und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat. Die feigen Geschichtsschreiber hinter den Klostermauern, und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern, und unsre Nation, die anfangs keine Städte duldete und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein vlämisches Stillleben betrachten, die folglich auch keine großen Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Empfindungen, als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälligerweise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit, und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andern Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehr Menschen unglücklich gemacht, als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel

macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt, und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit besteht in dem Willen des Stärksten. Unsre ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden, und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth daran haben kann. Eine einförmige Uebung und ein einziger allgemeiner Charakter bezeichnet das Heer, und Homer selbst würde nicht im Stande sein, drei Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln oder streiten zu lassen.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andre Butter auf der Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehen glaubte. Das einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthüre gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbett ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich Boiserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahrt waren, und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde und was des andern Tags vorzunehmen sein würde.. Die Mutter erzählte ihnen auch wol eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und

Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten, und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Um die Tugend in Mustern vorzustellen, nehmen wir jetzt oft unsere Zuflucht zu moralischen Erzählungen. Diese sind aber nicht so wirksam als die Geschichte solcher Männer, deren man sich als seiner ehemaligen Mitbürger und Verwandte erinnert. Insbesondere aber fehlt ihnen die wahre Reizung für uns, auch einmal selbst und mit Namen der Nachwelt auf gleiche Art empfohlen zu werden; und diese Reizung, welche die vernünftige Eigenliebe vielleicht nicht deutlich denkt, aber doch allemal empfindet, ist nicht das letzte Mittel, die Menschen zur Ausübung stiller und wahrer Tugenden zu führen. Ein Ehrenmal, worauf die Tugend in ihrem feierlichsten Gewande auf das Liebenswürdigste abgebildet ist, wird nie so vielen Eindruck in unserm Busen hinterlassen, als das Denkmal, das der Staat einem genannten Privatmanne, dessen Familie, Freundschaft und Andenken noch lebt, zur Dankbarkeit für sein Wohlverhalten errichtet.

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hülfe macht ihn nachlässig in seiner Arbeit; der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe, und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebenen Weg; Nichts zwingt zu Empfindungen und großen Entschlüssen; die öffentliche Vorsorge wird schlaff, und Alles geht so gleichgültig wohl, daß auch selbst das größte Genie nur halb entwickelt wird. — Allein wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert, und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann, dann zeigt sich Alles wirksam und groß; der Redner wird mächtig, das Genie übertrifft seine eignen Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunt über ihre eignen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Grenzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Großen verschwinden unter ihrem Fluge, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Keine Arbeit hat so natürliche Reizungen und Anlockungen für den unverdorbenen Menschen als der Ackerbau; sie erfordert einen Fleiß, der sich selbst belohnt und sich durch sich selbst erhält. Vieles wächst dem Ackerbauer ohne Arbeit zu; die Abwechselung der Jahreszeiten unterbricht die schwere Arbeit durch leichtere, und sie geht mehrentheils ihren Gang fort, ohne äußerlichen Zwang, besonders wo der Boden ergiebig und Alles nicht zu genau gemessen ist.



15. Johann Joachim Winckelmann.

Geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal (in der Altmark); gest. den 8. Juni 1768 in Triest.

Motto: In Rom, glaub' ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft.

Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erstgeburt des menschlichen Geistes, wallfahrte, und Winckelmann als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Asche seines Volkes aufgelebt ist, um unser Jahrhundert zu erleuchten, so kann ich Winckelmannen nicht anders lesen, als ich einen Homer, Plato und Baco lese, und als er seinen Apollo sieht. (Herder.)

Lessing und Goethe, die haben die Kunst der Deutschen erneuert;
Mächtiger Quell warst du, würdiger Winckelmann, einst.
(Fr. Schlegel.)

Herder über Winckelmanns Kunstgeschichte (1769).

Winckelmann aber, ein Lehrer griechischer Kunst, der selbst in seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte, und also auf eine Kritik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack anderer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er blos, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Gesicht kommt; denn sonst, wie oft hätte er nach seiner hohen, griechischen Idee züchtigen, und seine Hand in Nebenstreichen ermüden müssen! Und schreibt er also nicht als Kritikus des Kunstgeschmacks, wie

weit entfernter vom Kunstrichter der Poesie? Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders, und nicht als Künstler gelesen. Er, dem, wie jenem griechischen Künstler, die Schönheit selbst (aber die Kunstschönheit) erschienen war; bezaubert von ihr, suchte er ihre Gestalt also mit Feuer in seinen Geist gemahlt, brennend in seinem Auge, und sich in seinem Herzen regend — diese Gestalt der Kunstschönheit, dieß Bild der Liebe, suchte er allenthalben, wollte sie auch im bloßen Abglanz sehen, vermuthete sie selbst, wie Kleists Amynt seine geliebte Lalage, auch in Fußtritten, auch im Bilde des Wassers, auch im Hauche des Zephyrs. Im Gefühl also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des Agesander, und so muß er gelesen werden; denn das sind Schranken der menschlichen Natur, auf einmal nur Eines sehen zu können, was man will und wie man will. —

Sein Zweck war, eine systematische Geschichte der Kunst zu liefern, wie er selbst deutlich sagt: sie sollte die genetische Geschichte des Schönen in der Kunst des Alterthums werden, und ist's geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte, als ihr fehlet. Sein historisches Lehrgebäude ist vollendet.

Aus Goethe's Schrift über **Winckelmann** (1805).

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn Aengstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen Andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich: unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Winckelmann war nun in Rom; und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist! Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her; mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters; das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich

mannigfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet Alles und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gern gelten mag.

Doch bald erhob er sich über die Einzelnheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land.

Er übersah die Vorzeit so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an, Alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er Derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben.

Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke; und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, Das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

Fr. A. Wolf über Winckelmanns Entwicklung (1805).

Seine Kindheit, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland bei fest bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Häusern des mittlern und

gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst trefflich ausgeführt wurde.

Mag jedoch die erste Bildung, die W. erhielt, mehr darauf gegangen seyn, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den leichten Anstalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur desto glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's gelehrten Kenntnissen aber scheint fremde Pflege den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, dessen Führer er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner gutartigen Laune las, am meisten alte Sprachen. Er vernachlässigte darüber, wie man uns berichtet, fast alle Uebung in der Muttersprache, d. i. in dem modischen Deutsch oder Undeutsch vor A. 1740.

Winckelmann über den Torso des Herkules im Belvedere zu Rom.

Hier möchte ich stille stehen, um unsern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hierher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewankt und nie sich beugen müssen?

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Hercules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführt durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fieng an diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansah, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzt.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die sich hier schmälern und dort erweitern, so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftigt ist, und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen

Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen und wirkt gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürgt, und mein Auge sucht sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolgt und erreicht haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist, der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschaffen.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile eingenommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher noch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat: es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereinigt worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Hercules gesehen, so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernährt: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllt zu sein.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbart hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht hat und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernt, so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Hercules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weint zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den grösten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch jetzt ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte, dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam mißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführt! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, ruft uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück, und zeigt uns, wieviel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

Ueber den Vaticanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie

dazu genommen, als nöthig war seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären, Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößt. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt; es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrete: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

II. Die Sturm- und Drangperiode oder die Zeit der literarischen Revolution (1770—1788).



1. Johann Georg Hamann.

Geb. den 27. Aug. 1730 zu Königsberg (in Preußen); gest. den 21. Juni 1788 in Münster (in Westphalen).

Motto: Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Wahrheiten, Systemen, Grundsätzen bin ich nicht gewachsen, — Brocken, Fragmenten, Grillen, Einfällen.

Magus aus Norden.

Aus dem Leben verging dein magisches Feuer, o Hamann,
Doch aus der Asche geweckt lodert es wärmend und hell.
Schlicht ist der Tempel, der Eingang schwer, doch ein Himmel voll hehrer
Deutsamer Bilder ergreift drinnen euch mächtig das Herz.

(Aus: Kleine Schwärmer 1827.)

Herder über Hamann.

Darf ich unsere Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Literaturbriefe mit Winckelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterspruche sein Antipode geworden; der erst ein Heiligthum unserer Zeit (αναϑημα)

war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ανα϶εμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten. Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere

Gelesen: und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Belesenheit ist also unleserlich zusammen geflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträthseln, aber auch verrathen würde: so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt. Hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroscopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfene Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht: wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden. Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelehrten Regeln; seine Fehler sind sogar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch, und Guercino ein trauriges Colorit: von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler Euthykrates sagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.

Seine Nahrung von Ferne gebracht: oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

> Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
> In allen Nesseln, die ich fand,
> Da lagen denn die kleinen Leichen, u. s. w.
>
> s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jetzo abentheuerlicher Sokrates eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades, sie auszubilden: vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System in der Philologie errichtete, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

Goethe über Hamann.

Da ich mich nun sowohl zu dem sibyllinischen Styl solcher Blätter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schickliche Stelle, dieses würdigen, einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben so großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen, und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnte hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ, und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von Denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehen. Sogar die Stillen im Lande, wie sie halb im Scherz, halb im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. —

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamannschen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern. —

Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist Dieses: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. —

Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles Dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. —

Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Altervater besitzt (wie die Italiener in Vico); den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden.

Hamann war seiner Zeit der hellste Kopf; er wußte wol, was er wollte.

Jean Paul über Hamann.

Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf. — Sein Styl ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen.

Dan. Jacoby über Hamann.

Ein dämonischer Mann dieser Magus im Norden! Ein hartköpfiger Ostpreuße mit klarem Verstande, mit scharfem Blicke für die offenbare Welt und wieder voll Ehrfurchtsschauern vor dem Geheimnißvollen, Unerforschlichen; gefühlsinnig und doch voll trotziger Herbigkeit eines Kernmenschen; conservativ an alten Anschauungen festhaltend und von demokratischem Freisinn in der Politik; spöttisch witzig und gutmüthig humoristisch; rastlos unruhig und grüblerisch eindringend; voll reicher Phantasie, dabei unvermögend, sie in plastischer Gestaltung zur Ruhe zu bringen, nicht frei von Begierde nach leiblichem Genuß und wieder ein in Gott und Jesu selig ruhender Christ! Sein Ingrimm gegen die Berliner Aufklärer, auch gegen die Tendenzen der Philosophen auf dem Throne, zu dem er bei aller widerwilligen Bewunderung keine innerliche Annäherung empfand, zwang ihn als Schriftsteller aufzutreten. Trotz dem Festhalten am Offenbarungsglauben war er ebenso ein Gegner der geistlosen Orthodoxie wie schlaffen Phantasterei.

Selbstbekenntnisse Hamanns.

Meine und meines Vaterlands Geschichte, mein Haß gegen Babel — das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft.

Meine ungesellige oder wunderliche Lebensart, die theils Schein, theils falsche Klugheit, theils eine Folge einer inneren Unruhe war, an der ich sehr lange in meinem Leben siech gewesen: eine Unzufriedenheit und Unvermögenheit mich selbst zu ertragen, eine Eitelkeit sich selbige zum Räthsel zu machen, verdarben viel und machten mich anstößig.

Mein Gehirn sah einen Nebel von Begriffen um sich, die es nicht unterscheiden konnte, mein Herz fühlte Bewegungen, die es nicht zu erklären wußte; nichts als Mißtrauen gegen mich selbst und andere; nichts als Qual, wie ich mich ihnen nähern oder entdecken sollte.

Ich glaube wie Sokrates alles, was der andere glaubt — und gehe nur darauf aus, andere in ihrem Glauben zu stören. Dies mußte der weise Mann thun, weil er mit Sophisten umgeben war und Priestern, deren gesunde Vernunft und guten Werke in der Einbildung bestanden.

Es gibt drei Dinge, die mir zu wunderbar sind, sogar vier, die ich nicht verstehe: nemlich einen Menschen von gesundem Verstande, der den Stein der Weisen sucht, die Quadratur des Cirkels, die Länge des Meeres und einen Menschen von Genie, der die Religion des gesunden Menschenverstandes affektirt.

Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herders Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt zu haben; ich wünsche aber lieber Früchte und reife.

Meine Hauptzweifel fließen aus der allgemeinen Theorie der Sprache, welche ich größtentheils der unseligen Mühe, welche mir Reden und Schreiben macht, zu verdanken habe.

— — — —

Was sind die sämmtlichen Leiden des jungen Werthers gegen den Druck, worunter ich Gottlob schon sieben Jahre in meinem Vaterlande als ein Palmbaum getrieben.

— — — —

In der Geschichte des jüdischen Volkes las ich meinen eigenen Lebenslauf.

Bruchstücke aus Hamanns Schriften und Briefen.

Sokrates lockte seine Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und klugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes.

———

Das Salz der Gelehrsamkeit ist ein gut Ding; wo aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Die Vernunft ist heilig, recht und gut; durch sie kommt aber nichts als Erkenntniß der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch wird, in die Rechte der Weltweisheit tritt, wie einer ihrer eigenen Propheten gesagt hat: Les sages d'une nation sont fous de la folie commune. Niemand betrüge sich also selbst; welcher sich unter Euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein. Das Amt der Philosophie ist der leibhafte Moses, ein Orbil zum Glauben; aber bis auf den heutigen Tag in allen Schulen, wo gelesen wird, hängt die Decke vor dem Herzen der Lehrer und Zuhörer, welche in Christo aufhört. Dieses wahrhaftige Licht sehen wir nicht im Lichte des Mutterwitzes, nicht im Lichte des Schulwitzes. Der Herr ist der Geist. Wo aber des Herren Geist ist, da ist Freiheit. Dann sehen wir Alle mit aufgedecktem Angesicht des Herren Klarheit wie im Spiegel, und werden verwandelt in dasselbige Bild von Klarheit zu Klarheit als vom Herrn des Geistes. 2. Kor. 3, 17. 18.

———

Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als Schrift; Gesang als Deklamation; Gleichnisse als Schlüssel; Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage ein Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

— — — —

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit.

— — —

Wagt Euch nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien der Leidenschaften und in den eleusinischen Geheimnissen der Sinne vollendet zu sein. Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt. Baco beschuldigt Euch, daß Ihr die Natur durch Eure Abstractionen schindet.

O eine rechte Muse wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, durch welche unsere Begriffe von den Dingen ebenso sehr verstümmelt werden als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? Leidenschaft allein gibt den Abstractionen und Hypothesen Hände, Füße, Flügel, Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der vollendete Donner der Beredtsamkeit erzeugt, und sein Geselle, der einsilbige Blitz?

Grade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden; warum bleibt man aber bei dem durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigste Quelle des Alterthums? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. Das Heil kommt von den Juden. Natur und Schrift sind die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. Wodurch aber sollen wir die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie. Wodurch sollen wir den erbitterten Geist der Schrift versöhnen? Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisäischer Orthodoxie noch die dichterische Ueppigkeit sadducäischer Freigeister wird die Sendung des Geistes erneuern, der die heiligen Menschen Gottes trieb, zu reden und zu schreiben; jener Schooßjünger des Eingeborenen, der in des Vaters Schooß ist, hat es uns verkündigt, daß der Geist der Weissagung im Zeugniß des Einigen Namens lebe, durch den wir allein selig werden und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens erwerben können.

Laßt uns jetzt die Hauptsumme dieser neusten Aesthetik, welche die älteste ist, hören: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichts ist kommen, und betet zu Dem, der gemacht hat Himmel und Erden, das Meer und die Wasserbrunnen.

Die Alten wieder herzustellen: das ist die Sache. Sie zu bewundern, zu beurtheilen, zu anatomiren, Mumien aus ihnen zu machen: ist nichts als ein Handwerk, eine Kunst, die auch ihren Meister erfordert.

Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack an den Kräften einer bessern Nachwelt. — Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolken jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht werth war.

Philosophie ohne Geschichte sind Grillen und Wortkram. Aus Exempeln werden Regeln abgesondert, und die Probe der Regeln sind wiederum Exempel.

Es ist doch sonderbar, daß der Genius unsers Säculi spornstreichs sich in das Papstthum wieder stürzt, besonders dadurch, daß man dem Volk die Bibel durch alle möglichen Sophistereien zu verleiden und aus den Händen zu spielen sucht.

Manche theologische Schriftsteller mit einem Sparren des Papstthums in dem eigenen Augapfel, eifern über die Splitter der römischen Kirche.

Mich wundert, daß noch keiner so viel über die Historie gewagt als Baco für die Physik gethan. Bolingbroke gibt seinem Schüler den Rath: die ältere Geschichte überhaupt wie die heidnische Götterlehre nur als ein poetisch Wörterbuch zu studiren. Doch vielleicht ist die ganze Historie mehr Mythologie als es dieser Philosoph meint, und gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugniß, ein Räthsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe als unserer Vernunft zu pflügen.

Ist die ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition? und gehört denn viel dazu, das Geschlechtsregister eurer abgedroschenen und aufgewärmten Meinungen bis auf die Wurzel des Stammbaumes nachzuweisen?

Wie die Natur uns gegeben, unsere Augen zu öffnen, so die Geschichte, unsere Ohren. Einen Körper und eine Begebenheit bis auf ihre ersten Elemente zergliedern, heißt, Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit ertappen wollen. Wer Mose und den Propheten nicht glaubt, wird daher immer ein Dichter, wider sein Wissen und Wollen, wie Buffon über die Geschichte der Schöpfung und Montesquieu über die Geschichte des römischen Reichs.

Ich vermuthe, daß unsere ganze Philosophie mehr aus Sprache als Vernunft besteht.

Ein Herz ohne Leidenschaften, ohne Affecte, ist ein Kopf ohne Begriffe, ohne Mark. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt: zweifle ich sehr.

Nicht eine Salzsäule sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht das Christenthum. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit. Und die Wahrheit macht uns frei. Die Gerechtigkeit in Christo ist kein Schnürleib, sondern ein Harnisch, an den sich ein Streiter . . . gewöhnt.

Was für eine Schande für unsere Zeit, daß der Geist dieses Mannes [Luthers], der unsere Kirche gegründet, so unter der Asche liegt! Was für eine Gewalt der Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet! Wie gut wird Ihnen der alte Wein schmecken, und wie sollten wir uns unseres verborgenen Geschmackes schämen! Was sind Montaigne und Baco, diese Abgötter des witzigen Frankreichs und tiefsinnigen Englands, gegen ihn!



2. Johann Gottfried Herder.

Geb. den 25. Aug. 1744 zu Morungen (in Ostpreußen); gest. den 18. Dec. 1803 in Weimar.

Motto:

Laßt uns Menschen sein.
Der Menschheit Schwinge sind Verstand und Herz,
Und ihre Schwungkraft Reiz und Grazie.

Und wer hienieden wie ein Genius
Denket und wirkte, der humanisirt.
Licht ist sein Anblick; Segen seine Spur.

Licht, Liebe und Leben, wie mein altes Petschaft saget.

Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft; sonst ist die Kunst vergebens.

Ich lernt an Eurem Kniee, an Eurem Busen
Nichts als — Humanität, erhabne Musen.

(Herder.)

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Aug' der Vorsicht außersah?
Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
An dem so viel Unglaubliches geschah?
Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah.

(Goethe.)

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt;
Die ältesten, die neu'sten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was Jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt:
Das Alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es Eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Bebend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage:
Wir fühlen mit, als wären's uns're Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düst'rer Klage zwingt,
Dort heiter'm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches, was Alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht in diesen Tagen
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!
(Goethe.)

Goethe über Herders „älteste Urkunde des Menschengeschlechts".

Herder hat ein Werk drucken lassen: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Ich hielt meinen Brief inne, um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu schicken, noch aber bin ichs nicht im Stande, es ist ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten 2c. mit Feuer und Schwefel und Flutsturm ausgetilget. Aber ich höre das Magistervolk schon rufen: er ist voll süßen Weins und der Landpfleger wiegt sich auf seinem Stuhle und spricht: Du wachest! (An Schönborn den 8. Juni 1774.)

Aus Schillers Aeußerungen über Herder. (In den Briefen an Körner.)

Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß und Liebe. — Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. — Goethe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt. — Herder haßt Kant, wie du wissen wirst. — Es gäbe Menschen, die ihr Schicksal im allgemeinen vorher wissen, unter welchen er selbst sei. — Wir sprachen von seinem Predigen. Er dürfe in der Woche nicht an seine Predigt denken, wenn sie ihm glücken sollte. — Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen.

Jung Stilling über Herder.

Diesen Winter [1770 auf 1771] kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Goethe und Troost mit ihm bekannt. Niemals hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert, als diesen Mann. Herder hatte nur einen Gedanken und dieser ist eine ganze Welt! Dieser machte Stilling einen Umriß von Allem in Einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie, in Ansehung des Naturells, mehr harmonirte, als mit Goethe. (Aus Jung Stilling's Lebensgeschichte.)

Karoline Herder über ihres Gatten Ansicht von der Dichtkunst.

So hoch er auch in einigen Dichtern jener Zeit den poetischen Werth anerkannte, wenn sie dem edeln Geiste dienten, so widrig und verächtlich war es ihm, wenn sie ihre Kunst anwendeten, die Sittlichkeit, die Religion, das menschliche Gemüth zu mißhandeln und irre zu leiten; wenn sie die Vergötterung der Kunst der Veredlung der Menschheit durch sie vorzogen, unwürdig ihres göttlichen Dichterberufes, unverantwortlich verführend durch ihr Beispiel.

Wilh. v. Humboldt über Herder.

Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde.

Jean Paul über Herder.

Wie war Er immer unter Bäumen und Blumen, auf dem Lande so genesen-glücklich! Der Name Land ist recht; denn ans Land setzen die Schiffer ihre Verwundeten der Wellen zum Genesen. — Gleichsam mit einem Liebestrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt Er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüthe werth und am Herzen fest; und ein Reisewagen, durch grünendes Leben gehend, war sein Sonnenwagen und nur dem freien Himmel schloß sich wie unter der Musik Sein Herz wie eine Blume recht weit erheitert auf. —

War Er kein Dichter — was Er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakspeareschen Maßstab stehend, oder auch von sehr berühmten andern Leuten — so war er bloß etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. —

Aber wie soll ichs auseinander setzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war? — Griechenland war ihm das Höchste und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte — sogar seines Hamanns Stil — so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthen-Ländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Goethe allein (jeder nach seiner Weise) sind für uns die Wiederhersteller oder Winckelmanne des singenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können. —

Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste Einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem austrocknenden Epheu, Er aber wie von einer Trauben-Rebe. — Ueberall das Entgegengesetzte organisch-dichtend sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog Er eine süße Frucht-Hülle. So verknüpfte Er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigt' er die griechische Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller reinmenschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war Er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Zepter in einer Tatze; und wie beschwor Er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du, Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisierter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht. —

R. Haym über Herder.

Die ersten tumultuarischen Aeußerungen dieses Sturm- und Dranggeistes waren vorüber, als die Gründer der romantischen Schule sich auf der Universität bildeten und also in den Jahren standen, in denen die Ideale der Jugend Frucht anzusetzen beginnen. Am bleibendsten hatte sich jener Geist in Herders Arbeiten ausgestaltet. Der lebendige Mensch, das vielgestaltige Geschöpf der proteusartig schaffenden Natur ist das Eine Thema dieser Arbeiten. In alles Menschliche, in alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, in alle Formen und alle Wandlungen der über die Erde verbreiteten, zeitlich und örtlich bedingten Menschenart, in alle Geistesschöpfungen, alle Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen, in Nationen und Zeiten, in Sitte und Religion, in Sprache und Dichtung von Völkern und Individuen sich beweglich hineinzuempfinden: das war die einzige Gabe Herder's. So humanisirt sich seine Kritik und hebt den Vollgehalt dichterischer Werke in die empfänglich rege Seele hinüber. So dehnt sich vor seinem Blick die Geschichte in neuen Weiten, und all' ihre Erscheinungen ordnen sich in einer nicht bloß flächen- sondern körperhaften Perspective.

Auswahl aus Herders Gedichten.

Mein Tagewerk (1772).

So komm', o komme, meines Lebens Stab,
Gefährte, der von früh auf mit mir schritt,
Komm', süße Müh', und leite, auf und ab
Den Lebenshügel, eines Wandrers Tritt,

Der oft ermattet! Ziel- und hüttelos
Irr' ich in Wüsten; sey, o Arbeit, du
Mir Führerinn, daß in der Ruhe Schoos
Ich nicht unwürdig meines Lebens ruh'.

Denn Ohnmacht der Zerstreuung selbst ist Schmach,
Ist Tantals Strafe. Sehnend irrt sein Blick
Vom Silberstrom zum Apfelgold' und ach!
Er kehrt nur immer sehnender zurück.

Nimm, was es sey, mein Geist, in deinen Blick,
Und fändest du am schwer erreichten Ziel
Nur deinen matten Pfeil. Des Lebens Glück
Ist Lebens Mühe; doch des Glückes viel

Gewährt die Mühe. Wie mit Schöpferskraft,
Mit Selbstbewußtseyn reget sie uns warm.
Drum fühl' Entschluß, so lange Lebenssaft
Dir quillet, und kein Feind soll deinen Arm

Verrücken, wenn du schnellst der Lüfte Scherz,
Den Pfeil; nur eh der Tod ihn dir entreißt,
Weil du noch schlägst, (du schlägst nicht immer, Herz!)
So fühle dich und wirk' und schaffe, Geist!

Denn einst wird's um mich Abend. Jener Blick
Der schönen Sonn' erlischt und träufelt Thau
Statt Strahlen nieder. Zephyr kehrt zurück
Zum jungen Morgenroth und läßt der Au

Nur kalte Schauer. Tief verstummt umher
Das Chor der Vögel: senkt die Schwingen ab
Und schlummert; um dich rings in Luft und Meer
Von Erd' zu Himmel wird's Ein dämmernd Grab,

Wird, wie du Geist denn bist. Es schließet sich
Die Seele, wie die Blume. Zarter Keim
Des Lebens, du erstarrest; dir entwich
Dein Balsam, und der lebensschwangre Keim

Der Thaten liegt erstorben. Jenes Bild,
Ein Wahnbild, hieß der Sieger aller Welt,
Hieß Alexander einst; die Asche füllt
Jetzt ihren Sarg nicht mehr; der kühne Held

Zerfällt bei'm Fingerregen. Und sein Lauf
Voll Wunderthaten ist uns Fabel, Wind
Der Fern' in leere Flöten, Pfennigkauf
Der Straßensänger. Alle sind, sie sind

Uns Fabeln, Herkul, Solon und Homer,
Achill und Hektor, sind ein Todtenbein
Und Namenschall. Ihr großes Thatenheer
Ist Mährchen, Mährchen auf dem Leichenstein.

Drum weil ich lebe, leb' ich. Komm', o Stab
Des Wandrers! Dir zur Seite Gutes thun
Ist Lohn für mich und Leben. Tod und Grab
Und Grab und Tod heißt bald genug uns — ruhn.

Am Meer bei Neapel (1789).

Ermüdet von des Sommers schwerem Brande
Setzt' ich danieder mich an's kühle Meer.
Die Wellen wallten küssend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In seinem frischen, blumichten Gewande
Aufsing der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers säuselte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den grünen Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
Und gibt dem Fluge der Begeist'rung Raum;
Die schlanke, schöne Königinn der Bäume,
Die Pinie hob mich in goldne Träume.

Ich hörte: aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme süßer Ton:
„Ich kenne dich! du hast mich nie betrogen,
Du liebst die Wahrheit, und verdienst zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Wunsch wird dir gestillet."

„Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt:
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist -- Liebe."

„Die Liebe nur ist Schöpferinn der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerinn
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerinn.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens."

„Sie ist Natur; sie wählt und knüpft Gestalten,
Sie bildet Wesen und beseligt sie,
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blüh'n in süßer Müh'.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
Wie willt du anders es, als Liebe nennen?"

„Schau, wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers scherzet, und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immer neuen Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen."

„Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschoos versunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne; sieh! auch Luna säumet nicht;
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen."

„Da sieht sie sich bescheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und schämet sich.
Und sehnend hebt die Welle sich zum Hügel,
Sie liebt, sie will umfassen, Luna, dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe strahlend Siegel,
Ihr zarter Blick durchdringend dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit süßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Wesen Herzen."

„Den Göttern selbst bei ihren Göttermahlen
Ist Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zeus sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß;
Er blickt ihn an, er blickt zu tausendmalen
Und fühlt der Gottheit Wesen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in seinen Adern fließen
Und neues Leben sich durch's Weltall gießen."

„Der Götter Bild und Liebling in der Kette
Der Erdewesen, er, der schönste Ring,
Der Mensch — o, daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zeus ihm liebend um den Busen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfing;
Und Liebe, sie, die Führerin der Wesen,
Würd' auch von ihm zur Führerinn erlesen."

„Ach! aber er, zu stolz für diese Freuden
Der Unschuld auf beblümter schöner Flur,
Verschmähete sein Glück und suchte Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheitsspur
So taumelt er, getrennet jetzt von beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttinn im Getümmel
Der Sorgen ihn und flog hinauf zum Himmel."

Stanzen (1789).

Im ersten Herbst von meinen Lebensjahren,
Nachdem mich mancher schwüle Tag gedrückt,
Nachdem ich beiderlei Geschick erfahren,
Das eigne Schuld und fremdes Glück uns schickt,
Auch mancherlei Gespenst des Wunderbaren
Und manche Lieb' und Huldgestalt erblickt;
Rief eine Stimme mich, jenseit der Höhen
Das Land der Abenteur und Kunst zu sehen.

„Lebt," sprach ich, „lebet wohl, ihr meine Freude,
Mein Trost, und meiner Wünsche kleine Schaar,
Ihr, deren Anblick mir in manchem Leide
Ein Nektartropfe vom Olympus war;
Und du, an der ich meine Seele weide,
Die mir mich selbst, die mir mein Glück gebar —
Lebt alle wohl, und laßt mich jetzt verschwinden,
Bald neuverjüngt Euch freudig wieder finden."

„Leb' wohl," so sprach mit Schluchzen und mit Weinen
Großmüthig Ariadne, „lebe wohl!"
Und schlang den Arm um mich und unsre Kleinen,
Noch hör' ich es, wie ihre Stimme scholl,
Noch seh' ich mir ihr liebes Bild erscheinen,
Die Hände ringend, rufend: Lebe wohl!
Und bin gewiß, so lang der Ton mich leitet,
Daß nie mein Schritt, nie meine Hoffnung gleitet.

Ich schied; und über Nebel, Berg' und Thale
Zog mich der Weg ins schöne Frankenland,
Wo ich bei manchem alten Ehrenmahle
Der deutschen Kunst auch deutsche Sitten fand
Und, wie vorübergleitend mit dem Strahle
Der Sonne, manches gute Herz gekannt.
So glitt ich sanft hinab und mit Vergnügen
Sah ich im Geist die Alpen vor mir liegen.

Ach! aber da umfing in Augsburgs Mauern
Mich welch ein böser, fürchterlicher Traum!
Schreckbilder sah ich vor mir, um mich lauern,
Ich sah und traute meinen Augen kaum.
„Was hilft Dir," sprach ich, „Deine Angst, Dein Trauern?
Gib Deinem Herzen, Deinen Blicken Raum!"
Und sieh, da kam, von Westen hergetragen,
Pandora an auf Epimetheus' Wagen.

„„Ich komme nicht, um mich, nur Eurethalben;
Verschönen will ich Euer Wandeln Euch.""
So sprach sie, duftend ihrer Büchse Salben,
Als öffnete sie uns Cytherens Reich.
„Uns werden Rosen blühn, die welken, falben
Verwandeln sich vor uns in Knöspchen gleich."
So sprach sie; aber ach, ihr guten Stunden,
Ihr waret mir, mir war mein Glück verschwunden.

Wie zog ich mich auf grauer Alpen Rücken,
Beschwert im Herzen, mühsam auf und ab!
Jedweder Fels schien ächzend mich zu drücken,
Jedwedes Thal schien meiner Wünsche Grab;
Und als mit neuem wonnigem Entzücken
Verona seinen Schooß dem Blicke gab,
Da sprach zu mir, nie werd' ich es vergessen,
Ein Geist herab vom Wipfel der Cypressen.

Ich stand, der Abendsonne mich zu freuen,
Und übersah die weite Lombardei.
„Woher," sprach ich, „o Geist, dies Mißgedeihen
Schuldloser Wünsche? sprich, woher es sei?"
„„Die alte Schuld unwahrer Buhlereien!""
So sprach der Geist und rauschte sanft vorbei.
„„Statt jetzt dies Land in Friede zu genießen,
Kommst Du hieher, für alte Schuld zu büßen.""

„„Verwöhnt von Deinen nur zu milden Sternen,
Schien Dir zu arm des Lebens reichstes Glück.
Was Du genossen, sollst Du kennen lernen;
Denn nur im Darben sieht der Thor zurück.
Drum hieß von Deinen Lieben Dich entfernen
Dein günstiges, Dein besserndes Geschick.
Du sollst, um Deine Weisheit neu zu üben,
Jetzt Bilder sehn, und Menschen lernen lieben.""

„„Nie hast Du im Geräusch der Welt den Frieden
Des eignen Herzens sittsam dir bewahrt,
Nie zwischen Mensch und Menschen unterschieden,
Nie eingesehn, was für ein Glück Dir ward,
Es zu betrüben, nie genug vermieden,
Es zu genießen, nie genug gespart;
Dafür den treusten Herzen jetzt entnommen,
Bist Du hieher ins Land der Künste kommen.""

Er sprachs; und ach, wie wahr hast Du gesprochen,
Geist der Cypresse, wie so grausam wahr!
Ihr guten Herzen seid genug gerochen,
Ich sehe mich und Euch so hell und klar.
Was thätig und unthätig ich verbrochen,
Macht jeder Schritt mir kund und offenbar.
Ich seh', ich mußte mich von Euch entfernen,
Und durch Verlust des Lebens Weisheit lernen.

Dank also Euch, Ihr göttlichen Medusen,
Die mich gelehrt, daß Ihr Medusen seid.
Dank Euch, Ihr todten Künste, kalte Müsen,
Zerfallne Mauern, Grab der Eitelkeit.
Wenn je dem falschen, je dem Marmorbusen,
Statt wahrer Herzen, Weihrauch ich gestreut,
So nehmt von mir den letzten Zoll hienieden,
Der Reue Zoll, und laßt mich ziehn in Frieden.

Auch Euch, Ihr der Natur erhabne Scenen,
Gebirge, Felsen, Ebnen, Ufer, Meer,
Du Meer von Adria und Ihr Sirenen
Parthenopes, Ihr Inseln um sie her,

Dank Euch, daß, mit mir selbst mich zu versöhnen,
Ihr meine Brust von Seufzern machtet schwer;
Mit unschuldvollem, liebeszartem Sehnen
Weiht' ich, der Menschheit froh, Euch stille Thränen.

Und Ihr erquicktet mich, als in Verona
Die Sonne nieder, als sie aufwärts stieg
In Rimini, und ich dann in Ancona
Mich mit dem Meer vermählte und schwieg;
Mit Dir vermählt' ich mich, o Dea bona,
Du gute Göttin, mit der Hoffnung Sieg,
Und wie die Sonne war ich liebestrunken
Aus Deinem Schooß in Deinen Schooß gesunken.

O gute Göttin, darf ich, darf ich nennen
Den heil'gen Namen? nenn' ich Dich Natur?
Nenn' ich Dich Liebe? Ach nur Dich zu kennen,
Irr' ich umher auf alles Wissens Spur,
Und doch, um reiner Flamm' in Dir zu brennen,
Bedarf ich reiner Lieb' und Weisheit nur.
Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft, sonst ist die Kunst vergebens.

Du Göttin, weißt, daß ich an jedem Bilde
Des schönsten Marmors Dich, nur Dich gelernt;
Daß Du so freundlich und mit Weisheit milde
Durchs Schöne mir nur den Betrug entfernt.
Dann schlich ich mich in andere Gefilde,
Als die man mit Palett' und Meißel lernt —
Ich lernt' an Eurem Kniee, an Eurem Busen
Nichts als — Humanität, erhabne Musen.

Und sah sie in den göttlichsten Gestalten,
Sah Weisheit, Güte, Macht als Menschenbild,
Sah jeder Knospe Schönheit sich entfalten,
Sah jede Art in Menschenform gehüllt;
Sah Kräfte sprossen, wachsen und veralten,
Und jeden Zweig von seinem Saft erfüllt,
Sah hier das Licht aufgehen, steigen, schwinden
Und lernte stets die Menschheit wiederfinden.

Daneben sah ich, darf ich Dich auch nennen,
Du inhumanes, alt- und neues Rom!
Doch wer wird Dich im Namen nicht schon kennen,
Du Capitol, und Du St. Peters Dom?
Du Pfuhl, aus dem, die Erde zu verbrennen,
Ausging ein alter und ein neuer Strom,
Von Kriegern einst bewohnt und Senatoren,
Von Pfaffen jetzt bewohnt und Monsignoren.

Ich lernte Dich und Deiner theuren Prinzen
Und Deiner Prinzessinnen schönes Heer,
Die Wüsten Deiner darbenden Provinzen,
Und Deiner Wissenschaften todtes Meer,
Die Weisheit lernt' ich sehn mit Augen blinzen,
Die Andacht sehn, von altem Taumel schwer,
Die Heuchelei mit stolzen Sklavenmienen,
Den Knecht der Knechte, dem die Völker dienen.

O daß mir einst, dies alles zu verkünden,
Der Erdengenius sein Buch verlieh',
Daß ich, wie Geister allgemach erblinden
Und Heilige erkranken wie ein Vieh,
Daß ich das große Buch der Menschensünden
Entwickeln könnt' mit seinem Wann und Wie:
Vom ganzen Heer Castraten-Nachtigallen
Sollt' Ave! Amen! in die Lieder schallen.

Jedoch mein Geist, wohin schwingst Du die Flügel,
Und moderst noch in dieser Todtengruft?
Erst über Strom und Wüsten, Berg' und Hügel,
Bis Dich ein neuer, mildrer Athem ruft,
Dann fühle froh der Gottheit großes Siegel,
Dann schweb' entzückt im holden Frühlingsduft,
Und dann laß, süß umarmt von allen Deinen,
Was in Dir glänzt, auch andern widerscheinen.

Germanien.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarinn sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.

Weiter schaue. Du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,

Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumtest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willt du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth,
Der gemahleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sey ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

Aus dem Gedicht „vom Nationalruhm".

„Doch du verschweigst
Die Grazien des Lebens. Gilt die Kunst,
Witz und Genie für nichts?"

Für Vieles, Freund,
Doch nicht für alles. Kunst, Genie und Witz
Ist nicht der Nationen einziger
Und höchster Ruhm; es sey denn jene Kunst,
Die Kunst der Künste, Weisheit. — Daß ein Narr
Mit angeborner Kunst sich vor mir spielt,
Und jene singt und diese liebend tanzt,
In Ohnmacht sinket und mit Reiz erwacht;
Daß auf der Bühne, jener auf dem Seil
Das Herz der Weiber regt; ein andrer dort
Den Brummbaß streichet und durch Löcher bläs't,
Und dieser Verse drechselt, jener Punsch
Zu Eis bereitet; gut mag es zwar seyn,
Doch nicht das Beste, das Nothwendigste.
Pythagoras, Confuz und Sokrates,
Sie wußten nichts davon und rechneten
Auch nicht darauf. Ein gar armselig Volk,
Das sein Verdienst nur auf der Bühne, nur
Auf Brettern hat und es aus Löchern bläs't! —

„Und dennoch ist's Verdienst!" —
Ein örtliches!
Der Himmel theilt die Gaben wie er will.
Nicht jedes Klima, jeder Boden gibt
Dieselben Früchte; nicht auch jede Zeit,
Noch jeder Baum und Wurzel, Halm und Strauch
Dieselbe. Wer vom Baume Most, vom Eis
Die Ananas begehret, ist —
„Ereifre
Dich nicht, o Freund. Es bleibet Ananas
Und Schleebeer' unterschieden. Shakespear,
Homer und Ossian und Raphael
Sind doch wohl Nationenruhm?" —

Mit nichten!
Dem Menschengeist gehören sie, und nicht
Der Nation. Mir ist es Gräuel, wenn
Der gröbste Britte Shakespear's sich rühmt.
Als sey er's selbst, als hätt' er ihn erzeugt,
Und zimmern helfen. Ihn geschmähet hat
Die Nation durch manche Aefferei
Und blinden Stolz. — Des Dichters Auge, das
In schönem Wahnsinn über Meer und Land
Und Erd und Himmel flog, und jede Welt
In ihrer Schönheit sah — dieß Auge war
Nicht in Cambridge, auch von Dollond nicht
Geschliffen; Auge war es der Natur.
Die göttliche Idee, die Raphael
Begeisterte, war eines Engels Traum,
Kein Urbinatsches Töpferwerk. Und ist
Urbino denn Italien? — Der Ruhm,
Der auf den Farbenreiber überging
Vom Mahler, ist ein wahrerer, als der,
Wenn hundert Jahre drauf der Römer ruft:
„Wir hatten einen Raphael!" Warum,
Ihr guten Römer, habt ihr ihn nicht mehr?

Der Glanz, o Freund, der von dem göttlichsten
Genie die Nation bestrahlet, ist
Ein Götterglanz, der nur die Würdigsten
Erleuchtet und verklärt; dem Schwachen nimmt
Er seiner Augen Licht; dem Thoren, oft
Der Nation enthüllt er wie ein Blitz
Nur ihre Niedrigkeit. Verschmachtete
Der Kanzler Baco nicht, und lechzete
Umsonst im Sterben nur nach besserm Bier?

Ein Höchstes, nützende Verborgenheit.
Wenn dein Verdienst der leichte Nachbar dir
Entwendet und der reichere genießt;
Wenn bettelnd du zu ihm hinwandern mußt,
Und flehen ihm, daß er dein Gutes doch
Als seines nütze; wenn dein Weib und Kind
Zu Hause darbt, und du mit Leibsgefahr
Dich aus dem Lande stahlest, das dir nichts
Als eine rothe Binde zum Geschenk
Zu geben hatte; dennoch dir das Herz
Vor Freude schlägt zu deinem Werk, und du
Den kalten Hohn der Thoren trägest, liebst
Dein Vaterland, in ihm die tausend Guten
Mitduldenden; du liebst das deutsche Weib,
Den deutschen Mann und Freund und Unterthan,
Und Bürger und Arbeiter, liebest selbst
Die deutsche Dumpfheit und Verlegenheit,
Und Treu und Einfalt mehr, als jeden Stolz
Begüterter Barbaren; bleibe der!
So wohnt in dir die deutsche Nation.

Der Wald und der Wanderer.

„Komm, o komm in meine Schatten,
In der Ruhe Aufenthalt,
Wanderer der heißen Straße,
Wo dein Herz unruhig wallt.

Meine frischen Zweige wehen
Lebenskraft dem Matten zu,
Und mein Athem duftet Balsam,
Neuen Muth und süße Ruh.

Schöner geht die Sonne nieder
Hinter meiner grünen Nacht:
Schöner kommt der Morgen wieder,
Wenn der Vögel Chor erwacht.

Schöner blinkt in mir die Quelle
Und der einsam stille See,
Wo die treue Turteltaube
Girret deines Herzens Weh."

Der Wanderer.

Rauschen Geister in den Lüften?
Spricht die Nymphe mir im Quell?
Oder steigen Götter nieder?
Denn mein Blick wird rein und hell.

Mit der Fichte Gipfel steiget
Meine Seele himmelwärts;
Mit der Birke Zweigen neiget
Sanft zur Ruhe sich mein Herz,

Und die grüne Fußtapete
Wiegt mich ein auf seidnem Moos;
Neben dieser goldnen Blume
Bin ich selig, und wie groß!

Horch! aus jener alten Eiche
Tönt ein Bardenton hervor,
Und der Gipfel Fichten sausen
Himmlischer; der Wald wird Chor:

„Wir, des Paradieses Geister,
In der Ruhe Aufenthalt,
Segnen dich. Genieße fröhlich
Unsern heil'gen stillen Wald."

An den Kaiser (1778).

O Kaiser! du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland.

Und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende deines Stammes schönste Sache
Auf deines Rudolphs Thron,

Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft

Zurückkehren, daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um dich breiten
Und seyn dein ewig Lied.

Magellan.

Es strandeten zwei Schiffe Magellans;
Das Boot kann wenig fassen; So bleib' ich
Spricht Magellan, allein am Strande, bis
Mein Volk gerettet ist. Er that's und blieb. —
Gerettet holte man den Admiral
Zuletzt hinüber. Groß war Wort und That.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die eure endet."

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

Epilogus zu „Admetus Haus“.

In Einem Wort, ihr Freunde, liegt das Glück
Des Menschenlebens, wie der Wesen Ordnung
Und innigster Zusammenhang Ein Wort
Enträthselt uns des Weltalls Labyrinth
In Lust und Schmerz, im Lohne süßer Müh'
Und freudiger Aufopferung im Streben
Der schwersten Tugend. — Was ist schwer und leicht?
Was Lust und Pein? Ein Wort vermischt die Grenzen
In süßester Verwirrung, macht den Schmerz
Zur höhern Lust, den Mangel zum Genuß,
Den Tod zum Leben, zum Triumph die Qual —
Es ist das süße Zauberwort: „Für Dich!“

Aus Herders Uebersetzungen fremdländischer Dichtungen.

Des Aristoteles Hymnus auf die Tugend.

O Tugend, schwer zu erringen
Dem sterblichen Geschlecht,
Des Lebens schönste Belohnung,
Jungfrau du!

Um deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in Tod,
Bestanden harte Gefahren
Mit eiserm Muth.

Du gibst dem Herzen
Unsterbliche Frucht,
Die süßer als Gold und Eltern ist,
Und als der zarte Schlaf.

Um deinetwillen hat Hercules
Und Leda's Söhne so viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um dich ging Held Achill
Und Aeas in's Todtenreich,
Um deine süße Gestalt hat sich Atarne's Gastfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unsterblich singet ihn, ihn den Thatenreichen,
O Musen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiset den Gott verbündeter Treu
Und fester Freundschaft Lohn!

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homerus
Einiges Lied; ihn krönt jeder olympische Kranz.
Lange sann die Natur, und schuf; und als sie geschaffen,
Ruhete sie und sprach: „Einen Homerus der Welt!“

Plato.

Süßer, attischer Mund! Von allen Griechen die schönste
Rednerblume! wie du blüht keine schönere mehr.
Denn du erhobst, o Plato, den Blick zum Himmel und lehrtest
Gott uns, lehretest uns Tugend und Sitten und Recht,
Mischtest Samische Weisheit zum holden Sokratischen Becher,
Gabst der erhabensten Muse die schönste Gestalt.

Die schöne Fichte.

Wanderer, laß dich nieder an dieser Fichte. Du hörest
Hoch im Wipfel des Baums spielen der Lüfte Gesang;
Und dort rauschet die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
Bald mit ruhigem Schlaf schließen die Augen zu.

Das Gebet.

Jupiter, Gutes gib mir und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böses wende von mir; fleht' ich auch sehnlich darum.

Der doppelte Pfeil.

Amor, ein Gott bist du, wenn du mit doppeltem Pfeile
Zwei verwundest; ein Schalk, wenn du mit Einem nur triffst.

Der Tod.

Mensch, du fürchtest den Tod? und bist ja lebend im Tode;
Fliehst die Schatten? und trägst mit dir der Schatten Gebiet,
Deinen Körper. Entfloh'n dem Kerker quälender Schatten
Lebet einst auf dein Geist, mit den Unsterblichen frei.

O sanctissima.

O du Heilige,
Hochbenedeiete,
Süße Mutter der Liebe.
Trösterinn im Leiden,
Quelle der Freuden,
Hilf uns, Maria!

Ein Sonnett aus dem 13. Jahrhundert.

Ach könnt' ich, könnte vergessen Sie!
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundliche Lippe, die!
Vielleicht ich möchte genesen!
Doch ach! mein Herz, mein Herz kann es nie!
Und doch ist's Wahnsinn, zu hoffen Sie!
Und um Sie schweben
Gibt Muth und Leben,
Zu weichen nie! —
Und denn, wie kann ich vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundliche Lippe, die!
Viel lieber nimmer genesen!

Die drei Fragen. Aus dem Englischen.

Es war ein Ritter, er reist' durch's Land,
Er sucht' ein Weib sich aus zur Hand.

Er kam wohl vor ein'r Wittwe Thür,
Drei schöne Töchter traten herfür.

Der Ritter, er sah, er sah sie lang;
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

Wer antwort't mir die Fragen drei,
Zu wissen, welch' die Meine sey?

„Leg vor, leg vor uns die Fragen drei,
Zu wissen, welch' die Deine sey?"

„O, was ist länger, als der Weg daher?
Oder was ist tiefer, als das tiefe Meer?

Oder was ist lauter, als das laute Horn?
Oder was ist schärfer als der scharfe Dorn?

Oder was ist grüner, als grünes Gras?
Oder was ist schlimmer, als ein Weibsbild was?"

Die Erste, die Zweite sie sannen nach,
Die Dritte, die Jüngste, die Schönste sprach:

„O Lieb' ist länger, als der Weg daher,
Und Höll' ist tiefer, als das tiefe Meer.

Und Donner ist lauter, als das laute Horn,
Und Hunger ist schärfer, als der scharfe Dorn.

Und Gift ist grüner als das grüne Gras,
Und der Teufel ist ärger, als ein Weibsbild was."

Kaum hatt' sie die Fragen beantwort't so,
Der Ritter, er eilt und wählt sie froh.

Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Indeß ihn'n jetzt ein Freier gebrach.

Drum liebe Mädchen seyd auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Aus Herders prosaischen Schriften.

Wohl dir, unschuldiger Jüngling, auf keuschem Stamm, aus edlem Saamen, eine gesunde, festgeschlossene Knospe! Nicht zu früh blühend und entfaltet, um bald zu verwelken, nicht üppig dich wiegend im Hauche lauer Zephyre; lieber von rauhen Winden geschüttelt, in Noth, Gefahr und Armuth erwachsen, damit deine Erkenntnisse That,

deine blöde, keusche, verschlossene Empfindungen Wahrheit, Wahrheit auf's ganze Leben würden —

> multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit,
> abstinuit Venere et vino — cui ex meliori
> luto — fingit praecordia Titan.

Wie gut hat der Vater der Menschen für den größten Theil seines Geschlechts gesorgt, daß er ihn fern von diesen überfüllenden Kenntnissen und verzärtelnden Empfindungen geboren werden ließ. Der gemeine Mann und Landmann erkennet und empfindet viel gesunder als der Vornehme und Gelehrte: der gesittete Wilde viel gesunder, als der ungesittete Europäer, der Mann von Anschauung und Thätigkeit besser, als das müßige, halb wahnwitzige Genie. Reiz und Salz gehören zum Leben; sie müssen aber, wie alle Würze, mäßig gebraucht werden, sonst fressen sie, statt zu nähren. Wenn man die treue Menschengattung siehet, die wenig weiß, aber das wenige ganz empfindet und übet, und sodann den andern Theil von Menschen wahrnimmt, wo Erkenntniß die Empfindung, und diese jenes zerstört, daß aus beiden nichts wird; sollte man nicht denken, Spekulation und Empfindelei seyen uns zum bittersten Fluche gegeben? Wer blieb seinem Berufe treuer? wessen Kräfte sind mehr in Ebenmaß und Ordnung? wer genießt mehr Seligkeit und Ruhe? Weder Erkenntniß noch Empfindung allein können sie geben, wenn nicht beide einander unterstützen, heben und stärken.

— — —

Kein Mord ist verderblicher, als an den drei edlen Gaben Gottes, Vernunft, Empfindung, Sprache. Der Jüngling soll abstrahiren und spekuliren lernen: lernt er's, so wird er elend: ein junger Greis, ein hohles Gefäß, das aber desto lauter tönet. Lernt er's nicht, und tritt das Spinnweb mit Füßen: wie viel Gutes wird mit zertreten! Wer hat's gemacht, daß die große Diana deutscher Epheser, die Philosophie, jetzt so verschrieen und unwürdig verachtet wird, als weiland! Ihre lieben Anbeter, die Fabrikanten, nicht goldner und silberner Tempelchen, sondern hölzerner Kompendien, Theorien und Systeme.

Ihnen entgegen ist die Sekte der Empfindler groß geworden, der kleinen Riesen mit hoher Brust, starker Leidenschaft und Thatkraft. „Hat's nicht der weiland große Helvetius bewiesen, daß Genie und Tugend zu einander wie Katze und Hund gehören, und sind moralische Menschen nicht die schwächsten, erbärmlichsten unter der Sonne? Großer Wille, starke Ungebundenheit und Selbstheit, ein ewiger Kampf mit Göttern und Dämonen, das gibt Helden, Nephilim, Löwen.“ —

Wenn's Leute gäbe, die im Ernst so dächten, so, glaub' ich, würde wenig Glückseligkeit in dem Heroismus ruhen: denn Miltons Teufel, der das Pandämonium und gar eine Brücke über's Chaos baute, blieb immer ein unseliger Teufel. Wallenstein und Cromwell waren zuletzt unselige Menschen, und vom Löwen, mit dem sie zu thun hatten, waren vermuthlich ihnen selbst am tiefsten die Klauen im Gesichte. Wie Ungeheuer und wilde Thiere, kann auch Menschen der Art eine verdorbne Zeit und Staatsfassung wohl brauchen; oft sind sie Rattenpulver und Kehrbesen, den Saal zu fegen. Eben so oft werden aber auch die besten, sittigsten und wirklich größesten Menschen unter Bildern der Art verschrieen, weil sie etwa einem Unterdrücker und Leuteschinder zu nahe traten, oder weil sich Ratten und Frösche gegen sie empörten. Seiner Stärke und Größe kann überhaupt niemand weder ein Quentlein noch eine Elle zugeben: und das Geschrei der Jungen auf Stelzen hinter dem Riesen, der vor ihnen gehet, oder das Yah der Eselein in Löwenhäuten, wird bald verrathen. So viel ist gewiß, jede große und starke Seele hat auch Anlage, die tugendhafteste zu werden. Wo diese Leidenschaft möglich war, war auch eine andre möglich, die ihr das Gegen-

gewicht hielt; und überhaupt, welche Leidenschaft und Empfindung muß denn auf's Böse verwandt werden, daß man nicht anders könnte? Vielleicht haben Menschen von starker Seele mehr Mühe sich zu überwinden: sie haben aber auch mehr Kraft, und nur wenn sie den Sieg vollendet haben, sollte man sie große Menschen nennen, das ist, wenn sie gute Menschen geworden. Und alsdann ist's doch wohl ohne Zweifel, daß ein Schiff, das mit großen Winden und wohlgerüsteten Segeln fährt, weiter kommt, als der träge lecke Kahn da am flachen seichten Ufer.

Der erwachende Jüngling findet sich an der Wegscheide seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglingsalter trennen. Oft erscheint ihm da sein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen seiner Zukunft, aber nur — in dunkelm Traume. Indessen auch einem Greise, am letzten Tage seines Lebens ist der Traum der Jugend, der erste Pulsschlag all seines künftigen Lebens, prophetische Entzückung.

Wer zu seinem künftigen Werk und Wesen nur wenig Entwickelung braucht, findet seinen Entwickler auch leicht. Ein Euklides, eine Uhr, ein Gemälde, ein Blatt unbekannter Ziffern weckte manche auf, als ob's Apollo selbst mit der Leier wäre: für andere ist viel Gefahr, Erfahrung, oft ein Rubikon nöthig. — Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles Grabe weinend — welch ein weissagender, rührender Anblick! Da schläft's in der Seele, oder vielmehr es schläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Thränen heraus, einst wird's anders heraus strömen.

Auch hier entdeckt nur Seele die Seele: eigne gute Menschenart kann eine fremde Menschenart allein verstehen, trösten und ahnen. Oft ist's ein erfahrungsvoller, stiller, neidloser Greis, der den Jüngling, verloren in sich selbst, bemerket, und ihm ein Wort spricht, das lebenslang in seiner Seele tönet. Oder es wirft derselbe nur so einen Blick, ein Zeichen, eine Gluthkohle sorglos neben sich nieder: der Jüngling nahm sie auf, sie war lange todt und vergessen, und da glimmt sie, gerade jetzt, in der Zeit dieser Niedergeschlagenheit, Trübsal und Kälte wieder: er wärmt sein Herz an ihr, als käme sie jetzt eben vom Altar der Liebe und Weisheit.

Oft sind dem jungen Schiffer, schon unter'm Angesicht der Morgenröthe, Stürme beschieden. Er verschlägt, kommt in's Land der Ungeheuer und Riesen, oder geräth in die Gärten der Armida. Glücklich, wenn ihm die Göttin mit dem Spiegel der Wahrheit bald erschien, daß er sich selbst sehe und wieder ermanne! Alsdann, wenn er zeitig genug entkommt, waren ihm die Stürme und Wallfahrten sehr nützlich, die sein unversuchtes Schiff übten. Jeder edle Widerstand, jedes tiefe und stille Leiden prägt treffliche Züge uns in Gesicht und Seele: die ersten Triumphe unserer Jugendzeit werden das punctum saliens unseres ganzen leidigen Lebens. Jammer aber, wenn der Jüngling unterliegt, wenn er drückenden oder hinüber ziehenden Gegenständen zu nahe weilet! Er verbildet sich, wird hart und dürre, oder weich und lüstern, und verhaucht sein Leben im Lenz der Jahre. Zu früh geliebkoset, liebkoset er wieder und versteht nichts anders. Zu früh und zu lange befeindet, überzieht er alles mit Menschenhaß und Galle: so sind viel gute Menschen ganz oder halb verloren.

Der schönen und tiefen Spur sind wir Deutsche in den letzten Zeiten denn auch nachgegangen. Unserer Philosophie und Sprache fehlte so vieles, da beide noch nichts vom „Genie“ wußten; plötzlich gab's Abhandlung über Abhandlung, Versuch nach Versuch darüber, und wahrscheinlich haben wir noch von irgend einer metaphysischen Akademie in Dänemark, Holland, Deutschland und Italien eine Aufgabe „über's Genie“

zu erwarten. „Was Genie sey? aus welchen Bestandtheilen es bestehe, und sich darein natürlich wieder zerlegen lasse? Wie man dazu und davon komme? u. dgl.“

Der bescheidene Deutsche, sagt Klopstock, nennt's dankbar Gabe, und weiter habe ich davon weder Begriff noch Erklärung. Genie und Charakter sind — — „die einzelne Menschenart, die einem Gott gegeben,“ weder mehr noch minder.

Nun sind der Gaben so viel, als Menschen auf der Erde sind, und in allen Menschen ist gewissermaßen auch nur Eine Gabe, Erkenntniß und Empfindung, d. i. inneres Leben der Apperception und Elasticität der Seele. Wo dieß da ist, ist Genie und mehr Genie, wo es mehr, und weniger, wo es weniger ist u. f. Nur dieß innere Leben der Seele gibt der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Witz, dem Scharfsinn und wie man weiter zähle, Ausbreitung, Tiefe, Energie, Wahrheit. Laß ein Genie buntere Farben schlagen als der Pfau mit seinem Schweife, jenes einbildungsreicher seyn als Bellerophons Gaul, dieß feinere Sachen als Spinnweb theilen — aber trenne von ihren Werken und Unternehmungen Verstand, Gefühl der Wahrheit, inneres Menschenleben: so sind's nur Thierkräfte, an denen sie jedesmal ein Vieh überwindet. Der Redner wird Sylbenzähler, der Dichter Versificateur oder Tollhäusler, der Grammatiker Wortkrämer, so bald ihm der Himmel jene lebendige Quelle versagt hat oder diese ihm versieget.

In dem Verstande ist die Natur also an Genie's nicht so unfruchtbar, als wir wähnen, wenn wir bloß Büchergenie's und Papiermotten dafür halten. Jeder Mensch von edeln lebendigen Kräften ist Genie auf seiner Stelle, in seinem Werk, zu seiner Bestimmung, und wahrlich, die besten Genie's sind außer der Bücherstube.

Wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Je tiefer, reiner und göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Wirken, mithin desto freier unsre Freiheit. Leuchtet uns aus allem nur Licht Gottes an, wallet uns allenthalben nur Flamme des Schöpfers; so werden wir, im Bilde seiner, Könige aus Sklaven, und bekommen, was jener Philosoph suchte, in uns einen Punkt, die Welt um uns zu überwinden, außer der Welt einen Punkt, sie, mit allem, was sie hat, zu bewegen. Wir stehen auf höherm Grunde, und mit jedem Dinge auf seinem Grunde, wandeln im großen Sensorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens, der Liebe. Sie ist die höchste Vernunft, wie das reinste, göttlichste Wollen; wollen wir dieses nicht dem heil. Johannes, so mögen wir's dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, dessen Philosophie und Moral sich ganz um diese Achse beweget.

Meines geringen Erachtens ist keine Psychologie, die nicht in jedem Schritte bestimmte Physiologie sey, möglich. Hallers physiologisches Werk zur Psychologie erhoben und wie Pygmalions Statue mit Geist belebet — alsdann können wir etwas über's Denken und Empfinden sagen.

Drei Wege weiß ich nur, die hierzu führen möchten: Lebensbeschreibungen, Bemerkungen der Aerzte und Freunde, Weissagungen der Dichter — sie allein können uns Stoff zur wahren Seelenlehre schaffen.

Hätte ein einzelner Mensch nun die Aufrichtigkeit und Treue, sich selbst zu zeichnen, ganz, wie er sich kennet und fühlet: hätte er Muths genug, in den tiefen Abgrund platonischer Erinnerung hinein zu schauen, und sich nichts zu verschweigen: Muth genug,

sich durch seinen ganzen belebten Bau, durch sein ganzes Leben zu verfolgen, mit allem, was ihm jeder Zeigefinger auf sein inneres Ich zuwinket — welche lebendige Physiognomik würde daraus werden, ohne Zweifel tiefer, als aus dem Umriß von Stirn und Nase. Kein Theil, glaube ich, kein Glied wäre ohne Beitrag und Deutung. Er würde uns sagen können: „hier schlägt das Herz matt; hier ist die Brust platt und ungewölbet, dort der Arm kraftlos; hier keucht die Lunge, dort dumpft der Geruch; hier fehlt lebendiger Othem; Gesicht, Ohr dämmert — der Körper diktirt mir hier schwach und verworren, so muß also auch hie oder da meine Seele schreiben. Das fehlt mir; da ich jenes, und aus solchem Grunde, habe." — Verfolgte der treue Geschichtschreiber sein selbst dieß sodann durch alle Folgen, zeigte, daß kein Mangel und keine Kraft an Einem Orte bleibe sondern fortwirke, und daß die Seele nach solchen gegebnen Formeln unvermuthet fortschließe: zeigte, wie jede Schiefheit und Kälte, jede falsche Kombination und fehlende Regung nothwendig immer vorkommen und in jeder Wirkung man den Abdruck seines ganzen Ich mit Kraft und Mangel liefern müsse — welche lehrende Exempel wären Beschreibungen von der Art! Das werden philosophische Zeiten seyn, wenn man solche schreibt; nicht, da man sich und alle Menschengeschichte in allgemeine Formeln und Wortnebel einhüllet.

Endlich bei der Jagd fremder Gedanken lasset uns auf der Hut seyn, daß wir unsre eignen darüber nicht verlieren. Wir Deutsche gehen mit Stammbüchern umher, die Sprüche und Maximen andrer uns erbittend. So im Leben, so in der Literatur bei jedem Anlaß. In Kollektaneen waren wir längst Meister; wie? und wir bedenken nicht, daß unsre eignen Seelenkräfte uns nicht immer zu Gebot stehen, daß die schönsten, die blühendsten Gedanken nur bei Gelegenheiten, in glücklichen Augenblicken, oft vielleicht gar lieber dort als hier, wie Boten der Liebe kommen und verschwinden? Die witzigsten, die sinnreichsten Ausländer erhaschten jede vorüberschwebende Blüthe ihres Geistes; Voltaire sprang vom Tisch auf, einen Einfall, der ihm schön dünkte, aufzuzeichnen; andre ließen keine von einem denkenden Mann gehörte Meinung untergehen, wie so viele, so viele ana zeigen. Fühlen wir nicht im Leben, durch einen unerwarteten, oft bizarren Gedanken eines Dritten uns aufgeweckt, und bisweilen auf Bahnen geleitet, auf welche wir einsam nie gerathen wären? Und wenn wir nach Jahren einen Ort, eine Gesellschaft besuchen, wandelt uns nicht bisweilen ein Staunen an, wie anders wir ehemals hier dachten und uns befanden? Also auch die Gedanken kommen und gehen; sie ziehen wie Zugvögel vorüber. Späterhin glaubet man oft kaum, daß man ehedem so gedacht habe. Und da die ersten Gedanken oft, nicht aber immer die besten sind: wie lieb werden uns in der Folge der Jahre alte Denkbücher unsrer selbst, Memoranda der Jugend! Sie bringen uns in die Zeit zurück, da uns der Weltgeist noch jugendlich neu anströmte; er, nur er ist die Fülle, die sich jedem Organ nach seiner Weise mittheilt, in den edelsten Menschenseelen Quell ihrer erhabensten, schönsten Gedanken. Auf also! unsre und andrer denkwürdige Gedanken mit Pythagoras Griffel aufzuzeichnen! Kein Tag gehe ohne Linie vorüber!

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört nothwendig eigene Komposition, so eingeschränkt diese auch seyn möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dieß sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene

bauet, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. **Nulla dies sine linea**, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibet; er hole nur nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder excerpire oder komponire, in welcher Uebung es auch sey. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. **Nulla dies sine linea.**

Der beste Prüfstein also, ob jemand etwas gefaßt hat, ist, daß er's nachmachen, daß er's selbst vertragen kann, nach seiner eigenen Art, mit seinen eigenen Worten. Merkt Euch dieses, ihr Katecheten! Das ewige Wenden und Drehen vom Subjekt auf's Prädikat, vom Prädikat auf's Subjekt: „wer hat dich erschaffen? wen er hat erschaffen?" ist noch kein katechisiren, sondern ein leibhaftes Wortjähnen, da man den Mund zur Rechten und Linken, auf- und abwärts zieht, und immer doch nichts als den jähnenden Fuhrmannslaut: ahi! oho! saget. In eigenen Worten muß man katechisiren; eigene Worte muß man dem Katechisirten herauslocken, seine eigensten Worte, diese, diese allein bezeichnen seine eigenen Gedanken. Ihnen muß man folgen, an sie seine eigenen Gedanken knüpfen; so lernt man lehrend, so lehrt man lernend. Wie in allen Künsten die eigene Uebung alles, alles und ohne sie keine Kunst ist, so ist in Wissenschaften nichts ohne eigene Aufsätze, in seiner eigensten Gedankenmanier, in der man sich kein einziges unverstandenes Wort erlaubet. Die Gedankenweise des Lehrers ist dem Lernenden nur Vorbild, wie im Zeichnen der Schüler die Vorschrift oder das Gebilde des Meisters nachformt, nachzeichnet.

Das Nachschreiben aus dem Munde des Lehrers trägt zu dieser Gedankenübung, zu dieser Bildung schöner und fertiger Antworten viel bei. Man lernt dabei, was man schreiben und nicht schreiben dürfe, lernt, einen fließenden Vortrag auf seine Hauptsätze zurückbringen, und in die kürzeste, schönste Bemerkung bilden. Man lernt schreibend am besten, was die Absicht des Lehrers bei diesem, jenem Vortrage sey? ob er habe erläutern, oder erweitern? ob verbessern oder ausbilden wollen? Durch's Nachschreiben des Erwähltesten, des Besten, was uns der Lehrer sagt, bekommt man Lehrer und Arbeit gewiß lieber; ja selbst das Buch lieber, über welches man gehört hat. Man liebt das letzte, mit den jugendlichen Schulanmerkungen, die man dazu am besten, besonders, nachschrieb, noch bis in sein Alter. Der große Leibnitz führte noch in seinen männlichen Jahren seine ersten Kompendien der Wissenschaften auch auf Reisen bei sich, er, der doch manche derselben so ansehnlich verändert und vermehrt hatte, ja er starb von einigen Büchern solcher Art umgeben.

Wie schön ist's, wenn man sich aus einem guten Buch vielleicht nur wenige, aber gute Sachen und Gedanken, die uns vorzüglich gefielen, aufschreibt, sie unter Klassen bringt, sie bei Gelegenheit zu finden weiß, und sodann in ihnen oft die Geschichte unserer eigenen Gedanken und derselben Entwickelung findet! Ein gutes wohlgeordnetes Buch wird uns in einem Auszuge daraus noch lieber: und wenn der Auszug verloren würde und wir ihn lebenslang nicht wiedersähen, so ist ein Nutzen davon unverloren, nämlich daß wir's durch den Auszug vielmehr kennen gelernt und gleichsam in unser Mark und Saft verwandelt haben. Ich weiß wohl, daß man zu unsern Zeiten auch in den Wissenschaften überall Quäker seyn will: der Geist soll uns ergreifen, die

Salbung soll uns alles lehren und auch bei der Lectüre heißt's, müsse man nur dem Geist eines Autors nachhaschen und sich um seine Worte, um seine Sachen, um die Ordnung derselben u. s. nicht mühsam bekümmern. Ich fürchte, man geht dabei irre: der Geist eines Autors oder eines Buchs läßt sich nicht, wie ein Schmetterling oder wie Spiritus in eine Bouteille, zumal in eine windige Hirnbouteille spünden. Der Buchstab fesselt ihn an; Auszug, Schreiben, treue oder freie Nachahmung macht ihn uns eigen. Plutarch und Erasmus (ich nenne nur zwei Schriftsteller von unsäglich vielen) gewiß zwei große Männer, die selbst dachten und sehr weit auf Welt und Nachwelt wirkten — den Schriften beider merkt man die Kollektaneen sehr an. Plutarchs moralische und philosophische Schriften sind fast nichts als themata, die noch jetzt in Schulen gebraucht werden könnten zu eigenen Elaborationen: sie sind Gemein-Titel, unter die er eine Menge schöner Gedanken und Beispiele, die er hie und da gelesen hatte, zusammenstellte, so daß die Bindung oft sehr leicht scheint. Erasmus meiste, insonderheit frühere Schriften, sind Uebersetzungen oder Kollecktaneen von Apophthegmen, von Räthseln, von Gleichnissen aus Pultarch, ja sogar von Wendungen und Ausdrücken der Sprache: ein Buch, das er ausdrücklich für Schulen schrieb. Den schönen Ton, der in seinen Gesprächen, seinem encomio moriae und überall in seinen Schriften herrschet, hat er aus seinem fleißig übersetzten Lucian, wie er selbst bekennet. Kurz, was wollten wir uns über die größten Geister hinaussetzen und nicht in Nachahmung, Sammlung, Aufsätzen mancherlei Art üben?

Um aber sprechen zu lernen, muß man hören können und hören dürfen. Viele Menschen verstehen diese Kunst zu hören gar nicht; manchen Völkern wird sie über gewisse Gegenstände nicht vergönnet: ihre Seelen müssen also von diesen Seiten ungeschliffen und ungelenk bleiben. Daher sehen wir allenthalben, daß Männer, in denen ein großer Trieb war, die Wahrheit von allen Seiten kennen zu lernen, auch auf abgelegenen Seiten den Umgang der Menschen suchten, die frei zu sprechen wagten. Sie mischten sich, erkannt oder unerkannt, in mancherlei Gesellschaften, und hörten. So gewann Swift, ein ungemeiner Geist, in Fällen, wo er ihn anwenden wollte, seinen hellen, überzeugenden Vortrag, seine seltene Volkssprache. Jeder Liebhaber der Eigenthümlichkeit menschlicher Gedanken ging auf diesem Wege; ja jeder Mensch, der wirklich und vielseitig gebildet werden will, kennet keinen andern. Die Stände, denen der Zutritt zu freisprechenden Menschen versagt ist, die solche nicht anhören können und anhören mögen, bleiben eingeschränkt in ihrem Gedankenkreise, ungewürfelt in ihrer Vorstellungsart; sie werden argwöhnisch, versteckt, tyrannisch, feige. Nur durch Sprache wird ein Volk, nur durch gemeinschaftliche Sprache werden Menschen humanisiret.

Der Poesie Grund und Boden ist Einbildungskraft und Gemüth, das Land der Seelen. Ein Ideal der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, weckt sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr Ohr und Auge nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Mahlerei oder Statuistik, die Gemählde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte: sie ist Rede und hat Absicht. Auf den inneren Sinn wirket sie, nicht auf das äußere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüth, moralische Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige und humane

Absicht. Die Rede hat etwas Unendliches in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter bloß ein Mahler seyn wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Objekt, das sie mahlt oder darstellt, auf einen geistigen, moralischen, gleichsam unendlichen Grund, in's Gemüth, in die Seele mahlet.

Sollte also nicht auch bei dieser, wie bei allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein Fortgang unumgänglich seyn? Ich zweifle daran (den Fortgang recht verstanden) gar nicht. In Sprache und Sitten werden wir nie Griechen und Römer werden, wir wollen es auch nicht seyn. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Excentricitäten, in denen er sich bisher nationen- und zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die ächte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens? dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größesten Ungeschmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur sagen: tendimus in Arcadiam, tendimus! Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

Auch die griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet.

Als die Natur, die sich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbaret, auf unsrer Erde zur höchsten Höhe ihrer Wirkung stieg, erfand sie das Geschöpf, das Mensch heißt, in dessen Gliederbau sie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen sie in ihren andern Werken, theilweise und zerstreuet, mit ungeheurer Kraft und unübersehlichem Reichthume gearbeitet hatte, im kleinsten Raume, im wirksamsten Leben zusammendrängte. Kräfte, die sie in andern Elementen, dem Wasser, der Luft, oder auch auf der Erde, in großen Organen auszubilden sich Zeit und Raum nahm, deutete sie im Menschen oft nur an, ordnete aber alle diese Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm so künstlich, so harmonisch zusammen, daß er nicht nur als ein Inbegriff aller dieser Fühlbarkeiten unsrer Erde (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist), sondern auch als ein Gott dastehet, der diese in ihn zusammengedrängten, in seiner Natur begriffenen Gefühle selbst zusammenstellt, schätzet und ordnet. Die ganze Natur erkennet sich in ihm, wie in einem lebendigen Spiegel; sie siehet durch sein Auge, denkt hinter seiner Stirn, fühlet in seiner Brust, und wirkt und schaffet mit seinen Händen. Das höchstästhetische Geschöpf der Erde mußte also auch ein nachahmendes, ordnendes, darstellendes, ein poetisches und politisches Geschöpf werden. Denn da seine Natur selbst gleichsam die höchste Kunst der großen Natur ist, die in ihm nach der höchsten Wirkung strebet; so mußte diese sich in der Menschheit offenbaren. Der Bildner unsrer Gedanken, unsrer Sitten, unsrer Verfassung, ist ein Künstler; sollte also, da Kunst der Inbegriff und Zweck unsrer Natur ist, die Kunst, die sich mit dem Gebilde des Menschen und allen ihm einwohnenden Kräften darstellend beschäftigt, für die Menschheit von keinem Werthe seyn?

Von einem sehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, sondern Gedankenformen, ewige Charaktere sichtbar gemacht, die mit solcher Energie weder Sprache noch Musik, noch irgend eine andre Bemühung der Menschen ausdrücken konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie, und stellte sie selbst in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen sich Menschheit in diesen Formen genießt und fühlet, in welchen Menschheit nach diesen Formen wirket. Sie gibt uns

also nicht nur eine sichtbare Logik und Metaphysik unsers Geschlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; sondern indem sie diese mit Sinn und Wahl darstellt, ruft sie als eine zweite Schöpferinn uns schweigend zu: „blicke in diesen Spiegel, o Mensch; das soll und kann dein Geschlecht seyn. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfalt, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen.“

Auf diesem Wege gingen die Griechen; zu dieser Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst sichtbar gemacht, und damit auch den ganzen Geist der Komposition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche Kategorien der Menschheit gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basaltkopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen wahrsagenden bösen Geist, und in der himmlischen Aphrodite eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behausungen orakelgebender, lustverführender, böser Dämonen seyn, hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, daß sie den wahren Dämon, das Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen nicht zu erkennen vermochten. Auch keinem von denen wird er sichtbar, die in der Statue nur die Statue, in der Gemme den Edelstein und in allem nur Pracht, Zierrath, herkommlichen Geschmack oder Alterthums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Aeußerung und Offenbarung des menschenfreundlichen, wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der Dämon der Menschennatur aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören. Schwärmerei und Begeisterung können uns hier nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über die Frage ankommt: „wie zeigt sich der Genius der Menschheit? auf wie verschiedene Art in Hauptformen? welches sind unter diesen die höchsten Punkte, gleichsam die konsonen Stellen der gespannten Saite, in welchen Harmonie tönet?“ Hätten Sie Lust, mit mir unter diesen Himmel glänzender Sternbilder zu treten? Nur aus einem tiefen Thale kann ich von fern auf sie weisen; dennoch aber wird sich Ihr Geist beflügeln, daß sie ausrufen: „Siehe da den hellen Zodiacus der sichtbar gewordenen bedeutenden Menschheit.“

Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die Menschheit im Menschen. Den reinen Begriff von ihr zu erfassen, hatte sie sich auf vielseitigen mühsamen Wegen, über schroffen Felsen, durch tiefe Abgründe, mit manchen Uebertreibungen und Härten unablässig bestrebet, bis dann selbst diese übertreibende Mühe, die die Wahrheit um so schärfer verfolgte, nicht anders als zum Gipfel der Kunst führte. In allen Menschenaltern und jeder ihrer merkwürdigsten Situationen in beiden Geschlechtern hatte sie die Blüthe des Lebens gewonnen, die auf solchem Stamme blühet; denn die Griechen besaßen noch Einfalt des Geistes, Reinheit des Blickes, Muth und Kraft genug, diese als eine vollständige, durch sich bestehende Idee in ihren Werken darzustellen und zu vollenden. Im Kinde dachten und bildeten sie die Kindheit, im Jünglinge den Frühling des Lebens, im Manne den Göttersohn voll Selbstgenusses in Kraft und Würde. An dieser Heldenidee nahm auch das weibliche Geschlecht Theil, wie jene schönen Bilder der Amazonen zeigen, deren manche im Geiste eine Schwester des Castor und Pollux zu seyn verdiente. Nachdem in allen diesen Formen die Kunst der reinen Idee Selbst-

ständigkeit, Würde, eine in allen Theilen lebendiggewordene Bedeutung gegeben, und sie von jedem ungewissen, schwankenden oder fremden Beiwerke, wie durch's Feuer, gereinigt hatte, so war von diesen Gebilden nothwendig auch jene Kraft, die ausfüllend zum Verstande und zum Herzen in höchster Einfalt spricht, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geschlecht, Alter, Charaktere waren in ihrer Verschiedenheit und leisen Angränzung auf's sicherste bemerkt; und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren dauerhafte Kategorien der edelsten und schönsten Menschenexistenz geordnet. Auf wie wenige Hauptformen tritt die formreiche menschliche Natur in Gesinnungen, Leidenschaften und Situationen zurück, wenn wir sie mit dem weisen und nüchternen Auge der Griechen ansehn! Der biegsame, kraft- und schönheitreiche Gliederbau der Menschheit, in wie wenige Hauptbedeutungen löset er sich auf, sobald die Seele Kraft hat, diese in jedem Theile, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich und ewig lehrreich sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau ruhig betrachtete und abwog. Welche Freuden schöpfte ich in Erwägung der Symmetrie und Eurythmie, noch mehr aber der schönen Gegenstellung, die in Ruhe und Bewegung, nach verschiedener Art der Charaktere, diesen göttlichen Körpern mitgetheilt ist, also daß sich die Seele liebreich strenge bis im Wurfe des Gewandes und in seinen Falten, wie ein wehender Geist offenbaret. Ihr habt unsere Natur gekannt und geadelt, ihr Griechen; ihr wußtet, was das menschliche Leben in seinen vorübergehenden Scenen sey, das ihr auf so manchen Sarkophagen eben so richtig und wahr, als einfältig und rührend vorgestellt habt. Da erfaßtet ihr die Blüthe jeder flüchtigen Scene und heiligtet sie in einem nie verwelkenden Kranze der Mutter des Menschengeschlechtes. Wenn unsere Art je so entartet werden sollte, daß wir diese innere Kraft und Anmuth der Menschheit, das hohe Siegel unserer Existenz gar nicht mehr erkennten; dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelsten Geschöpfes, oder vielmehr sie zerbräche von selbst und zerfiele in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu diesem allem? Nur durch Ein Mittel; durch Menschengefühl, durch Einfalt der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahresten, völligsten Genusses, kurz, durch Kultur der Menschheit. Hierin müssen wir alle Griechen werden, oder wir bleiben Barbaren.

Wenn es eine Zeit gibt, da das Wort Vaterland noch nicht ein leerer Schall ist, sondern

— — ein Silberton dem Ohr,
Licht dem Verstand und hoher Flug zum Denken,
Dem Herzen groß Gefühl —

so muß der Name Vaterland so gut den Dichter zum Helden, als den Helden zum Dichter, und beide zu theilnehmenden Söhnen ihres Vaterlandes machen. Der Held wird dafür streiten, der Dichter singen, und wenn sie beide es nicht mehr retten können, beide noch, als Söhne, darum weinen: und ist nun Dichter und Held und Sohn des Vaterlandes Eine Person — so ist dieß die Zeit der patriotischen Klagelieder. Nicht aus einer sich übenden Schulfeder; aus dem vollen Herzen werden diese fließen; nicht bloß auf dem Papier, sondern im Gedächtniß, in der Seele leben; die Stimme der Ueberlieferung wird sie aufbehalten, der Mund des Volks sie singen; sie werden Thränen und Thaten wecken; ein Schatz des Vaterlandes, und das Gefühl, das sie besingen und wirken, Gefühl des Volks, Nationalgeist. Es wird also Eine Empfindung des Patriotismus seyn, die jetzt zu Thaten, jetzt zu Gesängen, jetzt zu Thränen für's Vaterland

gedeihet, nachdem die Ausbildung desselben die Empfindung da oder dorthin lenket, und keinen Absenker derselben erstickt. Bei den Skandinaviern erstickte das Beispiel Odins die eine Art des Ausbruchs, die Heldenthräne, um die andere um so mehr zu verstärken: Heldenthaten.

Wo ist aber noch ein Deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Absicht auf die Kunst konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere Griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen; ihren Unterschied von den übrigen Völkern; und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland.

(Aus den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend“:) Die Briefe der Apostel lesen Sie als Briefe, vergessen Sie Kapitel, Verse, gewohnte Episteln, und lesen, wie wenn Sie ein Christ des ersten Jahrhunderts wären, und einen Brief aus den Händen des Apostels selbst empfingen. Die Briefe eines Apostels vergleichen Sie mit einander und suchen seinen Charakter. Paulus scheint mir der feurigste von Geist, Jakobus der strengste an Sittenlehre, Johannes der zarteste an Geist und Herz. Die Briefe aller Dreien würden manche höher schätzen (so wie Jesus Sirach, Kapitel des Buchs der Weisheit u. s.), wenn sie leider nur nicht in der Bibel ständen.

(Aus der Schrift „vom Geist der Ebräischen Poesie“:) Wenn ich also zugebe, daß für einen abstrakten Denker die ebräische Sprache nicht eben die beste wäre, so ist sie's dieser handelnden Gestalt nach desto mehr für den Dichter. Alles in ihr ruft: „ich lebe, bewege mich, wirke. Mich erschufen Sinne und Leidenschaften, nicht abstrakte Denker und Philosophen: ich bin also für den Dichter, ja ich selbst bin ganz Dichtung.“

(Ueber das Buch Hiob:) Ein Drama nach unsern Begriffen nicht; wie war auch ein solches über diesen Gegenstand möglich? Hier steht alles still in langen Sprüchen und Reden. Die Geschichte vorn und hinten ist offenbar nur Prologus und Epilogus, Eingang und Ausgang. Doch ich will über das Wort nicht streiten. Abtheilung ist in der Rede; mich dünkt aber auch, bei ihr wird das Wort Scene, Auftritt ganz gemißbraucht. Consessus einiger Weisen ist's, die pro und contra die Sache der Gerechtigkeit des obersten Weltmonarchen verhandeln, ein Kampf der Weisheit über Gottes und Hiobs Sache, kein Drama.



3. Johann Kaspar Lavater.

Geb. den 15. November 1741 zu Zürich; gest. den 2. Januar 1801 ebendaselbst.

Motto: Genie, ganzes wahres Genie ohne Herz ist Unding, denn nicht Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe ist die Seele des Genies!

Was er, der treue Hirte seines Herrn, in diesem Tempel sprach, und was er schrieb und that und litt, war Alles Eins: Beförderung des Rechts, der Wahrheit und Liebe. (Inschrift an dem für Lavater in der Peterskirche zu Zürich errichteten Denkmal)

Urtheile über Lavater und seine Schriften.

Goethe (1773 über die „Aussichten in die Ewigkeit"): Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die von Speculation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, woran ihr jetzt die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendämmern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seite stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann, wieder in den Leib versetzt, für die mikromagischen Gesichte Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Goethe in „Wahrheit und Dichtung“: Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird.

Die Bekanntschaft von Lavatern ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus, wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.

(An Frau v. Stein aus Zürich Nov. 1779.)

Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig, wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. (Ebenda den 30. Nov. 1779.)

Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wieder sieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten. (An dieselbe aus Schaffhausen den 7. Dec. 1779.)

Lavaters Physiognomik hatte dem sittlich geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraction methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle, und also am Individuum. Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Portrait, schloß sich fest an ihn, und sowohl zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein kräftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Heinse (Brief an F. H. Jacobi vom 8. Dec. 1780): Lavater hat ein sehr zartes Gefühl und eine Gemsensprünge machende Einbildungskraft; an eigentlichem Verstand, an Lessingischem, sitzt ihm kaum der erste Flaum am Kinn. Er hat einen heimlichen Brand von Ruhmbegierde im Leibe und möchte gern von Troß und Mann bewundert sein, welches nun nicht wohl angeht.

Johannes Müller (1789): Lavater hat Worte des Lebens und des Geistes. Zugleich, welch umfassendes Genie, und welch ein Leibnitzisches Generalisiren, und welches Darstellen aus Anschauung!

Fr. H. Jacobi (1788): Manches in seinen Schriften widersteht mir in einem hohen Grade. Vieles darin scheint mir hingegen den Mann von wahrhaftem Genie zu charakterisiren, und kann auch von dem abstractesten und tiefsinnigsten Philosophen trefflich genutzt werden. Alles zusammengenommen, ist mir Lavater eine wichtige höchst interessante Erscheinung, eine Schöpfung, wofür ich der Natur, die sie mir zur Betrachtung hinstellte, recht vielen Dank schuldig zu sein glaube.

Hamann (1788): Was für ein strebender Mensch und ausstechender Vater ist unser redlicher Kaspar! Was für ein Dornbusch von Vater bin ich gegen jene Ceder im Garten Gottes, der aber sich auch dem Mose in jenem offenbarte. Also können wir ohne Neid und Eifersucht die Gaben Anderer genießen, und Gott danken, daß Menschen von solchem Schlage unsre Freunde sind.

Claudius (über die „Physiognomischen Fragmente"): Das ist 'n Buch wie mir in meiner Praxis noch kein's vorgekommen ist. Was da für Gesichter darinn stehen! groß und klein! ehrenfest und ehrenloß! sauer und süß! schief und krumm u. s. w.! und so viele Schnabels, und Nasen und Münde, die gar an kein Gesicht sitzen, sondern so in freyer Luft schweben! Einige Gesichter sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner seyn u. s. w. So viel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: „allhier logiret in dubio ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unruhiger Geist! ein Poet! 'n Wildbieb! 'n Recensent! ein großer muthiger Mann! eine kleine freundliche Seele rc. rc. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundschaft lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder, und mögen einen nicht grade ansehen.

Aus den Schweizerliedern.

Wilhelm Tell.

Nein! vor dem aufgesteckten Hut,
Du Mörderangesicht!
Bückt sich kein Mann voll Heldenmuth,
Bückt Wilhelm Tell sich nicht.

Knirsch' immer, du Tyrannenzahn!
Wer frei ist, bleibet frei;
Und wenn er sonst nichts haben kann,
Hat er doch Muth und Treu.

Der Landvogt, voll von Rache, schnaubt;
Und ruft: „Tell, schieß dorthin,
Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt:
Sonst würg' ich dich und ihn."

Tell hört's und flehte den Tyrann;
„Hier bin ich, tödte mich!"
Umsonst, er sah den Knaben an,
Und weinte bitterlich;

Drückt an die Brust ihn, welch ein Schmerz!
Und lispelt ihm: „Steh' still,
Und weise, wie dein Vater, Herz!
Ich treff nicht dich. Steh still!"

Und führt ihn sanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewiesenen Raum
Zurück im bangen Lauf;

Nimmt eilends Pfeil und Bogen, spannt,
Blickt scharf (fest steht der Knab),
Er drückt mit kaum bewegter Hand,
Es knallt: der Apfel ab!

Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihm der Sohn; in Eil'
Bringt er dem Vater, welche Freud!
Am Apfel seinen Pfeil.

So schlug ihm nie sein Vaterherz,
So pries er niemals Gott.
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz
Und Ehre nie aus Spott.

Doch ach! kaum konnt er der Gefahr
So heldenhaft entgehn;
Der Vogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: „Für wen?“

Tell lächelt: „Das ist Schützenart.“
Doch Geßler merkte Scherz,
Rief laut: „Für wen?“ „Er war gespart,“
Rief Tell ihm, „für dein Herz!“

Der Vogt, von neuer Wuth entflammt,
Bindt schnell ihm Händ und Füß,
Und schäumt und stampfet, und verdammt
Den Tell zur Finsterniß;

Und wirft ihn höhnisch in den Kahn:
„Dem Schlosse Küßnacht zu!“
Sitzt zu ihm ein und lacht ihn an:
„Jetzt, Wilhelm, hast du Ruh?“

Gebunden bleibt der Held ein Held,
In Ketten Tell noch Tell;
Und Gott, dem Unschuld stets gefällt,
Sieht ihn und hilft ihm schnell.

Er winkt dem Sturm: der Sturm braust her;
Die Schiffer stehn erblaßt,
Und rufen: „Keine Rettung mehr,
Wenn Tell das Steur nicht faßt!“

Der blasse Tod war allzunah,
Gefahr und Angst zu groß;
Und todtbleich steht mein Landvogt da,
Und knirscht: „So laßt ihn los!“

Des Helden freigebundner Arm
Arbeitet fort zum Strand;
Tell springt und stößt, von Freiheit warm,
Das Schiff zurück vom Land.

Die Wellen rauschen fürchterlich
In des Tyrannen Ohr.
Tell sieht zu Gott auf, stärket sich,
Und läuft dem Vogte vor,

Der nach ihm kömmt, im Auge Zorn,
Verwirrung im Gehirn.
Stolz trabt er hinter einem Dorn;
Wuth runzelt seine Stirn.

Tell sieht ihn, still und ungesehn,
Den Bogen in der Hand,
Und hört des Vaterlandes Flehn,
Denkt seinen Sohn, und spannt,

Und zielt', und drückte tapfer los
Den Pfeil in Geßlers Brust;
Sah Mörderblut, das niederfloß,
Mit Patriotenlust;

Wie er erblaßt vom Pferde sank,
Dann hülflos lag und todt.
Tell kniet vor Gott hin, voll von Dank,
Und frei von aller Noth.

Die Freiheit seines Vaterlands
Steht auf mit diesem Fall;
Bald, bald verbreitet sich ihr Glanz
Und strahlet überall.

Der Schweizer.

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut,
In seinem Schooße friedlich ruht,
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falschheit haßt und arge List,
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwist,
Und was ihm Gott giebt, froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod Andrer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ.

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie Andern lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und Treu' hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth.

Wen Vieler Glück und Sicherheit
Mehr als sein eigen Glück erfreut,
Wen keine schöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtschaft als ein Laster scheut,
Der, der hat Schweizerredlichkeit!

Wer immer, wo er stehn soll, steht,
Sich niemals über Andre bläht,
Den geraden Weg in Allem geht,
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht,
Da erndtet, wo er selber säet,
Ist über Könige erhöht.

O Schweiz, du Heldenvaterland,
Sei niemals deiner Väter Schand',
Und halt' das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

Aus den „Physiognomischen Fragmenten".

Noch einmahl: nicht ein genauer Schattenriß von einem lebenden Menschengesichte ist physisch möglich, und man will — Ideale schaffen! Wie überflüssig offenbar wird durch dieß alles, daß alles Idealisieren im Grunde nichts anders ist, als Wieder=vergegenwärtigung gewisser Sensazionen von Schönheiten, die uns affizieren; Nachahmung dieser Schönheiten; Zusammenschmelzung derselben in Eine, uns wenigstens, homogen scheinende Form.

Also waren die Griechen schönere Menschen — bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!" — Ich möchte den schaalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte: Nicht dem, der die Einwendung schalkhaft und gewiß nicht im Ernste macht; sondern dem einfältigen geraden wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und — was?

Das Christenthum wirkt, wie sein Meister Christus! Es giebt keine Augen dem, der keine hat; sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. Es schafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es ist Geist und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach seiner Organisazion und Empfänglichkeit. Es verschönert alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die blinden Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisazion und Bildung, nach dem unerforsch=lichen freyen Willen ihres Schöpfers, weit schönere Gestalten gewesen seyn, als wir — obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten deren Entwicklung nur dem Christenthum vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Und dann, guter Gott, ist viel von unserm Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll . . zu preisen! Ja! wenn Schminke verschönert! Aus innwendigem Leben, innigst erregter sanfter, treffender Wirkungskraft — daher quillt Veredlung, Salbung der Menschengestalt . . Und wie viel anders war die in euch würdigen alten Heiden — die ihrem Lichte so viel redlicher folgten als wir, — Ja! hocherleuchtete Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, . . dem unsern! . .

Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht . . . Hefe der Zeit sind wir! ein abscheuliches Geschlecht im Ganzen . . kaum angehaucht mit der Tugendschminke! Religion, Wort, Christenthum, Spott . . . und daß wirs nicht fühlen, daß wir gesunken sind, uns nicht schämen unsrer so erniedrigten Gestalten und verzerrten fleischigen Bildungen — ist wohl der Versunkenheit größter Beweis . . .

Kurz und gut . . Die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmahl erreicht hatten. Kurz und gut . . . Der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. — Jeder Mahler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur, und den Meisterstücken, die er vor sich hat. Wie leicht läßt sich daher jedes Mahlers Styl und Manier erklären! Physiognomie seines Zeitalters und seiner selbst. Mag er idealisieren oder karikaturieren. Er ver=schönert und verschlechtert sein Zeitalter. Man könnte aus seinen Idealen und Karikaturen den Mittelschlag von dem Charakter seines Zeitalters und seiner selbst abziehen . . . Durch das, was ihn umgiebt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen.

Anregungen aus Lavaters prosaischen Schriften.

Wo Demuth und Liebe ist, da ist, bei den dunkelsten Religionsbegriffen, das Wesentliche der wahren Religion. Ein Demüthiger ist zum Anbeten, der Liebende zur Gemeinschaft mit der ewigen Liebe gebildet.

Der größte Menschenkenner kann dir nie etwas Besseres rathen, zur Kenntniß deiner selbst, als: Prüfe deine Kraft zu glauben, zu hoffen, zu lieben. Durch den Glauben genießt der Mensch das Vergangene, Unsichtbare, durch die Liebe das Gegenwärtige, durch die Hoffnung das Zukünftige. Wer Gott im Menschen nicht sieht, der sieht ihn weder in der Bibel, noch am Sternenhimmel.

Suche die selbständigen und ewigen Menschen. Was ich einen selbständigen und ewigen Menschen nenne? Den ruhig in sich existirenden und kräftig außer sich wirkenden Menschen; der Alles außer sich mit eigenem, richtigem, festem Blicke anschaut, ganz faßt, zergliedern kann, ohn' es zu zersplittern, überschauen kann, ohn' es in Nebel aufzulösen, der unleidenschaftlich und bescheiden, sicher und gelassen, unabsprechend, und doch zuverlässig urtheilt, nicht von der Woge des Vorurtheils fortgestoßen, vom Sturme des Zeitalters nicht erschüttert, vom Strome der Meinungen nicht fortgerissen, auf seinen Füßen und einem festen Postamente steht; der horchen kann mit der Demuth eines Unwissenden, belehren mit der Zuversicht eines Erfahrnen, fragen mit der Weisheit eines Kenners, antworten mit der Bestimmtheit eines geübten Prüfers, annehmen mit der Einfalt eines Kindes, geben mit dem Edelmuth eines Reichen; der Gefühl hat für alles Wahre, in welcher Gestalt es immer erscheinen, für alles Schöne, wie verhüllt es auch sein möge, für alles Gute, wie sehr es auch mißkannt werde, für alles Große, wie sehr es sich auch durch das Medium des tausendzüngigen Publicums carricaturire; für alles Originelle, wie sehr es auch im Negligé der Alltäglichkeit, mir nichts dir nichts, daherschlendre; der das Schiefe im Gewande der Pracht, das Falsche mit der Glorie der Wahrheit, das Boshafte in der Maske der Aufklärung, das Schalksknechtische in dem Mantel der Toleranz, das Fade im Colorite entlehnter Phraseologie, das Gemeinplätzige im Sententiösen, das Triviale in jeder Prätentionsmiene eben so schnell als richtig erkennt.

Ernst zu sein, nicht zu scheinen; wahres Wohlwollen, das ist, geistiges Versetzen unserer selbst an die Stelle der Andern — brüderlich inniges Mitgefühl seiner Bedürfnisse; stille Umhersicht auf den ganzen Vorrath unserer Kräfte; redliches Ausforschen unserer selbst, ob Etwas in uns sei, durch dessen Aufregung und Mittheilung Dem, der in den Kreis unserer Wirksamkeit tritt, wohlgethan, eine unangenehme Stunde weggelenkt, eine Angst erspart, eine Thräne getrocknet werden könnte; — dieser schöne, edle Sinn, mein Lieber! ist nie ohne gute Erfolge; wo er lebt und herrscht, bewegt sich der Segen des Herrn.

Die wenigsten Menschen verstehen die Kunst aller Künste — —
wollen zu können.

Hasse wie das Häßlichste den Sinn, der nichts Gutes an dem schlimmsten Menschen findet.

Setze dich täglich an die Stelle des Besuchten, wenn du besuchest . . . an die Stelle des Beschäftigten, wenn du müssig bist; an die Stelle des Leidenden, wenn du froh bist; an die Stelle und in den Gesichtspunct des Bleibenden, wenn du weggehest. — So nur wirst du duldsam und edel werden.

Es ist sonderbar: unter hundert Menschen giebt es wohl neunzig wahrhaft eigennützige, aber kaum Einen, dem es um echtes Eigenthum zu thun ist.

Der edelste Mensch sucht immer mehr zu sein, als zu scheinen, mehr zu geben, als erwarten zu machen.

Nichts ist seltener, als ein Mensch, der mit der Zeit wohl hauszuhalten weiß. Der leichtsinnigen Geldverschwender sind viele — doch ihrer sind wenige nur in Vergleichung mit der unzähligen Menge der viel leichtsinnigeren Zeitverschwender.

An den Fragen erkennt man den Menschen noch mehr, als an den Antworten; an dem Hören und Verstehen der Antwort noch mehr, als an dem Fragen.

— —— —

Gott lenke deine Gedanken zum Besten für dich und deine Nebenmenschen! Sei ein weiser Jüngling, damit du bald ein wackerer Mann werdest. Wirf keinen Tag, keine Stunde mehr weg. Du würdest doch weder Edelgesteine, noch goldne Uhren, noch Bilder deiner Eltern wegwerfen — das Alles aber wären Kleinigkeiten gegen die unwiederbringlichen Stunden. Lerne, Lieber, von deinem Vater den Werth der Zeit schätzen. Wer die Saatzeit versäumt, kann der eine reiche Ernte hoffen? Lieber, thue doch nichts ohne Ueberlegung, ohne bestimmten Zweck. Wer keinen Zweck hat, hat keine Weisheit. Sei weise, so bist du dir selbst weise.

———

Es gibt mehr Helden als Heilige, mehr Heilige als Humane, ganz und stets humane Menschen. Findest du einen ganz und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich Alles humanisirt, so bete ihn an; ich kenne nur Einen durch die Tradition.

———

Gottes Stellvertreter sind alle guten, mit Demuth und Einfalt handelnden Menschen; Gottes Augen sind alle liebevollen Herumblicker nach Hülfsbedürftigen oder Verlassenen.

———

Näher kann uns in der sichtbaren Welt und Dem, was wir Natur nennen, die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesichte eines edlen und großen Menschen. Ein Christ kann nicht ohne Wahrheit sagen: Wer mich sieht, der sieht den Vater. Durch Nichts kann Gott natürlicher Weise dem Menschen gewisser werden, als durch die Gegenwart eines guten Menschen.

———

Die Bibel ist mir geschriebene Natur, die Natur ungeschriebene Bibel.

— — —— —

Wenn du mich fragst: welches ist wohl die allgemeinste Erb- und Todsünde der menschlichen Natur? .. so werde ich sagen: die Trägheit. Wer diese aus eigenem freien Triebe bezwingen kann, wird alle andern bezwingen können .. Diese anerkannte und unerkannte Tyrannin der Menschheit ist die unerbittlichste Feindin alles Reinen, Wahren und ganz Guten!

Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Wer, wer gibt mir den Pinsel, wer Farben, dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! Dich! majestätischen Rheinfall!
Nein, du Schwung des Gesangs, der Harfe rauschender Vollklang,
Nein, du erfliegest sie nicht die Wuth des stürmenden Sturzes
Seiner Flutengebirge. Ha! wie er geschleudert daher schäumt!
Pfeile, vom Bogen gedrückt, ihr seid zu langsam! — Ihr kriecht nur
Hoch zu den Flammen der Sonn', ihr furchtbar wehenden Adler!
Bilder seid ihr mir nicht, nicht Schattenbilder der Schnelle
Von dem zerstäubenden Sturze des hochlebendigen Schneestroms,
Der an Felsen empor (er höhlt sie) über die Felsen
Braust, im Wellengewitter, ein immer donnernder Donner!
Schauernd staun' ich euch an, ihr rufenden Wogengewölke!
Ihr verschlingt mir den Odem; ihr raubt den Lippen die Stimme!
Unter dir zittert die Erde; der Fels bebt; prächtiger Aufruhr!
Wer, wer zäumt ihn, den Strom; wer stellt die Brust ihm entgegen?
Sonnen hielte der auf! Er hielt im Zaume Kometen,
Wann der Richter sie schnell zu Weltanzündungen fortrollt;
Lösche mit Winken die strömende Glut des flammenden Erdballs,
Der ihn zäumte, den Strom, der immer allmächtiger fortstürzt,
Höhen und Tiefen verschlingt, in weißaufsiedenden Nebel
Seine Herrlichkeit hüllt, und aus dem brausenden Aufschaum
Uebertäubend dem Schauenden ruft, wie Stimmen der Meere —
„Gott ist! herrlich ist Gott! ist Allmacht! fühle Dein Nichts hier!“



4. Friedrich Heinrich Jacobi.

Geb. den 25. Januar 1743 zu Düsseldorf; gest. den 10. März 1819 in München.

Motto: Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen, Tugend.

Vertieft in diese Gefühle gleicht der staunende Forscher jenem Beherrscher Assyriens, der nur wußte: Es lag ihm ein Traum in der Seele! Ein Traum, den er nicht auszubilden, viel weniger zu deuten im Stande war.

Urtheile über Jacobi.

Goethe (in einem Brief an Jacobi): Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe.

Derselbe gegen Eckermann: Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein.

Jean Paul: Man zeige mir den zweiten Schriftsteller, dessen Herz so trunken nach Liebe dürstet und von Liebe überquillt, indeß zu gleicher Zeit sein Geist so scharf einschneidet und so philosophisch die Welt abschält, und das eigene Herz dazu! so gab uns dieser Unvergeßliche Liebe und Wahrheit auf einmal und glich dem Magnete, welcher sowohl anzieht und trägt, als am Himmel orientirt und zeigt als Kompaß.

Derselbe (in der Clavis Fichtiana 1800): Aber den fünften Lorbeerkranz, den ich für meinen guten Nestling und Dauphin gepflückt und gewunden — die fünfte

und schönste Krone, so wie sonst der König von Polen fünf Kronen hatte, wovon die fünfte die der Königin war — diesen will ich ihm hier vor der Welt wirklich auf den Scheitel legen und über die Schläfe hereinziehen; ich will den Neugekrönten Dir widmen und dedizieren, geliebter Friedrich Heinrich Jacobi! Er sei Dir zugeeignet, wie mein Inneres schon so lange dem Deinigen. Unsere geschriebenen Briefe, weißt Du, sind nur die Nachfahrer unserer gedruckten; ja ich habe Dich früher oder länger geliebt, Heinrich, und weit gründlicher. Denn aus Deiner Hand empfing ich die von der Schönheit damaszierte Waffe, an der die gegen das Leben gezückten Zergliederungsmesser der Zeit zerspringen. Wenn der Dichter Ein Auge, wie Polyphem, mitten auf der Brust, und der Philosoph Eines, wie die Seeligen in Muhammeds Paradiese, oben auf dem Wirbel hat und ins Blaue sieht wie jener ins Tiefe: so hat der rechte Mensch zwei Augen zwischen der Stirn und der Brust und sieht überall hin. — — Und darum lieb' ich Dich immer so fort; aber warum hab' ich Dich denn noch nicht gesehen, mein Heinrich? —

Gelzer (1849): Was er von sich selbst sagt: „er sei nicht gesandt zu den Hungrigen, sondern zu den Satten, um diesen wo möglich die Naturbegebenheiten des Hungers zu erklären“ — deutet auf das Tiefste hin was in ihm war. Für die Sattheit der philosophischen Systematik (Spinozismus und Kriticismus) wie des ererbten theologischen Dogmatismus hat er — ein zweiter Johannes der Täufer — Buße gepredigt durch die Enthüllung ihrer Unfruchtbarkeit und Unbefriedigung für den tiefsten innersten Menschen. So wurde er Wächter und Hüter eines unantastbaren Heiligthums in den Entwicklungskämpfen deutscher Bildung, der erlesene Verkündiger einer Grundwahrheit, die aus all den geistigen Schlachten der letzten achtzig Jahre immer von neuem siegreich und unüberwindlich ihr Haupt erhebt. Er zeugte für die Selbstständigkeit, Innerlichkeit, Unentbehrlichkeit des religiösen Bewußtseins; für das Aufsuchen der Religion in der Menschenbrust, in den geheimnißvollen Tiefen unsers Gefühls und Gewissens.

Derselbe: Von einem großen Kirchenlehrer des Mittelalters wird uns das Wort überliefert: Wer Gott in der Welt erkenne, der stehe in der Vorhalle; wer Sein Ebenbild in sich sehe, stehe im Tempel; im Allerheiligsten aber nur der, welcher Ihn durch Erleuchtung erkenne. Der Schlüssel zu Jacobi's Stärke und Schwäche, zu dem Rechte und Unrechte seiner Gegner — liegt in diesem tiefsinnigen Ausspruche.

Anregungen aus Jacobi's Schriften.

Philosophiren ist ein Bemühen, aufwärts zu fahren den Strom des Daseins und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

Die wahre Aufmerksamkeit entsteht durch die Liebe.

Das Gewissen ist nichts Anderes, als der gewisse Geist in unserem Innern; — dieser gewisse Geist entscheidet in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Staatsverwaltung, mit einem Worte, überall, und nicht blos in der Moral.

Wir finden uns auf diese Erde gesetzt, und wie da unsere Handlungen werden, so wird auch unsere Erkenntniß; wie unsere moralische Beschaffenheit geräth, so geräth auch unsere Einsicht in alle Dinge, welche sich darauf beziehen. Wie die Triebe, so der Sinn; und wie der Sinn,

so die Triebe. Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig kann sich der Mensch vernünfteln: er muß da hinauf bewegt werden und sich bewegen, organisirt sein und sich organisiren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, sich gutwillig in dieselbe zu fügen, und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser!

Was ist es doch um den Menschen, wenn er sich ganz und überall den Gefangenen der Erde fühlt, ein Spiel, ich möchte sagen, ein Gespötte der Elemente; nur geliehen alles, was er hat und was er haben kann, was er ist und was er sein wird, eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Schatten unter Schatten — ein Traum von Träumen!

Wie ein Gesicht schön wird, dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt; daß er ihn wahrnimmt, den Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen. Das ist seine Vernunft, daß ihm das Dasein eines Gottes offenbarer und gewisser ist, als das eigene.

Sich selbst kennen, heißt darauf merken, daß wir nicht von uns selbst sind, und die Wahrheit nicht in und an uns selbst haben, sondern daß wir sie wo anders her empfangen müssen, daß wir sie zu Lehen tragen.

Freiheit ist der Tugend Wurzel; und Freiheit ist der Tugend Frucht.

Ich bin jung gewesen und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner anderen zu vergleichen ist.

Vor Grundsätzen, die aus Gesinnungen erwachsen, habe ich alle Ehrfurcht, aber auf Gesinnungen aus Grundsätzen läßt sich kaum ein Kartenhaus bauen.

Was ist es, das wir an einem Bayard, Montrose, Ruyter, Douglas, an den Freunden Timons, die sich bei Tanagra opferten, bewundern? Das bewundern wir an ihnen, daß sie nicht an ihrem Leibe hingen, sondern allein das Leben ihrer Seele lebten. Sie waren nicht das, was der Zufall aus ihnen machen wollte, sondern was sie selbst zu sein beschlossen hatten. Derjenige, vor dem das Gesetz, dem er folgen will, nicht wie ein Gott dasteht, der hat nur einen todten Buchstaben, der unmöglich ihn beseelen kann.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist hierüber nur eine Stimme gewesen. Nicht den feurigen Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern den starken Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken wußte, hat man über Alles bewundert.

Keine Anhänglichkeit von Untergebenen an ihre Obern, wo keine Strenge ist. Der Untergebene, der nicht gewöhnt wird, immer seine Pflicht zu thun, wird sie oft unterlassen, wird sie in jedem Falle, wo er sie ausübt, mit Mühe ausüben. Der zu milde Obere wird also beständig unzufrieden, der Untergebene beständig mit einem bösen Gewissen geplagt sein, und sein zu weicher Oberer wird ihm härter als der härteste vorkommen. Ganz im Gegentheil wird der an Fleiß und Ordnung und ununterbrochene Pflichterfüllung gewöhnte Diener sowohl mit sich selbst, als mit seinem Herrn zufrieden sein und sich fest an diesen anschließen.

Aus dem natürlichen Verlangen nach Rache, diesem unmittelbaren Triebe, den auch die Thiere empfinden, ist alle vernünftige Rechtspflege hervorgegangen. Die Gerichtshöfe stellen die Rachsucht vor, gereinigt von Haß und verwahrt vor Mitleiden.

Der Mensch soll mit seinem eigenen Kopfe denken, mit seinem eigenen Herzen wünschen, mit seiner eigenen Seele handeln. Dann aber, was kann ihm förderlicher sein als: den ganzen Inhalt seiner Natur so klar, so vollständig, so unverstellt als möglich vor Augen zu haben. Lehrreiche Fabeln mögen gut sein; aber reine Geschichte, wenn sich dieselbe gleich nicht der Moral wegen zugetragen hat, behauptet dennoch ihren höheren Werth.

Derjenige ist in meinen Augen allein der gefährliche Schriftsteller, der seinen Leser um den wahren Werth der Dinge betrügt: der philosophische oder moralische Falschmünzer. Ganz dicht an ihm steht der moralische Alchemist, der mich vielleicht im ganzen Ernste reich machen will, aber nichts destoweniger, wenn ihm mein Enthusiasmus aushält, mein ganzes Vermögen in Rauch verwandeln wird. Für unverwerflich aber halte ich Denjenigen, der ein jedes Ding in seiner eigenen wahren Gestalt, jede menschliche Kraft in ihrem wahren wirklichen Maße zu zeigen bemüht ist: den treuen Naturforscher.

Wahrhaft über sich selbst erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. Dieses Herz soll Transcendental-Philosophie mir nicht aus der Brust reißen, und einen Trieb allein der Ichheit an die Stelle setzen. Ich lasse mich nicht befreien von der Abhängigkeit der Liebe, um allein durch Hochmuth selig zu werden.

„Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster."

So lautet die Weissagung des Abgeschiedenen [Lichtenbergs]. Aus den Gräbern hervor ertönte in unser aller Ohren diese Stimme.

Seher! Sahest du nur dieses? Sahest du nicht auch das Nächste? — Sahest du nicht, oder wolltest du nur nicht auch verkündigen zugleich den Fortgang, die Vollendung?

Also lautet die Folge der Weissagung:

„Und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden. Und es wird fortgehen, mit Eile nun, die höchste Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch Einmal sich wenden das Urtheil der Weisen; wird zum letzten Male sich verwandeln das Erkenntniß. Dann — und dies wird das Ende sein — dann werden wir: Nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden sein wie Gott. Wir werden wissen. — Sein und Wesen überall ist und kann nur sein — Gespenst.

Zu dieser Zeit wird des Ernstes saurer Schweiß von jeder Stirne abgetrocknet werden — weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht: es wird lauter Lachen sein unter den Menschen. Denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an sich vollendet; die Menschheit ist am Ziele; Einerlei Krone schmücket jedes Mitverklärten Haupt."

Und es fehle nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns Alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen.

Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, daß sich mir die Geschichte der Philosophie je länger, desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?



5. Friedrich Maximilian Klinger.

Geb. den 15. Febr. 1752 zu Frankfurt a. M.; gest. den 25. Febr. 1831 in Petersburg.

Motto: Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften entwickelt und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst.

Bleib immer gelassen und männlich: wir werden Meister unseres Schicksals, so lange wir's von uns sind.

Ingenio magnus, pietate major, vir priscus.
(Inschrift seines Grabsteins.)

Goethe an Klinger.

Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n,
War es doch zu edlem Streben,
D'rum auf frohes Wiederseh'n.

Hettner über Klinger.

Der unvergängliche Ruhm Klingers ist, daß er mitten im glänzendsten Hoftreiben, rings umgeben von der nichtswürdigsten Eigensucht, zwar die unreife Phantasterei, nicht aber den unverbrüchlichen Idealismus des Herzens aufgab. Auf dem schlüpfrigen

Boden, auf welchem oft sogar Tüchtige straucheln und fallen, steigerte sich sein angeborener gesunder Sinn, sein entschiedener Charakter, sein ernstes Wesen und jener Zug stolzer Unabhängigkeit, welchen Goethe schon am Jünglinge rühmte, zu einem Heroismus sittlicher Kraft, wie er in jener Zeit politischer Erschlaffung bei keinem anderen deutschen Manne in gleicher Unerschütterlichkeit zu finden war.

Anregungen aus Klingers Schriften.

Von großer Bedeutung ist mir der sehnende Blick, der nach Freiheit, Licht und Erkenntniß strebende Geist, und das Herz, voll hoher Ahnung und süßer Hoffnung.

Man könnte zu dem biblischen Spruche: die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott! hinzusetzen: Laßt es die Thoren in ihrem Herzen sagen, wenn nur die klugen Leute nicht oft so handelten, als gäbe es keinen.

Der Mann, der zum ersten Mal das Wort Tugend klar dachte und warm aussprach, hat dem Menschen das Diplom des Adels ausgestellt und das rechte Wort dazu gefunden.

Gold, Macht, eine gute Tafel, weiche Betten proben den Mann, und greifen die besten Nerven an. Jovialität, die seltene Gabe, selbstgewählte Armuth, setzen uns über alle Menschen, machen uns die Welt zum Possenspiel.

Der Mensch kann ja werden, was er will, wenn er sich nicht fürchtet vor der traurigen Erfahrung. Es hält schwer, sein Herz durchzubringen, und Liebe beizubehalten. Und ich weiß nicht, ich möchte noch immer die ganze Welt mit Liebe umfassen, ihr einhauchen Liebe, Dulden, Theilnehmung an einander und Treue, wechselseitige Hülfe in dem vielen Elende, das uns bedrückt. Man kann sich Vieles unter einander so leicht machen.

Wir können sterben. Dieß kann auch der Sklave; aber leiden, das Herz zerrissen fühlen, und, um das Vaterland zu retten, doch leben, dieß kann nur der freie edle Mann.

Wahrhaft große Männer sind immer einfach — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke; es fließt aus richtiger Schätzung ihrer selbst und dem Anerkennen des Werthes Anderer.

Wer mag der edlen Ruhmbegierde der glühenden Jugend Einhalt thun? Da Einhalt thun, wäre schreckliche Beleidigung, wo gerechte, auf uns geerbte Ansprüche ihr das Wort reden?

Zum Leben gehört Kraft und Muth, man mag auf dem Thron sitzen, in der Hütte wohnen, oder an dem Eckstein sein Brot erbetteln. Um etwas zu taugen, um gerechnet zu werden, muß man sich und Andere vertheidigen können.

Den großen unsterblichen Genuß der Geizigen kennen wir nicht, weil sie die einzigen Glücklichen sind, die ihre Wonne im Stillen genießen, und mit Worten über den Gegenstand ihres Glückes eben so geizig als mit dem Stoff dazu sind. Sie fühlen alle Seligkeit des Schaffens, Werdens, Vermehrens und Erhaltens, und malten sie uns ihre Genüsse, wie sie dieselben empfinden, sie könnten vielleicht Leute bekehren, von denen sie für die unglücklichsten Thoren gehalten werden. Sie beweisen wenigstens, daß den Menschen nur das Glück recht glücklich macht, das er sich selber schafft.

Sei gerecht, sei wahr, bleibe deiner würdig; dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können.

Nichts ist nachtheiliger im Leben als jenes: „er läßt sich Alles gefallen, ist zu Allem zu gebrauchen!“ Das Leben verlangt Selbstständigkeit, und verleugnet den, der sich selbst zu sehr verleugnet. Das Ich ist die Centralkraft des Wirkens; die Natur hat gar viel darauf gebaut!

Eine zweite Maxime ist: immer herumzutasten, immer anzuklopfen. Nur die Stillsitzenden, die Schmoller gehen leer von der Tafel des Lebens weg.

Eine dritte Maxime: jede Aeußerung der Selbstgefälligkeit zu unterdrücken. Andere nehmen nur Antheil an uns, wenn wir um ihretwillen zu leben scheinen.

In der Jugend ruft man sich zu Zeiten zu: „o daß du doch vernünftiger wärest!“ In reiferen Jahren möchte man sich wohl manchmal zurufen: „o daß du noch glauben könntest.“

Wir müssen an den hohen Zweck unserer Bestimmung glauben, damit wir ihrer werth seien.

Weg mit dem schlechten Menschen, der im Alter blos darum keinen Baum mehr pflanzen will, weil die Frucht davon ihm nicht mehr reift! Das Wirken des Edlen ist an keine Zeit gebunden, und seine Thaten fließen durch die Ewigkeit.

Wenn ich einen Mann von Geist und Gefühl, der sonst in einer leidlichen Lage ist, über die Wirklichkeit murren und düster aufwärts blicken sehe, möcht' ich ihm immer zurufen: Hat Er nicht für dich gesorgt, da er Geister, wie Plato, Epikur, Bacon, Hobbes, Voltaire, Rousseau, Büffon, Bailly, Kant, Homer, Shakspeare, Milton und Klopstock erschuf, die deinem Geist und Herzen ein Gastmahl auf immer aufgetischt hinterlassen haben, an dem sich Götter selbst ergötzen können?

Wer Musik und Gesang anhört, dessen Geist richtet sich, so zu sagen, auf und hebt sich in sanftem Fluge über die Erde empor. Was soll man von einem Geschöpfe sagen, das sich aus Holz und Gedärmen der Thiere eine Geisterleiter von Tönen bilden konnte, die es bis dahin leitet, wo es die Quelle aller Harmonien denkt, träumt und ahnt? Vielleicht ist gar die Musik die Hauptquelle aller der Gefühle und hohen Ahnungen, welche späterhin die Philosophen zu hohen Begriffen zu machen strebten.

Wer interessant schreiben will, vermag es nur über einen Gegenstand, der das Herz und den Verstand in enge, freundliche Verbindung setzen kann.

Wie viel ist wohl auf den Einfluß des moralischen Gesetzes auf ein Geschöpf zu rechnen, das nicht stark genug ist, die diätetischen Vorschriften zu seinem Wohlsein zu beachten, obgleich die Strafe der Uebertretung dieser durch die schlimmen, schnell wirkenden Folgen meistens sogleich eintritt?

Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höheren Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule austrockne.

Der Genius denkt schnell jedes Ding an seine rechte Stelle.



6. Johann Jacob Wilhelm Heinse.

Geb. den 15. Febr. 1746 zu Langewiesen (bei Ilmenau in Thüringen); gest. den 22. Juni 1803 in Aschaffenburg.

Motto: Ich bin zu allem andern, außer Natur und Kunst, verdorben. Meine Tage fliehen dahin im verzehrenden Feuer: die goldenen Stunden des Lebens, wo ich zu schaffen, und zu genießen, und zu schaffen vermöchte. Das kann ich nicht nach Herzenslust, ohne dem Schönsten, ohne der beßten Natur und Kunst am Busen zu liegen und gelegen zu haben, Mark und Bein voll Seeligkeit und ewiger Wonne.

Mein ganzes Leben gleicht einem der Ströme, die sich von den höchsten der Alpen herabstürzen müssen, ehe sie Ruhe finden und sanften Lauf haben.

Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber seine Phantasie ist ein Teufel.
(Heinse.)

Eine doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit.
(Maler Müller.)

Aus Heinse's Briefen an Gleim und F. H. Jacobi.

Wenn ich das tiefe C auf dem Flügel anschlage, so klingt blos die zwote Quint, (Duodecime) und die dritte Terz nach, und es entspringt für sich der schöne, schwache, einfache Dreyklang, der Keim der Harmonie, wenn ich so reden darf. Wenn ich hingegen den Urton der reinen herrlichen Erfurter großen Glocke, in gehöriger Ferne, (zumal in der feyerlichen Christnacht) höre, so klingen alle Quinten und Terzen und Oktaven bis in die höchste feinste Terz nach, und dies ist derselbe schöne Dreyklang, allein in seiner höchsten Stärke; und der Stamm der Harmonie breitet seine schattigen

Zweige aus, wie die große Eiche der Edda, und berührt mit dem Wipfel die Sterne — (und die Engel schweben dazwischen hernieder, und singen ihr gloria in excelsis.)

In dieser Eiche der Edda des Dreyklangs liegt das ganze Geheimniß der Natur. Jedes Tönchen von den unendlichen die aus dem Erze quellen, hat wieder seinen Dreyklang in sich. Wenn man der Glocke in die Nähe tritt, so ist es ein Rheinsturz bey Schaffhausen von Sumsen und Brummen, und das Gehör wird, wie von einem Hagelgewitter, zerschmettert. Eben so gehts einem im Getümmel der Welt. Alles aber ist Harmonie, großer, durchdringender Zug von Harmonie, Werden, Seyn, und Vergehen und Wiederwerden, ewig gebährende und ewig vergehende Harmonie; entzückender Dreyklang, der sich durch alle Welten verbreitet, und das Unermeßliche füllt.

Auf eben die Weise, nur umgekehrt, läßt sich das Uebel in der Welt erklären. Gott ist das All der Harmonie, woraus alles entspringt; wie der schöne starke Dreyklang aus dem Grundton. Wenn man hingegen in eben der Proportion wieder zurück geht vom äußersten, von der höchsten Terz, oder von der tiefsten, die noch klingt, so wird der leidende Dreyklang, den die Tonkünstler den weichen nennen, hervorgebracht; die Wehmuth, das Bange des Geschöpfes, die endliche Leere, der Sturz in die finstern Abgründe des Nichts bey jeder seiner Freuden, wo es sich von seinem Grundton, Urquelle, Schöpfer, Gott, entfernt. (Aug. 1776.)

Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn sein Schicksal geworfen, und er die Jugend verlebt; suche dessen Herzen zu erschüttern, und mit Wollust und Entzücken zu schwellen; suche dessen Lust und Wohl zu unterhalten, zu verstärken, und zu veredeln, und helf ihm weinen, wenn es weint. Was geht uns Vorwelt und Nachwelt an? Jene ist vergangen, und diese Buben mögen sich zuvor an unsern Platz setzen, wenn sie uns richten wollen! (Aug. 1776.)

In Wahrheit, beßter Freund, ich glaube, daß kein Mensch an einem Werke der Kunst, es sey auch noch so vollkommen, etwas empfinden könne, wovon er nicht schon etwas gleiches in der Natur oder für sich empfunden habe.

Noch mehr; ich glaube, daß kein Mensch ein Werk der Kunst so wahr empfinden könne, als der, welcher es gemacht hat.

Und noch mehr; daß es alle Menschen anders empfinden, und daß der Genuß davon immer im Verhältniß mit ihrem Leben stehe. Die Phantasie kann nicht eher ins Herz regnen, als bis der Verstand aus Herz und Sinn Wolken gezogen hat.

Aber das Abconterfeyen, das Gehudle der Schüler an den Werken der Meister ist aus dieser Ursach nichts nutze. Selbst Meistern wird es schwer, den Gang und die Erfahrungen, oder das Leben eines andern ausfindig zu machen, unter den unendlichen Proteusgestalten der Dichtung. Wir haben zwar alle nur einerley Magnetnadel durchs Leben, aber nichts desto weniger folgt jeder gute Kopf seiner eignen; denn die Wege darin sind unendlich verschieden. Der läuft auf den Häringsfang aus, und jener segelt ins Morgenland, und ein dritter tauscht seine eiserne Nägel mit den Mädchen zu Otaheite. (April 1777.)

Alle Schönheit entspringt aus Art und Charakter, so wie jeder Baum aus seinem Keim wächst. Die Natur bringt nichts geflicktes hervor, und demnach darf es auch die Kunst nicht. (April 1777.)

(Aus den Worten des Berggeistes:) „Ich bin der Anfang und das Ende. Erkenn' in mir die Natur in unverhüllter Gestalt, zu hehr und mächtig und heilig, um von Euch Kleinen zu Euren Bedürfnissen eingerichtet und verkünstelt und verstellt zu werden. Jedes Element ist ewig wie die Welt, und kann weder erschaffen noch vernichtet werden; und alles andre wird und ist und vergeht: aber die Arten der Elemente und die verschiedenen Formen, wozu sie anwachsen, sind unzählbar. Nun geh hin, Dir ist das Evangelium gepredigt." (1. Sept. 1780.)

Keine Kunst trifft doch so unmittelbar die Seele, wie die Musik; und es ist, als ob der Ton mit ihr von gleichem Wesen wäre, so augenblicklich und so ganz vereinigt er sich mit ihr. Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst sind todt gegen eine süße Stimme, oder überhaupt schon gegen reinen Klang. Diese ist das Sinnlichste, was der Mensch vom Leben fassen kann. (22. Nov. 1780.)

Noth ist der Uhrschlüssel, womit die Springfedern des Herzens von neuem wieder aufgezogen werden, und Sturm und Wetter auf der See des Lebens unendlich entzückender, als aller Sonnenschein, wenn es vorbei ist. (8. Dec. 1780.)

Die Schweizerluft und die Schweizermärsche, und die Provensalertrauben und Feigen, und die Bewegung zur See, und das Liegen auf dem Verdeck, die kalten Nächte unter freiem Himmel, haben meine Nerven ganz mit Gesundheit ausgestählt.

(26. Jan. 1781.)

Die alten Helden und Schönen und Künstler und Weisen sind gestorben, aber die Natur lebt noch. (26. Jan. 1781.)

Wie zum Gott gemacht, im Genuß seliger Unendlichkeit, hat mich auf dieser Fahrt das Himmelbett voll lebendiger Sterne über meinem Haupte, wenn ich des Nachts auf dem harten Verdecke, so in kalter freier Luft, in meinem bloßen Röckchen dahingewiegt wurde und zuweilen nach einem kurzen Schlummer das süße Gewimmel von Licht anders wohin geschwebt sah. O ihr glückseligen Araber, ihr seid doch die wahren Kinder der Natur; was sind wir dagegen in unsern Steinhaufen mit Ziegeldächern! (26. Jan. 1781.)

Stolz kann ich sehr wohl leiden, und jeder, der seine Kräfte recht lebendig fühlt, muß stolz sein, und ist es zugleich mit der That: Das ist in der Natur; so ist es der Löwe, so war es Alexander und Plato und Phidias, und so darf es Gluck sein; die königliche Eiche kann sich nicht wie eine babylonische Weide geberden. Aber nichts ist unerträglicher als Nationaleitelkeit, eben weil eine Nation in corpore einen gar zu großen ekelhaften Narren macht. (26. Jan. 1781.)

Die Natur allein löscht den Durst und erquickt das Leben mit Wirklichkeiten.

(7. März 1781.)

Gesang ist das süßeste Leben der Schönheit. (4. Mai 1782.)

Die Seele der Kunst ist Schönheit und weder Lehre noch Warnung. (1782.)

Die Erde mit uns und allem, was Odem hat, und Gras und Kraut und Bäumen; in ihrem Ocean und dessen Seen ist eine unsterbliche Schlange, die von Zeit zu Zeit die Haut ablegt. (1782.)

Ach, das Schöne verschwindet eher als alles andere! Alle Vollkommenheit und Glückseligkeit hier unten dauert wenig Momente; nur die Sterne dort oben gehn auf und unter in ewig reiner Klarheit. (27. Aug. 1782.)

Ich halte das Reisen zu Fuß oder, wenn man schwach und steif ist, zu Pferde für die einzige wahre Art zu Land zu reisen: im Wagen bleibt's ein abenteuerlich Stubensitzen und eine folternde Modekerkerei, wobei man von den abwechselnden Schönheiten der Natur gar keinen Genuß hat, höchstens alles nur im Schwindel, lediglich von Einer Seite, mit Klappen an den Augen wie die scheuen Mähren behängt, ansieht. (3. Mai 1783.)

(Ueber den Rheinfall bei Schaffhausen): Es ist, als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen im wüthenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns, schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kanns der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab, und giebt den ungeheuern Wassermassen die Eile des Blitzes. Es ist die allerhöchste Stärke, der wüthendste Sturm des größten Lebens, das menschliche Sinne fassen können. Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor da, und kann nur bis ins Innerste gerührt den Aufruhr betrachten. Selbst der schlaffste muß des Wassergebürggetümmels nicht satt werden können. Der kälteste Philosoph muß sagen, es ist eine von den ungeheuersten Wirkungen der anziehenden Kraft, die in die Sinne fallen. Und wenn man es das hundertste Mal sieht, so ergreifts einen wieder von neuem, als ob man es noch nicht gesehen hätte. Es ist ein Riesensturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein so kleines, festes, mechanisches, zerbrechliches Ding ist, und nicht mit hinein kann. Der Perlenstaub, der überall wie von einem großen wüthenden Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbelwind herumgejagt wird, und allen den großen Massen einen Schatten ertheilt, oder sie gewitterwolkicht macht, bildet ein so fürchterliches Ganzes mit dem Flug und Schuß und Drang, und An- und Abprallen, und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brausen und dem majestätischen erdbebenartigen Krachen dazwischen, daß alle Tiziane, Rubens und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen! heilig! heilig! heilig! brüllt es in Mark und Gebein.

Es ist der Rheinstrom; und man steht davor wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, daß dieser Sinn ihr nicht nach kann, und die Empfindung immer neu bleibt, und ewig schauervoll und entzückend. (15. August 1780.)



7. Matthias Claudius.

Geb. den 15. Aug. 1740 zu Reinfeld (in Holstein); gest. den 21. Januar 1815 in Hamburg.

Motto: 's soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen, und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmal kalt über 'n Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie 'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Muth zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen, und mich auf bess're Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen.

Ich hab' da 'n Büchel geschrieben, und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff' ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Einfassung und kleines Spielewerk: machen Sie 'mit was Sie wollen.

Urtheile über Claudius.

Herder: Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche echte Natur sprach. Seine fliegenden Blätter sind ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die selten so gerührt werden.

Niebuhr: Claudius war einer der Allerersten, dem Werthe nach, unter jener Classe der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen voranging.

Perthes: Eine so glückliche Natur, die im heiligsten tiefsten Ernst scherzen kann, daß wir mitlächeln müssen und doch den Ernst nicht verlieren, die in der heitersten Laune plötzlich aus tiefster Seele einen Ernst offenbaren kann, der uns durch Mark und Bein geht — eine Natur wie Claudius sie hatte: zeichne ihn wer da kann. Die wird nicht gemacht, die bildet Niemand in sich hinein, die bildet auch Niemand aus sich heraus, wenn sie nicht vorher hineingelegt.

Gelzer: Aus seinen Schriften schaut uns wie aus reinem Kindesauge ein klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von Gottesfrieden und lauterem Wahrheitssinn an. Wie ein Christbaum steht er in unserer Literatur da, dessen tausend Lichter seit vielen Jahren überallhin scheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist.

W. Herbst: Er war ein Bote der alten frohen Botschaft, und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das deutsche Gewissen.

Gerok: Es ist nicht zu leugnen, wir haben seither deutsche Volksschriftsteller von weit mehr dichterischer Gestaltungskraft, von weit launigerem Humor, von weit mehr echt volksthümlicher Schreibart bekommen, — es seien beispielsweise nur Hebel, Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach genannt. Es ist auch keineswegs zu bestreiten: vieles von dem, was der ehrliche Wandsbecker Bote vor hundert Jahren ins Deutsche Reich hinaus getragen hat, ist jetzt veraltet, und ein kleines Zöpfchen hängt für unseren modernen Blick auch seinen besten Sachen an; etwas Hausbackenes wird der nach Pikantem lüsterne Geschmack der heutigen Lesewelt in allem finden, was der Asmus omnia sua secum portans uns auftischt. Aber ebenso gewiß ist, daß er auf seinem Bodengange eine gute Portion kräftigen Erdgeruchs, lieblichen Heudufts, gesunder Feld- und Waldluft, je nach der Jahreszeit auch gemütlicher Ofenwärme samt dem Ruch gebratener Aepfel — und zu dem allen einen Hauch jener Himmelslüfte mitbringt, die von den Sternen niederwehen. Mit anderen Worten: Claudius ist und bleibt trotz allem und allem eine ehrwürdige und liebenswürdige Persönlichkeit, ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn, ein Volksfreund und Volksschriftsteller von eigenartigem Gepräge, ein Prediger des Christenthums von ebenso milder als gesunder Frömmigkeit; eine Erscheinung, die nicht nur für ihre Zeit ihre Bedeutung hatte, sondern sie behält, solang es ein deutsches Volk und eine deutsche Literatur giebt.

Fr. L. Stolberg über Claudius.

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu sein,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold.

Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand.

Das heiß ich rechte Augenweide,
'S Herz weidet sich zugleich.
Der alles segnet, segn' euch beyde!
Euch liebes Schlafgesindel, euch!

Hinz und Kunz.

H. Bist auch für die Philosophey?
K. Was ist sie denn? so sag's dabey.
H. Sie ist die Lehr, daß Hinz nicht Kunz, und Kunz nicht Hinze sey.
K. Bin nicht für die Philosophey.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil uns're Augen sie nicht seh'n.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Geschichte von Goliath und David.

War einst ein Riese Goliath
Gar ein gefährlich' Mann!
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker d'ran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und Alles so nach advenant.

An seinen Schnurbart sah man nur
Mit Gräsen und mit Graus,
Und dabei sah er von Natur
Pur wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab Jedem einen Rippenstoß,
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her,
Und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei Vater oder Sohn,
Er komme her der Lumpenhund,
Ich box' 'n nieder auf den Grund.“

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling, zart und fein;
Er hatte nichts als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein;
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her.“

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war;
Und David haut' in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

* * *

Trau' nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker d'ran!
Ein großes Maul es auch nicht thut;
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man Franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im Deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft Ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister.
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

An meinen Sohn Johannes (1799).

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise vom Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen, als du.

Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts ist wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle anderen Dinge hier, mit und neben ihm,

sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. —

Laß dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird: da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es giebt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf den Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was Einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion; denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht Andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde Niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie Alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

Mache Niemand graue Haare, doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gesticulation, und geberde dich schlecht und recht.

Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem Andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Das Genie also ist — ist — weiß nicht — ist 'n Wallfisch! So recht, das Genie ist 'n Wallfisch, das eine Idee drei Tage und drei Nächte in seinem Bauch halten kann und sie denn lebendig an's Land speit; ist 'n Wallfisch, der bald durch die Tiefe in stiller Größe daher fährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreimastern spielt, auch wohl mit Ungestüm aus dem Meere plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht. Das

Nicht-Genie aber ist 'n Wallfischgerippe, ohne Fett und Bein, das auf'm Wasser vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären (Journalisten und Zeitungsschreiber), die über die Eisschollen herkommen und d'ran nagen.

Wenn einer 'n Buch geschrieben hat, und man liest in dem Buch und 's wirkt so sonderbar als ob man in Doctor Faust's Mantel davon sollte, daß man aufsteht und sich reisefertig macht, und, wenn man wieder zu sich selbst kommt, dankbar zum Buche zurückkehrt, dann, sollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geschrieben.

Das „Vater Unser“ ist Ein für allemal das beste Gebet, denn du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeinet hat; wir krüppeln es nur von ferne, Einer noch immer armseliger als der Andere. Das schad't aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste thun, und der weiß, wie's sein soll. Weil du's verlangst, will ich dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater Unser“ mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines Bessern belehren lassen.

Sieh', wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war, und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem gold'nen Stuhl, und hat seine rechte Hand über's Meer und bis an's Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fang' ich an:

Vater Unser, der du bist im Himmel.

Wir fürchten Alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen ꝛc., wollen ihn fürchten und thun uns wohl auch bei der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibt's beim Alten. Solch eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild, daß honnete Leute im Wagen sind, giebt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschenthür auf und zu ꝛc. und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp, wohin sie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt.

Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei; aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache; und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergehet und über Euch wacht, so

lange Ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß wenn er von Euch weichet, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was Ihr werth seid! Und was Ihr dem Manne sein könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich Euch ansehe und an Euch denke.

Nun, Ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch Euer Beruf sei. Gehet in Friede, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniss' und Räthsel drin, und 's Herz wird einem darnach so recht frisch und muthig. Am liebsten aber les' ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zückende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermüthiges und Hohes nnd Ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 's ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir 's Licht hält, und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein sehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

'N fröhlichs Neujahr, 'n fröhlichs Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhlichs Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lässet! und für die armen Mohrensklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! ich kann's sonst wohl leiden, daß einer 'n bißchen patriotisch ist, und andern Nationen nicht hofiert. Bös muß man freilich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so 'n bißchen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetodt, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich 'mal habe sagen hören u. s. w.

Es gibt zwei Wege, die Bilanz in seinem Kredit und Debet zu erhalten; einer, wenn die Einnahme vermehrt, und der andre, wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere ist wohlthätig, und kann den kleinen und großen Kameralisten nicht genug angepriesen werden. So gibt es auch zwei Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten, der eine: wenn man alles hat, was man wünscht! und der andere: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich, und dieser probat, und in eines jeden Hand.



8. Gottfried August Bürger.

Geb. den 31. Dec. 1747 zu Molmerswende (im Halberstädtischen); gest. den 8. Juni 1794 in Göttingen.

Motto: Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt? Ich rang mit ihm,
Wie Herkuls Kraft mit Anteus' Zauber rang.
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft?

Zwar ich hätt' in Jünglingstagen
Mit beglückter·Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft;
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatte Trieb und Kraft zerstört;
Meiner Palmen Keime starben,
Eines bess'ren Lenzes werth.

Der [Ton], den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen oder ich bin in meinem Element. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen.

A. W. Schlegel: An Bürgers Schatten.

Mein erster Meister in der Kunst der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen
Noch meinen Namen schüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort sprach, väterlich und bieder!

Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder,
Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen;
Doch Müh', verworr'ne Leidenschaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.

Zürnst du, daß ich zu männlich strenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geists Gepräge mich entschlossen?

In dumpfen Tagen schien der Quell der Dichtung
Dir schon versiegt; er hat sich neu ergossen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

Hettner über Bürger.

Unter dem Druck schwerer sittlicher Lebensirrungen ist Bürger immer in sich unfertig geblieben. Oft ist er noch zopfig und geschmacklos, oft sogar platt und gemein. Aber eine ächte und ursprüngliche Dichternatur ist er. Das Ziel, das die deutsche Lyrik in Goethe und Uhland und in den besten Schöpfungen Heine's erreichte, ahnte und erstrebte auch er bereits, ja kam ihm zuweilen sehr nahe.

An Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Fritz, Fritz! Bei den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh, Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen schreitest du
Zu Trutz mit Wehr und Waffen in mein Feld
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.
Ha! Schauerte nun auch die Menschlichkeit,
Wie Hektorn vor dem Ajax und Achill,
Vor dir mich an, hüb' ich ihn doch empor.
Bei Gott! Bei Gott! Du Trotziger, ich muß! —
So gelt' es dann! Sieg' gelt es, oder Tod! —
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt, zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus' goldnes Schwert ein Halmenspiel;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wol zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn? —
Es gelte, Fritz! Sieg gelt' es, oder Tod!
Du! Huldigt dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt? Ich rang mit ihm,
Wie Herkul's Kraft mit Anteus' Zauber rang.
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft? —
Ich komm', ich komme dir! Denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rath
Der Himmelsherrscher dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand
Als deiner sterben, edler, starker Held!
Auf, rüste dich! Sieg gilt es oder Tod!

Adeline.

Wandelt sie beim hohen Festchorale
Durch den Tempel zu des Herren Mahle,
Huldigung und Himmelswunsch im Blick,
Ach! so wähn' ich! Gottes Braut zu schauen;
Mir entsinket alle mein Vertrauen,
Und die Liebe bebt vor ihr zurück.

Aber seh' ich, wie im Alltagskreise,
Frei und fröhlich, doch nach Sitt' und Weise,
Sie so mädchenhaft sich haben kann;
Wie sie Scherz und Ernst so lieblich kleidet,
Wie um ihre Huld sich Alles neidet,
Dann wagt Liebe wieder sich heran.

Ehrfurcht neigt sich ihr im Engelglanze,
Lieb' umschmeichelt sie im Mädchenkranze
Sanfter Myrten, ohne Himmelsschein.
Dünkte sie doch stets so himmlisch Allen,
Aber, meiner Liebe zu Gefallen,
Hold und magdlich meinem Blick allein!

Gabriele.

O wie schön ist Gabriele,
O wie schön an Seel' und Leib!
Oefters ahnet meiner Seele,
Diese sei kein Erdenweib.
Fast verklärt wie Himmelsbräute,
Ist sie fehllos ganz und gar.
Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

Vollers Schwanenlied.

Sonst schlug die Lieb' aus mir so helle
Wie eine Nachtigall am Quelle.
Nun hat sie meine Kunst geirrt,
Daß jeder Laut zum Seufzer wird.

O Liebe, wundersüßes Wesen,
Wovon die Kranken oft genesen,
Ja Todte schier vom Grab erstehn,
Mich drängest du, in's Grab zu gehn!

Im Busen hegt' ich dich so lange,
Wie Jener die erstarrte Schlange.
Dem Busen, der ihr Leben bot,
Gab sie zum Lohne Schmerz und Tod.

Nun, süße Mörderin des Lebens,
O Molly, laß nur nicht vergebens
Mein Flehn, mein letztes Flehen sein:
Vergiß nicht, ach, vergiß nicht mein!

Auf meiner Gruft, wo ich verwese,
Will ich, daß sanftes Mitleid lese:
„Wie Volker liebt' und litt kein Mann;
Der Hoffnungslose starb daran." —

Fritz Stolberg, Harfner, der vor Allen
Mir stets von Herzen wohlgefallen,
Mann, der voll Gotteskraft und Geist
So herzlich Tugend liebt als preist!

Dir, Freund, vermach' ich Kranz und Leier.
Doch nur geweiht zu Molly's Feier.
Der Name Molly sei verwebt
In jedes Lied, das ihr entschwebt!

Es gilt der Herrlichsten von Allen,
Die unter Gottes Sonne wallen.
Die Volker, der verlorne Mann,
Vom Schicksal nicht erseufzen kann.

Nun sei, o Gott, dem Armen gnädig!
Laß aller Schuld ihn los und ledig!
Laß nie in andern Flammen ihn
Als Flammen seiner Liebe glühn!

An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange,
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithon's Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

St. Stephan.

Sanct Stephan war ein Gottesmann,
Von Gottes Geist berathen,
Der durch den Glauben Kraft gewann
Zu hohen Wunderthaten;
Doch seines Glaubens Wunderkraft
Und seine Himmelswissenschaft
Verdroß die Schulgelehrten,
Die Erdenweisheit ehrten.

Und die Gelehrten stritten scharf
Und waren ihm zuwider;
Allein die Himmelsweisheit warf
Die irdische darnieder,
Und ihr beschämter Hochmuth sann
Auf Rache an dem Gottesmann!
Ihn zu verleumden, dungen
Sie falscher Zeugen Zungen.

Und gegen ihn in Aufruhr trat
Die jüdische Gemeinde.
Bald riß ihn vor den Hohen Rath
Die Rachgier seiner Feinde.
Die falschen Zeugen stiegen auf
Und logen: Dieser hört nicht auf,
Zu sträflichem Exempel
Zu lästern Gott und Tempel.

Sein Jesus, schmäht er, würde nun
Des Tempels Dienst zerstören,
Hinweg die Satzung Mosis thun
Und andre Sitten lehren.
Starr sah der ganze Rath ihn an;
Doch er, mit Unschuld angethan,
Trotzdem was sie bezeugten,
Schien Engeln gleich zu leuchten.

„Nun sprich! Ist dem also?" begann
Der Hohepriester endlich.
Da hub er frei zu reden an
Und deutete verständlich
Der heiligen Propheten Sinn
Und was der Herr vom Anbeginn
Zu Juda's Heil und Frommen
Gered't und unternommen.

„Doch, Unbeschnittne," fuhr er fort,
„An Herzen und an Ohren!
An euch war Gottes That und Wort
Von je und je verloren.
Eu'r Stolz, der sich der Zucht entreißt,
Stets widerstrebt er Gottes Geist.
Ihr, sowie eure Väter,
Seid Mörder und Verräther!

„Nennt mir Propheten, die sie nicht
Verfolgt und hingerichtet,
Wenn sie aus göttlichem Gesicht
Des Heilands Kunst berichtet,
Des Heilands, welchen eu'r Verrath
Zu Tode jetzt gekreuzigt hat.
Ihr wißt zwar Gottes Willen,
Doch wollt ihn nie erfüllen."

Und horch! ein dumpfer Lärm erscholl.
Es knirschte das Getümmel.
Er aber ward des Geistes voll
Und blickt' empor gen Himmel
Und sah eröffnet weit und breit
Des ganzen Himmels Herrlichkeit
Und Jesum in den Höhen
Zur Rechten Gottes stehen.

Nun rief er hoch im Jubelton:
„Ich seh' im offnen Himmel,
Zu Gottes Rechten, Gottes Sohn!"
Da stürmte das Getümmel
Und brauste wie ein wildes Meer
Und übertäubte das Gehör,
Und wie von Sturm und Wogen
Ward er hinweggezogen.

Hinaus zum nächsten Thore brach
Der Strom der tollen Menge
Und schleifte den Mann Gottes nach,
Zerstoßen im Gedränge;
Und tausend Mörderstimmen schrien,
Und Steine hagelten auf ihn
Aus tausend Mörderhänden
Die Rache zu vollenden.

Als er den letzten Odem zog,
Zerschellt von ihrem Grimme,
Da faltet' er die Hände hoch
Und bat mit lauter Stimme:
„Behalt', o Herr, für dein Gericht
Dem Volke diese Sünde nicht! —
Nimm meinen Geist von hinnen!"
Hier schwanden ihm die Sinnen.

Der große Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreußt,
Wenn Schwindel- oder Schmeichelgeist
Gemeines Maß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an:
Wer ist, wer ist ein großer Mann?
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann.

Der, dem die Gottheit Sinn beschert,
Der Größe, Bild, Verhalt und Werth
Und aller Wesen Kraft ihn lehrt;

Deß weit umfassender Verstand,
Wie einen Ball die hohle Hand,
Ein ganzes Weltsystem umspannt;

Der weiß, was Großes hie und da,
Zu allen Zeiten, fern und nah,
Und wo und wann und wie geschah;

Der Mann, der die Natur vertraut,
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend schaut

Und warm an ihres Busens Glut,
Vermögen stets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben saugend, ruht

Und nun, was je ein Erdenmann
Für Menschenheil gekonnt und kann,
Wofern er will, desgleichen kann;

Dabei in seiner Zeit und Welt,
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch That der Kunst die Wage hält:

Der ist ein Mann, und der ist groß!
Doch ringt sich aus der Menschheit Schooß
Jahrhundertlang kaum Einer los.

Feldjägerlied.

Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemuth,
Wann's noth dem Vaterlande thut,
Hinaus in's Feld der Schlacht.

Gewöhnt sind wir von Jugend auf
An Feld- und Waldbeschwer.
Wir klimmen Berg und Fels empor
Und waten tief durch Sumpf und Moor,
Durch Schilf und Dorn einher.

Nicht Sturm und Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee.
In Hitz' und Frost, bei Tag und Nacht
Sind wir bereit zu Marsch und Wacht,
Als gölt' es Hirsch und Reh.

Wir brauchen nicht zu unserm Mahl
Erst Pfanne, Topf und Rost.
Im Hungersfall ein Bissen Brod,
Ein Labeschluck in Durstesnoth
Genügen uns zur Kost.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohlbestellt.
Denn Kunst erhöht uns Kraft und Muth;
Wir zielen scharf, wir treffen gut,
Und was wir treffen, fällt.

Und färbet gleich auch unser Blut
Das Feld des Krieges roth,
So wandelt Furcht uns doch nicht an;
Denn nimmer scheut ein braver Mann
Für's Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links
So mancher tapfre Held!
Die Guten wandeln Hand in Hand
Frohlockend in ein Lebensland,
Wo Niemand weiter fällt.

Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
Verletzt denn stets sein Schwert? —
Ha! Oefter führt das Waffenglück
Uns aus dem Mordgefecht zurück
Gesund und unversehrt.

Dann feiern wir ein Heldenfest
Bei Bischoff, Punsch und Wein.
Zu Freudentänzen laden wir
Um's aufgepflanzte Siegspanier
Die schönsten Schönen ein.

Und jeder Jäger preist den Tag,
Als er in's Schlachtfeld zog.
Bei Hörnerschall und Becherklang
Ertönet laut der Chorgesang:
„Wer brav ist, lebe hoch!"

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war knurrig.
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

D'rob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er, mit riesigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum Ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum Zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum Dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres d'ran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

D'rauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten;
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten;
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein." —

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum Ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wieviel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum Zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum Dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen.
„Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich Nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wieviel ich itzt werth bis zum Heller mag sein." —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder werth sein."

„Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan." —

„Ha,“ lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen:
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ —

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sanct-Gallen.“ —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser! euch trüget eu'r Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!“ —

„Was Henker! du bist nicht der Abt von Sanct-Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.“ —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein.“ —

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig;
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“

„Ha, Bravo! du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle;
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panisbrief beschert:

Wir lassen dem Abt von Sanct-Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“



9. Johann Heinrich Voß.

Geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf (bei Waren im Mecklenburgischen); gest. den 29. März 1826 in Heidelberg.

Motto: Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelüst des Raubes!

Allem Volk in's Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Reine Menschlichkeit zu üben!
Ach, zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,
Nicht Gepräng abbüßendes Tempeldienstes,
Nicht Gelübd' und Fasten; nur That geklärter
Menschlichkeit ehrt ihn.

Urtheile über Voß.

Goethe: Nicht weniger bemerken wir später Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmertes Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Dasein, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven, nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt,

gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

F. C. Schlosser: Wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein.

Heine: [Voß] ist vielleicht nach Lessing der größte Bürger in der deutschen Literatur. — In der That, Voß ist ein niedersächsischer Bauer, so wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalereske, alle Kourtoisie, alle Graciösität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, starkmännlichen Volksstamme, dem das Christenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der sich erst nach drei verlorenen Schlachten dieser Religion unterwarf, der aber immer noch in seinen Sitten und Weisen viel nordisch heidnische Starrheit behalten, und in seinen materiellen und geistigen Kämpfen so tapfer und hartnäckig sich zeigt, wie seine alten Götter.

Aus Hölty's Ode: „**An Voß.**"

Klimm muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
    Der nur weiseren Dichtern
    Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu',
    Einfalt, Freiheit und Unschuld,
    Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Aus: „**Die Weihe**" (1780). Homers Erscheinung und Auftrag an den Dichter.

Wende dich nicht so bange, du hyperborischer Jüngling;
Hebe den Blick; dir bin ich der trauliche Sänger von Chios,
Welchen du oft mit dem Laut inbrünstiger Liebe genennet,
Einsamer, wann du mein Bild anstaunetest oder den Nachhall
Meines Gesangs, unwissend, daß Vater Homer dich umschwebte.
Jetzt mit himmlischer Harf' in dem Chor der Verklärteren sing' ich
Gott, unsichtbar und hehr, um des Allerheiligsten Eingang.
Einst mit irdischer Saite vor noch unmündigen Völkern
Sang ich den sichtbaren Gott im Heiligthume der Schöpfung,
Sein, den der Seligste nicht ausnennt, vielnamiges Abbild.
Kindlich flocht mein Gesang der Menschlichkeit edlere Blumen,
Tugenden, die aufblühten am Strahl des gemeinsamen Lichtes:
Einfalt goldener Sitt' und Herzlichkeit, dankende Ehrfurcht
Vor der Natur und der Kunst wohlthätigen Kräften, der Urkraft
Genien, frommes Gefühl für Vaterland und Erzeuger,
Heiligen Bund der Vermählung, des Hausherrn und der Genossen,
Weisheit in That, in Red' und Gesang und schirmendem Mannsinn.
Diese mit geistiger Schön' aufsprossende Blüthe des Guten
Gab ich, in Kränze geweiht, der jungen ionischen Sprache.

Denn mir gebot Allvater, zur Priesterin an dem Orakel
Seiner Natur sie zu weihen, die holdanredende Jungfrau:
Daß sie die Blumen erfrischte mit täglicher Sprenge des Nektars
Und, um die Scheitel gekränzt, weissagete. Tugend und Anmuth
Sang ihr freundlicher Mund; rings ward den gemilderten Völkern
Heilig und hehr die Natur, des Unendlichen sichtbare Gottheit.
Aber ein Schwarm, abhold der Vernunft, in barbarischem Wahnsinn,
Schwärmte daher nachtgleich und zerschlug der geläuterten Menschheit
Heiligthum und Altar und purpurblumigen Festhain,
Daß mit geretteten Kränzen die Priesterin kaum in die Felskluft
Floh und starb. Nur einzeln umgehn tiefsinnige Waller
Noch den Schutt und hören mit lauschendem Ohr in der Felskluft
Leisen Gesang, gleich ferne verhallendem Harfengelispel.
Sohn der edleren Sprache Teutonia, die mit der jüngern
Schwester Jonia gern auf thrakischen Bergen um Orpheus
Spielte, von einerlei Kost der Nektartraube begeistert;
Dann in dem Bardenhain unsträflicher Hyperboreier,
Oft von Apollon besucht, mit dem heiligen Volke der Freiheit
Heilig und frei, die Gespielen verachtete, welche, von jedem
Sieger entehrt, nachhallten gebotene Worte des Auslands:
Heb' aus dem Staube den Sinn zu göttlicher Rede Verständniß,
Daß für den keuschen Altar der Teutonia du, ein geweihter
Herold meines Gesangs, nektarische Kränze heraufbringst.
Dich wird nächtlich umwehn mein Geist mit ahndendem Tiefsinn
Und vollherziger Liebe für jegliche Kraft und Schönheit,
Bis der Natur Einfalt und eigene Größe du darstellst
Durch reintönendes Worts Lebendigkeit. Wandele muthig
Fort auf der mühsamen Bahn, dem waltenden Führer vertrauend.
Wie, von der Sonne geführt, hinwallt die Beleberin Erde;
Jetzt in Sturm und Gewölk und jetzt in ätherischer Klarheit
Strebet sie fort und erfreut mit Licht und Wärme die Völker:
Also streb', o Genoss', durch Freud' und Schmerz auf der Laufbahn,
Nicht abwankend vom Ziel, mit getrost ausharrendem Eifer.
Endlich nah', ungeschreckt von dem Lärm unholdes Gevögels,
Das aus dem Schutt zanksüchtig emporschwärmt; steig' in die Felskluft
Demuthsvoll und empfahe (sie reicht kein täuschendes Unbild)
Aus der Jonia Hand Weihkränz und belebenden Nektar.
Dir, wie vordem mir, danke die Welt nicht, aber die Nachwelt.

Aus der „**Luise**" (1783 und 1784. 1795).

Motto: Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.
(Schiller in den „Xenien".)

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
(Goethe in der Elegie: „Hermann und Dorothea".)

Goethe und Schiller über die „Luise".

Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas, so daß ich einen großen Theil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabei befunden, denn diese Freude ist am Ende doch productiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt, und wer weiß was noch daraus entstehen kann. (Goethe an Schiller d. 28. Febr. 1798.)

Die Charaktere der handelnden Personen [in Goethe's „Hermann und Dorothea"] sind aus der Menschenklasse genommen, die in unseren Tagen allein noch Individualität und Naturgepräge haben, und doch ist es keine phantastische Idyllenwelt. Es sind die sogenannten Honoratioren einer kleinen Stadt, wie sie leiben und leben. Dies, sagte Goethe, ist Voßens Verdienst, ohne dessen Luise dies Gedicht nicht entstanden sein könnte. Voß hat durch die epische Behandlung einer Landpredigersfamilie einen verständigen Fingerzeig gegeben, wo unser Epos hingehört. Nur kann seine Luise schon darum kein eigentliches Heldengedicht sein, weil ihm alle Continuität, aller Zusammenhang fehlt. Darum hat er auch durch allzu ausführliche Malerei der kleinsten hors d'oeuvres den epischen Eindruck vernichtet. (Aus Böttigers „liter. Zustände u. Zeitgenossen".)

Mit einem solchen [echt poetischen] Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner „Luise" unsere deutsche Literatur nicht blos bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht nnd ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

(Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung.)

Weißt du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit dir in der Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem farbigen Bogen emporgriff,
Und mich küßte: Papa! Da regnet es Blumen vom Himmel!
Streut die der liebe Gott uns Kinderchen, daß wir sie sammeln? —
Ja, der den Bogen der Huld ausspannete, streuet vom Himmel
Blumen und Früchte herab, ein allvorsorgender Vater;
Daß wir mit Dank einsammeln und Kindlichkeit! Denk ich des Vaters,
O, dann hebt sich mein Herz und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings umwohnen das Erdreich:
Zwar vielartig an Kraft und Verstand; doch des selbigen Vaters
Kindlein Alle, wie wir; von einerlei Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht in der Dämmerung Eins nach dem Andern
Müde zur Ruh', vom Vater im heimlichen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft und erwacht am Morgen gestärkt und helleres Sinnes.
Wonne dereinst, wann Alle der heilige Morgen uns aufweckt!
„Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
„Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Angenehm dem Vergelter!" O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!
Ihm antwortete drauf der edle bescheidene Walter:
Er nicht! Doch es bedräun noch Pfäfflinge; heute wie vormals,
Wen Gott rief, zu erlösen den Geist aus Banden der Willkür.
Traun! Es empört, wenn ein Kind, das der bildlichen Rede des Vaters,
Weniger dumpf, aufmerkt im dämmernden Licht der Erkenntniß,
Sich das erwähltere dünkt, das einzige! wenn es die Brüder,
Die um Sokrates einst der Menschlichkeit Höhen erstrebet,
Neidisch entehrt in der Gruft; und den noch unmündigen Anwachs,

Oder wer, kundiger schon, die geheimnißvolle Belehrung
Faßte mit anderem Sinn und ahnete, diesen gewaltsam
Schilt und martert und würgt! Man erzählte mir neulich ein Mährlein.
Einstmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus,
Leise die Thür' aufschließend, hervor und fragte: Wer bist du?
Trotzig erwiderte jener, den Ablaßzettel erhebend:
Ich? Ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Setze dich dort auf die Bank! antwortete Petrus verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Zürich an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
Ich? Ein kalvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
Ich? Ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus und schloß. Nun saßen die Gegner
Friedsam neben einander und sahn, voll stiller Bewundrung,
Sonnen und Mond' und Gestirn' aus scheinender Irre geordnet
Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch,
Im viellautigen Chore, der seligen Völker und Engel
Hallelujagesäng' und athmeten Blüthe des Lebens.
Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst,
Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir glauben
All' an Einen Gott!“ — Da mit Einmal sprangen die Flügel
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Aether
Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln:
Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!
 Also redeten Beid' in traulicher Herzensergießung,
Unter dem heiteren Blau des allumfassenden Himmels;
Gottes lebende Wind' umwehten sie. Aber der Alte
Senkte den Blick tiefsinnig und saß in starrer Betäubung;
Wie wenn er predigen sollte, das Herz voll Worte des Himmels;
Ernstvoll regt' er das Haupt; ihm bebte die Thrän' an den Wimpern,
Alle zugleich nun schwiegen und schaueten jenen bestürzt an.
Und mit erhabener Stimme begann der Verkündiger Gottes:
 Liebt euch! redet der Herr: und brüderlich duldet einander!
Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund!

 Gott sei gelobt, mein Sohn, der väterlich unser gesorgt hat
Und wie die Wasserbäche das Herz der Gemeine gelenket,
Daß Ihn All' einmüthig erwähleten, Prediger Gottes
Ihnen zu sein, der Natur und der Menschlichkeit weiser Verkünder,
Die uns Endlichen sind des Unendlichen dämmernder Abglanz!
Ueb' Er denn Gottes Beruf mit Freudigkeit, stets wie Johannes
Lehrend das große Gebot: „Liebt, Kindelein, liebt euch einander!“
Nicht durch eitelen Zank und Geheimniß oder um Satzung
Nahen wir Gott; nur Liebe, des Endlosliebenden Ausfluß,
Schafft uns Vertraun und Glauben zum Heil des gesendeten Helfers,
Der sein Wort mit dem Tode versiegelte. Religion sei
Uns zum Gedeihn, und nicht unthätiger Religion wir!
Solches aus Schrift und Vernunft einpredigend, selber ein Beispiel,
Leucht' Er zu irdischem Wohl und himmlischem! — Nun, was ich sagen
Wollte: das Pfarrhaus, schreibt Er, ist hübsch und bequem für die Hausfrau;
Auch für den grübelnden Mann ein sonniges Stübchen mit Aussicht;
Fehllos Scheuer und Ställ', auch Vieh und Ackergeräthschaft,
Wie wir's Alles gehofft von des Landbau's kundigem Vorfahr!
Aber die Gärten in Wust und Verwilderung, Blum' und Gemüs' arm,
Quecke genug, unedel das Obst und die Bäume verwahrlost.
O, was sind wir Menschen doch wunderlich und unerklärbar!
Nichtigem Leben allein zum Gebrauch arbeiten wir ängstlich,

Selbst wir Weise der Welt; der Erwerb ist Blume der Weisheit!
Als ob vom Brote der Mensch und nicht vom Geiste der Gottheit
Lebete! Dennoch sind im Erwerb' auch Wenige sinnreich.
Was nicht stracks dem Gebrauch einträgt, das verachten wir sorglos,
Nicht Ameisen einmal im Voraussehn! Leicht ja gepflanzet,
Sproßt er und blühet empor, der dankbar schmeichelnde Zögling,
Und wird Baum, der die Aeste mit reifendem Nektar umherträgt.
Sohn, aus dem Garten erwuchs manch' saubres Geräth in die Wirthschaft
Und manch' theueres Buch, der Ertrag des veredelten Obstes,
Welches sich, frisch und gedörrt, abholt Seefahrer und Städter;
Dazu feinere Pflaumen und Pfirsiche sammt Aprikosen;
Dazu Pflänzlinge noch und frühere Schoten und Spargel.
Mancherlei Beer' und Melon', auch Kohl und edle Kartoffeln.
Was? Und den baaren Gewinn, wie erhöht ihn die Freude, durch Vorgang
Rings zum erwerbsamen Fleiße die Nachbarschaft zu ermuntern!
Baumarm war's; nun schmücken das Dorf Fruchtgärten und Obsthain.
Sohn, ich segne Sein Haus, und schenk' Ihm den Lüder zum Brautschatz!

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Sag' er: wie wenn ein Gespräch abbricht redseligen Greisen,
Oder wie mir, der ich reife zum mürrischen Lober des Vormals.
Traun, wohl hätte die Glock' in dem Schwung noch lange geläutet;
So nestorische Wort' umschwebeten Lippen und Herz mir!
Eben hinzuthun wollt' ich: Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedelen Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind anhöret mit Lust, und der Alte mit Andacht,
Pindaros' Schwung aus dem Staub' und Platon's göttlicher Fittig
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverächter,
Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl.
Solch ein Geisterbesuch in der Einsamkeit hellt das Verständniß,
Wärmet das Herz und weiht zur Enträthselung hoher Orakel,
Daß buchstäblicher Nebel zerfließt und erscheinet die Gottheit.
Was der geläuterte Mensch in Entzückungen heiliges Tiefsinns
Sein unwürdig erkennt, o wie weit unwürdiger Gottes,
Dem der gesammten Naturen ätherische Blüthe, vereinigt,
Ist, was der Sonn' ein Strahl, was Oceansfluthen ein Tröpflein.
Weg denn, niedriger Wahn, durch Tön' unverständlicher Formeln
Und durch Tempelgebräuch' und Satzungen werde gedient ihm,
Wie vom höfischen Trupp Aufwartender, denen er dankbar
Ohn' ihr Thun anrechne der Seligkeit würdige Tugend!
Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint' um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Soll an erhabenem Sinne der Heid' uns nehmen den Vorrang?
Weg ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
Bittere Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier, schwebt'
Freudig empor, daß wir selber aus Staub nachstreben zum Aether!
Hebe den Glauben das Bild des thätigen Helden zur Thatkraft!
Nicht wie die Schriftlinge, nein! So predigte jener gewaltig:
„Was du willst, das man thue dir selbst, das thue du Andern;
Das ist Gottes Gesetz! Nur die Frucht zeigt Güte des Baumes!
Nicht wer: O Herr! ausruft, wird beseliget, sondern wer recht thut!"
Also mit Licht und Wärme gelehrt, in des rüstigen Lebens
Kraftwort! Dann bringt Kraft in das Herz; dann füllen den Tempel
Andacht, Trost und Entschluß und jubelnde Stimmen des Dankes;
Ob den Gebrauch die Agend' anordnete, oder wir selber
Nach dem Bedarf, vorsichtig dem Heiligen Schönes vermählend:

Als an dem Pfingsttag' hier des Frühlinges blumige Feier,
Als nach der Ernte das Fest, wann blank am Altare der Kranz hängt,
Als bei dem Laubabfalle der ruhenden Freunde Gedächtniß;
Oder wodurch zu erbauen die Meinigen ich für erlaubt hielt.
Wer viel fragt, der bekommt viel Antwort, kluge, mitunter.

Der Herbstgang.

Die Bäume stehn der Frucht entladen,
Und gelbes Laub verweht in's Thal;
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden
Erglänzt am niedern Mittagsstrahl.
Es kreis't der Vögel Schwarm und ziehet;
Das Vieh verlangt zum Stall, und fliehet
Die magern Aun, vom Reife fahl.

O geh' am sanften Scheidetage
Des Jahrs zu guter Letzt hinaus,
Und nenn' ihn Sommertag, und trage
Den letzten schwer gefundnen Strauß.
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter
Der Sturm, und sein Genoß, der Winter,
Und hüllt in Flocken Feld und Haus.

Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet
Die Freuden im Vorüberfliehn,
Empfängt, was kommt, unüberraschet,
Und pflückt die Blumen, weil sie blühn.
Und sind die Blumen auch verschwunden;
So steht am Wunderheerd' umwunden
Sein Festpokal mit Immergrün.

Noch trocken führt durch Thal und Hügel
Der längstvertraute Sommerpfad.
Nur röthlich hängt am Wasserspiegel
Der Baum, den grün ihr neulich saht.
Doch grünt der Kamp von Winterkorne;
Doch grünt, beim Roth der Hagedorne
Und Spillbeern, unsre Lagerstatt!

So still an warmer Sonne liegend,
Sehn wir das bunte Feld hinan,
Und dort, auf schwarzer Brache pflügend,
Mit Lustgepfeif, den Ackermann:
Die Krähn in frischer Furche schwärmen
Dem Fluge nach, und schrein und lärmen;
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

Natur, wie schön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbekleid wie schön!
Sie mischt in Wehmuth sanfte Freude,
Und lächelt thränend noch im Gehn.
Du, welkes Laub, das niederschauert,
Du, Blümchen, lispelst: Nicht getrauert!
Wir werden schöner auferstehn!

Gott, die Liebe.

Gott ist die Lieb'! Ihr Himmel, hallet:
Die Lieb' ist Gott! im Sternenchor!
Aus unsers Herzens Tiefen wallet
Gesang: Die Lieb' ist Gott! empor.
Er warf wie Staub der Sonnen Sonnen;
Und Welten kreisten rings in Wonnen:
In matter Erdenfreude kreist,
In Wonne bald, des Menschen Geist.

Gott ist die Lieb', auch wann Gewittern
Der Städt' und Wälder Flamme saust!
Wann aufgewühlt die Berge zittern,
Und hoch in's Land die Woge braust.
Gott ist die Liebe, wann umnachtet
Auch Krieg und Pest die Völker schlachtet;
Wann auch der große Geistestod
Der Völker Licht zu löschen droht.

Gott ist die Liebe! Bald erstehet
Der edle Geist in junger Kraft.
Der Morgenröthe Fittig wehet,
Und heiter strahlt die Wissenschaft.
Bald höher steigt und höher immer
Die Menschlichkeit, der Gottheit Schimmer;
Von Menschenlieb' und Menschenlust,
Der Wonnenvorschmack, bebt die Brust.

Ob auch der Geist sich endlos hübe;
Vor dir ist, Gott, sein Wissen Dunst!
Die reinste Glut der Menschenliebe
Ist nur ein Fünklein deiner Brunst!
Einst hebst du uns vom Lebenstraume
Zu deines Urlichts fernstem Saume!
Wir nahn mit Zittern deinem Licht,
Und hüllen unser Angesicht!



10. Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Geb. den 21. Dec. 1748 zu Mariensee (in der Provinz Hannover); gest. den 1. Sept. 1776 in Hannover.

Motto:

Stilles Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mond beschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,
Mild geröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, o Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: Du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

N. Lenau: „Am Grabe Hölty's“.

Hölty! dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten.

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

Ach an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmt ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

K. Gerok: „Auf Hölty's Todestag". † 1. Sept. 1776.

Motto: „Ihr Freunde hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

„Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert."
(Hölty, der Auftrag, 1776.)

Noch hängt sie, Hölty, dort am geweihten Ort,
Die kleine Harfe mit dem verblaßten Band,
Noch tönen oft im Abendhauche
Leis wie im Traume die goldnen Saiten.

Nicht viel Akkorde zählte dein Saitenspiel,
Nicht stolzen Klanges reißt es die Herzen fort,
Doch sanft und süß mit holder Wehmuth
Rührt es mir immer aufs neu die Seele.

Du sangest den Frühling, — der dir so kurz geblüht;
Sangst Liebe, der du nie eine Braut geküßt;
Sangst: „Wunderschön ist Gottes Erde!"
Schon mit dem Tod im Jünglingsherzen.

Kein Weltschmerzdichter, welcher sein kleines Weh
Zum Riß aufdonnert, der durch das Weltall klafft,
Nein, in der Schöpfung Harmonieen
Ließest du lächelnd dein Leid verklingen.

Kein Himmelstürmer, welcher mit kecker Stirn
Gottleugnerisch dem Schöpfer ins Antlitz trotzt,
Nein, streng geführt auf rauhem Pfade,
Priesest du kindlich den Vater droben.

Am Frühlingsanfang, da sich im deutschen Hain
Die ersten Sänger übten im Wettgesang,
Da tönte süß dein Lied vor allen,
Sänger des Lenzes und „Traumbilddichter!"

Wohl schöner prangt der purpurnen Rose Kelch,
Wohl voller tönt der Nachtigall Wonnelied,
Doch freut mich auch die Apfelblüte
Und der bescheidne Gesang der Drossel.

Drum oft noch unter'm blühenden Apfelbaum,
Am Frühlingsabend, dort auf der Gartenbank,
Sind's deine Lieder, holder Hölty,
Drauf mir die Blüten herniedersäuseln.

Voß und Goethe über Hölty.

Voß: Hölty hat das vortrefflichste Herz, eben so unfähig die geringste Niederträchtigkeit zu begehen, als die Natur nicht schön zu finden.

Goethe: Hölty, der unter den neuern Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Lebenspflichten (1776).

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.

Ungewisser, kurzer Dau'r
Ist dieß Erdenleben;
Und zur Freude, nicht zur Trau'r,
Uns von Gott gegeben.

Gebet Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei frohem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauschet summen.

Fühlt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, sie euch zu rauben.

Unser schlummerndes Gebein,
In die Gruft gesäet,
Fühlet nicht den Rosenhain,
Der das Grab umwehet;

Fühlet nicht den Wonneklang
Angestoßner Becher,
Nicht den frohen Rundgesang
Weingelehrter Zecher.

Aufmunterung zur Freude (1776).

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh'.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Das Landleben (1775).

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!

Jeder dämmernde Hain ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet!

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Der allherrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig.

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt.
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohtes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winkt ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb;
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet sich auf ein Grab,
Und beschauet die Kreuze,
Und den wehenden Todtenkranz.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Das Feuer im Walde (1774).

Zwei Knaben liefen durch den Hain,
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Glut,
Die, wie ein helles Osterfeu'r,
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt,
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie 's liebe Vieh die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.

Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh, ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: Guten Abend, wärmet sich,
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
Wer bist du, guter alter Mann?
Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunnersdorf
Das Bein verlor, und leider Gott's!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm, und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut,
Im Pulverdampf! Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg! — O Gott!
Sprach Hans, und sahe Töffeln an,
Und fühlte sich nach seinem Bein:
Mein Seel! ich werde kein Soldat,
Und wandre lieber hinterm Pflug.
Da sing' ich mir die Arbeit leicht,
Und spring' und tanze, wie ein Hirsch,
Und lege, wann der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl,
Und unser Heu und Korn dazu;
Dann nehm' ich einen rothen Rock,
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm' nur her, du Schelmfranzos!
Hans, sagte Töffel, lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riethgras steht, und gib dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrod,
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh', das Feuer sinket schon.

Elegie auf ein Landmädchen (1774).

Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab,
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür,
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unter'm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach;
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nassen Auges, an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leinentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're sanft, du gute fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!



11. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Geb. den 7. Nov. 1750 zu Bramstedt (in Holstein); gest. den 5. Dec. 1819 auf dem Gut Sondermühlen (bei Osnabrück).

Motto: Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!
— — — — —

Er ist kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerschlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich spotte!
(Stolberg.)

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
(Schiller in den „Xenien“.)

Lied eines alten Schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dies Geschoß:
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolf hat dies Schwert,
Axt und Kolben mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten, Rudolfs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umsonst dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht,
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit,
Suche stets den wärmsten Streit,
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widersteht!

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht;
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth;
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach:
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall!

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth:
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

Da neulich uns'rer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth:
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Elegie.

An die Lieben in der Heimat.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
　Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
　Der als Jüngling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
　Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
　Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht,
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
　Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
　Alterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufgestellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
　Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
　Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
　Staunt und schwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,



11. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Geb. den 7. Nov. 1750 zu Bramstedt (in Holstein); gest. den 5. Dec. 1819 auf dem Gut Sondermühlen (bei Osnabrück).

Motto: Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!
— — — — —

Er ist kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerschlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich spotte!
(Stolberg.)

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
(Schiller in den „Xenien".)

Lied eines alten Schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dies Geschoß:
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolf hat dies Schwert,
Axt und Kolben mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten, Rudolfs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umsonst dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht,
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit,
Suche stets den wärmsten Streit,
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widersteht!

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht;
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth;
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach:
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall!

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth:
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

Da neulich uns'rer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth:
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth.

Elegie.

An die Lieben in der Heimat.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
  Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
  Der als Jüngling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
  Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
  Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht,
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
  Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
  Alterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufgestellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
  Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
  Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
  Staunt und schwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,

Wo die grünliche Woge sich birgt in Wolken des Schaumes,
  Und mit ewigem Thau weit die Gefilde bestrahlt,
Wo der Engel der Schweiz den siebenfarbigen Bogen
  Täglich spannet, des Bunds strahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher dauernde Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
  Bis dein Donner, o Rhein, zwischen den Felsen verstummt!
Meine Seele schwebet mit euch im gleitenden Nachen
  Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an dem Ufer der Siel mit Lavater, irrt an der Limmat
  Ufern mit ihm und euch, und mit dem redlichen Heß.
O, wie wiegt sich mein Geist in wehenden Lüften der Freundschaft!
  O, wie schwingt sich mit euch über den Sternen mein Geist!
Lavater, reiße mich nicht auf deinen Flügeln zum Himmel;
  Auch von dem Nordmeer schwebt über den Sternen mein Geist.
Laß mich weilen mit dir die Augenblicke der Täuschung,
  Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
Lebe wohl und lebet ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
  Wolkenan! Wie tobt hoch von den Felsen die Reuß!
Hundert Ströme stürzen von überhangenden Klippen,
  Felsen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, schäumender Strom, du Felsenbohrer, mich gängelt
  Trunk'ne Begeist'rung hinauf, bis in dein wankendes Bett,
Welches die glimmende Gemse nicht sah: der steigende Adler
  Nistet darunter, und schaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die schwarze Wolke dich, Gotthard, gürtet, indessen
  Deine Scheitel sich sonnt, Sonne den Fuß dir bestrahlt!
Stiller schwebt mein Geist auf dem See, den Thaten der Vorzeit
  Kränzen, auf deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entsprangst du dem Nachen; nun steht die geweihte Kapelle
  Hier, wo jährlicher Dank Gott, dem befreienden, tönt,
Dessen umwölkter Rath Jahrhunderte duldet, daß Frevler
  Völker drängen, der Staub über den Staub sich erhöht;
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
  Wagen, stampfen beschäumt Rosse mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang dein Geschoß: so klang dir's nicht an der Linde,
  Wo den Apfel der Pfeil pflückte vom Scheitel des Sohns!
Dort erklang dein Geschoß, und knirschend stürzte der Zwingherr
  Dort, wo jährlicher Dank Gott, dem gerechten, ertönt,
Der in umwölkter Hand die schicksalwägende Wagschaal'
  Hält; die Schaale des Heils sank auf die Alpen herab.
Heilig ist jene Höhe vor allen Höhen, es schwuren
  Arnold, Stauffach und Fürst hier den erhabenen Eid.
Gott im Himmel, es sind ja auch der Höhen in Deutschland,
  Und der Zwingherrn viel; sind der Geweihten nicht drei? — — —
Wieder bin ich, ihr Lieben, bei euch, am Fuße des Jura;
  Reben neigen sich hier über mein Haupt in den See.
O, wie der thauende Abend Savoyens Felsen mit dunklem
  Purpur röthet; ihr Bild wieget sich sanft auf dem See!
Dunkelnder schwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranze
  Noch die Sonne das Haupt schneeiger Berge bekrönt.
Das sind deine Kronen, o Schweiz! Ein rosiger Schleier
  Deckt sie allmälig, es sinkt schweigende Ruhe herab!



12. Christian Friedrich Daniel Schubart.

Geb. den 22. Nov. 1743 zu Obersontheim (in Schwaben); gest. den 10. Oct. 1791 in Stuttgart.

Motto: Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über Alles schätzt,
Nicht Irrwische Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt;
Wenn Mannskraft wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all' das thut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.

Der ewige Jude.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte,
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug,
Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür;
Ach; da versagt ihm Ahasver die Rast,
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür';
Und Jesus schwankt', und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin, und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kömmt!" —
Ein schwarzer, Höllentflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem
Vorgequollnem Auge rast's der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — Ha!"

Noch immer rollten Schädel. „Die und die"
Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! — Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend über mir.

„Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch ach! doch ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.

„Roma, die Riesin! stürzte in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir:
Ich aber blieb, und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter in's Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich an's Ufer, und des Seyns
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Aetna's grausen Schlund,
Und wüthete hinab in seinen Schlund;
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul, und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. — Ha! zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr, und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch' und lebte noch!

„Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht.

„Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. —

Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft!
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.

„An mir sprang der Stahlkolben des Riesen,
Des Henkers Faust lahmte an mir; —
Des Tigers Zahn stumpfte an mir; —
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Circus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm:
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!

„Da sprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: Bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen, und würgten mich nicht.

„Ha! Nicht sterben können! Nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühn!
Den Staubleib tragen — mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum — seinem Gräbergeruch
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend! —
Ha! nicht sterben können! Nicht sterben können! —
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht? —
Ha, so laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!!" —

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr,
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder in's Geklüft.
„Da schlaf' nun," sprach der Engel, „Ahasver!
Schlaf' süßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig!"

Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
In's heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her!
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und Alles schweigt, und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart! — drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich.
Wir weinen kleinen Kindern gleich!
Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie. Das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

Und ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt:
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund an's Ufer springt,
Dann jubeln wir: ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika!
Und alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut;
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut,
Sie haben Geist und Muth!

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch;
Und Thränen fließen drein.

Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz.

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme.
Ein Zehentritt stört seine Ruh'!
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welscher Meister
Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht.
Der Menschheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stein und ein entweihter Orden
Wie zween Kometen stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil wie er.

Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetraurt,
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, bessre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Triller-schläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnaden lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

Die liegen nun in dieser Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
Zum Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht,
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der siech vorüberkeucht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm!

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht,

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wann sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, bessre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unterm Lispeln eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch sein, wenn ihr vom Sonnen-throne
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth!“

Der Gefangene.

Gefang'ner Mann, ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
Und wein' und schluchze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb' auf mich herunter,
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Wie gelb däucht mir der Mond, wie bleich!
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne sind den Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümchen blüh'n,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach, lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die gold'nen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn nichts ist mein, ach nichts ist mein
Im Muttererden-Schooße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinderwangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefang'ner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln,
Und ach, mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mit meinem Lied steigt Kerkerstaub
Hinauf zu Gottes Höhen;
Die Lippe bebt wie Lindenlaub,
Das Herz fühlt Todeswehen.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Kette schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefang'ner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen.



13. Friedrich Matthisson.

Geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben (bei Magdeburg); gest den 12. März 1831 in Wörlitz (bei Dessau).

Motto: Wo Vernunft und Hochsein wohnen,
Glüht sein Herz von Sympathie;
Rein erklingt in allen Zonen
Ihm des Weltalls Harmonie.

Heute
Mit Freude
Kam mir zur Hand
Von Matthissons Gedichten der Band,
Vom Buchhändler ins Haus gesandt,
Bis zum heutigen Tage
Die dreizehnte Auflage.
So ist er doch nicht ganz vergessen,
Der hier einst hoch zu Thron gesessen;
Und so mögen, die jetzt zu Thron
Sitzen, sich trösten an Matthisson!
Wären wir alle so fleckenrein!
Stärker und tiefer dürften wir sein.
Wie gleitet alles gemächlich
Dahin sanft oberflächlich,
So gar nicht abenteuerlich,
Romantisch ungeheuerlich!
Aber einem genügsamen Sinn
Mag noch alles gefallen darin.

(Rückert.)

Schiller über Matthisson.

Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dergl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen.

Die Schatten.

Freunde, deren Grüfte sich schon bemoosten!
Wenn der Vollmond über dem Walde dämmert,
Schweben eure Schatten empor vom stillen
Ufer der Lethe.

Seid mir, Unvergeßliche, froh gesegnet!
Du vor Allen, welcher im Buch der Menschheit
Mir der Hieroglyphen so viel gedeutet,
Redlicher Bonnet!

Längst verschlürft im Strudel der Brandung wäre
Wohl mein Fahrzeug, oder am Riff zerschmettert,
Hättet ihr nicht, Genien gleich, im Sturme
Schirmend gewaltet.

Wiedersehn der Liebenden! wo der Heimath
Goldne Sterne leuchten, o du der armen
Psyche, die gebunden im Grabthal schmachtet,
Heiligste Sehnsucht!

Erinnerung am Genfersee.

Die Sonne sinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluthen Spiegel.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Abendglocken.

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Am Hügel, der die Fluthen weit umschaut,
Schwebt die Erinnerung lächelnd zu mir nieder,
Und, gleich des Waldes erstem Frühlingslaut,
Ertönt die lang vergeßne Leier wieder.

So glänzte der Gefilde Maigewand,
So glühte fern der Schnee, so friedlich hallte
Der Heerde Läuten, als an Salis Hand
Ich dort am Weidenbusch auf Blumen wallte.

So lächelte die Fluth; so rosig schien
Der Abendhimmel durch bewegte Zweige,
So freundlich stralte durch Platanengrün
Der Stern der Dämmrung, unsers Bundes Zeuge.

Sein Lied erklang, die Wipfel neigten sich!
Im Uferschilf sah man den Seegott lauschen:
Da schlug die Stunde; Trennung fernte mich,
Und nur Zipressen hört' ich einsam rauschen.

So weht den Schmetterling, der, kaum enthüllt
Am Halm der Klippe festgeklammert bebte,
Der Sturm ins Meer, eh noch im Lenzgefild
Zum Rosenhain der Blumensylphe schwebte.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt, mit Gärtchen, Laub' und Quelle,
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

Gnomen.

Gleich schwarzen Phantomen
Entklettern die Gnomen,
In wolkiger Nacht,
Dem dunstigen Schacht.
Ein träges Geschlecht!
Nicht Herr und nicht Knecht
Spürts immer nach Nebel.
Hat Beine wie Säbel;

Es watschelt, es tappt
Possierlich verkappt,
Bald äffisch und drollig,
Bald bärenhaft knollig,
Trägt Pelze von Ratten
Und spottet des Lichts
Beim Scheine des platten
Karfunkelgesichts.

Campo Vaccino.

Seht! Wie der bärtige Mönch zur Kanzel die Tonne sich aufstellt,
Dicht vom unendlichen Troß lungernder Bettler umdrängt,
Hier, wo die Rostra sich einst am Tempel Kronions erhuben
Und ihres Redners Triumph über den Erdkreis erscholl.
Ciceros Donner verhallten; es folgte die Kapuzinade;
Feldherrn, im Pompe des Siegs, wichen der Prozession.
Märtyrerbilder, geweiht in Loretto, küßt gläubig der Pilger,
Wo dein bekränzter Altar, heitre Konkordia! stand.
Dort, um den Bogen Severs, wo Krüppel ihr Jammerlied heulen,
Thürmten Jahrhunderte stets höher und höher den Schutt.
Dürftigkeit flickte das Obdach an trauernde Marmorportale,
So wie die Schwalb' an den Sims klebte das luftige Nest.
Wo sich mit Wundern der Kunst, o Friede! dein Heiligthum schmückte,
Lagern, dem Fleischer zur Wahl, Stiere sich käuend umher.
Wo, vor dem Kaiserpalaste, die Prätorianer in stolzer
Herrlichkeit schimmerten, dreht einsam der Seiler das Rad.
Krähend nimmt Polischinell seinen Stand, wo, nach heiliger Sage,
In den flammenden Riß muthig sich Kurtius warf.
Ha! Wie zum komischen Liebling des Markts die Gemeinde der Frommen,
Schnell sich vom tragischen kehrt, welcher die Tonne bestieg!

Angelika [Kaufmann].

Dreimal besucht' ich nun schon Angelikas Wohnung; doch immer
Sah' ich Angelika nur, ihrer Gemälde nicht eins.
Drum hab' ich heute die Stunde, wo nach der Borghesischen Villa
Oder zur Messe sie fährt, klüglich vom Diener erforscht.
Träf' ich zum Tausendstenmal Angelika bei den Gemälden,
Würd' ich zum Tausendstenmal doch nur Angelika sehn.

Zuruf.

Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten.
Muthig! auf der steilsten Bahn,
Trau' dem Glücke! trau' den Göttern!
Steig', trotz Wogendrang und Wettern,
Kühn, wie Cäsar, in den Kahn.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen!
Leben gelt' es oder Tod!
Laß die Woge donnernd branden!
Nur bleib' immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Nachtgedanke.

Dieß Treiben durch's Leben,
Hier kämpfen, dort Streben,
Hier wandern, dort Schweben,
Bei köstlichster Habe,
Bei ärmlichster Labe,
Zu Roß, wie am Stabe,
Führt doch nur zum Grabe.



14. Johann Gaudenz von Salis=Seewis.

Geb. den 26. Dec. 1762 zu Seewes (in Graubündten); gest. den 28. Jan. 1834 zu Malans (in Graubündten).

Motto: Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und sie! das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Elegie an mein Vaterland. Paris 1785.

Ueber trennende Thäler und Hügel und flutende Ströme
Leite mich, wehendes Flugs, hohe Begeisterung hin!
Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!
Meine Locken umweht reinere, himmlische Luft.
Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.
Kähne, mit schneidendem Ruder, durchgleiten die schimmernde Fläche,
Von des Traubengestads schrägen Geländern umragt.
Weiter schwebet mein Geist! Schon dämmert in schwindlichter Tiefe,
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadt's grünlicher See.
Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer,
Und im öden Geklüft bauet der Reiger sein Nest.
Schneller wehet mein Flug! Dort schimmern die rhätischen Alpen,
Und wie durch purpurnen Flor leuchtet ihr ewiges Eis.
Vaterland, sei mir gegrüßt! Der hehren Scenen so manche
Steigt in der großen Natur schrecklicher Schönheit empor;

Ragende Felsenzinken mit wolkenumlagerter Spitze,
Welche kein Jäger erklomm, welche kein Adler erflog;
Blendender Gletscher starre, krystallene Wogen mit scharfen
Eisigen Klippen bepflanzt, wo, durch umnebelte Luft,
Schneidenden Zuges, die Gähe hinunter die wälzende Lauwe
Rollet den frostigen Tod; wo im Wirbel des Nords
Und im krachenden Donner der tiefaufberstenden Spalten
Kaltes Entsetzen und Graun lauschende Wandrer ergreift;
Dort die Hirtenthale, von silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut' weidender Kühe durchtönt;
Aecker, wo stachlichte Gerste bei bebendem Roggen dahin wogt,
Lichter Haber begrenzt bräunliches Furchengestreif.
Welch' ein frohes Gemisch! Es sprießen die herrlichen Bilder
Zahllos, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Hauch.
Doch, mich weckt das Donnergetöse der spritzenden Räder,
Und des raschen Gespanns dumpfig erklappernder Huf,
Der geschwungenen Geißel Knall, des treibenden Kärrners
Drohender Fluch, und des Markts heiseres Krämergeschrei.
Ha! mich umschlingen weit Luteziens kreuzende Gassen;
Mancher Zauberpalast, voll des Goldes und Grams,
Hebt die thürmenden Giebel, von stockenden Dünsten umbrütet,
Welche mit stumpferem Strahl mühsam die Sonne durchwühlt.
Lebet nun wohl, ihr Thäler der Heimat! ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden euch zu.
Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!
Bleib' durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Muth; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig der Väter, und frei!

Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn ich still an dich zurück,
Wird mir wohl; und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk ich immer noch an euch!

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen,
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag;
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Ermunterung.

Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horch! ihr ertönet des Hänflings Gesang.
Athmet! sie duftet im Rosengestäude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumige Thal.

Freunde! was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan;
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaßne Geduld.

Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen,
Guten ergeht es am Schlusse doch gut.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe:
Weiht nur der Unschuld die heilige Glut.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Cirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein Jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!

Muthig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au;
Gräber, von Trauercypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen:
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

Die Herbstnacht.

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, matt versilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft;
Die Glut, vom Hirtenkreis' umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofthor.

Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergraun gehüllt,
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich siecher Schein
Erlischt im Torf am Tannenhain.
Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort von feuchtem Nebelrauch
Und ängstlich zückt im Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
Doch Frühroth hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken fliehn zerstreut;
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da, durch die Nacht, der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt,
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschooße ruht
So achtlos bei der Blitze Glut.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl — Unsterblichkeit!



15. Christoph August Tiedge.

Geb. den 14. Dec. 1752 zu Gardelegen (bei Magdeburg); gest. den 8. März 1841 in Dresden.

Motto: Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot.

Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf.

Bei Tiedge's Tode.

So hast du denn das hehre Ziel errungen,
Dort in der Geister seligem Verein,
Du gingest still zum ew'gen Frieden ein,
Du, der das hohe Lied von Gott gesungen.

Das mächt'ge Saitenspiel, es ist verklungen,
Aus dem das Wort von Tod und Erdensein
Einst göttlich drang, und jetzt noch fromm und rein
Zu tausend Herzen redet, gottdurchdrungen.

Wie manche Trauerzähre wird dir fließen
Von jenen Herzen, die du hoch entzückt —
In Leidensnächten still mit Trost entzückt!

O, hohes Lied von Gott! nun bald verschließen
Wird deinen Sänger hier der dunkle Ort,
Du aber lebst im Herzen fort und fort!

E. Fischer.

Aus der „Urania“ (1801).

Herkules am Scheidewege.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels, aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —“

Zauber sprüh'n aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,“
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

„Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit.“ —

Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlich're Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag' auszusagen!
Laß demuthsvoll an unsre Brust uns schlagen,
Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein
Ist nur der Mensch in Thun und Sein!

Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenflut umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Flut entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?

Sei groß, sei stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.
Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sclav' am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sclav' in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,
Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dann vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft! —

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel zum andern;
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit hinauf.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradiesesswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Phantasie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.

Nur, was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.

Sieh'! Leben, Heil und Licht und Gottes Huld — das sind
Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —
Noch Eine Bürgschaft ruht tief in des Menschen Brust:
Es ist das Heilige, das die Natur nicht kennet,
Das innre Sein, das uns den Geist der Tugend nennet.
Durch sich nur ist der Mensch sich dieses Seins bewußt;
Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Dein, innig dein ist nur das Seelenleben,
Dieß Seelenleben selbst bist du.

Sei hoch beseligt oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fordert Huldigung,
Und fordert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist Handeln.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben.

Wer recht thut, der ist frei.



16. Theodor Gottlieb von Hippel.

Geb. den 31. Jan. 1741 zu Gerdauen (in Ostpreußen); gest. den 23. April 1796 in Königsberg.

Motto: Ich glaube, daß ich alle meine Freunde weit mehr geliebt habe, als sie mich, und daß nur Wenige in der Welt zu einem solchen Herzensopfer im Stande gewesen, wie ich, da ich überhaupt nicht zum Hasse, sondern zur Liebe geschaffen bin.

Ich hab' es Ihnen schon sonst gesagt, daß just so, wie ich jetzt denke und bin, ich schon in meinen ersten Jahren des Lebens gedacht und gewesen, da ich unter den Augen einer sehr klugen Mutter und eines frommen, fast möchte ich sagen heiligen Vaters war.

Aber Gott weiß es, ich wünsche durch meine Politik nur, daß die Menschlichkeit auf Erden sich verbreite, daß Ehre würde Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Den preußischen Staat halte ich für den einzigen, welcher dem Despotismus in Deutschland und einer deutschen Universalmonarchie entgegenzuarbeiten im Stande ist und aus dem Menschenrecht und wahre Aufklärung ausgehen könnte; dies macht mich patriotisch und aus Patriotismus werde ich politisch, so daß ich ein Mensch und ein preußischer Patriot zu sein für eins und dasselbe halte.

In gewissen Fällen, und besonders wenn Schriftsteller in Aemtern sind, die in außerordentlichen Connexionen mit Menschen stehen, welche nicht gleich denken, ist die Anonymität eine herrliche und fast nothwendige Sache.

Th. Bach über Hippel.

Er war ein Mann, in dessen Charakter und Persönlichkeit die Extreme der Verständigkeit und des Gemüthes, der Philosophie und der Phantasie, des Rationalismus und der Mystik, des sittlichen Rigorismus und des sinnlichen Behagens, der Theorie und Geschäftspraxis, des Stillebens und der Weltsitte zusammen wohnen wollten. —

Auch fühlte er wohl selbst die Widersprüche heraus, die sich theilweise bei ihm zwischen Schriften und Leben kundgaben: er sprach gegen geheimes Ordenstreiben und war doch Freimaurer, bekämpfte den Ahnenstolz und wurde doch der Erneuerer des Adels seiner Familie, eiferte gegen den Freiheitsschwindel und war Prediger der Emancipation der Frauen und Verkündiger der Grundsätze der französischen Revolution, war Staatsidealist und doch der regelrechteste Bureaukrat, schrieb ein vorzügliches Buch über die Ehe und blieb doch stets ehe- und kinderlos.

Ruge über Hippel.

Ein Zeitgenosse der Revolution, im Justiz- und Gemeindedienst erprobt, ein Anhänger Friedrichs II. und ein entschiedener Freund der republicanischen Elemente, durch welche damals erst wieder wahre Staaten auf dem europäischen Continent entstanden, würde Hippel auch ohne den gepriesenen Humor lediglich durch seine sachgemäßen und vollkommen klaren, aber nur um so geistvolleren Darstellungen „über Gesetzgebung und Staatenwohl", „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" und „über die Ehe" die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben; und wäre diese Welt nicht damals gar zu weit von ihren nächsten und wichtigsten Interessen entfernt gewesen, die politische Wirksamkeit seiner Schriften wäre nicht erst nach seinem Tode und nach dem Falle Preußens eingetreten. Er starb zu früh, um eine Rolle unter den demokratischen Staatsmännern zu spielen, die im gleichen Geiste und nicht zufällig in Königsberg für Staat und freie Gesetzgebung wirkten.

Hippel über Friedrich II.

Ich halte den König Friedrich II. für den größten unter allen Königen; allein ich getraue mir auch behaupten zu können, daß er unter den Menschen sich mit einem andern Range zu begnügen geruhen werde, obgleich ihm der Ruhm eignet und gebührt, daß das hohe Wort Menschenrecht nicht ein Consonant in seinem Staate war und daß ihn kein Regentenfieber anwandelte, wenn seine Hausphilosophen über diesen Text vielleicht oft sehr zur Unzeit predigten. Durch Denk- und Preßfreiheit warf er der seufzenden unterdrückten Menschheit nicht etwa einen Strohhalm oder ein schwankendes Brett zu, sondern er that mehr; — ob er ihr die Hand gereicht, will ich nicht untersuchen. Den Johann Jacob Rousseau, obgleich er ein Freund seines innigsten Freundes (Mylord Marschal's) war, liebte der König nicht, allein ohne Zweifel nicht, weil er zu dreist das Prognostikon den Despoten stellte — und gewiß keiner der kleinen Propheten eines Volks war, in dessen Sprache er schrieb, ohne sich so auszudrücken wie dieses Volk, das mit einer andern Denkart auch einen andern Namen annehmen sollte. — Nein, weil er dem König, wie Shakespeare dem Voltaire, als ein berauschter Wilder vorkam; und das vergebe Gott dem Könige und seinem damaligen Beichtvater Voltaire! Fürsten! ich weiß nicht, ob Friedrich II. unausnahmlich zu Eurem Muster vorzuschlagen ist, allein einzelne Züge von ihm sind herrlich und eurer Nachahmung nicht unwerth.

Aus Hippels Hinweisungen auf Kant.

Uebrigens bin ich mit denen nicht einstimmig, welche die Kinderjahre für die glücklichsten des Lebens halten, indem ich so oft die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß diese Jahre gemeinhin wahrhafte ägyptische Dienstjahre zu sein pflegen,

wo man, wenn Kinder besonders in die Hände der Miethlinge kommen und nicht unter der Aufsicht der guten Hirten, Vater und Mutter, bleiben, außerordentlich tyrannisirt wird. Herr Kant, der diese Drangsale der Jugend auch in vollem Maße empfunden hatte, obwohl er im Hause seiner Aeltern blieb und nur eine öffentliche Schule, die damals sogenannte Pietisten-Herberge, das Collegium Fridericianum, besuchte, pflegte zu sagen, daß ihn Schrecken und Bangigkeit überfiele, wenn er an jene Jugendsclaverei zurückdächte. —

Mein Tisch war immer so, wie meine Kleidung, einfach, und doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß es so froh bei ihm herging, als es möglich war. Wenigstens Ein vernünftiger Geistlicher war jederzeit dabei, wenn ein Mahl bei mir war; Professor Kant aß gern bei mir, und mehr als einmal saßen wir von Mittags um 1 bis Abends 8 Uhr, nicht aber um des Leibes, sondern um der Seele zu pflegen. —

Man muß aber, wie der Pastor bemerkte, nicht aus Neigung, sondern aus Urtheil des Verstandes tugendhaft sein, nicht, weil die Tugend hübsch ist, sondern weil es die Tugend ist. Man muß sie lieben, wie sein Weib, und nicht wie sein Mädchen. Ein Tugendverliebter wird kalt, wie jeder übertriebene Liebhaber.

Aber, fiel die Frau v. G. ein. —

Ich weiß dein Aber, fuhr Herr v. G. fort, die Damen wollen Neigung. —

Wer die Tropen und Figuren erfand, erfand Masken für Diebe, Verräther, Mörder und Ehebrecher.

Aus Hippels Vermächtniß an seine Verwandten.

(Aus seiner Selbstbiographie.)

Erzieht eure Kinder hart, setzt sie jeder Luft aus, verhüllt sie nicht vor der Sonne, damit sie sich gewöhnen auch Königen in's Gesicht zu sehen; badet sie, selbst wenn sie noch klein sind, in kaltem Wasser, damit sie einen festen, gesunden Körper erhalten. Nur dann erst, wenn ihr mit dem Körper die Erziehung vollendet, geht von ihm zur Seele über, die wenigstens in einem gesunden, festen Hause wohnen will, wenn sie etwas leisten soll. Selbst die Tugend eines schwächlichen Menschen ist so verdächtig, als es die Bekehrung auf dem Sterbebette ist. —

Die beste Art, bei der euch empfohlenen Mittelmäßigkeit des Standes euch doch auszuzeichnen, ist das Studiren, und dies empfehl' ich euch als eine Folge meiner Hauptregel und als eine Regel selbst. Ich danke Gott, daß ich so viele Vorfahren zählen kann, die studirt haben. —

Nicht, liebe Verwandte, will ich von euch Menschen haben, die den Focus der Studirstube zu allen Dingen brauchen; nicht sollt ihr ein gelehrtes Klosterleben führen. Denn wahrlich, die gelehrte Einsiedelei ist zu keinem Dinge nütze. —

So will ich auch aus euch just nicht Autoren ziehen. Zwar leugne ich nicht, wenn dann und wann Einer einen göttlichen Ruf zum Schriftsteller erhalten und ihn mit Danksagung empfahen sollte; denn ein Autor ist ein Weltbürger, der über die Handbreit Land seines Vaterlands hinweg ist, und es ist ein köstliches Ding, ein Weltbürger, ein Bürger der Stadt Gottes, ein eigentlicher Weltmann zu sein. —

Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studiren verbinden könnt,

so ist's der geistliche Stand, und diesem, ich bitte euch, widmet euch, so weit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleichkommt? —

Unter Predigerfrauen hab' ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden, und unsere Regine, welch ein Weib, welch eine Mutter, welch eine Gesellschafterin! —

Wo ist noch das patriarchalische Leben so rein und unbefleckt, als hier [im Pfarrhause]? —

Alle, die Einen Namen führen, stehen für Einen Mann, sind, wenn wir sterben, Eins, und wer in seiner Familie, in seinem eigenen Hause anstatt eines Fisches einen Stein gibt, was ist von dem in Beziehung Anderer zu erwarten, die so sehr nicht sein eigen Fleisch und Blut sind? Da ist sie die letzte herzlichste Bitte, die mein Herz an euch hat. Liebt euch unter einander. Daran soll man erkennen, daß ihr Hippels seid, wenn ihr euch unter einander lieb habt!

Aus Hippels Schrift **„über Gesetzgebung und Staaten-Wohl"** (aus dem Nachlaß. Berlin 1804).

Zwar ist es nicht zu leugnen, daß man nicht nur sich, sondern auch das Seinige Allen zusammen abtritt, wenn man ein Volk ausmacht; allein dies geschieht nur blos, damit unsere Personen und unser Besitz geheiligt, rechtmäßig und rechtskräftig werde. Das Ganze leistet jedem Einzelnen Bürgschaft, seine eigene Person und sein Eigenthum zu schützen. Man gibt ihm sich selbst, und Alles, was man hat, und es nimmt nichts, sondern verstärkt nur, was es scheinbar erhält. Es gibt die zweite Auflage vom Menschen, in der Gestalt des Bürgers, vermehrt und verbessert heraus. Mehr, als was der Mensch braucht, konnte er sich doch im Naturstande nicht füglich zueignen; und was hat er nicht dadurch, daß er Bürger ward, erhalten! Freilich gehört dem Bürger nur erst Alles von Gesellschaftswegen; es gehört ihm so, daß das Vermögen des Ganzen durch sein Vermögen nicht leidet — er muß dem Ganzen nachstehen; allein, was hat er von dieser Unterordnung zu fürchten? er, der im Ganzen Sitz und Stimme hat, und ohne den das Ganze nicht das Ganze wäre. Der Vorwurf, den man dem Gesetz macht: daß es nämlich nur dem förderlich und dienstlich sei, der Etwas habe, hebt sich von selbst, indem auch der Aermste sich selbst hat. Er selbst ist mehr als Alles, was außer ihm ist — und wenn er sich selbst besitzt, kann er leicht über kurz oder lang zum Eigenthum kommen, als wozu der Staat dem Einzelnen Gelegenheiten eröffnen muß, wenn er nicht seinen eigenen Vortheil verkennen will; — der Volkswille hat Gleichheit zum Wahlspruch, der einzelne Wille geht auf Vorzüge aus. Es gehört viel Kunst dazu, diese sich entgegen arbeitenden Bestrebungen im Staate ins richtige Verhältniß zu bringen. Eine völlige Gleichheit der Stände ist nicht nur moralisch unmöglich, sondern auch schädlich, und Vorzüge, die man Einzelnen, es sei durch Vermögen oder Standeserhebungen zuwendet, bahnen den Weg zur Aristokratie. Die Bürger wollen selbst nicht in den Stand der Gleichheit und der Natur zurück, aus dem sie sich der Ruhe und Sicherheit halber herausgesetzt haben; allein sie wollen auch nicht unmittelbar unter Menschen stehen. Sie Gesetzen zu unterordnen, ist das beste Mittel, und, wenn diese keinen andern Unterschied, als zwischen Bösen und Guten, zwischen Gerechten und Ungerechten machen, so ist dieser Gordische Knoten gelöst und nicht zerhauen.

Aus dem ersten Theil der **„Lebensläufe nach aufsteigender Linie"** (1778).

Pastor. Noth lehrt beten. Wenn ich zu reformiren hätte, müßte das schöne Geschlecht, wenn es ja kochen soll, mit strenger Ausschließung alles dessen, was Odem

gehabt, sich auf Milchspeisen und Gemüse einschränken. Kein Fleisch und Fische müßten sie kochen, sondern blos natürliche Gerichte würden zu ihrem Departement gehören. Obst aus Frauenzimmerhänden ist beinahe wie vom Baum.

Herr v. G. Obst, Pastor, denk' ich, sei die natürlichste Speise in der Welt.

Vater. Es ist ein paradiesisches Essen, ein Manna, das noch vom Himmel fällt, wonach alle Kinder einen Erbgeschmack mit auf die Welt bringen.

Herr v. G. Obst ist die gesündeste Speise unter allen. Nach Obst Milch und Honig.

Pastor. Ich bin nicht von denen, die schon das liebe Brod in der Welt zu gekünstelt finden, und sich auf die allerersten Naturelemente reduciren wollen. Wer mir aber Obst verachtet —

Herr v. G. — ist ein verderbter unnatürlicher Mensch. Er hat seine Unschuld verloren und trägt davon das Mahlzeichen an sich. Pastor, ein Glas Wein aus den Händen eines Frauenzimmers —

Pastor. — so wie ein Glas Wasser und aller Trank aus ihren Händen. Der Trank ist mehr der Kunst entgangen, als die Speisen, und aus Gottes Händen ziemlich unverfälscht auf uns gekommen. Ein Glas Wein *bei der Quelle*.

Aus den Aeußerungen des Pastors.

Wer keine Einbildungskraft hat, hat auch kein Gedächtniß.

Sieh' bei der Sache auf Ursach und Wirkung, inoculire Alles auf dein Lieblingsstudium, und es ist dir auch im spätesten Alter, als hättest du es vorm dreißigsten Jahre, bis zu welcher Zeit beim Menschen Alles in der Blüte steht, gelernt.

Erziehen heißt aufwecken vom Schlafe, mit Schnee reiben, wo's erfroren ist, abkühlen, wo's brennt. Wer nie ein Kind unterrichtet hat, wird nie über das Mittelmäßige hervorragen. Docendo discimus ist ein großes und wahres Wort! In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen.

Wenn ein Genie auf dem Lande geht, bleibt es nicht lange allein, die Natur geht ihm an die Hand. Sie faßt es an und versteht die Blume, wenn sie sich neigt, und den liebevollen Hopfen, der sich hinaufranket. Es bewundert den Regenbogen, das Ordensband, das Gott der Erde als ein Gnadenzeichen umhing. Da sehen dann Genies einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen und sind Seher, von Gott Angehauchte. Dies ist unendlich mehr, als ein Autodidaktus, ein Selbstgelehrter. Dieser lernt aus Büchern, ein Seher lernt von Gott und aus seiner für ihn aufgeschlagenen Welt.

Es gibt keine nackte Wahrheit. Worte finden heißt denken. Worte sind was körperliches, was sinnliches, sie sind die Kleider der Gedanken — Beiwörter der Besatz, Worte der eigentliche Anzug. Wer deutsch gedacht hat und lateinisch geschrieben hat, ist, wenn er gleich der beste Lateiner wäre, doch ein Deutscher.

Die Griechen nannte er Kirchenväter der Natur und ihre Sprache den Grundtext des Geschmackes.

— —

Ohne Arzt stirbt man leicht und schnell. Mit einem Arzte stirbt man täglich. Wer bis in seinen letzten Augenblick lebt, wer beharrt bis ans Ende, stirbt nicht — er wird lebendig gen Himmel geholt, und dies Alles kann man nur ohne Arzt.

— —

Hier lernen wir Sprachen, um mit der Natur umgehen zu können. Wir wollen uns ihr gern bequemen, und da ihre Hofsprache unbekannt ist, halten wir viele Sprachen in Bereitschaft, und kommen, da kein Mensch mehr als Eine Sprache recht wissen kann, mit einem Frachtwagen voll Grammatiken und Wörterbüchern, um bei der Königin Natur, mit Beihilfe dieser Dollmetscher, Audienz zu haben! Die Natur versteht, wie Gott der Herr, eben so gut deutsch, als griechisch und lateinisch; auch sie will nicht mit Worten, sondern im Geiste und in der Wahrheit verehret sein.

— —

Es ist ein Gott! deine Seele ist sein Hauch, er ist! er war! er wird sein! Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehest, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust.

— —

Glaube mir, mein Kind, es giebt nicht Aerzte, Wundärzte giebt's hier und da einen.

— —

Wenn die Natur sich selbst nicht mehr helfen kann, ich möchte den Arzt sehen, der Naturstelle vertreten könnte?

— —

Ein Geistlicher ist der glücklichste Mensch in der Welt.

— —

Müssen denn alle Bäume, die ihr Haupt empor heben sollen, ehe sie an Stelle und Ort kommen, in einer Baumschule ihre Jahre stehen? Wo Gott und die Natur ist, da ist eine hohe Schule.

— —

Es ist unmöglich in drei Jahren alles zu lernen, was fünfzehn Professores wissen.

— —

Wer ein recht Talent hat, brennt sich durch den Scheffel durch; dessen Flamme so weit nicht reicht, bleib' unterm Scheffel, oder bleib' im Lande und nähre sich redlich.

— —

Wer dem Menschen das Denken nehmen will, setzt ihn herab.

— —

Den rechten Weg abzustecken und auf dessen Erhaltung zu sehen, wäre die Pflicht der Gelehrten. Sie sollten Wegcommissairs für das menschliche Geschlecht sein. Wer einmal den rechten Weg verschlägt, kommt immer weiter vom Ziele.

— —

Die Bibel ist das einzige Buch, das für alle Menschen paßt, ein göttliches Elementarbuch.

———

Selig sind, die wissen! Seliger, die thun! Und am seligsten, die wissen und thun!

———

Jünglinge haben viele Zwecke; Mädchen nur den, Weiber und Mütter zu werden.

———

Haben wir mehr Wege zur Seele als Empfindung und Reflexion?

———

Es hat große Leute auf Academien gegeben, obgleich Newton ein Münzmeister, Copernikus ein Domherr und Leibnitz ein Hofmann war.

———

Wo die Jugend Schicksal sieht, schimmert dem Alter eigene Schuld hervor.

———

In der Welt außerhalb der Welt sein, das ist Weisheit.

———

Wer das Publicum zum Freunde hat, hat wenige oder keinen Privatfreund.

———

Ich denk' Ein Weib und Ein Freund — das Uebrige dienet nur zur Folie.

———

Das Gesicht ist das Bild und die Ueberschrift der Seele.

———

Griechen und Römer sind Muster des Geschmacks, und werden es bleiben in Ewigkeit.

Ueber die Lettische Sprache.

Die Letten haben einen unüberwindlichen Hang zur Poesie, und ob ich gleich gewiß glaube, dieser Umstand habe den poetischen Samen in meine Mutter ausgestreuet, welche schon in ihren Vorfahren mit diesem Volke zusammen Früchte eines Feldes gegessen und Wasser eines Flußes getrunken, war sie doch in diesem Stücke unerkenntlich. Sie bestritt indessen nicht, daß die Lettische Sprache schon halb Poesie wäre. Sie klingt, sagte sie, wie ein Tischglöckchen, die deutsche aber wie eine Kirchenglocke. Sie konnte nicht leugnen, daß die gemeinsten Letten, wenn sie froh sind, weissagen oder in Versen reden. —

Bei allen Talcken oder Tagesarbeiten, wo die Leute im Schweiße ihres Angesichts herrlich nach Lettischer Art bewirthet wurden, bewiesen sie, daß sie poetischen Geistes Kinder wären. —

Es sind Viele, welche behaupten, die Letten hätten noch Spuren von Heldenliedern, allein diesen Vielen widerspricht mein Vater: „das Genie der Sprache, das Genie der Nation ist ein Schäfergenie." —

Er versicherte nie Fußtapfen von Heldenliedern aufgefunden zu haben, wohl aber Beweise, daß schon ihre weitesten Vorfahren gesungen hätten. —

Er hatte (wie er's nannte) eine Garbe zärtlicher Liedlein gesammelt, wovon ich seine Uebersetzung besitze, die ich vielleicht mittheilen kann, und wodurch dem undeutschen Opitz des Herren Pastors Johann Wischmann kein Abbruch geschehen soll. —

In diesen Liederchen herrscht bäurisch-zärtliche Natur und etwas dem Volke eigenes. —

[Christoph Füreder] war ein unbezweifelter Literatus und Poet, der aus Liebe zu den lettischen Declinationen und Conjugationen, wie ich unlängst gelesen, ein Märtyrer ward, und eine wiewohl bemittelte und freie lettische Bauerwittwe (hübsch wird sie ohne Zweifel auch gewesen sein) heirathete, um recht unter das Lettische zu kommen. Ihm hat die lettische Grammatik den Eckstein, die Kirche aber sehr schöne Gesänge zu danken. —

Die Jungen im Dorfe nannten diese feierlichen Tage Talken, allein ich brachte diesen unheiligen Namen ab und pflanzte so viel griechisch im ganzen Dorfe — daß derjenige, welcher der lettischen Sprache die Ehre that, sie aus meiner Welt zu betrachten, die griechische Sprache für Mutter, Schwester, Tochter oder weiß ich für was für eine nahe Blutsverwandtin von der lettischen halten mußte.

Weiteres aus Hippels Selbstbiographie.

Was ist's denn mit unserm Wissen und mit unserm Thun? Unser Wissen ist Vermuthen und unser Thun ist Streben. Es scheint, die Vorsicht habe eine Masse Geist und eine Masse Wörter den Menschen ausgesetzt; aus diesen machen sie allerhand Figuren, oder dann wird wohl auch ein güld'nes Kalb von Buch, das man anbetet. Originalgedanken, die ohne Veranlassung von Büchern so geradezu aus der Seele geflossen, wie selten sind die! Das Meiste ist eine andere Composition. Sprachen? Freunde, sie gereichen zur Zierde, sie sind eine Art von Seelennaturgeschichte; allein wenn ich nun das Vaterunser in fünfzig Sprachen wüßte, so weiß ich doch nichts mehr als das Vaterunser. Gott, mit den Worten! Was sich die Menschen darauf einbilden! Da ihr indessen doch außer einem Regenrock auch einen täglichen und festlichen bedürfet, so ists gut, daß ihr Sprachen lernt. Das französische ist feines Tuch; das Englische saubere Wäsche; das Italienische Tressen; das Deutsche ein Surtout. Auch ist's nöthig, die todten Sprachen zu lernen, weil der Umgang mit Büchern mehr Welt hält und redlicher ist, als der mit den lebendigen. Die Philosophie ist nichts weiter, als eine gelehrte Sprache. Sehr freute ich mich über Professor Kant, der gewiß ein sehr großer philosophischer Sprachweiser ist und bleibt, da ihm Jemand beim Gespräch von der andern Welt sagte: „Sie wird man denn da wohl wenig habhaft werden können, wenn Sie in der Gesellschaft aller Weisen alter und neuer Zeit einen himmlischen Clubb schließen werden!" — „Ach Freund, bleiben Sie mir weg mit den Gelehrten! wenn ich in der andern Welt meinem Lampe (so hieß sein alter Bedienter) begegne, so werde ich froh sein und ausrufen: Gott Lob, ich bin in guter Gesellschaft!" — Uebrigens Freunde, bitt' ich euch, nicht in Gesellschaft mit Sprachen zu affektiren. Ihr wißt, Sprachen sind Kleider. Wie der Ausdruck fällt, so sei er auch willkommen. Poeten stottern fast immer, weil sie immer schön reden wollen. Ihr nicht also; und hätte auch Jemand unter Euch die Gabe der Poesie, die Gabe Gesichter zu sehen, erhalten, so überhebe er sich dieser Gabe nicht. Die Poesie ist ein Schuß im Fluge, und der trifft nicht immer. —



17. Georg Christoph Lichtenberg.

Geb. den 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstädt (bei Darmstadt); gest. den 24. Febr. 1799 in Göttingen.

Motto: Nichts aufgeschoben; alle Tage ein wenig; Pfennige gespart in allen Stücken; nicht zu viel auf einmal, und lieber ein wenig desto öfterer — das ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich so nicht etwas ausrichte, so richte ich nichts aus.

Ich wünsche, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen.

Wenn ich in irgend etwas eine Stärke besitze, so ist es die im Ausfinden von Aehnlichkeiten und dadurch im Deutlichmachen dessen, was ich vollkommen verstehe.

Urtheile über Lichtenberg.

Goethe: Lichtenberg macht Späße und neckt die Verstellungsarten der andern. — Lichtenbergisiren.

Derselbe: Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen. Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

Matthisson: Ich wüßte in der That, nach Lessing, keinen Deutschen mehr, der tiefere und gründlichere Kenntnisse (wiewohl in ganz verschiedenen Fächern) mit schärferem Witze und reinerem Geschmacke vereinigte, als Lichtenberg.

Gervinus (Lavater und Lichtenberg vergleichend): Der Eine ganz auf den Himmel gerichtet, mit so viel lüsternen Blicken nach der Erde und ihrem Ruhme, der

Andere ganz auf das Diesseits gewandt, mit so manchem Zweifel über das Jenseits. Der Eine ganz Christ, der Andere Spinozist; wundergläubig der Eine, und der Andere ein verstockter Feind aller Propheten. Der Eine aus lauter Menschenfreundlichkeit ein Misanthrop geworden, der Andere zwischen misanthropischen Spleen und menschenfreundlichem Kitzel getheilt; muthwillig Dieser und Jener feierlich-ernst. Lavater an Hamann und Herder so angelehnt, wie Lichtenberg an Lessing; ganz Verständigkeit der Eine, nicht ohne einen Anflug von Empfindsamkeit und Weichheit, der Andere ganz zart organisirt und empfindsam, nicht ohne eine Zugabe von Schlauheit; Jener ganz auf mathematische Gewißheit in allem Wissen ausgehend, Dieser besonders angezogen von jener Vorempfindung der Wahrheit, von dem Adlerflug und Adlerblick, der aller Wissenschaft Anfang sei; Lichtenberg ganz auf Ueberzeugung gestellt, Lavater nur zur Ueberredung gemacht.

Ueber Lichtenbergs Arbeitsweise.

(Aus dem Vorbericht der Söhne zu den Vermischten Werken.)

[Lichtenberg] hatte von jeher die Gewohnheit, Alles aufzuschreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. Er las sehr viel, aber er dachte noch weit mehr. Wenn also auch hier und da sich ein Excerpt aus einem Buche findet, so waren es doch ungleich mehr seine eigenen Gedanken, die er niederschrieb, und selbst seine Excerpten waren meistens mit eigenen Zusätzen vermischt. Lustige Einfälle, komische Ausdrücke, sonderbare Ereignisse, charakteristische Züge, Beobachtungen über sich und Andere, kurz, was ihm des Bemerkens werth war, das schrieb er auf, Alles unter einander, so wie es ihm eingefallen war. Späterhin bekamen diese Papiere mehr die Form von Tagebüchern: er bemerkte jedesmal das Datum, schrieb auch manche minder wichtige Vorfälle, besonders in seiner Familie, auf, notirte sich die Bücher, die er lesen oder kaufen wollte, machte bisweilen Bemerkungen über seine Gesundheitsumstände, u. dergl. Hier sieht man, daß wenige Tage vorbeigegangen sind, wo er nicht etwas aufgeschrieben hätte. Wenn er über eine Materie öffentlich schreiben wollte, so schrieb er oft seine Gedanken über Zweck, Plan und Anlage des Ganzen, so wie über einzelne Theile derselben vorher in diese Memorandumbooks (Sudelbücher, wie er sie nannte) nieder; nicht selten über dieselbe Sache mehreremal: woraus man sieht, wie sehr er bemüht war, sie von allen Seiten zu durchdenken, und auf die schicklichste Weise auszudrücken.

Aus Lichtenbergs Schriften.

Man sollte doch unterscheiden lernen, zwischen dem, was ein Mann selbst gedacht hat, und dem, was einer abschreibt.

Die Gesichter der gemeinen Leute auf der Straße zu sehen, ist jederzeit eines meiner größten Vergnügen gewesen. Keine Zauberlaterne kommt diesem Schauspiel bei.

Ich habe das Register der Krankheiten durchgegangen und habe die Sorgen und die traurigen Vorstellungen nicht darunter gefunden, das ist doch falsch.

Es geht mit meiner Gesundheit wie den Müllern zuweilen mit dem Wasser; ich muß immer, wenigstens zwei Tage in der Woche, im Freien sammeln, um die übrigen fünfe mahlen zu können.

Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst ist Alles nichts.

Das viele Lesen ist dem Denken schädlich. Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die, welche am wenigsten gelesen hatten.

Bei unserm frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viel Materialien erhalten, ohne sie zu verdauen, was die Folge hat, daß das Gedächtniß gewohnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen — da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wieder zu geben, sich aus dem Schutt fremder Dinge heraus zu finden, selbst anzufangen zu fühlen und selbst zu sprechen, und, ich möchte fast sagen, auch einmal selbst zu existiren.

Der Mensch ist gewiß nicht frei, allein es gehört sehr tiefes Studium der Philosophie dazu, sich durch diese Vorstellung nicht irre führen zu lassen.

Das Thier ist für sich immer Subject, der Mensch ist sich auch Object.

Was bin ich? Was soll ich thun? Was kann ich glauben und hoffen? Hierauf reducirt sich Alles in der Philosophie.

Wenn man die Natur als Lehrerin, und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Collegio, haben die Principien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereien unserer Mitschüler, als auf den Vortrag der Lehrerin.

Eine der größten Stützen für die Kantische Philosophie ist die gewiß wahre Betrachtung, daß wir ja auch so gut etwas sind, als die Gegenstände außer uns.

Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche — das ist das ganze Gesetz der Philosophie.

Was heißt mit Kantischem Geist denken? Ich glaube, es heißt, die Verhältnisse unsers Wesens, es sei nun was es wolle, gegen die Dinge, die wir außer uns nennen, ausfindig machen; das heißt, die Verhältnisse des Subjectiven gegen das Objective bestimmen.

Was man feine Menschenkenntniß nennt, ist meistens nichts als Reflexion, Zurückstrahlung eigener Schwachheiten von Anderen.

Man kann auf so vielerlei Weise Gutes thun, als man sündigen kann, nemlich mit Gedanken, Worten und Werken.

In der Vernunft ist der Mensch, in den Leidenschaften Gott. Ich glaube, Pope hat schon so etwas gesagt.

Wer sich selbst recht kennt, kann sehr bald alle anderen Menschen kennen lernen. Es ist Alles Zurückstrahlung.

Es ist eine Bemerkung, die ich durch vielfältige Erfahrung bestätigt gefunden habe, daß unter Gelehrten diejenigen fast allezeit die verständigsten sind, die nebenher mit einer Kunst sich beschäftigen, oder, wie man im Plattdeutschen sagt, klütern.

Das Sorgenschränkchen, das Allerheiligste der innersten Seelenökonomie, das nur des Nachts geöffnet wird. Jedermann hat das seinige.

Es gibt eine Art, das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht: Früh aufstehen, zweckmäßiger Gebrauch der Zeit, Wählung der besten Mittel zum Endzweck, und wenn sie gewählt sind, muntre Ausführung.

Sich recht anschauend vorstellen zu lernen, daß niemand vollkommen glücklich ist, ist vielleicht der nächste Weg, vollkommen glücklich zu werden.

Die Schwachheiten großer Leute bekannt zu machen, ist eine Art von Pflicht; man richtet damit Tausende auf, ohne jenen zu schaden.

Der Henker hole unser Dasein hienieden, wenn nur der Kaiser Gutes thun könnte. Jeder ist ein Kaiser in seiner Lage.

Seinen Neigungen schlechtweg entgegen zu handeln führt gewiß am Ende zu etwas Besserem.

Wenn man gern wissen will, was andere Leute über eine gewisse Sache denken, die einen selbst angeht, so denke man nur, was man unter gleichen Umständen von ihnen denken würde.

In jedem Menschen ist etwas von allen Menschen.

Es gibt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Thaler willen zum Spitzbuben wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann geblieben wäre.

Wenn Jemand auf die Aerzte, auf Advocaten, oder die elenden Philosophen loszieht, so lachen die Vernünftigen unter denselben mit.

Es ist ja doch nun einmal nicht anders: die meisten Menschen leben mehr nach der Mode als nach der Vernunft.

Es ist zum Erstaunen, wie weit ein gesunder Menschenverstand reicht. Es ist auch hier, wie im gemeinen Leben, der gemeine Mann geht hin, wohin der Vornehme mit Sechsen fährt.

Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abdruckt.

Es ist traurig, wenn man junge Leute über eine Insectenhistorie die Kenntniß ihrer selbst, ihres Körpers und ihrer Seele vernachlässigen sieht.

Ein Lehrer auf Schulen und Universitäten kann keine Individuen erziehen, er erzieht bloß Gattungen.

Es gibt keine wichtigere Lebensregel in der Welt, als die: halte dich, so viel du kannst, zu Leuten, die geschickter sind als du, aber doch nicht so sehr von dir unterschieden sind, daß du sie nicht begreifst.

Ich fürchte, unsere allzusorgfältige Erziehung liefert uns Zwergobst.

Der Mensch lebt allein, um sein und seiner Mitmenschen Wohl so sehr zu befördern, als es seine Kräfte und seine Lage erlauben.

Einige Leute wollen das Studiren der Künste lächerlich machen, indem sie sagen, man schreibe Bücher über Bildchen. Was sind aber unsere Gespräche und unsere Bücher anders, als Beschreibungen von Bildchen auf unserer Netzhaut oder in unserm Kopf?

Es gibt in der gelehrten Republik Männer, die ohne das geringste wahre Verdienst ein sehr großes Aufsehen machen; Wenige untersuchen den Werth derselben, und die, die ihn kennen, würde man für Lästerer halten, wenn sie ihre Meinung öffentlich sagten. Die Ursache ist, der eigentlich große Mann hat Eigenschaften, die nur der große Mann zu schätzen weiß; der andere solche, welche der Menge gefallen, die hernach die Vernünftigen überstimmt.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge; sie allein können machen, daß sich die Ausländer mehr um uns bekümmern.

Der eigentliche Professor, oder Stubensitzer sollte ich vielmehr sagen, ist der Mann, der unter Allen am wenigsten fähig ist, ein großer Geschichtschreiber zu werden.

Lerne deinen Körper kennen, und was du von deiner Seele wissen kannst; gewöhne deinen Verstand zum Zweifel und dein Herz zur Verträglichkeit. Lerne den Menschen kennen, und waffne dich mit Muth, zum Vortheil deines Nebenmenschen die Wahrheit zu reden.

Wo eine Schmetterlingshistorie steht, wäre Platz für Plutarchs Biographien gewesen, die doch zu großen Thaten angefeuert hätten. Ist nicht Geschichte der Künste nothwendiger und nützlicher? Ich wollte lieber wissen, was in der Geschichte der Handwerke und Künste steht, als Alles, was Linné je gedacht und geschrieben, weiß, wußte und wieder vergessen hat.

In den ganz alten Werken der Bibel, in griechischen und lateinischen Schriftstellern findet man eine Menge von Tugendlehren, so viele seelenstärkende Sentenzen, die von den erleuchtetsten Köpfen aus der Erfahrung gesammelt, und mit dem Zug einer ganzen Lebensbahn verglichen, endlich in diesen Schatz niedergelegt worden sind. Im Salomo stehen eine Menge vortrefflicher Lehren, die wohl nicht von ihm sind — Eingebungen; vielleicht Hefte, die ihm seine Lehrmeister dictirt haben. Eben dieser Verstand der Alten, die Gabe, die sie haben, einem Beobachter seiner selbst ins Herz zu reden, ist es, was mir die Lesung der Bibel so angenehm macht. Es sind die Grundzüge zu einer Weltkenntniß und Philosophie des Lebens, und die feinste Bemerkung der Neuern ist gemeiniglich nichts als eine mehr individualisirte Bemerkung jener Alten.

Es ist sehr gut, die von Andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch Einmal zu lesen, denn obgleich das Object einerlei bleibt, so ist doch das Subject verschieden.

Eine seltsamere Waare, als Bücher, gibt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten gekauft, die sie nicht verstehen; gebunden, recensirt und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Es gibt eine bleibende menschliche Natur, Regungen des Herzens, die sich jetzt noch bei eben den Veranlassungen einstellen, auf die sie ehemals in Athen, Rom und Jerusalem gefolgt sind. Schriftsteller, die diesen Menschen in ihren Werken schildern, geben zugleich den Commentar dazu, und werden gelesen werden, so lange Menschen sind, zumal wenn sie durch Abwechselung zu unterhalten wissen.

Bücher werden aus Büchern geschrieben, und unsere Dichter werden meistentheils Dichter durch Dichterlesen. Gelehrte sollten sich mehr darauf legen, Empfindungen und Beobachtungen zu Buch zu bringen.

Wenn die Welt noch eine unzählbare Zahl von Jahren steht, so wird die Universal-Religion geläuterter Spinozismus sein. Sich selbst überlassene Vernunft führt auf nichts anders hinaus, und es ist unmöglich, daß sie auf anderes hinaus führe.

Der Charakter der Deutschen liegt in zwei Worten: patriam fugimus.



18. Johann Georg Adam Forster.

Geb. den 26. (27.) Nov. 1754 zu Nassenhuben (bei Danzig); gest. den 12. (11.) Jan. 1794 in Paris.

Motto: Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Ich lasse aber ruhig über mich ergehen was kommt, weil es als Folge einmal angenommener und auch bewährt gefundener Grundsätze unvermeidlich ist. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil ich es allein antasten könnte, das ist mein Bewußtsein. (Aus Forsters Scheidebrief an Sömmering.)

Urtheile über Forster.

Lichtenberg: Für Ihr vortreffliches Geschenk, ich meine für Ihre Ansichten und Ihre Sakontala, danke ich Ihnen vielleicht mit größerer Herzlichkeit, als es sonst gewöhnlich ist, für Geschenke von Büchern zu danken. Ich sage Ihnen eben so aufrichtig als gerade heraus, daß ich Ihre Ansichten für eins der ersten Werke in unserer Sprache halte. Ich bin aber auch stolz genug zu glauben, daß Sie nicht von jedem Leser so verstanden und so innigst anerkannt werden möchten, als von mir. Ich habe einmal in einem Feenmärchen eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reiset, und unter der Erde reist ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen, wie jener Glückliche in der Feenwelt.

W. v. Humboldt (in einem Brief an Forster vom 28. Sept. 1789): Beinah mit keinem anderen Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für Alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind.

A. v. Humboldt: Der Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Litteratur nach meinen Gefühlen am kräftigsten und am gelungsten den Weg zu dieser Richtung eröffnet hat, ist mein berühmter Lehrer und Freund Georg Forster gewesen. Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, — in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und andren, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie (wie neuerlichst wieder die von Charles Darwin) erfüllt hatten: schilderte Georg Forster zuerst mit Anmuth die wechselnden Vegetations-Stufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer exotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint. Nicht etwa bloß in seiner trefflichen Beschreibung der zweiten Reise des Capitän Cook, mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat. Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben dürfte kein glückliches sein!

Gervinus: Wir reden von Georg Forster, einem der klassischsten Schriftsteller unserer Sprache und der seltensten Menschen aus dem Kreise unserer Literatur. — Wer die Werke Forster's und sein Leben kennt, die freilich beide aus dem Gedächtniß der Nation geschwunden sind, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm aussagen, er sei praktisch, wie sein Freund Lichtenberg literarisch, dem kleinlebigen Geiste des deutschen Volkes zum Opfer gefallen und habe seine größten Gaben unentwickelt zu Grabe getragen.

Hettner: Die Zeitgenossen bewunderten Georg Forster als einen klassischen Schriftsteller von seltener Wissensfülle und Formvollendung. Wir, die wir inzwischen seine damals noch unbekannten Briefe kennen gelernt haben, bewundern und lieben in ihm zugleich einen der edelsten und reinsten Menschen, und wir schenken ihm eine um so tiefere Theilnahme, je erschütternder die furchtbare Tragik ist, die über seine letzten Lebensjahre hereinbrach.

Moleschott: Forster's Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein ächtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile.

L. G[eiger]: Georg Forster ist, trotz der liebevollen Theilnahme, mit der Gervinus ihn behandelt, trotz der begeisternden Worte, mit denen H. Hettner ihn

geschildert hat, dem größeren gebildeten Publicum wenig bekannt. Man verbindet wohl mit seinem Namen unklare Erinnerungen an die Clubisten in Mainz, eine vage Vorstellung von der Weltumsegelung, an welcher er theilgenommen, aber man wird weder seiner hervorragenden Stellung zu den Cultur-Bestrebungen seiner Zeit, noch seiner innigen Freundschaft zu den bedeutendsten Männern jener Tage, noch seinem unbestechlichen Charakter, seinem echt deutschen Wesen und seiner glühenden Vaterlandsliebe, noch seiner vorzüglichen Fähigkeit deutsch zu schreiben, gerecht.

Aus Forsters Schriften.

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes fassen wir seine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht blos die Liebe spricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen. Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder ebenso vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehen. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edlen großen umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie.

In meinem Denken ist noch ganz kürzlich eine Revolution vorgegangen, die sehr zu meiner Zufriedenheit beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei fahren lassen, und danke Gott, daß diese Entladung noch vor meinem zurückgelegten dreißigsten Jahre geschah. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, um wie vieles ich mich dadurch in meinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten gestärkt fühle; nun hoffe ich erst, in Grundsätzen ein Mann und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden.

(Brief vom 9. März 1784.)

Es wäre mir leid, bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an diese oder jene Lebensweise hinausläuft, sondern daß das Wesentliche immer bleibt, durch so viele neue Verhältnisse, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns selbst zurückgehen zu müssen, uns selbst immer näher und inniger kennen zu lernen und in dieser Kenntniß selbst immer humaner oder vollkommener zu werden.

Im Grunde kommt's doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens setzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringste Theil desselben ist, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen besteht, oder mit andern Worten, im intellectuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraction in uns bringen. Das Wesentliche unsers Wirkens ist immer nur die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfange muß seine Stelle finden; allein es ist in seinen Folgen und seinem Ertrag von Genuß weit mißlicher.

Erfahrung und Handeln sind die großen Schulen der Menschheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, desto vollkommener ist er in dem Gebrauche seiner Kräfte und in der Kenntniß seiner selbst, der wichtigsten von allen, geworden.

Der Sieg des Bösen über das Gute, das Unglück und das Elend des Menschengeschlechts, kann nicht kräftiger befördert werden, als dadurch, daß auch Diejenigen, die noch in ihrer Sphäre, wie klein oder groß, gleichviel Gutes wirken könnten und sollten, die Hände aus Unmuth sinken lassen und den Wahlplatz räumen, weil sie nicht wie Herkules die Hydra mit Stumpf und Stiel ausrotten oder den verzweifelten Riesen, den Erdensohn Antäus, in ihren Armen auf einmal erdrücken können.

Freie Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das Allzubekannte, Allzuwahre, was, so oft man es erwähnt, die Lebenskraft, selbst des Sklaven, mit seiner Wahrheit durchdringt: Frei sein, heißt Mensch sein; der Freie nur bilde sich hinauf zum Vollkommenen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und unter einander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen!

Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Demzufolge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine innern und äußern Beziehungen unserer Vernunft vor allen andern wichtig ist. Also nicht die ganze, unermeßlich heilige Natur; denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs; denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligern Gestalten des Pflanzenreichs; denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schooß; selbst thierisches Leben nicht, des Daseins unbewußt, an innern Beziehungen arm, sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl außer sich nur Correlate seiner innern Harmonie erblickt, — der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitsbildenden Kunst.

Was wäre die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendig wirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk wie das Brustbild eines Fürsten an seiner Münze erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzu sklavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistesschöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll von Belvedere, die mediceische Venus, die Schule von

Athen, die Aeneïde, der Mahomed; so bildeten sich Demosthenes und Cicero, so Molé und Garrick.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann. Ist das Jahrhundert ihm zu klein, giebt es Keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der Eins im Andern bewunderte und liebte, und Alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände; — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt.

Was ist das Leben, wenn es nicht Kraft ist, das Aeußere in uns zu bilden, und wo lesen wir dieses Aeußere besser als im schönen Spiegel einer edeln menschlichen Seele? Wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, ist's mir, als trüge ich die Welt in mir in einem schönen umfassenden Bilde.

Die wenigen Menschen, die gleichförmig mit uns denken, sind uns noch mehr noth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen.

Göttlich groß ist das Künstlergenie, das den Eindrücken der Natur stets offen, tief und innig unterscheidend empfindet und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edeln, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur insofern der Mensch sie vereinigte, liebliche Träume sind.

Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edeln. Oft zündet die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Busen an. Mit einem Eifer, der alle Hindernisse besiegt, kämpft er dann um diesen Preis, der ihn so groß, so rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende seiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er diesen geschäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem festen Vertrauen, daß sein Beispiel und der Ruhm seines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, sowie er sie zuerst empfing. So wird der Nachruhm gleichsam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann.



19. Johannes von Müller.

Geb. den 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen; gest. den 29. Mai 1809 in Kassel.

Motto: Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs; jene muß er haben und nach diesen streben.

Aus Müllers „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Bonstetten; geschrieben zwischen 1773 und 1779).

Motto: Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden, was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem was er gewollt und was er geleistet hat.
(Schleiermacher im „Athenäum" 1799.)

Sie sollten statt Italien nach Deutschland reisen, an der Weser und Elbe würden Sie sich mit der Aar lassen versöhnen. Es ist übrigens im ganzen Deutschen Reich eine unbegreifliche Geistergährung, ich weiß nicht, ob die Organisation die Feinheit der großen und schönen Genies hat. Eine ganze Schaar Jünglinge widmet sich mit großer Hoffnung der Geschichte.

Wer eine lebhafte Seele voll deutlicher Begriffe und adäquater Bilder hat, spricht und schreibt schön.

Einer der allerbesten deutschen Schriftsteller ist Winckelmann, hauptsächlich, weil er ohne Studium der Grammatik seine wohlgebildete Seele mit der gesunden Milch der alten Litteratur zu der Stärke aufnährte, welche die Nachwelt mehr als die heutige an ihm verehren wird.

Je mehr ich die ganze Ausdehnung der Wissenschaft des gemeinen Wesens und der Regierungen einsehe, desto determinirter werfe ich außer den Kreis meiner Studien, was blos idealisch ist, oder was andere uninteressante Dinge betrifft. Nichts hasse ich ärger, als die idealischen Träume.

Chesterfields Beispiel und Rath muntert mich auf, Einkleidung, Ton und Schreibart besser als bisher zu cultiviren, den rauhen Marmor deutscher Erudition zu glätten und von den Gemälden, welche in meiner Seele durch einander liegen, immer mehr den Schulstaub abzuwischen und sie dem Zuschauer in ihrem gehörigen Lichte vorzustellen.

Die Encyclopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an.

Die Beobachtung des Details lehrt mich, welch unvernünftiges Buch eine Politik ist, wie jedes Land seine, nicht zwei Länder die gleiche haben, wie daher ein Engländer die Berner Verfassung mit Recht verwerfen, ich und Sie aber dieselbe mit gleichem Recht rühmen, ihre Einführung in einem andern Canton aber für desselben Untergang erkennen können. Wie verlangt mich, der Scene großer Dinge zuzusehen!

Es scheint mir Ruhe und Glück, Vergnügen und innerer Werth durch den Weg der Wissenschaften weit leichter, sicherer und für mich schicklicher zu erreichen. Machiavell und die Ehrsucht hatten mich einige Monate verdorben.

Beredte Sprecher idealischer Philosophie oder politischer Chimären machen Jünglingen die Welt, so sie viel anders finden, und diese Jünglinge der Welt, die sie nicht brauchen kann, unerträglich. Hievor präservirt das Studium detaillirter Geschichten und die Begierde denen, welche man sich zu Freunden wünscht, zu gefallen.

Anfangs war die Geschichte nichts als die Vorrathskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in Führung der Geschäfte, seit sie aber in Universalhistorie ausgeartet und seit wir uns in die allgemeinen Ideen verliebt haben, hat sie ihren wahren Nutzen verloren.

Dieser Rousseau lehrt mich eine einige sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat

man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher räsonnirt, so will denn ich — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießt sich der Rhein und die Rhone, sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niederen Flächen der Germanen und Belgen, warum dann, o Freund! gleicht die Sprache selbst unserer schönen Geister nur dem Staubbach, spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort?

Der Geist, Freund, ists, der den Styl lebendig macht, der Buchstabe der Regel ist nichts nütze.

Alles kömmt darauf an, daß wir die Dinge aus ihrem rechten Augpunkt ansehen, so werden die Begriffe bestimmt und der Styl simpel und edel werden.

Ich will observiren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltner aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freien Mannes von Genie soll in ihm selbst sein, und die Tyrannen, welche Europa fesseln und fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker als unsre eignen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten.

Die Freundschaft besteht in der Gemeinschaft, im Freihandel aller Grundsätze, Empfindungen und Gesinnungen; was hilft mich, daß mein Freund weise und besser ist, wenn er mich nicht auch weise und besser macht.

Die Wissenschaften kann ich nicht mit möglichstem Succeß cultiviren, viel weniger meinen Charakter bilden, anders als in der Unabhängigkeit und im Schoß der Freundschaft.

Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber Winckelmann ist so unvergleichlich, so hoch, so tief, so ganz Mann von Genie, von so griechischem Gefühl, von solcher Energie, so recht wie ein Professor nach meinem Sinn sein soll, daß ich fürchte Sulzern nach ihm zu lesen.

Der König von Preußen liest gewisse Lieblingsautoren alle Jahre einmal. Ich habe nun Thucydidem kommen lassen. Dieser griechische Tacitus wird mich viel Großes lehren; er ists, welchen Demosthenes achtmal copirt hat.

Ich finde, daß der Schriftsteller, welcher erhaben denken und sprechen will, anheben muß mit der Veredlung und Erhöhung seines eignen Geistes. Daher nähre ich mich auch von der vortrefflichen Philosophie Zenons und Socratis, und wende alles auf mich selbst an. Ich halte eine gewisse Asketik für nothwendig, um sich über die gemeinen Menschen zu erheben.

In der Tasche trage ich den Epiktet. Ich ehre diese Stoiker sehr hoch und finde in ihrer Philosophie Regeln und einen Trost, welchen ich lange vermißt hatte. Ich

bekehre mich täglich zur Schule Katons und der Brutus. So oft ich mir etwas versage, so erhebt sich mein Geist und der Mensch darf nur seine Vernunft fühlen, um göttliche Augenblicke zu genießen. Mehr aber, als selbst der Weise ihre Regeln, wirkt auf mich die Betrachtung meiner Bestimmung.

Dieser Montesquieu, Tacitus, Livius, Justinian, Blackstone, Macchiavell, alles Große, was das alte Griechenland, was das ewige Rom, was unser energischer Norden, das freie Brittanien, die französische Monarchie und der deutsche Fleiß hervorgebracht haben; alles was nach den vielen barbarischen Verwüstungen durch den langen Lauf von dritthalb tausend Jahren von den tiefsinnigen und wohlbedachten Arbeiten so vieler großen Männer bis auf uns herunter gekommen ist, alles das, mein Freund, ist vor uns ausgebreitet und zu unserm Unterricht offen. Die ganze alte Welt und alle vergangenen Alter haben für uns gearbeitet, und der, welcher das alles erhalten hat, er sei wer er will, ruft uns zu: Lies und werde klug!

Die Menschen fehlen aus Irrthum, weil sie ihre wahren Interessen nicht kennen; die historische Erfahrung lehrt sie ihnen; die Menschen fehlen auch, weil sie nicht lebhaft fühlen, was sie erkennen, daher nicht genug ist, über die Historie zu denken: sie muß verarbeitet werden.

So war Montesquieu: er lernte von allen und schwang sich über alle seine Lehrer empor.

Wenn Sie das höchste Vergnügen des Geistes schmecken wollen, so müssen Sie componiren. Wenn Sie Ihre Begriffe bestimmen, Ihre Schreibart vervollkommnen, sich die reizendste Beschäftigung und Ihrem Geist die würdigste Richtung geben wollen, so müssen Sie componiren; nicht für Ihr Schreibpult, selbst nicht allein für mich, sondern für das Publicum.

Und gleichwie Kato der Aeltere alle seine Sentenzen schloß: und Karthago soll man zerstören; ebenso werde ich nicht aufhören Ihnen zu predigen, daß wenn Sie Ihr Genie recht schärfen und anwenden wollen, Sie etwas schreiben müssen.

Meine erste Sorge soll allezeit die Einfalt sein; die andere die Kraft.

Außer Lastern und Unwissenheit ist in der Welt kein Unglück für den Weisen, wozu hülfe die Philosophie?

Die Quelle jener ursprünglichen Weisheit, wodurch man sich und sein Volk von den Sclaven unterscheidet, ist ein Abgrund unsrer eigenen Seele.

Ich war lange zweifelhaft, wie ich citiren soll. Citire ich nicht, so glauben die Deutschen, ein nicht holpricht geschriebenes oder hingehacktes Werk könne unmöglich eine

wahre Historie sein, und dann geben sie allen Menschen Mißtrauen gegen diesen vermummten Schüler Voltaire's; was solche Leute an Voltaire am ersten bemerken, ist gewiß der Mangel der Citate.

Am meisten reizt mich freilich die Manier Bacons und Leibnitzens, welche nicht Jahre verschwendeten, alles was über eine Wissenschaft gesagt worden, zu sammeln und zu verdauen, und ein mühseliges System aufzuführen und zu erweisen; sondern sie verbreiteten die Strahlen ihres Genies über viele Zweige der menschlichen Erkenntnisse, beobachteten allenthalben, öffneten überall Ansichten und ließen Jahrhunderten Materie zum Nachdenken.

Es fließt die Composition erstaunlich auf den Charakter ein: meine Seele siehet nichts mehr als nachfolgende Geschlechter, als gemeines Wesen und Verachtung der Wollust, des Geldes und des Todes.

Nie werdet Ihr Euer Genie, noch den Lohn des Nachdenkens fühlen, ehe Ihr Euch in dem weitläufigsten Kreis des Wissens Ein Feld zu bearbeiten wählet und hierüber componiret.

Lesen ist nichts; Denken etwas; Denken und Fühlen die Vollkommenheit.

Was ist denn die Tugend und Eure so geliebte Philosophie, wenn sie Euch nicht stählt gegen die Menschen!

Merket allezeit, daß das sicherste Mittel zu Thaten ist, immer auf den gleichen Zweck arbeiten.

Ich bin nie weniger müßig, als wenn ich reise; ich reise nie als mit ein paar Dutzend Büchern, und nie ist mein Geist lebendiger, als wenn ihn die Kutsche schüttelt. Montesquieu war auch so. Wenn er ein Kapitel nicht herauskriegen konnte, ließ er anspannen.

Aus den „**Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft**“.

Müllers eigenes Motto: Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
(Haller.)

— ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.
(Schiller im Tell V, 1.)

Aus Müllers Zuschrift des ersten Bandes an alle Eidgenossen (1786).

Fünfzehn Jahre habe ich, so weit mir unausweichliche Beschäftigungen Muße ließen, diese Lücke einigermaßen auszufüllen getrachtet, so wohl durch diplomatische Untersuchungen als durch die Beobachtung der Lage des Landes, der Denkungsart unseres Volkes und bei gegenwärtigem Zustand von Europa nothwendigen Maßregeln, endlich durch Vergleichung anderer freier Verfassungen alter und neuer Zeit und des verschiedenen Geistes und Glücks aller Classen menschlicher Gesellschaft von der stillen Hütte des einsamen Alpenhirten bis an den Hof mehr als Eines großen Fürsten.

Des Landes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölben der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Lande gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe; die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

Die Erneuerung der Eidgenossenschaft im Rütli.

In der Nacht Mittewochs vor Martinstag im Wintermonat brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereiniget, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, „daß in

diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern." Als alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal, ihre Hände auf gen Himmel, und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Zu J. v. Müllers deutschem Patriotismus.

Motto: Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
(Schiller im Tell.)

Aus Müllers Briefen an Bertuch.

Ich bin überzeugt, daß es mit unserm Europa ganz zur Neige geht, nehme das größte Interesse an jeder anderweitigen Hoffnung für die Menschheit und Cultur.
(Den 16. Oct. 1804.)

Die Politik unserer Zeit braucht einen Doctor Luther. (Ebenda.)

Teutschland wimmelt nicht von Männern, die in diesen delikaten Zeiten die große Krise mit großer Ansicht und Kraft zu behandeln geschickt wären oder dessen sich getrauten.
(Den 19. Oct. 1804.)

Der König hat eine vortreffliche Wahl getroffen: einen Mann von hellerem Kopf, teutscher als Stein konnte er nicht finden und mit edlem Vertrauen gab er dem alles.
(Den 9. Nov. 1804.)

Es ziehen sich Wetterwolken zusammen, die mir leid sind; unsere Schuld wird es gewiß nicht sein, aber zuviel ist zuviel. Dann aber wären die allergrößten Anstrengungen auch des Genies nöthig; besonders müßte der Geist geweckt, entflammt werden, wie unter Friedrich; man müßte mit größter Kraft und Beredsamkeit die Menschen heben über sich selbst und Wunder thun machen. Darüber habe ich schon sehr viel nachgedacht. (Ebenda.)

Aus Böttigers Brief an Bertuch (v. 24. Dec. 1806).

Johannes Müller schreibt, daß er, seit er mit Friedrich II. sprach, nie das empfunden habe, was er bei der anderthalbstündigen Audienz bei Napoleon fühlte, die an Klarheit und Ueberblick alles übertraf, was Friedrich sprach. Auch rühmt er seine Jedermann à son aise setzende Herablassung und Zutraulichkeit.



20. Immanuel Kant.

Geb. den 22. April 1724 zu Königsberg; gest. den 12. Febr. 1804 ebendaselbst.

Motto: Der Satz aller ächten Idealisten von der eleatischen Schule bis zum Bischof Berkeley ist in der Formel enthalten: alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit. Der Grundsatz, welcher meinen Idealismus durchgängig regiert und bestimmt, ist dagegen: alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinen Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit.

Die Menschen sind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, sie mündig zu machen. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, aber wir leben in einem Zeitalter der Aufklärung.

Urtheile über Kant.

Herder: Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offne, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen. Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keppler's, Newton's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf un=

befangene Kenntniß der Natur und auf moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgiltig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbarische Inschrift setzen, die einst ein sehr unwürdiger Philosoph empfing:

Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt
Aut par aut melior; studiorum cognitus orbi
Princeps; ingenio varius, subtilis et acer,
Omnia vi superans rationis etc. —,

sondern mit dem Verfasser der Bonhommien ihn, seiner Absicht nach, Sokrates nennen und seiner Philosophie den Fortgang dieser seiner Absicht wünschen, daß nämlich nach ausgereuteten Dornen der Sophisterei die Saat des Verstandes, der Vernunft, der moralischen Gesetzgebung reiner und fröhlicher sprosse, nicht durch Zwang, sondern durch innere Freiheit. (Aus dem 49. „Br. zu Beförderung der Humanität".)

Schiller: (Kant) ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solon's noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen. Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte?

(Aus der Abhandlung über: „Anmuth und Würde" 1793.)

Derselbe: Ich bin sehr verlangend Kants Anthropologie zu lesen. Die pathologische Seite, die er am Menschen immer heraus kehrt, und die bei einer Pathologie vielleicht am Platze sein mag, verfolgt einen fast in allem was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehen gibt. Daß dieser heitere und jovialische Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend u. s. w. nicht ganz verwunden hat, ist zu verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte.

(Brief an Goethe vom 22. Dec. 1798.)

Derselbe: Meyers Stimme ist mir hier bedeutend und schätzbar und tröstet mich über den Widerspruch Herders, der mir meinen Kantischen Glauben, wie es scheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philosophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern System, von dem man sich nicht besser überzeugt hätte, sonst widerfahren lassen möchte; denn die Kantische Philosophie übt in den Hauptsachen selbst keine Duldung aus und trägt einen viel zu rigoristischen Charakter, als daß eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber dieß macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkür vertragen kann. Eine solche Philosophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfschütteln abgefertigt sein. Im offenen, hellen und zugänglichen Feld der Untersuchung erbaut sie ihr System, sucht nie den

Schatten und reservirt dem Privatgefühl nichts, aber so, wie sie ihre Nachbarn behandelt, will sie wieder behandelt sein, und es ist ihr zu verzeihen, wenn sie nichts als Beweisgründe achtet. Es erschreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieser Philosophie, so wie jede andere, zerstören wird; aber die Fundamente derselben werden dieß Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist und so lange es eine Vernunft gibt, hat man sie stillschweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt. (an Goethe den 28. Oct. 1794.)

Derselbe: Ich habe dieser Tage Woltmanns Schrift über die Reformation, die bis an Luthers Tod fortgeführt ist, gelesen und bin durch jene theologische Revolution an die neueste philosophische erinnert worden. In beiden war etwas sehr bedeutend Reales, dort der Abfall von Kirchensatzungen und die Rückkehr zu den Quellen, Bibel und Vernunft: hier der Abfall vom Dogmatismus und der Empirie. Aber bei beiden Revolutionen sieht man die alte Unart der menschlichen Natur, sich gleich wieder zu setzen, zu befangen und dogmatisch zu werden. Wo das nicht geschieht, da fließt man wieder zu sehr aus einander, nichts bleibt fest stehen, und man endigt, so wie dort, die Welt aufzulösen und sich eine brutale Herrschaft über alles anzumaßen.

(an Goethe den 17. Sept. 1800.)

Derselbe: Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben.

(Brief an W. v. Humboldt vom 2. April 1805.)

Goethe: Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneure, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. —

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Natur-Erzeugnisse eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgesprochen.

(Aus: „Einwirkung der neuern Philosophie.“)

Derselbe: Wenn Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergibt sich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Ueber solche Dinge konnte ich sehr beredt sein. (Aus der „Campagne in Frankreich.“)

Derselbe: Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die Deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.
(Aus den „Wanderjahren.“)

Derselbe: Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen. (Aus: „Winckelmann.“)

Jean Paul (in der Vorrede zur „Vorschule der Aesthetik“ 1812): Aristoteles und Kant, zwei philosophische Menächmen in Tiefsinn, Formstrenge, Redlichkeit, Vielblick und Gelehrsamkeit.

W. v. Humboldt: Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophieen aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammen hält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genie's dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat,

wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophieen, wieder in vollkommner Freiheit und auf selbst geschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

J. G. Droysen: Ich spreche von Kant. Fern in den entlegensten Bereichen unserer Sprache sinnt und lehrt der alte Meister eben jenes letzte Warum des Menschenlebens. Es gilt dem großen Schritt von den Idealen zur Wirklichkeit. Die Thatsache des Willens, lehrt Kant, ist sofort die sich als Realität erweisende Idealität; „ich will" tritt nun kühn über jenes cogito ergo sum; es ist die Summe der Selbstgewißheit. Kant hat, wie ein glückliches Wort es bezeichnet, den ontologischen Beweis zwar nicht Gottes, aber des Menschen geführt. In dem Wollen, in dem weiten Reich der practischen Vernunft ist Sein und Denken versöhnt. Hier verschmäht die Vernunft kühn alles Gegebene, davon sie ausgehe, alle Abhängigkeit, die sie bestimme; frei bestimmt sie sich in sich selber zum Wollen; der Wille ist frei, ist autonom. „Ich bin frei" ist das große Resultat der Kantischen Lehre, der Mittelpunct ihrer Macht; ich bin frei, weder die Natur, noch irgend ein Mensch, noch Gott selbst vermag gegen diese Freiheit etwas. Und der Inhalt dieses Wollens ist eben die Vernunft; sie gebietet, das Gute zu thun, das Gute als Pflicht; sie hat keinen Preis, für den sie uns erkauft; sie befiehlt nicht hypothetisch, so daß sie Gegenleistung verspricht, sondern sie zwingt alle unsere Neigungen als kategorischer Imperativ zur Anerkennung ihrer Nothwendigkeit; die Nothwendigkeit des Willens entspringt aus seiner Freiheit.

Kuno Fischer: Ein Zeitgenosse und Unterthan Friedrichs des Großen war und fühlte sich Kant auch geistig als einen ächten Sohn dieses Zeitalters. Die erste Schrift, die er gleich beim Eintritt in seine akademische Laufbahn veröffentlicht hatte, „die Naturgeschichte des Himmels," war dem großen König gewidmet. Das bedeutendste seiner Werke, „die Kritik der reinen Vernunft," widmete er dem Minister Zedlitz. Unter den wissenschaftlichen Größen, die das Zeitalter Friedrich's erzeugt hat, ist er die erste, die mit vollem Recht neben den Feldherrn des Königs ihren Platz behauptet an dem Friedrichsmonumente zu Berlin.

Und der beinahe fünfzigjährige Zeitraum seiner akademischen Wirksamkeit: welche Fülle der größten weltgeschichtlichen Veränderungen begreifen diese Jahre in sich! Der siebenjährige Krieg mit seinem glorreichen Erfolge der Erhebung Preußens unter die Reihe der stimmführenden Staaten Europas, der amerikanische Freiheitskrieg, die Erschütterungen der französischen Revolution, die in dem Todesjahr des Philosophen ihren ersten Lauf vollendet, indem sie nach so vielen Verwandlungen aus der letzten republikanischen Phase des Consulats in die Alleinherrschaft des Kaiserreichs übergeht! Von diesen Begebenheiten war Kant kein müßiger Zeuge. Neben seinen philosophischen Untersuchungen interessirte ihn nichts mehr als die politischen Weltgeschicke, er verfolgte ihren Verlauf mit der lebhaftesten Theilnahme; er ergriff mit der entschiedensten Sympathie die Sache Amerika's gegen England, noch leidenschaftlicher nahm er Partei für die Umgestaltung Frankreichs. Das Gestirn Friedrichs des Großen stieg empor, als

Kant seine akademischen Studien anfing. Es hatte seine glänzende Laufbahn vollendet, als Kant seine glänzende Laufbahn eben begonnen hatte, und die letzten Lebensjahre des Philosophen sahen das Gestirn Napoleon's aufgehen.

Die furchtbare Fremdherrschaft auf deutschem Boden und die deutschen Freiheitskriege hat er nicht mehr erlebt. Aber der Geist seiner Philosophie ist mit diesem gerechtesten aller Kriege gewesen, und Kant, der die Unabhängigkeit fremder Nationen mit so vieler Theilnahme sich begründen sah, würde unter den Ersten gewesen sein, die Unabhängigkeit der eigenen Nation gegen das erniedrigende Joch der Fremdherrschaft zu vertheidigen.

Gust. Kühne: Nichts charakterisirt Preußen schärfer als Kant, nichts Oesterreich bestimmter als Mozart.

Aus den „Träumen eines Geistersehers" (1766).

Der andre Vortheil ist der Natur des menschlichen Verstandes mehr angemessen und besteht darin: einzusehen, ob die Aufgabe aus demjenigen, was man wissen kann, auch bestimmt sei und welches Verhältniß die Frage zu den Erfahrungsbegriffen habe, darauf sich alle unsre Urtheile jederzeit stützen müssen. In so fern ist die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft, und da ein kleines Land jederzeit viel Grenze hat, überhaupt auch mehr daran liegt, seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehen, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreichet wird. Ich habe diese Grenze hier zwar nicht genau bestimmt, aber doch in so weit angezeigt, daß der Leser bei weiterem Nachdenken finden wird, er könne sich aller vergeblichen Nachforschung überheben, in Ansehung einer Frage, wozu die Data in einer andern Welt, als in welcher er empfindet, anzutreffen sind. Ich habe also meine Zeit verloren, damit ich sie gewönne. Ich habe meinen Leser hintergangen, damit ich ihm nützte, und wenn ich ihm gleich keine neue Einsicht darbot, so vertilgte ich doch den Wahn und das eitele Wissen, welches den Verstand aufblähet und in seinem engen Raume den Platz ausfüllt, den die Lehren der Weisheit und der nützlichen Unterweisung einnehmen könnten.

Wen die bisherigen Betrachtungen ermüdet haben, ohne ihn zu belehren, dessen Ungeduld kann sich nunmehro damit aufrichten, was Diogenes, wie man sagt, seinen gähnenden Zuhörern zusprach, als er das letzte Blatt eines langweiligen Buchs sah: Courage, meine Herren, ich sehe Land. Vorher wandelten wir wie Demokrit im leeren Raume, wohin uns die Schmetterlingsflügel der Metaphysik gehoben hatten, und unterhielten uns daselbst mit geistigen Gestalten. Jetzt, da die stiptische Kraft der Selbsterkenntniß die seidenen Schwingen zusammengezogen hat, sehen wir uns wieder auf dem niedrigen Boden der Erfahrung und des gemeinen Verstandes; glücklich! wenn wir denselben als unseren angewiesenen Platz betrachten, aus welchem wir niemals ungestraft hinausgehen, und der auch Alles enthält, was uns befriedigen kann, so lange wir uns am Nützlichen halten.

Aus der „Kritik der reinen Vernunft" (1781).

Motto: Von uns selbst schweigen wir. In Betreff der Sache aber, um die es sich handelt, bitten wir, daß die Menschen sie nicht für eine Meinung, sondern für ein Werk ansehen und daß sie überzeugt sind, es handele sich nicht dabei um die Grundlegung einer Secte oder eines beliebigen Einfalls, sondern der menschlichen Wolfahrt und Würde. Ferner möge jeder Einzelne zu seinem eigenen Besten das Allgemeine bedenken und dafür eintreten. Schließlich mögen sie guter Hoffnung sein und unsere Instauratio nicht für etwas Endloses und Uebermenschliches halten, sondern sie mit ihrem Verstande auffassen, da sie in Wahrheit das Ende und die naturgemäße Grenze unendlichen Irrthums ist.

Baco von Verulam.

(Kants eigenes Motto vor der zweiten Ausgabe der Kritik der rein. Vern.)

Lessing starb zu Braunschweig, im Jahre 1781, verkannt, gehaßt und verschrieen. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit diesem Buche, welches durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geistige Revolution in Deutschland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben so wichtig dünken muß wie jene.

(Heine.)

The english-speaking race, the race of the future, will now have in Kant's Critique another Aryan heirloom, as precious as the Veda — a work that may be criticised, but can never be ignored.

(Max Müller in seiner englischen Uebersetzung der „Kritik der rein. Vern." 1881.)

Nichts, als die Nüchternheit einer strengen, aber gerechten Kritik, kann von diesem dogmatischen Blendwerke, das so viele durch eingebildete Glückseligkeit unter Theorien und Systemen, hinhält, befreien und alle unsere speculativen Ansprüche bloß auf das Feld möglicher Erfahrung einschränkten, nicht etwa durch schalen Spott über so oft fehlgeschlagene Versuche, oder fromme Seufzer über die Schranken unserer Vernunft, sondern vermittelst einer nach sicheren Grundsätzen vollzogenen Grenzbestimmung derselben, welche ihr nihil ulterius mit größester Zuverlässigkeit an die herkulische Säule heftet, die die Natur selbst aufgestellet hat, um die Fahrt unserer Vernunft nur so weit, als die stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung reichen, fortzusetzen, die wir nicht verlassen können, ohne uns auf einen uferlosen Ocean zu wagen, der uns unter immer trüglichen Aussichten am Ende nöthigt, alle beschwerliche und langwierige Bemühung als hoffnungslos aufzugeben.

Gerade das Gegentheil von dem, was man hier anräth, muß in der akademischen Unterweisung geschehen, aber freilich nur unter der Voraussetzung eines gründlichen Unterrichts in der Kritik der reinen Vernunft. Denn, um die Principien derselben so früh als möglich in Ausübung zu bringen und ihre Zulänglichkeit bei dem größten dialektischen Scheine zu zeigen, ist es durchaus nöthig, die für den Dogmatiker so furchtbaren Angriffe wider seine, obzwar noch schwache, aber durch Kritik aufgeklärte Vernunft zu richten und ihn den Versuch machen zu lassen, die grundlosen Behauptungen des Gegners Stück für Stück an jenen Grundsätzen zu prüfen. Es kann ihm gar nicht schwer werden, sie in lauter Dunst aufzulösen, und so fühlt er frühzeitig seine eigene Kraft, sich wider dergleichen schädliche Blendwerke, die für ihn zuletzt allen Schein verlieren müssen, völlig zu sichern. Ob nun zwar eben dieselben Streiche, die das Gebäude des Feindes niederschlagen, auch seinem eigenen speculativen Bauwerke, wenn er etwa dergleichen zu errichten gedächte, eben so verderblich sein müssen: so ist er darüber doch gänzlich unbekümmert, indem er es gar nicht bedarf, darinnen zu wohnen, sondern noch eine Aussicht in das praktische Feld vor sich hat, wo er mit Grund einen festeren Boden hoffen kann, um darauf sein vernünftiges und heilsames System zu errichten.

So gibt's demnach keine eigentliche Polemik im Felde der reinen Vernunft. Beide Theile sind Luftfechter, die sich mit ihrem Schatten herumbalgen, denn sie gehen über die Natur hinaus, wo für ihre dogmatischen Begriffe nichts vorhanden ist, was sich fassen und halten ließe. Sie haben gut kämpfen; die Schatten, die sie zerhauen, wachsen, wie die Helden in Walhalla in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich aufs Neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können.

Aus der „Kritik der praktischen Vernunft" (1788).

Motto: Da es aber hier nicht Zweck ist Moral zu lehren und ich überdieß, wie erwähnt, nicht gern etwas gut Gesagtes wiederhole, verweise ich hierüber auf das Gespräch in Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (Bd. 15, S. 173), welches diesen Gegenstand für unsern Leserkreis so gut behandelt, als Kant's Metaphysik der Tugendlehre für den Philosophen vom Fache.
(Feuchtersleben in der „Diätetik der Seele".)

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren, selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann etwas anderes lehren.
Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?
Der Alte. Ja.
Luise. Auch wenn sie gut ist?
Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur in so fern sie etwas gutes wirkt.
Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?
Der Alte. So soll man sich verbieten wohlthätig zu sein, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.
Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?
Der Alte. Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Ziele werden kann. Doch gesetzt auch; so würde der zu schätzen sein, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.
(Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten".)

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen die Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empörendste sein muß, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Principien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen unter denkenden Köpfen, die überzeugt sein wollen, kein Streit mehr sein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich hier alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.
(Schiller.)

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bey sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern blos ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Minderes seyn, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Daseyn des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten practischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist,) unter sich hat. Es ist nichts anders als die Persönlichkeit, d. i. die Freyheit und Unabhängigkeit von dem Mechanism der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigenthümlichen, nemlich von seiner eigenen Vernunft

gegebenen reinen practischen Gesetzen die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, so fern sie zugleich zur intelligibelen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweyte und höchste Bestimmung, nicht anders, als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft, in aufgeworfenen practischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und, nachdem sie einen blos moralischen Catechism zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten, um Beläge zu den vorgelegten Pflichten bey der Hand zu haben, an denen sie, vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen, die Beurtheilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzten, um den mindern oder größeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Speculation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und dabey, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessirt finden werden, was aber das vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können, daß die öftere Uebung, das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beyfall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder mit einander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheues auf der andern Seite zurücklassen werde, welche, durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als Beyfalls- oder Tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würden. Nur wünsche ich sie mit Beyspielen sogenannter edler (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsame Schriften so viel um sich werfen, zu verschonen, und alles blos auf Pflicht und den Werth, den ein Mensch sich in seinen eigenen Augen durch das Bewußtsein, sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, auszusetzen, weil, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdenn ihnen nur unbedeutend klein scheint, frey sprechen.

Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmenden Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich-Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweyte fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen

sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punct im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Aus der „**Kritik der Urtheilskraft**“ (1790).

An einem Produkte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei, und nicht Natur; aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Product der bloßen Natur sei. Auf diesem Gefühle der Freiheit im Spiele unserer Erkenntniß-vermögen, welches doch zugleich zweckmäßig sein muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.

Denn wir können allgemein sagen, es mag die Natur- oder die Kunstschönheit betreffen: schön ist das, was in der bloßen Beurtheilung (nicht in der Sinnenempfindung, noch durch einen Begriff) gefällt. Nun hat Kunst jederzeit eine bestimmte Absicht etwas hervorzubringen. Wenn dieses aber bloße Empfindung (etwas bloß Subjectives) wäre, die mit Lust begleitet sein sollte, so würde dies Product, in der Beurtheilung, nur vermittelst des Sinnengefühls gefallen. Wäre die Absicht auf die Hervorbringung eines bestimmten Objects gerichtet, so würde, wenn sie durch die Kunst erreicht wird, das Object nur durch Begriffe gefallen. In beiden Fällen aber würde die Kunst nicht in der bloßen Beurtheilung d. i. nicht als schöne, sondern mechanische Kunst gefallen.

Also muß die Zweckmäßigkeit im Producte der schönen Kunst, ob sie zwar absichtlich ist, doch nicht absichtlich scheinen; d. i. schöne Kunst muß als Natur anzusehen sein; ob man sich ihrer zwar als Kunst bewußt ist. Als Natur aber erscheint ein Product der Kunst dadurch, daß zwar alle Pünktlichkeit in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Product das werden kann, was es sein soll, angetroffen wird, aber ohne Peinlichkeit, (ohne daß die Schulform durchblickt) d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt, und seinen Gemüths-kräften Fesseln angelegt habe.

— — — —

Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel giebt. Da das Talent, als angebornes productives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man sich auch so ausdrücken: Genie ist die angeborne Gemüths-anlage (ingenium), durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt.

— — — —

Unter allen [schönen Künsten] behauptet die Dichtkunst (die fast gänzlich dem Genie ihren Ursprung verdankt, und am wenigsten durch Vorschrift, oder durch Beispiele

geleitet sein will) den obersten Rang. Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt und innerhalb den Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegrenzten Mannichfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen, diejenige darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von selbst, weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet, und sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen. Sie spielt mit dem Schein, den sie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betrügen; denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel, welches gleichwol vom Verstande und zu dessen Geschäft zweckmäßig gebraucht werden kann. —

Ich muß gestehen: daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühle der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, die die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, welches im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. Beredtheit und Wohlredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst (ars oratoria) ist, als Kunst sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut sein, als sie wollen), gar keiner Achtung würdig. Auch erhob sie sich nur, so wol in Athen, als in Rom, zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkungsart erloschen war. Wer, bei klarer Einsicht in Sachen, die Sprache nach ihrem Reichthum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und, bei einer fruchtbaren zur Darstellung seiner Ideen tüchtigen Einbildungskraft, lebhaften Herzensantheil am wahren Guten nimmt, ist der vir bonus dicendi peritus, der Redner ohne Kunst, aber voll Nachdruck, wie ihn Cicero haben will, ohne doch diesem Ideal selbst immer treu geblieben zu sein.

Der Meister muß es vormachen, was und wie es der Schüler zu Stande bringen soll; und die allgemeinen Regeln, darunter er zuletzt sein Verfahren bringt, können eher dienen, die Hauptmomente desselben gelegentlich in Erinnerung zu bringen, als sie ihm vorzuschreiben. Hierbei muß dennoch auf ein gewisses Ideal Rücksicht genommen werden, welches die Kunst vor Augen haben muß, ob sie es gleich in ihrer Ausübung nie völlig erreicht. Nur durch die Aufweckung der Einbildungskraft des Schülers zur Angemessenheit mit einem gegebenen Begriffe, durch die angemerkte Unzulänglichkeit des Ausdrucks für die Idee, welche der Begriff selbst nicht erreicht, weil sie ästhetisch ist, und durch scharfe Kritik kann verhütet werden, daß die Beispiele, die ihm vorgelegt werden, von ihm nicht sofort für Urbilder und etwa keiner noch höhern Norm und eigener Beurtheilung unterworfene Muster der Nachahmung gehalten, und so das Genie, mit ihm aber auch die Freiheit der Einbildungskraft selbst in ihrer Gesetzmäßigkeit erstickt werde, ohne welche keine schöne Kunst, selbst nicht einmal ein richtiger sie beurtheilender eigener Geschmack, möglich ist.

Die Propädeutik zu aller schönen Kunst, sofern es auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit angelegt ist, scheint nicht in Vorschriften, sondern in der Cultur der

Gemüthskräfte durch diejenigen Vorkenntnisse zu liegen, welche man humaniora nennt, vermuthlich, weil Humanität einerseits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, andererseits das Vermögen sich innigst und allgemein mittheilen zu können bedeutet, welche Eigenschaften zusammen verbunden die der Menschheit angemessene Geselligkeit ausmachen, wodurch sie sich von der thierischen Eingeschränktheit unterscheidet.

— — — —

Nun sage ich: das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten und auch nur in dieser Rücksicht (einer Beziehung, die Jedermann natürlich ist, und die auch Jedermann Andern als Pflicht zumuthet) gefällt es, mit einem Anspruche auf jedes Andern Beistimmnng, wobei sich das Gemüth zugleich einer gewissen Veredelung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist, und Anderer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft schätzet.

— — — —

Da aber der Geschmack im Grunde ein Beurtheilungsvermögen der Versinnlichung sittlicher Ideen, (vermittelst einer gewissen Analogie der Reflexion über beide, ist, davon auch, und der darauf zu gründenden größeren Empfänglichkeit für das Gefühl aus den letzteren (welches das moralische heißt) diejenige Lnst sich ableitet, welche der Geschmack als für die Menschheit überhaupt, nicht bloß für jedes sein Privatgefühl, gültig erklärt: so leuchtet ein, daß die wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls sei; mit welchem in Einstimmung die Sinnlichkeit gebracht, der ächte Geschmack allein eine bestimmte unveränderliche Form annehmen kann.

Aus der „**Anthropologie**" (1798).

Freiheit und Gesetz (durch welche jene eingeschränkt wird) sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber, damit das Letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreisung sei: so muß ein Mittleres hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, diesen Principien Erfolg verschafft. — Nun kann man sich aber vielerlei Combinationen der Letzteren mit den beiden ersteren denken.

A. Gesetz und Freiheit, ohne Gewalt (Anarchie).
B. Gesetz und Gewalt, ohne Freiheit (Despotism).
C. Gewalt, ohne Freiheit und Gesetz (Barbarei).
D. Gewalt, mit Freiheit und Gesetz (Republik).

Man sieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfassung genannt zu werden verdiene; wobei man aber nicht auf eine der drei Staatsformen (Demokratie) hinzielt, sondern unter Republik nur einen Staat überhaupt versteht und das alte Brocardicon: Salus civitatis (nicht civium) suprema lex esto nicht bedeutet; Das Sinnenwohl des gemeinen Wesens (die Glückseligkeit der Bürger) solle zum obersten Princip der Staatsverfassung dienen; denn dieses Wohlergehen, was ein Jeder nach seiner Privatneigung, so oder anders, sich vormalt, taugt gar nicht zu irgend einem objectiven Princip, als welches Allgemeinheit fordert, sondern jene Sentenz sagt nichts weiter, als: Das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt: denn diese besteht nur durch jene.

— — —

III. Classicismus und Idealismus. Die Herrschaft des antiken Kunstideals und der idealistischen Philosophie. Von 1788—1806.



Der Kranz, der sie verbunden hält, ist zugleich Dein Kranz, mein Deutsches Volk, der Kranz, mit dem sie Dich königlich geschmückt haben vor allen Völkern der Erde. Schaue es selbst und kränze Deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe!

Schlußworte der Rede C. Heilands „bei Enthüllung der Goethe-Schiller-Gruppe".
(Weimar, d. 4. Sept. 1857.)

1. Zu Weimars Ruhm.

Aus Goethe's Stanzen: „Die Romantische Poesie".

Minnesinger. Von Wartburgs Höhen, wo vor so manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergetzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

Heldendichter. Da sangen wir an jedem Feiertage,
Der Eurem Stamm die frische Knospe gab;
Den spatentriff'nen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum sieggeschmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundersage,
Das Heldenschwert so wie den Zauberstab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen schönbekränzten, zum Altare.

— — — — — — —

Ja selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenvollste Raum;
Drum soll die That sich mit dem Worte gatten:
Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum.
Lustwälder ziehn sich über grüne Matten,
So blüht er fort, der schöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es soll für ewig grünen!

Anspielungen auf Weimar in Goethe's Tasso.

Aus Act I, Auftr. 1.

Leonore. Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Prinzessin. Mehr durch die guten Menschen, die sich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore. Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther sich, die eurer würdig sind,
Und ihr seid eurer großen Väter werth.
Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg. — — —
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Aus Act I, Auftr. 3.

Tasso. An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.

Aus Act I, Auftr. 4.

Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regieret;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Goethe und Schiller über ihr Verhältniß zu Karl August und Weimar.

Aeußerungen Goethe's.

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt,
Mit leichtem Zauberbande hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet.
Und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

(„Das Schicksal" von Goethe gedichtet am 3. Aug. 1776 in Ilmenau.)

Noch ein Wort. Gestern als wir Nachts von Apolda zurückritten, war ich vorn allein bei den Husaren, die erzählten einander Stückchen, ich hörts, hörts auch nicht, ritt so in Gedanken fort. Da fiel mir's auf, wie mir die Gegend so lieb ist, das Land! der Ettersberg! die unbedeutenden Hügel!! und mir fuhr's durch die Seele — Wenn Du nun auch das einmal verlassen mußt! das Land wo Du so viel gefunden hast, alle Glückseligkeit gefunden hast, die ein Sterblicher träumen darf, wo Du zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz schwebst — wenn Du auch das zu verlassen gedrungen würdest mit einem Stab in der Hand wie Du Dein Vaterland verlassen hast, es kamen mir die Thränen in die Augen, und ich fühlte mich stark genug, auch das zu tragen — stark! das heißt dumpf.

(Br. an Frau v. Stein vom 16. Juli 1776.)

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier, still und athmend kaum,
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Verschwinde, Traum!

Wie dank' ich, Musen, euch,
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt;
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,
Ein ruhig Volk im stillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeih'n und festes ird'sches Glück.

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn; die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

(Goethe in: Ilmenau am 3. Sept. 1783.)

Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wieder gefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll! Ich kann nur sagen: Herr, hie bin ich, mach aus Deinem Knecht, was Du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb sein, ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehen.

(Goethe an Karl August aus Rom d. 17. März 1788.)

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
 Kurz und schmal ist sein Land; mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
 Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was preisest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
 Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
 Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
 Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
 Nichts! ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
 England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
 Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
 Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

(Goethe in den „Venet. Epigrammen" 1790.)

Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens, wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte.

(Goethe in der „Campagne in Frankreich".)

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein so einladend segnendes Motto [„Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder! Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!" Aufschrift über der Thüre des Dornburger Schlosses] sei durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

(Goethe in einem Brief aus Dornburg im Juli 1828, nach dem Tode Karl August's.)

Aeußerungen Schillers.

Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm [dem ersten Act des Don Carlos] damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug für die Ewigkeit zu arbeiten. Wie theuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.

(Schiller in der Widmung der „Rheinischen Thalia" an den Herzog Karl August von Weimar d. 14. März 1785.)

Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viel vorzügliche Menschen findet.

(Schiller in einem Br. an Minister Voigt.)

Die wenigen Wochen meines Aufenthalts zu Weimar und in der größern Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen so belebenden Einfluß auf meine Geistesstimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunstgenusses und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos sind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen

an meinem Platz; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbesserte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit und vorzüglich die metaphysische im Schwange geht, ist den Dichtern nicht günstig; diese haben von jeher nur unter dem Einfluß der Künste und eines geistreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatischen Beschäftigungen mir die Anschauung des Theaters zum nächsten Bedürfniß machen und ich von dem glücklichen Einfluß desselben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, so hat alles dieß ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Es ist der Wunsch, der mich antreibt, Ihnen Selbst, gnädigster Herr, und den Durchlauchtigsten Herzoginnen näher zu sein, und mich durch das lebhafte Streben nach Ihrem Beifall in meiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu Ihrer eigenen Erheiterung dadurch beizutragen. (Schiller in einem Brief an Karl August vom 1. Sept. 1799.)

Aeußerungen Goethe's und Schillers über Weimar und Jena.

Man kann sich auf das Zeugniß des deutschen und auswärtigen Publicums berufen, wenn man versichert, daß seit mehr als dreißig Jahren Wissenschaften und Künste in den Weimarischen Landen auf eine vorzügliche Weise cultivirt werden. Wenn sich in Jena, als Lehrer und Schüler, eine große Anzahl Männer ausgebildet, welche gegenwärtig in Deutschland bei den vorzüglichsten Academien und Lehranstalten angestellt sind, so haben in Weimar sich so viele berühmte und bekannte Schriftsteller, theils ihre Lebzeit, theils Jahre lang aufgehalten und die allgemeine Circulation des Wissens und Arbeitens unterhalten und vermehrt.

(Eingang zu Goethe's Schutzschrift für die Universität Jena aus der Zeit nach der Schlacht bei Jena 1806.)

Vielleicht war Jena, wie es vor sechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art auf Jahrhunderte. (Schiller an W. v. Humboldt d. 18. Aug. 1803.)

O Weimar! Dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

(Goethe in „auf Miedings Tod“ 1782.)

„Wohin willst du dich wenden?“
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

(Goethe in den „zahmen Xenien“.)

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

(„Ilm“ von Schiller 1796.)

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

(„Saale“ von Schiller 1796.)

Wenn der Ilme Bach bescheiden
Schlängelnd still im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbversteckt sich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.

(Goethe im Festgedicht zum 18. Dec. 1818.)

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hin geflößt nach allen Landen.

(„Die Ilme" ebenda.)

Begrüße diese Stadt [Weimar],
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

(Goethe im Prolog zu Ifflands „alte und neue Zeit" 1794.)

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.

(Schiller im Lied „an die Freunde" 1802)

Goethe über seinen Aufenthalt auf der Wartburg 1777.

(Aus den Briefen an Frau v. Stein.)

Wartburg den 13. Sept. 77. Abends 9. Hier wohn' ich nun Liebste und singe Psalmen dem Herrn, der mich durch Schmerzen nnd Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog hat mich veranlaßt heraufzuziehen. —

Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsen-Abhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt, Liebste, ich hab eine rechte Fröhlichkeit dran. —

Wenns möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen, denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier! O, man sollte weder zeichnen noch schreiben! —

Diese Wohnung ist das Herrlichste was ich erlebt habe, so hoch und froh, daß man hier nur Gast sein muß, man würde sonst für Höhe und Fröhlichkeit zu nicht' werden. —

Nachts halb 12. [d. 14. Sept.] Eben komm' ich wieder aus der Stadt herauf. Noch eine gute Nacht. Im Mondschein den herrlichen Stieg auf die Burg! —

Montag den 15. [September] Nachts! Wieder herauf! Wenn Sie nur einmal zum Fenster hinaus mit mir sehen könnten!



2. Johann Wolfgang Goethe.

Geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M.; gest. den 22. März 1832 in Weimar.

Motto: Die Geschichte Goethe's ist die Culturgeschichte seiner Zeit.
(Bei Cholevius Gesch. d. deutsch. Poesie II, S. 221.)

Er war die Seele seines Jahrhunderts.
(Emerson in „Goethe und Shakespeare", S. 21.)

Der Tag ist angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.
(Goethe im „liter. Sansculottismus" 1795.)

Die Natur erschuf in ihm die Kunst.
(Goethe's Wort über Corona Schröter auf ihn selbst angewandt.)

Der würdigste Kenner, dem die Götter die Natur sammt der Kunst zum Königreich gegeben. (Schelling in der Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur" 1807.)

Die Natur wollte wissen, wie sie aussähe, da erschuf sie Goethe.
(Heine in den „Reisebildern".)

La natura lo fece e ne ruppe la mole.
(Die Natur erschuf ihn und zerbrach das Modell zu ihm.)

Goethe jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden.
(Novalis im „Blüthenstaub" 1798.)

Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.
(Am Schluß von „Wilh. Meisters Lehrjahren".)

Goethe hat nichts werden wollen und ist nichts geworden: er ist gewesen, was er war. (Vilmar.)

Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.
(Schiller im Epigramm „die verschiedene Bestimmung" 1796.)

Welch ein Geschenk für die Menschheit ist ein edler Mensch.
(Goethe an Frau v. Stein den 9. Mai 1782.)

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch Du durch ungemess'ne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!
(Goethe in „Künstlers Apotheose".)

Goethe über sich, sein Leben, Streben und Dichten.

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen;
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiednern Darstellung entgegenreiften.

Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz original,
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Ueberliefrung wäre.

„Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt."
Ich habe niemals danach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Capaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.
So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Die [Muse] spricht: Ich habe Dich auserlesen
Vor Vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß Du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,

Das Böse mit seinem Namen heißen
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand,
Soll Dich führen durch alle Land,
Soll Dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert;
Mag Dir aber bei allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsers Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens;
Denn von außen und von innen
Ist gar manches zu gewinnen.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet scheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verständniß.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowol meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wol Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein [„Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit"] ein gewagter Versuch ist.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Die Abgeschiednen betracht' ich gern,
Stünd' ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Stündlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun man kommt wohl eine Strecke.

Aufgeregt nun durch eben diese Betrachtungen fuhr ich fort, mich zu prüfen und fand, daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punct finde, von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegen trägt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe. Findet sich in der Erfahrung irgend eine Erscheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, so laß ich sie als Problem liegen, und ich habe diese Verfahrungsart in einem langen Leben sehr vortheilhaft gefunden: denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthseln konnte, sondern es bei Seite lassen mußte, so fand sich nach Jahren auf einmal alles aufgeklärt in dem schönsten Zusammenhange.

Ein reines Herz und große Gedanken! das ist es, was wir uns von den Göttern erbitten sollten.

Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung.

Ich, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

„Die Feinde, sie bedrohen Dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!"
Das seh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

„Zu Goethe's Denkmal was zahlst du jetzt?"
Fragt dieser, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal wo käm' es denn her?

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat Er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Einlaß.

Huri. Heute steh' ich meine Wache
Vor des Paradieses Thor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
Kommst mir so verdächtig vor!

Ob du unsern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies gesandt?

Zählst du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter. Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Lust!

Und doch sang ich gläub'gerweise:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie sie auch kreise,
Liebevoll und dankbar sei.

Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt.

Nein! Du wählst nicht den Geringern;
Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Urtheile über Goethe

Herder: Goethe ist ein guter, edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröthe bleiben wird. Seine Liebe und Freundschaft ist mir also so ein schönes Bild der Seele, daß ichs um keinen Schattenzug möchte geschwärzt haben. (Br. an seine Braut Mitte Juli 1772.)

Goethe liebe ich, wie meine Seele: nur soll und darf ichs ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn thun können, sonst wüßte ich nicht, was ich nicht thun wollte. (An dieselbe Dec. 1772.)

Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege und das Glück geht ihm entgegen. (Br. an Knebel vom 6. Nov. 1784.)

Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's Solcher? (An denselben den 2. März 1785.)

Goethe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt. (Schiller über Herder im Br. an Körner vom 24. Juli 1787.)

Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung versprochen habe), Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt,

und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit.

(Schiller über Herder im Br. an Körner vom 12. Aug. 1787.)

Goethens Gedichte sind hier [in Rom] angekommen; er hat ein Exemplar noch ohne Titel an die Angelica geschickt. Ich kenne die meisten, und es sind unglaublich schöne Stücke darunter; alles aber, wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals recht für den Druck sind. Was Du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagest, reicht meinem Gefühl nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet, oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet. Lobpreisungen solcher Art, wie sie Moritz macht, müssen verwöhnen, wenn man sie nicht verachtet; und doch wird nichts schwerer zu verachten als ein Lob, das der andre nur wie aus unsrer Seele ausspricht und bringt nur unser Gefühl in Worte. Gott sei Lob und Dank, daß er mich nicht zu einem so hellstrahlenden Spiegel des Universums gemacht hat; ich mag gern eine dunkele Scherbe bleiben. (Herder an seine Frau, aus Rom d. 7. März 1789.)

Ein anderer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genaht durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere, Goethe. Sein „Berlichingen“ ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das deutsche Reich ist; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner spätern Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein „Clavigo“, seine „Stella“, sein „Egmont“, „Tasso“ und jene schöne griechische Form „Iphigenia in Tauris“. In ihr hat er wie Sophokles den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein „Faust“, sein „Cophta“; auch andere Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden.

(In der 8. Sammlung der „Humanitätsbriefe“.)

Caroline Herder, geb. Flachsland: Goethe ist ein äußerst guter Mensch.

(An Herder d. 8. Mai 1772.)

Goethe ist ein edler Mensch. (An denselben den 27. Nov. 1772.)

Goethe ist noch hier und lehrt Merck zeichnen. Mich dünkt, er ist überhaupt etwas stiller und geläuterter worden. Er will Dich das Frühjahr zu mir führen, wenn Sie in Frankfurt bei ihm einkehren, und hofft viel Gutes von Ihrem Wiedersehen. Er sagt, Du wärst ihm nicht so ganz gut, und er ist Ihnen doch gut; das sehe und höre ich mit Ohren und Herz. Das Wiedersehen knüpft vielleicht den Knoten auf, wie billig! Er denkt noch ein Maler zu werden, und wir riethen ihm sehr dazu. „Da ihm doch alle Tugenden fehlten,“ sagte er, „so wolle er sich auf Talente legen.“ Aus dem Kopf könnte da was werden. Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst, und ist uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch

zu viel Asche vor seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und das scheint natürlich. Wir haben ihn hier alle lieb. (An denselben den 5. Dec. 1776.)

Goethe besucht uns oft wie ein Stern in der Nacht. (An Knebel den 7. Nov. 1785.)

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im Pater Brey ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Bei Leibe nicht! sagte er; ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch daß wir den Tasso, der viel Deutendes über seine eigne Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben u. s. w. Kurz, ich war völlig befriedigt, da ich mir ihn so ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in sich aus dem All der Natur (wie es Moritz nennt), in das ich auch gehöre, und alle andre Verhältnisse sind dem Dichter untergeordnet. Das sehe ich jetzt deutlich, und ich sehe ihn täglich mehr in seinem eigentlichen Licht. Er ist eben ein glücklich Begünstigter von der Natur. Er hat eine unvergleichliche Abhandlung in den Merkur gesetzt, die ich durch Gottfried abschreiben lasse: sie kommt mir so gerade recht hinter Moritzens Abhandlung, sie ist mir gar ein schöner Maßstab und berechtigt und erhellt mir mein Gefühl, so wie mir Moritzens Abhandlung einen Totalbegriff für die Kunst gegeben hat.

(An Herder nach Italien den 18. Febr. 1789.)

Ueber Goethe habe ich wirklich einen großen Aufschluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als einzelne Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist. (An denselben ebendahin den 2. März 1789.)

Beinahe ist alle Echo hier — mit Schnee bedeckt. Aber wir glauben doch noch an sie — an Goethe und an Meyer, meine ich. Sie besitzen doch die Regel des Schönen und Guten. Sie könnten die Welt umbilden, wenn — Sie sehen, daß ich noch immer für die alten Freunde exaltirt bin. Das machen die Propyläen!

(An Knebel den 2. Feb. 1799.)

Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken. Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er ist doch immer der, der Schranken setzt, wenn es zu bunt werden will! (An denselben den 21. Jan. 1801.)

Goethe's neues Stück [die natürliche Tochter] hat mir eine reine hohe, lange nicht genossene Freude gemacht. Sein guter Genius ist wieder erwacht. — — Es ist ein wahrhaft hohes, classisches Stück — Goethe's ganz würdig — nach diesem Anfang zu urtheilen, ist es das Höchste, Schönste, was er je gemacht hat. Glauben Sie, es ist ein Licht der Kunst, bei dem das Schillersche Irrlicht verschwindet.

(An denselben den 12. April 1803.)

Jung Stilling: Goethe's Herz, das nur wenige kannten, war so groß, wie sein Verstand, den alle kannten. (Motto bei Lewes.)

Merck: Dein Bestreben, sagte er, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.

(Nach Goethe's Bericht in: „Dichtung und Wahrheit".)

Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen?

Kestner: Im Frühjahr [1772] kam hier [an] ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach Dr. Juris. 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Franckfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. — —

Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen: Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger, wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften.

Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte.

(Fragment eines Briefentwurfs in „Goethe und Werther" S. 35—38.)

Heinse: Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo —

(Br. vom 13. Sept. 1774.)

Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eignem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt Alles mit sich fort. (Br. vom 13. Oct. 1774.)

Fr. H. Jacobi: Goethe ist nach Heinse's Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.

(Br. an Sophie La Roche im „auserlesenen Briefwechsel" I, 179.)

Klinger: Ein wunderbarer Mensch, der Doctor! der Erste von den Menschen, die ich je gesehen, der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!

(Anspielung auf Goethe im Trauerspiel: „das leidende Weib" 1775.)

Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Der Herzog ist trefflich. Glaub von allem nichts was über das Leben hier gesprochen wird; es ist kein wahres Wort daran. Es geht alles seinen großen simplen Gang und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen.

(In einem Brief aus Weimar vom Sommer 1776.)

Boie: Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel, wie sein Geist ist. Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in allem ist der originale Ton, eigne Kraft, und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, Alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von Allem.

(In „Boie" von K. Weinhold S. 70.)

Wieland:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem Andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unsrer Mitte
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher,
Und Niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
Durch alle unsere Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget;
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß ich mir einen Zauberer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
Die Stunden wie Augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,

An innerem Werthe Tagen gleich!
Was macht' er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süßen Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen,
Mit solch' entzückendem Ungestüm,
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Scenen
Hieß er vor unsern Augen entstehen!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er, so schön
Und immer ohne zu verschönen,
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug für Zug so treu!
Doch wie? Was sag' ich malen? Erschafft,
Mit wahrer, mächt'ger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen. Sie athmen, streben;
In ihren innersten Fasern ist Leben.
Und jedes so ganz es selbst, so rein,
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Caricatur,
Nie kahles Geripp von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zauberers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück,
Ließ neue Reize vor uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten,
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten;
Nahm unsere Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen
Und, wenn er, immer glänzend und groß,
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Axe zu drehen.

(Aus dem Gedicht „an Psyche" über den Aufenthalt zu Stetten bei Erfurt zu Anfang des Jahres 1776.)

Ihr werdet sehen, daß er [Goethe] sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Das Erste, was er zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind. Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele. So lange Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus.

(Aus einem Brief des J. 1776.)

Hufeland: Goethe zog im Jahre 1776[5] in Weimar ein. Dieser junge 27jährige feurige Herr Doctor — denn so hieß er damals — brachte eine wunderbare Revolution in diesem Orte hervor, der bisher ziemlich philisterhaft gewesen war und nun plötzlich genialisirt wurde. Es war kein Wunder. Man kann sich keinen schöneren Mann vorstellen. Dabei sein lebhafter Geist und seine Kraft, die seltenste Vereinigung geistiger und körperlicher Vollkommenheit, groß, stark und schön; in allen körperlichen Uebungen: Reiten, Fechten, Voltigiren, Tanzen war er der Erste. Ich habe nie etwas Schöneres und Vollendeteres gesehen, als ihn den Orestes in seiner Iphigenie darstellen, Corona Schröter die Iphigenie, v. Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades. Es war ein echtes Bild des schönsten klassischen Griechenthums. Zu dem allen kam nun noch seine Gunst bei dem jungen Fürsten, der eben die Regierung angetreten hatte, und den er ebenfalls plötzlich aus seiner pedantischen, beschränkten, verzärtelnden Hofexistenz in's freie Leben hinausriß, und damit anfing, daß er ihn im Winter eiskalte Bäder nehmen ließ, ihn beständig in freier Luft erhielt und mit ihm in seinem Lande herumreiste, wobei dann überall brav gezecht wurde, wodurch man aber auch genaue Kenntniß des Landes und der Persönlichkeiten erwarb. Die erste natürliche Folge dieser heroischen Kur war freilich eine tödtliche Krankheit des Herzogs, aber er überstand sie glücklich, und der Erfolg war ein abgehärteter Körper für das ganze folgende Leben, so daß er ungeheure Strapatzen hat aushalten können. Genug es folgte eine vollständige Umwälzung. Alle jungen Leute legten Goethe's Uniform: gelbe Weste und Beinkleider und dunkelblauen Frack an, und spielten

junge Werther; die Alten murrten und seufzten. Alles kam aus seinen Fugen. Auch so die Erziehungsmethode, die in einem Hause, mit welchem Goethe in genauer Verbindung lebte — dem Steinschen — und mit dessen Jugend ich auch vereint war, gänzlich in's Geniale umgeschaffen wurde, unter ihres Hofmeisters Kästner's Leitung, der ganz in diese Idee einging. (In der Selbstbiographie S. 17.)

Zimmermann: Alles um Liebe, sagt Goethe, und wer ihn gesehen hat, weiß wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden. (Ueber die Einsamkeit Th. 2, S. 39 1784.)

Knebel: Wahrlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben. (Aus einem Br. an Goethe)

Huber: Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche sich Apelles auf Rhodos dem Parrhesius kund machte, kritisch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethes Schriften [Bd. 1—8 Leipzig bei Göschen 1787—90] allegorisch anwenden. Das Publicum hat sich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatischen Kleinigkeiten, die hier zum erstenmal an das Licht traten, eigentlich machen sollte. Wir glauben, daß in jeder, selbst der unbeträchtlichsten, wenigstens die Linie des Apelles zu erkennen ist: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbstbeherrschung, welche sogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunstverwandten anschaulich zu werden. Wo aber, wie in Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust (der älteren Arbeiten des Verfassers hier nicht zu gedenken), Raphaelische Gestalten sich an dieser Linie bewegen, das reinste und umfassendste Gefühl, der reinste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen, darzustellen: da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der Mahometanische Glauben von dem Koran, daß er von Ewigkeit her existire, da ist kein Machwerk, keine Fuge aufzuspüren, da sind die Muster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem innern Sinn anschaulich zu erkennen hat.
(In der Allg. Lit. Zeitung 1792, N. 294.)

Therese Huber, geb. Heyne: Ueber Goethe zu forschen, zu grübeln, zu urtheilen ist dem Mann von literarischer Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß, wie dem Menschen das Forschen nach der Natur der Gottheit.
(Im Vorwort zu Hubers Briefen Tübingen 1806 S. 251.)

Schiller: Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge.
(An Körner den 12. Aug. 1787.)

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft

zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. Schardt, der, die Du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. —

Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. —

Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander so sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

(An Körner den 12. Sept. 1788.)

Diese Woche hat mich Moritz besucht und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Goethe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen.

(An Caroline v. Beulwitz d. 10. Dec. 1788.)

Ueber Goethe möchte ich wohl einmal im Vertrauen gegen Sie ein Urtheil von mir geben, aber ich könnte mich sehr leicht übereilen, weil ich ihn so äußerst selten sehe und mich nur an das halten kann, was sich mir in seiner Handlungsart überhaupt aufdringt. Goethe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl. (Legen Sie dieses Urtheil bei Seite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt.)

(An Caroline v. Beulwitz d. 5. Febr. 1789.)

Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiffe mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle

Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und Andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.

(An Caroline v. Beulwitz d. 25. Febr. 1789.)

Goethe habe ich nicht gesehen, auch noch nichts von ihm gehört. Ich würde mich freuen, wenn ich ihm mehr sein könnte. (An Charlotte von Lengefeld im Dec. 1789.)

(Ueber Orests Monolog in „Iphigenie"): „Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphiren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Cultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste, edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet und den Leser mit der höhern Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch Theil nimmt, deren sanfter, wohlthätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaften, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmuth und Delicatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande. Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Platz, den Wahnsinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die geringste Gewalt anzuthun! Vor und nach dieser Scene sehen wir den edlen Griechen; nur in dieser einzigen Scene erlaubt sich der Dichter, und mit allem Rechte, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avanciren!

(In der Besprechung von Goethes „Iphigenie auf Tauris" 1789.)

Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen, denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers; sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Noth-

wendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergehen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instincts mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber

mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen. (An Goethe den 23. Aug. 1794.)

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, Dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.
(Aus den Votivtafeln 1796.)

Wilh. von Humboldt: Gerade diese Art aber ist Goethen fremd, den äußern Glanz der Diction, den Reichthum der Bilder, die Fülle der Harmonie vermißt man nicht selten bei ihm. Er scheut nicht einen prosaischen Ausdruck, fürchtet sich nicht vor dem, was in einer einzelnen Stelle matt genannt werden könnte, und hat wenigstens nicht von Natur und beim ersten Wurf den reinen und vollen Rhythmus, der unleugbar mit zu den Elementen gehört, die ein vollendetes Gedicht bilden. Aber in Goethen (und darum verweile ich hier bei diesem Puncte, weil es die Eigenthümlichkeit unserer Dichtungsart, unserer Nation und Zeit zeigt, die ich in Goethen in ihrem schönsten Lichte dargestellt finde), entsteht dieß in der That nur durch die Vortrefflichkeit seiner Natur, nur dadurch, daß er im eminentesten Verstand des Worts Dichter ist. Die poetische Welt, die seine Einbildungskraft ihm bildet, hat eine Wahrheit, einen Zusammenhang, eine Wirklichkeit, wie die reelle um ihn her, von der sie sich nur durch ihre Idealität unterscheidet. Er lebt in ihr, wie in seiner Heimat; die Bilder stehen lebendig vor ihm da, alle seine Aufmerksamkeit, alles sein Streben ist nur auf sie gerichtet. Sie möchte er, ohne Verlust, ohne das Mindeste ihrer Wahrheit aufzuopfern, vor die Phantasie des Zuhörers stellen und gern würde er die Worte entbehren, wenn er eine andre Sprache kennte, das auszudrücken, was er in der Seele trägt. Daher kommt es auch vielleicht, daß er alle Künste versucht, alle Sprachen der Phantasie gleichsam probirt hat; aber vergebens. Seinen Schöpfungen konnte der Meißel und der Pinsel nie genügen; sie enthalten zu viel von dem, was nur das innere Gemüth bewegt, er ist gezwungen Dichter zu sein, da aber sagt ihm nun die Sprache nicht zu. Sie thut es um so weniger, da er durchaus (wie Schiller sehr gut beobachtet hat) episch ist; der lyrische Dichter hat noch eher mit Gegenständen zu thun, die er durch Zeichen empfangen und geben kann; der epische hat immer Sachen und nichts als Sachen. Daher kommt es, daß Goethe immer nur sucht die Hauptbegriffe hinzustellen, daß er im Lesen diese mit einem so vorzüglichen Nachdruck heraus hebt, daß er alle seine Perioden, in deren Bau er in der That mehr als irgend ein andrer unsrer Dichter Meister ist, so bildet, daß er nun im Grunde nicht das mindeste Wort mehr anders rücken darf, ohne (ich sage nicht die Schönheit und den Wohlklang zu verletzen), aber ohne der Sache selbst, der Darstellung zu schaden, ohne sie, seinem höchsten Begriff nach, minder wahr und lebendig zu schildern.
(An Körner den 21. Dec. 1797.)

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistentheils gar nicht und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Goethe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.
(Vorwort zum Briefwechsel mit Schiller 1830.)

Ich habe, indem ich von Ihnen spreche, zu zeigen gesucht, daß Ihre Beschäftigungen mit Naturwissenschaften eins sind mit Ihrem Dichtungsgenie, und daß beide aus dem Tiefsten Ihres Wesens, aus Ihrer Art die Dinge anzusehen und sich einen Begriff

von ihrer Gestaltung zu machen, herstammen. Mit unendlicher Freude habe ich erst, als jene Arbeit schon abgegeben war, aus einer Stelle des 30. Theils Ihrer Werke gesehen, daß Sie ungefähr dasselbe über sich selbst aussprechen. (An Goethe den 4. Sept. 1830.)

Goethe's Dichtungstrieb, verschlungen, wie so eben angeführt worden ist, in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst und sein Drang von der Gestalt und dem äußeren Object aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Princip Eins und ebendasselbe und nur verschieden in ihrem Wirken.

(Ueber Goethe's zweiten römischen Aufenthalt 1830, vergl. Werke II, S. 226.)

Auf dieser breiten Basis ruht auch in Goethe's Dichtungen alles, was in der dichterischen Wirkung davon abhängig sein kann. Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr, ehe sie Anspruch darauf macht schön zu sein. Darum ist aber auch für Goethe und für jeden, der mit ihm zu empfinden vermag, die künstlerisch nachahmbare Gestalt der Dinge etwas unendlich Hohes. (Ebenda, Werke II, S. 228/9.)

Fr. Aug. Wolf: Goethe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte. An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an Den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? — — Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren, wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

(Aus der Dedication von Band I des „Museum der Alterthumswissenschaft“. Berlin 1807.)

Jean Paul: Goethes hoher Baum treibt die Wurzel in Deutschland und streckt den Blätterüberhang hinüber ins griechische Klima.

(In der „Vorschule der Aesthetik“ 1804.)

Ein plastisches Runden und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bilder- und Abgußsaal.

(Ebenda.)

Mit welchem schönen Muster geht in den Propyläen und im Meister Goethe vor, und gibt das sanfte Beispiel von unparteiischer Schätzung jeder Kraft, jedes Strebens, jeder Glanz-Facette der Welt, ohne darum den Blick auf das Höchste Preis zu geben! (Ebenda.)

Tieck:

Was die Geschichte beut, was Forscher denken,
Die Kräfte, die in Weisheit Völker lenken,
Was die Natur in ihrer Werkstatt schafft,
Der Erze Gang, des Erdgeists Wunderkraft,
Am Aether hoch der Wolken Wandelzug,
So wie in Tiefen der Gedanken Flug, —
Das Unsichtbarste selbst war ihm vertraut,
Dies hat im klaren Spiegel er erschaut,
Der Farben süßes Dämmerspiel und Leben
Hat sein begeistert Auge kund gegeben:
Daß Wald und Fels, Meer, Erde, Luft und Licht
Auf sein Geheiß ward Weisheit und Gedicht.

A. W. v. Schlegel:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollos goldner Tag nicht mit ergötzen.
Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen!
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.
Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüte,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.
Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solche Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Niebuhr: Unsere Väter, ehe wir, nun Bejahrte, geboren waren, erkannten im Götz und den andern Gedichten eines jungen Mannes den Dichter, der über alle, die unser Volk zählt, weit hervorragt und nie übertroffen werden könne. Diese Anerkennung genießt Goethe seit mehr als einem halben Jahrhundert: schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen, wie einst unter den Griechen den des Homerus. Er hat es erlebt, daß unsre Literatur vor allem seinetwegen vom Ausland anerkannt und geehrt ist: aber überlebt hat er in ihr die Zeit der Dichtung und der Jugend und ist einsam übrig geblieben. Möge Er dennoch, seiner ewigen Kraft froh, noch lange heiter unter uns verweilen: von uns als Greisen die nämliche Huldigung empfangen, die wir ihm als Knaben reichten; möchte ich ihm diese Geschichte, welcher Er seine Huld schenkt, vollendet darbringen können.

(In der „Römischen Geschichte" Th. 3, S. 144, 1829.)

Platen:

Dein Name steh' zu jeder Frist
Statt eines heiligen Symboles
Auf allem, was mein eigen ist,
Weil du mir Stern des Dichterpoles,
Weil du mir Schacht des Lebens bist.

Rückert:

Bald läßt die Natur die Sinn' absterben,
Den Leib hinsterben,
Um die Seele zu entfalten;
Bald läßt sie auch, wie Blüt' in Scherben,
Den Geist verderben,
Um den Körper zu erhalten.
Ihr Liebling nur kann das gewinnen,
Im Gleichgewicht von außen und innen
Zu bleiben und zu gehn von hinnen,
So frisch von Geist, als stark von Sinnen;
Nur Goethe konnte das erwerben,
So musterhaft zu alten,
Der Nachwelt dieses Beispiel zu vererben.

Heine: Wie Voß dem starren, einäugigen Odin glich, so glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweise und Gestalt. (In „die romantische Schule" 1833.)

Der „große Heide“ ist der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einem tieferen Verständniß begabt, trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christenthum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigsten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben so stark mit empfand, wie die Freuden eines alten Griechengotts. (In „Deutschland“ I, 1834.)

Goethe war der Spinoza der Poesie. Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenigstens beschäftigte er sich damit während seiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang seiner Memoiren, so wie auch in dem kürzlich erschienenen letzten Bande derselben hat er Solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen, daß Herder über diese beständige Beschäftigung mit Spinoza einst übellaunig ausrief: Wenn doch der Goethe einmal ein andres lateinisches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! (Ebenda.)

Aber am reinsten und lieblichsten bekundet sich dieser Goethe'sche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'sches Lied. Daher die Wuth unserer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethe'sche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert. Das ist so zart ätherisch, so duftig beflügelt. Ihr Franzosen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Diese Goethe'schen Lieder haben einen neckischen Zauber, der unbeschreibbar. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt. (Ebenda.)

Grillparzer:

Wo Du stehst im Kreis der Wesen,
Stellt er sich als Führer ein;
Doch will er nicht bloß gelesen,
Er will auch gelebet sein.

(„Mit Goethe's Werken.“)

Feuchtersleben:

Noch Ein Gedicht! nur eine Weihespende
Dem — stets zu früh! — Geschied'nen, unserm Größten,
Deß Leben ein Versuch war, uns zu trösten,
Doch keinen Trost ließ für sein eigen Ende;

Dem Herrlichen, deß starke, sanfte Hände
Den Knoten: Menschendasein schonend lösten,
Deß tiefe Worte Kraft in's Zarte flößten,
Maß in die Kraft, daß sie sich nicht verschwende;

Dem weisen Anerkenner der Naturen,
Dem sorglich-treuen Kunst- und Welterklärer,
Dem heitern Waller auf der Gottheit Spuren;

Dem Auferwecker uns'rer Morgenröthe,
Dem Sohn der Alten, uns'rem Vater, Lehrer,
Dem allburchdrung'nen Allburchdringer Goethe!

Stahr: Denn mögen wir auch noch so stolz vermeinen, über die Bildungsstufe der damaligen Zeit hinaus zu sein: an die großen Menschen jener Zeit, und vor allen an den Montblanc unter ihnen, dessen göttergleiches Haupt voll freudiger Kraft und Schöne in die Lüfte des Himmels hinaufragt, an Goethe den Menschen, den Charakter, den Lehrer und Bewährer der Freiheit und Humanität, reicht das lebende Geschlecht der gepriesenen Hochebene noch lange nicht bis zum Gürtel hinan, und noch Jahrhunderte werden dazu gehören, das Evangelium der Schönheit und der freien Menschlichkeit zu erfüllen, das er in seinen Werken der Menschheit hinterlassen, und das er in seines Lebens und Charakters Führung und Ausbildung an sich selbst und durch sich selbst verwirklicht hat. (In „Weimar und Jena" II, S. 209/210.)

Wohl kann man sagen: niemals hat ein so großes reiches Menschenleben so offen, klar und anschaulich bis in alle geheimsten Tiefen seines Werdens und seiner Entwickelung vor den Augen der Menschheit gelegen, als das Leben und der Charakter Goethe's, des Menschen wie des Dichters. Wie eine einzige große Naturoffenbarung liegt es vor der Nachwelt ausgebreitet, und vom ersten Erwachen bis zum Augenblicke des letzten Scheidens enthüllt jeder Moment dieses Daseins die Fülle der von innen heraus sich selbst bestimmenden und beherrschenden Kraft des Genius. Goethe's ganzes Leben erscheint als sein Werk im höchsten Sinne des Wortes, und dieses Werk war ein Kunstwerk, das größte und gelungenste von allen Werken des Künstlers, ein Kunstwerk der Selbsterziehung zur Schönheit und Freiheit, wie die Erinnerung der ganzen Menschheit kein gleiches aufzuweisen hat. Denn so reich und herrlich auch die Natur diesen ihren Liebling begabt und ausgerüstet hatte, so war doch die vollendete Ausgestaltung dieser Gaben und Kräfte, wie sie uns in dem Charakter des Dichters, des Weisen, des Menschen entgegentritt, nur das Product und Endergebniß der bewußten Selbsterziehung, der unermüdlichen Anstrengung, der konsequentesten Beharrlichkeit einer Willenskraft, die unablässig auf das höchste Ziel menschlicher Entwickelung und Bildung gerichtet blieb. Durch sie gewann er sich selber jenen scharfen und freien Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und die Erkenntniß, daß sich jede in ihrer Art ausbilden lasse, wenn man sich nur von der egoistischen Vorliebe für gewisse einzelne Eigenschaften zu befreien wisse, die den meisten Menschen an sich und andern allein der Schätzung, Begünstigung und Ausbildung werth erscheinen. Dieses Ideal menschlicher Bildung, wie er selbst es in seinem Wilhelm Meister vorzeichnete, hat er durch die Gestaltung des eignen Lebens erreicht, wie kein Anderer vor und nach ihm. Aus der sturmbewegten Wildheit, aus der genialen Selbstsucht einer, alle Formen und Schranken zu durchbrechen strebenden Jugend, hat er sein Selbst und seine Schöpfungen durch die rastlose Stetigkeit eines redlichen Strebens hinauf geläutert zu jenem, von aller Naturselbstsucht freien Bewußtsein, das innerhalb der Schranken die Freiheit, in der Form die Schönheit suchte und gewann, zu jenem Bewußtsein, welches im Guten, Schönen und Wahren das allein im Wechsel aller Dinge Ewige und Dauernde, das allein um seiner selbst willen Erstrebenswerthe erkannte und in Leben, That und Dichtung bewährte, schuf und ausgestaltete. So steht er vor uns da als ein Menschenbild, an dem die Schwächen selbst nur noch die nothwendigen Grenzen menschlicher Natur und eines Wesens sind, das durch die Schranken von Raum und Zeit in seiner Erscheinung bedingt, eben noch Mensch genug war, um kein Gott zu sein. (Ebenda S. 247—250.)

Emerson: Mit der Natur auf's innigste verbunden, nahm er von ihr seine Kraft und männliche Stärke. — Er scheint zu sehen, als wäre jede Pore seiner Haut ein Auge. — Die Vergangenheit und die Gegenwart, ihre Religionen, ihre politischen Kämpfe, ihre Denkweise führt er auf Urtypen und Ideen zurück. Neue Mythologien

fliegen ihm durch die Stirne. — Unser modernes Dasein umkleidete er mit Poesie. — Er schreibt im klarsten, mäßigsten Tone; läßt mehr aus, als er hinschreibt, und sagt Dinge statt bloßer Worte. — Am besten vor Allen hat er über die Natur gesprochen. — Bei Goethe heißt es: Kein Wort, hinter dem nicht ein Ding steckt. — Die Wahrheit concentrirt ihre Strahlen in seiner Seele und leuchtet heraus aus ihr. Er ist weise im höchsten Grade, mag auch seine Weisheit oftmals durch sein Talent verschleiert werden. Wie vortrefflich das ist, was er sagt, er hat etwas im Auge dabei, das noch besser ist. Er macht mich neugierig. Er hat jene furchterweckende Unabhängigkeit, welche aus dem Verkehr mit der Wahrheit entspringt. Lausche auf seine Worte oder wende dein Ohr ab, die Thatsache bleibt bestehen, wie er sie sagte. — Der alte ewige Geist, welcher die Welt baute, senkte sich in diesen Mann tiefer als in irgend einen andern. — Sein Ziel ist die Eroberung der ganzen Natur. — Stoisch will er allein sich selbst Befehle geben, sich selbst versagen, was unerreichbar ist, und nur eine prüfende Frage legt er den Menschen vor: „was kann ich von euch lernen?" — Er ist der Typus der Bildung, der Dilettant in allen Künsten, Wissenschaften und Ereignissen. — Das Streben nach Bildung ist das innerste Leben seiner Werke und giebt ihnen ihre Gewalt. — Er wußte, wo Bibliotheken, Gallerien, Werke der Baukunst, Laboratorien, Gelehrte zu haben waren und verstand, sie alle in Muße zu benutzen. (Einzelne Sätze aus der Schrift: „Goethe und Shakespeare.")

V. von Strauß:

Wo er geirrt, wir wissen's zu ermessen;
Von blindem Dienste macht' er selbst uns frei.
Doch würd' er je im deutschen Volk vergessen;
Ein Aufgang wär's erneuter Barbarei.

J. G. Fischer:

In dich selber hinabgestiegen
Und in dich selber hinein versenkt,
Hast du den Geistern, die dort sich bekriegen,
Niemals ein weichlich Erbarmen geschenkt,
Selber in Wehen und eigner Umnachtung,
Hast du die Wehen der Andern gefühlt
Und gestaltend in Andrer Betrachtung
Eigene Qualen vom Busen gespült.

Wie zu lichten Völkerfesten
Hast du Land verknüpft und Land,
Und der Osten hob vorm Westen
Seiner Schleier Scheidewand.

An des Lebens fernsten Grenzen
Nennt dich Hütte und Palast,
Die mit deines Geistes Glänzen
Ewig du vergoldet hast.

Doch wie weit dein Ruhm erschalle,
Eines danke dir die Welt:
Daß ins deutsche Herz du alle
Deine Mächte hast gestellt.

Denn die du emporgetragen,
Werden fort mit dir bestehn,
Und die Spur von deinen Tagen
In Aeonen nicht vergehn.

Aus Goethe's Jugendbriefen und Jugendschriften (von 1769—1775).

Motto: Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die ein Mensch hinterlassen kann.

Es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf. (An Frau v. Stein I, 79.)

Aber wahrhaftig, die Philosophen von meiner Art haben meist Ulysses Kräuterbüschel unter den andern Galanterien in einem Sachet bei sich, daß ihnen die stärkste Bezauberung nicht mehr schadet als ein starker Rausch, Kopfweh den andern Morgen, aber die Augen sind doch wieder hell. (An Friederike Oeser d. 13. Febr. 1769.)

Einen gesunden Kopf, ein gutes Herz, nun dazu ließ ich mich noch wohl bereden, zu glauben, daß ich das hätte. (Ebenda.)

Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe und ich will euch loben. (Ebenda.)

Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen. Ich will abbrechen; wenn ich in diese Materie komme, da werd' ich zu ausschweifend, und doch ist sie meine Lieblingsmaterie. (Ebenda.)

Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur, und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist. (Ebenda.)

Was ich erfahren habe, das weiß ich; und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft. (An Friederike Oeser d. 8. April 1769.)

Genug, ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht ist. (Ebenda.)

Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeser. Nach ihm und Shakespearen ist Wieland noch der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir angezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte. (An Ph. Er. Reich, d. 20. Febr. 1770.)

Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm darüber werden! (An Herder, Sommer 1771.)

Auch hat mir endlich der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens entdeckt. Ueber den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen. Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkest, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinab peitschest und jagest und lenkest und wendest, peitschest, hältst und weiter aus-

jagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft, ἐπικρατεῖν, Virtuosität. Wenn ich nun aber überall herumspaziert bin, überall nur dreingeguckt habe, nirgends zugegriffen? Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindicirt, und ich finde, daß jeder Künstler, so lange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. Es ist alles so Blick bei Euch, sagtet ihr mir oft. Jetzt versteh' ichs, thue die Augen zu und tappe. Es muß gehen oder brechen. (An Herder, Juli 1772.)

Ich möchte beten, wie Moses im Koran: „Herr mache mir Raum in meiner engen Brust.“ (Ebenda.)

Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt, warum. (Ebenda.)

Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween. (In den „Frankf. Gel. Anzeigen“.)

Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen. Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in colossalischer Größe; darin liegts, daß wir unsere Brüder verkennen, und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätt' ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespearen die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgetrieben. (Aus der Rede: „Zum Schäkespears Tag“ 1771.)

So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. (Aus „Götz von Berlichingen“ 1783.)

Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch, so wahre, große Kunst, ja, oft wahrer und größer, als die Schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Cocos, seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum karakteristischen Ganzen. Diese karakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig.

(Aus: „Von deutscher Baukunst“ 1773.)

Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel, sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. (Aus den „Frankfurter Gel. Anzeigen" 1772.)

Gott erhalt unsre Sinnen, und bewahr uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben sein soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt. (Ebenda.)

Auch die Paulusgabe, mit der Du uns zu Zeiten anblitzetest, o Dechant, ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und härn Tuch dem aus dem Bade Steigenden. (An Herder, 5. Dec. 1772.)

Und so träume ich denn und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen. Zeichne und poussire und treibe es so geschwind als es gehen will. Und ihr seid gesegnet, wie der Mann, der den Herren fürchtet. Von mir sagen die Leute, der Fluch Cains läge auf mir. (An Kestner 16. Juni 1773.)

Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich so bald was machen werde, das wieder das Publicum findet. Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuters mit mir anzufangen. (An dens. Mitte Aug. 1773.)

Darob solls [der Wanderer] euch aber heilig sein, und ich hab euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe. Jetzt arbeit ich einen Roman [Werther], es geht aber langsam. Und ein Drama [Clavigo] fürs Aufführen, damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt Regeln zu beobachten und Sittlichkeit Empfindsamkeit darzustellen. Adieu. Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftsteller: meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so solls noch viel geben für meine Lieben, und das Publicum nimmt auch sein Theil. (An Kestner 15. Sept. 1773.)

Die bildenden Künste haben mich nun fast ganz. Was ich lese und treibe, thu ich um ihretwillen, und lerne täglich mehr, wie viel werth es in allem ist, am kleinsten die Hand anlegen und sich bearbeiten, als von der vollkommensten Meisterschaft eines andern kritische Rechenschaft zu geben. Ich habe das in meiner Baukunst und anders

wo von Herzen gesagt, und ich weiß, daß das Wort an jungen warmen Seelen, die im Schlamme der Theorien und Literaturen noch nicht verloren sind, fassen wird.

(An Röderer in Straßburg 1773.)

Aber, Kestner, die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich politische Subordination lernte —

(An Kestner 25. Dec. 1773.)

Allerhand neues hab ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Dann hab ich ein Trauerspiel gearbeitet, Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.

(An Schönborn 1. Juni 1774.)

Adieu, liebe Lotte, ich schicke euch ehestens einen Freund, der viel ähnlichs mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären. (An Charlotte Kestner 16. Juni 1774.)

Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduction der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern.

(An Fr. Jacobi 21. Aug. 1774.)

Mir ist ganz wohl euch zu sehen in freier Gotteswelt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung gutes Vorbedeutens, daß Du Dich muthig entreißen wirst der papiernen Vestung Speculations und literarischer Herrschaft. Denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und preiset ihm jeder an seiner Hände Werk, und endlich siehet er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdreußt ihn des Gaffens und Schmarozens an anderer Schöpfungsfreude, und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und geniest sein und der Seinigen in herzlich wirkender Beschränkung. Somit seist Du eingesegnet wo Du auch stehest und liegest auf Gottesboden, wandere so fort, daß sich in Dir kräftige Liebe, aus ihr Einfalt keime, aus der mächtiges Wirken aufblüht. Lebt wohl. (An Fr. Jacobi, 31. Aug. 1774.)

Ich war in Mainz. Dahin nachgereist Wielands Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort, wie ich sie vorfühlte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr mißzuverstehn. (An Sophie La Roche Dec. 1774.)

Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bins, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott.
(An Gräfin Auguste zu Stolberg Jan. 1775.)

Morgen kommt Jung! Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus und eingehen und die Gerechten wohnen. (An Johanna Fahlmer Febr. 1775.)

Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wieder findet.
(An Gräfin Auguste zu Stolberg 13. Febr. 1775.)

Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im gallonirten Rock, fast von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seinem Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er mache? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.
(An Gräfin Auguste zu Stolberg 13. Febr. 1775.)

Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen, fleißig war ich eben nicht zeither. Die Frühlingsluft, die so manchmal schon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe, es löst sich aus dem Gewürge wieder was ab [Stella]. Habe lieb, was von mir kommt. Du bist immer bei mir, auch schweigend wie zeither. (An Bürger 17. Febr. 1775.)

Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Scene geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging zu Grund. Bald schick ich Ihnen eins geschrieben. Könnt ich gegen Ihnen über sitzen und es selbst in Ihr Herz wirken, Liebe, nur daß es Ihnen nicht aus Händen kommt. Ich mag das nicht drucken lassen,

denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Frauen und Kinder in ein Eckelchen begraben oder etabliren; ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen. Ich bin das Ausgraben und Seziren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner ꝛc. Hundezeug; der eine schilt drauf, der andre lobts, der dritte sagt, es geht doch an, und so hezt mich einer wie der andere. Nun denn, Sie nehmen mir auch das nicht übel. Nimmt mirs doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückts mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind — denn ob ich gleich finde, daß es viel räsonabler sei Hühnerblut zu vergießen als sein eignes — die Kinder tollen über mir, es ist mir besser, ich geh hinauf, als zu tief in Text zu gerathen.

(An Gräfin Auguste zu Stolberg 6. März 1775.)

(Aus der ersten Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" [1775]:) Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. —

Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft michs zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst, ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannichfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. —

Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth sind. —

Ja ich komme zurück, und was mich erwartet war wohl der Mühe werth diese Berghöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige stumme Nothwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen. —

Und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang und der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen.

Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog: Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen, und Sie so weit.

(An die Gräfin Auguste zu Stolberg 3. Aug. 1775.)

Sie rathen nicht, was mich beschäftigt. Eine Maske auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben. Und meine Maske wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und

gelb, Pumphose, Wamslein, Mantel und Federstutzhut [Faust]. Ach wie dank ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die Paar Tage gegeben hat, wenns so lang währt.

(An dieselbe 15. Sept. 1775 vgl. Faust I, v. 1180—1189.)

Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold: da laß ichs denn so gehn, betrüge mich vielleicht selbst und danke Gott. (An dieselbe 19. Sept. 1775.)

Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen?, zum Neujahrsgeschenk von 75 geweiht, zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Pathengeschenk gemacht, und so geht alles seinen Gang. Was von nun an mit mir werden wird, weiß Gott.

(An Bürger 18. Oct. 1775.)

Aus den Gedichten.

Motto: Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.
(Aus: „an die Günstigen" 1800.)

Der Dichter im „Vorspiel auf dem Theater" vor dem ersten Theil des Faust (1797—1808).

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Gedichte (1827).

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

Aus Obigem erklärt sich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Besondere irgend eines Zustandes mich unwiderstehlich aufregte. Und so bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewisser Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne; deßwegen sie auch mehrere Jahre nicht gesungen wurden, besonders die von entschiedenem Charakter, weil sie an den Vortragenden die Anforderung machen, er solle sich aus seinem allgemein

gleichgiltigen Zustande in eine besondere, fremde Anschauung und Stimmung versetzen, die Worte deutlich articuliren, damit man auch wisse wovon die Rede sei. Strophen sehnsüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und sie sind auch mit andern deutschen Erzeugnissen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

(Goethe in „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort".)

Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht. (An Frau v. Stein d. 28. April 1781.)

Je poetischer und plastischer ein Gedicht, desto leichter nimmt die Memnons-Bildsäule vom Lyra-Phöbus Töne an; daher Goethens Lieder, gleichsam wie in Italien die Opern, schon von Tonsetzern für deren Bedürfnisse bestellt zu sein scheinen.

(Jean Paul in der „Vorschule zur Aesthetik".)

In den lyrischen Gedichten [Goethe's], namentlich in den ältesten, ist ein tiefer Zug der Empfindung, der unmittelbar aus dem Herzen kommt, und einzig in aller Poesie ist, und dieser Zug ist ein echt deutscher. (L. Tieck.)

Seine frühesten lyrischen Producte sind, wie allgemein anerkannt ist, von einer Wahrheit, von einer Wärme, von einer Innigkeit und Bewegung, und zugleich von einer innern Sicherheit und Festigkeit, daß nichts als das Beste aus dem alten Volksliede ihnen zur Seite gestellt werden darf, mit dem sie ohnehin in der innigsten Verwandtschaft stehen und aus welchem sie sich zum Theil sogar geradezu hervorgebildet haben, wie z. B. das Heidenröslein, der König in Thule, das Lied eines gefangenen Grafen u. a. Ich darf hier nur beispielsweise an „Glück und Traum", an „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg", an das Lied „Sehnsucht", an den „Nachtgesang", an die Gedichte an Lili oder Belinde und an den „Trost in Thränen" erinnern, von denen insbesondere das letzte zu dem Allervortrefflichsten gehört, was die Lyrik überhaupt, nicht bloß die deutsche, jemals hervorgebracht hat. In allen diesen Liedern sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die unruhige Hast der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt, und den rechten nur einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel, bald zu wenig sagt — diese „menschliche Bedürftigkeit" ist überwunden, ist „mit allen ihren Zeugen ausgestoßen". Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldnen, duftenden Wein, dem man seine Heimath, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschmeckt, der aber von allem diesem die feinsten lieblichsten Arome behalten und sie, in die köstliche Weinblume vergeistigt, zusammengefaßt hat; das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur das leise Beben derselben zittert noch, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes, sie begleitend hindurch — Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahinschweben über den Aufruhr, die Plage und Pein dieses Lebens. Das innigste Gefühl für die Natur zieht durch alle diese Gedichte — Frühling und Herbst, Sommer und Winter spiegeln sich darin mit ihren Blüthen und fallenden Blättern, mit ihren Gluthen und Stürmen, aber niemals wird dieses Naturgefühl zu einer in den Vordergrund tretenden Schilderung, zur Naturmalerei; eben nur das Frühlings- und das Herbst-

gefühl spricht sich aus, nur der Hintergrund ist Winter und Sommer, Herbst und Frühling; das Ganze des Gedichts ist angehaucht von dem Blütendufte des Mais und dem stillen Abendglanz des Sommers, von der klaren Frische des Herbstes, von dem Regen- und Schneesturm des Winters; es ist keine Zeile, in der wir das Leben und die Wahrheit der Natur nicht fühlen, ohne daß sie uns ausdrücklich vorgeführt und beschrieben zu werden brauchte. Und überall sind es nicht schwankende, unsichere, von ihrem Boden losgerissene Gefühle, nicht Stimmungen und Anwandlungen, welche uns vorgeführt werden — es sind überall wahre, lebendige Gestalten, es sind Bilder, welche in sichern und festen Formen, in klaren und zarten Farben, es sind Handlungen, welche in der unmittelbarsten Wahrheit, in der bestimmtesten Haltung, in der naturgemäßesten Folge sich uns darstellen. — Am großartigsten zeigt sich diese edle Plastik, diese erhabene Ruhe, die wie ein Poseidon aus der Tiefe der empörten Gewässer hervorsteigt und das wilde Element zum klaren Spiegel ebnet, in den der innersten Empfindung des antiken Mythus abgelauschten Stücken: Grenzen der Menschheit: „Wenn der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde sät, küss' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust"; und Prometheus: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst" u. s. w., und in den verwandten: Gesang der Geister über den Wassern, an Schwager Kronos, Ganymed und andern. — An dieser Lyrik wird mehr als ein Jahrhundert noch zu lernen, und nur zu lernen haben: ein glückliches Nachahmen wird noch lange Zeit eine der größten Dichteraufgaben bleiben; an ein Gleichkommen ist kaum, an ein Ueberwinden nicht zu denken. (Vilmar.)

Goethe war durch und durch eine lyrische Subjectivität. Alle Erregungen seiner Seele waren unmittelbar auch Erregungen seiner Phantasie. Was ihn freute, was ihn schmerzte, was er anschaute, was er wollte, drängte sich zugleich zur poetischen Gestaltung: Er mußte sein Leben auch dichten. Die Verwandlung seines Gefühls in die dichterische Form war seine eigenste Natur. Das Dichten erlöste ihn von der Schwere des unmittelbaren Zustandes. Er befreite sich durch dasselbe von den Schranken des Moments. Er schaffte sich mit der Darstellung, wie er später zu sagen pflegte, seine Geschichte vom Halse. Dieser starke Ausdruck gilt nur der pathologischen Seite seines Dichtens, denn die Entäußerung des Gefühls zum Kunstgebilde war zugleich sein höchster Genuß. Indem er aber in Einem Athemzuge lebte und dichtete, verlor er nimmer die Richtung auf die Idee aus den Augen und dadurch ward der Proceß der poetischen Production idealisirt. Der Most der durch die Geschichte gesetzten Erregung, die himmelhoch jauchzt, zum Tode betrübt, ward im emporschreitenden Stufengange gekeltert und im Gedichte selbst kredenzte der Dichter den reinen, goldenen Lebenswein, sein Herzblut als durchsichtigen Purpur. (Rosenkranz.)

Aus der „**Zueignung**" im „Leipziger Liederbuch" (c. 1769).

Da sind sie nun! Da habt Ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab sie so gesungen.

Aus den Liedern „an Friederike“ (etwa 1771).

Motto: Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm:
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.
(Lenz 1775.)

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was das Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsauf'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, — Ihr Götter!
Ich hoff' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Goethes Bericht über Friederikens Wiedersehen am 25. Sept. 1779.

(Aus einem Brief an Frau von Stein.)

Den 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand *alte Lieder*, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb bei Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

Adler und Taube (1773).

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' herab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Er reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.
Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldenen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich schützt;
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug —
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du redest wie eine Taube!

Prometheus (1773 oder 1774).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Als ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz,
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehn,

Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich.

Geistesgruß (17. Juli 1774).

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!"

An Belinden [Lili Schönemann] (1774—75).

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Auf dem See (1775).

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Das Göttliche (1775).

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben

Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Muth (1776).

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Rastlose Liebe (11. Febr. 1776).

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen!
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Wanderers Nachtlied (12. Febr. 1776).

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

An Frau von Stein (14. April 1776).

Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke,
Wähnend selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältniß auszuspähn?

Ach, so viele Tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwarte Morgenröthe tagt;
Nur uns armen liebevollen Beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem Andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär'!

Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahnung leider uns noch mehr.
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf;

Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

Und vor Allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Einschränkung (3. Aug. 1776).

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach, ich fühle nah und fern
Ist mir noch Manches zubereitet.
O, wäre doch das rechte Maaß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung (Nov. 1777).

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

An den Mond (Jan. 1778).

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Mitternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Der Fischer (1779).

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn gescheh'n:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Gesang der Geister über den Wassern (Thun, 14. Okt. 1779).

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Wanderers Nachtlied (6. Sept. 1780).

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Wonne der Wehmuth (bis 1781).

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint.
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

An Lida [Frau von Stein] (Oct. 1781).

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein:
Denn, seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Der Sänger (1781 oder 1782).

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihm noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trinkt ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O! wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Einsamkeit (April bis Mai 1782).

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein.

Auf Corona Schröter. Aus „auf Miedings Tod“ (1782).

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt?
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Erster Verlust (1789).

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Beherzigung (1789).

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Erinnerung (1789).

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Aus den „Römischen Elegien“ (1790) VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter, wohin versteigest du dich?“ — Vergieb mir: der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

Epistel (1794).

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich der Schalk mir im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,

Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln und, reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Mignon (1795).

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man Dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Dieselbe (zwischen 1777 und 1796).

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide;
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Harfenspieler (zwischen 1777 und 1796).

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Der Schatzgräber (1797).

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es Zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten;
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein,
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung.
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

Der Junggesell und der Mühlbach (1797).

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelaßnem Muth
Zur Mühle
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser beßre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Aus: **Euphrosyne** [Christiane Neumann] (1797—98).

Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands;
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch, ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Bretter-Gerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund;
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O, so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.

Schäfers Klagelied (1802).

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Natur und Kunst (1802).

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Rechenschaft (1810).

Der Meister.

Frisch! der Wein soll reichlich fließen,
Nichts Verdrießlichs weh' uns an!
Sage, willst du mitgenießen,
Hast du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten sich nur gar zu sehr;
Gestern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr;
Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerrauft' Er sich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geschicke,
Und sie sind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Warum weinst du, junge Waise?
„Gott! ich wünschte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab."
Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht,
Streng und brav sind unsre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der sich nicht besonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob sich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannsen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hansen
Gleich die Schmarre durchs Gesicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu sagen:
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthschaft an;
Doch ich habe nichts vergessen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten sie zu essen,
Und an Essen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es schlecht: Verzeih mir Gott!
Achselzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.

Ich verfluchte das Gewäsche,
Rannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, so lösche,
Hat's gebrannt, bau' wieder auf!

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Meister.

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Drucker hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal:
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal,
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Chor.

Niemand soll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan.

Eigenthum (1813).

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Künstlerlied (1816).

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein!
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen schau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre schärfen,
Und am Ende sei's genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Für ewig (1820).

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Wanderlied (1821).

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die That.

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt,

Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe, trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Elegie (1823).

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloss'ner Blüte?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt an's Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschau'n dieses einzig Schönen,
Versiegte gleich der Quell sehnsücht'ger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern,
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß, der letzte, grausam süß, zerschneidend
Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen:
Nun eilt, nun stockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen!
Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dies Herz sich nie geöffnet, sel'ge Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belasten's nun in schwüler Atmosphäre.

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heil'gen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So sahst du sie in frohem Tanze walten,
Die Lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden,
Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten;
In's Herz zurück, dort wirst du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer, immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letztesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben,

Ins Herz, das, fest wie zinnenhohe Mauer,
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden:
Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlüssen, rascher That sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistet,
Ward es an mir aufs lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommner Schwere!
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüsten Raum beklommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute, —
Die Sonne sank und sah noch, was mich freute.

Drum thu' wie ich und schaue froh verständig
Dem Augenblick ins Auge. Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude sei's dem Lieben!
Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich."

Du hast gut reden, dacht' ich; zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich augenblicks den Günstling des Geschickes;
Mich schreckt der Wink, von dir mich zu entfernen.
Was hilft es mir, so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als grenzenlose Thränen.

So quellt denn fort und fließet unaufhaltsam!
Doch nie geläng's, die innre Gluth zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie sollt' er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen.
Das zaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinsten Strahlen;
Wie könnte dies geringstem Troste frommen,
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen!

Dornburg, Sept. 1828.

Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!



(Goethe im höheren Mannesalter.)

Aus dem Westöstlichen Divan.

Entstanden vorzugsweise in den Jahren 1814 und 1815. Veröffentlicht 1819.

Motto: Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen laß' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum besten!

Wer das Dichten will verstehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue,
Daß das Alte sei das Neue.

Urtheile über den Divan.

Rückert: Wollt ihr kosten
Reinen Osten,
Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne,
Der vom Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt' aus voller Kanne.
Als der West war durchgekostet,
Hat er nun den Ost entmostet;
Seht, dort schwelgt er auf der Ottomane.

W. v. Humboldt: Er [Goethe] las uns dem Orientalischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten früheren gleich kommen, wunderschön zum Theil.

(Br. an Welcker 27. Jan. 1817.)

Hegel: Auch Goethe ist, seinen trübern Jugendgedichten und ihrer concentrirten Empfindung gegenüber, im späten Alter von dieser weiten kummerlosen Heiterkeit ergriffen worden, und hat sich als Greis noch, durchdrungen vom Hauch des Morgenlandes, in der poetischen Glut des Blutes, voll unermeßlicher Seligkeit zu dieser Freiheit des Gefühls hinübergewendet, welche selbst in der Polemik die schönste Unbekümmertheit nicht verliert. Die Lieder seines Westöstlichen Divans sind weder spielend noch unbedeutende gesellschaftliche Artigkeiten, sondern aus solch einer freien hingebenden Empfindung hervorgegangen.

Heine: (Der Divan) enthält die Denk- und Gefühlsweise des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen. — — Den berauschendsten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verse gebracht, und diese sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ätherisch, daß man sich wundert, wie Dergleichen in deutscher Sprache möglich war. — — Goethe, nachdem er im „Faust" sein Mißbehagen an dem abstrakt Geistigen und sein Verlangen nach reellen Genüssen ausgesprochen, warf sich gleichsam mit dem Geiste selbst in die Arme des Sensualismus, indem er den west-östlichen Divan schrieb.

Rosenkranz: Mir scheint aber noch eine andre Gerechtigkeit gegen Goethe geübt werden zu müssen, außer der, daß er mit Gedichten, wie Suleika, Wiederfinden und ähnlichen sich als wahrhaften Lyriker bewährte, nämlich die, daß er in den Anmerkungen zum West-östlichen Divan für das Verständniß der Orientalischen Geschichte, Sitte, Religion und Poesie außerordentlich viel gethan hat. Er gab sie zunächst, weil er vermuthete, daß die Deutschen wegen des Divan stutzen würden. Allein sie haben, abgesehen von diesem Zweck, einen eigenthümlichen Werth. Die Historiker von Fach behaupten, Goethe habe keinen Begriff der Geschichte gehabt. Bewiese seine Biographie keinen solchen, so würde ich unbedenklich diese Anmerkungen so wie die zum Benvenuto über die Florentinische Geschichte anführen. Muß denn die Tüchtigkeit einer wissenschaftlichen Arbeit nach dem Scheffelmaß der Bände beurtheilt werden? Oder soll sie nur gelten, wenn sie in dem herkömmlichen Zuschnitt erscheint? Verräth das Begreifen längst vergangener Zustände, fremder Sitten, anderer Charaktere keinen historischen Sinn? Ich erlaube mir die Frage, in welchem Buch wir vor dem Commentar zum West-östlichen Divan ein so vollständiges, anmuthiges, gründliches und reinliches Bild des Semitischen und Muhamedanischen Orients und seiner Poesie besessen haben? Das Hauptwerk über diese, die schönen Redekünste Persiens von Hammer, erschien erst 1818, als die Arbeit Goethe's schon abgeschlossen war.

Hegire (Weimar, 24. Dec. 1814).

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karavanen wandle,
Shawl, Kaffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder,
Trösten, Hafis, deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern!

Wolltet ihr ihm dies beneiden,
Oder etwa gar verleiden,
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Elemente (Weimar, 22. Juli 1814).

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?

Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen!
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen!
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete schmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lobert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter Manches hasse!
Was unleidlich ist und häßlich,
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

Selige Sehnsucht (Wiesbaden, 31. Juli 1814).

Das tiefsinnigste aller deutschen Gedichte. (Loeper.)

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet!
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Fünf Dinge (Jena, 15. Dec. 1814).

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr.
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und Niemand laß dir's rauben.

Fünf andere (Jena, 16. Dec. 1814).

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Sprüche (1819 und später).

Das Leben ist ein schlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dies, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, Der zu viel,
Und Kann und Glück kommt auch in's Spiel.
Und hat sich's Unglück drein gelegt,
Jeder, wie er nicht wollte, trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Willnicht weiter tragen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht,
Verlange nichts,
Als was die gestrigen gebracht.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl, warum:
Es wünschte dich enthaltsam. Folge stumm!

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt.
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen!

Herrlich ist der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen.

Die Fluth der Leidenschaft sie stürmt vergebens
An's unbezwungne feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Aus dem Buch Suleika.

(Heidelberg, 25. Sept. 1815.)

Die schön geschriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächeltest du,
Die anmaßlichen Blätter,
Verziehst mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseins ist groß;
Größer die Freud' am Dasein,
Wenn du, Suleika,
Mich überschwenglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.

Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle,
Aufdrös'le die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldschmuck!
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen,
Die Regentropfen Allah's,
Gereift in bescheidener Muschel!

Epigrammatisches, Spruchartiges und zahme Xenien.

Motto: Am Meisten habe ich Goethe in seinen Gnomen bewundert. Welch ein Geist, der aus dem reichsten Vorrathe von Wissen eine solche Fülle gründlicher Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Leben zu ziehen und diese in so prägnanter Bündigkeit, mit so schlagendem Witz auszudrücken wußte! Es sind Ueberschriften zu ganzen Kapiteln, an Fruchtbarkeit dem Samenkorn, an Dehnbarkeit dem Golde vergleichbar.

(Bomhard in den „Aehren vom Felde der Betrachtung".)

Aus den **„Venetianischen Epigrammen"** (1790).

Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge,
 Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
 Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Drum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es tausend genießen,
Tausende tadeln Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag' es, vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

Aus den „**Vier Jahreszeiten**" (1796).

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freun.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Gleich sei keiner dem andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister,
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich ein Fürst, der es vermochte zu sein.

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rathe, zu Haus.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

Aus der Abtheilung: „Epigrammatisch."

Demuth (1815).

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Vergebliche Mühe (1814).

Willst du der getreue Eckart sein
Und jedermann vor Schaden warnen,
's ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung (1815).

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig sei,
Versprecht mir, ihm nicht nachzuleben.

Das Beste (1815).

Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Beßres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Meine Wahl (1815).

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Lebensregel (1815).

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern.
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Frisches Ei, gutes Ei (1815).

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeistrung ist keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl (1815).

Jeder ist doch auch ein Mensch!
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen?

Grabschrift (1815).

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Den 31. Oct. 1817.

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

Grundbedingung (1820).

Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh' du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Lebensgenuß (1821).

„Wie man nur so leben mag?
Du machst dir gar keinen guten Tag!"
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.
Wenn man mich da und dorthin zerrt
Und wo ich nichts vermag,
Bin selbst von mir nur abgesperrt,
Da hab' ich keinen Tag.
Thut sich nun auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.
Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit,
Ein geistreich-aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Weltliteratur (1827).

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Nun denn! Eh wir von hinnen eilen (1827).

„Nun denn! Eh wir von hinnen eilen,
Hast noch was Kluges mitzutheilen?"

Sehnsucht ins Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Beschäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Angedenken (1829).

Angedenken an das Gute
Hält uns immer frisch bei Muthe.
Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.
Angedenken an das Liebe,
Glücklich! wenn's lebendig bliebe.
Angedenken an das Eine
Bleibt das Beste, was ich meine.

Aus: **„Gott, Gemüth und Welt."**

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schooß,
Will Manches dem Tage entgegen;
Doch soll das Kleine je werden groß,
So muß es sich rühren und regen.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetstein', die dich begleiten.

Will Licht einem Körper sich vermählen,
Es wird den ganz durchsicht'gen wählen.

Aus der Abtheilung: „Sprüchwörtlich.“

Ich sah mich um, an vielen Orten,
Nach lustigen gescheidten Worten:
An bösen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzustecken.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib' nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird sich von selber machen.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Was räucherst du nun deinen Todten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Sie sagen: Das muthet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan.

Laß nur die Sorge sein,
Das gibt sich Alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen.

Was gibt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden?

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

Du sollst mit dem Tode zufrieden sein.
Warum machst du dir das Leben zur Pein?

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Wer Recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.

Doppelt gibt, wer gleich gibt,
Hundertfach, der gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Du wirkest nicht, alles bleibt so stumpf.
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten;
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Um's Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

Eigenheiten, die werden schon haften;
Cultivire deine Eigenschaften.

Viel Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben.

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort.
Verein' und leite! beff'rer Hort.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen.

Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Aus den: „Zahmen Xenien" (aus dem letzten Lebensjahrzehnt).

Motto: „Was ist denn deine Absicht gewesen,
Jetzt neue Feuer anzubrennen?"
Diejenigen sollen's lesen,
Die mich nicht mehr hören können.

„Warum willst du dich von uns Allen
Und unsrer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

Nachdem Einer ringt,
Also ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zu Willen gab.

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ ich mich recht gern unterweisen;
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn:
Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast du es so lange wie ich getrieben,
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

In's Sichere willst du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich Jeder
Um die eigne Last.

„Manches können wir nicht verstehn.“
Lebt nur so fort, es wird schon gehn.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal in's Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem Einen widerfährt,
Widerfährt dem Andern;
Niemand wäre so gelehrt,
Der nicht sollte wandern;
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle,
Frauen wissen, was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging' nicht wieder heraus.

Das Beste möchte ich euch vertrauen:
Sollt erst in eignen Spiegel schauen.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preisen.
Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

„Wie mag ich gern und lange leben?“
Mußt immer nach dem Trefflichsten streben!
Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Was mich tröstet in solcher Noth:
Gescheidte Leute, sie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Es mag sich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm!
Und wenn sie dir die Bewegung leugnen,
Geh' ihnen vor der Nas' herum!

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?“
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

Wie Einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zu Spott.

„Willst dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.

Grenzlose Lebenspein
Fast, fast erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren sein,
Und Keiner ist Herr von sich.

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut.

„Wohin wir bei unsern Gebresten
Uns im Augenblick richten sollen?“
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken, wo sie wollen.

Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.

Wein macht munter geistreichen Mann;
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willst du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Du sehnst dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;

Dir selbst sei treu, und treu den Andern!
Dann ist die Enge weit genug.

Halte dich im Stillen rein,
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

„Was ist denn die Wissenschaft?"
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben;
Leben erst muß Leben geben.

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.
Natürlich mit Verstand
Sei du beflissen;
Was der Gescheidte weiß,
Ist schwer zu wissen.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Aus den „Sprüchen in Prosa".

Nach der Sammlung von G. v. Loeper.

Motto: Verglichen mit andern ähnlichen Sammlungen muß die unsrige weitaus den ersten Preis erhalten, sei es, daß man ihren fast alle Gebiete des Denkens und Lebens umfassenden Inhalt, sei es, daß man den Geist, der sie beseelt, sei es, daß man ihre Form berücksichtigt. Aus ihr spricht eine bisher unerreichte, auf dem Boden des Protestantismus gewonnene, gleichmäßig an der antiken Kunst wie an dem Studium der Natur und unter den Einwirkungen der neuern deutschen Philosophie, namentlich der Kantischen, in einem großen Individuum gereifte geistige und sittliche Kultur.

(G. v. Loeper.)

Seine Sammlung ist ein Buch der rechten und echten Lebensweisheit, die Summe von Betrachtungen und Erfahrungen eines langen und inhaltreichen Lebens und zwar eines solchen, das an allen wichtigen Bewegungen der Zeit, in welche es fiel, nahen Antheil nahm und sie von erhöhtem Standpunkte aus betrachtete oder leitete. Die Erscheinung, die aus der Totalität dieser Sprüche hervortritt, soll man zu erfassen und sich vertraut zu machen suchen, ohne am einzelnen irre zu werden. Denn wie sich kein Teil ohne Erkenntniß des Ganzen, zu dem er gehört, richtig begreifen läßt, so auch der einzelne Spruch nicht ohne den Geist, aus dem er hervorging, und dieser wiederum, da er nur als Teil von Goethe's Geiste wirkt, nicht ohne Berücksichtigung des Dichters, Forschers und Denkers, so daß diese Sprüche besonders geeignet sind, in das Studium Goethe's einzuführen oder das aus dem Studium seiner Schriften und seines Lebens gewonnene Bild wieder zu erfrischen. Für die Erkenntnis seiner dichterischen Gestaltungen, die ein Leben in sich selbst haben, reicht das Studium der Sprüche zwar nicht aus, wohl aber lassen sich die Grundlagen, auf denen jene ruhen, deutlich erkennen, und manche Partien der Sammlung sind für die nähere und richtigere Erkenntnis seiner künstlerischen Grundanschauungen und seiner poetischen Technik sehr lehrreich und fruchtbringend.

(K. Goedeke.)

Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

In den Werken des Menschen wie in denen der Natur sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernstfreundlich durch die Lüfte wogt.

Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maaß und Gescheitigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens Anderer freut.

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Es giebt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Wenn der Mensch Alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

Metamorphose im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren hat schon Dante trefflich geschildert.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

Anstatt meinen Worten zu widersprechen, sollten sie nach meinem Sinne handeln.

Unsere Meister nennen wir billig Die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.

Die empirisch-sittliche Welt besteht größtentheils nur aus bösem Willen und Neid.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Der Mensch begreift nie, wie anthropomorphisch er ist.

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren.

Es giebt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Alterthum gegenüber in den anmuthigst-ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Wen Jemand lobt, dem stellt er sich gleich.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben!

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von Allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eigentlich kommt Alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken.

Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Ueber Geschichte kann Niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligiren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein.

Ebenso geht's Allen, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Zuerst belehre man sich selbst; dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Wenn wir das, was wir wissen, nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, so erhält es einen sonderbaren Reiz der Neuheit und frischen Ansehens.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, Alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja, Derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei. Deshalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor.

Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen; denn alle Beweise, die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widriggesinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.

Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur: der Eine mit Geist und Gemüth, sich ihr anzueignen, der Andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im Ganzen und Einzelnen an diese Dreie möglich macht, das Ereigniß, was wir am Freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

Das Erlebte weiß Jeder zu schätzen, am Meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das Niemand rauben kann.

Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten sehen.

Goethe's briefliche Vorstellung an Karl August über das Ueberhandnehmen des Schwarzwilds. (Datirt: Weimar, den 26. Dec. 1784.)

Motto: Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen: von 1776—1828 geschah nichts von Wichtigkeit in Weimar ohne Goethe's Mitwissenschaft oder Mitarbeit. Im Speciellen aber, soweit wir irgend diese Mitarbeiterschaft verfolgen, müssen wir eingestehen, Goethe hat nie eine Angelegenheit als Nebensache behandelt, er hat die minutiöseste Sorgfalt in auch unbedeutende Geschäfte hineingetragen und hat mit unermüdlichen Augen nach allen Richtungen das Beste des Landes verfolgt. (Herm. Grimm.)

Ihr gütiger Brief hat mich außer Sorgen gesetzt und ich freue mich sehr, daß Sie meine Weigerung nicht übel aufgenommen haben; denn ich konnte nach meiner Ueberzeugung aus mehr als einer Ursache den Ort nicht verlassen. Ich wünsche, daß Alles, was Sie auf der Reise thun und was Ihnen begegnet, zu Nutzen und Frommen gereichen möge.

Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Uebels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich Anfangs gegen deren Einquartirung protestirt und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast [fest] gelobtes Stillschweigen zu brechen und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Herde zu unserer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsche diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat deswegen an die unsrige ergangen.

Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich dadrinnen, daß die Schuld an denen liege, die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelns-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Der Landcommissär hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei, und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Creaturen völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusammt den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten.

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten.

Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! — Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen und halte [bitte] mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen.

Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen.

Vor vier Wochen hätte ich es nicht geschrieben; es ist nur die Folge einer Gemüthslage, in die ich mich durch einen im Anfange scherzhaften Einfall versetzt habe.

Ich überdachte die neun Jahre Zeit, die ich hier zugebracht habe und die mancherlei Epochen meiner Gedankensart; ich suchte mir das Vergangene recht deutlich zu machen und einen klaren Begriff vom Gegenwärtigen zu fassen, und nach allerlei Betrachtungen nahm ich mir vor, mir einzubilden, als wenn ich erst jetzt an diesen Ort käme, erst jetzt in einen Dienst träte, wo mir Personen und Sachen zwar bekannt, die Kraft aber und der Wunsch zu wirken noch neu seien. Ich betrachtete nun Alles aus diesem Gesichtspuncte, die Idee heiterte mich auf, unterhielt mich und zwar nicht ohne Nutzen

und ich konnte es um so eher, da ich von keinem widrigen Verhältniß etwas leide und wirklich in eine reine Zukunft trete. — — —

Ich schicke diesen Brief nach Eisenach, weil er Sie sonst verfehlen möchte.

Seien Sie uns also bei Sich willkommen und langen bald wohl und vergnügt in dem Kreise an, der Ihnen doch der nächste ist und bleibt.

Goethe's Entschluß, seinem Herzog in die Verbannung zu folgen und als Bänkelsänger das Volk gegen die Franzosen aufzuregen.

(Aus der Zeit nach der Schlacht bei Jena 1806.)

Aus Joh. Falk's: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt.“ *)

Motto: In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doctor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, betheuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. (Dichtung und Wahrheit, Schluß des 10. Buchs.)

„Genug!“ fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesicht ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Officiere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter

*) Falks Bericht, den vor Kurzem auch Keil in seiner Schrift: „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806“ und zwar zum Schlusse derselben, hat wieder abdrucken lassen, wird von Vielen (vgl. z. B. Beil. z. Allg. Ztg. 1882, S. 1716) als unecht und untergeschoben betrachtet. Trotzdem bringen auch wir denselben und hoffen sogar, daß der Leser uns dafür Dank wissen wird. Denn unmöglich kann Falk diese herrliche Erzählung rein und ganz nur erfunden haben. Auf den Herausgeber dieses Buches aber hat, als er Primaner des Eisenacher Gymnasiums war, kaum irgend ein anderes Schriftstück aus alter oder neuerer Zeit solchen Eindruck gemacht, als gerade diese Falkische Erzählung, die ihm damals aus Wachsmuths „Weimars Musenhof“ bekannt wurde. Noch heute bewahrt er die damals genommene Abschrift. Und was ihn ehedem so mächtig ergriff, das, meint er, dürfte ähnlich wohl auch noch künftig auf manchen Anderen wirken. Uebrigens vgl. auch Fr. v. Müllers „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813“ S. 61—65. Nicht ohne Absicht aber haben wir gerade an dieser Stelle auf die Goethen von Gall beigelegte Anlage zum Volksredner in unserem Motto hingewiesen.

verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen." Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit Dir anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punct in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrigbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Goethe's Audienz bei Napoleon am 2. Oct. 1808 in Erfurt.

Nach Fr. v. Müllers „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813" S. 236—241.

Der Herzog berief in diesen Tagen unsern Goethe nach Erfurt, der, nach seiner eigenthümlichen Sinnesweise, sich bisher ganz fern gehalten hatte.

Es war mir gelungen, eine bequeme Wohnung in der Nähe des Herzogs aufzufinden, und Goethe blieb mehrere Tage in Erfurt. Das französische Theater gewährte ihm unsäglichen Genuß, und es war höchst interessant, ihn nach jeder Vorstellung noch Stunden lang bei dem Herzog über die Eigenthümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredsamkeit. Bei Frau von der Recke lernte er den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. October zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde.

Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Cabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischen durch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechszigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung des Mahomet von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben*) und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?"

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfe jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Criminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: „Sie haben einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Contributions-Angelegenheiten, während dessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen besprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Auf-

---

*) In der That finden sich Werthers Leiden in Bourienne's Memoiren unter dem Verzeichniß der wenigen Bücher aufgeführt, die Napoleon mit nach Aegypten nahm.

gabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu:

„Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen:

„Voilà un homme!"

Zur Naturwissenschaft.

Motto: Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich im Vaterlande und auch wol auswärts als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im Stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.

(Geschichte meines botanischen Studiums.)

Die Natur.

Geschrieben um das Jahr 1780.

Motto: In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.
(Faust I, V. 148—156.)

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles ist neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genausten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Für's

Bleiben hat sie keinen Begriff und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt.*) Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpeste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt,

---

*) Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.
Faust I, 1356/7.

um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Dauer im Wechsel (1804).

Motto: Siehe, er gehet vor mir über, ehe ich es gewahr werde; und verwandelt sich, ehe ich es merke. (Hiob 9, 11.)

Alles fließt (πάντα ῥεῖ), nichts besteht noch bleibt es je dasselbe. (Heraklit.)

Er vergleicht die Dinge mit dem Strome eines Flusses, daß man zweimal in denselben Strom nicht einschreiten könne. (Plato über Heraklit.)

Es ist kein Satz des Heraklit, den ich nicht in meine Logik aufgenommen. (Hegel.)

Hielte diesen frühen Segen
Ach, nur eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten erst verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen,
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse,
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.

Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Epirrhema (1820).

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Metamorphose der Thiere (1806).

Motto: Die Natur kann zu Allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Structur des Pferdes heransteigt. So ist immer Eines um Alles, Alles um Eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. (Zu den „Aphorismen" bei Riemer.)

Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommnern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.
(Aus dem „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" 1796.)

Wagt ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen
Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie spendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin, aber empfindet
Keine Sorge, wie sterbliche Fraun, um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach bestimmte
Sie das höchste Gesetz, beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemessnes Bedürfniß, und ungemessene Gaben,
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen schwärmen sie fort nach ihrer Bestimmung.

Zweck sein selbst ist jegliches Thier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt; es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmonisch zum Sinne des Thiers und seinem Bedürfniß.
So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf;

Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf, der Natur! Du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts! Prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Eins und Alles (1823).

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Aus den Schriften „zur Morphologie".

Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt. Er abstrahirt bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixirt sei. Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr Alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowol von dem Hervorgebrachten, als von dem Hervorgebracht-werdenden gehörig genug zu brauchen pflegt. (1807.)

Motto: Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.
(Schiller in der „Klage der Ceres" 1796.)

Indem wir den vegetativen Typus betrachten, so stellt sich uns bei demselben sogleich ein Unten und Oben dar. Die untere Stelle nimmt die Wurzel ein, deren Wirkung nach der Erde hingeht, der Feuchtigkeit und der Finsterniß angehört, da in gerade entgegengesetzter Richtung der Stengel, der Stamm oder was dessen Stelle bezeichnet, gegen den Himmel, das Licht und die Luft emporstrebt. (1807.)

Wie wir nun einen solchen Wunderbau betrachten und die Art, wie er hervorsteigt, näher einsehen lernen, so begegnet uns abermals ein wichtiger Grundsatz der Organisation: daß kein Leben auf einer Oberfläche wirken und daselbst seine hervorbringende Kraft äußern könne, sondern die ganze Lebensthätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es sei Wasser oder Luft oder Licht, sie schütze, ihr zartes Wesen bewahre, damit sie das, was ihrem Innern spezifisch obliegt, vollbringe. Diese Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erscheinen, Alles, was zum Leben hervortreten, Alles, was lebendig wirken soll, muß eingehüllt sein. Und so gehört auch Alles, was nach außen gekehrt ist, nach und nach frühzeitig dem Tode, der Verwesung an. Die Rinde der Bäume, die Häute der Insekten, die Haare und Federn der Thiere, selbst die Oberhaut des Menschen sind ewig sich absondernde, abgestoßene, dem Umleben hingegebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen sich bilden, unter welchen sodann oberflächlicher oder tiefer, das Leben sein schaffendes Gewebe hervorbringt. (1807.)

(Die „Metamorphose der Pflanzen“ die erste Anknüpfung mit Schiller): Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Satzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig Beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punct, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“

(1817.)

Naturwissenschaftliche Bilder zur Verdeutlichung der dämonischen Gewalt, unter der das Menschenleben steht.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

(Aus „Urworte. Orphisch“ 1817.)

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.

(Aus: „Ilmenau am 3. Sept. 1783.")

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

(Tasso Act V, Auftritt 2. 1789.)

Amyntas (1797).

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach! mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu sein.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Rast nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenossen,
Dem du als Knabe, so früh, manche Genüsse verdankt.
O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück, o Nikias! schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Dieser (Crebillon) ist auf eine sonderbare Weise merkwürdig. Er behandelt die Leidenschaften wie Kartenbilder, die man durch einander mischen, wieder mischen und wieder ausspielen kann, ohne daß sie sich im geringsten verändern. Es ist keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisiren, sich wieder scheiden und herstellen. (An Schiller d. 23. Oct. 1799.)

Ja wohl! versetzte der Hauptmann: diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz, wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen, glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt. (Wahlverwandtschaften Cap. 4.)

Vermächtniß (1829).

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass' es an!
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr die Sonne zu umkreisen
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reich begabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen!
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist allein ist wahr, —
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar!

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Der Schluß der Pandora (am Schluß der Ausgabe letzter Hand) auch ein Vermächtniß Goethe's.

Merke:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.



3. Johann Christoph Friedrich Schiller.

Geb. den 10. Nov. 1759 zu Marbach (in Würtemberg); gest. den 9. Mai 1805 in Weimar.

Motto: Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz und was ihn geschmückt und gepeinigt.
(Goethe in: „Die Kränze.")

O Carl, wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen als die wirkliche ist; wir kannten nur die Ideale, nicht das, was wirklich ist.
(Schiller an Carl Moser d. 20. Sept. 1775.)

Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen.
(In der Jugendschrift: „Philosophie der Physiologie" 1779.)

Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.
(An Körner d. 7. Mai 1785.)

Den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt.
(Ebenda.)

Seine Neigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.
(Im „Don Carlos" 1787.)

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben;
Bewahret sie;
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane.
(In den „Künstlern“ 1789.)

Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
(Im Prolog zum „Wallenstein“ 1798.)

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
(Im „Siegesfest“ 1803.)

Selbstbekenntnisse Schillers.
(Aus der Zeit von 1782 bis 1789.)

Motto: Ich wollte nur Pfarrer werden — und bleibe hangen am Theater.
(An Frau v. Wolzogen d. 14. Nov. 1783.)

Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. (An Dalberg d. 4. Juni 1782.)

Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten und der Welt, die ich schätze, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen und meinem durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben die gewisseste Aussicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheil Anderer mich als den ersten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger meine Gaben in Ausübung zu bringen und setzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu sein, das der Meister lobte. Daß ich eine Laufbahn verlassen soll, welche mir außerdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzu hart, als daß ich nicht das letzte gewagt haben sollte, das Herz meines Durchl. Fürsten und Vaters zu rühren. (An Herzog Karl von Würtemberg d. 19. Sept. 1782.)

Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe. (An Frau v. Wolzogen d. 4. Jan. 1783.)

Vielleicht daß ich durch ihn [den Vetter aus England] das Bürgerrecht auf dem Theater zu Drurylane erhalte, denn ich hoffe, daß meine Arbeiten sich dem Geschmack der Englischen Nazion mehr als dem Teutschen nähern, da ich ja ohnehin nach englischen Mustern gebildet bin. (An Reinwald d. 22. Juli 1783.)

Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam, denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Theil von Teutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen euren Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt. Wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht, daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen

gezwungen, daß ich die Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, aufs neue in meinem Vaterland suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht.

(An seine Schwester Christophine Neujahr 1784.)

Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften, dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. (An Reinwald den 5. Mai 1784.)

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auch einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

(An Reinwald d. 5. Mai 1784.)

(Ueber Körners und Hubers und ihrer Bräute Geschenke und Brief): Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als nur für einige Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse.

(An Frau von Wolzogen d. 7. Juli 1784.)

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die

Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen; denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen; denn hier kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore des Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden und wenn sie aufgehört haben es zu sein —, unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die [die] naturwidrige [Verbindung] der Subordination und des Genius in die Welt setzte. (Aus der „Ankündigung der Rheinischen Thalia" 1784.)

Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinah von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fach größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte.

(An Dalberg d. 24. Aug. 1784.)

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergetzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung. Freund! Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch dagewesen, der so etwas schaffen konnte, daß ein Volk dagewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab, daß dieses Volk an Schönheit und Wahrheit glaubte, weil Einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte, daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. Siehe, Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnt.

(Aus dem „Brief eines reisenden Dänen" 1785.)

Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Application begegnen

und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden-großer Menschen macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunct ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urtheile von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werd ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorstellungsart zu erniedrigen. Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu außerordentlich, zu seltsam für mich sein. Ueberlege einmal, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Unmöglichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel? Das gestehe ich Dir, daß ich in dieser Idee so befestigt, so vollständig durch meinen Verstand überzeugt bin, daß ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre und alles, was mir nur so lieb oder weniger theuer als mein Leben ist. Dieß ist nicht erst seit heute oder gestern in mir entstanden. Jahre schon hab ich mich mit diesem Gedanken getragen, nur die richtigere Schätzung meiner Selbst, wozu ich jetzt erst gelangt bin, hatte noch gefehlt ihm Sanction zu geben. (An Huber aus Weimar d. 28. Aug. 1787.)

Ich habe gestern geschrieben und dann das Leben des Pompejus im Plutarch gelesen, das mir große Gefühle gegeben hat und den Entschluß in mir erneuerte, meine Seele künftig mehr mit den großen Zügen des Alterthums zu nähren.

(An Lotte von Lengefeld 1788.)

Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden und hie und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden. (An dieselbe d. 10. Dec. 1788.)

Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er [Moritz] außerordentlich klare und erwärmende Ansichten.

(An dieselbe Dec. 1788.)

Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig sein.

(An dieselbe d. 3. Jan. 1789.)

Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur gibt mir nichts und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich sein soll, so muß ein geschlossener Zirkel um mich herum sein, der ohne mein Zuthun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde.

(An Caroline v. Beulwitz d. 5. Febr. 1789.)

Knebel hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten, ob sie gleich nicht alle die meinigen sind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieses öftere Nachdenken im Sprechen über Schönheit und Kunst vielerlei bei mir entwickelt und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt.
(An Lotte d. 12. Febr. 1789.)

Ich weiß den Menschen gern auf einer hohen Stufe in der organisirten Welt. Es ist, habe ich bemerkt, eine Lieblings-Idee von Moritz, daß das Einzelne nur des Ganzen wegen da sei — was er daher über Zerstörung sagt, ist mit viel Wärme geschrieben. Ich möchte viel über diese Gegenstände sprechen hören. Im Gespräch theilt man sich noch besser mit; oder versteht sich besser und erhält daher mehr klare Begriffe.
(An dieselbe d. 16. Febr. 1789.)

Im historischen Styl liebe ich doch mehr die schöne Leichtigkeit der Franzosen.
(An dieselbe d. 25. Febr. 1789))

Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er spricht mir auch ab sie mir in dem Grade, wie er [sie] hat, zu erwerben. Goethe habe sie auch gefehlt, aber er habe sie sich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und des Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden.
(An Körner d. 25. Febr. 1789.)

Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet.
(Ebenda.)

Es thut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren schöne Seele sich unter einem lieblichern Klima so viel reicher und schöner entfaltet haben würde, ein so schlechtes Loos gefallen ist. Man kommt nur einmal auf die Erde und soll gerade mit dem dürftigsten Platz auf ihr vorlieb nehmen. Hätte ich Knebels Laune und hinreißenden Pinsel, wie wollte ich diese Beobachtung ausmalen! So aber gebe ich mich zufrieden und sage zu mir, daß ich nur auf Thüringer Erde die Freunde finden konnte, die ich fand — und daß ich der Saale mehr zu verdanken habe, als der Ganges mir hätte geben können.
(An Lotte d. 26. März 1789.)

Sie wissen, glaube ich, oder Sie wissen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückseligkeit so nothwendig ist. Meine schönsten Stunden danke ich doch Ihrem Geschlecht, wenn ich besonders noch die Musen dazu rechne, die nicht umsonst Frauenzimmer sind. Selbst die Venus Urania ist ja ein Weib und ihre irdischen Töchter sind da, uns bei ihr einzuführen. Hier [in Jena] haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen alles,

was Freiheit und Freude athmet. Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie mich wieder zum Menschen zu machen; zum Dichter — das ist vorbei.

(An Caroline von Beulwitz d. 24. Juli 1789.)

Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein räthselhaftes Wesen sein; man wird immer falsch über mich urtheilen. (An Lotte, im Sept. 1789.)

Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Caroline, und ich habe mein eigenes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irret; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. (An Caroline von Beulwitz d. 3. Nov. 1789.)

Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

(An Lotte, an seinem Geburtstag 1789.)

Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal.

(An Lotte und Caroline d. 15. Nov. 1789.)

Ach, die Liebe ist das Einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft selbst keinen Grund findet und keine Grenze sieht. Nur in Euch zu leben und Ihr in mir — das ist ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind. (Ebenda.)

Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur

Sprache gebracht, als Du, meine Lotte, aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen Dich für mich aufblühen zu sehen. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele. (Ebenda.)

Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nöthig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfes in Genüssen des Herzens erhole. Meine Aussichten selbst, so weit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert, weil mich diese für alle Wirksamkeit verschließt, und weil mir der erfreuende Genius nicht zur Seite schwebt, ohne den alles unser Streben umsonst ist. (An dieselben d. 27. Nov. 1789.)

Es machte mir Vergnügen zu lesen, daß meine Niederländische Geschichte in Gentlemans Magazin recensirt ist, und daß sehr viel Schönes davon gesagt wurde. In England wünschte ich längst bekannt zu sein und vielleicht folgt jetzt eine Uebersetzung meiner Geschichte auf diese Ankündigung. (Ebenda.)

Ach daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen! Wäret Ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unsrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an Euch fühl' ich meine Seele weicher, göttlicher und reiner; ich fühle wie alles Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höhern, schönern Wohlklang dahinfließen. Was wird es sein, wenn Ihr mir wirklich gegeben seid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen athmen kann. (An dieselben d. 30. Nov. 1789.)

Urtheile über Schiller.

(Von Körner, Charlotte v. Schiller, Karoline v. Wolzogen, Goethe, Lavater, W. v. Humboldt, Herder, Fichte, Jean Paul, Tieck, A. W. Schlegel, Novalis, Gust. Schwab, Gust. Kühne, Kuno Fischer.)

Körner: Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und Begeisterung sehen lassen, daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. (Anfang seines ersten Schreibens an Schiller aus dem Juni 1784.)

In Deinen früheren Producten war fast bloß Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes, als der Phantasie. Etwas Aehnliches findest Du in der ältesten Periode der griechischen Dichtkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Product der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dies gründete Deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch-gedachten; und dies ist's, glaub' ich, was Du in Deinen meisten Werken vermissest. „In allen" kannst Du nicht sagen, sonst wollte ich Dir Beispiele vom Gegentheil anführen. Es fragt sich also: ist das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkst, Folge von Mangel an Talent oder von zufälligen vorübergehenden Umständen.

Zur inneren poetischen Form gehört, däucht mich, erstlich: Erscheinung des Stoffs unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Object. Die Phantasie muß das Product des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Thätigkeit — der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: dies ist das zweite Erforderniß der innern poetischen Form.

Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, hast Du zur Genüge bewiesen. Auch Deine historischen und philosophischen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug.

Der Stoff, mit dem die Phantasie die Gedanken überkleiden soll, muß zuvor aufgefaßt sein. Zu dieser Auffassung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir schwerlich, aber desto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier ist der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deswegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, die Deiner Phantasie vorschweben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist's Zeit, an die Ordnung des Ganzen zu denken. (An Schiller d. 19. Sept. 1794.)

In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft, ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung, kurz nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegensetzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen, — das Wesentliche des Kunsttalents — zu Grunde zu liegen. Nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Theile, bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es gibt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches in der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist; und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit. Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Uebereinstimmung auch in den kleinsten Theilen vorhanden ist, aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Theile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geist der Antike.

Was ich an Dir vorzüglich schätze, ist, daß Du Dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern! Ich begreife die

Schwierigkeit dieses Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst.

In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues hast Du sehr viel gewonnen. Du liebtest sonst mehr die gereimten Versarten, jetzt hast Du Dich auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart versucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geschmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tones wird immer herrschender in Deinen Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt.

Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen von dem Besonderen zum Allgemeinen fortgerissen.

Dies ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstracte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer thätig ist und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist.

Aber ich bin weit entfernt Dich auf dieses Fach einzuschränken. Auch in andern Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst ruhiger zu empfangen, was Dir die Phantasie in reichem Maße darbietet. (An Schiller d. 27. Sept. 1795.)

Charlotte von Schiller geb. v. Lengefeld: Es ist eben so unmöglich Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geiste nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf Alles in seinem Gemüth mit größerem Reichthum als es Andern erscheinen kann. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkt stehend vor. (Niederschrift aus dem Febr. des J. 1806.)

Karoline von Wolzogen geb. v. Lengefeld (in ihrem Buch „Schillers Leben“ 1828): In unserm Hause [in Rudolstadt Sommer 1788] begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Geistesstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war

das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle.

(Einzelne Züge von Schillers Charakter): Eine große Gesinnung, wie das Bedürfniß eigener Selbstachtung, war unserm Freunde angeboren: von der Wahrheit konnte er nie weichen. — Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. — Jeder, der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. — Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. — Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig. — Ein echtes Genie überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man thue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. — Er pflegte gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. — Angenommene, conventionelle Würde war ihm ganz fremd. — Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit. — Er erröthete leicht. — Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. — Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genützt und den Kreis seiner Productionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach. — Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit. — Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er sein können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamt tüchtig zu sein, und glaubte es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. — Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. — Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch schon geendet war. — Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen. — Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. — Mit der Feder konnte er schärfer sein und sich dem Reiz des Witzes mehr überlassen, als er es Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung etwas Bitteres und Hartes zu sagen. — Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. — Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. — Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf. — Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab und beschwichtigte oft ein physisches

Leiden. — Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. — Die Natur habe ihm einen bodenlosen Reichthum gegeben, sagte er oft; und wenn er andre durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius. — Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht ihr Lenker zu sein. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte. — So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Wiederhall zurückgab. Der Schutz, die Theilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern. — Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge. — Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüther der Menschen erheben.

Goethe: Schiller erscheint hier [in seinen Gesprächen beim Theetisch], wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein! (Gegen Eckermann d. 11. Sept. 1828.)

Epilog zu Schillers Glocke.

Und so geschah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächtges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sicher'n Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die zarte Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dies breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiter'm Blicke las;
Doch wie er athemlos in uns'rer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrütteten Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele,
Den neu belebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Lavater (gegen Schillers Frau): Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus.

W. v. Humboldt: Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1793 bis 1797; vorher kannten wir uns wenig; nachher, wo ich mich meistentheils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener. Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunct, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie „durchbrach gleich einem angeschwollenen Strom" die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Nothwendigkeit reicher und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurtheilend formenden Kräfte; so sicher er aber sein konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen [? versagen] würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn Alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

(Anfang der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller 1830.)

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh

erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschiedenen großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühnen bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Höhen und Tiefen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles, ergründend, spalten und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtkunst einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte. (Ebenda.)

Ich bin begierig zu sehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und gibt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und philosophischen Genies. Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte besonders die einseitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht. Wenigstens ist es gewiß nichts Anderes, was den Urtheilern darüber zum Grunde liegt, die sich in Beides weniger finden können. Was den Dichter und Philosophen fast so gänzlich von einander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daher genießen Sie den doppelten Vortheil, zugleich das Nothwendige rein und abgesondert, aber doch auch nicht bloß so, sondern in das Individuelle verwandelt zu sehen, oder eigentlicher zu reden, unaufhörlich in sich darzustellen.

(An Schiller d. 4. Aug. 1795.)

Den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung.
(An Schiller den 16. Oct. 1795.)

Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der echte Dichtergeist. Diese ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandtheil des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen Geist nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht nothwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu sein. Diesen Charakter, sagen Sie, theilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten abgesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiet hinauszugehen.
(An Schiller den 6. Nov. 1795.)

Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellektuelle Individualität und ich weiß niemanden in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonnirt, seine mannigfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken geben, und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urtheilen aufforderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaub' ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts und an Vollständigkeit nur soviel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproducirenden Genie nothwendig fehlen muß. Nur ist die Schwierigkeit, dieß Bild bestimmt in Worten auszudrücken, freilich unendlich groß. Das Letzte, worauf sich alles zurückführen, und woraus sich alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. f. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt, und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt! Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nah ist, dadurch von den Neueren, die ihrem Geist, wie z. B. Goethe folgen, dadurch von allen andern unter den letzteren, die wie Shakespeare, Ariost u. s. f. einen verschiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer. Gewiß aber ist es, daß, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der That mit höchstem Unrecht, aber dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird. (An Körner d. 23. Nov. 1795.)

Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, lieber Schiller, diese Productionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. (An Schiller d. 22. Oct. 1803.)

Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden und nicht genug, daß das

gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen fester, in der Production sicherer geworden sind, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß. (Ebenda.)

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. — — — Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schiller's Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schiller's ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, nur von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus und kaum möchte ich sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Productionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziele, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er [länger] gelebt, er hätte endlich klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? In wem ist diese Verbindung kritischer und intellectueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Theurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

(An Goethe aus Rom den 5. Juni 1805.)

Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden.

(An Fr. A. Wolf aus Rom den 20. Julius 1805.)

Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird. (An Welcker d. 8. Mai 1830.)

Herder: Ihre Reime zumal! Bei Ihnen spinnen sich wie Seiden- und Goldfäden Reim' und Gedanken, wie eben diese Klage der Ceres zeigt. —

Ihre Muse arbeitet so plötzlich, daß man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer; zu anderer Zeit schreiten sie wie Genien vorüber. —

Die Elegie [„Der Spaziergang"] ist eine Welt voll Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landcharte sein, die ich an die Wand schlage. Der Faden, der durch's Labyrinth führt, ist zwar sehr leicht gezogen, man kommt indessen doch mit ihm durch.

Die Verse sind sehr gut gearbeitet, und die Sprache ist ungeheuer glücklich. Die wildesten Stellen sind bis zum Erschüttern wahr, und so neu gesagt! —

Ihr Grundsatz [in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Poesie"] ist so groß und so wahr, die Entwicklung führt so hoch und so tief; sie tröstet und gibt Muth; sie belebt die Schöpfung umher und strahlt ihr Bild in uns zu dem Zwecke, der uns obliegt, so lieblich, daß Viele, Viele Ihnen danken werden. Dabei ist sie so schön und beredt geschrieben, daß wenige Worte (die verzwickten Zusammensetzungen der Kantischen Philosophie, Erinnerungsinteresse u. dergl.) ausgenommen, sie eine sehr edle Präcision und bei einer schneidenden Schärfe eine wohlthuende Gutmüthigkeit charakterisirt. (Aus Briefen vom Jahre 1795, mitgetheilt von Caroline v. Wolzogen.)

Fichte (W. v. Humboldt schreibt an Schiller den 22. Sept. 1794): „Mit Fichte habe ich interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten, sagte er, jetzt Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, sei Einheit. Diese Einheit ist zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin, und dieß hinge allein von Ihnen ab, so wäre von keinem andern Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten." —

Sie gehen größtentheils analytisch, den Weg des strengen Systems; und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstracten Begriffs setzen. (Fichte an Schiller d. 27. Juni 1795.)

Jean Paul (in der „Vorschule der Aesthetik" 1804): Schiller ist, wenn nicht der Accord, doch der Leitton zwischen brittischer und deutscher Poesie und im Ganzen ein potenziirter verklärter Young, mit philosophischem und dramatischem Uebergewicht. —

Wenn die Romantik Mondschein ist, so wie Philosophie Sonnenlicht: so wirft dieser Dichter über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-Poesie steht; wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht und den ganzen Tag als ein Mond dämmert. —

Die vollendete Prunk- und Glanzprosa schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er; ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. —

Daher hätte jeder, auch der gerechteste Tadel gegen den Priester Melpomenens, Schiller, welcher Kraft, Leben, eigne und fremde Vorurtheile unermüdet der Kunstschönheit opferte, nur mild und scheu, und mehr mit Gefühlen eigner als mit dem Wunsche fremder Schmerzen ausgesprochen werden sollen; aber davon weiß die bellende Undankbarkeit nichts. —

Indeß soll hier kein Tadel auf Gedichte, wie die Ideale, die Frauenwürde fallen, welche keine Lieder, sondern wie die Götter Griechenlands, die Künstler, nur Lehrgedichte sind. In Lehrgedichten aber, wozu beinah Schillers ästhetische Abhandlungen gehören — müssen ihn alle neueren Völker auf einem Sieg-Wagen lassen, dem sogar die alten nicht weit vorfahren. —

Niemand hat nach Shakspeare so sehr als Schiller — welcher zwar unter, aber nicht fern von seinem Genius steht, und daher Poetikern die Gelegenheit zur Verwechslung der Erniedrigung mit der Entfernung gab — die historische Auseinander-

streuung der Menschen und Thaten so kräftig zu einem tragischen Phalanx zusammengezogen, welcher gedrängt und keilförmig in die Herzen einbricht. In der Mitte vom Don Carlos fängt seine reine Höhe zu steigen an, und sie bildet vielleicht schon im Wallenstein ihren Gebirgsgipfel. Seine eigentliche romantische Tragödie ist weniger die von so vielen Gemeinheiten der Menschen und des Lebens umschattete Jungfrau von Orleans, als Wallenstein, worin Erde und Sterne das Ueberirdische (nämlich der Glaube daran), und alles große Irdische gleichsam zwischen Himmel und Erde die Blitze ziehen und laden, welche auf die Seele niederfahren und das Leben erschüttern. Im romantischen All ist er mehr überall in der schauerlichen Tiefe der Unendlichkeit als in der heitern Höhe derselben geflogen. Dies ist an und für sich kein Vorwurf; nur einer, aber kein großer, ist, daß er Melpomenens Dolch häufig zu glänzend und damaszirt geschmiedet und geschliffen. Aber wahrlich jeder Kunstrichter oder Kunstschreiber und besonders die jetzige weder sich noch andere bessernde Schreibzeit, welche wie Shakspeare keine Zeile ausstreicht, und wäre sie noch so unshakspearisch, sollte, wie schon gesagt, nur in achtenden Schmerz jeden Tadel eines Mannes kleiden, der bei allen Fehlern immer kunst- und himmelwärts strebte und stieg, obgleich ein siecher Körper sich schwer an seine Flügel hing.

Tieck: Schillers Entwicklung ist nicht rein heraus gekommen; mit seinem größten Werke hat er angefangen. In den „Räubern“ sprach er in der gewaltigsten Weise einen Gedanken aus und richtete eine furchtbare Frage an die Gottheit: Wie ist mit der göttlichen Liebe und Vorsehung das Elend so vieler Millionen zu vereinen? Die Gewalt, mit der dieser Gedanke verfolgt wird, der Trotz, der darin liegt, wiegt alle Schwächen der Dichtung als Kunstwerk auf. — —

Ein Werk von so wirklich titanischer Kraft hat keine andere Literatur aufzuweisen. Alle Kraft, welche der Mensch der göttlichen Vorsehung entgegenzustellen vermag, findet sich ausgesprochen; alle dämonische Elemente sind entfesselt, und alle Gedanken menschlicher Opposition gegen Gott lassen sich hier zusammenfassen. Es ist die Poesie des Unglücks, welche mit einer imponierenden Gewalt auftritt. Und doch bei allem Trotze auch welche Milde? Das ist der wahre Dichtergeist, der selbst die tiefsten und furchtbarsten Probleme in der Weise darzustellen versteht, wie es Schiller hier gethan hat. Denn ein Grundton der Versöhnung geht dennoch hindurch. In dem Charakter Karl Moor's findet sich bei allem Trotze recht menschliche Milde und Weichheit. Auch ist in der Scene mit dem Pater und der Charakteristik einzelner Räuber eine Anlage zur Komik, die Schiller später gar nicht weiter ausgebildet hat, was unendlich zu bedauern ist. Es ist ein einziges Gedicht; für mich ist seine Betrachtung unentbehrlich geworden, es ist zu meinem Wesen nothwendig; ich würde es nicht missen können. —

Wenn er [Schiller] so viel populärer geworden ist als Goethe, so hat dies darin seinen Grund, daß er ein echt deutscher Dichter ist. Es ist ein rein deutscher Zug, daß er immer auf große und tiefe Gedanken ausgeht und ihren Ausdruck anstrebt; so auch sein Widerspruchsgeist und der Freiheitssinn, welcher sich durch alle Dichtungen hindurchzieht. Durch seine Großartigkeit und seinen Tiefsinn wird er eine hohe Rolle in dem Leben des deutschen Volkes zu allen Zeiten einnehmen.

A. W. Schlegel (in den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“): Unter diesen Umständen trat Schiller auf, mit allen Anlagen ausgerüstet, um zugleich auf die edleren Geister und auf die Menge stark zu wirken. Er dichtete seine frühesten Dramen noch sehr jung, unbekannt mit der Welt, die er zu schildern unternahm, und wie wohl ein selbständiger und bis zur Verwegenheit kühner Genius, dennoch von den

eben erwähnten Vorbildern Lessings, Goethe's in seinen früheren Arbeiten und Shakespeare's, wie er ihn ohne Kenntniß des Originals verstehen konnte, mannigfaltig beherrscht. —

Schiller war in der reifsten Fülle seiner Geisteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahin raffte; bis dahin mußte eine längst untergrabene Gesundheit seinem mächtigen Willen immer noch gehorchen und sich in ruhmwürdigen Anstrengungen vollends erschöpfen. Wie vieles hätte er sonst noch leisten können, da er sich ausschließlich dem Theater widmete und mit jedem Werke an sichrer gewandter Meisterschaft zunahm! Er war im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte und dem rastlosen Streben darnach seine Persönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und selbst unter vortrefflichen Künstlern allzuhäufiger Eifersucht.

Novalis: Ein Werk von Ihnen wirkte mehr auf mich als die wiederholten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tausend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hilfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart, als die gründlichsten Deductionen und Beweisgründe. (In einem Brief an Schiller.)

Gust. Schwab (in seiner Rede bei Enthüllung der Schillerstatue von Thorwaldsen in Stuttgart 1839): Ja, bei diesem Anblicke wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat, die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß“ ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist.“

Diese Stirne versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung“ entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseins auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt.“ So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern“, war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink den Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt“, der Mensch in seiner mannigfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesinnung zur Natur zurückgeführt werden soll.

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns in's Reich des Ideals flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele in's nüchterne Wort auszugießen."

Gust. Kühne (in den „Deutschen Charakteren"): Schiller's Wort geht wie Glockenruf durch's deutsche Land, seine Muse ist das Gewissen der Nation. Ueber die Geheimnisse des Seelenlebens, über die Conflicte der Leidenschaften unter den Geschlechtern, über die Mysterien der Gesellschaft müssen wir die Bücher anderer Weisen aufschlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Mensch zum Menschen tritt, der Bürger sich an den Bürger reiht, da ist Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmensch aus dem eingepfählten Kreise des Familienlebens in ein größeres Ganzes tritt, seinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja wo er eine Frage frei hat an die Menschheit: da ist Er der Priester, der die Weihe bringt, das menschliche Thun heiligt, die Hände, die sich zum Bunde schließen, segnet. Immer auch glaubte er zur versammelten Menge zu sprechen, immer wie Pindar, sei's auf offenem Markt, sei's auf der Wettbahn nationaler Feste, an das gesammte Volk sein Wort zu

richten. Daher der Tubaklang seiner Worte, daher der Dithyrambenschwung seiner Rede. Das gibt ihm die Stellung des Redners zum Volke, dies erklärt uns die Form seiner Dichtung. Ihrem Inhalte nach waren seine Dichtungen Prophetien. Ihr Inhalt ist das Evangelium der freien Menschenwürde, ein Ruf nach den verlorenen Menschenrechten. — —

Wir sind es so gewohnt, Schiller den Idealisten nennen zu hören. Mich dünkt, Schiller's Dichtungen seien sehr wirklichkeitsvoll; nur daß sie nicht die Copie der Dinge um uns her sind, sondern durch die Schale hindurch deren Kern erfassen und somit der Dinge Nothwendigkeit aufdecken, deren Zukunft andeuten. Wir könnten es uns gefallen lassen, Schiller den Idealisten nennen zu hören, verstände man darunter den Dichter, der den Menschen aus der Alltäglichkeit des Gemeinen, aus der Enge des Egoismus, ja selbst aus dem eingefriedeten Schoß des Familienlebens hinweghebt und einem größern Ganzen im Weltzusammenhange zuführt. Schiller betheiligt den Menschen am Bau der Welt; das ist sein Idealismus. Aber man versteht unter Idealisten den Schwärmer, der eine, der vorhandenen Welt schnurstracks entgegengesetzte Welt sich aufbaut, ein Utopien von Wünschen, eine Fatamorgana der Phantasie. Schiller's ideale Gestalten sind keine Ossian'schen Nebelbilder. Schiller's Ideale wollen die Welt erfüllen, wollen Wirklichkeit werden, nur daß sie, prophetischer Art, ihre Erfüllung und ihre Verwirklichung von der Zukunft fordern. Schiller's Ideale sind sittliche Imperative, Forderungen, mit deren Befriedigung erst der höhere Werth des Menschen beginnt. Sie wollen nicht in eine Zukunft gerückt sein, die unserem verlangenden Arm, unserm sehnsüchtigen Auge fern bleibt. Sie sind der Anfang unserer geistigen Berechtigung zum Menschen- und Geistesleben.

Levin Schücking (im Jahrb. der Lit. 1839): Schiller war zwar nur in seiner ersten Schöpfungsperiode von Shakespear's Genius angehaucht; aber seine sittliche Haltung, die Consequenz seiner Ideendurchführung von Freiheit, Pflicht, Adel des Charakters, Männerwürde, die Schärfe der Reflexion, die alle seine Poesien durchdringt, sein unwandelbarer Ernst bilden immer eine die englische Poesie parallelisirende Richtung und geben ein unverkennbares Zeugniß von der Verwandtschaft des bessern Brittischen Geistes mit dem Deutschen.

Kuno Fischer: Es gibt Niemand, in dem die Liebe zum Großen, die Neigung zum Erhabenen natürlicher und eben deßhalb genialer war als in unserm Schiller! Diese Liebe hat ihn zum Dichter gemacht und zu diesem Dichter, der er war. Der Zug nach Größe hat ihn gehoben und ist in jedem seiner Worte lebendig geworden, denn jedes trägt den unnachahmlichen Stempel der Größe. Daraus erklärt sich auch das Verhältniß, welches Schiller zu den verschiedenen Lebensaltern einnimmt. Es gibt eine glückliche Zeit der aufbrechenden Jugend, wo der unverdorbene Mensch nicht anders kann als bewundern. Diesem Lebensalter ist Schiller der einzige Dichter, der unwillkürlich sympathische, und die angehenden Jünglinge verlieren viel, wenn sie in dieser Zeit diesen Dichter entbehren. Sie können freilich den großen und tiefsinnigen Dichter nicht verstehen, aber für den hinreißenden können sie erglühen, und keine Schwärmerei hat einen bessern Inhalt und größere Aussichten. Es kommt eine weniger günstige Zeit unreifer Bildung, wo sich ein schiefes Selbstgefühl schämt, etwas zu bewundern, und wo es nicht selten Ton wird, gleichgiltiger oder vornehmer von Schiller zu reden. Hoffentlich folgt darauf eine Zeit reifgewordener Bildung, wo das bedürftige Selbstgefühl sich wieder sehnt nach Gegenständen der Bewunderung, und hier kehrt man zu Schiller zurück, nicht als dem einzigen Dichter, wohl aber als demjenigen, der uns

eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat. (In den „Selbstbekenntnissen Schillers.")

Zur vergleichenden Charakteristik Goethe's und Schiller's.

Eine Aeußerung Goethe's, die erkennen läßt, wie er über die Frage gedacht, ob er oder Schiller der Größere sei?

Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen und sich über ein und andern Punct zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar, und ohne weiteres, die Frage vernehmen: ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer Einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dieß vernünftige Wort ließ niemand gelten.

(In der Italienischen Reise.)

Goethe's Charakteristik Plato's und Aristoteles' eine indirecte Hindeutung auf das Unterscheidende zwischen ihm und Schiller.

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunct der Erde ist ihm das Uebrige gleichgiltig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war sich Einem oder dem Anderen hinzugeben, Einen oder den Andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen.

(In der „Farbenlehre.")

Aus Schillers Aeußerungen über seinen Unterschied von Goethe.

Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will.

Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken. Denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland selbst hat mir mehr als einmal eingestanden, daß ich ihm in verschiedenen Stücken überlegen sei. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich so weit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von den seinigen zu stellen.

(An Körner d. 25. Febr. 1789.)

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieß ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dieß das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dieß ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich

kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet. (An Goethe den 31. Aug. 1794.)

Wahrheit suchen wir Beide: Du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.
(„Die Uebereinstimmung" 1797.)

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Composition [im „Wallenstein"] glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist vom Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich, wie in Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probiren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt. Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.
(An W. v. Humboldt d. 21. März 1796.)

Das seh' ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als bis ich über alles mit mir selbst im Reinen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Object übereinstimmend zu machen. (An Goethe den 24. Jan. 1797.)

Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und

führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen hin. Der Punct ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang.

(An ebendenselben d. 18. Juni 1797.)

Körner, W. v. Humboldt, Heine, J. Grimm, Gust. Kühne über den Unterschied zwischen Goethe und Schiller.

Körner: Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde auch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt.

(An Schiller d. 8. Juli 1796.)

W. v. Humboldt: Sonderbar ist es, daß in der Composition ihrer Stücke eigentlich doch Schiller mehr Leben und Bewegung, Goethe dagegen (in Egmont, der Iphigenie, selbst Götz) mehr eigentlich Lyrisches, mehr Sentimentalität hat. Dies erkläre ich mir indeß aus der größeren inneren Energie, die dem lyrischen [Schiller] mehr als dem epischen Genie [Goethe] eigen ist. Dieses ist ruhiger, beschauender, empfänglicher, jenes von allem diesem das Gegentheil. Vielleicht nie bisher hat sich dieß so interessirend gegen einander abgesetzt, als in Goethe und Schiller, wozu selbst das noch beiträgt, daß jener mehr antik, dieser durchaus modern gebildet ist. Auch darin zeigt es sich so klar, daß, wie beide den Weg der Poesie verlassen, der eine sich zur Beobachtung der Natur, der andre zur Speculation wendet. Am Ende kommt dieß alles freilich auf den Unterschied idealistischer und realistischer Naturen hinaus, den Schiller so gut entwickelt hat.

(An Körner d. 7. März 1797.)

Da seine [Goethes] Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortrefflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt ihn darum zu verstecken oder zu behaupten, daß es nicht anders sein könnte. Ebenso gut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit und die Sprache in aller Kraft des Ausdrucks müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklangs in der Seele des Dichters lebendig sein und alle Forderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit mit einander vereinigt werden können. Aber Goethe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt, als Dichter, oder weil dieser Ausdruck misverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, [oder] insofern sie den Dichter [mehr] durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ihn durch das Organ seiner Mittheilung charakterisiren, mehr Dichter als Sänger. Unstreitig ist dieß vorzüglich der Fehler unsrer Zeit und unsrer Sprache, die beide am wenigsten

von dieser Seite poetisch genannt werden können, und darum haben immer die Klagen über die Sprache in den Epigrammen etwas rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weitem anders, ihm gelingt das Prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannigfaltigkeit und Fülle der Harmonie. (An Körner d. 21. Dec. 1797.)

Heine: Letzteres, daß nämlich Schiller größer sei als Goethe, war der besondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Producte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten sich. Die Schillerianer pochten auf die sittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Posa und sonstiger Schillerschen Theaterhelden, wogegen sie die Goetheschen Personen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübsche Creaturen für unmoralische Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß Letztere und auch die Goetheschen Helden schwerlich als moralisch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunst sei, denn in der Kunst gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau selbst, wo nur der Mensch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunst, wie die Welt, sei ihrer selbst willen da, und wie die Welt ewig dieselbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Ansichten der Menschen unaufhörlich wechseln, so müsse auch die Kunst von den zeitlichen Ansichten der Menschen unabhängig bleiben; die Kunst müsse daher besonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechselt, so oft eine neue Religion emporsteigt und die alte Religion verdrängt. —

Indem die Goetheaner von solcher Ansicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daß alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar, unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch verleiten, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamiren und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden.

Schiller hat sich jener ersten Welt viel bestimmter angeschlossen als Goethe, und wir müssen ihn in dieser Hinsicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug sein Banner, und es war dasselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt, und wofür wir noch immer bereit sind, unser bestes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll; er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ sehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die schon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er selber ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachschöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er seine Menschen nach dem eigenen Bilde erschafft. Wenn daher Karl Moor und der Marquis Posa ganz Schiller selbst sind, so gleicht Goethe seinem Werther, seinem

führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen hin. Der Punct ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang.

(An ebendenselben d. 18. Juni 1797.)

Körner, W. v. Humboldt, Heine, J. Grimm, Gust. Kühne über den Unterschied zwischen Goethe und Schiller.

Körner: Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde auch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt.

(An Schiller d. 8. Juli 1796.)

W. v. Humboldt: Sonderbar ist es, daß in der Composition ihrer Stücke eigentlich doch Schiller mehr Leben und Bewegung, Goethe dagegen (in Egmont, der Iphigenie, selbst Götz) mehr eigentlich Lyrisches, mehr Sentimentalität hat. Dies erkläre ich mir indeß aus der größeren inneren Energie, die dem lyrischen [Schiller] mehr als dem epischen Genie [Goethe] eigen ist. Dieses ist ruhiger, beschauender, empfänglicher, jenes von allem diesem das Gegentheil. Vielleicht nie bisher hat sich dieß so interessirend gegen einander abgesetzt, als in Goethe und Schiller, wozu selbst das noch beiträgt, daß jener mehr antik, dieser durchaus modern gebildet ist. Auch darin zeigt es sich so klar, daß, wie beide den Weg der Poesie verlassen, der eine sich zur Beobachtung der Natur, der andre zur Speculation wendet. Am Ende kommt dieß alles freilich auf den Unterschied idealistischer und realistischer Naturen hinaus, den Schiller so gut entwickelt hat.

(An Körner d. 7. März 1797.)

Da seine [Goethes] Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortrefflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt ihn darum zu verstecken oder zu behaupten, daß es nicht anders sein könnte. Ebenso gut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit und die Sprache in aller Kraft des Ausdrucks müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklangs in der Seele des Dichters lebendig sein und alle Forderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit mit einander vereinigt werden können. Aber Goethe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt, als Dichter, oder weil dieser Ausdruck misverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, [oder] insofern sie den Dichter [mehr] durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ih[illegible] das Organ seiner Mittheilung charakterisiren, mehr Dichter als [illegible]er.
ist dieß vorzüglich der Fehler unsrer Zeit und unsrer Sprache,

von dieser Seite poetisch genannt werden können, und darum haben immer die Klagen über die Sprache in den Epigrammen etwas rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weitem anders, ihm gelingt das Prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannigfaltigkeit und Fülle der Harmonie.

(An Körner d. 21. Dec. 1797.)

Heine: Letzteres, daß nämlich Schiller größer sei als Goethe, war der besondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Producte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten sich. Die Schillerianer pochten auf die sittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Posa und sonstiger Schillerschen Theaterhelden, wogegen sie die Goetheschen Personen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübsche Creaturen für unmoralische Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß Letztere und auch die Goetheschen Helden schwerlich als moralisch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunst sei, denn in der Kunst gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau selbst, wo nur der Mensch die Begriffe „Zweck und Mittel" hineingegrübelt; die Kunst, wie die Welt, sei ihrer selbst willen da, und wie die Welt ewig dieselbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Ansichten der Menschen unaufhörlich wechseln, so müsse auch die Kunst von den zeitlichen Ansichten der Menschen unabhängig bleiben; die Kunst müsse daher besonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechselt, so oft eine neue Religion emporsteigt und die alte Religion verdrängt. —

Indem die Goetheaner von solcher Ansicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daß alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar, unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch verleiten, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamiren und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden.

Schiller hat sich jener ersten Welt viel bestimmter angeschlossen als Goethe, und wir müssen ihn in dieser Hinsicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte [illegible] zum Kampfe, er trug sein Banner, und es war dasselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt, und wofür wir noch immer [illegible] unser bestes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der [illegible] er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit [illegible] an jenem ganz großen Tempel, der alle [illegible] gleich einer einzigen [illegible] umschließen soll; er war Kosmopolit. [illegible] mit jenem Haß [illegible] gangenheit, welchen wir in den „Räuber[illegible] wo er einem kleinen [illegible] der aus der Schule gelaufen ist und [illegible] getrunken hat und [illegible] Fenster einwirft; er endigte mit [illegible] der Zukunft, die [illegible] wie ein Blumenwald hervorblüht [illegible] ist jener Marquis [illegible] Prophet und Soldat ist, der [illegible] was er [illegible] spanischen Mantel das [illegible] jemals [illegible] gelitten hat.

Der Poet, der [illegible] seine Menschen [illegible] Marquis Posa [illegible]

führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen hin. Der Punct ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang.

(An ebendenselben d. 18. Juni 1797.)

Körner, W. v. Humboldt, Heine, J. Grimm, Gust. Kühne über den Unterschied zwischen Goethe und Schiller.

Körner: Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde auch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt.

(An Schiller d. 8. Juli 1796.)

W. v. Humboldt: Sonderbar ist es, daß in der Composition ihrer Stücke eigentlich doch Schiller mehr Leben und Bewegung, Goethe dagegen (in Egmont, der Iphigenie, selbst Götz) mehr eigentlich Lyrisches, mehr Sentimentalität hat. Dies erkläre ich mir indeß aus der größeren inneren Energie, die dem lyrischen [Schiller] mehr als dem epischen Genie [Goethe] eigen ist. Dieses ist ruhiger, beschauender, empfänglicher, jenes von allem diesem das Gegentheil. Vielleicht nie bisher hat sich dieß so interessirend gegen einander abgesetzt, als in Goethe und Schiller, wozu selbst das noch beiträgt, daß jener mehr antik, dieser durchaus modern gebildet ist. Auch darin zeigt es sich so klar, daß, wie beide den Weg der Poesie verlassen, der eine sich zur Beobachtung der Natur, der andre zur Speculation wendet. Am Ende kommt dieß alles freilich auf den Unterschied idealistischer und realistischer Naturen hinaus, den Schiller so gut entwickelt hat.

(An Körner d. 7. März 1797.)

Da seine [Goethes] Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortrefflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt ihn darum zu verstecken oder zu behaupten, daß es nicht anders sein könnte. Ebenso gut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit und die Sprache in aller Kraft des Ausdrucks müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklangs in der Seele des Dichters lebendig sein und alle Forderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit mit einander vereinigt werden können. Aber Goethe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt, als Dichter, oder weil dieser Ausdruck misverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, [oder] insofern sie den Dichter [mehr] durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ihn durch das Organ seiner Mittheilung charakterisiren, mehr Dichter als Sänger. Unstreitig ist dieß vorzüglich der Fehler unsrer Zeit und unsrer Sprache, die beide am wenigsten

von dieser Seite poetisch genannt werden können, und darum haben immer die Klagen über die Sprache in den Epigrammen etwas rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weitem anders, ihm gelingt das Prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannigfaltigkeit und Fülle der Harmonie. (An Körner d. 21. Dec. 1797.)

Heine: Letzteres, daß nämlich Schiller größer sei als Goethe, war der besondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Producte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten sich. Die Schillerianer pochten auf die sittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Posa und sonstiger Schillerschen Theaterhelden, wogegen sie die Goetheschen Personen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübsche Creaturen für unmoralische Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß Letztere und auch die Goetheschen Helden schwerlich als moralisch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunst sei, denn in der Kunst gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau selbst, wo nur der Mensch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunst, wie die Welt, sei ihrer selbst willen da, und wie die Welt ewig dieselbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Ansichten der Menschen unaufhörlich wechseln, so müsse auch die Kunst von den zeitlichen Ansichten der Menschen unabhängig bleiben; die Kunst müsse daher besonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechselt, so oft eine neue Religion emporsteigt und die alte Religion verdrängt. —

Indem die Goetheaner von solcher Ansicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daß alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar, unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch verleiten, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamiren und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden.

Schiller hat sich jener ersten Welt viel bestimmter angeschlossen als Goethe, und wir müssen ihn in dieser Hinsicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug sein Banner, und es war dasselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt, und wofür wir noch immer bereit sind, unser bestes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll; er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ sehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die schon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er selber ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachschöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er seine Menschen nach dem eigenen Bilde erschafft. Wenn daher Karl Moor und der Marquis Posa ganz Schiller selbst sind, so gleicht Goethe seinem Werther, seinem

Wilhelm Meister und seinem Faust, worin man die Phasen seines Geistes studiren kann. Wenn Schiller sich ganz in die Geschichte stürzt, sich für die gesellschaftlichen Fortschritte der Menschheit enthusiasmirt und die Weltgeschichte besingt, so versenkt sich Goethe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunst oder in die Natur. Goethe, den Pantheisten, mußte die Naturgeschichte endlich als ein Hauptstudium beschäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, sondern auch in wissenschaftlichen Werken gab er uns die Resultate seiner Forschungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht.

Jacob Grimm (aus seiner „Rede auf Schiller"): Für Komödie zeigte er [Schiller] weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. —

Goethe gab sich lieber der behaglichen Erzählung hin, als daß es ihn auf tragische Anhöhen getrieben hätte und selbst in seinen Dramen, die einem solchen Ausgang entgegen geführt werden, hört man nicht so oft den Boden schüttern und dem Schlusse nahe das Gebälk der Fabel erkrachen, als es der Tragödie gemäß gewesen wäre. —

Vorhin wurde in Schiller der sentimentale, in Goethe der naive Zug angenommen, womit zusammenhängen dürfte, daß jenem im voraus die Darstellung von Männern, diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindlich bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Klärchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Goethes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, daß Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Goethes Frauen sich angezogen fühlen. Ueberhaupt betrachtet erscheint das tragische Talent in Schiller entschiedener und größer als in Goethe, der vielleicht, wenn er sie hätte anbauen wollen, zur Komödie bedeutendes Geschick gehabt hätte. —

Bei Goethe überwog die Anziehungskraft der Natur und er hat auf Pflanzen, Steine, Thiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet, die Farbenlehre mußte ihn mitten unter Philosophen und Naturforscher leiten, die hier seinen Beobachtungen und Ergebnissen fast zu wenig einräumen. Schiller dagegen, obgleich er anfangs Medicin studirt und getrieben hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung blieb, fühlte sich zu Geschichte, Politik und zu philosophischem Nachdenken aufgelegt. —

In schlanken, blanken Liedern ist Goethe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde sehr von einander ab. Schiller hat eine ganz eigne elegische Stimmung, die auch den Leser schwermüthig macht, Goethes Elegien nähern sich schon in ihrer Form der ruhigen classischen Weise; aber die reizenden Lieder, welche anheben:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?

oder Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?

oder Priams Feste war gefallen,
Troja lag in Schutt und Staub;

oder Freude war in Trojas Hallen,
eh die hohe Feste fiel

in ihrem lieblichen trochäischen Fluß üben unwiderstehliche Anziehungskraft und sind unserer jetzigen Bildung vollkommen angemessen; in den Goetheschen Romanzen schlägt dazwischen noch die ergreifendere Volksweise an. Die Glocke, deren Preis gleich Eingangs besprochen wurde, ist das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichts, dem andere

Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten. Durch einen von Goethe nach Schillers Abscheiden hinzu gedichteten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragische über, beide Dichter wechseln hier die Rolle, der friedliche Klang ward zum Trauergeläute. Goethes lyrische Fülle und sanfte Leichtigkeit bleibt im Ganzen weit mächtiger und auch wirksamer. —

Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß Alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Von Goethe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann und dennoch hat er einigemal ohne Noth und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er sie am glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wußte lauteren Saft aus ihr zu ziehen. Es sind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zusagt, er versteht sie zu sich zu erheben, während Goethe sich auch zu ihnen herablassen kann, bei Schiller, dem auf seiner Höhe Thronenden, glauben sie sich empor gerückt. —

Schiller ist nnd bleibt hauptsächlich auch darum populärer, weil, nach seinem oben dargelegten Vorrang, seine Schauspiele dramatisch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil sie die Rechte und Freiheiten des Volks sichtbar darstellen und weil seine Lieder, die Würde unserer Natur erhebend, allen Menschen die Brust erwärmt und ideale Bilder des Lebens geschaffen haben. Er ist zum hinreißenden Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle anderen.

Gust. Kühne: Was Schiller gibt, trägt wie jede Zeile seiner Feder, geistige Bedeutung in sich, fordert im Leser die ganze sittliche Kraft heraus, um ihn unablässig auf die höchsten Ziele des Menschen und der Menschheit hinzudrängen. In dem, was Goethe gibt, baden wir uns gleichsam im Strom einer harmonisch und glücklich gefugten Natur, deren Macht sich nie übernimmt, deren Kraft ihr Bett kennt und behütet. —

Für Schiller blieb Goethe im Glück seiner Begabung ein Phänomen, Schiller für Goethe ein Phänomen im hohenpriesterlichen Streben seines ideellen Wesens. —

Nach Goethe hat und verdient nur Der das Leben, der es sich täglich erobert, um die Harmonisirung seiner ihm von Natur gegebenen Kräfte in sich zu ermöglichen. Nach Schiller hat und verdient nur Der das Leben, der nach dessen höchstem und heiligstem Inhalt mit dem Flügelschlag seiner ganzen Seele ringt, um das in ihm als Möglichkeit gegebene Göttliche zu verwirklichen, indem er die Gottheit selbst in seinen Willen aufnimmt. —

Schiller's heftigere Subjectivität war andringender, angreifender Art. Goethe's Natur, die Objecte mehr walten lassend, hielt sich mehr in der Defensive. Gegen die kategorischen Imperative suchte sich Goethe den Instinct eines in sich gesättigten Behagens zu retten, den Forderungen des Höchsten setzte er die Erwägungen des Möglichen entgegen. Goethe rühmte an Schiller: Adel, Freiheit, Kühnheit. —

Schiller motivirt zu wenig, Goethe zu viel. Schiller übereilt die Katastrophe, Goethe schiebt sie gern hinaus. —

(Goethe) ließ sich durch Schillers Feuereifer von neuem für die Bühne gewinnen, und in dem Sinne, wie Schiller sie nahm, als Forum vor dem Volk, als Tempel nationalen Gottesdienstes, als hohe Schule der Deutschen zu einem nationalen Gesammtbewußtsein: in diesem Sinne waren ihm die Bretter völlig neu. —

Zu Schillers Ansicht von der Dichtkunst.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich anszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, sa hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden, von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andre Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben

das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein, — denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unsrer Helden sein müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten nnd stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denk ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn es ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publikum sein. Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels, — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrumente — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund, ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren

Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht bei mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein &c. (An Reinwald. Bauerbach. Früh in der Gartenhütte am 14. April 1783.)

Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, inwiefern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?" — Die höchste und letzte Forderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk sein, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes. Bedürfniß des Thiermenschen ist älter und drängender — Bedürfniß des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus als jede andre von ihren Schwestern. Das höchste Product dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakespeare's Julius Cäsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punkt überschlagen wird. Wenn dies entschieden ist — und entschied nicht der unbestechliche Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen sein, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? —

(Aus: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" 1784.)

Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete. (Ebenda.)

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft

und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in einer abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ersterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschen aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

(Aus: „über Bürger's Gedichte" 1791.)

Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch

nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und der Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern. (Ebenda.)

Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert sein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde. (Aus: „über Matthisson's Gedichte“ 1794)

Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des

Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann. (Ebenda.)

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachläßlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes oder doch der Schilderung desselben auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegweisung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl. (Ebenda.)

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstande, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft, denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen. (Ebenda.)

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einheit, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also

nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch mit einander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich Statt fand, existiert jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf Eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden; aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft.

(Aus: „über naive und sentimentalische Dichtung" 1795.)

Auch von der hiesigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitirt als ich geglaubt hatte; einige Gespräche mit Schelling und Niethammern waren alles. Erst vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht, wegen einer Behauptung in seiner Transcendental-Philosophie, daß „in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen". Ihm ist zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstproduct zu thun, und in so fern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß diese Herrn Idealisten ihrer Idee wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußt-

sein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wieder zu finden. Ohne eine solche dunkle aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, deucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Object legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an, und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus.

Man hat in den letzten Jahren über dem Bestreben der Poesie einen höhern G r a d zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so daß dieses Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet ist darum dem G r a d nach ein vortrefflicher. Der Grad seiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in sich hat und folglich außer sich darstellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die sein Werk ausübt. Je subjectiver sein Empfinden ist, desto zufälliger ist es; die objective Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichterischen Werk gefordert, denn jedes muß Charakter haben, oder es ist nichts; aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus.

Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts m a c h e n, ihnen ist der Weg vom Subject zum Object verschlossen; aber eben dieser Schritt macht mir den Poeten.

(An Goethe d. 27. März 1801.)

Aber, indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

(Aus dem Vorwort zur „Braut von Messina“ 1803.)

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu m a c h e n, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen. (Ebenda.)

Phantastische Gebilde willkürlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine

und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr, es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell sein muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll. (Ebenda.)

Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht. (Ebenda.)

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst Du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben Dich durchdrang,
Erzog die Kraft in Deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

(Aus den „Künstlern" 1789.)

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet Ihr in seiner Brust
Den edeln Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermählte Ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen —
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,

Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt Ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis' Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

(Ebendaher.)

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt Ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie Eure Urnen die Gebeine,
Deckt Ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo Ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter Euch!

(Ebendaher.)

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt Euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die Euch hier verschwunden,
Holt Ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet Euch mit kühnem Flügel
Hoch über Euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in Eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend Euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

(Ebendaher.)

Die Sänger der Vorwelt (1795).

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger: nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht Euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Gluth des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,

An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth —
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurücktönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Ilias (1795).

Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter
Des vollendeten, ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!

Die Macht des Gesangs (1795).

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Der Genius (1795).

„Glaub' ich," sprichst Du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das Du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage Du mir's, Du bist in diese Tiefen gestiegen,
Aus dem modrigen Grab kamst Du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, Du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,

Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.
Hast Du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen Dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt Du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe Du hin in Deiner köstlichen Unschuld:
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von Dir!
Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was Du thust, was Dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was Du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen.
Du nur merkst nicht den Gott, der Dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beuget,
Einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt.

Deutscher Genius (1797).

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang Dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Griechheit (1796).

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, Ihr Herrn, eh' Ihr von Griechheit uns sprecht,
Eine würdige Sache verfechtet Ihr; nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Shakespeare's Schatten (1796).

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest Du jetzo,

Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!“ —
Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst Du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei Euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht Dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat Eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affect.“ —
Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei Euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von Beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf Euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs oder Husarenmajors.
„Aber, ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“ —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt Ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt Ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet Ihr Euch, wenn Ihr Euch selber nur sucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also Eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf Euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Das Glück (1798).

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann Dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte Dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben;
Oben in Jupiter's Reich herrscht, wie in Amor's, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,

Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde;
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!
Lass' sie die Glückliche sein! Du schaust sie, Du bist der Beglückte.
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie Dich.
Freue Dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger Dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest Du nicht, das Schöne nicht werden;
Fertig, von Ewigkeit her, steht es vollendet vor Dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Aus der „Jungfrau von Orleans" (1801).

Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Die vier Weltalter (1802).

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Aus dem **„Grafen von Habsburg“** (1803).

Und sieh'! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“ —
„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt, und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Aus der **„Huldigung der Künste“** (1804).

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn Nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find ich Nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Auswahl aus den übrigen Gedichten.

Die Größe der Welt (1782.)

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltsysteme, Fluthen im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller, was suchst Du hier?" —
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade;
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht!"" —

„Steh! Du segelst umsonst — vor Dir Unendlichkeit!" —
„„Steh! Du segelst umsonst — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', Dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.""

Die Freundschaft (1782).

Freund! genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele;
Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen an einander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Lass' das Chaos diese Welt umrütteln,
Durch einander die Atome schütteln;
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen?
Nur in Dir bestaun' ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Geberde
Reizender der Himmel sich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Todte Gruppen sind wir — wenn wir hassen,
Götter — wenn wir liebend uns umfassen!
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit. —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte *Mangel* — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel *seiner* Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

An die Freude (1785).

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt;
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur *eine* Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der *Unbekannte* thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, Eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt *sie* den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet *sie* des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man *ihre* Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bessre Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von Euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Einer jungen Freundin ins Stammbuch (Lotten von Lengefeld) 1788.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freundin, spielt um Dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in Deinem Herzen,
In Deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die Deines Herzens Adel Dir errungen,
Die Wunder, die Du selbst gethan,
Die Reize, die Dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest Du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.
Froh taumelst Du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um Deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die Du gemacht, der Seelen,
Die Du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen Dich herab!
Den Blumen gleich, die Deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu Deinen Füßen liegen.
Je näher Dir, je näher ihrem Grab!

Das Ideal und das Leben (1795).

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Licht und Wärme (1797).

Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch Alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl Denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu Eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Breite und Tiefe (1797).

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Das Lied von der Glocke (1799).

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,

Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühendes Glück,
Sieht der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl, nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus;
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,

Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse blank und eben
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen:
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit;

Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Die Worte des Wahns (1799).

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen; —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst Du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde:
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen; —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort;
Doch der Freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß' Dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, — da sucht es der Thor, —
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts (1801).

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Sehnsucht (1801).

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub.
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen,
O, wie labend muß sie sein!

Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt!
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Der Pilgrim (1803).

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All' mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

Epigramme.

Der philosophische Egoist (1795).

Hast Du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast Du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und Du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß besteht?
Selbstgenügsam willst Du dem schönen Ring Dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst Du, Armer, stehen allein und allein durch Dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Das Kind in der Wiege (1796).

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt.

Einem jungen Freunde (1795),
als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist Du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt Du schon, was Deiner dort harrt? wie theuer Du kaufest?
Daß Du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst Du Dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in Dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der Dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist Du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund Dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Der spielende Knabe (1795).

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge Dich nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter Dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst Du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um Dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Erwartung und Erfüllung (1797).

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Der Naturkreis (1797).

Alles, Du Ruhige, schließt sich in Deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

Die Geschlechter (1796).

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben!
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine Dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder;
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzt beschütze Dein Werk, Natur! Aus einander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht;

Aber da bist Du, Du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
Rufst Du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen Dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, Du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch Dich.

Macht des Weibes (1796).

Mächtig seid Ihr, Ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie Dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo sie sich zeige, sie herrscht; herrschet, blos weil sie sich zeigt.

Weibliches Urtheil (1797).

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Forum des Weibes (1797).

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

Das weibliche Ideal (1797).

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von Deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn, ewig nothwendig,
Weißt Du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was Du auch giebst, stets giebst Du Dich ganz; Du bist ewig nur Eines,
Auch Dein zartester Laut ist Dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst Du die goldene Frucht.

Die idealische Freiheit (1795).

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei Dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß Du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

Die zwei Tugendwege (1795).

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine Dir zu, thut sich der andre Dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Die Führer des Lebens (1795).

Zweierlei Genien sind's, die Dich durchs Leben geleiten;
Wohl Dir, wenn sie vereint helfend zur Seite Dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt Dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden Dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft Dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt Dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe Dich hin.
Nimmer widme Dich einem allein! Vertraue dem erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern Dein Glück!

Güte und Größe (1797).

Nur zwei Tugenden giebt's. O, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Zweierlei Wirkungsarten (1796).

Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, Du streust Keime der göttlichen aus.

Die moralische Kraft (1796).

Kannst Du nicht schön empfinden, Dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was Du als Mensch nicht vermagst.

Zeus zu Herkules (1796).

Nicht aus meinem Nektar hast Du Dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die Dir den Nektar errang.

Unterschied der Stände (1796).

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Pflicht für Jeden (1797).

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden: als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an!

Aufgabe (1797).

Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

Das Höchste (1795).

Suchst Du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es Dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei Du es wollend — das ist's!

Menschliches Wirken (1797).

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen;
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

Wissenschaft (1796).

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Der Meister (1797).

Jeden anderen Meister erkennt man an Dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Tonkunst (1800).

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Die Peterskirche (1795).

Suchst Du das Unermeßliche hier, Du hast Dich geirret;
Meine Größe ist die, größer zu machen Dich selbst.

Der Genius (1797).

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Columbus (1795).

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz Dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor Deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Die Forscher (1797).

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest Du Dich hin vor der wüthenden Jagd!
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest Du mitten hindurch.

Die Philosophieen (1797).

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Mein Glaube (1797).

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Die Johanniter (1795).

Herrlich kleidet sie Euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt Euch, die Schürze des Wärters,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,

Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur Du verknüpftest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Theophanie (1795).

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

Unsterblichkeit (1795).

Vor dem Tod erschrickst Du! Du wünschest, unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt.

Quelle der Verjüngung (1797).

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

Das Thor (1795).

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze,
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

An die Gesetzgeber (1797).

Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf

Majestas populi (1797).

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast Du von jeher gewohnt
Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

An einen Weltverbesserer (1795).

„Alles opfert' ich hin," sprichst Du, „der Menschheit zu helfen.
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich Dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — Du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie Du im Busen sie trägst, prägst Du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der Dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und für's Wohl der Menschengeschlechter
Laß Du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Die beste Staatsverfassung (1797).

Diese nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

Aus den „Xenien" (1796).

Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre Du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Das Desideratum.

Hättest Du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, Dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein.

Der erhabene Stoff (auf Klopstock).

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Jean Paul Richter.

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, Du wärst unsrer Bewunderung werth.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das sollte nur Einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Naturforscher und Transscendental-Philosophie.

Feindschaft sei zwischen Euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn Du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst.

Nicolai.

Zur Aufklärung der Deutschen hast Du mit Lessing und Moses
Mitgewirkt; ja, Du hast ihnen die Lichter geschneuzt.

Spruchartiges aus den Dramen.

Aus „Wallenstein" (1799).

Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.

Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus! Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir schadet, ist der Zweifel.

Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.

O! der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden.
Die aber ist die Beste, die sich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.

Nicht, was lebendig kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Denn aller Ausgang ist ein Gottesurthel.

Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet.

Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eigenen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
In uns ist sein gebiet'rischer Vollzieher.

Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen;
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht, wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Kein Kaiser hat dem Herzen vorzuschreiben.

Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf.
Und wer der Vorderste ist, führt die Heerde.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Leutselig macht das Mißgeschick, die Schuld,
Und schmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter sich zu beugen.

Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.

Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum,
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

O wenn das Herz euch warnt, folgt seinem Triebe!
Das Herz ist Gottes Stimme; Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung.

Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Das gegenwärt'ge Unglück trägt sich leicht;
Doch grauenvoll vergrößert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.

Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten

Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.

Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

O die Zeit ist
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tausend Körner Sandes, schnell, wie sie,
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.

Aus „Maria Stuart“ (1800).

In müß'ger Weile schafft der böse Geist.

In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Man kann den Menschen nicht verwehren,
Zu denken, was sie wollen.

Die Könige sind nur Sclaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.

Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe.

Wie sich
Die Neigung anders wendet also steigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.

Denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib.

Verachtung ist der wahre Tod.

Was man scheint,
Hat Jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen.

Lockend ist die Gunst
Der Könige, nach Ehre geizt die Jugend.

Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln

Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.

O, der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.

Den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.

Dem Himmel gilt
Der feurig-fromme Wunsch statt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig.

Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel

Aus der „Jungfrau von Orleans“ (1801).

Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis.

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Loos,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt!

Der Mensch braucht wenig, und an Leben reich
Ist die Natur.

Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

Aus der „**Braut von Messina**“ (1803).

Glaubt mir! Es liebt ein Jeder, frei sich selbst
Zu leben nach dem eigenen Gesetz.

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.

Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehn.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt: Es liebt ein Jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstät treibt. — Die Neigung giebt
Den Freund, es giebt der Vortheil den Gefährten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

Der Siege göttlichster ist das Vergeben!

Nicht Wurzeln auf der Lippe schlägt das Wort,
Das unbedacht dem schnellen Zorn entflohen;
Doch, von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort
Und hängt an's Herz sich an mit tausend Aesten:
So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar sich die Guten und die Besten!

Denn nur vom Edlen kann das Edle stammen.

Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.

Schamhafte Demuth ist der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht, und Alles ist Samen.

Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts,
Betrüger sind sie oder sind betrogen.
Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts.

Die Götter leben.
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.

Das Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Aus „**Wilhelm Tell**“ (1804).

Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen;
Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Dem Muthigen hilft Gott!

Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen.

Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.

Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —

Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen. —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück. — Warum seht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge dringt.

Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangst.
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtetes Geweih,
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoß
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses duldsam unter's Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn,
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!

Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Doch herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst. —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.

Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Wer durch's Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.

Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

Wie? Was liegt
Dem guten Menschen näher, als die Seinen?
Giebt's schönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld sein,
Das Recht des Unterdrückten zu beschirmen?

Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.

Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen.

Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Aus dem „**Demetrius**" (1805).

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehen, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

(Demetrius.)

Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sclavenseelen.

Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen.

(Olga.)

Treibt Dich das Herz nicht auch heraus zu uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, und alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosterzelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.

Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche!

Chorgesänge aus der „Braut von Messina" (1803).

Erster Chor. (Cajetan.)

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche.
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammen geflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Zweiter Chor. (Roger.)

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Chor. (Cajetan.)

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windeswehen
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigten Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter. (Berengar.)

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen!
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß sich die graulichten Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.)

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne, und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's,
Einem ernsteren Gott zu dienen.

Erster. (Manfred.)

Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
Lasset uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,
Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Zweiter. (Berengar.)

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
Wer das grüne, krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt,
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich!
Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um,
Auf den Wellen ist Alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.)

Aber nicht blos im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auf der Erde, so fest sie ruht
Auf den ewigen, alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.

Chor. (Cajetan.)

Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verschont,
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später,
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
(Berengar.) Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist Nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!
(Cajetan.) Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

Chor. (Cajetan.)

Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt,
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhab'nen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.
(Berengar, Bohemund und Manfred.) Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.



4. Karl Wilhelm von Humboldt.

Geb. den 22. Juni 1767 zu Potsdam; gest. den 8. April 1835 in Tegel (bei Berlin).

Motto: Der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist.
(W. v. Humboldt an G. Forster d. 8. Febr. 1790.)

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.
(Schiller.)

Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. (Goethe.)

Selbstgeständnisse W. v. Humboldts.

Bei der Wangenheim waren wir einen Mittag sehr vergnügt mit Brandes, Höpfner, Rehberg, dem Gr. Hardenberg, Wallmoden u. s. f. Fast den ganzen Mittag über wurde von Campe und neuerer Erziehung gesprochen. Denken Sie sich nur, wie da Raisonnement und Deraisonnement, witzige und unwitzige Einfälle auf einander gehäuft wurden. Vorzüglich mußte ich, als Campe's ehemaliger Zögling, immer mit Gegenstand des Gesprächs sein. (An Forster d. 1. Juli 1789.)

Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, so bald er auf sich und bloß auf sich wirkt.
(An Forster d. 8. Febr. 1790.)

Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte.

(An denselben d. 16. Aug. 1791.)

Es ist so wunderbar, wie zufällig es mit dem Menschenleben hergeht. Bis in mein 24tes Jahr fast habe ich nichts als Dinge gelernt, die ich, die Sprachen abgerechnet, ganz rein habe wieder vergessen müssen. Bis dahin habe ich mir nie ein ästhetisches Urtheil erlaubt und auch sehr oft sehr ungeschickte gefällt, wenn ich es einmal wagte, ich bin von denen, die sich mit mir beschäftigten, z. B. von Engel, als ein der Kunst gleichsam verschlossenes Subject, als ein bloß trockener und kalter Kopf behandelt worden, und seitdem ich mich in diesem Felde versucht habe, ist es mir nur so selten und nur so sprungweise gelungen, anhaltende und fruchtbare Studien zu machen. Die Natur hat mich offenbar darin sehr ungünstig ausgesteuert, daß sie mir keine vollkommen entschiedene Determination zu Einem Beruf gegeben hat, und meine ganz geschäftslose Lage vermehrt noch vielleicht dieß Uebel. Trotz meiner scheinbaren Gleichgiltigkeit macht mir dieß oft Kummer, und der beste und genußreicheste Trost, den ich noch dabei aus dieser Stimmung schöpfen kann, ist der, daß eben diese vielseitigere Anlage mich fähiger macht, mehreren Anderen intellectuellen Genuß im Umgang zu geben, ihnen näher zu kommen, die Freundschaft gleichsam von mehreren Seiten fassen und die Menschen tiefer und parteiloser kennen zu lernen. Ich habe an Genuß gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Thätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren. (An Körner d. 13. Nov. 1793.)

Mein theurer Freund, sein Sie überzeugt, daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehmals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung.

(An Schiller d. 22. Oct. 1803.)

Im Grunde ist alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht. (An Wolf d. 16. Juni 1804.)

Der Gedanke, wenn ich einmal über kurz oder lang sterbe, nichts zu hinterlassen, erschrickt mich viel weniger als der, blutwenig mit hinwegzunehmen, und dazu erworben wird doch nur durch Genuß und freies, auf keinen äußeren Zweck gerichtetes Arbeiten.

(An Schleiermacher den 12. März 1808.)

Mir bleibt immer für mich und Andere die Demuth die erste Tugend. Ohne sie gibt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Einsamkeit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem Himmel mehr. (An Welcker d. 23. Dec. 1809.)

Ich lebe und webe jetzt in dem Griechischen und meine heutige Ansicht, die ich nun auch wohl beibehalten werde, ist, von dieser als dem Ideal aller Sprachen, wie

aus einem Mittelpunkt, das Gebiet aller, an deren äußersten Grenzen die uncultivirten stehen, zu übersehen und dadurch zu einer lebendigen Anschauung des Sprachvermögens des Menschen, als einer seiner durch die Natur gegebenen Kunstfertigkeiten zu gelangen.

(An denselben d. 27. Jan. 1817.)

Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich, insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang der Entwickelung zur Individualität und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände mit einander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mittheilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir uns zunächst die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblößten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich dem Zustande, über den sich nichts mehr erkennen läßt, am nächsten die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Indem ich die Sprachen in diesem Sinne und zu diesem Zwecke durchforsche, suche ich mich nach und nach mit einigen der ältesten bekannt zu machen, die mir bis jetzt fremd geblieben waren. So habe ich seit diesem Jahre mich mit dem Sanskrit beschäftigt, und wenn ich auch noch wenige Fortschritte darin gemacht habe, so haben mich die wenigen doch schon reichlich belohnet. Bis jetzt stimme ich zwar noch ganz Ihrem Urtheile über die indische Literatur bei. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen, und bleibe immer dabei, daß das Griechische und Römische gerade die Höhe und Tiefe, die Einfachheit und die Mannigfaltigkeit, das Maß und die Haltung besitzt, an die nichts anderes je reichen wird, und über die man nie muß hinausgehen wollen. Allein als Sprache, als Gefäß, in dem die Vorstellungsweise einer alten, weit verbreiteten, mannigfaltig gebildeten Nation niedergelegt ist, findet man im Sanskrit einen Schatz, der es wohl verdient von allen Seiten her und auf alle Weise bearbeitet zu werden.

(An Goethe den 15. Mai 1821.)

Nichts wirkt so tief auf das Gemüth, als die Verehrung des in der Nähe erkannten Bessern und Höhern, und was ich Ihnen, was dem verewigten Schiller in dieser Rücksicht schuldig bin, wird nie in mir untergehen. (An denselben den 1. Juli 1821.)

So habe ich eine entschiedene Abneigung gegen alle Einmischung und allen Parallelismus unserer (d. h. der deutschen und nordischen) Märchen, Volkssagen, Legenden mit den Griechischen. Ich finde in den Griechischen, und gerade immer mehr, je weniger man auf einzelne Erklärung hinausgeht, eine solche Zartheit, Lieblichkeit, ja ich möchte sagen Göttlichkeit, daß mir schon die Erinnerung an unsere dabei wie eine Beimischung roher Metalle zu edlen erscheint. Ich bin nicht günstiger gestimmt gegen die Einmischung des Indischen und Aegyptischen. Denn was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, um nur das zu nennen, was ich doch nun so gut als ein Anderer in großen Stücken in der Urschrift gelesen habe, so fehlt ihm immer gerade das Eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und, ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffs-

catalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden, als irgend etwas von einem andern Volke. Auch mag es wohl sein, daß die Griechen viel von Andern genommen haben, aber noch viel gewisser ist es, daß sie jedes, was sie nahmen, zu etwas Anderem machten und daß es nun erst Würdigkeit, Größe und Schönheit erhielt. (An Welcker d. 18. März 1823.)

Mir wird es immer unmöglich bleiben viel drucken zu lassen. Ich schreibe zum Druck zu zögernd und zu langsam, und mache nicht bloß zu dem, was ich schreibe, oft übermäßig große Vorstudien, sondern oft auch Vorstudien zu Arbeiten, die ich nie mache oder die nie erscheinen, so daß auch von den Vorarbeiten Niemand etwas erfährt. So habe ich im vergangenen Winter gewiß vier Wochen mit den Sprachen der Südseeinseln zugebracht, und mir die Mühe gegeben, ein ganzes Otaheitisches Evangelium Johannis bloß nach dürftigen Hilfsmitteln verwandter Dialekte durchzuarbeiten, ohne daß ich weiß, ob ich davon je werde Gebrauch machen können. Es scheint mir aber nothwendig in den Studien, die ich treibe, Vieles, auch zur Seite Liegendes, zu durchlaufen, bloß um gewiß zu sein, daß da nichts steckt, was den Behauptungen, die man machen möchte, feindlich entgegentritt. Das Meiste aber, was in mir der Autorschaft entgegenwirkt, liegt tiefer in meiner Ansicht des Lebens. Ich habe, so lange ich in Geschäften war, mehr auf das Thun als die Thaten gehalten, und halte im literarischen Leben mehr vom Lernen als vom Hervorbringen. Ich habe einmal die bestimmte Idee, daß man, ehe man dies Leben verläßt, soviel von inneren menschlichen Erscheinungen, für die ich doch allein rechten Sinn habe, da mich alles Andere nur vorübergehend berührt, kennen und in sich aufnehmen muß, als nur immer möglich ist. Ein mir neues wichtiges Buch, eine neue Lehre, eine neue Sprache scheinen mir etwas, das ich der Nacht des Todes entrissen habe und machen mich innerlich viel mehr glücklich, als ich es aussprechen kann. Das geringe Talent äußerer Hervorbringung, das ich besitze, ist auch gar nicht zu vergleichen mit dem, wie ich wahrhaft sagen kann, viel ausgezeichneteren, Verschiedenartiges und Tiefes in mich aufzufassen und innerlich zu verknüpfen, und jeder Mensch muß doch seiner Individualität und seinem charakteristischen Talent nachgehen. (An denselben d. 26. Oct. 1825.)

Allein mein Zweck ist viel einfacher und gleichsam ein esoterischer, nämlich ein Studium, welches die Sprachfähigkeit in ihrem Innern, als menschliche Fähigkeit, behandelt und ihre Wirkungen, die Sprachen, nur als Quellen der Kenntniß und Beispiele bei der Entwickelung benutzt. Ich möchte zeigen, daß dasjenige, was eine Sprache zu dieser oder jener bestimmten macht, ihr grammatischer Bau ist, und nun entwickeln, wie der grammatische Bau in allen seinen Verschiedenheiten doch nur gewissen, einzeln aufzuzählenden Methoden folgen kann, so daß sich bei dem Studium jeder Sprache zeigen läßt, welche Methoden in ihr herrschend oder gemischt sind. Mit diesen Methoden selbst aber betrachte ich natürlich den Einfluß jeder auf den Geist und das Gemüth und ihre Erklärung aus den Entstehungsursachen der Sprachen, insoweit dies möglich ist, und knüpfe also das Sprachstudium an die philosophische Uebersicht der Bildungsfähigkeit des Menschengeschlechts und an die Geschichte.

(An denselben den 3. Dec. 1828.)

Die erschienenen Theile Ihres Briefwechsels mit Schiller habe ich mit unendlicher Freude gelesen. Sie haben mir nicht den Eindruck eines Buches, sondern einer schönen verlebten Zeit gemacht. Es hat mich aufs neue gerührt, welche freundschaftliche Stellung

Sie beide mir damals zwischen sich erlaubt hatten und wie oft Ihre Briefe Zeuge davon sind. Ich sehe dies als das schönste Denkmal an, das mir hätte für die Nachwelt gewährt werden können. (An Goethe d. 12. Febr. 1829.)

Ich habe aber jetzt einmal einen unwiderstehlichen Trieb in der Vergangenheit und in jener Zeit, wo ich in glücklicher Häuslichkeit mit Schiller und Goethe zusammen war, zu leben. Es erschien mir wie eine Schuld, die ich, nicht jenen beiden, die dessen sehr wohl entbehren können, sondern der Zeit, den Erinnerungen und mir selbst abtragen mußte. Jetzt ist das geschehen und ich werde lange nicht oder wohl nie mehr etwas diesen beiden Aufsätzen [über Goethe's zweiten Römischen Aufenthalt und über den Gang von Schillers Geistesentwickelung] Aehnliches schreiben. (An Körner d. 12. Aug. 1830.)

Ich hatte im vergangenen Winter, den ich ganz und meistentheils allein hier auf dem Lande zugebracht hatte, meinen Briefwechsel mit Schiller redigirt, und eine Vorerinnerung dazu [über den Gang von Schillers Geistesentwickelung] geschrieben, von der ich herzlich wünsche, daß sie sich Ihren Beifall erwerben möge. Ich hatte auf diese Weise mit meinen Gedanken und Empfindungen in jenen glücklichen Jahren gelebt, wo ich Ihnen und Schillern nahe war und an die sich alles, was mir das Theuerste und Liebste an mir selbst ist, anknüpft. (An Goethe d. 4. Sept. 1830.)

Urtheile über W. v. Humboldt.

(Von Schiller, Gentz, Böckh, Bratranek, Haym, Droysen, H. v. Treitschke.)

Schiller: Es hat mich gefreut zu hören, daß Du Dir im Umgang mit Humboldt so wohl gefallen hast. Zum Umgang ist er auch recht eigentlich qualificirt: er hat ein seltenes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nöthigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen. (An Körner d. 6. Aug. 1797.)

Gentz: Nach ihm [Ancillon] habe ich jetzt einen sehr angenehmen Gesellschafter in Herrn von Humboldt erworben, den Sie mir selbst vor Ihrer Abreise empfahlen. Wir sind uns jetzt näher gerückt und kommen sehr oft und vertraut zusammen. Er ist einer der scharfsinnigsten und besten Köpfe, die mir je vorgekommen sind. Er hat sowohl Witz als Tiefsinn. Er ist besonders ein furchtbarer Dialektiker; nichts ist schwerer aber auch belehrender, als einen langen Streit mit ihm auszuhalten. Ich nenne ihn gewöhnlich den Wetzstein des Verstandes. Wenn ich eine Materie so durchdacht habe, daß ich glaube, nun könnte mich wohl kein Einwurf mehr erschüttern, so erstaune ich zuweilen über seine Kunst Einwürfe gleichsam zu erschaffen.

(An Garve d. 5. Dec. 1790.)

Böckh: Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa bloß das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt; obgleich er wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besonderen Genauigkeit widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu sagen, und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes.

(In „Etwas über Wilh. v. Humboldt".)

Bratranek: Wilhelm von Humboldt zeichnete die ideale Physiognomie des Geistes in der Sprachentwickelung, Alexander von Humboldt die ideale Physiognomie der Natur in ihrem Ordnungsreflexe im Gemüthe, Goethe die ideale Physiognomie des ganzen Menschenthums in seiner die Landschaft und ihre Bewohner umbildendeu Energie; ihr Freund Schiller aber stellt sich ihnen als Physiognomiker der Freiheit vollberechtigt zur Seite. (Im Vorwort zu Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt.)

Haym: Wenn man einem solchen Manne kein Denkmal errichtet, so bedarf er auch keines. Denkmals genug, was er war, was er ist und was er der Zukunft sein wird. Denn der Huldigung und Verehrung derer bleibt er gewiß, welche sich an dem Adel seines Charakters und an der Liebenswürdigkeit seines Gemüths zu erbauen wissen. Aber auch die Wissenschaft und die Politik wird dasjenige nicht umgehen können, was in seinem Wesen und Leben in die Erscheinung trat. Wenn der Glanz der Systeme vollends erblichen und das Schulgeschwätz der Sophisten verachtet sein wird, alsdann wird jene Forschungsweise im Werthe steigen, die mit lebendigem Geist nichts als die einfache und lebendige Wahrheit der Dinge sucht. Wenn die Staatskunst der Gedankenlosigkeit ihr Schicksal erfüllt und wenn der Wahnsinn der Reaction ausgetobt haben wird, alsdann wird heller das Bild des Mannes strahlen, der dem Staatsleben das Gesetz maßvoller Freiheit einzupflanzen und die widerstrebende Wirklichkeit unter die Herrschaft der Ideen zu bringen gelehrt hat.

(Schlußwort des Lebensbildes und der Charakteristik W. v. Humboldts 1856.)

Droysen: In den Untersuchungen Wilhelm von Humboldts fand ich diejenigen Gedanken, die, so schien es mir, den Weg erschlossen; er schien mir ein Bacon für die Geschichtswissenschaften. Von einem philosophischen System Humboldts mag nicht zu sprechen sein; aber was der antike Ausdruck dem höchsten Historiker zuschreibt, ἡ σύνεσις πολιτικὴ καὶ ἡ δύναμις ἑρμηνευτική, besaß er in merkwürdiger Harmonie; in seinem Denken und Forschen so wie in der großartigen Welterfahrung eines thätigen Lebens ergab sich ihm eine Weltanschauung, welche in der starken und durchgebildeten Empfindung des Ethischen ihren Schwerpunkt hat. Den praktischen und idealischen Bildungen des Menschengeschlechts, namentlich den Sprachen nachgehend, erkannte er die „geistig-sinnliche Natur“ desselben und die im Geben und Empfangen weiterzeugende Kraft ihres Ausdrucks, — die beiden Momente, in denen die sittliche Welt, in immer neuen Polarisationen immer neue elektrische Strömungen erzeugend, gestaltend sich bewegt und sich bewegend gestaltet. (Im „Grundriß der Historik“ 1867.)

H. v. Treitschke: Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der classischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Hefe geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe, wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und That harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit erhaben über allem äußeren

Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

(In der „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrh." 1879.)

Weitere Mittheilungen aus Humboldts Briefen.

Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgewirkt haben, fortwährend existirt, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dieß auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern und die des Genusses und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft. (An Schiller d. 2. Febr. 1796.)

———

Ein großer Reiz des Alterthums, davon bin ich jetzt fest überzeugt, liegt gewiß darin, daß eine Schrift aus klassischer Zeit nicht mehr Gedanken eines Einzelnen, sondern einer Nation, eines Zeitalters scheint, und der Mensch will doch immer auf der breiten Basis der Menschheit ruhen, nicht ohne geheime Ahndung, daß in dieser unmittelbarer die Gottheit liegt. (An Welcker d. 26. Oct. 1825.)

———

Es wird Ihnen vielleicht eine sonderbare Grille sein, die Geschichte gerade mit der Kunst zu vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr Aehnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? Indem, was ich über die Kunst selbst sage [in der Abhandlung: „über die Aufgabe des Geschichtschreibers"], darf ich noch eher auf Ihre Uebereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunst zu oft und will von außen zusammensetzen und so, daß die Idee des Ganzen erst daraus nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erscheint. Was ich über die historische Wahrheit und die buchstäbliche Treue der Erzählung sage, wünsche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben sich viel mit naturgeschichtlichen Erscheinungen beschäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen die Thatsachen rein und treu darzustellen. Sie wissen daher am besten, was es heißt die Erscheinung rein aufzunehmen und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Theilen derselben sie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloß:

und doch muß der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals parador und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abhandlung großentheils ihr Entstehen.

(An Goethe d. 18. März 1822.)

Man besitzt in Ideen nur ganz, was man außer sich dargestellt in andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht. So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen gibt, die, wie Aufzug und Einschlag das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwickelung, und die Kette des durch ihre Hilfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist. Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt.

(An denselben den 6. Jan. 1832.)

Ich fürchte sehr, indem man besonders die Schulen der niedern Stände verbessern will, räumt man als Unrath gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantasie und ein anderes Gefühl, als das bloße seiner Dürftigkeit und seines kärglichen Genusses, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durch einander; der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bis jetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lastthier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren. Es ist wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menschen die Anschauungen seiner eigenen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu thun hat Ordnung in dem Chaos von Anschauungen zu stiften, die sich von selbst aufdrängen.

(An denselben den 23. Aug. 1804.)

Sie haben in so enger Vertraulichkeit eine so schöne Zeit mit uns durchlebt, theuerster Freund, daß es Sie gewiß tief erschüttern wird, wenn ich Ihnen sage, daß meine Frau am 26. d. M. früh um $^1/_2$8 Uhr gestorben ist. Ihr Ende war sanft und still und schmerzlos. Sie hatte bis zum letzten Athemzuge das volle Bewußtsein, sprach mit uns bis wenige Augenblicke vor ihrem Hinscheiden, und ihr Hinscheiden bestand nur in einem allmählichen Aufhören des Athmens. Ihr für alles Ausdrucksvolle und Schöne immer empfänglicher Sinn zeigte sich auch noch in diesen letzten Augenblicken. Als sie schon nicht mehr sprach, öffnete sie noch einmal die immer noch klaren, nur matten Augen, und sah auf das schöne Schikische Bild ihrer beiden jüngeren Töchter, und dann sich umdrehend auf eine sehr treue Copie der Raphaelschen Himmelfahrt der Jungfrau aus Perugia. Dann schloß sie die Augen auf ewig. Sie hatte sich acht Tage vor ihrem Tode in das Zimmer tragen lassen, wo die Bilder hingen, und ist in diesem verschieden. Sie hatte in dieser Zeit noch großes Vergnügen daran, und ließ sich einigemale die Lorgnette geben, sie genau zu besehen.

(An Welcker d. 29. März 1829.)

Sonette.

Das Bedürfniß, die Ideen, die ihn an jedem Tage lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, nahm auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl des unersetzlichsten Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen minder trüben als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, deren Existenz weder mir, noch irgend einem anderen Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde. Er hatte mit dem gerechtesten Vertrauen jeden Abend, mehrere Jahre lang, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, Herrn Ferdinand Schulz in die Feder dictirt, dem jetzigen Geheimen Secretär bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden.

(A. v. Humboldt 1841.)

Der Zug nach oben.

Ich tauchte oft mich wohl in Weltgeschäfte,
Erprobt' an ihnen ernsthaft meine Kräfte,
Versuchte wagend, wie mein Loos mir fiele,
Und führte Manche zum erwünschten Ziele.

Doch nie dem Wahn ich Anderer nachäffte,
Als wenn des Menschen Heil sich daran hefte;
In stiller Nacht, in Abend-Dämmrungs Kühle
Senkt' ich mich tief in höhere Gefühle.

Wie dem, der schwebend in die Lüfte steiget
Auf leichtem Ball, die Erde plötzlich sinket,
So Höhe, ladend uns von oben, winket,

Wo mehr sich nichts von dieser Erde zeiget.
Und dieser Höhe zu den Flug zu lenken,
Muß von der Welt zur Brust den Sinn man senken.

Der Jugend Genius.

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Dasein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

Morgen des Glücks.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend, strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wenn zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundes Nähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf leichter Wolke, hoben.

Höchster Lebensgenuß.

Wo Friedrich Barbarossas Reiter zogen,
Zog ich in meines Glückes Jugendtagen,
Doch dacht' ich wenig jener dunklen Sagen,
Die längst hinweggespült der Zeiten Wogen.

Mir vom Geschick war Schön'res zugewogen,
Ich durft' im Busen himmlisch Wesen tragen,
Und fühlen Herz an Herz in Liebe schlagen;
Nur diesem Ziel zu meine Schritte flogen.

Aus jenen sehnsuchtsvollen Jugendwegen
Ist mir erblüht des ganzen Lebens Segen
In allen Wandels lieblichen Gestalten;

Denn von der Jungfrau üppig-holder Blüte
Sah bis zum Tod im herrlichen Gemüthe
Ich jede Schönheit göttlich sich entfalten.

Eigene Beschäftigung.

Des Lebens Wege zahllos sind verschieden,
Gesucht die einen, andere gemieden;
Allein zum gleichen Ziele alle bringen,
Im Erdenschooße sich zusammenschlingen.

Wer sucht des Busens tief einsamen Frieden,
Die Seelenruh' von Jenseits schon hienieden,
Wählt nicht sich Pfad, den vor ihm Andre gingen,
Weiß nach dem Ziel auf kürzerem zu ringen.

Er, feste Mauer, dreifach ehern, ziehet
Um das, was in der Brust ihm kocht und sprühet,
Und trennt vom Weg es, der nach Außen führet.

Dann nur, was aus sich selbst er schafft und bauet,
Geheim des Busens Tiefen anvertrauet,
Nichts sonst, Glück oder Unglück, ihn berühret.

Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
Und wer in ihren Blütenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Brust erfunden.

Erfüllte Bestimmung.

Dem ziemt der Preis, daß wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erstrebet,
Als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Der lebt dann fort im menschlichen Gemüthe,
Wie jeden Lenz der Erde sich entwindet
Auf seinem Grabe neu verjüngte Blüte:

So, wenn in Dunkel auch ein Name schwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
In später Zeit noch lichte Funken zündet.

Preis des alten Hellas im Gedicht „Rom“ (1806).

Arme Hellas! traure nicht bekümmert!
Hebe froh den gottdurchströmten Sinn!
Wenn in heilger Tempel Halle schimmert
Waltend deine Nebenbuhlerin,
Wenn mit Mavors Städte sie zertrümmert,
Wurde dir ein höherer Gewinn;
Du nur sangst im Götterreihn der Musen,
Du nur herrschest in der Menschen Busen.

An Ilissos sanftgewundnem Strande,
Wo Platanen wehrten Helios Strahl,
Führten lieblicher gewohne Bande
Durch des Erdenlebens dunkles Thal.
In der Dichtung magischem Gewande
Stand die Weisheit bei der Freude Mahl,
Und, begeisterter empor zu flammen,
Schmolz mit Freundschaft Liebe fest zusammen.

Wann der Perser wilde Schaaren drohten,
Glühte jedem Griechen hoch der Muth,
Und, von allen Küsten her entboten,
Spendeten der Freiheit sie ihr Blut.
Ueberdeckt mit Trümmern und mit Todten,
Ausgespieen von des Meeres Wuth,
Können Salamis Gestade zeugen,
Ob dem Joche sich Hellenen beugen.

Doch wann sie des Friedens Opfer weihten,
Rosteten die Waffen unberührt;
Knechtschaftsfesseln einer Welt bereiten,
Ist nicht, was Hellenenbrust verführt;
Für des Vaterlandes Götter streiten;
Aber, wann der Freiheit Kranz sie ziert,
Froh den Reigen um die Freien schließen,
Und der Hohen Gegenwart genießen.

Ihren Geist — der Erd' und Himmel füllet,
Flüstert in dem gottgeweihten Hain,
In des Meeres dunkler Woge schwillet,
Furchtbar starrt im nackten Felsgestein,
Zart der Schönheit Wellenform entquillet —
Schlürfen mit geweihten Sinnen ein;
Tief die Brust in alles Leben tauchen,
Und es bildend wieder von sich hauchen.

Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten,
Die umsonst die Hand der Zeit bezwang,
Deren überirdisch Götterwalten
Jetzt noch füllt den Sinn mit Himmelsdrang,
Die der Schönheit Urform rein entfalten,
Rhythmisch, wie der Sphären Feierklang,
Und sich, wie sie frei den Aether schlürfen,
Huldreich fügen menschlichem Bedürfen.

Da entströmeten der Hymnen Töne,
Wann in Elis und des Isthmus Flur,
Eifernd ob des Sieges Kranz sie kröne?
Flog zum Ziel der Flammenräder Spur.
„Eins sind Götter, eins der Menschen Söhne,
„Aber beiden Eine Mutter nur.
„Werden jene vom Olymp getragen,
„Können auf zu ihnen wir doch ragen!“

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Größe Macht,
Drang der Geist vom Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menschenschicksals Nacht.
Keiner hat es je so klar geschauet. —
Wie der Zorn der Eumeniden wacht,
Wie das Leben irrt, ein Traum am Tage,
Ewig tönt's des Chores Wechselklage.



5. Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander von Humboldt.

Geb. den 14. September 1769 zu Berlin; gest. den 6. Mai 1859 ebendaselbst.

Motto: Ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren, wird auch in späteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben.

Der Mensch muß das Große und Gute wollen.

Alles, was ich angreife, führ' ich mit Enthusiasmus durch.
(A. von Humboldt.)

Er dachte sich in die Einsamkeit der amerikanischen Wälder, wohin ihn oft seine Phantasie trug. Sie und die Freiheit, das war die Sonne seines Daseins.
(Caroline von Wolzogen in der „Cordelia" 1840.)

Aus Wilh. v. Humboldts Gedicht: **„An Alexander von Humboldt."**
(Albano, im Sept. 1808.)

Du, theurer Alexander, sahest beide, [die alte und die neue Welt]
Und wobst aus dem, was geistvoll du erspähet,
Ein reiches, Weltenall umschlingend Band.
Dichtung strahlt, sagt man, schön im Feierkleide;
Nur meidet sie, wenn Wahrheit ihr erflehet.
Doch wo sich wölbt der Schöpfung Urgebäude,
Führt dorthin Weg, als da, wo Dichtung wehet?
Drum flohest du sie nicht, und nicht entschwand
Die ernstre Schwester dir. Sie rein zu sehen,
Zwangst Dichtung selbst du, ihren Pfad zu gehen.

Lebendig treten nun vor unsre Augen
Die Wunder jener überschwenglich reichen,
Würdig zuerst von dir durchforschten Welt;
Und was zu schauen nicht die Sinne taugen,
— Wie nur die Kräfte der Natur sich gleichen,
Wie, um der Gottheit Odem einzusaugen,
Sie froh hier streben, dort bescheiden weichen,
Wie seine Flut das Meer, oft wechselnd, schwellt,
Wie sich der Erde Felsenpfeiler fügen —
Hast du entworfen kühn in großen Zügen.

Und nicht den Menschen hat dein Bild vergessen,
Der in des Elementenstreites Mitte
Sich, oft erbebend, schwache Wohnung baut,
Und dennoch Herrschaft übet, stolzvermessen.
Gefolgt bist du dem Wilden in die Hütte,
Hast gern von seines Baumes Frucht gegessen,
Dich gern gefüget seiner Einfalt Sitte,
Und nicht verschmähet seiner Sprache Laut,
Wohl kundig, daß auch sie den Stempel träget,
Dem Gottheit hat ihr Siegel aufgepräget.

Glücklich bist du gekehrt zur Heimatserde,
Vom fernen Land und Orinocos Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal dich zum Vaterheerde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!

Goethe über A. v. Humboldt.

Motto: In den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden erkannte ich, wie von Einem Hauche beseelt von Pol zu Pol nur Ein Leben ausgegossen ist in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war.

(A. v. Humboldt an Caroline Wolzogen d. 14. Mai 1806.)

Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gerne möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören. (Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" 1809.)

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest Du ja sonst zu schätzen,
Erheitre so durch mich Dein schwer bedrängt Gemüth.

(An Al. v. Humboldt den 12. Juni 1816.)

Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht

einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns nur erquicklich und unerschöpflich entgegen strömt.

(Gegen Eckermann 11. Dec. 1826.)

Ich wiederhole: unser Welteroberer ist vielleicht der größte Redekünstler. Da seinem ungeheuern Gedächtniß alle Facta gegenwärtig sind, so weiß er sie mit der größten Geschicklichkeit und Kühnheit zu gebrauchen. Wer aber vom Metier ist, sieht ziemlich klar, wo das Schwache sich am Starken hinanrankt, und das Starke gar nicht übel nimmt, sich etwas bekleidet, verziert und gemildert zu sehen.

(An Zelter d. 5. Oct. 1831.)

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit. (Sprüche in Prosa N. 792 bei Loeper.)

Hermann Grimm über A. v. Humboldt (in dem Essai über A. v. Humboldts Briefe an Varnhagen v. Ense).

Es sind die Worte eines verschwundenen Mannes, die so sehr beleidigten. Eines Mannes, dem, so lange er lebte, nichts imponirte als die wahre, wirkliche Arbeit zum Nutzen der Menschheit, dessen unablässiges Wirken im Dienste der Wissenschaft uns wie ein Riesenwerk vor Augen steht, und der, ich spreche es aus, auch in diesem Buche nirgends seinem Charakter untreu wird. —

Keiner kannte die Verhältnisse wie er, keiner hätte so scharf und genau darüber zu reden gewagt. Eine Reihe der präcisesten Gedanken bot er der Nation dar. Wie ein Verhängniß kommen diese Mittheilungen. Man fühlte, die Wahrheit war es, die hier gesagt, — oder selbst hier noch verschwiegen worden war. —

Humboldt hatte den Trieb, die Dinge in brillantem Lichte zu sehen. Seine Neigungen wie seine Abneigungen haben etwas Ueberschwängliches. Sein Styl zeigt das, er erkennt es Varnhagen gegenüber an, er hat etwas blühendes, oft zu voll blühendes. —

Humboldt will keine Schranken anerkennen, die der freien Bewegung des Geistes gesetzt werden; Niemand soll auf diesem Gebiete gewaltsam den Wegweiser spielen wollen. Niemand seine Façon als die alleinseligmachende durchführen dürfen, gleichsam als legitimer Unterbeamter der höchsten Weisheit sich gerirend, die der Welt auch ohne Polizei die rechten Wege zeigt. Wer Humboldt's Urtheile, auch die bösesten, so betrachtet, muß das Gefühl der Freiheit darin empfinden, von dem er niemals verlassen wurde und der sein Leben und seine Neigungen gewidmet waren. —

Möge ein günstiges Geschick walten, daß, wo Alexander von Humboldt stand, ein Anderer auftrete, der gleich ihm an höchster Stelle die Würde der Kunst und Wissenschaft verfechte, das Wichtige, Förderliche vermittle und das Unfruchtbare zu verhindern wisse. Der, wie er, allen Emporstrebenden in unermüdlicher Dienstbarkeit gefällig, mit Rath und That zu helfen strebe, und wenn verdüsternde Zeiten kommen, sie gleich ihm als vergängliche Wolken verspotte, dennoch aber auch sie zum Dienste des Fortschrittes, wenn irgend möglich, auszubeuten verstehe. Mag dann auf zehn, die es in Wahrheit verdienten, einer oder sogar ein zweiter dazu mit durchschlüpfen, dem seine Fürsprache unverdientermaßen zu Theil ward: zeigen würde sich der hohe Nutzen eines solchen Mannes ebenso glänzend, als sich empfindlich heute schon der Mangel fühlbar macht, der durch seinen unersetzlichen Verlust entstanden ist.

(In: „Neue Essays über Kunst u. Lit." 1865.)

Alfr. Dove über A. v. Humboldt.

So hat er ein überlanges Greisenalter durchlebt, äußerlich geehrt wie kein anderer, der berühmteste Mann auf Erden, geplagt durch die Huldigungen der ganzen Zeitgenossenschaft, die in ihm „den gekrönten Monarchen der Wissenschaft" sah, obwohl diese seine Monarchie längst im englischen Sinne zu verstehen war: die eigentlichen Handlungen der fortschreitenden Forschung waren seinen Ministern anvertraut, der jüngeren Generation von Geistern, die freilich zum Theil durch ihn herangebildet worden war. Den „Kosmos" schrieb er, wie man eine Thronrede verliest, die, so persönlich sie klingt, das mühsam vereinbarte Werk eines ganzen Staatsrathes ist. Seine eigene Productivität ist in naturwissenschaftlichen Dingen mit den Zwanzigern, in historischen mit den Dreißigern des Jahrhunderts erloschen, von da an ist er Sammler, Ordner, Darsteller; seine eigenen früheren Werke stehen ihm, während er den „Kosmos" schreibt, nicht minder autoritativ gegenüber, wie die der Arago, Buch und Bessel. Der „Kosmos" selbst, den die öffentlichen Vorlesungen von 1827 vorbereitet hatten, erschien (1845—1862) für die gelehrte Welt vielleicht etwas zu spät, für das Publikum der Laien eher noch zu früh, das für diese höchste Gattung der Popularität bei weitem noch nicht reif war. Wie er nun aber auch ist: unvollendet, nicht ganz gleichartig in seinen Bestandtheilen, zudem ein Zwitter zwischen Kunst und Wissenschaft, seinem objectiven Inhalte nach heut zum Theil bereits veraltet — trotz alledem bleibt er ein Werk ohne gleichen, die umfassendste und zugleich gewissenhafteste Codification zeitgenössischen und historisch voraufgegangenen Wissens, die jemals ein einzelner Mensch für sein Zeitalter und zu dessen Ehren für alle folgenden unternommen. Auch so übrigens, wie Humboldts lebendige Thätigkeit selber, weit wichtiger durch das, was er anregt und anregen wird, als durch das, was er in sich birgt. Und zu diesem Ende wirkt selbst die an sich vom modernen Standpunkt aus tadelnswerthe Form der Sprache günstig ein, denn auf ihrer künstlich erwärmten Rhetorik ruht noch ein Abglanz unserer großen literarischen Zeit; Humboldt behielt bis in seine letzten Tage das Stilideal einer poetisirenden, schmucküberladenen Prosa bei, das er sich im vorigen Jahrhundert gebildet; die „Ansichten der Natur" von 1808 sind zeitlebens sein „Lieblingsbuch" geblieben. Darf er auch im strengen Sinne nicht unter unsere klassischen Autoren gezählt werden, so hat er doch für die deutsche Nationalliteratur insofern bleibende Bedeutung, als er durch seine Schriften auch der Naturwissenschaft in den Kreis der die gesammte Nation interessirenden Literatur den Eintritt eröffnet hat. (In „Im Neuen Reich" 1872.)

Aus den „**Ansichten der Natur**" (1807).

Motto: Aus einem Guß, in sich abgerundet, im besten Sinn ein Werk der schönen Literatur, von edelster Volksthümlichkeit, erregten sie die Begeisterung der Nation; durch den duftigen Hauch vom Ende des 18. Jahrhunderts, der aus ihnen hervorweht, fühlte sich die Mitte des 19. Jahrhunderts über die eigene Wirklichkeit erhoben. (Dove.)

Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle," folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

(Aus der „Vorrede zur ersten Ausgabe".)

Schiller, in jugendlicher Erinnerung an seine medicinischen Studien, unterhielt sich während meines langen Aufenthalts in Jena gern mit mir über physiologische Gegenstände. Meine Arbeit über die Stimmung der gereizten Muskel- und Nervenfaser durch Berührung mit chemisch verschiedenen Stoffen gab oft unsern Gesprächen eine ernstere Richtung. Es entstand in jener Zeit der kleine Aufsatz von der Lebenskraft. Die Vorliebe, welche Schiller für den „rhodischen Genius" hatte, den er in seine Zeitschrift der Horen aufnahm, gab mir den Muth ihn wieder abdrucken zu lassen. Mein Bruder berührt in einem Briefe, welcher erst vor kurzem gedruckt worden ist (Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin Th. II, S. 39), mit Zartheit denselben Gegenstand, setzt aber treffend hinzu: „Die Entwickelung einer physiologischen Idee ist der Zweck des ganzen Aufsatzes. Man liebte in der Zeit, in welcher derselbe geschrieben ist, mehr, als man jetzt thun würde, solche halbdichterische Einkleidungen ernsthafter Wahrheiten." (Aus der „Vorrede zur dritten Ausgabe" 1849.)

So wie die oryctognostische Kenntniß der Gesteinarten sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine, oder die Physiognomik der Natur, verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Buffon, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht bloß dazu geeignet dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen; nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechtes und mit der seiner Cultur auf's innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Cultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hangen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit großentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Anmuth und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen; auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen giebt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz. (Aus den „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse".)

Aus dem „**Kosmos**" (1844).

Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch

innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ernsten Hang nach der Kenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne. Es sind aber die Einzelheiten im Naturwissen ihrem inneren Wesen nach fähig wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten.

(Aus der Vorrede.)

— — —

Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende in gleichem Maß mit mir getheilt haben: das Glück, nicht bloß Küstenländer, wie auf den Erdumseglungen, sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropen-Landschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten. Solche Unternehmungen mußten, bei der eben geschilderten Richtung meiner Bestrebungen, zu allgemeinen Ansichten aufmuntern, sie mußten den Muth beleben, unsre dermalige Kenntniß der siderischen und tellurischen Erscheinungen des Kosmos in ihrem empirischen Zusammenhange in einem einigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbestimmt aufgefaßte Begriff einer physischen Erdbeschreibung ging so durch erweiterte Betrachtung, ja, nach einem vielleicht allzu kühnen Plane, durch das Umfassen alles Geschaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer physischen Weltbeschreibung über. (Ebendaher.)

— —

Aber nicht die lebendige Beschreibung jener reich geschmückten Länder der Aequinoctial-Zone allein, in welcher Intensität des Lichts und feuchte Wärme die Entwicklung aller organischen Keime beschleunigen und erhöhen, hat in unseren Tagen dem gesammten Naturstudium einen mächtigen Reiz verschafft. Der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend wirkt, ist nicht auf die Tropenwelt allein beschränkt. Jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen, dar. Allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwist der Elemente in der wolkenschweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht lösen. Darum können alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem solchen Glauben ist unser deutsches Vaterland vor allem berechtigt. Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den *Leiden des jungen Werthers* wie in den *Erinnerungen an Italien*, in der *Metamorphose der Gewächse* wie in seinen *vermischten Gedichten*? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen“; das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

— —



6. Johann Gottlieb Fichte.

Geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau (in der Oberlausitz); gest. den 27. Jan. 1814 in Berlin.

Motto: Ich habe mir fest vorgenommen ein rechtschaffener Mann im ganzen Sinne des Wortes zu sein. (Fichte an seine Braut.)

Es gilt nicht die Vernunft zu beschreiben, sondern die Vernunft zu sein. (Fichte an Schiller d. 9. Juni 1803.)

Was du liebest, das lebest du. (Fichte in der „Anweisung zum seligen Leben" 1806.)

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
(Goethe im Faust.)

Zu der Philosophenseele hatte sich hier eine Kriegerseele so innig gesellt, daß selbst Plato die eine von der anderen nicht hätte scheiden mögen. (Kuno Fischer.)

Urtheile über Fichte.

(Von Goethe, Schiller, Körner, Novalis, A. W. Schlegel, aus den Fragmenten, von Caroline Herder, Hegel, Heine, Ruge, Hase, H. v. Treitschke.)

Goethe: Nach Reinhold's Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der

tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherm Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

(In den „Tag- und Jahresheften“ für 1794.)

Was Fichten betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörige Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Je älter man wird, je mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch Nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich selbst fürchte, für sich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation, wie man weiß, so weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich, für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte. (D. 30. Aug. 1799.)

Schiller: Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt, als durch seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten.

(An Körner d. 12. Juni 1794.)

Mit der Philosophie unsers Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandniß haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde, die es nächstens laut sagen werden, daß alles auf einen subjectiven Spinozismus hinausläuft. Er hat einen seiner alten akademischen Freunde, einen gewissen Weißhuhn, veranlaßt hierher zu ziehen, wahrscheinlich in der Meinung sein eigenes Reich durch ihn auszubreiten. Dieser aber, nach allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philosophischer Kopf, glaubt schon ein Loch in sein System gemacht zu haben und wird gegen ihn schreiben. Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffen und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten. (An Goethe d. 28. Oct. 1794.)

Körner: Fichtes Grundlage habe ich nun ganz gelesen, und bin höchlich davon erbaut. Dies ist der Mann, den ich mir lange für die Philosophie gewünscht habe. Zur Gründung und Erweiterung der Wissenschaft wird es schwerlich einen bessern Weg geben. (An Schiller d. 6. Nov. 1795.)

Novalis: Fichten bin ich Aufmunterung schuldig. Er ist's, der mich weckte und indirekte zuschürt. (An Fr. Schlegel d. 8. Juli 1796.)

Fichte ist der gefährlichste unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in seinem Kreise fest. Keiner wird wie er mißverstanden und gehaßt werden.

(An denselben d. 14. Juni 1797.)

A. W. Schlegel: Von Fichte's Händeln über den lieben Gott werden Sie aus dem Intelligenzblatt unterrichtet werden. Der wackere Fichte streitet eigentlich für uns alle, und wenn er unterliegt, so sind die Scheiterhaufen wieder ganz nahe herbeigekommen.

(An Novalis d. 12. Jan. 1799.)

Aus den Fragmenten: Die französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters.

(Athenäum Heft 2, 1798.)

Caroline Herder: Ueber Fichte sind Sie im Irrthum. Es ist ihm gar nicht zugemuthet worden zu widerrufen. Die Geschichte ist folgende. Nachdem er seine Vertheidigung eingesandt, schrieb er sogleich an den Herrn geheimen Rath Voigt einen besonderen Brief und erklärte: wenn er einen Verweis erhalten, er sogleich seinen Abschied fordern würde; mit ihm würden mehrere seiner Freunde Jena verlassen und anderwärts hingehen, wo ein Institut der Art sie aufnehmen würde. Auch würde er diese ganze Verhandlung publiciren. Voigt konnte diesen Brief nicht unterdrücken, weil Fichte ausdrücklich sagte, er solle Gebrauch davon machen. Fichte's Entlassung wurde also sogleich beschlossen, und sämmtliche Höfe bekräftigten sie. Sie war folgender Weise. Der Academie wurde der Verweis an Fichte aufgetragen, nämlich: „die Regierung wolle nicht über diese Sachen entscheiden, verlange aber, daß die Verbreitung dieser Lehrsätze mit Vorsicht und Schonung geschehe.“ Hierauf folgte ein Insert: „da Fichte seine Entlassung gewünscht habe, so erfolge sie.“ Hierauf ein zweites Insert: „wenn einige der Herren Professoren mit ihm zu ziehen gesonnen sind, sie sich nur melden sollen, um ihre Entlassung gleichfalls zu erhalten.“ Herr Professor Paulus ließ die Publication aufschieben und kam den folgenden Tag herüber [nach Weimar], stellte Voigt vor, daß Fichte einen solchen Verweis annehme und seine Entlassung nicht fordere. Der Herzog aber wollte sein Wort nicht zurücknehmen. Fichte soll selbst noch geschrieben haben. Es blieb aber dabei. Dieß hat uns Professor Meyer und Böttiger erzählt, die es aus guter Quelle haben. Die Entlassung wurde nicht gern gegeben; sie konnten aber nicht anders; sie waren gar zu gröblich beleidigt. Uebrigens mag die Zeit bewähren, ob diese Lehre von Gott sei oder nicht. Das Zeitungsgeschmeiß ist nicht das Siegel. (An Knebel d. 11. April 1799.)

Einige Jahre darauf, und immer mehr, stieg der Taumel dieser neuen Philosophie [der Kantischen] in die jungen Köpfe, in Deutschland und besonders zu Jena; öffentlichen Hohn sprachen sie allen andern Wissenschaften, Kenntnissen, Erfahrungen, den Pflichten und der Religion; der Unfug, den er unter den jungen Theologen anrichtete, wo keiner mehr wußte, was Religion und Theologie und Philosophie sei, und was jeder zugehöre, war unbeschreiblich. Seitdem Fichte zu Jena öffentlich gesagt hatte: „in fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion!“ nach diesem Orakelspruch, der auch da und dort theologische Professoren irre machte, so daß sie nichts schneller thun zu müssen glaubten, als die Theologie nach der kritischen Philosophie umzumodeln: da kamen freilich junge Theologen zum Examen nach Weimar, deren Unwissenheit, Arroganz und freche Antworten Herdern zum Theil empörten, zum Theil schmerzten, wenn z. B. gutartige Jünglinge ihm selbst sagten: „wir sind nicht anders gelehrt worden — belehre man uns eines Bessern!“ Ein junger Weimarscher Geistlicher hatte sich vor oder nach dem Examen selbst erschossen, aus Verzweiflung über sein verfehltes Studium. Ein anderer talentvoller Jüngling schrieb einen Aufsatz gegen die Ehen und forderte zu gleicher Zeit in ungestümen Bittschriften vom Oberkonsistorium ein geistliches Amt. Eine zügellose Arroganz, mit höhnender Verachtung alles Ehrwürdigen, verbreitete sich unter den Jünglingen; die heiligsten Bande der Natur galten ihnen nichts mehr; Elternliebe, Kinderliebe, Liebe der Gatten waren ihnen Spott als bloße sinnliche Bedürfnisse, wofür Kinder ihren Eltern keinen Dank schuldig seien; Treue und Glauben zu halten, sei man nicht ver-

bunden; Religion, zumal christliche Religion sei Aberglaube. Alle diese nagelneue Weisheit wurde frech geäußert; es gab erwachsene Männer, Männer von Stand und Ansehen, bei denen man sich dadurch insinuiren konnte. Die kritische Philosophie fand mächtige Protectoren. „Sie habe das Große und Einzige," hieß es, „daß sie ganz aus sich selbst herausgegangen und keinen Vorgänger gehabt; sie hat das ganze alte Gerüste umgeworfen, es geht durch sie eine neue Zeit an. Keiner noch habe sich ihr ungestraft widersetzt u. dgl." So stieg der Unfug und der Mißbrauch dieser neuen Lehre aufs höchste. Herdern verfolgte Schmerz und Unmuth, die besten Köpfe durch sie zu Grunde gerichtet zu sehen. (In den „Erinnerungen aus dem Leben J. G's. v. Herder" 1830.)

Jean Paul: Die Wissenschaftslehre ist die philosophische Rechnung des Unendlichen. Ist man nur einmal aus der Region der endlichen und erklärlichen Größen in die der unendlichen und unerklärlichen hinausgestiegen: so versiert man in einer ganz neuen Welt, in der man sich vermittelst der bloßen Sprache — denn weder Begriffe, noch Anschauungen langen herauf oder halten in diesem Aether aus — wie auf einem Fausts Mantel leicht hin und her bewegt; so daß das Unerklärliche so zu sagen ein Besen ist, über welchen die Hexe, nach dem Volksglauben, nicht wegschreiten kann, auf dem sie aber hoch über der Erde durch die Lüfte reitet. (In der Clavis Fichtiana 1800.)

Hätte nur irgend ein Mann ein dünnes, aber herrliches Buch darüber geschrieben, wie mißlich und leer das metaphysische Differenziieren und Integrieren blos darum sei, weil es durchaus polnisch oder deutsch oder in irgend einer Sprache geschehen müsse: so wären wir Philosophen insgesammt aufs Trockene gebracht und sähen Land. Denn ich meine so: Unsere Sprache ist ursprünglich blos eine Zeichenmeisterin der äußern Wahrnehmungen; die spätern innern empfingen von ihr nur das Zeichen des frühern Zeichens; daher machen die Quantitäten — diese einzigen physiognomischen Fragmente der Sinnenwelt — fast den ganzen Sprachschatz aus; die Qualitäten — mit andern Worten die Kräfte, die Monaden der Erscheinung, uns nur im Bewußtsein, nicht im Begriff gegeben — diese Seelen werden immer nur in jene Leiber der Quantitäten d. h. in die Kleider der Kleider gehüllt. Wäre nur die Sprache z. B. mehr von der hörbaren als von der sichtbaren Welt entlehnt: so hätten wir eine ganz andere Philosophie und wahrscheinlich eine mehr dynamische als atomistische. (Ebenda.)

(Ueber die „Reden an die deutsche Nazion" 1808): Hier ist deutscher Herzschlag und eine Brust, die ihre eigene Brustwehr ist. Das heilige Feuer der Vaterlandsliebe brennt und leuchtet hier dem Erd- oder Gottesfeuer in Welschland ähnlich, das im Winde unverborgen aus der Erde steigt, im Gewitter noch höher aufbrennt, und in dessen Nähe die Anwohner nicht zu sündigen wagen. Jeder Fürst und jeder Schriftsteller les' es, um nach demselben zu verordnen, jeder Leser auch, um Fürsten und Schriftstellern besser zu gehorchen. Der Verfasser hat in seinem Charakter und Muthe, ja in seinem Style viele Federn aus Luthers Flügeln, mit welchen dieser, wenn nicht flog, doch schlug. Auch seine Darstellung ist eine des leuchtenden Edelsteins würdige Fassung, und seinem Deutsch-Denken gleicht sein Deutsch-Schreiben; so daß ihn der bisher fortsteigende Werth seiner Darstellung endlich unter die deutschen Muster-Prosaisten erhebt.

Schelling: Fichtes Philosophie, welche zuerst die allgemeine Form der Subjekt-Objektivität wieder als das Eins und Alles der Philosophie geltend machte, schien, je mehr sie sich selbst entwickelte, desto mehr jene Identität selbst wieder als eine Besonderheit

auf das subjektive Bewußtsein zu beschränken, als absolut und an sich aber zum Gegenstand einer unendlichen Aufgabe, absoluten Forderung, zu machen, und auf diese Weise, nach Extraktion aller Substanz aus der Spekulation, sie selbst als leere Spreu zurückzulassen, dagegen, wie die Kantische Lehre, die Absolutheit durch Handeln und Glauben aufs Neue an die tiefste Subjektivität zu knüpfen.

(In den „Ideen zu einer Philos. der Natur" 1797.)

Hegel: Fichte'sche Philosophie ist Vollendung der Kantischen Philosophie. Außer diesen und Schelling sind keine Philosophien.

(„Vorlesungen über die Gesch. der Philos." Th. 3, S. 611.)

Die Fichte'sche Philosophie hat den großen Vorzug uns das Wichtige aufgestellt zu haben, daß Philosophie Wissenschaft aus höchstem Grundsatz sein muß, woraus alle Bestimmungen nothwendig abgeleitet sind. Das Große ist die Einheit des Princips und der Versuch, wissenschaftlich konsequent den ganzen Inhalt des Bewußtseins daraus zu entwickeln oder, wie man es nannte, die ganze Welt zu construiren. Man hat sich darüber aufgehalten. Es ist Bedürfniß der Philosophie, Eine lebendige Idee zu enthalten. Die Welt ist eine Blume, die aus Einem Samenkorn ewig hervorgeht.

(Ebenda S. 615.)

Es muß bei Dem, was Fichte'sche Philosophie genannt wird, ein Unterschied gemacht werden zwischen seiner eigentlichen speculativen Philosophie, die streng consequent fortschreitet — sie ist weniger bekannt — und seiner populären Philosophie, zu der die Vorlesungen in Berlin vor einem gemischten Publicum gehören, so die Schrift „Vom seligen Leben." Sie haben Ergreifendes, Erbauliches — sich so nennende Fichtianer kennen oft nur diese Seite —; sie sind für das gebildete religiöse Gefühl eindringende Reden. (Ebenda S. 613.)

Heine: Ich verzweifle fast von der Bedeutung dieses Mannes [Fichte's] einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in diesem Manne sind Gedanke und Gesinnung Eins, und in solcher großartigen Einheit wirken sie auf die Mitwelt. (In „Deutschland I" 1834.)

[Der Fichte'sche] Idealismus war ein sonderbares System, das besonders einem Franzosen befremdlich sein muß. Denn während in Frankreich eine Philosophie aufkam, die den Geist gleichsam verkörperte, die den Geist nur als eine Modification der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrschend geworden, erhob sich in Deutschland eine Philosophie, die ganz im Gegentheil nur den Geist als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modification des Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie leugnete: Es schien fast, der Geist habe jenseits des Rheins Rache gesucht für die Beleidigung, die ihm diesseits des Rheins [in Frankreich] widerfahren. Als man den Geist hier in Frankreich leugnete, da emigrierte er gleichsam nach Deutschland und leugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten und seine idealistische Philosophie wäre Nichts als ein Manifest gegen den französischen Materialismus.

(In „die romantische Schule". Aus Paris 1838.)

Das Fichte'sche Ich ist aber kein individuelles Ich, sondern das zum Bewußtsein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'sche Denken ist nicht das Denken eines Individuums, eines bestimmten Menschen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es ist

vielmehr ein allgemeines Denken, das sich in einem Individuum manifestiert. So wie man sagt: „Es regnet, es blitzt" u. s. w., so sollte auch Fichte nicht sagen: „Ich denke," sondern: „Es denkt," „das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

(In „Deutschland I" 1834.)

Ruge: Dasselbe, was Schiller und Goethe in der Kunst sind, ist Fichte in der Philosophie, das freie Ich, der subjective Idealist und ihm gegenüber die nichtige Welt. Auch er bringt es zu einer in sich geschlossenen Welt des freien Innern; auch er endigt unbefriedigt: in seiner Jugend mit dem unbefriedigten Streben ins Unendliche, mit einer endlosen Ueberwindung der Schranken des Ichs, in seinem Alter mit der religiösen Entsagung, in seiner Kraft mit dem absoluten Wissen, wie er es in der Darstellung der Wissenschaftslehre von 1801, die jetzt zum ersten Mal im Druck erscheint, mit überraschender Sicherheit und meisterhafter Form entwickelt. In der „Grundlage der Wissenschaftslehre" vollendet er den „transcendentalen Idealismus" Kants, in dem Rückfall an die Religion der jenseitigen Welt deutet er auf die Romantik und in der Darstellung des „absoluten Wissens", der „intellectuellen Anschauung", des „Subject-Object", der „Einheit des Denkens und des Seins", des „Seins und der Freiheit" auf die Philosophie von Hegel hin, dessen theoretische Einseitigkeit nun auch schon längst zur Qual der Zeit geworden ist. Fichte ist eine überwältigende, männliche dictatorische Erscheinung, die alles Treibende und Kräftige ihrer Zeit in ihren Zauberkreis hineinreißt, gleich gewaltig als Redner und als Erfinder, als persönliche Erscheinung und als Schriftsteller. Man erzählt von ihm, er habe eifrig Theil genommen an den militärischen Uebungen, als man sich in Berlin gegen die Feinde organisirte. Dabei ertrug er mit Leichtigkeit die Anstrengungen und ermunterte Andre, die lässig waren. Einer wies ihn einmal ab mit den Worten: „Sie können wohl ausdauern, bei Ihren Muskeln ist es kein Verdienst." „Schaffen Sie sich meine Principien an, erwiderte Fichte, so werden Sie auch meine Muskeln bekommen." Auf die Jugend machten seine Vorträge und sein Umgang einen begeisternden Eindruck. Schiller war mit ihm befreundet und ließ seine Ansichten auf sich wirken, Schleiermacher, die Schlegel, Schelling, Novalis lebten ganz in seiner Sphäre; sie wurden von ihm hingerissen und angeregt, und bei aller Verschiedenheit ihrer Natur und Richtung konnten sie sich nie gänzlich seinem Einfluß entziehen. Sie wirkten auf ihn zurück, sie zogen ihn aus der einsamen Höhe seines freien Wissens herunter, aber sie kamen in ihrer „Natur" und „Objectivität" immer wieder auf seine Principien zurück und redeten, wenn auch in entgegengesetzter Absicht in seiner Sprache. Selbst die Wiederherstellung eines schönen Stils in den philosophischen Werken von Schleiermacher, Friedrich Schlegel und Schelling ist dem Beispiel Fichte's zuzuschreiben. (In „Gesch. der neuesten Poesie u. Phil." 1846.)

J. H. Fichte (über die „Reden an die deutsche Nation"): Sie gehören zu den eigenthümlichen Schätzen unserer Literatur, durch die wir unterschieden und bevorzugt sind vor andern Völkern; denn gerade aus deutschem Geiste sind sie entsprungen, indem sie die tief in uns verborgene Gesinnung in's hellste Bewußtsein hervorziehen, um sie veredelt und gereinigt, wie im verdichteten Spiegelbild, vor uns hinzustellen. Darum, wenn es gilt, unser Volk an seine ursprüngliche Kraft und Bestimmung zu erinnern, es zu gemeinsamen Thaten zu befeuern, wird es wohlgethan sein, ihre Wirkung von Neuem zu erproben."

Hase: Fichte gedachte die Kantische Philosophie zu ihrem Ziele zu führen, indem das Ich sich selbst, allein als Geist wahrhaft seiend, erkenne, die äußere Welt nur seine

nothwendige Vorstellung. Er meinte nicht das individuelle Ich, sondern ein allgemeines, im Individuum sich denkendes und nach dem Gesetze der Entstehung des individuellen Bewußtseins. Da er dieses Ich nur als sittliche Weltordnung denken konnte, nicht als einen von der Welt verschiednen persönlichen Gott, ist er von der kursächsischen Regierung der Gottesleugnung angeklagt, durch den Kleinmuth eines kleinen Staats und durch eigne Ungeduld von seinem Lehramt entfernt worden. Er hat doch nicht Gott, nur die Welt verleugnet, sein stolzer Geist fühlte sich so unabhängig von den Naturmächten, daß er ihnen das Dasein absprach. Als in Berlin sich Bedenken gegen seinen dort gewählten Aufenthalt erhoben, entschied der König: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger wie aus allem hervorgeht, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts." Und Fichte hielt in Berlin gegen Napoleon die Reden an die deutsche Nation.

(In der „Gnosis" 2. Aufl. 1869.)

Fichte hat in seiner spätern Erfahrung die Religion des freudigen Rechtthuns, zu der sich der vermeintliche Atheist bekannte, vertieft zur liebevollen Hingabe des individuellen Ich an das Unendliche, deren Vorbild er, mit seiner Weltverachtung dem ältesten Christenthum sympathisch, im Johannisevangelium fand. (Ebenda.)

Volkelt: [Die Fichtesche Philosophie] ist die Philosophie der absoluten Selbstthätigkeit, des freien rein aus sich anfangenden Wollens, der Energie des Sichselbstsetzens. Als alleiniger Quell dieser Selbstthätigkeit aber gilt ihr das Ich, die selbstbewußte Intelligenz. „Alles geht aus vom Handeln, und vom Handeln des Ich. Das Ich ist das erste Princip aller Bewegung, alles Lebens, aller That und Begebenheit" (Werke IV, S. 93). Ein Sein, das nicht aus Freiheitsthat quillt, das ruhig und passiv daliegt, ist ein Ungedanke. Unabhängig vom Ich also gibt es kein Sein; sonst würde ja der Tod selbständig und lebendig gemacht. Die ganze Welt also ist ein Freiheitsakt des Ich, der denkenden Intelligenz. —

Noch weiter aber geht die Aehnlichkeit der Fichte'schen Welt mit einem Traum. Wie die traumerzeugende Kraft die Phantasie ist, so wird bei Fichte alle Realität durch die productive Einbildungskraft des Ich hervorgebracht. Durch die Function der Einbildungskraft entsteht uns Anschauung; eine andere Realität aber als unsere Anschauung gibt es nicht (I, S. 226 f.). Wirklichkeit ist Wahrnehmbarkeit, Empfindbarkeit (IV, S. 80). Und wie die Production des Traumes, so findet auch die Erzeugung der Welt wohl durch die Einbildungskraft des Ich, aber ohne sein Bewußtsein statt. Daher — sagt Fichte — sind wir so fest überzeugt, daß die Dinge außer uns und ohne alles unser Zuthun Realität besitzen (I, S. 234). Bei Hegel hat die Natur eigenthümlichen Werth, relative Selbständigkeit. Sie ist eine relativ in sich geschlossene Entwicklungsstufe der Idee; innerhalb ihrer selbst realisiren sich Zwecke. Bei Fichte hingegen fehlt der Natur diese Seite des objectiven Insichruhens. Die Natur besteht hier aus Bildern, die das Ich sich fortwährend als Widerstand und Schranke entgegenwirft, um sie stets von Neuem zu durchbrechen und zu überwinden. Für sich betrachtet hat die Natur keinen Werth. Dieser Mangel eigenen, inneren Haltes charakterisirt auch die Bilder des Traumes. Wodurch unterscheidet sich also auf Fichte'schem Standpunct die wirkliche Welt vom Traume? Zunächst jedenfalls dadurch, daß allein die Bilder der großen, Allen gemeinsamen Welt sittliche Bedeutung für das Ich haben. Ja, sie dienen ausschließlich dem Zwecke, ihm die Erfüllung seiner sittlichen Bestimmung möglich zu machen. Sieht man von dieser praktischen Seite ab, so wird wohl gelten,

was Ernst Krey, der sich auf den Fichteschen Standpunct stellt, in einem scharfsinnigen, lesenswerthen Schriftchen sagt. Als einzigen Unterschied zwischen dem Traum und der Welt des Wachens findet er, daß die causa efficiens der Traumgebilde das individuelle Subject ist, während die Vorstellungsgebilde der wirklichen Welt von der Gattung — oder Menschheitsperson, vom absoluten Ich producirt werden. Im Traum macht der Geist factisch Materie; so lange wir träumen, scheint das Traumgebilde nicht nur, sondern ist in Wahrheit Materie. Im Gegensatze zu den immateriellen Vorstellungen der wahren Einbildungskraft sind die Traumbilder für den Fichteaner materialisirte Vorstellungen.

H. v. Treitschke: Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage [im Jahre 1813] war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesammt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuthen darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift" zum ersten male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Oesterreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum Reiche der Vernunft, sonst geht er zu Grunde. (In der „Deutschen Gesch. im Neunzehnten Jahrh." 1879.)

Ein Selbstbekenntniß Fichte's.

Den Stand der Gelehrten kenne ich, ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. — Wenn Sie sagen, am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre kein wahres Glück, so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer ebenso wenig, als beim Premierminister. Der Eine zählt Linsen, der Andre Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseits des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; aber Glück ist's auch nicht, was ich suche. Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. — Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zuvorgekommen, daß es lieber auf einer Kanzel, als auf einem Katheder sei. (Aus einem Brief an seine Braut.)

Aus Fichte's Schriften.

(Aus der „Anweisung zum seligen Leben" 1806): Die dritte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpunkte der wahren und höhern Sittlichkeit. Es ist nöthig über diesen dem Zeitalter so gut als ganz verborgenen Standpunkt sehr bestimmte Rechenschaft abzulegen. — Auch ihm ist, ebenso wie dem jetzt beschriebenen zweiten Standpunkte, ein Gesetz für die Geisterwelt das höchste, erste und absolut reale; und hierin kommen die beiden Ansichten überein. Aber das Gesetz des dritten Standpunktes ist nicht so, wie das des zweiten, lediglich ein das Vorhandene ordnendes, sondern vielmehr ein das neue und schlechthin nicht vorhandene, innerhalb des vorhandenen, erschaffendes Gesetz. Jenes ist nur negativ, nur aufhebend den Widerstreit zwischen den verschiedenen freien Kräften, und herstellend Gleichgewicht und Ruhe: dieses begehrt die dadurch in Ruhe gebrachte Kraft wieder auszurüsten mit einem neuen Leben. Es strebt an, könnte man sagen, nicht blos wie jenes, die Form der Idee, sondern die qualitative und reale Idee selber. Sein Zweck läßt sich kurz also angeben: es will die Menscheit in dem von ihm Ergriffenen und durch ihn in andern, in der Wirklichkeit zu dem machen, was sie, ihrer Bestimmung nach, ist — zum getroffenen Abbilde, Abdrucke und zur Offenbarung — des inneren göttlichen Wesens. Die Ableitungsleiter dieser dritten Weltansicht, in Absicht der Realität, ist daher diese: Das wahrhaft reale und selbständige ist ihr das Heilige, Gute, Schöne; das Zweite ist ihr die Menschheit, als bestimmt jenes in sich darzustellen; das ordnende Gesetz in derselben als das Dritte ist ihr lediglich das Mittel, um für ihre wahre Bestimmung sie in innere und äußere Ruhe zu bringen; endlich die Sinnenwelt als das Vierte ist ihr lediglich die Sphäre für die äußere und innere, niedere und höhere Freiheit und Moralität und — lediglich die Sphäre für die Freiheit, sage ich; was sie auf allen höheren Standpunkten ist und bleibt und niemals eine andre Realität an sich zu bringen vermag.

Exemplare dieser Ansicht finden sich in der Menschengeschichte, freilich nur für Den, der ein Auge hat sie zu entdecken. Durch höhere Moralität allein und durch die von ihr Ergriffenen, ist Religion, und insbesondere die Christliche Religion, — ist Weisheit und Wissenschaft, ist Gesetzgebung und Kultur, ist die Kunst, ist alles Gute und Achtungswürdige, das wir besitzen, in die Welt gekommen. In der Litteratur finden sich, außer in Dichtern zerstreut, nur wenig Spuren dieser Welt-Ansicht: Unter den alten Philosophen mag Plato eine Ahndung derselben haben, unter den neueren Jacobi zuweilen an diese Region streifen.

(Aus der Rede: „Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" geh. beim Antritt des Rectorats den 19. Okt. 1811): Der eigentlich belebende Odem der Universität, M. H., die himmlische Luft, in welcher alle Früchte derselben aufs fröhlichste sich entwickeln und gedeihen, ist ohne Zweifel die akademische Freiheit. —

Ist nun die Universität dies, so ist klar, daß sie die wichtigste Anstalt und das Heiligste ist, was das Menschengeschlecht besitzt. Indem die Mittheilung auf derselben alles, was jemals Göttliches in der Menschheit herausbrach, wenigstens in seinen letzten Folgesätzen aufbehält und weiter giebt, lebt in ihr das eigentliche Wesen der Menschheit sein ununterbrochenes, über alle Vergänglichkeit hinweg gesetztes Leben, und die Universität ist die sichtbare Darstellung der Unsterblichkeit unsers Geschlechts, indem sie nichts wahrhaft Seiendes ersterben läßt; indem über diese Mittheilungen hinaus und in dem zum Inhalte derselben neu hinzutretenden die Gottheit immerfort sich entwickelt zu einem neuen und frischen Leben, ist in der Universität alle Trennung zwischen dem

Ueberweltlichen und Weltlichen aufgehoben, und sie ist die sichtbare Darstellung der Einheit der Welt, als der Erscheinung Gottes und Gottes selbst. —

Das Studieren ist ein Beruf; die Universität mit allen ihren Einrichtungen ist nur dazu da, um die Ausübung dieses Berufes zu sichern; und nur derjenige ist ein Studierender, der eben studiert. —

Wo ein ausgelassenes, der Sitte ins Angesicht trotzendes Leben als einzige Bewahrheitung seines Standes als Student gefordert wird, wo Trinkgelage als ein Herkommen begangen werden müssen, wo Schlägereien als Ehrenpunkte betrachtet werden, und wo es den Gipfel des guten Namens ausmacht, für einen stets fertigen Schläger und Händelmacher zu gelten; da könnte ein Funke sich erhalten jener kindlichen Unschuld und Reinheit, in der das Göttliche sich gestalte zu einer sichern und unüberwindlichen Macht über alles Irdische? Wo die Ehre darein gesetzt wird, daß man, unter dem lauten Widerspruche seines inneren Gefühls, und verfolgt von dem Hohngelächter der ganzen übrigen Welt, einigen kindischen Satzungen Folge leiste und dadurch sich den Beifall einiger Wüstlinge erwerbe, wo der Muth darein gesetzt wird, daß man durch einen kurz vorübergehenden Zweikampf die Feigheit eines ganzen in schmählicher Sclaverei und knechtischer Furcht vor verächtlichen Menschen hingebrachten Lebens auslösche; wie möchte daneben die wahre Ehre, die die mächtigste Triebfeder ist aller großen Thaten, und der wahre Muth, der die einzige Bedingung derselben ist, stehen bleiben? —

Außer dem allgemeinen [Beruf], daß auch auf Ihnen mit die Hoffnung unsers Geschlechts beruht und die Zuversicht begründet ist, daß bis an das Ende der Tage das Göttliche in ungehemmter Verbindung bleiben werde mit dem Menschlichen; außer dem besondern, daß Sie die Gelegenheit haben und den Beruf denjenigen, welche ohne Zweifel die höchste geistige Bildung unserer preußischen Nation in diesem Zeitalter darstellen, dazu einer Menge mit andren Sorgen beschäftigter Stände, unter deren Augen Sie sich befinden, immerfort die herrliche Erscheinung darzubieten solcher Gemüther, die von dem Streben nach dem Höchsten und Heiligsten innig ergriffen sind; — außer diesem allen ergeht an Sie auch noch der eigenthümliche Beruf, daß von Ihnen aus eine ganz andere Gestalt dieser Bildungs-Schulen für das Höchste und eine ganz andere Ansicht derselben über die ganze deutsche Nation sich verbreite. In den Gedanken der Heiligkeit dieses Berufs versenken Sie sich immer und erfüllen Ihr Herz mit dem edlen Stolze und mit der heiligen Werthachtung Ihrer selbst, die aus diesem Berufe hervorgehen. —

Wir und mit uns alle verständigen und gebildeten Menschen wollen in Ihrem Anblicke, M. H., die Gegenwart vergessen und uns über dieselbe trösten; wir haben unsere theuerste Hoffnung, die, daß es immer besser und besser werde mit dem Menschengeschlechte, auf Sie niedergelegt und auf Ihre Häupter geflüchtet; wir wollen durch unser Werk an Ihnen unser Dasein und unsere Schuld an alle vorhergehenden Zeitalter bezahlen; wir wollen einst freudig sterben in dem Bewußtsein, daß Sie über unsern Gräbern leben werden unser verklärtes Leben. Gehen Sie hin in diesem Frieden und dieser Freudigkeit! Der süßeste Lohn des mir auferlegten Amtes ist mir schon in dieser Stunde zu Theil geworden, Ihr kräftiges Gedeihen im Geist voraus zu erblicken und unsere Hoffnungen von Ihnen, so wie die Segenswünsche für Sie, von denen um Sie herum aller Herzen schlagen, über Sie auszusprechen.

(Aus den Vorlesungen: „Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit“ geh. in Erlangen 1805):

Motto: Seine „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“ (zuerst Jena 1794) nehmen bei ihrer Wiederholung in Erlangen und Berlin immer mehr die Tendenz an, daß die höchste Aufgabe des Gelehrten die Leitung des Staates sei. (W. Windelband.)

Alle philosophische Erkenntniß ist ihrer Natur nach nicht factisch, sondern genetisch, nicht erfassend irgend ein stehendes Sein, sondern innerlich erzeugend und construirend dieses Sein aus der Wurzel seines Lebens. —

In dem wahrhaften Gelehrten hat die Idee ein sinnliches Leben gewonnen, welches sein persönliches Leben völlig vernichtet und in sich aufgenommen hat. —

Die ursprüngliche göttliche Idee von einem bestimmten Standpunkte in der Zeit läßt größtentheils sich nicht eher angeben, als bis der von Gott begeisterte Mensch kommt und sie ausführt. Was der göttliche Mensch thut, das ist göttlich. —

Erst wie das Bewußtsein der wahren Quelle seines Lebens ihm aufgeht und er freudig in dieselbe sich taucht und ihr sich hingiebt, überströmt ihn Friede, Freude und Seligkeit. —

Das natürliche Talent oder das Genie ist ja nichts weiter, als der Trieb der Idee sich zu gestalten. —

Sich selbst vergessen und verlieren in der Sache und vor ihrem Gedanken zu keinem Gedanken an sich selber kommen können, ist die unabtrennliche Begleitung jedes wahren Talents. —

Talent läßt sich keinem anmuthen; denn es ist eine freie Gabe der Gottheit; redlicher Fleiß aber und Ergebung in seine Natur läßt sich jedem anmuthen. —

Der Mensch hat gar keinen eignen Werth außer dem, daß er mit Treue seine Bestimmung, von welcher Art dieselbe sein möge, erfülle. —

Das eigentliche sich selbst Wegwerfen des Menschen besteht darin, wenn er sich zum Mittel macht für ein Zeitliches und Vergängliches und Sorge und Mühe an ein Andres zu wenden würdigt, als an das Unvergängliche und Ewige. —

Gelehrte sind möglich und sie sind, wo sie sind, wirklich nur durch den göttlichen Gedanken; und sie sind in dem göttlichen Gedanken solche, welche Gott seinen Grundgedanken von der Welt zum Theil nachdenken. —

Gemein und unedel ist, was die Phantasie herunterzieht und den Geschmack für das Heilige abstumpft. —

So da zu stehen oder zu sitzen, ohne irgend etwas zu treiben, dumpf und gedankenlos den Raum um uns herum anzustaunen, macht auch auf die Zukunft den Menschen dumpf. Jener Hang zum Nichtexistiren, zum geistigen Todsein wird Gewohnheit und wird andere Natur. —

Der Jugend eigentlicher Charakter ist rastlose nie unterbrochene Thätigkeit; natürlich und sich selbst überlassen kann sie nie ohne Beschäftigung sein. —

Was der Mensch auch immer thun möge, so lange er es aus sich selber, als endliches Wesen und durch sich selbst und aus eignem Rathe thut, ist es nichtig und zerfließt in das Nichts. Erst wie eine fremde Gewalt ihn ergreift, ihn forttreibt und statt seiner in ihm lebendig wird, kommt wirkliches und wahrhaftes Dasein in sein Leben. —

Jeder, der von der Idee ergriffen ist, hat seine Persönlichkeit in derselben verloren und er hat gar keinen Sinn mehr übrig für ein Selbst in ihm und an ihm. —

Schon als Knabe werde derjenige, der zum Studiren bestimmt ist, ihm selbst unsichtbar mit den Ideen und der Heiligkeit derselben umgeben und in sie eingetaucht. —



7. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Geb. den 27. Januar 1775 zu Leonberg (in Würtemberg); gest. den 20. Aug. 1854 in Bad Ragaz (in der Schweiz).

Motto: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
(Motto K. Fischer's und Otto Pfleiderer's.)

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.
(Motto bei Klaiber [aus Hölderlin].)

Nicht zählst und miss'st du, Freund, die Hieroglyphen,
Die der Natur endlose Säul' umreihen:
Sie reden dir, der Stoff wird zum Gedanken.
Bald werden, die in todter Weisheit schliefen,
Die Götter, aufstehn und zu Priestern weihen
Die Forscher, die vom Quell der Dichtung tranken.
(A. W. Schlegel.)

Selbstbekenntnisse Schellings.

Je méprise Locke. (In einem Brief Schillers an Goethe vom 30. Nov. 1803.)

Hoffen darf ich es, daß mir noch irgend eine glückliche Zeit vorbehalten ist, in der es mir möglich wird der Idee, ein Gegenstück zu Spinoza's Ethik aufzustellen, Realität zu geben. (1795.)

Ich wünschte mir Platons Sprache oder die seines Geistesverwandten, Jacobi's, um das absolute, unwandelbare Sein von jeder bedingten, wandelbaren Existenz unterscheiden zu können. Aber ich sehe, daß diese Männer selbst, wenn sie vom Unwandel-

baren, Uebersinnlichen sprechen wollten, mit ihrer Sprache kämpften — und ich denke, daß jenes Absolute in uns durch kein bloßes Wort einer menschlichen Sprache gefesselt wird und daß nur selbsterrungenes Anschauen des Intellektualen in uns dem Stückwerk unsrer Sprache zu Hilfe kommt. (1795.)

Die Natur hat für menschliche Augen weislich durch die Einrichtung gesorgt, daß sie nur durch Dämmerung zum vollen Tag übergehen. Was Wunder auch, daß noch in den untern Regionen kleine Nebel zurückbleiben, während die Berge schon im Sonnenglanze dastehen. Wenn aber die Morgenröthe einmal da ist, kann die Sonne nicht ausbleiben. Diesen schöneren Tag der Wissenschaft wirklich heraufzuführen ist nur Wenigen — vielleicht nur Einem — vorbehalten, aber immerhin mög' es dem Einzelnen, der den kommenden Tag ahnet, vergönnt sein, sich zum voraus desselben zu freuen. (1795.)

Kant ging davon aus: das Erste in unserer Erkenntniß sei die Anschauung. Daraus entstand gar bald der Satz: Anschauung sei die niedrigste Stufe der Erkenntniß. Aber sie ist das Höchste im menschlichen Geiste, dasjenige, wovon alle unsere übrigen Erkenntnisse erst ihren Werth und ihre Realität borgen. (1795.)

Ich danke Ihnen für die nähere Bekanntschaft des jungen Eiferers, von dem ich bisher nur in der Ferne gehört hatte. Daß ich ihn nicht als Gegner ansehe, daran haben Sie vollkommen recht. Der Unterschied zwischen mir und diesen Herren besteht nur darin, daß sie von dem reden, was nicht leisten zu können sie selbst zugestehen, ich aber von dem bis jetzt geschwiegen habe, was ich wirklich zu leisten vermag. (An Perthes im J. 1825.)

Die Erkenntniß der Wahrheit mit völliger Ueberzeugung ist ein so großes Gut, daß dagegen, was man sonst Existimation nennt, Meinung der Menschen und alle Eitelkeit der Welt für gar nichts zu rechnen ist. (1841.)

Urtheile über Schelling.

(Von Schiller, Goethe, Herder, Novalis, Steffens, Hegel, Gries, Platen, Heine, Ruge, Gerok, Lotze, Hase, Kuno Fischer.)

Schiller: Findet sich Gelegenheit Schellings Sache, die bei Voigten zu liegen scheint, noch einmal in Bewegung zu bringen, so wäre es auch sehr gut für uns Jenaische Philosophen, und selbst Ihnen würde es nicht unangenehm sein, das hiesige Personal mit einem so guten Subject vermehrt zu haben. (An Goethe d. 10. April 1798.)

Hast Du etwa Schelling kennen lernen, der jetzt nach Dresden gereist ist? Seine Schrift über die Weltseele kennst Du wohl schon. Es ist ein trefflicher Kopf, auf den ich mich freue, denn er ist Professor hier [in Jena] geworden. (An Körner den 31. August 1798.)

Goethe: Bei Gelegenheit des Schelling'schen Buchs habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir umständlich sprechen müssen. — — — Mir will immer dünken, daß wenn die eine Partie von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also wohl thut in dem philosophischen Naturstande (Schelling's Ideen p. XVI) zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen

Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das was sie nun einmal getrennt haben wieder zu vereinigen sein möchte. (An Schiller d. 6. Jan. 1798.)

In Schelling's Ideen habe ich wieder etwas gelesen und es ist immer merkwürdig sich mit ihm zu unterhalten; doch glaube ich zu finden, daß er das was den Vorstellungsarten die er in Gang bringen möchte, widerspricht, gar bedächtig verschweigt, und was habe ich denn an einer Idee, die mich nöthigt meinen Vorrath von Phänomenen zu verkümmern? (An dens. d. 25. Febr. 1798.)

Indessen können wir doch immer zufrieden sein, daß er uns so nahe ist, indem wir doch immer gewissermaßen das, was er hervorbringt, werden sehen. (An dens. d. 22. Dec. 1798.)

Ich glaube in dieser Vorstellungsart [der Deduction des dynamischen Processes] sehr viele Urtheile für denjenigen zu entdecken, dessen Neigung es ist, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten. (An Schelling d. 19. April 1800.)

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hierhin oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang früher oder später zu bewirken hoffe. (An denselben im gleichen Jahre.)

Schelling werde ich auf den Freitag mitbringen, um bei unserer Secularempirie einen tüchtigen Hinterhalt zu haben. (An Schiller d. 22. Dec. 1800.)

Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit bei der großen Tiefe ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie und das wohl deßhalb, weil sie mich ins Object treibt, indem ich mich nie rein speculativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deßhalb gleich in die Natur hinaus fliehe. (An dens. d. 19. Febr. 1802.)

In der Naturwissenschaft fand ich Manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schellings Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert.

(Tag- und Jahreshefte zu 1798.)

Schelling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches. (Ebenda zu 1799.)

Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges mittheilendes Verhältniß.

(Ebenda zu 1801.)

Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn mir gegönnt wäre jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

(In „Einwirkung der neuern Philosophie", nachgel. W. Bd. 10.)

Herder: Kennen Sie Schellings Ideen zur Philosophie der Natur und seine Schrift von der Weltseele? Sie müssen sie lesen. Fordern Sie sie von Goethe und schreiben mir darüber Ihre Meinung. Sie verbinden mich sehr.

(An Knebel d. 23. Nov. 1798.)

Novalis: Schelling hab ich kennen gelernt. Freimüthig hab ich ihm unser Mißfallen an seinen Ideen erklärt. Er war sehr damit einverstanden und glaubt im zweiten Theil einen höhern Flug begonnen zu haben. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Er hat mir sehr gefallen — ächte Universaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben. Jetzt ist er über den Alten. Er findet in der Odyssee Goethe's Mutterboden. Auf das „Lyceum" hab ich seine Aufmerksamkeit gelenkt. (An Fr. Schlegel d. 26. Dec. 1797.)

Je tiefer ich in die Unreife von Schelling's Weltseele eindringe, desto interessanter wird mir sein Kopf, der das Höchste ahndet und dem nur die reine Wiedergebungsgabe fehlt, die Goethe zum merkwürdigsten Physiker unserer Zeit macht. Schelling faßt gut — er hält schon um vieles schlechter, und nachzubilden versteht er am wenigsten. (An Caroline Schlegel 1798.)

Steffens: Hier [in Freiberg], wo ich, von allen Zerstreuungen, von allem Geräusch entfernt, meine alten Träume über die Natur wieder hervorrufe, meiner vormals gebrauchten Bildersprache mich erinnere und die Auflösung aller dieser wunderbaren Räthsel in Ihrer Naturphilosophie finde, hier fühle ich so ganz deutlich, daß ich Ihr Schüler werden mußte. — Nichts hat mich so begeistert, wie Ihre Transscendentalphilosophie. Ich habe sie 4—5mal gelesen und wieder gelesen. Es ist das Umfassendste, das ich kenne, das wahrste System, ein erhabenes Kunstwerk, immer flieht sich, was sich suchen soll, ich gerieth in die fürchterlichste Spannung, verlor mich, um die Welt zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie ein, um von dort aus den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht, wie der dichtende Gott, unmittelbar in meinem Busen habe. Hier sah ich nach und nach die Sterne hervortreten, bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufstieg und alles erhellte. Selten wurde ich in der letzten Zeit gerührt. Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung. Thränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle war mir dunkel. Es ist das wichtigste Geschenk, der transscendentale Idealismus. Und hier lege ich — ich darf mit sprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Jahrhundert Ihnen sicher reichen wird. (An Schelling aus Freiberg im Sept. 1799.)

Hegel: Das bedeutendste oder in philosophischer Rücksicht einzig bedeutende Hinausgehen über die Fichte'sche Philosophie hat Schelling endlich gethan. Die höhere ächte Form, die sich an Fichte anschloß, ist die Schelling'sche Philosophie.

(In den „Vorlesungen über die Gesch. d. Philos.")

Gries: Schelling ist einer von den wenigen Menschen, deren persönlicher Umgang den vortheilhaften Eindruck ihrer Schriften noch erhöht. Er stand eben im vierundzwanzigsten Jahre; sein Aeußeres ist, ohne schön zu sein, kraftvoll und energisch, wie sein Geist. Die Großheit seiner Ideen entzückte mich oft, ich fühlte mich selbst durch ihn erhoben, in unseren politischen Ideen trafen wir meist zusammen. Der

Schwung seines Geistes ist höchst poetisch, wenn er gleich nicht das ist, was man einen Dichter nennt. (In „aus dem Leben von Joh. Dieb. Gries.")

Platen: Gebeut nicht auch im Königreich des Schönen,
Wer immer König ist im Reich des Wahren?
Du siehst sie beide sich im Höchsten paaren,
Gleich in einander wie verlornen Tönen.
Du wirst die kleine Gabe nicht verhöhnen,
Wirst diese morgenländisch bunten Schaaren
In ihrer Bilderfülle gern gewahren,
Und gerne Dich an ihren Klang gewöhnen.
Zwar auf den Blüten eines fernen Landes
Schweb' ich nur flüchtig, gleich dem Schmetterlinge,
Vielleicht genießend eines eitlen Tandes.
Du aber tauchst die heil'ge Bienenschwinge
Herab vom Saum des Weltenblumenrandes
In das geheimnißvolle Wie der Dinge.

(Bei Uebersendung der „Gaselen" 1821.)

Wie sah man uns an Deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seelen drangen!
Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen.
Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen;
Doch dieses Völkchen, das Dich wähnt zü meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

Als ein Jahrhundert müde sank zu Grabe,
Und viel des Großen uns zu Theil geworden,
Da tratst Du auf, und gründetest den Orden
Der neuen Zeit, beinahe schon als Knabe!
Die Kunst vernahms, und griff zum Pilgerstabe,
Befreit durchzog sie alle Völkerhorden,
Der weiche Süden und der frische Norden
Verliehn ihr willig reiche, goldne Gabe.
Zwar füllt Gebelfer überall die Lüfte,
Die Schnöden, Blöden zerren ihr am Ruhme,
Und Eulen heulen durch die morschen Klüfte;
Doch ruhig flammt die diamantne Blume,
Weihrauchgewölk verschwenden ihre Düfte,
Und spenden es dem ew'gen Christenthume.

Heine: Gehört denn Schelling zur schwäbischen Schule, Schelling, der irrende Weltweise, der König Arthus der Philosophie, welcher vergeblich das absolute Montsalvatsch aufsucht und verschmachten muß in der mystischen Wildniß?

(Im „Schwabenspiegel" 1838.)

Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundsatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur Eins und Dasselbe seien, gelangt Fichte durch Geistesoperation zur Erscheinungswelt, aus dem Gedanken schafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demselben Grundsatz ausgeht,

wird die Erscheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen. Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen, wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen, wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transcendentalen Idealismus und in Naturphilosophie. Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ und erstere in seinem „System des transcendentalen Idealismus.“ (In „Deutschland I“ 1834.)

Die Poesie ist Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie ist es, wodurch er sich von Fichte unterscheidet, sowohl zu seinem Vortheil als auch zu seinem Nachtheil. Fichte ist nur Philosoph und seine Macht besteht in Dialektik und seine Sache besteht im Demonstrieren. Dieses aber ist die schwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anschauungen, er fühlt sich nicht heimisch in den kalten Höhen der Logik, er schnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik und seine philosophische Stärke besteht im Konstruiren. Letzteres aber ist eine Geistesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben so oft gefunden, wie bei den besten Philosophen. Nach dieser letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philosophie, der bloß transcendentaler Idealismus ist, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte — daß er aber in der Philosophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthschaften hatte, gar gewaltig blühen und strahlen mußte. Diese Richtung ist daher nicht bloß von ihm, sondern auch von den gleichgestimmten Freunden vorzugsweise verfolgt worden, und der Ungestüm, der dabei zum Vorschein kam, war gleichsam nur eine dichterlingsche Reaktion gegen die frühere abstrakte Geistesphilosophie. Wie freigelassene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Last der Vokabeln und Chiffren geseufzt, so stürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten und schlugen Burzelbäume und machten einen großen Spektakel. (Ebenda.)

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Herr Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich Eins und Dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibnitzschen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und Diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten eben so kühne Skeptiker wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben so bestimmt geleugnet, wie unsere neueren Transcendentalidealisten. Plato hat eben so gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wieder gefunden. Aber wir haben Etwas voraus vor den Griechen, so wie auch vor den cartesianischen Schulen, wir haben Etwas vor ihnen voraus, nämlich: wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnißquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant. (Ebenda.)

Ruge: Was in Novalis lyrisch, ahnend, prophetisch zum Durchbruch kam und in Poesieen, Märchen und genialen Einfällen verwirklicht werden sollte, das sucht

Schelling systematisch durchzuführen, aber mit der ausdrücklichen Behauptung „diese Philosophie sei der Poesie, dem Mythos und der genialen Eingebung gleich.“

(In: „Unsere Classiker und Romantiker seit Lessing“ 1846.)

Gerok: Auch die Lektüre von Schelling, insbesondere das Studium seiner Freiheitslehre, vermochte mich meinem Hegel nicht abspenstig zu machen. An und für sich zwar wäre ich gar nicht abgeneigt gewesen bei diesem Plato der modernen Philosophie mir eine lebensvollere Weltanschauung zu holen, als unser Berliner Aristoteles sie bot. — — — Trotz einer Fülle geistreicher Gedanken fand ich in seinen Schriften doch zu viel irrationale, sozusagen mythologische Elemente; trotz seinem olympischen Stolz und seiner göttlichen Grobheit gegen literarische Widersacher schien er mir weit mehr zu versprechen als zu halten und trotz der lobpreisenden Ankündigungen seiner Apostel und Propheten warteten wir vergebens auf seine „Weltalter“, dieses oft verheißene und nie erschienene Evangelium der positiven Philosophie.

(Zum J. 1838 in den „Jugenderinnerungen“ 1875.)

Noch gemüthlicher war die Aufnahme bei dem großen Philosophen Schelling, den ich in einem bäuerlichen Landhaus in einem benachbarten Dorf aufzusuchen hatte. Der untersetzte Mann mit den feurigen geistvollen Augen in dem lebhaft gerötheten wie aus Granit gemeißelten Kopf ging im grauen Hausrock familiär plaudernd wie ein Landpfarrer mit mir im Zimmer auf und ab und ließ sich von unserem Stiftsleben und unseren heimatlichen Kirchenverhältnissen erzählen.

(Ebenda über den Besuch bei Schelling in München 1838.)

Lotze: Anders die Speculation Schellings: sie löste die verschiedenen allgemeinen Formen des natürlichen Geschehens aus dem Zusammenhange, in welchem sie zu nützlicher Wechselwirkung verbunden sind, und ordnete sie in eine Stufenreihe, in welcher sie ihre Plätze nur nach dem Grad ihrer Fähigkeit finden, eine in der Natur nach Ausdruck ringende Idee zur Erscheinung zu bringen. — — — Indem er die bleibenden allgemeinen Naturformen aus bloß vorgefundenen Thatsachen zu nothwendigen Gliedern der folgerechten systematischen und symmetrischen Entwickelung Eines Princips umdeutete, stellte er die Natur unter der Gestalt eines schönen Ganzen vor, dessen scheinbar einander fremde Mannigfaltigkeit durch die fühlbare Einheit eines überall sich wiederholenden Lebenstriebes gebändigt wird. Die begeisterte Zustimmung, welche diese Lehre fand, beweist uns, daß durch ihre Grundgedanken Schelling selbst sich eine unverlierbare Stelle in der Geschichte unserer geistigen Entwicklung erworben hat.

(In der „Gesch. der Aesthetik in Deutschland“ 1868.)

Hase: Im Gegensatze der Glaubensphilosophie hatte Fichte das menschliche ins göttliche Wissen erhoben. Indem Schelling auf diesem Standpunkte die Natur construirte als das Schattenbild des Geistes, ward er ergriffen von ihrer lebendigen Wirklichkeit und erkannte, mit der Romantik vermält, die Weltgeschichte als den Entwickelungsproceß des göttlichen Selbstbewußtseins durch die gleichlaufenden Sphären der Natur und des Geistes. Im Fortringen nach der Wahrheit hat er die Welt unter den Gesichtspunkt eines Abfalls gestellt und durch Annahme eines schon ursprünglichen Gegensatzes ihr Sein aus Gott zugleich mit der Verschiedenheit von Gott erklärt, im Gegensatze eines schon vom Anfange fertigen Gottes. Hiernach erschien die Religion als das unmittelbare Zusichselbstkommen Gottes, das Christenthum ohne Gunst für seine biblische Einfachheit als der Wendepunkt der Weltgeschichte, der Kirchenglaube an Offenbarung, Dreieinigkeit, göttliche Menschwerdung und Versöhnung als das ahnungsvoll ausgesprochene Wort des Welträthsels. (In der „Kirchengeschichte“, 10. Aufl. 1877.)

Kuno Fischer: Keiner unter den deutschen Philosophen ist von dem Einheitsdrange der Philosophie so früh erfaßt und wirklich beseelt worden als Schelling. Während er mit Fichte dachte, sah er empor zu Spinoza als seinem Leitstern. — Der ästhetische Charakter dieser [neuromantischen] Richtung, die universalistische Tendenz, die Erhebung des Genialen und Poetischen, die gänzliche Geringschätzung alles Platten, das vornehme Selbstgefühl entsprachen Schellings Gemüthsart, und es mußte ihm willkommen sein, gleich im Beginn seiner Lehre einen so starken und fortwirkenden Wiederhall zu finden. Kaum ist je ein Philosoph bei seinem ersten Auftreten so wenig isolirt gewesen als er, so umgeben mit guten Leitern. — Hier [im Charakter der Rahel Levin und Caroline Schlegel] lag, weiblich vorempfunden, eine Synthese, die wissenschaftlich gesucht und gestaltet werden sollte durch einen Kopf, der sich berufen fühlte, die Wissenschaftslehre mit einer der Goethe'schen Betrachtungsweise congenialen Weltanschauung zu sättigen und aus dem schaffenden Ich die schaffende Natur zu lösen. Dieser Kopf war Schelling. Und diesen seinen Beruf, in dem Reiche der Philosophie der Erbe Fichte's und Goethe's zu werden, hat niemand größer gesehen als Caroline Schlegel, die erst seine Freundin, dann seine Frau wurde und in dem thatenvollsten und geistig fruchtbarsten Jahrzehnt seines Lebens in Wahrheit seine Muse gewesen ist. — Der Zeitpunkt, in welchem Schelling sein Lehramt in Jena antrat, ist durch große Dinge bezeichnet; das geistige Leben Deutschlands, in Weimar und Jena am mächtigsten concentrirt, war in der vollsten Entfaltung, das politische Dasein (nach dem Frieden von Campo Formio) schon in der Auflösung begriffen; die classische Poesie war auf ihrer Höhe, die romantische begann; die Goethe'sche Dichtung stand bei dem wiederaufgelebten und durch den Prolog zur divina commedia erhobenen Faust, die Schiller'sche beim Wallenstein. Buonaparte hatte mit dem italienischen Feldzuge seinen ersten gewaltigen Siegeslauf vollendet und den Krieg, der England treffen sollte, nach Aegypten getragen. Während der jena'schen Jahre begründet Schelling sein System. Es schreitet mit den Vorlesungen vorwärts und entwickelt sich durch dieselben. Die Aufgaben, die sich aus seinem Ideengange ergeben, sucht er auf dem Katheder zu lösen und gestaltet was er mündlich lehrt zum Buch. — Was Schelling wirklich in seiner Gewalt hatte, das vermochte er aus dem Tiefsten herauszugestalten und mit einer bewunderungswürdigen Klarheit bis zu künstlerischer Vollkommenheit darzustellen. In solchen Werken bleibt er als Denker und Schriftsteller ein Meister von dauernder Geltung. Daß er darstellen mußte, was er mit allem Genie unmöglich in seiner vollen Gewalt haben konnte, daß er es m u ß t e unter dem Antriebe des Zeitalters, das mit der gespanntesten Erwartung auf ihn sah, unter den täglich erneuten Forderungen des Katheders, unter der Macht einer großen und unvermeidlichen Aufgabe, die er ergriffen hatte, die ihn mit Zuversicht erfüllte: darin erkenne ich ebenso viel Tragisches, als ich Schicksal darin finde. Kant wurde bei der Spätreife seines Werkes bange um dessen Vollendung; Schelling mochte bei der Frühreife des seinigen zuletzt ähnliche Empfindungen haben, nicht weil ihm die Jahre, sondern weil dem Werke selbst die innere Kraft der Ausreifung fehlte. Die Kühnheit der Jugend und das feurige Selbstvertrauen ließen nach, und mir scheint, daß ein Widerwille gegen alles Veröffentlichen und Druckenlassen, ein Mißtrauen gegen das eigene gedruckte Wort mit unter den verborgenen Beweggründen war, die ihn noch im jugendlichen Mannesalter literarisch stumm machten.

Aus der **„Vorrede zur ersten Auflage der philosophischen Schriften“** (1795).

So könnten z. B. Leser jener Art bemerken, daß in der vorliegenden Schrift von Spinoza sehr häufig nicht „wie von einem todten Hunde“ (um Lessings Ausdruck zu gebrauchen) geredet werde, und dann, — die Logik solcher Leute ist ja bekannt —

den schnellen Schluß machen, der Verfasser suche die längst widerlegten Spinozistischen Irrthümer aufs neue geltend zu machen. Für solche Leser (wenn man anders diesen Ausdruck hier gebrauchen darf) bemerke ich einerseits, daß diese Schrift gerade dazu bestimmt sei, das nicht schon längst widerlegte Spinozistische System in seinem Fundament aufzuheben, oder vielmehr durch seine eignen Principien zu stürzen, andererseits aber, daß mir das Spinozistische System mit allen seinen Irrthümern doch durch seine kühne Consequenz unendlich achtungswürdiger sei, als die beliebten Koalitionssysteme unserer gebildeten Welt, die aus den Lappen aller möglichen Systeme zusammengeflickt, der Tod aller wahren Philosophie werden. Zugleich räume ich solchen Lesern recht gerne ein, daß diejenigen Systeme, die nur immer zwischen Himmel und Erde schweben und nicht muthig genug sind auf den letzten Punkt alles Wissens hinzudringen, vor den gefährlichsten Irrthümern weit sicherer sind, als das System des großen Denkers, dessen Spekulation den freiesten Flug nimmt, alles aufs Spiel setzt und entweder die ganze Wahrheit in ihrer ganzen Größe oder gar keine Wahrheit will: dagegen bitte ich sie hier wiederum zu bedenken, daß, wer nicht kühn genug ist die Wahrheit bis auf ihre ganze Größe zu verfolgen, zwar den Saum ihres Kleides hie und da berühren, sie selbst aber niemals erringen kann, und daß die gerechtere Nachwelt den Mann, der, das Privilegium tolerirbarer Irrthümer verachtend, der Wahrheit frei entgegenzugehen den Muth hatte, weit über die Furchtsamen hinaufsetzen wird, die, um nicht auf Klippen und Sandbänke zu stoßen, lieber ewig vor Anker lägen. —

Nur in dieser Hinsicht allein, und nur in Bezug auf gewisse Leser, sei es mir erlaubt, in Anschauung der Principien, die der folgenden Abhandlung zu Grunde liegen, zu bemerken, daß eine Philosophie, die auf das Wesen des Menschen selbst gegründet ist, nicht auf todte Formeln, als ebenso viele Gefängnisse des menschlichen Geistes, oder nur auf ein philosophisches Kunststück gehen könne, das die vorhandenen Begriffe nur wieder auf höhere zurückführt, und das lebendige Werk des menschlichen Geistes in todte Vermögen begräbt; daß sie vielmehr, wenn ich es mit einem Ausdrucke Jacobi's sagen soll, darauf geht Dasein zu enthüllen und und zu offenbaren, daß also ihr Wesen Geist, nicht Formel und Buchstabe, ihr höchster Gegenstand aber nicht das durch Begriffe vermittelte, mühsam in Begriffe zusammengefaßte, sondern das unmittelbare nur sich selbst gegenwärtige im Menschen sein müsse: daß ferner ihre Absicht nicht bloß auf eine Reform der Wissenschaft, sondern auf gänzliche Umkehrung der Principien d. h. auf eine Revolution derselben gehe, die man als die zweite mögliche im Gebiete der Philosophie betrachten kann. —

Es ist ein kühnes Wagstück der Vernunft die Menschheit frei zu lassen und den Schrecken der objektiven Welt zu entziehen; aber das Wagstück kann nicht fehlschlagen, weil der Mensch in dem Maaße größer wird, als er sich selbst und seine Kraft kennen lernt. Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, er wird bald auch lernen zu sein, was er soll: gebt ihm theoretische Achtung für sich selbst, die praktische wird bald nachfolgen. —

Dahin soll ja der Mensch kommen, daß Einheit des Wollens und des Handelns ihm so natürlich wird, als der Mechanismus seines Körpers und die Einheit seines Bewußtseins.

Aus den **„Philosophischen Briefen über Dogmatismus und Kriticismus“** (1795).

Vielleicht erinnern Sie sich unsrer Frage: warum Spinoza seine Philosophie in einem System der E t h i k vorgetragen habe? Umsonst hat er es gewiß nicht gethan. Von ihm kann man eigentlich sagen: „er lebt in seinem System.“ Aber gewiß dacht' er sich auch mehr darunter, als nur ein theoretisches Luftgebäude, in dem ein Geist

wie der seinige wohl schwerlich die Ruhe und den „Himmel im Verstande“ gefunden hätte, in dem er so sichtbar lebte und webte. —

Ich glaube daher auch erklären zu können, warum einem Geiste, der sich selbst frei gemacht hat, und der seine Philosophie nur sich selbst verdankt, nichts unerträglicher sein muß, als der Despotism enger Köpfe, die kein andres System neben dem ihrigen dulden können. Nichts empört den philosophischen Kopf mehr, als wenn er hört, daß von nun an alle Philosophie in den Fesseln eines einzelnen Systems gefangen liegen soll. Nie hatte er sich selbst größer gefühlt, als da er eine Unendlichkeit des Wissens vor sich erblickte. Die ganze Erhabenheit seiner Wissenschaft bestand eben darin, daß sie nie vollendet sein würde. In dem Augenblicke, da er selbst sein System vollendet zu haben glaubte, würde er sich selbst unerträglich werden. Er hörte in dem Augenblicke auf Schöpfer zu sein und sänke zum Instrumente seines Geschöpfs herab. —

Philosophie soll nicht ein Kunststück sein, das nur den Witz seines Urhebers bewundern läßt. Sie soll den Gang des menschlichen Geists selbst, nicht nur den Gang eines Individuums darstellen. —

Uns allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser Innerstes, von allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen, und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben. Diese Anschauung zuerst überzeugt uns, daß irgend etwas im eigentlichen Sinne ist, während alles übrige nur erscheint, worauf wir jenes Wort übertragen. —

Aus den „**Ideen zu einer Philosophie der Natur**“ (1797).

Motto: Feindschaft sei zwischen Euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe!
Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.
(Xenien: „Naturforscher und Transscendental-Philosophen.“)

Was für die theoretische Philosophie die Physik ist, ist für die praktische die Geschichte, und so entwickeln sich aus diesen beiden Haupttheilen der Philosophie die beiden Hauptzweige unseres empirischen Wissens. Mit einer Bearbeitung der Philosophie der Natur und der Philosophie des Menschen hoffe ich daher die gesammte angewandte Philosophie zu umfassen. Durch jene soll die Naturlehre, durch diese die Geschichte eine wissenschaftliche Grundlage erhalten.

—

Philosophie ist nicht etwas, was unsrem Geiste ohne sein Zuthun, ursprünglich und von Natur beiwohnt. Sie ist durchaus ein Werk der Freiheit. Sie ist jedem nur das, wozu er sie selbst gemacht hat; und darum ist auch die Idee von Philosophie nur das Resultat der Philosophie selbst, welche als eine unendliche Wissenschaft zugleich die Wissenschaft von sich selbst ist.

— —

Sobald der Mensch sich selbst mit der äußern Welt in Widerspruch setzt, ist der erste Schritt zur Philosophie geschehen. Mit jener Trennung zuerst beginnt Speculation; von nun an trennt er, was die Natur auf immer vereinigt hatte, trennt den Gegenstand von der Anschauung, den Begriff vom Bilde, endlich (indem er sein eigenes Objekt wird) sich selbst von sich selbst.

— — —

Aber diese Trennung ist nur Mittel, nicht Zweck. Denn das Wesen des Menschen ist Handeln.

— — —

Der Mensch ist nicht geboren, um im Kampf gegen das Hirngespinst einer eingebildeten Welt seine Geisteskraft zu verschwenden, sondern einer Welt gegenüber, die auf ihn Einfluß hat, ihre Macht ihn empfinden läßt, und auf die er zurückwirken kann, alle seine Kräfte zu üben; zwischen ihm und der Welt also muß keine Kluft befestigt, zwischen beiden muß Berührung und Wechselwirkung möglich sein, denn so nur wird der Mensch zum Menschen.

Wer für sich selbst nichts ist als das, was Dinge und Umstände aus ihm gemacht haben; wer ohne Gewalt über seine eignen Vorstellungen vom Strom der Ursachen und Wirkungen ergriffen mit fortgerissen wird, wie will doch der wissen, woher er kommt, wohin er geht und wie er das geworden ist, was er ist? Weiß er denn die Woge, die im Strome daher treibt? Er hat nicht einmal das Recht zu sagen, er sei ein Resultat der Zusammenwirkung äußerer Dinge; denn um dieß sagen zu können, muß er voraussetzen, daß er sich selbst kenne, daß er also auch etwas für sich selbst sei.

Viele sind überzeugt, daß Plato, wenn er nur Locke lesen könnte, beschämt von dannen ginge; mancher glaubt, daß selbst Leibniz, wenn er von den Todten auferstünde, um eine Stunde lang bei ihm in die Schule zu gehen, bekehrt würde und wie viele Unwürdige haben nicht über Spinozas Grabhügel Triumphlieder angestimmt? Was war es doch, fragt ihr, was alle diese Männer antrieb, die gemeinen Vorstellungsarten ihres Zeitalters zu verlassen und Systeme zu erfinden, die allem entgegen sind, was die große Menge von jeher geglaubt und sich eingebildet hat? Es war ein freier Schwung, den sie sich selbst gaben, und der sie dahin erhob, wohin die bleiernen Flügel eurer Einbildungskraft euch nicht zu tragen vermögen. Nachdem sie so sich selbst über den Naturlauf erhoben hatten, wurde ihnen manches unbegreiflich, was euch so begreiflich ist.

Der erste, der Geist und Materie mit vollem Bewußtsein als Eines, Gedanke und Ausdehnung nur als Modificationen desselben Prinzips ansah, war Spinoza. Sein System war der erste kühne Entwurf einer schöpferischen Einbildungskraft, die vom Unendlichen in der Idee zum Endlichen in der Anschauung überging. Leibniz kam und ging den entgegengesetzten Weg. Die Zeit ist gekommen, da man seine Philosophie wiederherstellen kann.

Wenn wir einmal Materie und mit ihr Kräfte der Anziehung und Zurückstoßung, ferner eine unendliche Mannigfaltigkeit von Materien, die sich alle durch Qualitäten von einander unterscheiden, voraussetzen dürfen, so haben wir, nach Anleitung der Kategorientafel,

1. quantitative Bewegung, die einzig der Quantität der Materie proportional ist: Schwere;
2. qualitative Bewegung, die den innern Beschaffenheiten der Materie gemäß ist — chemische Bewegung;
3. relative Bewegung, die den Körpern durch Einwirkung von außen (durch Stoß) mitgetheilt wird — mechanische Bewegung.

Diese drei möglichen Bewegungen sind es, aus welchen die Naturlehre ihr ganzes System entstehen und werden läßt.

Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, muß sich das Problem, wie eine Natur außer uns möglich sei, auflösen.

Betrachtet man die Naturphilosophie, von der das vorliegende Werk in seiner ersten Gestalt nur noch die entfernten und durch die untergeordneten Begriffe des blos relativen Idealismus verworrenen Ahndungen enthielt, von ihrer philosophischen Seite, so ist sie bis auf diese Zeit der durchgeführteste Versuch von Darstellung der Lehre von den Ideen und der Identität der Natur mit der Ideenwelt.

Spinoza hat unerkannt gelegen über hundert Jahre. Das Auffassen seiner Philosophie als einer bloßen Objektivitätslehre ließ das wahre Absolute in ihr nicht erkennen. Die Bestimmtheit, mit welcher er die Subjekt-Objektivität als den nothwendigen und ewigen Charakter der Absolutheit erkannt hat, zeigt die hohe Bestimmung, die in seiner Philosophie lag und deren vollständige Entwicklung einer späteren Zeit aufbehalten war.

Die wissenschaftliche Erkenntniß dieser Identität, deren Mangel in Spinoza seine Lehre den Mißverständnissen der bisherigen Zeit unterwarf, mußte auch der Anfang der Wiedererweckung der Philosophie selbst sein.

Aus den **„Vorlesungen über die Methode des academischen Studium"** (1803).

Alles Wissen ist ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen, eine Theilnahme an demjenigen Urwissen, dessen Bild das sichtbare Universum und dessen Geburtsstätte das Haupt der ewigen Macht ist. —

Wie die wahre Handlung diejenige ist, die gleichsam im Namen der ganzen Gattung geschehen könnte, so das wahre Wissen dasjenige, worin nicht das Individuum, sondern die Vernunft weiß. —

Es ist also nothwendig, daß wie das Leben und Dasein, so die Wissenschaft sich von Individuum an Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht mittheile. Ueberlieferung ist der Ausdruck ihres ewigen Lebens. —

Das Studium der Wissenschaften wie der Künste in ihrer historischen Entwicklung ist zu einer Art der Religion geworden: in ihrer Geschichte erkennt der Philosoph noch unenthüllter gleichsam die Absichten des Weltgeistes, die tiefste Wissenschaft, das gründlichste Genie hat sich in diese Kenntniß ergossen. —

Nur das schlechthin Allgemeine ist die Quelle der Ideen, und Ideen sind das Lebendige der Wissenschaft. Wer sein besonderes Lehrfach nur als besonderes kennt, und nicht fähig ist, weder das Allgemeine in ihm zu erkennen, noch den Ausdruck einer universell-wissenschaftlichen Bildung in ihm niederzulegen, ist unwürdig, Lehrer und Bewahrer der Wissenschaften zu sein. —

Aber überhaupt, wer in seiner Wissenschaft nur wie in einem fremden Eigenthume lebt, wer sie nicht persönlich besitzt, sich ein sicheres und lebendiges Organ für sie erworben hat, sie nicht in jedem Augenblick neu aus sich zu erzeugen anfangen könnte, ist ein Unwürdiger, der schon in dem Versuch, die Gedanken der Vorwelt oder Gegenwart bloß historisch zu überliefern, über seine Grenze geht und etwas übernimmt, das er nicht leisten kann. —

Dies ist der wahre Vorzug der lebendigen Lehrart, daß der Lehrer nicht Resultate hinstellt, wie es der Schriftsteller pflegt, sondern daß er, in allen höheren Scienzen wenigstens, die Art zu ihnen zu gelangen selbst darstellt, und in jedem Fall das Ganze der Wissenschaft gleichsam erst vor den Augen des Lehrlings entstehen läßt. —

Das Gefährlichste für den Menschen ist die Herrschaft dunkler Begriffe, es ist für ihn schon vieles gewonnen, wenn diese nur überhaupt beschränkt ist, es ist alles gewonnen, wenn er zum absoluten Bewußtsein durchgedrungen ist, wenn er ganz im Licht wandelt. —

Die Form wird nur durch Uebung vollständig erlangt und aller wahre Unterricht soll seiner Bestimmung nach mehr auf diese als auf den Stoff gehen. —

Alle Regeln, die man dem Studieren vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: Lerne nur, um selbst zu schaffen. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Production ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine. —

Ich kenne keine Beschäftigungsart, welche mehr geeignet wäre, im früheren Alter dem erwachenden Witz, Scharfsinn, Erfindungskraft die erste Uebung zu geben, als die vornehmlich mit den alten Sprachen. —

Der bloße Sprachgelehrte heißt nur durch Mißbrauch Philolog — dieser steht mit dem Künstler und Philosophen auf den höchsten Stufen, oder vielmehr durchdringen sich beide in ihm. Seine Sache ist die historische Construction der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen hat. —

Die Natur ist für uns ein uralter Autor, der in Hieroglyphen geschrieben hat, dessen Blätter kolossal sind, wie der Künstler bei Goethe sagt. —

Die Erde ist ein Buch, das aus Bruchstücken und Rhapsodien sehr verschiedener Zeiten zusammengesetzt ist. Jedes Mineral ist ein wahres philologisches Problem. In der Geologie wird der Wolf noch erwartet, der die Erde ebenso wie den Homer zerlegt und ihre Zusammensetzung zeigt. —

Die Philosophie ist die Wissenschaft der Ideen oder der ewigen Urbilder der Dinge. —

Ohne intellectuelle Anschauung keine Philosophie! —

In dem Philosophen muß sie [die Philosophie] gleichsam zum Karakter werden, zum unwandelbaren Organ, zur Fertigkeit alles nur zu sehen, wie es in der Idee sich darstellt. —

Fade oder heuchlerische Schwätzer, die da meinen, ein gewisses süßlichtes Gemenge sogenannter sittlicher Grundsätze an die Stelle der Ideenherrschaft zu setzen, verrathen nur, wie wenig sie selbst von Sittlichkeit wissen. Es gibt keine [Sittlichkeit] ohne Ideen, und alles sittliche Handeln ist es nur als Ausdruck von Ideen. —

Wenn Philosophie eine Nation großmachen könnte, so wäre es eine solche, die ganz in Ideen ist, die nicht über den Genuß grübelte oder die Liebe zum Leben als erste Triebfeder obenansetzte, sondern die Verachtung des Todes lehrte und nicht die Tugenden großer Karaktere psychologisch zergliederte. In Deutschland könnte, da kein äußeres Band es vermag, nur ein inneres, eine herrschende Religion oder Philosophie, den alten Nationalkarakter hervorrufen, der in der Einzelheit zerfallen ist und immer mehr zerfällt. —

Jede sogenannte neue Philosophie muß aber einen neuen Schritt in der Form gethan haben. Daß die Erscheinungen sich drängen, ist begreiflich, weil die vorhergehende unmittelbarer den Sinn schärft, den Trieb entzündet. —

Ohne dialektische Kunst ist keine wissenschaftliche Philosophie! —

Das productive Vermögen läßt sich, wo es ist, bilden, erhöhen und in's Unendliche

durch sich selbst potenzieren: es läßt sich im Gegentheil auch im Keim ersticken oder wenigstens in der Entwickelung hemmen. —

Die großen Thaten der vergangenen Zeit erscheinen, unter das psychologische Messer genommen, als das natürliche Resultat einiger ganz begreiflichen Motive. Die Ideen der Philosophie erklären sich aus mehreren sehr groben psychologischen Täuschungen. Die Werke der alten großen Meister der Kunst erscheinen als das natürliche Spiel einiger besondern Gemüthskräfte, und wenn z. B. Shakespeare ein großer Dichter ist, so ist [er] es wegen seiner vortrefflichen Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner äußerst feinen Psychologie. —

Sittlichkeit ist Gott ähnliche Gesinnung, Erhebung über die Bestimmung durch das Concrete in's Reich des schlechthin Allgemeinen. Philosophie ist gleiche Erhebung und darum mit der Sittlichkeit innig Eins, nicht durch Unterordnung, sondern durch wesentliche und innere Gleichheit. —

Auch Poesie also und Philosophie, welche eine andere Art des Dilettantismus entgegensetzt, sind sich darin gleich, daß zu beiden ein aus sich selbst erzeugtes, ursprünglich ausgeborenes Bild der Welt erfordert wird. —

Geschichte ist weder das rein Verstandes-Gesetzmäßige, dem Begriff Unterworfene, noch das rein Gesetzlose, sondern was, mit dem Schein der Freiheit im Einzelnen, Nothwendigkeit im Ganzen verbindet. —

Jeder besondere Moment der Zeit ist Offenbarung einer besondern Seite Gottes, in deren jeder er absolut ist; was die griechische Religion als ein Zumal hatte, hat das Christenthum als ein Nacheinander, wenn gleich die Zeit der Sonderung der Erscheinungen und mit ihr der Gestaltung noch nicht gekommen ist. —

In der idealen Welt, also vornehmlich der Geschichte, legt das Göttliche die Hülle ab, sie ist das laut gewordene Mysterium des göttlichen Reiches. —

Die höchste Religiosität, die sich in dem christlichen Mysticismus ausdrückte, hielt das Geheimniß der Natur und das der Menschwerdung Gottes für Eins und Dasselbe. —

Der Gegensatz, der insgemein zwischen Historie und Philosophie gemacht wird, besteht nur, so lange die Geschichte als eine Reihe zufälliger Begebenheiten oder als bloß empirischer Nothwendigkeit begriffen wird. —

In Griechenland ergriffen die erhabensten, gereiftesten, erfahrungsreichsten Geister den Griffel der Geschichte, um sie wie mit ewigen Charakteren zu schreiben. Herodotus ist ein wahrhaft Homerischer Kopf, im Thucydides concentrirt sich die ganze Bildung des Perikleischen Zeitalters zu einer göttlichen Anschauung. —

Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge. —

Wer sich zum historischen Künstler bilden will, halte sich einzig an die großen Muster der Alten, welche, nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens, nie wieder erreicht werden konnten. —

Die ersten Urbilder des historischen Styls sind das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt und die Tragödie. —

Für den Historiker [ist] die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart, zu welcher er gebildet sein muß. —

(Ueber Goethe's Faust): An jenen Widerstreit, der aus unbefriedigter Begier nach Erkenntniß der Dinge entspringt, hat der Dichter seine Erfindungen in dem eigenthümlichen Gedicht der Deutschen geknüpft und einen ewig frischen Quell der Begeisterung geöffnet, der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das Heiligthum der

Natur eindringen will, nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt. —

Ich rede von einer heiligeren Kunst, derjenigen, welche, nach den Ausdrücken der Alten, ein Werkzeug der Götter, eine Verkündigerin göttlicher Geheimnisse, die Enthüllerin der Ideen ist, von der neugebornen Schönheit, deren unentweihter Strahl nur reine Seelen inwohnend erleuchtet und deren Gestalt dem sinnlichen Auge eben so verborgen und unzugänglich ist, als die der gleichen Wahrheit. —

Das Genie ist autonomisch, nur der fremden Gesetzgebung entzieht es sich, nicht der eigenen, denn es ist nur Genie, sofern es die höchste Gesetzmäßigkeit ist. —

Aus: „Philosophie und Religion" (1804).

Motto: Wie ein Werk bildender Kunst, auch in die Tiefe des Meers versenkt, und von keinem Auge gesehen, nicht aufhört Kunstwerk zu sein: so allerdings auch jedes Werk philosophischer Kunst, auch unbegriffen von der Zeit.

Die letzten Anklänge alter, ächter Philosophie wurden durch Spinoza vernommen: ich meine, daß er die Philosophie zu ihren einzigen Gegenständen zurückgeführt, obgleich er, einem herrschenden System gegenüber nicht vermied, den Schein und die grellere Farbe eines, nur andern, Dogmatismus anzunehmen. —

Die große Absicht des Universum und seiner Geschichte ist keine andere als die vollendete Versöhnung und Wiederauflösung in die Absolutheit. —

Wer das gute Princip ohne das böse zu erkennen meint, befindet sich in dem größten aller Irrthümer: denn, wie in dem Gedicht des Dante, geht auch in der Philosophie nur durch den Abgrund der Weg zum Himmel. —

Die Lehre von dem Ursprung der Materie gehört mit zu den höchsten Geheimnissen der Philosophie. Noch hat keine dogmatische Philosophie die Alternative überwunden, sie entweder unabhängig von Gott, als ein anderes ihm entgegengesetztes Grundwesen, oder als die Wirkung eines solchen oder abhängig von Gott und dadurch Gott selbst zum Urheber der Privation, der Beschränkungen und des daraus resultirenden Uebels zu machen. —

Wie es ein und derselbe Geist ist, der die Wissenschaft und das Leben unterrichtet die endliche Freiheit zu opfern, um die unendliche zu erlangen und der Sinnenwelt zu sterben, um in der geistigen einheimisch zu sein: wie also weder Sittenlehre noch Sittlichkeit ist ohne Anschauung der Ideen, so ist wiederum eine Philosophie, die das Wesen der Sittlichkeit ausschließt, nicht minder ein Unding. —

Wie unglücklich zu sein oder sich zu fühlen die wahre Unsittlichkeit selbst ist, so ist Seligkeit nicht ein Accidens der Tugend, sondern sie selbst. Nicht ein abhängiges, sondern ein in der Gesetzmäßigkeit zugleich freies Leben zu leben ist absolute Sittlichkeit. Wie die Idee und wie ihr Abbild, der Weltkörper, nur dadurch, daß er das Centrum, die Identität, in sich selbst aufnimmt, zugleich in ihr ist und umgekehrt: so auch die Seele: ihre Tendenz mit dem Centro, mit Gott Eins zu sein ist Sittlichkeit, aber die Differenz würde als bloße Negation bestehen, wäre nicht diese Wiederaufnahme der Endlichkeit in die Unendlichkeit zugleich ein Uebergang des Unendlichen in das Endliche, d. h. ein vollkommenes In-sich-selbst-sein des letzteren: Sittlichkeit und Seligkeit erhalten sich demnach nur als die zwei verschiedenen Ansichten einer und derselben Einheit: keiner Ergänzung durch die andere bedürftig, ist jede für sich absolut und begreift die andere, und das Urbild dieses Eins-seins, welches zugleich das der Wahrheit und der Schönheit ist, ist in Gott. —

Die Geschichte ist ein Epos, im Geiste Gottes gedichtet; seine zwei Hauptpartien sind: die, welche den Ausgang der Menschheit von ihrem Centro bis zur höchsten Entfernung von ihm darstellt, die andre, welche die Rückkehr. Jene Seite ist gleichsam die Ilias, diese die Odyssee der Geschichte. In jener war die Richtung centrifugal, in dieser wird sie centripetal. Die große Absicht der gesammten Welterscheinung drückt sich auf diese Art in der Geschichte aus. Die Ideen, die Geister, mußten von ihrem Centro abfallen, sich in der Natur, der allgemeinen Sphäre des Abfalls, in die Besonderheit einführen, damit sie nachher, als besondere, in die Indifferenz zurückkehren und, ihr versöhnt, in ihr sein könnten, ohne sie zu stören. —

Aus der Rede: **„Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur“** (1807).

Motto: Die Anregung, die Schelling selbst durch Schiller und Goethe empfing, würde sich in einzelnen Spuren noch in seinen spätesten Schriften verfolgen lassen. Nirgends aber tritt sie bedeutsamer hervor als in jener berühmt gewordenen Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur.“ (Tomaschek.)

Diese Einheit nun des Allgemeinen und Besonderen, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Geistigkeit und des Natürlichen, welche Schiller als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßte, und durch Kunst und ästhetische Bildung ins wirkliche Leben zu rufen unablässig bemüht war, ist sodann als Idee selbst zum Princip der Erkenntniß und des Daseins gemacht und die Idee als das allein Wahrhafte und Wirkliche erkannt worden. Dadurch erstieg mit Schelling die Wissenschaft ihren absoluten Standpunct, und wenn die Kunst bereits ihre eigenthümliche Natur und Würde in Beziehung auf die höchsten Interessen des Menschen zu behaupten angefangen hatte, so ward jetzt nun auch der Begriff und die wissenschaftliche Stelle der Kunst gefunden und sie, wenn auch nach einer Seite hin noch in schiefer Weise (was hier zu erörtern nicht der Ort ist), dennoch in ihrer hohen und wahrhaften Bestimmung aufgenommen. (Hegel.)

[Die hohen Werke des Alterthums sind] eben so unnahbar, ja sie sind unnahbarer als die Werke der Natur, sie lassen dich kälter noch als jene, wenn du nicht das geistige Auge hinzubringst, die Hülle zu durchdringen und die wirkende Kraft in ihnen zu empfinden. —

[Winckelmann] gab durch seine Lehre die erste Grundlage jenem allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissenschaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. —

Betrachtet die schönsten Formen, was bleibt übrig, wenn ihr das wirkende Princip aus ihnen hinweggedacht habt? Nichts als lauter unwesentliche Eigenschaften, dergleichen Ausdehnung und räumliches Verhältniß sind. —

Aber nicht bloß als thätiges Princip überhaupt, als Geist und werkthätige Wissenschaft muß uns das Wesen in der Form erscheinen, damit wir es lebendig fassen. Kann doch alle Einheit nur geistiger Art und Abkunft sein, und wohin trachtet alle Erforschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? —

Jedem Ding stehet ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist; aber wodurch gehet dieser Begriff in die Wirklichkeit und die Verkörperung über? Allein durch die schaffende Wissenschaft, welche mit dem unendlichen Verstande ebenso nothwendig verbunden ist, wie in dem Künstler das Wesen, welches die Idee unsinnlicher Schönheit faßt, mit dem, welches sie versinnlicht darstellt —

[Der Künstler] muß sich also vom Product oder vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben, und diese geistig zu ergreifen. Hierdurch schwingt er sich in das Reich reiner Begriffe; er verläßt das Geschöpf, um es mit tausendfältigem Wucher wieder zu gewinnen und in diesem Sinn allerdings zur Natur zurückzukehren. Jenem im Innern der Dinge wirksamen durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. —

Was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle mangellose Sein ist? —

Welche höhere Absicht könnte die Kunst haben als das in der Natur in der That Seiende darzustellen? —

Der Begriff [ist] das allein Lebendige in den Dingen, alles andere aber wesenlos und eitler Schatten. —

Hat nach der Bemerkung des trefflichen Kenners ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit: so dürfen wir sagen, daß es auch nur Einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem es das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen. —

Gemeinhin denkest du freilich die Gestalt eines Körpers als eine Einschränkung, welche er leidet; sähest du aber die schaffende Kraft an, so würde sie dir einleuchten als ein Maß, das diese sich selbst auferlegt und in dem sie als eine wahrhaft sinnige Kraft erscheint. Denn überall wird das Vermögen eigener Maßgebung als eine Trefflichkeit, ja als eine der höchsten angesehen. —

Todt und von unerträglicher Härte wäre die Kunst, welche die leere Schaale oder Begränzung des Individuellen darstellen wollte. Wir verlangen allerdings nicht das Individuum, wir verlangen mehr zu sehen, den lebendigen Begriff desselben. Wenn aber der Künstler Blick und Wesen der in ihm schaffenden Idee erkannt und diese heraushebt, bildet er das Individuum zu einer Welt für sich, einer Gattung, einem ewigen Urbild; und wer das Wesen ergriffen, darf auch die Härte und Strenge nicht fürchten, denn sie ist die Bedingung des Lebens. —

Das Leben der Pflanze bestehet in stiller Empfänglichkeit, aber in welchen genauen und strengen Umriß ist dieß duldende Leben eingeschlossen? Im Thierreich scheint erst der Streit zwischen Leben und Form recht zu beginnen. —

[Die Kunst] greift am liebsten unmittelbar nach dem Höchsten und Entfaltetsten, der menschlichen Gestalt. Denn da ihr das unermeßliche Ganze zu umfassen nicht vergönnt ist und in allen anderen Geschöpfen nur einzelne Fulgurationen, im Menschen allein das ganze volle Sein ohne Abbruch erscheinet: so ist ihr nicht nur verstattet, sondern sie ist aufgefordert, die gesammte Natur nur im Menschen zu sehen. —

Die äußere Seite oder Basis aller Schönheit ist die Schönheit der Form. Da aber Form ohne Wesen nicht sein kann: so ist, wo nur immer Form ist, in sichtbarer oder immer empfindbarer Gegenwart auch Charakter. Charakteristische Schönheit ist daher die Schönheit in ihrer Wurzel. —

Was für sich nicht schön wäre, wird es durch die Harmonie des Ganzen. —

Wie die Tugend nicht in der Abwesenheit der Leidenschaften, sondern in der Gewalt des Geistes über sie besteht: so wird Schönheit nicht berührt durch Entfernung oder Verminderung derselben, sondern durch die Gewalt der Schönheit über sie. —

Wo in völlig ausgewirkter Form Anmuth erscheint, da ist das Werk von Seiten der Natur vollendet, es gebricht ihm nichts mehr, alle Forderungen sind befriedigt. Auch hier schon ist Seele und Leib in vollkommnem Einklang; Leib ist die Form, Anmuth ist die Seele, obgleich nicht Seele an sich, sondern die Seele der Form, oder die Naturseele. —

Die Schönheit der Seele an sich, mit sinnlicher Anmuth verschmolzen: diese ist die höchste Vergöttlichung der Natur. —

Im Menschen allein als im Mittelpunkt geht die Seele auf, ohne welche die Welt wie die Natur ohne die Sonne wäre. —

Wenn Anmuth außerdem, daß sie die Verklärung des Naturgeistes ist, auch noch das bindende Mittel von sittlicher Güte und sinnlicher Erscheinung wird: so leuchtet von selbst ein, wie die Kunst von allen Richtungen her gegen sie als ihren Mittelpunkt wirken müsse. Diese Schönheit, welche aus der vollkommnen Durchdringung sittlicher Güte mit sinnlicher Anmuth hervorgeht, ergreift und entzückt uns, wo wir sie finden, mit der Macht eines Wunders. —

Raphael nimmt Besitz vom heitern Olymp und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen. Die Blüte des gebildetsten Lebens, der Duft der Phantasie, sammt der Würze des Geistes hauchen vereint aus seinen Werken. Er ist nicht mehr Maler, er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich. Der Macht seines Geistes stehet die Weisheit zur Seite, und wie er die Dinge darstellt, so sind sie in der ewigen Nothwendigkeit geordnet. In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht, und weil das reine Gleichgewicht vor Göttlichem und Menschlichem fast nur in einem Punkte sein kann, so ist seinen Werken das Siegel der Einzigkeit aufgedrückt. —

Die Kunst entspringet nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. —

Kunst und Wissenschaft können beide sich nur um ihre eigene Axe bewegen; der Künstler wie jeder geistig Wirkende nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. —

Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder sein, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. —

Dieses Volk [das deutsche], von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst endigen.

Wer kann leugnen, daß in den letzten Zeiten sich wieder ein weit freierer und eigenthümlicherer Sinn in deutscher Kunst gezeigt hat, der, wenn alles zusammenstimmte, große Hoffnungen gewährte und vielleicht den Geist erwarten ließe, der in der Kunst denselben höhern und freiern Weg eröffnete, der in der Dichtkunst und den Wissenschaften betreten worden ist und auf dem allein eine Kunst werden konnte, die wir wahrhaft *unser* d. h. eine Kunst des Geistes und der Kräfte *unsres* Volkes und *unsres* Zeitalters nennen könnten.

Aus den „**Philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit**“ (1809).

Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein andres Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen alle Prädikate desselben. Grundlosigkeit, Ewigkeit und Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden. —

Der Gedanke, die Freiheit einmal zum Eins und Alles der Philosophie zu machen, hat den menschlichen Geist überhaupt, nicht bloß in Bezug auf sich selbst, in Freiheit gesetzt und der Wissenschaft in allen ihren Theilen einen kräftigern Umschwung gegeben als irgend eine frühere Revolution. —

Gott ist etwas Realeres, als eine bloß moralische Weltordnung, und hat ganz andre und lebendigere Bewegungskräfte in sich, als ihm die dürftige Subtilität abstrakter Idealisten zuschreibt. —

Idealismus ist Seele der Philosophie; Realismus ihr Leib; nur beide zusammen machen ein lebendiges Ganzes aus. —

Im Menschen ist die ganze Macht des finstern Prinzips und in ebendemselben zugleich die ganze Kraft des Lichts. In ihm ist der tiefste Abgrund und der höchste Himmel, oder beide Centra. Der Wille des Menschen ist der in der ewigen Sehnsucht verborgne Keim des nur noch im Grunde vorhandenen Gottes; der in der Tiefe verschlossene göttliche Lebensblick, den Gott ersah, als er den Willen zur Natur faßte. —

Schon ist vorauszusehen, daß auf dem Wege, wo jeder früher eine schöne Seele, als eine vernünftige, sein und lieber edel heißen, als gerecht sein will, die Sittenlehre noch auf den allgemeinen Begriff des Geschmacks zurückgeführt werden wird, wonach sodann das Laster nur noch in einem schlechten oder verdorbnen Geschmack bestehen würde. —

Die Natur ist das erste oder alte Testament, da die Dinge noch außer dem Centro und daher unter dem Gesetze sind. Der Mensch ist der Anfang des neuen Bundes, durch welchen als Mittler, da er selbst mit Gott verbunden wird, Gott (nach der letzten Scheidung) auch die Natur annimmt und zu sich macht. Der Mensch ist also der Erlöser der Natur, auf den alle Vorbilder derselben zielen. Das Wort, das im Menschen erfüllt wird, ist in der Natur als ein dunkles, prophetisches, (noch nicht völlig ausgesprochenes) Wort. —

Nur in der Persönlichkeit ist Leben, und alle Persönlichkeit ruht auf einem dunkeln Grunde, der also allerdings auch Grund der Erkenntniß sein muß. —

Das Band unserer Persönlichkeit ist der Geist, und wenn nur die werkthätige Verbindung beider Prinzipien schaffend und erzeugend werden kann, so ist Begeisterung im eigentlichen Sinn das wirksame Prinzip jeder erzeugenden und bildenden Kunst oder Wissenschaft. —

Wenn der Philosophie das dialektische Prinzip d. h. der sondernde, aber eben darum organisch ordnende und gestaltende Verstand, zugleich mit dem Urbild, nach dem er sich richtet, entzogen wird, so, daß sie in sich selbst weder Maß noch Regel mehr hat: so bleibt ihr allerdings nichts andres übrig, als daß sie sich historisch zu orientiren sucht und die Ueberlieferung, an welche bei einem gleichen Resultat schon früher verwiesen worden, zur Quelle und Richtschnur nimmt. Dann ist es Zeit, wie man die Poesie bei uns durch die Kenntniß der Dichtungen aller Nationen zu begründen meinte, auch für die Philosophie eine geschichtliche Norm und Grundlage zu suchen. —

Wir haben eine ältere Offenbarung als jede geschriebene, die Natur. Diese enthält Vorbilder, die noch kein Mensch gedeutet hat, während die der geschriebenen ihre Erfüllung und Auslegung längst erhalten haben. —

Ein System, das den heiligsten Gefühlen, das dem Gemüth und sittlichen Bewußtsein widerspricht, kann, in dieser Eigenschaft wenigstens, nie ein System der Vernunft, sondern nur der Unvernunft heißen. Dagegen würde ein System, worin die Vernunft sich selbst wirklich erkannte, alle Anforderungen des Geistes wie des Herzens, des sittlichsten Gefühls wie des strengsten Verstands vereinigen müssen.



8. Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart; gest. den 14. Nov. 1831 in Berlin.

Motto: Dein Bild, Geliebter, tritt vor mich
Und der entfloh'nen Tage Lust. Doch bald weicht sie
Des Wiedersehens süßern Hoffnungen.
Schon malt sich mir — der Gewißheit Wonne,
Des alten Bundes Treue fester, reifer noch zu finden,
Des Bundes, den kein Eid besiegelte:
Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!
(Hegel an Hölderlin im Gedicht „Eleusis" 1797.)

Die Idee ist die Wahrheit und alles Wahre ist Idee; das muß bewiesen werden und die Systematisirung der Idee zur Welt als nothwendige Enthüllung, Offenbarung muß gezeigt werden. — Das Denken, die begriffene Idee ist höher, als das Kunstwerk.
Die Philosophie ist die wahrhafte Theodicee.
Die Wissenschaft ist allein die Theodicee.
Die Geschichte der Philosophie ist das Innerste der Weltgeschichte.
Hier sehen wir Land; es ist kein Satz des Heraklit, den ich nicht in meine Logik aufgenommen. (In den „Vorlesungen über die Gesch. der Philos.")

Um über das Belehren, wie die Welt sein soll, ein Wort zu sagen, so kommt dazu ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und in sich fertig gemacht hat. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug. (In der Vorrede zur „Rechtsphilosophie".)

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
(Schiller.)

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.
(Goethe.)

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruh'n.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in Allen,
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.
(Derselbe.)

Urtheile über Hegel.

(Von Goethe, Schiller, Zelter, Heine, Ruge, Tomaschek, Lotze, Haym, K. Köstlin, Ed. v. Hartmann.)

Goethe (an Schiller den 27. Nov. 1803): Bei Hegeln ist mir der Gedanke gekommen: ob man ihm nicht durch das Technische der Redekunst einen großen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht der Klarheit seiner Aeußerungen gar zu viel entgegen.

Schiller (an Goethe d. 30. Nov. 1803): Ihr Brief zeigt, daß Sie heiter sind, und mit Vergnügen sehe ich, daß Sie mit Hegeln näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm wohl nun schwerlich gegeben werden können, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe ist im Ganzen der deutsche Nationalfehler und compensirt sich, wenigstens einem deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes. Suchen Sie doch Hegeln und Fernow einander näher zu bringen; ich denke, es müßte gehen, dem einen durch den andern zu helfen. Im Umgang mit Fernow muß Hegel auf eine Lehrmethode denken, um ihm seinen Idealismus zu verständigen, und Fernow muß aus seiner Flachheit herausgehen. Wenn Sie beide vier- oder fünfmal bei sich haben und in's Gespräch bringen, so finden sich gewiß Berührungspunkte zwischen beiden.

Goethe (an Schiller d. 2. Dec. 1803): Ihren Vorschlag, Fernow und Hegel zusammen zu bringen, habe ich in's Werk zu setzen schon angefangen.

Derselbe (in den Tag- und Jahresheften zum Oct. 1806): Indessen war ich in den Seitenflügel des Schlosses gezogen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen der, mit seiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegenzugehen gewünscht hätte. Dieser trüben Ansichten ungeachtet, ward nach alter akademischer Weise mit Hegel manches philosophische Kapitel durchgesprochen.

Derselbe (ebenda zum Jahre 1817, vgl. an Zelter N. 375): Ebenso erbaute mich Professor Hegels Zustimmung [zu den Untersuchungen über die Farben]. Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im Stillen entfernt und suchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deshalb für mich haben, zu sehen und zu bedenken, wie ein Philosoph von dem, was ich meinerseits nach meiner Weise vorgelegt, nach seiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt, das geheimnißvoll klare Licht als die höchste Energie ewig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Derselbe (den 14. Nov. 1827 bei Riemer II, S. 688): Hegels Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von großer Bedeutung und Erquickung. Die Unterhaltung mit dem Ersten mußte den Wunsch erregen, längere Zeit mit ihm zusammen zu bleiben. Denn was bei gedruckten Mittheilungen eines solchen Mannes uns unklar

und abstrus erscheint, weil wir solches nicht unmittelbar unserm Bedürfniß aneignen können, das wird in lebendigem Gespräch alsobald unser Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Gesinnungen mit ihm übereinstimmen, und man also in beiderseitigem Entwickeln und Aufschließen sich gar wohl annähern und vereinigen könne.

Zelter (an Goethe im März 1829): Nun haben wir auf vieles Begehren die Passionsmusik bei vollem Hause abermalen (d. 21. März) wiederholt. Die alten sind wieder und neue Hörer dazu gekommen. Die Urtheile sind billig verschieden, und von vielen soll nur einer genannt sein, der das Recht hat zu urtheilen wie jeder Andere und vor Andern. Philosophen, welche das Reale von dem Idealen trennen, und den Baum wegwerfen, um die Frucht zu erkennen, sind mit uns Musikern etwa so daran, wie wir mit ihrer Philosophie, von der wir nichts weiter verstehen, als daß wir ihnen den gefundnen Schatz vor die Thür bringen. So Hegel. Er hält eben mit seinem Collegium bei der Musik was ihm Felix [Mendelssohn-Bartholdy] recht gut nachschreibt und wie ein loser Vogel höchst naiv mit allen persönlichen Eigenheiten zu reproduciren versteht. Dieser Hegel nun sagt: das sei keine rechte Musik; man sei jetzt weiter gekommen, wie wohl noch lange nicht aufs Rechte. Das wissen wir nun so gut oder nicht wie Er, wenn er uns nur musikalisch erklären könnte, ob er schon auf dem Rechten sei.

Derselbe (an Goethe den 16. Nov. 1831): Eine junge Frau sagte vor nicht langer Zeit im Beisein anderer Frauen: sie habe noch nie ein recht bedeutendes Wort aus Hegels Munde gehört. Nach einer Pause antwortete ich: das wäre wohl möglich, denn es war sein Metier zu Männern zu reden.

Heine (in Deutschland I, 1834): Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildet, aus ihrer Synthese die ganze Welt der Erscheinungen erklärt, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, sie durch alle Disciplinen durchführt und also wissenschaftlich begründet. Er ist ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philosophie aller Macht seines Meisters sich bemeisterte, diesem herrschsüchtig über den Kopf wuchs und ihn endlich in die Dunkelheit verstieß. Es ist der große Hegel, der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibniz erzeugt hat. Es ist keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er ist scharf wie Jener und kräftig wie Dieser, und hat dabei auch einen konstituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in diesem mehr der revolutionäre Geist waltet. Diesen Mann mit Herrn Schelling zu vergleichen, ist gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Bestehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, so geschah dieses doch für einen Staat, der dem Princip des Fortschrittes wenigstens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forschung als ihr Lebenselement betrachtet.

Derselbe (in: „die romantische Schule“ 1833): Nichts ist lächerlicher als das reklamierte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich sehr viele Schelling'sche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen Etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm selber.

Derselbe (im „Schwabenspiegel“ 1838): Gehört Hegel dazu [zur Schwäbischen Schule], der Geistesweltumsegler, der unerschrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abstrakten Eis? . . . Den kennen wir gar nicht.

Ruge: Schelling hat immer ein System gesucht, gefunden hat er es nicht. Er fühlte wohl dunkel, daß die Zeit gekommen war, wo man die ganze bisherige Welt systematisiren und der Nachwelt sie als eine eingemachte Frucht überliefern müsse; aber sein Geist war nicht fähig, diese kolossale Arbeit durchzuführen. Er ist und bleibt Dilettant und Gast an fremden Tischen, Diener vergangener Götter. Er bringt es nicht über das Formationstalent hinaus, er versteht nicht einmal die Männer, deren Gedanken er als sein Eigenthum vorträgt, denn er verdirbt sie. Ganz anders Hegel. Dieser ist um so mehr, je weniger er scheinen will, während Schelling um so mehr scheinen will, je weniger er ist. Hegel hat wirklich die ganze bisherige Geisteswelt systematisirt, und sein System ist der Schluß des Protestantismus, in den das Christenthum ausläuft. Es ist noch Theologie und vom Leben losgelöste Theorie, zu gleicher Zeit aber die Theorie der bisherigen Welt und darum im Keime auch überall die Kritik derselben. Sein System hat drei Theile: Logik, Natur- und Geistesphilosophie. — — Ist nach Hegel die Logik die Welt im Gedanken, so ist ihm die Natur umgekehrt das außer sich gekommene Gedankensystem, der äußerlich gewordene Geist. — — Drittens die Einheit der Aeußerlichkeit und des Selbstbewußtseins, des logischen und natürlichen Wesens, ist bei Hegel der „Geist“, das Menschenleben, der Mensch. Hegel nimmt den Menschen im dritten Theil seines Systems, der Geistesphilosophie, zuerst als natürliches und spirituelles Subject, den „subjectiven Geist“ (den Einzelnen), sodann als die Menschenwelt, den „objectiven Geist“ in Gesellschaft, Staat und Geschichte; drittens als den sich selbst hervorbringenden, in sich selbst lebenden Geist — der seine Subjectivität selbst, sein Anschauen, Vorstellen und Denken, zur wahren Objectivität erhebt, d. h. zu seinem Gegenstande macht — den „absoluten Geist“, dessen Existenz Religion, Kunst und Wissenschaft ist. Die Religion ist die Imagination, die Kunst die Darstellung, die Wissenschaft die Erkenntniß des freien Wesens.

Tomaschek: Und in der That, gerade in der Zeit, in welcher sich bei Hegel die ersten bleibenden Grundanschauungen zu seinem Systeme bildeten, in der Periode seines Schweizer Aufenthaltes (1793—96) nimmt in seiner Lectüre neben Fichte Schiller vielleicht die einflußreichste Stelle ein. Es ist uns bekannt geworden, wie Hegel namentlich von den ästhetischen Briefen, zu denen er sogleich auch nach seiner Weise Bemerkungen niederschreibt, hingerissen war. Da mochte vor allem die Schilderung der Zerfahrenheit des modernen Zeitalters, dem Ideale hellenischen Lebens gegenüber, ein Gegensatz, den Hegel, insbesondere durch seinen Jugendgenossen Hölderlin angeregt, denkend erfaßt und mit tiefem Gemüthe aufgenommen hatte, energisch in seine Anschauungen eingreifen. Alle die verschiedenen harmonischen Verhältnisse des hellenischen Lebens führt Schiller hier, wie wir sahen, auf das eine harmonische Verhältniß von Sinnlichkeit und Vernunft und alle Gegensätze des modernen Lebens auf den Verlust jener Harmonie zurück, der durch die fortschreitende Verstandscultur herbeigeführt sei. Zugleich wird jene Harmonie in der höchsten Idee der Menschheit als eine Einheit realer und idealer Momente, der Sinnlichkeit und Vernunft im weitesten Sinne, zu entwickeln versucht. Stellen wir uns mit diesen Gedanken, um so zu sagen, in die Strömung der speculativen Entwickelung, in welche Hegel durch Fichte geführt war,

und denken wir uns die Einwirkung der ersten Schelling'schen Arbeiten hinzu, so werden wir zur Annahme berechtigt, daß Hegel gleich ursprünglich aus Schiller sich herauslas, was wir ihn in dem Angeführten als das Wesentliche der Schiller'schen Intentionen bezeichnen sahen. Und diese Auffassung mußte bedeutsam auf seine Gedankenentwickelung einwirken, hatte er doch, wie es scheint, schon vorher sich die Aufgabe gestellt, alle die Widersprüche und Gegensätze der modernen Bildung in einem philosophischen Lehrgebäude denkend zur Versöhnung bringen zu wollen.

Lotze: Ihre letzte Entwicklung erreichte die idealische Denkweise in Hegel. Der Schönheit und der Kunst hat er selbst nur in Vorlesungen, welche die Sammlung seiner Werke veröffentlicht, den Scharfsinn seines mächtigen Geistes zugewandt und dem Ganzen seiner längst feststehenden Weltansicht auch dieses Gebiet in großen und sichern Zügen eingereiht, entschieden aber hat seine Schule in dem letzten Vierteljahrhundert die deutsche Aesthetik beherrscht. —

So gering nun auch die Ausbeute ist, welche die veröffentlichten Vorlesungen Hegels gerade über die allgemeinsten Fragen gewähren, mit denen wir uns hier noch allein zu beschäftigen vorgenommen haben, so unerschöpflich ist der Gehalt anregender und feinsinniger Gedanken, welche sie in Bezug auf Künste und Kunstwerke darbieten.

Haym: Den Nachweis, den Schiller geführt, daß der innere Widerstreit des menschlichen Wesens im Schönen seine Lösung finde, überschreitet [Hölderlin] durch den Gedanken, daß folglich diese Lösung dem ganzen Reflexionsverfahren der Philosophie sich begründend und zielzeigend unterbreiten müsse. Was ihm abgeht, ist nur die methodische Kraft und Klarheit der Reflexion, um die angedeuteten Theilungen und Wiedervereinigungen aus dem höchsten, sich selbst unterscheidenden Einen abzuleiten und sie durch die ganze Welt des Seienden durchzuführen. Eben hier ist es, wo dann zwei seiner Landsleute den Faden weiterspannen. Die Freundschaft Hölderlins mit Schelling und Hegel hat in der Verwandtschaft ihrer Ideen ein Denkmal zurückgelassen. Hölderlin stand gegenwärtig, wenn man angedeutete mit ausgeführten Gedanken vergleichen darf, auf demselben Standpunkte, den wenige Jahre später Schelling in dem „System des transscendentalen Idealismus" einnahm, sofern doch auch hier die Lücke des Fichte'schen Systems durch den Hinweis auf das ästhetische Vermögen geschlossen und die Kunst als das ewige „Document und Organon der Philosophie" bezeichnet wird. Vielmehr aber, noch ähnlicher war das, was ihm im Sinne lag, demjenigen, womit gleichzeitig Hegel rang. Mit diesem stand er dauernd in brieflichem Verkehr. Auf seinen Betrieb kam Hegel im Januar 1797 als Hauslehrer in eine Frankfurter Familie. Wie des Ersteren dichterische Weise Hegel beeinflußte, ist durch des Letzteren Gedicht „Eleusis" — eine an den Freund gerichtete elegische Epistel — hinreichend constatirt. Die Mittel fehlen uns, um mit historischer Bestimmtheit nachzuweisen, wie weit noch in philosophischer Hinsicht Hölderlin auf Hegel einwirkte. Das innere Verhältniß ist um so klarer. Hölderlin bildet das Mittelglied zwischen Schiller's und Hegel's Philosophie. Wie Hölderlin ging auch Hegel, als er jetzt in Frankfurt den Riß seines künftigen Systems zu Papier brachte, darauf aus, den Gegenstand des Endlichen und Unendlichen, wie er in der Religion und in der Anschauung glücklicherer Nationen aufgehoben sei, auch in der denkenden Reflexion hinwegzuarbeiten. Ganz wie jener, wies er der Philosophie die Aufgabe zu, „in allem Endlichen die Endlichkeit aufzuzeigen und durch Vernunft die Vervollständigung desselben zu fordern." In der späteren Ausbildung der Hegel'schen Philosophie, keine Frage, würde Hölderlin geleistet gefunden haben, was ihm dunkel vorschwebte: Die Unterwerfung der Gedankenwelt unter das Gesetz der Schönheit, die

durch beständige Gegensätze und Wiedervereinigungen fortschreitende dialektische Beziehung der Kategorien des Verstandes und der Vernunft auf die Totalität des Schönen, Lebendigen. Der „ruhige Verstandesmensch" Hegel schritt nun rüstiger zur ernstlichen Durchführung des gemeinsamen Grundgedankens, und wenn Hölderlin Ende 1798 in einem Briefe an seinen Bruder davon spricht, wie die Welt aus lauter selbständigen, aber zugleich innig und ewig verbundenen und auf das Ganze bezogenen Theilen bestehe, wie jedes Seiende Resultat des Subjectiven und Objectiven, des Einzelnen und des Ganzen sei, so werden wir nicht irren, wenn wir in dergleichen Aeußerungen bereits die Rückwirkung und den Nachklang Hegel'scher Gedankenarbeit zu sehen glauben.

K. Köstlin: Hegel tritt an die Welt heran mit der Schärfe, aber auch mit der Geduld, mit der Ruhe, mit der Alles gleich erwägenden Unparteilichkeit des ächten Denkers; er sieht den Dingen in's Gesicht, er verbirgt sich nicht ihre Endlichkeiten, ihre Gegensätze und Widersprüche, aber er findet — hiemit Leibnitz, dem auch dieser Punkt nicht entgangen war, die Hand reichend —, daß dieselben dazu da sind, Leben und Bewegung in die Welt zu bringen und insbesondere dafür zu sorgen, daß der Geist thätig bleibe, daß er zu immer begriffsgemäßerer Gestaltung alles ihm gegebenen Daseins und damit zu immer begriffsgemäßerer Entfaltung seiner eigenen Wesenheit und Kraft getrieben werde, er findet, daß es ohne Ueberwindung des Gegensatzes keine Harmonie, ohne Bewältigung des Widerspruches keine Versöhnung gibt, und daß mithin die Welt ebendarum, weil sie Gegensatz und Widerspruch nicht von sich ausschließt, eine Welt der Harmonie und Versöhnung ist; er zieht aus dem Allen den Schluß: die Welt ist eine Welt der reinen und vollendeten Vernünftigkeit, sie ist die Wirklichkeit der Idee. Wie die Sonne des späteren Tages uns die Dinge freilich nicht mehr umschleiert von der Poesie des Morgenduftes und nicht mehr getaucht in den blendenden Glanz mittäglicher Glut erblicken, sondern sie uns deutlich und klar erkennen läßt in ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit, wie sie aber schließlich ihren Lauf doch damit endet, Alles zu vergolden mit dem friedvollen Farbenschein ihres abendlichen Lichtes, also in ihrem Verhältniß zu ihren Vorgängerinnen die Hegel'sche Philosophie; sie lehrt uns die Welt kennen und nehmen, wie sie ist, sie verklärt sie aber zugleich zu beruhigender Schönheit, indem sie zeigt, daß alle ihre vermeintliche Endlichkeit nur das unerschöpfliche Material ist, aus welchem die Idee ihr ewiges von Sieg zu Sieg vorwärtsschreitendes, stets reicher offenbar werdendes Leben sich bereitet.

Ed. von Hartmann: Daß Hegel den Gedanken, daß Alles logische Entwickelung eines logischen idealen Inhalts ist — diesen Gedanken, den die Besten vor ihm nur geahnt und bruchstückweise angedeutet hatten, zum philosophischen Princip erhoben, und von ihm aus den Ausbau eines philosophischen Systems versucht hat, das ist seine unsterbliche That, für die der Dank der Nachwelt sein Grab mit dem unverwelklichen Lorbeer schmückt.

W. Lang: Wie vernichtend hat immer sein Spott gegen die kleinen Interessen der individuellen Welt geklungen, und wie majestätisch baut er die Idee des Staats als des Organismus der Sittlichkeit auf, mit der absoluten Forderung an die Unterwerfung Aller! Wer mag im Ernst sagen, daß die großen Philosophen uns Deutsche der Wirklichkeit entfremdet hätten? Die Pflicht ist das Hauptstück in dem Katechismus, den uns Kant hinterlassen. Die Pflicht gegen das Vaterland hat Fichte in seinen Reden der deutschen Nation eingeprägt. Die Pflicht, die wir dem Staate schulden, hat Niemand eindringlicher begründet als Georg Friedrich Wilhelm Hegel. —

Hegel ist uns auf dem Wege zur nationalen Einheit ein stiller Mitstreiter gewesen. Wie das deutsche Volk geartet sei, welche Eigenschaften es als politisches Volk besitze, auf welchem Wege ihm zur Concentration, zu einer größeren Machtstellung zu verhelfen sei, diese Fragen haben den Philosophen von früher Zeit an immer wieder beschäftigt. —

Ein männlicher Zug geht durch diese Philosophie; ihr vornehmstes Verdienst bleibt die Anregung, die für die Willenskräfte der Nation von ihr ausgegangen ist. Denn ihr Element ist der Fortschritt, die Arbeit für die Idee, aber die Arbeit in der Wirklichkeit. Wenn uns neuerdings eine Lehre sich aufdrängt, die den Unmuth, den sich thatlos isolirenden Schmerz zum höchsten erheben will, so enthält Hegels Lehre die Aufforderung zum Heraustreten aus trübseliger Innerlichkeit und engherzigem Privatsinn zu lebendiger Betheiligung an der Wirklichkeit und den großen Allgemeininteressen. Keine Lehre stimmt so zu heiterer Versöhnung mit der Welt, aber keine regt zugleich so die Entschlossenheit zu kräftigem Thun auf. Ihr vor Allem haben wir es zu danken, daß man uns Deutsche so lange ein Volk der Denker genannt hat. Aber dieses Volk von Denkern hat die Schlachten von Wörth und Metz und Sedan geschlagen.

Volkelt: Sieht man freilich auf den Grund der Wirklichkeit, so ist kaum in einer andren Weltanschauung der Unterschied zwischen Traum und wahrer Welt so gewaltig, wie in der Hegel'schen. Die Welt im Sinne Hegels strotzt von Wirklichkeit; der Weltproceß ist ein ewiges Sichheraufarbeiten zur gediegensten, erfülltesten Realität. Das Hegel'sche System gliedert die Welt in eine Reihe von Stufen, von denen je die höhere mit Wirklichkeit gesättigter ist als die niedere. „Die höhere Entwicklungsstufe enthält alle niederen in sich aufgehoben": darin liegt unmittelbar, daß jene einen größeren Reichthum an Momenten, also eine stärkere Daseinsberechtigung, eine größere Wirklichkeitstiefe besitzt. So abstract, unlebendig und schattenhaft auch den Meisten die Kategorien Hegels aussehen, so ist seine Philosophie doch aus dem ungeheuersten Durste nach Wirklichkeit hervorgegangen. Eine Sache wissen, heißt bei Hegel sich das treibende Wesen der Sache zu eigen machen. Dieses Wissen hat etwas Faustisches an sich: es will die schaffenden Kräfte der Welt nacherleben, sich mit dem, was in den Dingen wahrhaft wirklich ist, unterschiedslos zusammenschließen. Das absolute Wissen, der sich und alle Welt als Geist wissende Geist, ist zugleich Vollendung der Wirklichkeit. Daher kann Hegel „die Methode" — was klingt uns trockener als dieses Wort? — als die „schlechthin unendliche Kraft" bezeichnen, die alle Objecte widerstandslos durchdringt (Logik II, S. 330). Faust, vom Wissensdrang geheilt, will im Durchleben alles Wohles und Wehes der Welt sein eigen Selbst zum Selbst der Welt erweitern. Gerade im Wissen vielmehr will Hegel diesen faustischen Drang befriedigen: ihm besitzt die wissende Vernunft diese Macht der Selbsterweiterung, diese Kraft „durch sich selbst in Allem sich selbst zu finden" (a. a. O. S. 331). Das absolute Wissen ist so bei Hegel der Wirklichkeitsextrakt aus der ganzen Welt. Es ist etwas ganz Anderes, die Existenz der Welt auf die Materie, den Willen u. s. w. zu gründen. Materie, Schopenhauers Wille, Herbarts Reale: alles das ist eine viel flachere, leichter wiegende Wirklichkeit als die Idee oder Vernunft im Sinne Hegels. Diese ist nicht wie jene ein derb dastehendes, unabweisliches bloßes Factum. Sie ist nicht bloß unendliche Substanz und unendliche Macht, sondern sie trägt zugleich in ihrem Begriff den Grund ihrer Existenz, sie hat also eine Wirklichkeit, die sich in sich selbst und durch sich selbst hält. Und noch mehr als das: die Idee ist sich auch der absolute Endzweck. Sie hat sich selbst daher überall voll und ganz gegenwärtig. Daß sie Selbstzweck ist, darin vollendet sich die Dichtigkeit und Schwere ihrer Wirklichkeit. Durch das Negative, den

Widerspruch, den er in Allem sieht, macht Hegel die Wirklichkeit nicht etwa lockerer. Nein! gerade die fortwährenden Widersprüche, die er dem Sein zu verdauen gibt, machen es voller, reifer, concreter. Die sich immer weiter treibenden Brechungen in sich selbst, Selbstentzweiungen, Rückschlingungen condensiren die Wirklichkeit, geben ihr Vollkraft. Ohne jene erschien sie leer und fade.

Gerok: Und hat nicht in der That das Hegel'sche System großartige Verdienste, in seinem hochfliegenden Idealismus, in seinem eben so fruchtbaren als tiefsinnigen Princip der durch den Gegensatz sich hindurchbewegenden Entwickelung, in seiner großartig durchgeführten Anwendung auf alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens, in so manchen genialen Intuitionen des Meisters und der Jünger auf den Gebieten der verschiedensten Disziplinen? Selbst über den Pantheismus dieser Weltanschauung tröstete sich der begeisterte Novize mit der frohen Sage von einem zugleich transscendenten und immanenten Gott und mit den schönen Anklängen der Hegel'schen Religionsphilosophie an die tiefchristliche Mystik eines Jakob Böhme, Angelus Silesius, Tersteegen und Novalis.

Aus Hegels Briefen aus den Jahren 1806 und 1807.

Aber vielleicht, wenn ich heute [bei der Besetzung Jena's durch die Franzosen] gut durchgekommen bin, habe ich so viel oder mehr gelitten, als Andere; nach der ganzen äußern Ansicht muß ich zweifeln, ob mein Manuscript [der „Phänomenologie des Geistes"], das Mittwochs und Freitags abgegangen, angekommen. Mein Verlust wäre in der That gar zu groß; meine sonstigen Bekannten haben nichts gelitten; soll ich der einzige sein? Gott weiß, mit welch schwerem Herzen ich diese Sendung noch wage. (An Niethammer aus Jena d. 13. Okt. 1806.)

Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird ebenso sehr davor bewahren vor den Begebenheiten thierisch zu staunen oder klügererweise sie Zufälligkeiten des Augenblickes oder des Talents eines Individuums zuzuschreiben, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nicht besetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen. Was gegenwärtig verloren geht, daran meinen die Menschen ein Gut oder göttliches Recht besessen zu haben, so wie sie das, was erworben wird, dagegen mit bösem Gewissen besitzen werden. (An Studiosus Zellmann d. 23. Jan. 1807.)

Die französische Nation ist durchs Bad ihrer Revolution nicht nur von vielen Einrichtungen befreit worden, über die der Menschengeist als über Kinderschuhe hinaus war, und die darum auf ihr, wie noch auf den andern, als geistlose Fesseln lasteten, sondern auch das Individuum hat die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben ausgezogen; dieß gibt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist; sie lastet auf der Verschlossenheit und Dumpfheit dieser, die, endlich gezwungen ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in diese heraus treten und vielleicht, indem die Innerlichkeit sich in der Aeußerlichkeit bewahrt, ihre Lehrer übertreffen werden. (Ebenda.)

Aus Hegels Aeußerungen über Napoleon und den preußischen Staat.

Wie ich schon früher that, wünschen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuern Unterschiede ihrer Führer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann; so wird unsere Gegend von diesem Schwall bald befreiet werden. Den Kaiser, diese Weltseele, sah ich durch die

Stadt zum Recognosciren hinausreiten. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung ein solches Individuum zu sehen, das hier auf Einem Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Mann möglich, den es nicht möglich nicht zu bewundern. (Im Brief an Niethammer aus Jena d. 13 Oct. 1813.)

Napoleon wußte zu herrschen und wurde im Innern bald fertig: mit der ungeheuern Macht seines Charakters hat er sich dann nach außen gewendet, ganz Europa unterworfen und seine [der Revolution] liberale Einrichtungen überall verbreitet; keine genialeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie ist die Ohnmacht des Sieges in einem helleren Lichte erschienen, als damals. (In den „Vorlesungen über Philos. der Gesch.“)

Der preußische Staat ist es dann näher, der auf Intelligenz gebaut ist. (s. die „Anmerkung in den Vorlesungen über die Gesch. der Ph.“ Th. I, S. 4.)

Köstlin äußert über Hegels Stellung zum preußischen Staat S. 195: „Hegels letzte Lebensjahre verflossen unter anhaltender Beschäftigung mit der Wissenschaft. In Betreff der öffentlichen Angelegenheiten war er damit befriedigt, daß in Preußen ein deutscher Staat erstanden und durch den Sturz des Napoleonischen „Kolosses“ wiederhergestellt war, in welchem er die höchste und nothwendigste Idee, die Harmonie des religiösen Gewissens mit dem vernünftigen Geiste des Rechtes und des Staates verwirklicht und so den einzig richtigen Grund zu wahrer Freiheit gelegt sah.“

Hegel über die Freiheitskriege von 1813—1815.

Jener große Kampf des Volks um Selbständigkeit, um Vernichtung fremder gemüthloser Tyrannei, hat die deutsche Nation aus dem Gröbsten herausgehauen und ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens, gerettet. Es ist die sittliche Macht des Geistes, welche sich in ihrer Energie gefühlt, ihr Panier aufgesteckt und dieß ihr Gefühl als Gewalt und Macht der Wirklichkeit geltend gemacht hat. Wir müssen es für unschätzbar achten, daß unsere Generation in diesem Gefühle gelebt, gehandelt und gewirkt hat, einem Gefühle, worin sich alles Rechtliche, Moralische und Religiöse concentrirte. In solchem tiefen und allumfassenden Wirken erhebt sich der Geist in sich zu seiner Würde; die Flachheit des Lebens und die Schaalheit der Interessen geht zu Grunde und die Oberflächlichkeit der Einsicht und der Meinungen steht in ihrer Blöße da und verfliegt. Der Kampf um Deutschlands Unabhängigkeit hat insbesondere der deutschen Jugend auf den Universitäten ein höheres Interesse eingeflößt, als die bloße Richtung auf die künftige Erwerbung des Brods und der Versorgung; sie hat auch für den Zweck, daß die deutschen Länder freie Verfassungen erhalten, zum Theil mitgeblutet und die Hoffnung eines dereinstigen weiteren Wirkens dazu und einer Wirksamkeit im politischen Leben des Staates aus dem Schlachtfelde mitgebracht. Dieser tiefere Ernst, der in das Gemüth überhaupt gekommen ist, ist denn auch der wahrhafte Boden der Philosophie und auch sie hat eine neue Verjüngung erhalten durch den größern sittlichen und religiösen Ernst, der in die Welt gekommen, und durch die Forderung von Gründlichkeit und Gediegenheit, welche nunmehr überhaupt an alle Lebensverhältnisse ergangen ist.

Aus den „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie".

Die Noth der Zeit hat den kleinen Interessen der Gemeinheit des alltäglichen Lebens eine so große Wichtigkeit gegeben, die hohen Interessen der Wirklichkeit und die Kämpfe um dieselben haben alle Vermögen und alle Kraft des Geistes, sowie die äußerlichen Mittel so sehr in Anspruch genommen, daß für das höhere innere Leben, die reinere Geistigkeit, der Sinn sich nicht frei erhalten konnte, und die besseren Naturen davon befangen und zum Theil darin aufgeopfert worden sind. Weil der Weltgeist in der Wirklichkeit so sehr beschäftigt war, konnte er sich nicht nach innen kehren und in sich selber sammeln. Nun da dieser Strom der Wirklichkeit gebrochen ist, da die deutsche Nation sich aus dem Gröbsten herausgehauen, da sie ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens, gerettet hat: so dürfen wir hoffen, daß neben dem Staate, der alles Interesse in sich verschlungen, auch die Kirche sich emporhebe, daß neben dem Reich der Welt, worauf bisher die Gedanken und Anstrengungen gegangen, auch wieder an das Reich Gottes gedacht werde — mit andern Worten, daß neben dem politischen und sonstigen an die gemeine Wirklichkeit gebundenen Interesse, auch die Wissenschaft, die freie vernünftige Welt des Geistes wieder emporblühe.

(Den 28. Oct. 1816.)

Wir werden in der Geschichte der Philosophie sehen, daß in den anderen europäischen Ländern, worin die Wissenschaft und die Bildung des Verstandes mit Eifer und Ansehen getrieben, die Philosophie, den Namen ausgenommen, selbst bis auf die Erinnerung und Ahnung verschwunden und untergegangen ist, daß sie in der deutschen Nation als eine Eigenthümlichkeit sich erhalten hat. Wir haben den höheren Beruf von der Natur erhalten, die Bewahrer dieses heiligen Feuers zu sein; wie der eumolpidischen Familie zu Athen die Bewahrung der eleusinischen Mysterien, den Inselbewohnern von Samothrake die Erhaltung und Pflegung eines höheren Gottesdienstes zu Theil geworden; wie früher der jüdischen Nation der Weltgeist das höchste Bewußtsein aufgespart hatte, daß er aus ihr als ein neuer Geist hervorginge.

Lassen Sie uns gemeinschaftlich die Morgenröthe einer schöneren Zeit begrüßen, worin der bisher nach außen gerissene Geist in sich zurückkehren und zu sich selbst zu kommen vermag und für sein eigenthümliches Reich Raum und Boden gewinnen kann, wo die Gemüther über die Interessen des Tages sich erheben und für das Wahre, Ewige und Göttliche empfänglich sind, empfänglich, das Höchste zu betrachten und zu erfassen.

Der Muth der Wahrheit, der Glaube an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung der Philosophie. Der Mensch, da er Geist ist, darf und soll sich selbst des Höchsten würdig achten, von der Größe und Macht seines Geistes kann er nicht groß genug denken und mit diesem Glauben wird nichts so spröde und hart sein, das sich ihm nicht eröffnete. Das zuerst verborgene und verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft, die dem Muthe des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muß sich vor ihm aufthun und seinen Reichthum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse geben. (Den 28. Oct. 1816.)

Was die Geschichte der Philosophie uns darstellt, ist die Reihe der edlen Geister, die Gallerie der Heroen der denkenden Vernunft, welche in Kraft dieser Vernunft in

das Wesen der Dinge, der Natur und des Geistes — in das Wesen Gottes eingedrungen sind und uns den höchsten Schatz, den Schatz der Vernunfterkenntniß, erarbeitet haben.

Der Besitz an selbstbewußter Vernünftigkeit, welcher uns, der jetzigen Welt, angehört, ist nicht unmittelbar entstanden und nur aus dem Boden der Gegenwart gewachsen, sondern ist dieß wesentlich in ihm, eine Erbschaft und näher das Resultat der Arbeit und zwar der Arbeit aller vorhergegangenen Generationen des Menschengeschlechts zu sein. So gut als die Künste des äußerlichen Lebens, die Masse von Mitteln und Geschicklichkeiten, die Einrichtungen und Gewohnheiten des geselligen Zusammenseins und des politischen Lebens ein Resultat von dem Nachdenken, der Erfindung, den Bedürfnissen, der Noth und dem Unglück, dem Witze, dem Wollen und Vollbringen der unserer Gegenwart vorangegangenen Geschichte sind; so ist das, was wir in der Wissenschaft und näher in der Philosophie sind, gleichfalls der Tradition zu verdanken, die durch Alles hindurch, was vergänglich ist, und was daher vergangen ist, sich als, wie sie Herder genannt hat, eine heilige Kette schlingt und, was die Vorwelt vor sich gebracht hat, uns erhalten und überliefert hat.

Was so jede Generation an Wissenschaft, an geistiger Production vor sich gebracht hat, ist ein Erbstück, woran die ganze Vorwelt zusammengespart hat, ein Heiligthum, worein alle Geschlechter der Menschen, was ihnen durchs Leben geholfen, was sie der Tiefe der Natur und des Geistes abgewonnen, dankbar und froh aufhingen. Dieß Erben ist zugleich Empfangen und Antreten der Erbschaft. Diese macht die Seele jeder folgenden Generation, deren geistige Substanz als ein Angewöhntes, deren Grundsätze, Vorurtheile und Reichthum aus; und zugleich wird diese empfangene Verlassenschaft zu einem vorliegenden Stoffe herabgesetzt, der vom Geiste metamorphosirt wird. Das Empfangene ist auf diese Weise verändert und der verarbeitete Stoff eben damit bereichert worden und zugleich erhalten.

In dieser Natur des Producirens, eine vorhandene geistige Welt zur Voraussetzung zu haben und sie in der Aneignung umzubilden, liegt es denn, daß unsere Philosophie wesentlich nur im Zusammenhange mit vorhergehender zur Existenz kommen kann und daraus mit Nothwendigkeit hervorgegangen ist. Und der Verlauf der Geschichte ist es, welcher uns nicht das Werden fremder Dinge, sondern dies unser Werden, das Werden unserer Wissenschaft darstellt.

Bei dem Namen Griechenland ist es dem gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen, heimatlich zu Muthe. Die Europäer haben ihre Religion, das Drüben, das Entferntere einen Schritt weiter weg als Griechenland, aus dem Morgenlande und zwar aus Syrien empfangen. Aber das Hier, das Gegenwärtige, Wissenschaft und Kunst, was unser geistiges Leben befriedigend, es würdig macht so wie ziert, wissen wir von Griechenland ausgegangen direkt oder indirekt — indirekt durch den Umweg der Römer. Der letzte Weg war die frühere Form, in welcher diese Bildung an uns kam, auch von Seiten der vormals allgemeinen Kirche, welche als solche ihren Ursprung aus Rom ableitet und die Sprache der Römer selbst bis jetzt beibehalten hat. Die Quellen des Unterrichts sind nebst dem lateinischen Evangelium

die Kirchenväter gewesen. Auch unser Recht rühmt sich seine vollkommenste Direktion aus dem römischen zu schöpfen. Die germanische Gedrungenheit hat es nöthig gehabt, durch den harten Dienst der Kirche und des Rechts, die uns von Rom gekommen, hindurch zu gehen und in Zucht gehalten zu werden. Erst dadurch ist der europäische Charakter mürbe und fähig gemacht für die Freiheit. Nachdem also die europäische Menschheit bei sich zu Hause geworden ist, auf die Gegenwart gesehen hat: so ist das Historische aufgegeben, das von Fremden Hineingelegte. Da hat der Mensch angefangen in seiner Heimat zu sein; dieß zu genießen hat man sich an die Griechen gewendet. Lassen wir der Kirche und der Jurisprudenz ihr Latein und ihr Römerthum. Höhere, freiere Wissenschaft (philosophische Wissenschaft), wie unsere schöne freie Kunst, den Geschmack und die Liebe derselben wissen wir im griechischen Leben wurzelnd, und aus ihm den Geist desselben geschöpft zu haben. Wenn es erlaubt wäre eine Sehnsucht zu haben, — so nach solchem Lande, solchem Zustande. Was aber uns heimatlich bei den Griechen macht, ist, daß wir sie finden, daß sie ihre Welt sich zur Heimat gemacht; der gemeinschaftliche Geist der Heimatlichkeit verbindet uns. Wie es im gemeinen Leben geht, daß uns bei den Menschen und Familien wohl ist, die heimatlich bei sich, zufrieden in sich sind, nicht hinaus, nicht hinüber, — so ist es der Fall bei den Griechen. Sie haben freilich die substantiellen Anfänge ihrer Religion, Bildung, gesellschaftlichen Zusammenhaltens mehr oder weniger aus Asien, Syrien und Aegypten erhalten; aber sie haben das Fremde dieses Ursprungs so sehr getilgt, es so umgewandelt, verarbeitet, umgekehrt, ein Anderes daraus gemacht, daß das, was sie, wie wir, daran schätzen, erkennen, lieben, eben wesentlich das Ihrige ist.

Die orientalische maßlose Kraft der Substanz ist durch den griechischen Geist zum Maße gebracht und in die Enge gezogen worden. Er ist Maß, Klarheit, Ziel, Beschränkung der Gestaltungen, Reduction des Unermeßlichen, des unendlich Prächtigen und Reichen auf Bestimmtheit und Individualität. Der Reichthum der griechischen Welt besteht nur in einer unendlichen Menge schöner, lieblicher, anmuthiger Einzelheiten, — in dieser Heiterkeit in allem Dasein. Das Größte unter den Griechen sind die Individualitäten: diese Virtuosen der Kunst, Poesie, des Gesanges, der Wissenschaft, Rechtschaffenheit, Tugend. Wenn der Pracht und der Erhabenheit, dem Kolossalen der orientalischen Phantasien, der ägyptischen Kunstbauten, der morgenländischen Reiche u. s. f. gegenüber, die griechischen Heiterkeiten (schönen Götter, Statuen, Tempel), wie ihre Ernsthaftigkeiten (Institutionen und Thaten), schon als kleinliche Kinderspiele erscheinen können; so ist der Gedanke, der hier aufblüht, es noch mehr, der diesen Reichthum der Einzelheiten, so wie die orientalische Größe, in die Enge zieht und auf seine einfache Seele reducirt, die aber in sich der Quellpunkt des Reichthums einer höheren idealen Welt, der Welt des Gedankens wird.

Die Eleaten sagten, nur das Sein ist, ist das Wahre; die Wahrheit des Seins ist das Werden, — Sein ist der erste Gedanke, als unmittelbar. Heraklit sagt, Alles ist Werden; dieß Werden ist das Princip. Dieß liegt in dem Ausdruck. Das Sein ist so wenig als das Nichtsein; das Werden ist und ist auch nicht. Die schlechthin entgegengesetzten Bestimmungen sind in Eins verbunden; wir haben das Sein darin und auch das Nichtsein. Es gehört nicht bloß dazu das Entstehen, sondern auch das Vergehen; beide sind nicht für sich, sondern identisch. Dieß hat Heraklit damit aus-

gesprochen. Das Sein ist nicht, so ist das Nichtsein: und das Nichtsein ist nicht, so ist das Sein; dieß ist das Wahre der Identität beider.

Heraklit sagt nämlich: „Alles fließt (πάντα ῥεῖ), nichts besteht noch bleibt es je dasselbe.“ Und Plato sagt weiter von Heraklit: „Er vergleicht die Dinge mit dem Strome eines Flusses, — daß man zweimal in denselben Strom nicht einschreiten könne;“ er fließt und man berührt anderes Wasser.

Es ist ein großer Gedanke vom Sein zum Werden überzugehen; es ist noch abstrakt, aber zugleich ist es auch das erste Konkrete, die erste Einheit entgegengesetzter Bestimmungen. Diese sind so in diesem Verhältnisse unruhig, das Princip der Lebendigkeit ist darin. Es ist damit der Mangel ersetzt, den Aristoteles an den früheren Philosophien aufgezeigt hat, — der Mangel der Bewegung; diese Bewegung ist nun hier selbst Princip. Es ist so diese Philosophie keine vergangene, ihr Princip ist wesentlich und findet sich in meiner Logik im Anfange, gleich nach dem Sein und dem Nichts.

Die Hauptrevolution ist in der lutherischen Reformation eingetreten, als aus der unendlichen Entzweiung und der gräulichen Zucht, worin der hartnäckige germanische Charakter gestanden hatte und welche er hatte durchgehen müssen, der Geist zum Bewußtsein der Versöhnung seiner selbst kam, und zwar in dieser Gestalt, daß sie im Geiste vollbracht werden müsse. Aus dem Jenseitigen wurde so der Mensch zur Prüfung des Geistes gerufen; und die Erde und ihre Körper, menschliche Tugenden und Sittlichkeit, das eigene Herz und das eigene Gewissen fingen an, ihm Etwas zu gelten. Galt so in der Kirche die Ehe als gar nicht etwas Unsittliches, so galten doch Entsagung und Ehelosigkeit höher, während jetzt die Ehe als ein Göttliches erschien. Armuth galt für höher als Besitz, und von Almosen leben für höher als von seiner Hände Arbeit sich redlich zu nähren; jetzt aber wird gewußt, daß nicht Armuth als Zweck des Sittlichen ist, sondern von seiner Arbeit leben, und dessen, was man vor sich bringt, froh zu werden. Gehorsam, blinder, die menschliche Freiheit unterdrückender Gehorsam war das Dritte, dagegen jetzt neben Ehe und Besitz auch die Freiheit als göttlich gewußt wurde. Ebenso kehrte der Mensch in sich zurück von der Seite der Erkenntniß, zurück aus dem Jenseits der Autorität; und die Vernunft wurde als das an und für sich Allgemeine, und darin als das Göttliche erkannt. Erkannt wurde jetzt, daß das Religiöse im Geist des Menschen seine Stelle haben muß, und in seinem Geiste der ganze Proceß der Heilsordnung durchgemacht werden muß; daß seine Heiligung seine eigene Sache ist, und er dadurch in Verhältniß tritt zu seinem Gewissen und unmittelbar zu Gott, ohne jene Vermittelung der Priester, die die eigentliche Heilsordnung in ihren Händen haben. Zwar ist auch noch eine Vermittelung durch Lehre, Einsicht, Beobachtung seiner selbst und seiner Handlungen; aber das ist eine Vermittelung ohne Scheidewand, während dort eine eherne, eiserne Scheidewand die Laien von der Kirche trennte. Der Geist Gottes ist es also, der im Herzen des Menschen wohnen und dieß in ihm wirken muß.

(Aus dem Kapitel über Spinoza): Spinoza ist Hauptpunkt der modernen Philosophie: entweder Spinozismus oder keine Philosophie. Spinoza hat den großen Satz: Alle

Bestimmung ist eine Negation. Das Bestimmte ist das Endliche: nun kann von Allem, auch vom Denken (im Gegensatz zur Ausdehnung) gezeigt werden, daß es ein Bestimmtes ist, also Negation in sich schließt; sein Wesentliches beruht auf Negation. Weil Gott nur das Positive, Affirmative ist, so ist alles Andere nur Modification, nicht an und für sich Seiendes; so ist nur Gott die Substanz. —

Wenn man anfängt zu philosophiren, so muß man zuerst Spinozist sein. Die Seele muß sich baden in diesem Aether der einen Substanz, in der Alles, was man für wahr gehalten hat, untergegangen ist. Es ist diese Negation alles Besonderen, zu der jeder Philosoph gekommen sein muß; es ist die Befreiung des Geistes und seine absolute Grundlage. —

Diese spinozistische Idee ist als wahrhaft, als begründet zuzugeben. Die absolute Substanz ist das Wahre, aber sie ist noch nicht das ganze Wahre; sie muß auch als in sich thätig, lebendig gedacht werden, und eben dadurch sich als Geist bestimmen. Die spinozistische Substanz ist die allgemeine und so die abstrakte Bestimmung; man kann sagen, es ist die Grundlage des Geistes, aber nicht als der absolut festbleibende Grund, sondern als die abstrakte Einheit, die der Geist in sich selbst ist. Wird nun bei dieser Substanz stehen geblieben, so kommt es zu keiner Entwickelung, zu keiner Geistigkeit, Thätigkeit. Seine Philosophie ist nur starre Substanz, noch nicht Geist; man ist nicht bei sich. Gott ist hier nicht Geist, weil er nicht der dreieinige ist. Die Substanz bleibt in der Starrheit, Versteinerung, ohne Böhme'sches Quellen. Die einzelnen Bestimmungen in Form von Verstandesbestimmungen sind keine Böhme'schen Quellgeister, die in einander arbeiten und aufgehen. —

Es ist das Großartige der Denkungsart des Spinoza, auf alles Bestimmte, Besondere verzichten zu können; es ist ein großartiger Gedanke, der aber nur die Grundlage aller wahrhaften Ansicht sein muß. Denn es ist starre Bewegungslosigkeit, deren einzige Thätigkeit ist, Alles in den Abgrund der Substanz zu werfen, in dem Alles nur dahinschwindet, alles Leben in sich selbst verkommt; Spinoza ist selbst an der Schwindsucht gestorben.

(Aus dem Schlußkapitel zu seiner eigenen Philosophie): Der nunmehrige Standpunkt der Philosophie ist, daß die Idee in ihrer Nothwendigkeit erkannt, die Seiten ihrer Diremtion, Natur und Geist, jedes als Darstellung der Totalität der Idee und nicht nur als an sich identisch, sondern aus sich selbst diese Eine Identität hervorbringend und diese dadurch als nothwendig erkannt werde. Das letzte Ziel und Interesse der Philosophie ist, den Gedanken, den Begriff mit der Wirklichkeit zu versöhnen. Die Philosophie ist die wahrhafte Theodicee, gegen Kunst und Religion und deren Empfindungen, — diese Versöhnung des Geistes und zwar des Geistes, der sich in seiner Freiheit und in dem Reichthum seiner Wirklichkeit erfaßt hat. —

Was als wirkliche Natur ist, ist Bild der göttlichen Vernunft; die Formen der selbstbewußten Vernunft sind auch Formen der Natur. Natur und geistige Welt, Geschichte, sind die beiden Wirklichkeiten. —

Im Begreifen durchdringen sich geistiges und natürliches Universum als Ein harmonirendes Universum, das sich in sich flieht, in seinen Seiten das Absolute zur Totalität entwickelt, um eben damit, in ihrer Einheit, im Gedanken sich bewußt zu werden. —

Bis hierher ist nun der Weltgeist gekommen. Die letzte Philosophie ist das Resultat aller früheren; nichts ist verloren, alle Principien sind erhalten. Diese konkrete Idee ist das Resultat der Bemühungen des Geistes durch fast 2500 Jahre (Thales wurde 640 vor Christus geboren), — seiner ernsthaftesten Arbeit, sich selbst objektiv

zu werden, sich zu erkennen: Tantae molis erat se ipsam cognoscere mentem. Daß die Philosophie unserer Zeit hervorgebracht werde, dazu hat solch' eine lange Zeit gehört; so träge und langsam arbeitete er [der Geist] sich an dieses Ziel zu bringen. Was wir in der Erinnerung kurz überschauen, läuft in der Wirklichkeit in diese Länge auseinander. Denn in dieser strebt der Begriff des Geistes, in sich angethan mit seiner ganzen konkreten Entwickelung, Reichthum, äußerlichem Bestehen, ihn durchzubilden und sich fortzuführen und aus ihm sich hervorzugehen. Er schreitet immer vorwärts zu, weil nur der Geist ist Fortschreiten. Oft scheint er sich zu vergessen, verloren zu haben; aber innerlich sich entgegengesetzt, ist er innerliches Fortarbeiten — wie Hamlet vom Geiste seines Vaters sagt: „Brav gearbeitet, wackerer Maulwurf" —, bis er, in sich erstarkt, jetzt die Erdrinde, die ihn von seiner Sonne, seinem Begriffe, schied, aufstößt, daß sie zusammenfällt. In solcher Zeit hat er die sieben Meilen-Stiefel angelegt, wo sie, ein seelenloses, morschgewordenes Gebäude, zusammenfällt und er in neuer Jugend sich gestaltet zeigt. Diese Arbeit des Geistes, sich zu erkennen, sich zu finden, diese Thätigkeit ist der Geist, das Leben des Geistes selbst. Sein Resultat ist der Begriff, den er von sich erfaßt: die Geschichte der Philosophie die klare Einsicht, daß der Geist dieß gewollt in seiner Geschichte. Diese Arbeit des Menschengeistes im innern Denken ist mit allen Stufen der Wirklichkeit parallel. Keine Philosophie geht über ihre Zeit hinaus. Die Geschichte der Philosophie ist das Innerste der Weltgeschichte. Daß die Gedankenbestimmungen diese Wichtigkeit hatten, das ist weitere Erkenntniß, die nicht in die Geschichte der Philosophie gehört. Diese Begriffe sind die einfachste Offenbarung des Geistes der Welt: sie, in ihrer konkretern Gestalt, die Geschichte. —

Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen und es mit Ruhe dagegen in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseins mit dem absoluten Selbstbewußtsein, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtsein hat aufgehört endliches zu sein, und dadurch anderer Seits das absolute Selbstbewußtsein die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu sein scheint, wo dieß absolute Selbstbewußtsein, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat ein Fremdes zu sein, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dies nur, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß und dieß weiß er in der Wissenschaft. Der Geist producirt sich als Natur, als Staat, dieß sind, jenes sein bewußtloses Thun, worin er sich ein Anderes, nicht als Geist ist: in den Thaten und im Leben der Geschichte, wie auch der Kunst, bringt er sich auf bewußte Weise hervor, weiß von mancherlei Arten seiner Wirklichkeit, aber auch nur Arten derselben; aber nur in der Wissenschaft weiß er von sich als absolutem Geist und dieß Wissen allein, der Geist, ist seine wahrhafte Existenz. —

Ich habe versucht diesen Zug der geistigen Gestaltungen der Philosophie in ihrem Fortgehen mit Andeutung ihres Zusammenhangs zu entwickeln, vor Ihren Gedanken vorüberzuführen. Diese Reihe ist das wahrhafte Geisterreich, das einzige Geisterreich, das es gibt; — eine Reihe, die nicht eine Vielheit, noch auch eine Reihe bleibt als Aufeinanderfolge, sondern eben im Sichselbsterkennen sich zu Momenten des Einen Geistes, zu dem Ein- und demselben gegenwärtigen Geiste macht. Und dieser lange Zug von Geistern sind die einzelnen Pulse, die er in seinem Leben verwendet; sie sind der Organismus unsrer Substanz. Auf sein Drängen — wenn der Maulwurf im Innern fortwühlt — haben wir zu hören und ihm Wirklichkeit zu verschaffen; sie

sind ein schlechthin nothwendiger Fortgang, der nichts als die Natur des Geistes selbst ausspricht und in uns Allen lebt. Ich wünsche, daß diese Geschichte der Philosophie eine Aufforderung für Sie enthalten möge den Geist der Zeit, der in uns natürlich ist, zu ergreifen, und aus seiner Natürlichkeit d. h. Verschlossenheit, Leblosigkeit hervor an den Tag zu ziehen und jeder an seinem Orte mit Bewußtsein an den Tag zu bringen.

IV. Romanticismus oder die Einführung der ästhetisch-genialen Weltanschauung in Leben und Wissenschaft. (Von 1798—1806.)

1. Zum Begriff und Verständniß des Romantischen.

Motto: Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch Deine fabelhafte Spur.
(Schiller in den „Göttern Griechenlands" 1788.)

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.
(Goethe in „Meine Göttin" 1780.)

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten,
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.
(Novalis in „Heinrich von Ofterdingen".)

Es war ihm [dem Dichter des „Heinrich von Ofterdingen"] nicht darum zu thun, diese oder jene Begebenheit darzustellen, eine Seite der Poesie aufzufassen und sie durch Figuren und Geschichten zu erklären, sondern er wollte, wie auch schon im letzten Kapitel des ersten Theils bestimmt angedeutet ist, das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen und ihre innerste Absicht erklären. Darum verwandelt sich Natur, Historie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit seinen gewöhnlichsten Vorfällen in Poesie, weil diese der Geist ist, der alle Dinge belebt. (Tieck ebenda.)

Auf die übernatürlichste und zugleich natürlichste Weise wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwischen Fabel und Wahrheit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist eingefallen: Glauben, Phantasie, Poesie schließen die innerste Welt auf. (Derselbe ebenda.)

Aus den **„Fragmenten"** (im Athenäum I, 2, S. 28—30).

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisiren sei ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre den Geist des Autors vollständig auszudrücken: so daß manche Künstler, die nur auch einen

Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse, auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und allseitigsten Bildung fähig, nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen hinein, indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten sein soll, alle Theile ähnlich organisirt, wodurch ihr die Aussicht auf eine gränzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andre Dichtarten sind fertig und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden, ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, weil sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch sein.

(1798.)

Hegel über die romantische „Ironie“
(in den Vorlesungen über die Aesthetik I, S. 84—87).

Aus dieser Richtung, und besonders den Gesinnungen und Doctrinen Friedrichs von Schlegel, entwickelte sich ferner in mannigfacher Gestalt die sogenannte Ironie. Ihren tieferen Grund fand dieselbe, nach einer ihrer Seite hin, in der Fichteschen Philosophie, insofern die Principien dieser Philosophie auf die Kunst angewendet wurden. Friedrich von Schlegel wie Schelling gingen von dem Fichteschen Standpunkt aus, Schelling um ihn durchaus zu überschreiten, Friedrich von Schlegel um ihn eigenthümlich auszubilden und sich ihm zu entreißen. Was nun den näheren Zusammenhang Fichtescher Sätze mit der einen Richtung der Ironie angeht, so brauchen wir in dieser Beziehung nur den folgenden Punkt heraus zu heben, daß Fichte zum absoluten Princip alles Wissens, aller Vernunft und Erkenntniß das Ich feststellt und zwar das durchaus abstrakt und formell bleibende Ich. Dies Ich ist nun dadurch zweitens schlechthin in sich einfach, und einer Seits jede Besonderheit, Bestimmtheit, jeder Inhalt in demselben negirt — denn alle Sache geht in diese abstracte Feinheit und Einheit unter — anderer Seits ist jeder Inhalt, der dem Ich gelten soll, nur als durch das Ich gesetzt und anerkannt. Was ist, ist nur durch das Ich, und was durch mich ist, kann Ich ebenso sehr auch wieder vernichten. Wenn nun bei diesen ganz leeren Formen, welche aus der Absolutheit des abstrakten Ich ihren Ursprung nehmen, stehen geblieben wird, so ist nichts an und für sich und in sich selbst werthvoll betrachtet, sondern nur als durch die Subjektivität des Ich hervorgebracht. Dann aber kann auch das Ich Herr und Meister über Alles bleiben, und in keiner Sphäre der Sittlichkeit, Rechtlichkeit, des Menschlichen und Göttlichen, Profanen und Heiligen giebt es etwas, das nicht durch Ich erst zu setzen wäre und deshalb von Ich ebenso sehr könnte zunichte gemacht werden. Dadurch ist Alles An- und Fürsichseiende nur ein Schein, nicht seiner selbst wegen und durch sich selbst wahrhaft und wirklich, sondern ein bloßes Scheinen durch das Ich, in dessen Gewalt und Willkür es zu freiem Schalten bleibt. Das Geltenlassen und Aufheben steht rein im Belieben des in sich selbst als Ich schon

absoluten Ich. Das Ich nun drittens ist lebendiges, thätiges Individuum, und sein Leben besteht darin, seine Individualität für sich wie für Andere zu machen, sich zu äußern und zur Erscheinung zu bringen. Denn jeder Mensch, indem er lebt, sucht sich zu realisiren und realisirt sich. In Rücksicht auf das Schöne und die Kunst nun erhält dieß den Sinn, als Künstler zu leben und sein Leben künstlerisch zu gestalten. Als Künstler aber, diesem Princip gemäß, lebe ich, wenn all mein Handeln und Aeußern überhaupt, insoweit es irgend einen Inhalt betrifft, nur ein Schein für mich bleibt und eine Gestalt annimmt, die ganz in meiner Macht steht. Dann ist es mir weder mit diesem Inhalt noch seiner Aeußerung und Verwirklichung überhaupt wahrhafter Ernst. Denn wahrhafter Ernst kommt nur durch ein substantielles Interesse, eine in sich selbst gehaltvolle Sache, Wahrheit, Sittlichkeit u. s. f. herein, durch einen Inhalt, der mir als solcher schon als wesentlich gilt, so daß ich mir für mich selber nur wesentlich werde, insofern ich in solchen Gehalt mich versenkt habe, und ihm in meinem ganzen Wissen und Handeln gemäß geworden bin. Auf dem Standpunkte, auf welchem das Alles aus sich setzende und auflösende Ich der Künstler ist, dem kein Ideal das Bewußtsein als absolut und an und für sich, sondern als selbst gemachter zernichtbarer Schein erscheint, kann solcher Ernst keine Stärke finden, da nur dem Formalismus des Ich Giltigkeit zugeschrieben ist. Für Andre zwar kann meine Erscheinung, in welcher ich mich ihnen gebe, ein Ernst sein, indem sie mich so nehmen, als sei es mir in der That um die Sache zu thun, aber sie sind damit nur getäuscht, pauvre bornirte Subjekte, ohne Organ und Fähigkeit, die Höhe meines Standpunktes zu erfassen und zu erreichen. Dadurch zeigt es sich mir, daß nicht jeder so frei (d. i. formell frei) ist, in allem, was dem Menschen sonst noch Werth, Würde und Heiligkeit hat, nur ein Produkt der eigenen Macht des Beliebens zu sehen, dergleichen gelten, mich bestimmen und erfüllen zu lassen oder nicht. Und nun faßt sich diese Virtuosität eines ironisch-künstlerischen Lebens als eine göttliche Genialität, für welche alles und jedes nur ein wesenloses Geschöpf ist, an das der freie Schöpfer, der von allem sich los und ledig weiß, sich nicht bindet, indem er dasselbe vernichten wie schaffen kann. Wer auf solchem Standpunkte göttlicher Genialität steht, blickt dann vornehm auf alle übrige Menschen nieder, die für beschränkt und platt erklärt sind, insofern ihnen Recht, Sittlichkeit u. s. f. noch als fest, verpflichtend und wesentlich gelten. So giebt sich denn das Individuum, das so als Künstler lebt, wohl Verhältnisse zu Anderen, es lebt mit Freunden, Geliebten u. s. f., aber als Genie ist ihm dieß Verhältniß zu seiner bestimmten Wirklichkeit, seinen besonderen Handlungen wie zum an und für sich Allgemeinen zugleich ein nichtiges, und es verhält sich ironisch dagegen. Dieß ist die allgemeine Bedeutung der genialen göttlichen Ironie, als dieser Koncentration des Ich in sich, für welches alle Bande gebrochen sind und das nur in der Seligkeit des Selbstgenusses leben mag. Diese Ironie hat Herr Fr. v. Schlegel erfunden, und viele Andere haben sie nachgeschwatzt, oder schwatzen sie von Neuem wieder nach.

Schleiermacher über die Phantasie (in den „Monologen“ 1800).

O wüßten doch die Menschen diese Götterkraft der Phantasie zu brauchen, die allein den Geist ins freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinausträgt, und ohne die des Menschen Kreis so eng und ängstlich ist! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Lauf des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Mensch nicht unbestimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anstößt, sein inneres Handeln ginge? Aber so sinnlich sind sie in der Sittlichkeit, daß auch sie selbst nur da sich recht vertrauen, wo ihnen die äußere

Darstellung des Handelns Bürgschaft leistet für ihres Bewußtseins Wahrheit. Umsonst steht in der großen Gemeinschaft der Menschen der, der so sich selbst beschränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt ist ihr Thun und Leben anzuschauen; vergebens muß er sich über die träge Langsamkeit der Welt und über ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünscht sich immer neue Verhältnisse, von außen immer andere Aufforderungen zum Handeln und neue Freunde, nachdem die Alten, was sie konnten, auf sein Gemüth gewirkt, und allzulangsam weilt ihm überall das Leben. Und wenns auch in beschleunigterem Lauf ihn tausend neue Wege führen wollte, könnte dann in der kurzen Spanne des Lebens sich die Unendlichkeit erschöpfen? Was Jene niemals sich erwünschen können, gewinne ich durch das innere Spiel der Phantasie. Sie ersetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht; jedes Verhältniß, worin ich einen Andern erblicke, mach ich mir durch sie zum eigenen; es bewegt sich innerlich der Geist, gestaltets seiner Natur gemäß und bildet, wie er handeln würde, im Urtheil vor. Auf gemeines Urtheil der Menschen über fremdes Sein und fremde That, das mit todten Buchstaben nach leeren Formeln berechnet wird, ist freilich kein Verlaß, und gar anders als sie vorher geurtheilt haben, handeln sie hernach. Hat aber, wie es sein muß, wo wahres Leben ist, ein inneres Handeln das Bilden der Phantasie begleitet, und ist das Urtheil dieses innern Handelns lautes Bewußtsein: dann hat das angeschaute Fremde den Geist gebildet, eben als wär es auch in der Wirklichkeit sein Eigenes, als hätte er äußerlich gehandelt. So nehme ich wie bisher auch ferner kraft dieses innern Handelns von der ganzen Welt Besitz, und besser nutz ich Alles in stillem Anschauen, als wenn jedes Bild in raschem Wechsel auch äußere That begleiten müßte.

Stimmen über die „romantische Poesie“ und „romantische Schule“.

(Von Goethe, Frau von Staël, Heine, Fortlage, Rosenkranz, Hettner, Volkelt, Kuno Fischer, Bartsch.)

Goethe (gegen Eckermann d. 21. März 1830): Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht, ist ursprünglich von mir und Schillern ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wahren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei und meine „Iphigenie“, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor fünfzig Jahren niemand dachte.

Frau von Staël: Der Name romantisch ist neuerdings in Deutschland eingeführt worden, um die Poesie zu bezeichnen, deren Ursprung die Gesänge der Troubadours gewesen sind und die aus dem Ritterthum und dem Christenthum erwachsen ist. Wenn man nicht zugibt, daß Heidenthum und Christenthum, Norden und Süden, Alterthum und Mittelalter, Ritterthum und griechisch-römische Einrichtungen sich in die Herrschaft der Literatur getheilt haben, wird man nie im Stande sein unter einem philosophischen Gesichtspunct den antiken und modernen Geschmack zu beurtheilen. Man nimmt das Wort classisch bisweilen für synonym mit vollendet. Ich bediene mich desselben hier in einem andern Sinn, indem ich als die classische Poesie die der

Alten und als die romantische d i e betrachte, welche irgendwie an die ritterlichen Ueberlieferungen sich anschließt. Diese Unterscheidung bezieht sich gleichmäßig auf die beiden Weltzeitalter, auf das, welches der Gründung des Christenthums vorausgegangen, und das, welches derselben gefolgt ist. Man hat auch in verschiedenen deutschen Werken die antike Poesie der Sculptur und die romantische der Malerei verglichen, endlich hat man auf alle Weise den Gang des menschlichen Geistes charakterisirt, indem man von den materialistischen Religionen zu den spiritualistischen, von der Natur überging zur Gottheit.

H e i n e: Was war aber die romantische Schule in Deutschland? Sie war nichts Anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte.

F o r t l a g e (in den „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie"): Wie sich bei Tieck mit dem Humor eine glänzende Märchenwelt in Verbindung gesetzt hat, so bei Jean Paul und Hoffmann ebenfalls zwei eigenthümliche Welten voll phantastisch funkelnder Ideale, so daß mit den drei Arten des Humors [des Jean-Paul'schen, des Hoffmann-Börne'schen und des Tieck'schen] zugleich drei Arten einer neuen mehr romantischen Poesie entstanden sind, welche mehr an den Schimmer und berauschenden Glanz des Orients, als an die einfache Tiefe des alten Griechenthums erinnern. Gegen die Wichtigkeit dieser Erscheinung eines neuen orientalischen Phantasielebens, das sich in den Humoristen offenbart, fällt die humoristische Seite ihrer Poesie selbst als unbedeutend weg. Denn in Beziehung auf den Humor erscheinen sie nur als Fortsetzer des Processes, den das neue Griechenthum begonnen. Aber in Beziehung auf ihr phantastisches Element erscheinen sie als Schöpfer neuer Ideale. Sie umgeben den Tempel des modernen Griechenthums mit einem wunderbaren orientalischen Walde und schaffen es, daß im Gange der modernen Poesie sich nicht bloß Griechenland, sondern auch Persien und Indien wieder gebiert.

R o s e n k r a n z: Der Kosmopolitismus und die Philanthropie der Humanität war in die pädagogischen Experimente der Deutschen und in die blutige Praxis der Französischen Revolution übergegangen, die Klopstock, Kant, Schiller anfänglich mit Entzücken begrüßt hatten. Als aber der Fanatismus einer einseitigen Beschränktheit aus ihr hervortrat, entstand eine Reaction, welche wir gewöhnlich mit dem Namen der Romantik bezeichnen, weil sie ihre Stoffe und Formen aus dem Kreise des ritterlichen Ideals hernahm. Romantisch ist an sich ein eben so allgemeiner ästhetischer Begriff, als Humor. Wie aber dies Wort durch die Englischen Romanschriftsteller, so hat der Ausdruck Romantik durch die deutsche romantische Schule einen besonderen Nebensinn empfangen, nämlich den des Mysteriösen, Katholisirenden, Mittelaltrigen, Wunderliebenden, Märchenträumerischen. Indem man aber das erotische, chevalereske und sacerdotale Ideal der Romanischen Völker wiederholte, mischte sich zugleich ein polemischer Ton in die Reproduction, der das Ideal der Humanität als eine bornirte Philisterei zu verspotten bestimmt war. Es war die Umkehrung der Polemik, welche Voltaire, Rousseau und Diderot im Interesse der humanen Aufklärung dem Aberglauben, dem Vorurtheil und der nationalen Engherzigkeit entgegengesetzt hatten. Die pädagogischen Anstrengungen der Deutschen Basedow, Salzmann, Bahrt, Campe, Pestalozzi, Nicolai, Biester, Gedicke wurden als eine erbärmliche Carricatur verlacht. Im Bedürfniß nach etwas Positivem fand man den modernen Rechtsstand der Humanität sehr langweilig und stellte statt seiner den Feudalstaat als Ideal hin, weil in ihm die Persönlichkeit

als ritterliche sich noch in ihrer ganzen Unbedingtheit habe geltend machen können. Die Willkür und die Leidenschaft sind romantischer, als Gesetz und Pflicht. Die Hörigkeit wurde als ein freies Opfer der Persönlichkeit idealisirt und der Zwang der Gelübde, denen der Ritter sich unterwerfen mußte, vergessen. Statt des kahlen Deismus der protestantischen Aufklärung neigte man sich zum Katholicismus, der das Mysterium der Religion nicht von jedem ersten besten Laien kritisiren und profaniren lasse. Die Nationalität adorirte man als vergangene in der Herrlichkeit des Hohenstaufschen Kaiserreichs, aber die Wirklichkeit des Sächsischen oder Hessischen oder Preußischen Staats fand man lächerlich.

Hettner: Es waren seltsame und vielverschlungene Entwicklungen, aus denen gegen das Ende des Jahrhunderts jene denkwürdige Schriftstellergruppe hervorging, die unter dem Namen der romantischen Schule bekannt ist. Die hervorragendsten Führer dieser neuen Bewegung, die beiden Brüder Schlegel einerseits, und Ludwig Tieck andererseits, waren anfangs von einander durchaus unabhängig und ohne alle persönliche Berührung. Die Schlegel wurzelten in wissenschaftlichen Stimmungen und Neigungen, Tieck in dichterischen. Aber beide Theile waren erfüllt von der gleichen Begeisterung für ächte Poesie und Schönheit, wie sie so eben durch das große Schaffen Goethe's und Schillers lebendig und jugendkräftig geweckt worden, von dem gleichen Haß gegen die anspruchsvolle Plattheit und Philisterei der herrschenden Tagesgötzen. So bildete sich allmählich unter den Alters- und Gesinnungsgenossen das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, das Streben nach festem Zusammenwirken. Der Kreis erweiterte sich durch Gleichgestimmte. Erst seit dieser Wendung kann man von einer einheitlichen Schule sprechen. — — Kühne und stolze Zukunftshoffnungen. Es handelte sich um eine Umgestaltung der Literatur von Grund aus. Gleichwohl war die Art dieser Umgestaltung ein Rückschritt. Worin sie ihre Stärke suchte, das war die kläglichste Schwäche. Freilich im Kampf gegen die Enge der herrschenden Aufklärungsbildung und gegen die Plattheit der blos naturalistischen Dichtung standen diese poesieberauschten Jünglinge mit Goethe und Schiller auf gemeinsamem Boden und konnten daher von diesen eine Zeitlang als erwünschte Bundesgenossen betrachtet werden. Sobald sie aber aus der Verneinung zur Bejahung fortschreiten wollten, zeigte sich, daß sie in ihrem innersten Wesen doch nur innerlich unfertige Nachzügler der Sturm- und Drangperiode waren, die es so wenig als ihre Aufgabe erkannten, sich aus diesen Wirren zu klarer und in sich versöhnter Bildungsharmonie herauszugestalten, daß sie vielmehr ihr ganzes Sein und Denken lediglich darauf stellten, diesen von Goethe und Schiller längst überwundenen Standpunkt wieder zu Norm und Ziel des gesammten Lebens und Dichtens zu machen, wenn auch in neuer und eigenthümlicher Weise. — — Romantisch nannte sich diese einseitige Ueberschwenglichkeit des Phantasielebens, weil ihr naturgemäß die überquellende Innerlichkeit und der ahnungsvolle Dämmerschein des mittelalterlichen Denkens und Empfindens unendlich wahlverwandter sein mußte, als die helle und gemessene Plastik und Hoheit der Alten. Nach allen Seiten hin und mit unerschrockenster Folgerichtigkeit hat die romantische Schule diese philosophisch poetische Phantastik durchgeführt.

Volkelt (in „Traum-Phantasie"): Ein historischer Beweis für die nahe Verwandtschaft der Fichte'schen Welt mit dem Traume liegt darin, daß die romantische Schule, der sich die Welt ihrer Sehnsucht als ein Reich märchenhaften, ja ausschweifenden und verzerrten Träumens darstellte, in ihrem philosophischen Hauptvertreter direct an die Wissenschaftslehre Fichte's anknüpfte. Friedrich Schlegel setzte statt des Fichte'-

schen Ich, das sich, nicht nach Art eines wahrhaften Ich, unter die Fesseln des Allgemeinen gethan hatte, ein solches wahrhaftes Ich auf den Thron. Er machte mit der absoluten Selbständigkeit und Freiheit des Ich vollen Ernst. Die gesetzgeberische „Einbildungskraft“ wurde zur willkürlich spielenden „Phantasie.“ Wer das souveräne Ich in sich entdeckt hat, für den ist die Welt nicht, wie Fichte will, Material zu saurer Arbeit, sondern ein Spielball zu sorglosem Genuß. Wie der Träumer, so setzt sich das geniale Ich über alle Gesetze und Schranken der Welt hinweg.

Kuno Fischer (in der „Gesch. der neuern Philosophie“): Die sogenannte romantische Dichterschule Deutschlands war eben in ihrer Entstehung begriffen, in den Anfängen ihres eigenen literarischen Daseins. Die Gebrüder Schlegel hatten sich im „Athenäum“ eine besondere Zeitschrift gegründet, deren erstes Stück Ostern 1798 erschienen war. Seit dem Frühjahr 1796 lebte der ältere Schlegel, gleichsam von Schiller gerufen, in Jena, ein willkommener Mitarbeiter der Horen, ungemein und in hervorragender Weise als Kritiker thätig an der allgemeinen jena'schen Literaturzeitung, außerdem beschäftigt mit einer Menge ästhetischer Arbeiten, unter denen die wichtigste seine berühmte damals beginnende Shakespeare-Uebersetzung war. Friedrich Schlegel war dem Bruder im August 1796 nach Jena gefolgt, Hardenberg, damals in Weißenfels und seit Jahren mit Friedrich Schlegel vertraut befreundet, kam in jener Zeit oft nach Jena herüber, um seine leidende Braut und den Freund zu besuchen. So schloß sich hier der erste kleine Kreis einer geistigen Verbindung, die verwandte Elemente anzog, sich erweiterte und bald eine literarisch bedeutsame Genossenschaft wurde. In der Bewunderung fichte'scher Philosophie und goethe'scher Dichtung stimmten die Freunde zusammen. Friedrich Schlegel nannte neben der französischen Revolution den Wilhelm Meister und die Wissenschaftslehre die größten Tendenzen des Jahrhunderts, aber eine neidische Abneigung stachelte ihn gegen Schiller, und durch eine anmaßende, übelwollende und mehr als unbillige Beurtheilung des Musenalmanachs von 1796 verdarb er sich die Stellung in Jena und seinem Bruder das gute Einvernehmen mit Schiller. Andere störende Einflüsse traten dazu. Das Verhältniß zu den Horen, die selbst schon dem Ende nahe waren, löste sich, auch das zu der Literaturzeitung fing an sich zu lockern; in dem Schlegel'schen Kreise regte sich das Bedürfniß nach einer eigenen Zeitschrift, die dann im Athenäum zu Stande kam. Friedrich Schlegel ging im Anfang des Sommers 1797 nach Berlin und trat hier in neue für die beginnende Dichterschule wichtige Beziehungen, er lernte Tieck kennen, schloß mit Schleiermacher eine innige Freundschaft und fand in Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohns, eine Frau, die ihn anbetete und bereit war, das Ideal der poetischen Liebe mit ihm zu verwirklichen. So entstanden in Jena und Berlin die beiden ersten Sammelpunkte der neuromantischen Richtung, verknüpft zunächst in der Person Friedrich Schlegels. Jeder der beiden Kreise fand in einer genialen Frau sein weibliches Centrum, der Berliner in Rahel Levin, der jena'sche in Caroline Schlegel. Diese Frauen hatten, jede in ihrer Weise, das volle Vermögen, goethe'sche Poesie und fichte'sches Philosophiren nicht bloß zu verstehen, sondern nachzuleben und in dem productiven Geiste der beiden einander so unähnlichen Erscheinungen das Gleichartige zu empfinden. Hier lag, weiblich vorempfunden, eine Synthese, die wissenschaftlich gesucht und gestaltet werden sollte durch einen Kopf, der sich berufen fühlte, die Wissenschaftslehre mit einer der goethe'schen Betrachtungsweise congenialen Weltanschauung zu sättigen und aus dem schaffenden Ich die schaffende Natur zu lösen. Dieser Kopf war Schelling. Und diesen seinen Beruf, in dem Reiche der Philosophie der Erbe Fichte's und Goethe's zu werden, hat niemand größer gesehen als Caroline Schlegel, die erst seine Freundin, dann seine

Frau wurde und in dem thatenvollsten und geistig fruchtbarsten Jahrzehnt seines Lebens in Wahrheit seine Muse gewesen ist. (Leben Schellings I, S. 34—36.)

Unsern großen Dichtern galt die Kunst nicht als ein vereinzeltes Schaffen, sondern wurde ihnen die Seele der Welt, der Weltbetrachtung, der Menschenerziehung, die gestaltende und vollendende Macht der Natur und Bildung. In dieser ästhetischen Betrachtungsweise im universellsten Sinne des Worts begegneten sich Goethe und Schiller, jener ruhte in ihr als seinem Element, dieser erreichte in ihr den höchsten Ausdruck und das Ziel seines philosophischen Denkens. Die neuromantischen Poeten trieben in dieser Richtung weiter; sie waren inspirirt von dem Thema, daß alles phantasiegemäß und poetisch werden müsse, daß die Poesie alles in allem sei, zugleich das Mysterium der Welt und dessen Enthüllung; Natur und Geschichte seien das göttliche Weltgedicht, die geniale menschliche Dichtung dessen Offenbarung, so sei die Poesie in Wahrheit die höchste Realität, zugleich Urbild und Abbild; abgetrennt von ihr gebe es weder ächte Erkenntniß noch ächte Religion noch überhaupt wahre universelle Bildung. Zu der letzteren aber gehört vor allem, daß man die Weltdichtung in sich aufnimmt, die großen Dichter der Menschheit congenial erkennt, und so lebendig als möglich sich aneignet. Friedrich Schlegel möchte der Winckelmann der griechischen Dichtung werden; sein Bruder übersetzt den Shakespeare, Tieck den Don Quixote, Gries den Tasso; durch den älteren Schlegel wird gleichzeitig Dante in den Kreis der poetischen Forschung gezogen und schon die Aufmerksamkeit auf die indische Poesie gerichtet; durch ihn und Gries später Calderon übersetzt. Das Weltreich der Poesie, das im Plane der Romantiker liegt, breitet sich aus, diese Uebersetzungen und Erforschungen fremder Dichtung sind nicht wie gelehrte Streifzüge, sondern wie eroberte Provinzen der einen poetischen Welt. Das Streben nach Einheit und Universalität erfüllt dieses neupoetische Geschlecht und erklärt (abgesehen von den Beweggründen zweiten und dritten Ranges), wie dieselben Geister zuerst in der Verherrlichung der französischen Revolution und später in der Verherrlichung der katholischen Kirche schwelgen konnten. Es ist nicht bloß der Fall aus einem Extrem in das andere, sondern, aus der Einheitstendenz betrachtet, sind hier entgegengesetzte Verwandtschaften im Spiel, die sogar zugleich empfunden werden konnten. Während Friedrich Schlegel noch für die Weltrevolution schwärmt, ist sein Busenfreund Novalis schon begeistert für die Weltkirche. Und Dorothea Veit, während sie sich als Lucinde fühlt, hat schon die Vorempfindung ihres Uebertritts zum Katholicismus. (Ebenda S. 48—50.)

Bartsch (in „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804 bis 1808“): Die Richtung der Romantiker war hervorgegangen aus einem gewissen Gegensatze zu der Richtung des Classicismus. Dieser, der am Ende des 18. Jahrhunderts im Bunde von Goethe und Schiller seinen Höhepunkt erreichte, ruhte auf Durchdringung und Verschmelzung des deutschen Geistes mit dem Geiste der Antike. Aber er drohte umzuschlagen in eine einseitige Verehrung und Vergötterung der antiken Welt auf Kosten des nationalen Elementes. Dieser einseitigen Richtung warfen die Bestrebungen der Romantiker sich entgegen. Nicht als wenn sie von der Schönheit antiker Kunst und Poesie eine geringe Meinung gehabt hätten — die kritischen und literarischen Schriften der Brüder Schlegel widerlegen eine solche Auffassung — aber sie zeigten, indem sie hier an Ideen von Herder anknüpften, daß nicht ein einziges Zeitalter und nicht ein einziges Volk die Kunst und Poesie ausschließlich besessen, sie wiesen die historische Entwicklung von Kunst und Poesie an der Geschichte der Völker nach. Daß ihre Richtung ebenso eine einseitige war, kann nicht geleugnet werden; ihre Vergötterung

des Mittelalters hatte etwas Ungesundes; aber sie haben, indem sie der heimischen Poesie größere Beachtung schenkten, nicht nur unserer modernen Dichtung neue Lebenselemente zugeführt, sondern vor allem die Anregung zu einer ernsteren, wissenschaftlichen Beschäftigung mit der deutschen Literatur des Mittelalters gegeben. Erst von Seiten des literargeschichtlichen Studiums des deutschen Alterthums begann dann die Vertiefung der sprachlichen Forschung. Jena und Berlin waren die Ausgangspunkte der romantischen Schule gewesen; dort hatten die Brüder Schlegel, hier L. Tieck ihre Wirksamkeit begonnen. In der Zeit aber, als unsere Universität ihre Erneuerung erfuhr, wurde Heidelberg auf mehrere Jahre ein dritter Mittelpunkt romantischer Bestrebungen, die für die Entwicklung der altdeutschen Studien von sehr bedeutendem Einflusse waren.

Aus dem Gespräch Mortimers und Maria's in Schillers „Maria Stuart" (1800).

Mortimer. Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
In finsterm Haß des Papstthums aufgesäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feste Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimath hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sonnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Maria. O, schonet mein! Nicht weiter. Höret auf
Den frischen Lebensteppich vor mir auszubreiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer. Auch ich war's, Königin! und mein Gefängniß
Sprang auf, und frei auf einmal fühlte sich
Der Geist, des Lebens schönen Tag begrüßend.
Haß schwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schließen.
Viel edle Schotten drängten sich an mich
Und der Franzosen muntre Landsmannschaften.
Sie brachten mich zu eurem edeln Oheim,
Dem Kardinal von Guise — Welch ein Mann!
Wie sicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Geboren, um die Geister zu regieren!
Das Muster eines königlichen Priesters,
Ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah!

Maria. Ihr habt sein theures Angesicht gesehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O, redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer. Der Treffliche ließ selber sich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten
Und meines Herzens Zweifel zu zerstreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menschen ewig in der Irre leitet,
Daß seine Augen sehen müssen, was
Das Herz soll glauben, daß ein sichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geist der Wahrheit
Geruht hat auf den Sitzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'schen Seele,
Wie schwanden sie vor seinem siegenden
Verstand und vor der Suada seines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände.



2. Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul).

Geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel; gest. den 14. Nov. 1825 in Bayreuth.

Motto: Mein Dank an Gott: Du hast mir jene Klarheit gegeben und Stille über alle Wogen des Herzens und der Zeit! Ich sehe und fühle zugleich, und beides gleich stark. Ich war kein Kalter, wenn ich philosophierte und die Gesetze der Darstellung erwog; ich war kein Heißer, wenn ich mit Thränen im Auge nie erlebte Szenen der Wonne und Liebe darstellte. Ich wußte immer alles; und sogar im Sterben werde ich bemerken, daß ich sterbe und also nicht mehr bemerke. Doch letzteres ist mir einerlei; ob ich vergehe, wenn ich nur gehe; oben bleibt mir doch der treu, der nie vergeht, weil er nie entsteht. (Bei E. Förster im Leben „Jean Pauls".)

Das Erfreuliche und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit; aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern meine innere, welche unter dem hohen Schnee der äußern Lage ihre Blumen und Blüten und den ganzen Frühling trieb.

Ist Dichten Weissagen: so ist romantisches das Ahnen einer größern Zukunft als hiernieden Raum hat; die romantischen Blüten schwimmen um uns, wie nie gesehene Samenarten durch das allverbindende Meer aus der neuen Welt, noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Strand anschwammen. (Jean Paul.)

Poetam immortalem, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, principem ingenii, doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertorem acerrimum, debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae, Virum qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus ejus omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem, pietatem, reverentiam — so nannte den Dichter das pergamentne Diplom, auf dem ihm unter dem Vortritt Hegels und Kreuzers die Professoren Heidelbergs im Sommer 1817 die Würde eines Doctors der Philosophie und der freien Künste übertrugen.

Selbstbekenntnisse Jean Pauls.

In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offne Himmelspforte, durch welche ich hineinsah in lange lange Freudengärten. Nie vergess' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlage, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr, und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine blos im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte.

(In der ersten „Vorlesung" über sein Leben.)

Aber dem Herbste wandte sich unser Held [Jean Paul] noch mit einer besondern Kehrseite zu; und diese war, daß er von jeher eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen in sich getragen. Er ist ein häusliches Schalthier, das sich recht behaglich in die engsten Windungen des Gehäuses zurückschiebt und verliebt, nur daß es jedesmal die Schneckenschale breit offen haben will, um dann die vier Fühlfäden nicht etwa so weit als vier Schmetterlingsflügel in die Lüfte zu erheben, sondern noch zehnmal weiter bis an den Himmel hinauf strecken will; wenigstens mit jedem Fühlfaden an einen der vier Trabanten Jupiters. (Ebenda.)

In bloßen lyrischen Ergießungen, worin der Geist sich selber beschauet, malet Leibgeber seinen Welt-Humor, der nie das Einzelne meint und tadelt, was sein Freund Siebenkäs viel mehr thut, welchem ich daher mehr Laune als Humor zuschreiben möchte.

(In der „Vorschule der Aesthetik".)

Nie hab' ich gesuchten Witz, sondern nur suchenden; die zwei Brennpunkte meiner närrischen Ellipse, Hesperus-Rührung und Schoppens-Wildheit, sind meine ewig ziehenden Punkte; und nur gequält geh' ich zwischen beiden, entweder blos erzählend oder blos philosophirend, erkältet auf und ab. (An Knebel d. 16. Jan. 1807.)

Der Verfasser der unsichtbaren Loge hatte von Lichtenberg so starke Bußpredigten gegen die Menschenkunde der deutschen Romanschreiber und Dichter gelesen, und gegen ihre so große Unwissenheit in Realien ebenso wol, als in Personalien, daß er zum Glück den Muth nicht hatte, wenigstens früher als im 28sten Jahre das romantische Wagstück zu übernehmen. Er fürchtete immer, ein Dichter müsse so gut wie ein Maler und Baumeister etwas wissen, wenn auch wenig; ja er müsse (die Sache noch höher getrieben) sogar von Grenzwissenschaften (und freilich umgrenzen alle Wissenschaften die Poesie) manches verstehen, sowie der Maler von Anatomie, von Chemie, Götterlehre und sonst. Und in der That hat sich Niemand so stark als Goethe — der unter allen bekannten Dichtern die meisten Grundkenntnisse in sich verknüpft, von der Reichspraxis und Rechtslehre an, durch alle Kunststudien hindurch bis zur Berg- und Pflanzen- und jeder Naturwissenschaft hinauf — als den festen und zierlichen Pfeiler des Grundsatzes hingestellt, daß erst ein Dichter, welcher Licht in der einen und andern Sache hat, sich kann hören lassen, so daß sich's hier verhielte mit den Dichtungen, wie

mit den Pflanzen, welche bei aller Nahrung durch Wärme, Feuchte und Luft doch nur Früchte ohne Geschmack und Brennstoff bringen, wenn ihnen das Sonnenlicht gebrach.

(Vorrede zur „unsichtbaren Loge" v. 24. Juni 1821.)

Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der: mit den beiden andern zu wechseln.

(In der Vorrede zum „Leben des Quintus Fixlein" v. 29. Jun. 1795.)

Einige Vorworte aus meiner künftigen Lebensbeschreibung — wenn sie anders noch auf das Papier gelangt — scheinen zum Würdigen und Entschuldigen dieser Jugendarbeit [der „Grönländischen Prozesse"] nöthig und erlaubt zu sein. Der Verfasser schrieb sie in seinem neunzehnten Jahre als Student in Leipzig nieder. In seinem achtzehnten hatte er nach Erasmus eine zweite Lobrede der Narrheit gemacht, welche, da sie selber sich unter keine Presse einzudrängen vermochte, ihre besten Stellen den „Grönländischen Prozessen" zum Drucke abtreten mußte — was alles zehnmal ausführlicher in der möglichen Selberlebens-Beschreibung vorkommen kann. Erasmus Lobrede, Popens Dunziade und Youngs Satiren waren seine satirischen Musen und Bonnen und Hausfranzösinnen, bei welchen er im Komischen etwas thun wollte. Jetzo sieht er freilich ein, daß man nur zwischen ernster Bitterkeit und freiem Scherz, zwischen Juvenal-Persius und zwischen Horaz oder Aristophanes, oder Swift oder Sterne oder Shakespeare, welche alle mit ihrem Komischen dem Juvenal-Persius entgegenstehen, ausschließend zu wählen und sich zu entscheiden habe, indem die widerspenstige Hin- und Hermischung des Spottzorns mit der Lust, der Bußpredigt mit dem Lustspiel immer nur entweder eine falsche sich selbst aufreibende Ironie oder eine eben solche Strafrede und folglich beides auf einmal gebären kann.

(Vorrede zur zweiten Auflage der „Grönländischen Prozesse" v. 30. Mai 1821.)

Der Jüngling will in seine erste Schrift alle seine Jahre, vom ersten bis zum Druckjahre, überfüllt hineinpressen und ausdrücken, als blieb' ihm keine zweite, zwanzigste mehr übrig, wo er nur wenige nächste Jahre auszusprechen hat. Er schreibt wie ein Lapidar-Schriftsteller das ganze Werkchen mit lauter Anfang- und Kapital- und Versallettern; noch lieber thät' er's in lauter Sonntags-Buchstaben. „Junge Kiele haben Blut" schreibt mit so vielem Recht und Verstand eben der Jüngling in der hintern Vorrede seines Buchs, dem ich in dieser vordern das Wort rede [Hippel?]; denn erst später verwandelt der reifende Kiel das Blut in eine sogenannte Seele und läßt sich vom Federmesser der Kritik geschickt zum Schreiben zuschneiden und den Ueberfluß nehmen. Dann tritt jene bildersparende Einfachheit hervor, wodurch gegenwärtiger Verfasser sein Jetzt von seinem Sonst auszuzeichnen sucht, ganz unbekümmert darüber, daß er auf diese Weise immer eine neue Außenseite nach der andern auf eine alte deckt, dem Erdkörper ähnlich, der nach Cuvier vierzehn Oberflächen auf einander hat, wovon die letzte, auf der ich schreibe, die blühendste ist.

(Ebenda.)

Seit dem dreizehnten Jahr treib ich Philosophie, warf sie im 25. weit weg von mir aus Skepsis, und holte sie wieder zur Satire; und später näherte sich ihr (aber blöde) das Herz.
(An Jacobi 1799.)

Dichter und Alle wirkten nicht so als die Philosophen, die wenigstens bei mir dem Ideen-Willen eine lange anhaltende Richtung geben. Außer der Philosophie weiß ich kein so gutes Treibmittel des Gehirns als höchstens Kaffee und Schach.
(An ebendenselben.)

Der Tonkunst war meine Seele (vielleicht der väterlichen ähnlich) überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argus-Ohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalkadenzen heimorgelte: so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobenes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweihe, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den gebänderten Bauernpurschen vor der Mauer unsers Pfarrhofes mit Schallmeien und Geigen vorüberzogen: so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und die Frühlinge der Lust spielten darin mit Frühlingen, und an des Vaters Predigten dacht' ich mit keiner Sylbe.
(Aus der ersten „Vorlesung“ über sein Leben.)

Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so dringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen und ich will auf dem Klavier sie aussprechen.
(Bei E. Förster im Leben „Jean Pauls“.)

Nichts erschöpft und rührt mich mehr, als das Phantasieren auf dem Klavier. Ich könnte mich todt phantasieren. Alle untergesunkenen Gefühle und Geister steigen herauf; meine Hand und mein Auge und Herz wissen keine Grenze; endlich schließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen. (Ebenda.)

Im Gegensatz gegen „Goethe, der (auf Reisen) alles bestimmt auffaßte,“ meinte Jean Paul von sich, „daß ihm alles romantisch zerfließe.“
(Aus E. Försters Leben „Jean Pauls.)

Urtheile über Jean Paul.

(Von Goethe, Schiller, Charlotte von Kalb, Herder, Caroline Herder, Frau von Staël, Börne, Heine, Fortlage, Lev. Schücking, Gelzer, Kühne, Hettner, Carriere, R. Kögel, Fr. Vischer.)

Aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel. **G.** d. 10. Juni 1795: Hier ein Tragelaph von der ersten Sorte. **Sch.** d. 12. Juni 1795: Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist. Er gefällt mir noch besser als die Lebensläufe. **G.** d. 18. Juni 1795: Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zu Reinigung seines Geschmackes kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht. Sie erhalten noch zwei Bände dieses wunderlichen Werks. **G.** d. 15. Dec. 1795: Uebrigens sind jetzt die Hundsposttage das Werk, worauf unser feineres Publicum

seinen Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünschte, daß der gute Mann in Hof, bei diesen traurigen Wintertagen, etwas angenehmes davon empfände. Sch. d. 17. Dec. 1795: Daß in Weimar jetzt die Hundsposttage grassiren, ist mir ordentlich psychologisch merkwürdig; denn man sollte sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könnte, als diese Production und Clara du Plessis ist. Nicht leicht ist mir ein solches Beispiel von Charakterlosigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen. G. d. 18. Juni 1796: Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Richter hier ist. Er wird Sie mit Knebeln besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen. Derselbe d. 22. Juni 1796: Richter ist ein so complicirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen; Sie müssen und werden ihn sehen und wir uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen. Sch. d. 28. Juni 1796: Vom Hesperus habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie einer der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal, und kann also noch wenig von ihm sagen. G. d. 29. Juni 1796: Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch etwas in sich aufzunehmen hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Annuthung zu uns zu haben scheint. Sch. d. 17. Aug. 1797: Ich möchte wissen, ob diese Schmidt, diese Richter, diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einsylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitivem liegt oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben gegen ihren idealischen Hang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so däucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht. G. d. 6. Sept. 1798: Da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien, er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so grade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. Dieses und seine fernere Versicherung, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir dann das Duplum und Triplum von Productionen wohl an das Tageslicht fördern werden.

Xenion:

> Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
> Seine Armuth, Du wärst unsrer Bewunderung werth.

Goethe (im West-östlichen Divan): Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe. —

Allerdings zeigen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei doch wohlwollenden, frommen Sinn. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die

seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird. Wenn wir nun vor Kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke: Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Principalcommissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Bruststücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingstprogramm, Maurerisch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f. Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind oder durch das Conversations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten dieselbe Verfahrungs-Art auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen. Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb so unendlich verclausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse: so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Aus den „Fragmenten“ (Athenäum I, 2, S. 33): Gäbe es eine Kunst Individuen zu verschmelzen oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr als wünschen, wozu sie überall so viel Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht [Tieck] kombinirt sehen. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts phantastische Bildung vereinigt würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.

Charlotte von Kalb (an Jean Paul): In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten Aufmerksamkeit und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gerne verweilte, und in diesem Gedankenraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche meiner Seele vorüber. — Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innigst beglückt, dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies einzelne Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einzelne Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwelkliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand! — Wieland hat vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Yorik, unsern Rabelais; das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den anmuthigsten, überraschendsten Wendungen sich ergießt, dies alles erkennt

er mit inniger Freude in Ihren Schriften. — Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rektor Freudel. Sonst wirken Satiren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn, selbst in der Dämmerung, schwingen die meisten die Geißel der Satire willkürlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere. — Ihrem Blick hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet, Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Licht Ihres Geistes. — Sie finden hier noch mehrere Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß: Herr von Knebel, der Uebersetzer der Elegien von Properz in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. — Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja wir hoffen, daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntniß und diesem Talent, feine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freude der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden! (Aus Weimar d. 29. Febr. 1796.)

Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts; schale Form, kein Inhalt. In Ihnen erscheint uns aber ein Geist, Herz und Seele, der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn. (Aus Weimar d. 13. Mai 1796.)

Herder (an F. H. Jacobi): Mit Richter hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder verdient, noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue größre Kiste, voll von alledem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei und der Stern geht immer über seinem Haupte. — — Ich kann von ihm nichts sagen, als er ist ganz Herz und Geist; ein feinklingender Ton auf der Harfe der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es soviel zersprungene Saiten und verstimmte Töne gibt wie — ich z. B. Aber, sagt der Apostel Paulus, mir ist Barmherzigkeit widerfahren.

Caroline Herder (in den „Erinnerungen aus dem Leben J. G.'s v. Herder): So sehr verschieden zuweilen ihre Ansichten [Herders und Richters] über eine Sache waren, so waren sie doch in den Grundsätzen und Empfindungen immer Eins (z. B. in Richters Urtheilen über die Weiber, wo Herder glaubte: er mache sie zu wehmüthig, zu grübelnd über sich selbst und vielleicht dadurch zu wenig thätig, u. a.). Reichhaltige Unterredungen entstanden hierüber, sowie über Richters damalige Manier, unbeschadet Herders Hochachtung für ihn; vielmehr hielt er seinen Genius, seinen reichen überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemüthlosen, bloß in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, welche er „Brunnen ohne Wasser“ nannte. So hoch er auch in einigen Dichtungen jener Zeit den poetischen Werth anerkannte, wenn sie dem edeln Geiste dienten, so widrig und verächtlich war es ihm, wenn sie ihre Kunst anwendeten, die Sittlichkeit, die Religion, das menschliche Gemüth zu mißhandeln und irre zu leiten; wenn sie die Vergötterung der Kunst der Veredlung der Menschheit durch sie vorzogen, unwürdig ihres göttlichen Dichterberufes, unverantwortlich verführend durch ihr Beispiel. „Richter steht gegen diese,“ sagte Herder oft, „auf einer hohen Stufe; ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden

Genius, er bringt wieder neues frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst."

Frau von Staël (in dem Buch „de l'Allemagne" 1813): Ein anderer, neuerer und berühmterer Schriftsteller als Claudius hat sich in Deutschland große Achtung erworben durch Werke, die man Romane nennen würde, wenn eine bekannte Bezeichnung auf so außerordentliche Producte passen könnte. J. Paul Richter hat sicherlich mehr Geist, als nöthig ist, um ein Werk zu verfassen, das die Fremden eben so sehr interessiren würde als die Deutschen, und nichtsdestoweniger wird Nichts von dem, was er geschrieben, Deutschlands Grenzen überschreiten. Seine Bewunderer werden zwar sagen, daß dies gerade zur Originalität seines Geistes gehört, doch will es mir scheinen, daß seine Fehler daran eben so viel Schuld tragen als seine guten Eigenschaften. — — Man findet indessen bewunderungswürdige Schönheiten in J. Pauls Werken; aber die Ordnung und der Plan seiner Gemälde sind so mangelhaft, daß die licht- und genievollsten Züge in der Unordnung des Ganzen sich verlieren.

Börne: Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne, das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der blendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben und heitern Scherz und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

(Anfang der „Denkrede auf Jean Paul" geh. d. 2. Dec. 1825.)

Grillparzer:

O wie so gerne, Jean Paul! pflück' ich deine herrlichen Früchte,
Hab' ich glücklich den Zaun blühender Hecken passirt.

Heine: Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich

darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müßte. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der Goethe'schen Kunstschule. Er steht ganz isoliert in seiner Zeit, eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren Eins und Dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Lesen und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind. — — Ich habe erwähnt, wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland voranging. Dieses Letztere jedoch, aufs Praktische angewiesen, hat sich der abstrusen Verworrenheit, der barocken Darstellungsart und des ungenießbaren Stiles der Jean-Paulschen Schriften zu enthalten gewußt. Von diesem Stile kann sich ein klarer, wohlredigierter, französischer Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß, wenn eine neue Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüten und Blättern sich ausbreiten ließe, diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Cedern, Palmen und Bananen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer sein als eben er im Schaffen und Denken.

F o r t l a g e: Bei Jean Paul quillt die orientalische Glut aus der Naturbetrachtung und dem Leben in der Natur, welche wegen der Unerschöpflichkeit ihrer Erscheinungen, wegen der Blicke, die sie uns eröffnet in die unendliche Fülle der gebärenden Gottheit, wegen des Balsams der Milde, Liebe und Barmherzigkeit, welcher uns oft aus ihrem Odem quillt, uns umwebt und umwallt wie ein unermeßlicher Wald der Andacht, gleich den alten Götterhainen Apollo's, von denen gesungen wird: „Aus deinen Wäldern mög' ein Hauch die Seele mir erschüttern!" Es ist nicht ein kaltblickendes Auge, womit bei Jean Paul die Natur angesehen wird, sondern ihre Wunder flammen im Blicke der Liebe und des Schmerzes. So wie wir im tiefen Schmerz am leichtesten dazu kommen, uns zu dem herabzuneigen, was unter unsern Füßen ist, und unser Auge zu kehren zu den Verachteten und Verstoßenen, so sind wir dann auch am geneigtesten, uns mitfühlend und weich herabzuneigen zu den Blumen und Sträuchern, den Schwestern der Sakuntala, und zu den kleinen armen verminderten Existenzen, welche uns in Steinen, Gräsern, Mücken und Wassertropfen umstarren, umfliegen und umrauschen. Dem gebrochenen Herzen, so wie dem liebenden, öffnet die Natur am meisten ihre Herrlichkeit und ihren Reichthum. Für beide schrieb Jean Paul; am meisten aber appellirt er an die Herzen, die gebeugt oder gebrochen sind, und irgend einen bedeutenden Riß in ihren Idealen erfuhren.

Levin Schücking (im Jahrbuch der Literatur 1839): Hippel lebte zur Zeit des ersten Enthusiasmus für die englische Literatur; wenigstens anregend haben Sterne und Goldsmith auf ihn gewirkt, während sein größerer Geistesbruder Jean Paul ganz Sterne's Verbindung von ächter Sentimentalität und Humor besitzt, Butler auf sich wirken ließ nnd eine durchaus Shakespear'sche Hoheit der Weltansichten, Tiefe und Größe von Ideen und Conceptionen entwickelt.

Gelzer: Herder und Jacobi standen in ihrem Jünglings-Alter, als in einer kleinen Stadt des Fichtel-Gebirges, in Wunsiedel, Jean Paul Friedrich Richter geboren wurde, auf den das geistige Erbe jener beiden Männer überging: Herders poetische und Jacobi's philosophische Erfassung und Beleuchtung der Religion. Sein einflußreichstes Auftreten, im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, fällt in eine Zeit, in welcher der Glaube an das göttlich Ueberweltliche von der Philosophie nur geduldet, von der Poesie meist verschmäht wurde. Jean Paul's tiefe Wirkung, die begeisterte Aufnahme, die er fand, beruht eben darauf, daß ein Geist, wie der seinige, in der Schule des philosophischen Denkens wohl geübt und zugleich mit poetischer Schöpferkraft reich begabt, aus seinen Schriften die reinere Welt eines religiös erhobenen Daseins wie einen ersehnten Frühling hervorgehen ließ.

Kühne: Jean Paul war eine große Nothwendigkeit zur Entfaltung dessen, was am Deutschen das Deutscheste war. Die Muse unseres Volkes hatte lange genug französirt und hellenisirt. Ehe sie mit den Romantikern auch romanisirte und endlich orientalisirte, wollte sie sich am heimischen Herde zu Krähwinkel noch ein Gütchen thun und die kaum noch glimmenden Kohlen dort schüren. Und aus dem Elend der nächsten heimischen Welt stiegen mit ihm ungeahnte Glückseligkeitsträume, an der fast erkalteten Feuerstelle Flammen auf, die der germanische Vestatempel hüten sollte. Jean Paul war ein nothwendiger Gegensatz zu unsern Classikern. Beim fortgesetzten Hellenisiren wären wir vielleicht Gefahr gelaufen im Terrorismus der Formen zu verknöchern, zu versteinern oder hätten den deutschen Inhalt und was als Brot des Lebens noththut eingebüßt. Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allerweltsrichtung der Windrose. Aber den nothwendigen Contrast zu Jenen bildete er wie Diese. Er seinerseits freilich kehrte in den Hütten des Elends ein und schilderte Lust und Leid des armen Volks, das zu den Palästen der Großen in der goldnen Literatur mit seinen Schmerzen und Freuden keinen Zugang fand. Darin war er und bleibt er groß, ein liebevoller, weinender und lachender Seelsorger, der den heimlich verborgenen Himmel des innern Glücks im tiefsten Jammer noch aufdeckt und predigt, den Wiedergewinn verlorener Paradiese im geknechteten Elend unserer Nation verkündigte. Für die Sabbathsfeier stiller reiner Seelen gibt es keinen besseren Priester. Ist er bei alledem eine Sonderlingsnatur, so kommt das auf Kosten des gewaltsamen Durchbruchs aufgestaueter Elemente und versagter Rechte. Und wenn wir nachweisen wollen, wie er geworden, aufdecken, was an ihm verfallen und vergänglich, so müssen wir freilich wohl hindeuten auf das was an der Zeit ist, aber auch eingedenk bleiben seines eignen Spruchs, daß die Sonnenuhr nicht die Sonne meistern darf. Börne, Heine und Frau von Staël hatten in ihren Auffassungen Jean Pauls sämmtlich Recht, aber Jeder nur sehr einseitig. Er war ein Hoherpriester, er war ein confuser Polyhistor und ein genialer Kleinstädter, aber Alles zugleich und in vollem Maße. Glücklicherweise hat er keine Schule gestiftet, kein Nachgefolge, keine Nachahmer von Belang gehabt; er steht in deutscher Literatur- und Culturgeschichte als ein Unicum da.

Hettner (in „die romantische Schule“ 1850): Wir nennen Jean Paul einen Humoristen, und, was man auch dagegen sagen mag, in vielen Partien ist er oft ein Humorist ersten Ranges. Der Humor ist das schönste Kind des Schmerzes und der Sehnsucht, aber er ist eben nur da, wo Schmerz und Sehnsucht ist. Auch Jean Paul hat sich von Jugend auf in sein eigenes Schneckenhaus verschanzt und glaubt nicht eher Ruhe finden zu können, als „hinter der Spiegelexistenz“ dieser Erde, droben in dem „überirdisch bedeckten Reiche, das der hiesigen Nichtigkeit sich unterbaut.“ Sein liebstes Geschäft ist „Gräber offen zu zeigen“, denn höher könne es die Phantasie doch nicht bringen, als höchstens „versteinerte Blüten eines Klima zu graben, das auf dieser Erde nicht zu finden sei.“ Goethe haftet ihm zu sehr am nahen Grün der Erde, er bleibt lieber bei seinem Klopstock, der das „tiefe Blau des Himmels“ malt. Und doch ist Jean Paul der Gesündeste unter all diesen jungen Talenten. So bitter er auch über den Druck der Erde und das Elend der Menschen weinen möchte, sein Herz ist dazu zu innig, zu warm und zu liebevoll; er kann nicht grollen und hassen. Was ihn so tief traurig macht, ach! das ist doch auch wieder so schön und herzerwärmend. Sein Herz möchte ihm springen vor Schmerz, wenn selbst die herrlichsten Menschen, die seine engelreine Phantasie ersonnen, den Blütenstaub der Unschuld verlieren, aber in seinen Schmerz mischt sich Freude und Rührung und zuletzt lacht er sie selbst aus, daß sie sich durch das Leben irren lassen. Es ist wahr, Jean Paul schwelgt zu sehr in seiner empfindsamen Schönseligkeit, und kommt daher nur selten aus verschwimmenden Umrissen zur vollen und derben Körperlichkeit plastischer Gestaltung. Keiner aber hat sich, so innig wie er, in unsere engen kleinen Verhältnisse und in ihr Hoffen und Bangen eingelebt und Keiner weiß ihren stillen Reiz, ihre Gemüthstiefe und ihre glückselige Beschränktheit mit so inniger Poesie zu erlauschen und darzustellen. Sein Fehler ist nur, daß er Wirklichkeit und Ideal nirgends zu versöhnen weiß, er stellt sie stets als grelle, unversöhnbare Gegensätze äußerlich neben einander. Jean Paul ist ein Romantiker, wenn wir alles romantisch nennen, was einseitig, subjectiv und excentrisch ist; aber er verliert sich nie ganz in hohle, idealistische Ueberschwenglichkeit. Oft erreicht er sogar in kecken, derben, realistischen Zügen die reinste Höhe ächter Dichtung.

Carriere: Ich erinnere mich eines Ausspruchs von Ludolf Wienbarg: er wünsche, Jean Paul Richter und Wolfgang Goethe wären Milchbrüder gewesen, und Wolfgang hätte etwas von Paul's Seelenseligkeit, Paul etwas von Wolfgang's reinem Kunstsinn eingesogen, dann hätten wir einen Titan, der meisterhaft, und einen Meister, der titanisch.

R. Kögel: Das religiöse Organ, welches im Menschen die entscheidende Instanz bildet, ist das Gewissen. Vergeblich erwartet Jean Paul, dieser Feueranbeter der Phantasie, von der Poesie die Erweckung der Religion, die Erneuerung der Menschheit. Die ästhetische Befreiung ist noch nicht die ethische, nur so viel bleibenden Werth hat die ästhetische Reinigung, als sie zur Verheißung, zum Weg und Angeld der ethischen wird.

Fr. Vischer:

O du, dem unter Narrheit, unter Witzen
Der Sehnsucht Zähren an der Wimper blitzen,
In Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant!

Der Kunstform unbarmherziger Vernichter!
Du Feuerwerker, der romanische Lichter
Aufwirft und Wasser, Kies und Koth und Sand!

O du, dem hart am überschwellten Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhabnen, der Verstand!

Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, sel'ger Freude Bringer
Im armen Hüttchen an des Lebens Strand!

Du Kind, du Greis, du Kauz, Hanswurst und Engel,
Durchsicht'ger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland!

Komm', laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm', laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Thränen mächtiger Kneipant!

Jean Pauls Ansichten von der Sprache.

Aus der „Vorschule der Aesthetik" (1804).

Wie das Innere unseres Leibes das Innerste unsers geistigen Innern, Zorn und Liebe nachbildet, und die Leidenschaften Krankheiten werden, so spiegelt das körperliche Aeußere das geistige. Kein Volk schüttelt den Kopf zum Ja. Die Metaphern aller Völker (diese Sprachmenschwerdungen der Natur) gleichen sich und keines nennt den Irrthum Licht und die Wahrheit Finsterniß. —

Der Mensch wohnt hier auf einer Geisterinsel, nichts ist leblos und unbedeutend, Stimmen ohne Gestalten, Gestalten, welche schweigen, gehören vielleicht zusammen und wir sollen ahnen; denn alles zeigt über die Geisterinsel hinüber, in ein fremdes Meer hinaus. Diesem Gürtel der Venus und diesem Arme der Liebe, welcher Geist an Natur wie ein neugebornes Kind an die Mutter heftet, verdanken wir nicht allein Gott, sondern auch die kleine poetische Blume, die Metapher. —

Wie schön, daß man nun Metaphern, diese Brotverwandlungen des Geistes, eben den Blumen gleich findet, welche so lieblich den Körper malen und so lieblich den Geist, gleichsam geistige Farben, blühende Geister! —

Der bildliche Witz kann entweder den Körper beseelen oder den Geist verkörpern. Ursprünglich, wo der Mensch noch mit der Welt auf Einem Stamme geimpfet blühte, war dieser Doppel-Tropus noch keiner; jener verglich nicht Unähnlichkeiten, sondern verkündigte Gleichheit; die Metaphern waren, wie bei Kindern, nur abgedrungene Synonymen des Leibes und Geistes. —

Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdruck entfärben mußte. Das tropische Beseelen und Beleiben fiel noch in Eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblaßter Metaphern. —

So wie sich der Mensch absondert von der Welt, die Unsichtbarkeit von der Sichtbarkeit: so muß sein Witz beseelen, obwohl noch nicht verkörpern; sein Ich leiht er dem All, sein Leben der Materie um ihn her; nur aber, daß er — da ihm sein Ich selber nur in Gestalt eines sich regenden Leibes erscheint — folglich auch an die fremde Welt nichts anders oder geistigeres auszutheilen hat als Glieder, Augen, Arme, Füße, doch aber lebendige, beseelte. —

Personification ist die erste poetische Figur, die der Wilde macht, worauf die Metapher als die verkürzte Personification erscheint; indeß mit beiden Tropen will er

so wenig den Schein haben, als ob er hier besonders nach Adelung und Battenx stilisire, so wenig als ein Zorniger seinen Fluch als Ausrufzeichen und ein Liebender seinen Kuß als Gedankenstrich anbringt. Jedes Bild ist hier ein wunderthätiges Heiligenbild voll Gottheit; seine Worte sind Bilder-Statuen, seine Statuen sind Menschen und Menschen sind er. —

Wenn ich das Beseelen des Körperlichen als das frühere der bildlichen Vergleichung setze: so gründe ich mich darauf, daß das Geistige als das Allgemeinste leichter in dem Körperlichen (als dem Besondern) zu finden ist, als umgekehrt, sowie die Moral aus der Fabel leichter zu ziehen, als die Fabel aus der Moral. —

Es war viel leichter das Körperliche zu beseelen und zu sagen: der Sturm zürnet, als das Geistige so zu verkörpern: der Zorn ist ein Sturmwind. —

Die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen, bis sogar auf ihre Gestalt; die Sonne hat für ihn ein Vollgesicht, der halbe Mond ein Halbgesicht, die Sterne doch Augen, Alles lebt den Lebendigen; und es gibt im Universum nur Schein-Leichen, nicht Schein-Leben. —

Den ungeheuern Sprung vom Sinnlichen als Zeichen in das Unsinnliche als Bezeichnetes — welchen die Pathognomik und Physiognomik jede Minute thun muß — vermittelt nur die Natur, aber keine Zwischen-Idee; zwischen dem mimischen Ausdruck des Hasses z. B. und zwischen diesem selber, ja zwischen Wort und Idee gibt es keine Gleichung. Allein die Bedingungen müssen zu finden sein, unter welchen ein sinnlicher Gegenstand zum Zeichen wird vorzugsweise von einem andern. —

Obgleich nichts Sinnliches allein lächerlich sein kann — d. h. nichts Lebloses, ausgenommen durch Personification — und wieder nichts Geistiges allein es werden kann — nicht der reine Irrthum, noch die reine Verstandeslosigkeit, so fragt sich eben, durch welches Sinnliche spiegelt sich das Geistige und welches Geistige ab?

Aus der Clavis Fichtiana (1800).

Hätte nur irgend ein Mann ein dünnes, aber herrliches Buch darüber geschrieben, wie mißlich und leer das metaphysische Differenziieren und Integrieren blos darum sei, weil es durchaus polnisch oder deutsch oder in irgend einer Sprache geschehen müsse: so wären wir Philosophen insgesammt aufs Trockne gebracht und sähen Land. Denn ich meine so: Unsere Sprache ist ursprünglich blos eine Zeichenmeisterei der äußern Wahrnehmungen; die spätern innern empfingen von ihr nur das Zeichen des frühern Zeichens; daher machen die Quantitäten — diese einzigen physiognomischen Fragmente der Sinnenwelt — fast den ganzen Sprachschatz aus; die Qualitäten — mit andern Worten die Kräfte, die Monaden, der Erscheinung, uns nur im Bewußtsein, nicht im Begriff gegeben — diese Seelen werden immer nur in jene Leiber der Quantitäten d. h. in die Kleider der Kleider gehüllt. Wäre nur die Sprache z. B. mehr von der hörbaren als von der sichtbaren Welt entlehnt; so hätten wir eine ganz andere Philosophie und wahrscheinlich eine mehr dynamische als atomistische. Endlich muß jedes Bild und Zeichen zugleich auch noch etwas anderes sein als dieses, nämlich selber ein Urbild und Ding, das man wieder abbilden und bezeichnen kann u. s. f. Wenn nun der Philosoph seine Rechenhaut aufspannt und darauf die transscendente Kettenrechnung treiben will, so weiset ihm die bloße Sprache drei gewisse Wege an, sich zu — verrechnen.

Der älteste ist, die Qualitäten zu Quantitäten zu machen, um diese Leiber und Substrate der Kräfte summieren und differenziieren zu können, wie die atomistische Schule und die Enzyklopädisten thaten. Der Rechner erpresset durch die Verwandlung der Seelenlehre in Größenlehre — ähnlich der Hallerschen Verwandlung der Physiologie

in eine Anatomie — ein mathematisches Fazit, welches dem ästhetischen gleicht, das heraus käme, wenn man ein Gedicht wöge und mäße, statt es durchzulesen. Z. B. die einzige optische Metapher Ein- und Vorbilden, Anschauen, Idee, Bild, hat um die geistige Thätigkeit einen atomistischen Nebel und Dunst gezogen, den uns eine akustische erspart hätte.

Der zweite Weg, sich zu verrechnen, ist der, daß der Rechner die Quantität zur Qualität, den Körper zum Geiste zu destilliren und hinaufzutreiben sucht; da er aber nie dazu gelangen, nicht einmal approximieren kann, und da die philosophische Dynamik nicht, wie die mathematische, Quantitäten — z. B. die Kraft den durchlaufenen Raum — zu Experimenten haben kann: so schleicht der Rechner entweder auf den ersten Irrweg zurück, oder er weiset bald eine ausgeblasene hohle Quantität hervor, um weiter zu rechnen, zu schließen und zu binden, bald eine Qualität, um zu setzen, eine wahre Bilderschrift wie auf alten Mundtassen, halb Buchstaben, halb Malereien, eine taschenspielerische Nachahmung der generatio aequivoca, halb atomistisch, halb dynamisch.

Das verwandte dritte, aber beste Kunststück ist, das Gold des Wirklichen dünn und breit zu schlagen, um es durchzusehen. Da nicht in der Sprache, wie in der Mathematik, Identität des Zeichens und Objektes statt findet, ja da die Worte nicht einmal Schattenbilder, nicht einmal fünf Punkte vom Objekte — denn diese geben doch etwas von der Sache — sondern willkürliche, nichts malende Schnupftuchknoten der Besinnung sind, so ist für den Philosophen, der immer das Ei früher ausbläset als ausbrütet, die Sprache gerade ein unentbehrliches Werkzeug. Die Welten des Wirklichen (in und außer ihm), die er erklärt durch Einschmelzung in Eine unerklärliche, schatten sich in der Vorstellung nur als Kreise der vorigen Kugeln ab, und diese Kreise oder Vorstellungen werden wieder Punkte oder Zentra in der Sprache. Diese Punktierkunst mit Atomen, die logische Algebra heißet nun Philosophie d. h. vom Strahle des Wirklichen entwirft die Vorstellung einen treffenden Schattenriß — dann wird sie von allen spezifischen Verschiedenheiten so lange ausgeleert, daß sie schon mehr Objekte aufnehmen und man z. B. den Geschmack als einen feinern Geruch oder umgekehrt definieren kann — dann fährt man fort und macht sich Begriffe aus Begriffen, bis man so weit ist, daß das ganze Universum nun mit allen seinen Kräften und Farben blos durchsichtig als ein weites luftiges Nicht-Ich da steht — dann braucht man nur noch einen Schritt, so ist auch sogar dieses Nicht-Ich vom Ich nur im Grade wie „Finsterniß vom Licht" verschieden, das Angeschaute ist die Anschauung und diese das Anschauende oder Ich — und dann ist das weite Karthago, die unendliche Stadt Gottes, zugeschnitten aus der Haut des Ichs.

Aus dem „**Brief über die Philosophie**".

(In „Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf" 1799.)

Das dreifache Weltall — das physische, das historische und das geistige — ist so voll Linien und Umrisse, daß jeder seine Lettern darin zu lesen glauben muß, so voll verschlungner gebirgiger Formen, daß sie jeder, wie der Pilger die Tropfsteine der Baumannshöhle oder der Grieche seine Berge, zu den Geschöpfen seiner Phantasie gestalten kann. —

Ich muß mich erklären. Es gibt zwei sehr verschiedene philosophische Köpfe, die ich, da Kant gern die negativen und positiven Größen in die Philosophie herein hätte, mit Vergnügen in beide zerfälle. Der positive Kopf — gewöhnlich der Baumeister einer langen philosophischen Schulbank — wird wie der Dichter der Vater einer, mit der äußern erzeugten, innern Welt und stellet wie dieser einen metamorphotischen Spiegel

auf, vor welchem die verrenkten verwickelten Glieder der Wirklichkeit in Eine leichte runde Welt zusammengehen; die Hypothese des Idealismus, der Monaden, der vorherbestimmten Harmonie, des Spinozismus sind Geburten Eines genialischen Augenblicks, nicht hölzerne Schnitzwerke der logischen Mühe. Nur verwechsle nicht die schulgerechte Erziehung dieser Kinder mit der poetischen Erzeugung derselben. Köpfe also wie Leibnitz, Plato, Herder, Jakobi ꝛc. kann ich positive heißen, weil sie das Positive suchen und geben und weil ihre innere Welt, die sich höher aus dem Wasser gehoben als bei andern, ihnen und dadurch uns eine große Fülle von Inseln und Ländern aufdeckt.

Ein negativer Kopf, mein Hans, hat mehr Scharfsinn als wir beide, und damit findet er statt der positiven Wahrheiten die negativen anderer Leute, wie Kant die Irrthümer benennt. Ein solcher — z. B. der größte, Bayle — taxiert fremden Fund und ist der Kritiker des philosophischen Genies und der Richter des Stoffs weniger als der Form. Er gibt uns, statt der vorigen dunkeln Ideen, klare, aber keine neuen; weil nur das ins Klare zu setzen ist, was eben schon da saß im Dunkeln. Denn das merkwürdige Gefühl einer daliegenden Wahrheit oder Lüge läuft vor jedem Beweise voraus, der sie hervorziehet; wie das Gefühl der feinsten ästhetischen Mängel und Reize vor der kritischen Entwicklung derselben; daher lass' ich mich bei der Lektüre gemeiner Autoren in keinen syllogistischen Rechtsgang ein, sondern durch jenes Summarissimum der Logik, durch jene fides implicita thu' ich sie schnell ab. —

Alle negative Köpfe jeder Zeit — wie ich sie so ungemein glücklich genannt, weil ich damit leicht an die elektrischen Körper erinnere, wovon die positiven den Funken geben, die negativen aber empfangen — stehen in der Hauptsache für Einen Mann, im Abscheu vor allem Positiven, das sie auf der Stelle in den papinianischen Topf werfen. Trieb, Gefühl, Instinkt, alles Unerklärliche leiden sie nicht öfter als einmal, nämlich oben am System als Haken, woran sie die Schlußketten fest machen. Ein Gegenstand ist ihnen wie den norwegischen Feldmäusen ein Gräuel, weil er sie und die Mäuse im g e r a d e n Wege aufhält. Sie machen es daher so: sie ersinnen ein geräumiges hinten und vornen offnes Wort, in das alles geht, und darein stecken sie alles. —

Schlimm würdest Du es haben, Paul, wenn Du die ausgekernten hohlen Wörter der jetzigen Philosophie als Samen zu Thaten brauchen wolltest; es würde nichts Lebendiges aufgehen. Und gegen die vollblütigen Triebe, gegen die eindringenden Versuchungen würdest Du an ihnen ungefähr eine Mauer haben wie die im Shakspeare ist — nämlich ein wenig Mörtel und ein Stein von Peter Schnauz gehalten. —

Nun genug! Nach so vielen Helmen von Mambrin brauchst Du Helme von Minerven, statt der Fallmützen Merkurs-Kopfschwingen und Hebezeug. — Hier nimm! Jede Wissenschaft, jeder Stand, jedes Alter, jedes Jahrhundert machen einseitig und verrücken das Altarblatt des Universums zu einem Vexierbild; also lerne und versuche und erlebe, so gut Du kannst, Alles, wenigstens Allerlei! — Beschütze gegen die Despotie jedes Systems Deine höhere poetische Freiheit durch das Studium aller Systeme und unähnlicher Wissenschaften. Lerne philosophisches Maß an den Alten und am brittischen Koloß, Bakon, der wie der rhodische mit seiner Leuchte den Schiffen, die unter seinem Leib durchstreichen, lange nachleuchtet. Lerne sokratische Freiheit und Form an Plato, Wieland, Lessing und Bayle. Lerne Stoff aus Hemsterhuis, Jakobi, Leibnitz und Bakon. Und gehe besonders nie unter Philosophen, ohne eine Kronwache von Physikern, Geschichtsschreibern und Dichtern um Dich zu haben.

Zumal von letztern. Alle Wissenschaften und Zustände nehmen auf ihrem höchsten Tabor die poetische Verklärung an, wie alle Götter nach Makrobius nur Verkleidungen des Apollo sind. Die Dichter hängen den Kopf wieder mit dem Herzen zusammen;

und ohne sie wird Deine Philosophie, die mehr die Freuden als Leiden wegzudisputieren versteht, blos zu einem hellen Mittag, wo kein Regenbogen möglich ist, und doch die schwersten Gewitter.

Vorzüglich handle! O in Thaten liegen mehr hohe Wahrheiten als in Büchern! Thaten nähren den ganzen Menschen von innen, Bücher und Meinungen sind nur ein warmer nahrhafter Umschlag um den Magen. Statt daß die jetzigen matten liebelosen Philosophen, gleichsam zerbröckelnde von der Sonne kalzinierte Lichtmagnete, nichts mehr lieben als ein — Auditorium und, gleich den Kindern im Scharlachfieber, nur heiße Stirnen, aber kalte Hände (zum Handeln) haben, wird dann bei Dir der Baum der Erkenntniß, mit dem Baum des Lebens ablaktiert, herrlich treiben und tragen. — Und dann wird Dir ein Gott den Glauben zeigen, dessen Wurzeln mit Dir geboren wurden und den die Winde des Lebens nicht umreißen und unter dessen Zweigen Du Schatten und Düfte und Früchte findest.

Die Taschenbibliothek (1797).

Es kann sein, daß meine jungen Leser zufrieden sind, wenn sie meine Erzählung gelesen; aber dankbar werden sie sein nach zwanzig Jahren, wenn sie sie benutzet haben.

Der Pagentanzmeister Aubin hatte wenig Zeit, wenig Geld, noch weniger Gedächtniß und Bücher! — und doch wußt' er fast alle auswendig und war nicht blos auf dem Tanzboden zu Hause. Ich wollte dieses Räthsel vergeblich durch Errathen auflösen; ich mußte zu dem selber gehen, der es war. Ich mengte mich daher nicht unter die Schüler, sondern unter die Zuschauer seiner fröhlichen Tanzstunden, die er den Pagen und einigen Neben-Elevinnen in dem großen Redouten-Saal gab.

Ich kam ein wenig früher als die Eleven, die gern überall tanzten, nur nicht da, wo sie es lernen sollten. Aubin war schon da, und steckte ein kleines Buch, in der Größe des Katechismus von Schlosser, den ihr euch kaufen solltet, bei meinem Anblick ein. „Ich bin so glücklich (sagt' er, um seinen Fleiß gleichsam zu entschuldigen), daß ich keine Zeit und keine Langeweile habe. Ich fühle nie, daß ich auf etwas warte: denn ich ziehe sogleich einen Theil meiner Taschenbibliothek aus der Tasche, und wär's an einem Ufer, auf das der Fährmann erst aus der Mitte des Stromes zurudert." Er stahl sich immer zwischen seinen täglichen 8 Tanzstunden und zwischen den Zeiten der Erholung einige Leseminuten heraus: wie verächtlich steht neben einem solchen Minutendieb im guten Sinne ein Tagedieb im schlimmen! — In der flüchtigen Viertelstunde unsers Gesprächs setzte er mich durch seine Kenntnisse in Ungewißheit, ob er außer der Tanzkunst eigentlich Theologie — oder Jurisprudenz — oder Astronomie — oder Geschichte — oder andere Wissenschaften verstehe.

Nach vier Uhr unterbrachen die Tanzschülerinnen unser Gespräch mit dem ihrigen. Ich hoffe, es war nur eine — höchstens noch eine — die die „Abendstunden der Mad. Genlis" nicht gelesen; sonst wäre sie gewiß noch einmal so höflich, so still und so bescheiden gewesen. Vielleicht hatte sie keine Mutter mehr, die es ihr sagen konnte, daß eine Jungfrau gegen jeden Mann, den sie bezahlt, gegen einen Tanz- oder Sprach- oder Zeichenmeister noch zurückhaltender und höflicher zugleich sein müsse, als gegen Freunde ihrer Eltern. Hr. Aubin tadelte es gewiß auch, daß sie länger blieb als andere, und in unser Gespräch eindrang, und ihm zuletzt die Frage that, die sich niemals schickt: welches Geschlecht besser sei, ihres oder seines. Kein Mensch von Erziehung legt eine Frage vor, deren Antwort dem andern Mühe kostet. Ich nahm ihm die Mühe durch die Erzählung einer Historie aus den Abendstunden der Mad. Genlis ab; wir hatten Zeit, da er von 5 bis 6 Uhr auf neue Springkäfer lauerte, die aber heute alle im Komödienhause saßen. Als die Historie aus und das Mädchen fort war:

bat er mich zu meinem Erstaunen, sie — noch einmal zu erzählen: „denn es blieb' ihm kein Name, sagt' er; sein Gedächtniß sei durch das schnelle Hintereinanderlesen von Dingen, die nicht zusammengehörten, ein ausgesogner Acker geworden." Mir war freilich diese Entkräftung eines Gedächtnisses, das mir heute nichts als Proben seiner Stärke gegeben, unbegreiflich; aber der Satz ist wahr, daß einer, der jede Minute eine andere Wissenschaft oder ein anderes Geschäft vornimmt, sein Gedächtniß zerstöre.

Das Glück, oder vielmehr Don Karlos — denn diese Tragödie wurde heute gegeben — nahm ihm die Schüler und schenkte mir den Lehrer. „Man sollte, sagt' er, allemal heute (den 22. Juli) dieses Stück aufführen, weil der Held davon gerade heute (1568) sich todt geblutet." — Er wußte den Tag vieler Begebenheiten, deren Jahrhundert andere nicht wissen. Ich begriff immer weniger die Schwäche seines Gedächtnisses. Er sagte: ich sollte nichts loben als — höchstens seine Taschen-bibliothek.

Ich ging also mit ihm nach Hause zum Hauptschlüssel aller Räthsel.

Ein halbes Schock Bücher — lauter Kompendien von einem halben Schock Wissenschaften — besaß er, weiter kein Blatt. Oft sind die Gehirnkammern leer und die Bücherbreter voll; aber hier war das Widerspiel.

Endlich ergriff er den Schlüssel zu einem Bücherschrank — und zum Räthsel — und schloß beide, d. h. seine Taschenbibliothek, auf.

Exzerpten waren es, aber kürzere als die gewöhnlichen.

Ich will jetzt den Lesern, die so glücklich sind, noch in den Jahren zu sein, deren Verlust oder Mißbrauch keine spätern gut machen, diesen will ich alles Wort für Wort zuwenden, was mir der Tanzmeister vorsagte; ich mag ihn nicht um den Dank bringen, den sie ihm einmal nach langen Jahren sagen werden.

„Ich bat oft, sagt' er, einen Menschen, der eine dicke Reisebeschreibung wieder zum Bücherverleiher zurück getragen, mir nur einen Bogen mit dessen Inhalt voll zu schreiben — er konnt' es nicht. Nach vier Wochen konnt' er nicht einmal ein Oktav-blatt ausfüllen mit der Erbschaft aus dem Buch. Es war also nicht blos so gut, als hätt' er's nicht gelesen, sondern noch schlimmer. Ich hatte Tanzschüler, die jährlich mehr Bücher als Tage durchbrachten, aber sie befanden sich jährlich nicht um 365 Zeilen reicher." Und doch ist's unmöglich, zugleich viel zu lesen und viel zu merken. — Was soll man da machen? —

„Blos Exzerpten. Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbar-keiten wie Schmetterlinge aus, und machte sie durch Dinte in meinem Exzerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt' ich jeder Merkwürdigkeit ein. Ich borgte mir allezeit nur Ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen: viele borgen, ist so viel wie sie kaufen, man lieset sie nicht oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich hab' aber dann nach 10 Jahren noch etwas, noch einen Vortheil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Exzerpten zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzimmer, auf dem Tanzboden, und erquicke mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtniß noch schwächer: so läs' ich sie noch öfter.

„Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpten aus meinen Exzerpten mache, und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. blos wegen des Artikels vom Tanze durch, ein anderesmal blos über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register, und fülle so das Faß auf Flaschen.

„Sogar eine schwere Zahlenlast kann mein kraftloses Gedächtniß aufheben und tragen: ich lege sie nur in 365 kleine Lasten auseinander."

Hier gab er mir seinen Kalender. Jeder Monat war mit einem halben Bogen durchzogen, auf dem es für jeden Monatstag beigeschrieben stand, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines großen Mannes oder einer berühmten Begebenheit, oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Käfer daran ohngefähr in die Erde, oder welcher Zugvogel zu seinen Winterlustbarkeiten abreise. Jeden Morgen sah er dann das historische Pensum des heutigen Datums an; und nach einem Jahre hatt' er mehr als zweimal 365 Zahlen im Kopf.

Ich mußte hier den Mann, dessen Herz für alles Wissen braunte, an das meinige drücken und es ihm gestehen, daß ich beinahe auf demselben Wege seit dem 14ten Jahre gehe.

Und ihr, lieben Jünglinge, macht, daß ihr auch einmal aus solchem Grunde umarmet werdet. Vergesset den Pagentanzmeister Aubin nicht, der keine Zeit und kein Gedächtniß und doch so viele Kenntnisse hatte! — Vergesset ihr ihn: so bleibt euch aus einer ganzen durch euere Seele rauschenden Universitätbibliothek nicht so viel zurück als in den Katalog derselben, weitläuftig geschrieben, hinein geht. — Die Bücherflut verläuft, lässet nur einige Schalen nach, überspült wieder euer Gedächtniß, und nach dieser Ebbe und Flut steht in euerer Seele nicht eine einzige gewässerte Pflanze, sondern eine nasse Sandwüste. — Repetieren könnt ihr dann gar nicht; oder ihr müsset wenigstens das alte Buch von neuem lesen und also Vergessenes und Behaltenes zugleich wiederholen, indeß ihr in derselben Zeit ein ganz neues durchbrächtet. Am Ende werdet ihr zur Wiederholung euerer Lektüre fast die Wiederholung eures Lebens nöthig haben. — Kurz, vergesset was ihr wollt, nur meine Erzählung nicht. Sogar die unter euch, die hier erschrecken und es beklagen, daß sie schon zu alt sind, diese nehm' ich bei der Hand und sage ihnen tröstend: „gehet nur mir und dem Herrn Aubin nach: um so mehr müsset ihr jetzt, da ihr euch so spät auf den Weg zur Kenntniß macht, den abgekürzten einschlagen — wahrhaftig aus denselben Gründen, warum ich und er noch im Nachmittage des Lebens mit Exzerpieren fortfahren, müsset ihr damit anfangen."

Wenn ich nach zehn Jahren noch lebe: so will ich am heutigen Tage an diesen Aufsatz denken und mich draußen nach allen Weltgegenden umschauen und sagen: „gewiß lebt in diesem Umkreis mehr als ein Mann, der froh ist, daß er vor 10 Jahren erfahren hat, wie es der Pagentanzmeister Aubin machte." —

Aus dem Hesperus (1795).

Es kommt einmal ein goldnes Zeitalter, das jeder Weise und Tugendhafte schon jetzo genießet, und wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben — wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen — wo die Menschen nicht mehr Freude (denn diesen Honig ziehen sie aus jeder Blume und Blattlaus), sondern mehr Tugend haben — wo das Volk am Denken, und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, damit er sich die Heloten erspare — wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt, und nur zuweilen mit dem Pfluge Kanonenkugeln aufackert. — — Wenn diese Zeit da ist: so stockt beim Uebergewicht des Guten die Maschine nicht mehr durch Reibungen. — Wenn sie da ist: so liegt nicht nothwendig in der menschlichen Natur, daß sie wieder ausarte und wieder Gewitter aufziehe (denn bisher lag das Edle blos im fliehenden Kampfe mit dem übermächtigen Schlimmen), so wie es, nach Forster, auch auf der heißen St. Helenen-Insel kein Gewitter giebt. —

Wenn diese Festzeit kömmt, dann sind unsere Kindeskinder — nicht mehr. Wir stehen jetzo am Abend und sehen nach unserm dunkeln Tag die Sonne durchglühend

untergehen und uns den heitern stillen Sabbathtag der Menschheit hinter der letzten Wolke versprechen; aber unsre Nachkommenschaft geht noch durch Nacht voll Wind und durch einen Nebel voll Gift, bis endlich über eine glücklichere Erde ein ewiger Morgenwind voll Blütengeister vor der Sonne ziehend, alle Wolken verdrängend, an Menschen ohne Seufzer weht. Die Astronomie verspricht der Erde eine ewige Frühling-Tag- und Nachtgleiche; und die Geschichte verspricht ihr eine höhere; vielleicht fallen beide ewige Frühlinge in einander. —

Wir Niedergesenkte, da der Mensch unter den Menschen verschwindet, müssen uns vor der Menschheit erheben. Wenn ich an die Griechen denke: so seh' ich, daß unsere Hoffnungen schneller gehen als das Schicksal. — Wie man mit Lichtern Nachts über die Alpen von Eis reiset, um nicht vor den Abgründen und vor dem langen Wege zu erschrecken: so legt das Schicksal Nacht um uns und reicht uns nur Fackeln für den nächsten Weg, damit wir uns nicht betrüben über die Klüfte der Zukunft und über die Entfernung des Ziels. — Es gab Jahrhunderte, wo die Menschheit mit verbundenen Augen geführt wurde — von einem Gefängniß ins andere; — es gab andere Jahrhunderte, wo Gespenster die ganze Nacht polterten und umstürzten, und am Morgen war nichts verrückt; es kann keine andern Jahrhunderte geben als solche, wo Einzelwesen sterben, wenn Völker steigen, wo Völker zerfallen, wenn das Menschengeschlecht steigt; wo dieses selber sinkt und stürzt und endigt mit der verstiebenden Kugel . . . Was tröstet uns? —

Ein verschleiertes Auge hinter der Zeit, ein unendliches Herz jenseits der Welt. Es gibt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können — es giebt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in eines jeden Leben, welche die Vernunft aus Kühnheit leugnet und die das Herz aus Kühnheit glaubt — es muß eine Vorsehung geben, die nach andern Regeln, als wir bisher zum Grunde legten, diese verwirrte Erde verknüpft als Tochterland mit einer höhern Stadt Gottes — es muß einen Gott — eine Tugend und eine Ewigkeit geben.

Aus Jean Pauls eigner Lebensbeschreibung.

Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern wo möglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen. Die Ueberfülle und die Ueberreize einer großen Stadt sind für die erregbare schwache Kinderseele ein Essen an einem Nachtisch und Trinken gebrannter Wasser und Baden in Glühwein. Das Leben erschöpft sich an ihm in der Knabenzeit und er hat nun nach dem Größten nichts mehr zu wünschen als höchstens das Kleinere, die Dorfschaften. Man gewinnt und erräth aber nicht soviel, wenn man aus der Stadt ins Dorf kommt, als umgekehrt aus Joditz nach Hof. Denk' ich vollends an das Wichtigste für den Dichter, an das Lieben: so muß er in der Stadt um den warmen Erdgürtel seiner elterlichen Freunde und Bekanntschaften die größeren kalten Wende- und Eis-Zonen der ungeliebten Menschen ziehen, welche ihm unbekannt begegnen und für die er sich so wenig liebend entflammen und erwärmen kann als ein Schiffvolk, das vor einem andern fremden Schiffvolk begegnend vorübersegelt. Aber im Dorf liebt man das ganze Dorf und kein Säugling wird da begraben, ohne daß jeder dessen Name und Krankheit und Trauer weiß; Joditzer haben sich alle in einander hineingewohnt und hineingewöhnt; — und dieses herrliche Theilnehmen an jedem, der wie ein Mensch aussieht, welches daher sogar auf den Fremden und den Bettler überzieht, brütet eine verdichtete Menschenliebe aus, und die rechte Schlagkraft des Herzens. — Und dann, wenn der Dichter aus seinem Dorfe wandert, bringt er jedem, der ihm begegnet, ein Stückchen Herz mit und er

muß weit reisen, eh' er endlich damit auf den Straßen und Gassen das ganze Herz ausgegeben hat.

Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und knieete hin, um zu bereuen und zu büßen! Und wie wohl that es dann, an dem Beichttage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen.

Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter lichter heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und mit den Menschen einen heitern weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus.

Selige Zeit, wo der Mensch die schmutzige Vergangenheit von sich abgeschält hat und rein und weiß, frei und frisch in der Gegenwart steht und so muthig in die Zukunft tritt! Wem aber kann sie wiederkehren als Kindern? — Denn in jener glücklichen Jugendzeit ist der volle Seelenfrieden leichter zu gewinnen, weil der Kreis von Opfern, die er fordert, kleiner ist und die Opfer geringfügiger; indeß die verworrenen und ausgedehnten wichtigen Verhältnisse des ältern Menschen durch Lücken und Zögern vollständiger Hingebung den himmlischen Regenbogen des Friedens nur unvollendet und nicht wie die Frühzeit zu Einem Zirkel zusammen gewölbt zulassen. Im zwölften Jahre kann die Begeisterung einen ganz Reinen erschaffen, aber nicht im Alter. Auch der Jüngling wie die Jungfrau finden bei allen ihren Feuertrieben weniger in ihrem Kreise zu überwinden und haben einen leichtern und nähern Weg zur höchsten sittlichen Reinheit, als der ist, welchen der Mann oder die Frau mit kältern und eigennützigern Strebungen durch die Wildniß der Plagen und Sorgen und Arbeiten zurückzulegen haben. Der rechte Mensch ist irgend einmal in frühester Zeit ein Diamant vom ersten Wasser, wasserhell ohne Farbe; dann wird er einer vom zweiten und spielt mehre Farben, bis er endlich zu einem Farbensteine sich verdunkelt.

Zerstreute Anregungen aus Jean Pauls Schriften.

Sehr oft hab' ich's wol indessen schon gesagt, daß alles Hören und Lesen den Geist nicht halb so kräftigt und reizt, als Schreiben und Sprechen. —

Lesen heißt in die Schulkasse oder den Armensäckel einsammeln, Schreiben heißt eine Münzstätte anlegen; aber der Prägstock macht reicher als der Klingelbeutel. Schreiben verhält sich als eine sokratische Hebammenkunst, die man an sich *selber* übt, zum Lesen, wie Sprechen zum Hören. In England und bei Hof- und Weltleuten bildet das Sprechen aus und hilft dem seltenen Lesen nach. —

Ferne schadet der rechten Liebe weniger als Nähe. —

Die Poesie ist die einzige zweite Welt in der hiesigen. —

Das All ist das höchste, kühnste Wort der Sprache und der seltenste Gedanke: denn die meisten schauen im Universum nur den Marktplatz ihres engen Lebens an, in der Geschichte der Ewigkeit nur ihre eigene Stadtgeschichte. —

Mit jedem Genie wird uns eine neue Natur erschaffen, indem es die alte weiter enthüllet. —

Ein Amt ist in der Jugend gesünder als ein Buch, obwohl in spätern Jahren das Umgekehrte gilt. —

Aesthetische Eklektiker sind in dem Grade gut, in welchem philosophische schlecht. —

Die Aesthetik des Thäters ist ein Oberons Horn, das zum Tanzen, die des bloßen Wissenschafters oft ein Astolfo's Horn, das zum Entlaufen bläset, wenigstens manchen Jünglingen, welche so gern für Schönheiten lebten und stürben. —

Nicht das Schwert des Schicksals, sondern die Nacht, aus der es schlägt, erschreckt: daher ist nicht sein Hereinbrechen (wie in Wallenstein), sondern sein Hereindrohen (wie in der Braut von Messina) echt und tragisch. —

In der Philosophie gehört zwar Bayle gewiß zu den passiven Genies; aber Lessing — ihm in Gelehrsamkeit, Freiheit und Scharfsinn eben so verwandt, als überlegen — wohin gehört er mit seinem Denken? Nach meiner furchtsamen Meinung ist mehr sein Mensch ein actives Genie als sein Philosoph. Sein allseitiger Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte. Auch seine geistreichsten Darstellungen mußten sich in die Wolfischen Wortformen gleichsam einsargen lassen. Indeß war er, ohne zwar wie Plato, Leibnitz, Hemsterhuys 2c. der Schöpfer einer philosophischen Welt zu sein, doch der verkündigende Sohn Eines Schöpfers und Eines Wesens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Besonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philosoph, wie Plato im positiven, und gleich dem großen Leibnitz darin, daß er in sein festes System die Strahlen jedes fremden bringen ließ, wie der schimmernde Diamant ungeachtet seiner harten Dichtigkeit den Durchgang jedes Lichts erlaubt und das Sonnenlicht sogar fest hält. Der gemeine Philosoph gleicht dem Korkholze, biegsam, leicht, voll Oeffnung, doch unfähig Licht durchzulassen und zu behalten. —

Jeder Geist ist Korinthisches Erz, aus Ruinen und bekannten Metallen unkenntlich geschmolzen. —

Im Genius stehen alle Kräfte auf einmal in Blüte; und die Phantasie ist darin nicht die Blume, sondern die Blumengöttin, welche die zusammenstäubenden Blumenkelche für neue Mischungen ordnet, gleichsam die Kraft voll Kräfte. —

Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt. —

Nur das Ganze wird von der Begeisterung erzeugt, aber die Theile werden von der Ruhe erzogen. —

Es gab zuerst Religion — Todesfurcht — Griechisches Schicksal — Aberglauben — und Prophezeihung — und den Durst der Liebe — den Glauben an einen Teufel — die Romantik, diese verkörperte Geisterwelt, so wie die Griechische Mythologie, diese vergötterte Körperwelt. —

Das Herz des Genies, welchem alle andern Glanz- und Hilfskräfte nur dienen, hat und gibt Ein echtes Kennzeichen, nämlich neue Welt- oder Lebens-Anschauung. —

Das Talent stellet nur Theile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis sogar in einzelnen Sentenzen, welche bei Shakespeare häufig von der Zeit und Welt, bei Homer und andern Griechen von den Sterblichen, bei Schiller von dem Leben sprechen. —

So kam über eben diesen besonnenen Lessing, welcher früher über poetische Gegenstände mehr dachte als sang, eigentlich nur in seinem Nathan und seinem Falk der dichterische Pfingstgeist, ein Paar Gedichte, welche der gemeine Kritiker seinem Alter gern vergibt, an die Emilia Galotti sich haltend. —

Wenn der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt, so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen, und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit wie vor einem Paar Liebenden eine arkadische Gestalt. —

Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der Aegyptische Priester

schalt, sondern auch ewige Jünglinge. Wenn die spätern Dichter Geschöpfe der Zeit — ja die deutschen Geschöpfe der Zeiten — sind: so sind die Griechischen zugleich Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes. —

Die Griechen glaubten, was sie sangen, Götter und Heroen. So willkürlich sie auch beide episch und dramatisch verflochten: so unwillkürlich blieb doch der Glaube an ihre Wahrheit. —

Der Grieche sah selber und erlebte selber das Leben; er sah die Kriege, die Länder, die Jahreszeiten und las sie nicht; daher sein scharfer Umriß der Wirklichkeit, so daß man aus der Odyssee eine Topographie und Küsten-Karten ziehen kann. —

Mit der Mythologie war [den Griechen] eine vergötterte Natur, eine poetische Gottes-Stadt sogleich gegeben, welche sie bloß zu bewohnen und zu bevölkern, nicht aber erst zu erbauen brauchten. Sie konnten da verkörpern, wo wir nur abbildern oder gar abstrahiren; da vergöttern, wo wir kaum beseelen; und konnten mit Göttern die Berge und die Haine und die Ströme füllen und heiligen, denen wir mühsam personifizirende Seelen einblasen. —

Freilich spricht die Poesie sich nicht sittlich aus, durch das Auswerfen klingender Sentenzen (so wenig als die Gothaner unter Ernst I. sich sehr durch die Dreier werden gebessert haben, auf welche er Bibel-Sprüche prägen lassen), sondern durch lebendige Darstellung, in welcher der sittliche Sinn — so wie der Weltgeist und die Freiheit sich hinter das mechanische Räderwerk der Weltmaschine verbergen — als unsichtbarer Gott mitten über eine sündige freie Welt regieren muß, die er erschafft. —

Die Griechen geben den Göttern das Glück, den Menschen die Tugend. —

Jedes einzelne Volk und seine Zeit ist ein klimatisches Organ der Poesie. —

Ursprung und Charakter der ganzen neuern Poesie läßt sich so leicht aus dem Christenthum ableiten, daß man die romantische eben so gut die christliche nennen könnte. —

Das Romantische ist das Schöne ohne Begrenzung oder das *schöne* Unendliche, so wie es ein erhabenes gibt. —

Den scharf umgrenzenden Griechen lag das Zweifellicht des Romantischen so fern und fremd, daß sogar Platon, so sehr Dichter und so nahe der christlichen Erhebung, den wahrhaft romantisch-unendlichen Stoff, das Verhältniß unserer dürftigen Endlichkeit zum Glanzsaale und Sternenhimmel der Unendlichkeit, bloß durch die eng und eckig abgeschnittene Allegorie einer Höhle ausspricht, aus welcher wir Angeketteten die Schattenreihe der wahren Wesen, die hinter uns ziehen, vorübergehen sehen. —

Durch den romantischen Meister von Goethe zieht sich wie durch einen angehörten Traum ein besonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geist über den Zufällen darin, als trete er jede Minute aus seiner Wetterwolke, als sehe man von einem Gebirge herab in das lustige Treiben der Menschen, kurz vor einer Katastrophe der Natur. Unter den Märchen werden seines in den Horen und unter den Dramen sein Faust als Himmels-Zwillinge über der Nachwelt schimmern. —

Nichts ist seltener als die romantische Blume. Wenn die Griechen die schönen Künste eine Musik nannten: so ist die Romantik die Sphärenmusik. Sie fordert das Ganze eines Menschen und zwar in zärtester Bildung, die Blüten der feinsten höchsten Zweige, und eben so will sie im Gedichte über dem Ganzen schweben, wie ein unsichtbarer, aber mächtiger Blumenduft. —

Die Deutschen, deren poetischen Charakter Herder in Brüdersinn und Hausverstand setzte, sind für die romantische Poesie zu schwer und fast für die plastische geschickter, und der große Lessing, welcher fast jeden Geist hatte, nur nicht den romantischen, könnte als charakteristischer Sprecher und Abgesandter des Deutschen gelten, wie wohl er (ist

der kühne Ausdruck erlaubt) zwar nicht in der Dicht- aber in der Denk-Kunst romantisch war. —

Da der romantische Geist, diese poetische Mystik, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist: so sind gerade die schönsten romantischen Blüten bei der Volksmenge, welche für die lesende die schreibende richtet, einem thierischen Betasten und Ertreten ausgesetzt; daher das schlimme Schicksal des guten Tieck und besonders echter Märchen. —

Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen. —

Man holet eine Empfindung am besten aus, wenn man sie um ihre entgegengesetzte befragt. —

Je unparteiischer eine Nation oder Zeit ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satyre an, so wie sie nach dem Vorigen umgekehrt die Satyre mehr in Scherz verwandelt, je unsittlicher sie wird. —

Endlich steigert sich an den Jahren Humor, Ironie, jede komische Kraft, und mitten in der kalt nebelnden Trübe des Alters spielt wie ein Nachsommer die komische Heiterkeit sich heiter ab. —

Wir haben der romantischen Poesie im Gegensatz der plastischen die Unendlichkeit des Subjects zum Spielraum gegeben, worin die Objecten-Welt wie in einem Mondlicht ihre Grenzen verliert. Wie soll aber das Komische romantisch werden, da es bloß im Contrastieren des Endlichen mit dem Endlichen besteht und keine Unendlichkeit zulassen kann? Der Verstand und die Objecten-Welt kennen nur Endlichkeit. Hier finden wir nun jenen unendlichen Contrast zwischen den Ideen (der Vernunft) und der ganzen Endlichkeit selber. Wie aber, wenn man eben diese Endlichkeit als subjectiven Contrast jetzt der Idee (Unendlichkeit) als objectiven unterschöbe und liehe und statt des Erhabenen als eines angewandten Unendlichen jetzt ein auf das Unendliche angewandtes Endliche, also bloß Unendlichkeit des Contrastes gebäre d. h. eine negative? Dann hätten wir den humour oder das romantische Komische. Und so ist es in der That, und der Verstand, obwohl der Gottesleugner einer beschlossenen Unendlichkeit, muß hier einen in das Unendliche gehenden Contrast antreffen. —

Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Contrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt, er hebt, ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben, keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie, um ihm das Kleine — und erhöht das Kleine, aber ungleich der Ironie, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und Nichts. —

Der gemeine Satyriker mag auf seinen Reisen oder in seinen Recensionen ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstöße aufgreifen und an seinen Pranger befestigen, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen, statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen des Prangers aber sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche d. h. das Allgemeine sein Inneres bewegt. Sein Thyrsus-Stab ist kein Taktstock und keine Geißel, und seine Schläge damit sind Zufälle. —

Wenn Schlegel mit Recht behauptet, daß das Romantische nicht eine Gattung der Poesie, sondern diese selbe immer jenes sein müsse: so gilt dasselbe noch vielmehr vom Komischen, nämlich alles muß romantisch d. h. humoristisch werden.



3. Johann Christian Friedrich Hölderlin.

Geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar (im Würtembergischen); gest. den 7. Juni 1843 in Tübingen.

Motto: Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten.
Ἓν καὶ πᾶν.
(So schrieb Hölderlin in Hegels Stammbuch d. 12. Febr. 1791.)

Großer Schmerz und große Lust bildet den Menschen am besten.
(Derselbe.)

Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt.
(Derselbe im „Hyperion".)

Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gesungen. (Derselbe.)

Wie mein Glück ist mein Lied. — Willst du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg ists, und die Erd' ist kalt,
Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge dir.
(Derselbe in: „Die Kürze.")

Es kann nichts wachsen und nichts so tief vergehen wie der Mensch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft sein Leiden und mit dem Aether seine Seligkeit. Aber wie wenig ist dadurch gesagt. (Derselbe im „Hyperion".)

Was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesetz' und Bräuch', der alten Götter Namen,
Vergeßt es kühn und hebt wie Neugeboren
Die Augen auf zur göttlichen Natur.
(Derselbe im „Empedokles".)

Urtheile über Hölderlin.

(Von Schiller, Goethe, Wolfg. Menzel, Bettina von Arnim, Gust. Kühne, W. Scherer, Alfr. Meißner, Hettner, Gerok, G. Jäger, Jul. Klaiber.)

Schiller (an Goethe): Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit [den Gedichten: der Aether und der Wanderer] ist mir sehr lebhaft aufgefallen, aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuen Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte: denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie bloß auf sich selber eingeschränkt und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben. (Den 30. Juni 1797.)

Goethe (an Schiller): Ich will Ihnen nur auch gestehen, daß mir etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegensprach: eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen recommandirt diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das Mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten. (Den 1. Juli 1797)

Schiller (an Goethe): Ich möchte wissen, ob diese Schmidt, diese Richter, diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einsylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wendung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so däucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht. (Den 17. Aug. 1797.)

Goethe (an Schiller): Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte.

(Aus Frankfurt a. M. den 23. Aug. 1797.)

Wolfg. Menzel: Das Ideal, wonach er [Hölderlin] strebte, blieb ihm unerreichbar; der Weltschmerz, Mensch bleiben zu müssen, wo man Gott sein möchte,

verzehrte ihn. Er war aber kein eitler Egoist, sondern der Schmerz Anderer lag auf seiner Brust. Er trauerte tief um das Vaterland.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden das Beste holen.

Er trug, was er fürs eigene Vaterland empfand, auf Griechenland über und dichtete den 1798 im Druck erschienenen Roman „Hyperion“, dessen Held für alles Hohe und Schöne, für Vaterland, Freiheit und Tugend und dabei auch für eine schöne Diotima (Hölderlins eigne, aber verbotene, unerreichbare, weil schon verheirathete Geliebte) schwärmt. Später schrieb er den „Empedokles“, worin er schon aller Hoffnung entsagt. Der Held kann der Gemeinheit, welche die ganze Welt beherrscht, nicht dienen und muß daher in erhabner Einsamkeit untergehen.

Bettina von Arnim. Von ihr erzählt H. Grimm: Das Buch, dessen Styl sie am meisten bewunderte, war Hölderlins Hyperion. Von Jugend auf hegte sie eine Vorliebe für Hölderlin. Als die neue Ausgabe seiner Werke von Schwab erschien, wurde diese Liebe neu lebendig. Sie nahm uns das Buch fort und gab es nicht wieder her. (In Bd. I. des Goethe-Jahrbuchs 1880.)

Gust. Kühne: Weder versagte Liebe, noch ein einzelner Unbill hat ihn toll gemacht. Die Vergötterungslust eines wildfremden Zustandes, der aufgestachelte Drang einer eigensinnigen Phantasie, der wilde Grimm gegen sein eigenes Zeitalter, gegen sein eigen Fleisch und Blut, das Selbstgefühl, das sich zu der gewaltsamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte — das hat ihm das Maß und Gefäß des Denkens und Fühlens zerbrochen. Der Schmerz um ein Weib goß nur Oel in die schon unter der Asche glimmende Glut. Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht, Hölderlin war der Humor versagt, er konnte nur zürnen, wüthen, sich stolz aufbäumen und zusammenbrechen. In seinen besten Ergüssen nagte schon der Wurm der Selbstzerstörung. Anfangs erging er sich sklavisch in Schiller'scher Diction aus dessen Lauraperiode, dann fesselte er sich in antiken Maßen voll philosophischer Wortverrenkung; sobald er, im Hyperion, seine eigne Sprache gefunden, schäumte sein Geist schon über und zertrümmerte, als er sich gehemmt fühlte, das Gefühl. — Hölderlin war, wie der nach Rußland verschlagene Lenz, eine übriggebliebene Ruine aus der deutschen Sturm- und Drangperiode.

W. Scherer: Von Schiller, zu dem er in rührender Bescheidenheit emporblickte, fühlte er sich so abhängig, daß er ihm noch 1797 schreiben konnte: „Von Ihnen dependir ich unüberwindlich.“ 1798: „Ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich zuweilen im geheimen Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern“. — Auch in der innern Anlage ist die Verwandtschaft unverkennbar. Poesie und Philosophie sind die erhabenen Göttinnen, zwischen deren Verehrung er schwankt. Ideal, Natur und Griechenthum — diese Begriffe flossen ihm in Eins. Um Hölderlin innerhalb des schwäbischen Geistes recht zu würdigen, muß man ihn zwischen Schubart und Schiller einerseits, zwischen seine Freunde Schelling und Hegel andererseits stellen. Dort der kosmopolitische Liberalismus, genährt an Rousseau. Hier das begeisterte Studium Kants, über den hinaus es ihn zurück auf Spinoza und zum Pantheismus trieb. — „Fliehen Sie

die philosophischen Stoffe" (hatte Schiller ihm zugerufen), „sie sind die undankbarsten und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft. Bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren." Das aber war es eben, was Hölderlin am wenigsten konnte. Es fehlt ihm ganz die derbe Lust an der Wirklichkeit, ohne die kein rechter Poet gedeihen kann. Sein Auge saugt sich nicht an, es klammert sich nicht fest an den Urquell aller darstellenden Kunst, an die sinnliche Erscheinung. Nicht der Stoff packt ihn, sondern die Idee. — Es mangeln bei ihm alle Contraste, das Böse, auch wo er es darstellen will, lernt man nie von Angesicht zu Angesicht kennen. — Von Poesie, Philosophie, Politik erwartete Hölderlin die Erneuerung des deutschen Lebens. Er hat sich nicht geirrt. Diese Mächte kamen, wirkten segensreich, aber sie warfen ihn in die Tiefe.

Alfred Meißner (1842):

Ein Mann in Bettlertracht zog thalhernieder
Vom Grat des Schwarzwalds traurig und alleine,
Auf einen Stab gestützt die hohen Glieder.
Die Tannen glühten rings in rothem Scheine,
Eichhörnchen rauschten kletternd in den Zweigen,
Und kluge Schlänglein zuckten im Gesteine.
Der bleiche Mann glitt oft im Niedersteigen,
Sein irres Aug' schwamm in des Aethers Bläue,
Wo Adler hielten einen stillen Reigen.
Und aus dem Laubgebüsche trat das treue
Harmlose Reh und blickte nach dem Blassen,
Als ob sich's seiner düstern Schönheit freue.
Er aber hatte bald den Wald verlassen,
Und vor ihm lag's — so weit der Blick auch dringe —
In Schönheit, die nur deutscher Sinn kann fassen!
Der Weinstock zog am Felsen seine Schlinge,
Es blitzt der Fluß, es wogt das Feld der Aehren,
Wie wenn ein Unsichtbarer drüber ginge.
Mit seiner Seel' in seltsamem Verkehren
Hin schritt der Mann, oft lauscht' er still, erschrocken,
Und horchte, als ob Geister um ihn wären.
Und als im Thal erklangen Abendglocken,
Da lacht' er auf — die Luft hat es vernommen —
Und griff ans Aug', allein sein Aug' war trocken.
Zum Thor des Städtchens war er nun gekommen
Und trieb sich durch die sonntagsbunte Menge
In scheuer Hast, das Auge glutentglommen.
Da plötzlich rief ihm einer im Gedränge:
Du, Hölderlin, woher? von Frankreichs Erde?
Weltwandersmann, erzähle deine Gänge!
Welch karges Brot brachst du an fremdem Herde!
Du, Frommer, blickst ja wie ein Missethäter!
Wie so verwandelt Antlitz und Geberde?
Scheu sprach es Matthisson, so hieß der Städter —
Er eine Lerche nur in Morgenstrahlen,
Doch Hölderlin ein Sängerschwan im Aether,
Der sich sein Nest gebaut in Hellas' Thalen —
Ein Spättitanengeist, gewittertrunken —
Ein Wanderer auf feurigen Sandalen —
Im Ton des Leibs ein Sonnenfeuerfunken,
Ein Schüler Platons und ein Bruder allen
Den Heiligen, die bei Marathon gesunken.
Wie beide Freunde durch die Straßen wallen,

Spricht Hölderlin — das klingt in wirren Bildern,
Wie in Dodonas Hain der Becken Schallen.
Und er erzählt in Rhythmen, immer wildern,
Von einem Jüngling, der in Lieb' entbrannte,
Unsagbar, sonnenglühend, nicht zu schildern.
Sie, die vom Welturanfang ihm Verwandte,
Muß in den Armen eines andern schmachten —
Die Hölle hat nicht ärmere Verbannte!
Wie beide Seelen nach Vermischung trachten,
Das Weib bleibt stark, in Qualen unvergeßlich,
Doch endlich bricht ihr Herz nach tausend Schlachten.
Sie stirbt. Und um den Jüngling dunkelt's gräßlich,
Er springt aufs Roß, sein Roß, es wird zum Drachen
Und saust durch eine Wüste unermeßlich.
Und wie die Donner in den Himmeln krachen,
Gähnt eine Höhl' ihn an mit weiten Thoren,
Wie eines Teufels lachend-offner Rachen.
Frau Venus, die ihr irdisch Reich verloren,
Sie hat den Berg mit seinen Wundergängen
Zu allem Greul der Wollust auserkoren.
Den Jüngling zieht's mit Düften und Gesängen,
Er steigt hinab und ist nicht mehr zu retten,
Wie alle Lüste ihm ans Herz sich drängen!
Lemuren binden ihn mit Rosenketten,
Zur Hefe trinkt er leer den Kelch der Sünde
Und sinkt betäubt und todt auf blum'ge Betten;
Doch wie das Frühlicht übersteigt die Gründe,
Erwacht er krank und im Gestein verschmachtet,
Er ist ein Greis und rauft sein Haar im Winde.
Und Hölderlin erzählt's, und ihn betrachtet
Der treue Freund und bricht in sich zusammen;
Mit einem Male sieht er schmerzumnachtet
Im Freundesaug' des Wahnsinns Gluten flammen.
An jenen Jüngling dacht' er, zwischen Steinen,
Und bat, daß ihn die Götter nicht verdammen —
Und stahl sich fort, um in der Nacht zu weinen.

— — —

Seit jenem Wiedersehn in Schwabens Gauen
Kam vierzig Mal der Lenz auf seiner Reise,
Um seine Welt aus Farb' und Duft zu bauen —
Und immer noch erzählt im Kinderkreise
Ein kranker Mann von der Gestirne Chören —
Vom Pantheos — von der Hellenen Weise —
Doch ohne Thränen konnt' ihn keiner hören.

Hettner (in „die romantische Schule"): Es ist die Verzweiflung über diese thatlose, freiheitlose und doch so leidenschaftvolle Gegenwart, die Verzweiflung über das ihn umgebende Volk ohne Harmonie und Schönheit, die den Grundton des Hyperion wie seines gesammten Dichtens und Denkens ausmacht. Was er sucht, das ist eine bessere Zeit, eine schönere Welt. Er lechzt nach Menschen und sieht vor Augen nur Handwerker, nur Denker, nur Priester, nur Herren und Knechte, nur junge oder gesetzte Leute, aber nirgends Menschen. In diesem Jammer flieht seine Phantasie, von großem Schmerz getrieben, nach Griechenland, denn nur dort waren Menschen zu Hause, nur dort ist der Boden für reines und freies Menschenthum. Dem dämonischen Jünglinge fehlte das realistische Gegengewicht, das Jean Paul vor dem tödtlichen Gifte innerer Zerrissenheit bewahrte. Er kennt nur die Noth der Gegenwart; kein Trost, kein Hoffnungsschimmer fällt klärend in seine düstere Seele. Scheu und krampfhaft vor

dem Leben zurückfliehend, flüchtet er in das schattenlose Reich eines idealen Traumlandes. Und eben deshalb kommt er, der doch der Schüler der plastischen Griechen ist, nirgends aus der lyrisch musikalischen Empfindung zu festen Gestalten und individuellen Charakteren, nirgends aus dem Reflectirten zum Naiven und Ursprünglichen.

Gerok (in den „Jugenderinnerungen"): Neben dem christlichen Mystiker [Novalis] stand in meiner kleinen Bücherreihe der Romantiker des Hellenismus, Friedrich Hölderlin, mit seinem Liederbuch. Der sittliche Adel seines Genius, wodurch er mit Schiller, die kindliche Reinheit seiner Dichtung, wodurch er mit Hölty verwandt ist, der Schwung und Wohllaut seiner Rhythmen und die elegische Schwermuth, die wie Aeolsharfenklang durch seine Lieder zittert, dies alles ergriff mich um so tiefer, da ich den wahnsinnig gewordenen Sänger der Diotima mit seinem langen weißen Haar je und je in seinem Thurmfenster am Neckar stehen sah, wo er irre Worte in die Luft hinaus rief. Vor das Titelblatt seiner Gedichte zeichnete ich das verstümmelte Marmorbild eines apollinischen Jünglings, das schöne Haupt sehnsuchtsvoll zum Aether emporgehoben, den Arm, der auf der Lyra ruht, abgebrochen, den Säulenstrunk, an dem der Sänger lehnt, mit Epheu umrankt.

Georg Jäger (1873):

Aus der Heimat engem Kreise
War der Jüngling fortgezogen,
Den der hohe Gott der Lieder
Führt' auf ätherblauen Wogen.

Und im fremden, reichen Hause
Ward er gastlich aufgenommen,
Doch es ist ein mächtig Schicksal
Dorten über ihn gekommen:

Dort erschloß sich ihm ein Herz;
In des Hauses edler Frauen
Durft' er einen Geist vom schönen
Griechenlande wieder schauen.

Diotima nannt' er sie,
Die das junge Herz ihm weckte,
Doch es kam ein Tag der Trennung,
Eh' sich Liebe noch entdeckte. —

In der Heimat, in der Fremde
Fand er Freunde, liebe, traute,
Eine Griechin fand er nie mehr,
Gleich der Einen, die er schaute.

Da vernahm er ihren Tod:
Und vom Ufer der Garonne
Trieb's ihn fort, entgegen schritt er
Immerzu dem Lauf der Sonne;

Und versengt von Sommersgluten
Kam er zu der Heimat Lande,
Da schlug ihn, der Mann geworden,
Irrsinn bald in schwere Bande.

In der Stadt am Neckarhange,
Wo die Musen heiter thronen,
Sollte lange, lange Jahre
Noch den Greis der Tod verschonen;

Dort in treuer, sanfter Hut
Lebt' er, aber ohne Leben:
Dennoch, ihres Namens Klang
Mocht' ihm Seele manchmal geben.

Flammend hob sich dann der Geist,
Aber nie konnt' er gesunden,
Aus dem Aetherblau des Auges
Blitzt' es auf und — war verschwunden.

Wiegend hin und her das Haupt,
Hörten wir ihn summen, flüstern,
Aber endlich ward er still,
Und er blieb allein, im Düstern. —

Drei Jahrzehnte ruht sein Leib
Staubzerfallen in der Erde,
Männer aber stunden auf,
Daß von ihm ein Denkmal werde:

An der Stätte seiner Heimat,
Ueber jener alten Schwelle,
Strahlt ein Antlitz, jung und schön,
Erzgegossen, sonnenhelle.

Helios auf seiner Fahrt
Grüßet aus der Höhe nieder,
Und sein Liebling schaut wie vormals
Auf zum Gotte seiner Lieder. —

Jul. Klaiber (1877): Für Hölderlin ist Philosophie nur in Form poetischer Intuition, Poesie nur als phantasievoll empfundne und dichterisch concipirte Darstellung philosophischer Ideen möglich, und beides ist von jener sittlichen Lauterkeit durchflossen, die ihm nicht eine mühsam errungene Frucht der Selbstveredlung, sondern holdes Geschenk der Natur ist. — Wir haben ihn mit Tasso zusammengestellt. „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen „Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück.“ Mit diesen Worten bezeichnet Goethe selbst die Seele seines Dramas; sie sind zugleich der Schlüssel zu dem geheimnißvoll wehmüthigen Reiz, den Friedrich Hölderlins Jugendgeschichte auf uns ausübt.

Aus Hölderlins Gedichten.

Ein Fragment.

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all' ihr treuen,
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt.

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.
Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich groß . . .

Der Neckar.

In Deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, Deine Wellen umspielten mich,
Und all' der holden Hügel, die Dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu Dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und Du nahmst uns mit
Zum still erhab'nen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach Deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel
Und ihrer Gottesbilder auch Dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst Du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgeist einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu gebliebnen, aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Griechenland.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen
Wo durch Blumen der Ilissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf;

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluthen der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand;
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen —
Marathons Heroen sängst du mir,
Und die schönste der Begeisterungen
Lächelte vom trunk'nen Auge dir,
Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt, vom Lorbeerzweig umspielt,
Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die so karg der Hauch der Freude kühlt.

Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas' goldnen Stunden,
Fühltest du die Flucht der Jahre nicht!
Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend süße Lust.

Hätte doch von diesen goldnen Jahren
Einen Theil das Schicksal dir beschéert;
Diese reizenden Athener waren
Deines glühenden Gesangs so werth;
Hingelehnt am frohen Saitenspiele
Bei der süßen Chiertraube Blut,
Hättest Du vom stürmischen Gewühle
Der Agora glühend ausgeruht.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß, die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umsonst dein Element.

Attika, die Riesin ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruh'n,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun;
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus' heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüste sie.

Mich verlangt in's beff're Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Empedokles.

Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauderndem Verlangen
Wirfst dich hinab in des Aetna Flammen.

So schmelzt' im Weine Perlen der Uebermuth
Der Königin; und mochte sie! Hättest du
Nur deinen Reichthum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren auch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,

Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrelang ins Ungewisse hinab.

Gesang des Deutschen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich ungestalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele läugnest.

Doch magst du manche Schöne nicht bergen mir,
Oft stand ich überschauend das sanfte Grün
Im weiten Garten hoch in deinen
Lüften auf hohem Gebirg und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
Indeß die Töne schüchtern die Nachtigall
Im Dunkel sang und still und klar auf
Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,
Die edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervens Volk? es erwählete
Den Oelbaum sich zum Lieblinge, kennst du dies?
Noch lebt's! noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platon's frommer Garten auch schon nicht mehr
Am stillen Strome grünt und ein dürft'ger Mann
Die Heldenasche pflügt und schon der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heiliger Wald! o Attika! traf der Gott
Mit furchtbar sichrem Strahle so bald auch dich
Und eilten sie, die dich belebt, die
Flammen entbunden zum Aether über?

Doch wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wie? ist denn Einer noch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnen, ein Räthsel der Brust verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,
Und sühnet täglich nicht der holde
Friede das böse Gewirre wieder?

Und wo sind Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unsern Alten, freundlich und fromm zu sein,
Wo Weise, wie die unsern sind, die
Kalten und kühnen, die unbestechbarn?

Gegrüßt in deiner Schöne, mein Vaterland,
Mit neuem Namen, reifeste Frucht der Zeit,
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie erräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Sieh! freundlich zögernd scheidet vom Auge dir
Das Jahr und in hesperischer Milde glänzt
Der Winterhimmel über deinen
Gärten, den dichtrischen, immergrünen.

Noch da ich deines Festes gedacht' und sann,
Was ich ihm dankend reichte, da winkten noch
Am Pfade Blumen, daß sie dir zur·
Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch andres beut dir, Größeres, hohen Geist
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf,
So dünkt es mir, und einsam, o Fürstin, ist
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glück, denn würdig

Gesellt im Lorbeer ihm der Heroe sich
Der schöngereifte, ganze, die Weisen auch,
Die heil'gen sind es werth, sie blicken
Still aus der Höhe des Lebens alle.

Aus dem „Hyperion“ (1799).

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß's ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Aechterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage Dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herab gewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet

ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert, und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all' ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgenthau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge heran; Du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter, schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlaßnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur, nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und übervoll von kalter, stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Höheres sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt.

———



4. Ludwig Tieck.

Geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin; gest. den 28. April 1853 ebendaselbst.

Motto: Die Romantik ist eine geistige Aristokratie. (Ruge.)

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht. (Tieck.)

Je mehr der Mensch von seinem Gemüthe weiß, je mehr weiß er von der Poesie.
(Derselbe.)

Selbstbekenntnisse Tiecks (aus Köpke's Buch: „Ludwig Tieck").

Der Gegensatz des Scherzes und des Ernstes ist für mein Wesen durchaus nothwendig. Bei der tiefen Schwermuth, bei dem Trübsinn, der mich oft angefallen hat, ist er ein Glück für mich gewesen. Den Sinn für Scherz habe ich mir stets zu bewahren gewußt. Schon in meiner Jugend konnte man dieses doppelte Wesen nicht begreifen und hielt mich darum bisweilen für närrisch. —

Wenn man mich aufforderte eine Definition des Romantischen zu geben, so würde ich das nicht vermögen. Ich weiß zwischen poetisch und romantisch überhaupt keinen Unterschied zu machen. —

Der Gedanke der Ironie hat sich bei mir erst später vollständig entwickelt, besonders seit ich mit Solger in nähern Verkehr getreten war. —

Unter allen frühern Philosophen hatte mich nur Jakob Böhme gefesselt, und eine Zeit lang vollkommen beherrscht. —

Nichts ist mir mein Leben lang verhaßter gewesen als der absprechende Ton des Systems, das mit allem fertig ist. —

Das Drama, ja schon die dialogische Form hat von jeher für mich etwas Anziehendes gehabt. Nachdem ich in meinem Leben so vieles gelesen habe, kommt es wohl vor, daß ich manches schlechte Buch, was ich zu lesen angefangen habe, nicht beende. Wo ich aber etwas Dramatisches sehe, da greife ich noch heute zuerst darnach, und so schlecht es auch sein mag, ich habe eher keine Ruhe, als bis ich es durchgelesen habe. —

Als Vorleser, besonders dramatischer Sachen, hatte ich mir schon in meiner Jugend auf dem Gymnasium einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. Später habe ich durch fortgesetzte Uebung dieses Talent weiter ausgebildet und mir auch manche Regel darüber entwickelt. —

Ich habe eine Zeit gehabt, wo ich strebte, forschte und grübelte; sie hat mich nicht befriedigt; eine andre, wo ich als Dichter darstellend und gestaltend glaubte dem Räthsel des Lebens näher zu kommen. Ich habe Augenblicke gehabt, wo mir alles im Zweifel unterzugehen schien. Später bin ich immer mehr zu dem rückhaltslosen Anheimstellen an Gottes Macht gekommen.

Urtheile über Tieck.

(Von Schiller, Goethe, Jean Paul, Heine, Gerok, Treitschke, Rud. Köpke.)

Schiller (an Goethe): Tieck aus Berlin hat Sie besucht; ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden sind, da Sie ihn länger gesprochen haben. Mir hat er gar nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbescheidenes. Ich hab' ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, die spanische Literatur sehr empfohlen, die ihm einen geistreichen Stoff zuführen wird und ihm, bei seiner eigenen Neigung zum Phantastischen und Romantischen, zuzusagen scheint. So müßte dieses angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken und in seiner Sphäre sein.

(Den 24. Juli 1799.)

Goethe (gegen Eckermann): Ich bin Tiecken herzlich gut und er ist auch im ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ich daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art. — Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genügsam bedeutend erscheine, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dieses schadete unserm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung. — Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe. (Den 30. März 1824.)

Jean Paul (in der „Vorschule der Aesthetik"): In Rücksicht der Zeiten (welche freilich wieder Länder werden) ist Tieck ein schöner barocker Blumen-Mischling der altdeutschen neudeutschen Zeit, wiewohl mehr den genialen Empfängern als Gebern verwandt.

Heine (in: „die romantische Schule" 1833): Herr L. Tieck hat durch seinen Roman: „Sternbald's Wanderungen" und durch die von einem gewissen Wackenroder geschriebenen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen Unbeholfenheit kundgiebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wissen. —

Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie sie diesen Glauben bei der Menge zu restauriren wünschten; wie sie in dieser Absicht die protestantischen Rationalisten, die Aufklärer, die echten noch mehr als die falschen, mit Spott und Verlästerung befehdeten; wie sie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur eine ehrsame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigste Abneigung hegten; wie sie diese Bürgerlichkeit als philisterhafte Kleinmisère persiflierten und dagegen beständig das große Heldenleben des feudalistischen Mittelalters gerühmt und gefeiert: so hat auch Aristophanes, welcher selber die Götter verspöttelte, dennoch die Philosophen gehaßt u. s. w. —

Nach den Schlegeln war Herr L. Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war ein Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht blos die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Gelehrsamkeit wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leier und sang ein freudiges Minnelied. —

Er ist in der That der beste Novellist in Deutschland. Jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung noch von demselben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterscheiden. Seine erste Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er schrieb damals nur auf Antrieb und Bestellung eines Buchhändlers, welcher eben kein Anderer war als der selige Nicolai selbst, der eigensinnigste Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Mysticismus und der Romantik. — Die Werke, die Herr Tieck in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell" der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist, als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geizig gewesen sei, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck selber nicht die Reichthümer seiner eigenen Brust, und die Schlegel mußten diese erst mit der Wünschelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor Allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben,

und zugleich nach den neuen ästhetischen Recepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn L. Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind „der Kaiser Octavian“, „die heilige Genofeva“ und „der Fortunat“, drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. — Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben: Auch diese sind meist den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind „der blonde Eckbert“ und „der Runenberg“. In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde. — Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt. Eine merkwürdige Veränderung begibt sich aber jetzt mit Herrn Tieck und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst aus schwärmerischem Eifer sich in den Schoß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte, Dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethe's ist darin sichtbar, sowie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie.

Gerok (in den „Jugenderinnerungen“): Die eingehendste Aufmerksamkeit widmete ich dem König der Romantiker, dem wundersamen Meister Ludwig Tieck. Ich begleitete ihn durch alle seine Entwickelungsperioden, von den langweiligen Erzählungen an, die er, wenn ich mich recht entsinne, als junger Mensch für den großen Philister Nicolai schmierte, durch die halbwahnsinnige Schauerromantik des Abdallah hindurch bis zu der mondbeglänzten Zaubernacht der Genovefa und des Oktavian, des blonden Eckbert und der schönen Magellone. Dann löste der aristophanische Humor des gestiefelten Katers und der verkehrten Welt die bunte Traumwelt des Phantasus in Ironie auf, und dem romantischen Spuk folgten die modernen Novellen mit ihren geistreichen Gesprächen und hochgebildeten Kunstbetrachtungen; eine Gattung, mit der ich mich weniger befreundete, und der ich die historisch romantischen Erzählungen, wie Vittoria Accorombona, das Dichterleben und den leider unvollendeten Cevennenkrieg entschieden vorzog.

Treitschke (Preuß. Jahrb. Bd. 49, 1, S. 44 f.): Ludwig Tieck, der ebenfalls in die liebliche Elbestadt übersiedelt war, zog sich von diesem leeren Treiben (der Fr. Kind, Theod. Hell, Fr. Böttiger) vornehm zurück. An ihm ward offenbar, daß die geheimnißvolle „Poesie der Poesie“, deren die Romantiker sich rühmten, im Grunde nur geistreiche Kennerschaft war. Er zählte, obwohl ihn seine Bewunderer dicht hinter Goethe stellten, doch zu den Naturen, die mehr sind als sie leisten. Da er von dem übermächtigen schöpferischen Drange des Dichters jetzt nur noch selten ergriffen ward, so

warf er sich mit schönem Eifer, mit seiner gepriesenen „schnellen Fühlbarkeit“ auf die Erforschung der Shakespearischen Dramatik. Was er in Wort und Schrift für die Erklärung und Nachbildung des großen Briten that, ward in Wahrheit fruchtbarer für das deutsche Leben als die formlosen Romane und die literarisch-satirischen Märchendramen seiner Jugend, die eben darum nicht als naive Kinder der Phantasie erscheinen, weil sie mit bewußter Absichtlichkeit selber sagten, daß ihnen „der Verstand so gänzlich fehle.“ Wie vielen jungen Poeten und Schauspielern ist in dem alten Hause am Altmarkte die erste Ahnung von dem eigentlichen Wesen der Kunst aufgegangen, wenn der Dichter an seinen vielgerühmten Leseabenden mit wahrhaft congenialer Kraft die ganze Welt der Shakespearischen Gestalten in der Fülle ihres Lebens den Hörern vor die Seele führte. Der junge Graf Wolf Baudissin fand es bald unbegreiflich, wie er nur hätte leben können, bevor er diesen Mann gekannt. Tieck war früh berühmt geworden und erschien schon im Mannesalter wie ein Patriarch der deutschen Poesie. Gütig, mit theilnehmendem Verständniß nahm der gichtbrüchige Mann mit den hellen Dichteraugen die Jungen auf, die zu ihm wallfahrteten, und wenn gleich in seinen geistvollen Worten mancher seltsame Einfall mit unterlief, so blieb sein Blick doch auf die Höhen der Menschheit gerichtet; immer wieder verwies er die Jugend an „die heil'gen Vier, die Meister der neuen Kunst“, Dante, Cervantes, Shakespearen und Goethe. Erst nach Jahren kehrte er wieder selbst zur Dichtung zurück.

Rud. Köpke (im Vorwort zu seinen „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ 1855): L. Tieck gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen unserer neuern Literatur, der eigenthümliche und selbständige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenosse und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitstreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgereichen Wandlungen, welche der deutsche Geist seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfahren hat. Als er starb, blickte er auf sechzig Jahre literarischer Thätigkeit zurück. Wie Klopstock und Wieland von Bodmer bis auf Tieck und Heinrich von Kleist, wie Goethe von Gottsched und Klopstock bis auf Heine und Börne, so reichte sein Leben von dem Jahre, wo der „Götz von Berlichingen“ erschien, bis auf Hebbel und Redwitz herab. Er war ein seltener und eigen gearteter Mensch, dessen Wesen man nicht besser bezeichnen kann, als mit dem Worte, welches er selbst oft anwandte: er hatte nicht nur gesehen, gehört, geschrieben und gedichtet, er hatte gelebt, in sich erlebt.

Aus Tiecks Gedichten.

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und seh' die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur.
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

Arion.

Motto: Es ist nicht zufällig, daß Novalis, Tieck und A. W. Schlegel, alle drei zugleich, die Arionsage besingen. Die Apotheose der Kunst kehrt überall wieder.
(Hettner.)

Es ist immer schön zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen.
(Schiller an Lotte d. 4. Dec. 1788.)

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuern Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. —

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab ins Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluten hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge, Saitenspiel,
In der Flut
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt' mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt.

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl.
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang,
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht.
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir d'rauf das Vögelein,
Er sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein.

Aus den kritischen Schriften.

Der wahre Autor, der echte Dichter, der große Künstler ist ein Sohn seiner Zeit: in seinen Productionen spiegelt sich das Beste des Jahrhunderts, dessen Streben, die wahre Bildung, Vergangenheit und Zukunft sind in den Reflexen der Lichter erkennbar. Mode, Stimmung, Vorurtheil, Krankheit, Fanatismus und Leidenschaft gehören der Zeit, machen sie aber nicht, sind nicht diese. Ein Autor, der nur dem Zufälligen nachgeht, mit dem Strome schwimmend, das Richtige für das Wahre hält und so sich hinreißen läßt, daß er diese Hitze mit der echten Begeisterung verwechselt, wird nie Etwas hervorbringen, das ihn überlebt. Die Zeit selbst vertritt die Stelle der Kritik und bewahrt das auf, was würdig, macht vergessen, was unbedeutend ist. Oft trifft sie es recht und ergänzt oder ersetzt die wahre Kritik; oft aber ist sie nur vergeßlich wie das Alter, und es hat sich wohl getroffen, daß echte Kunstwerke auf eine Zeit lang in die Polterkammer gelegt oder manierirte Dichtungen als Muster in spätere Jahre herübergeschleppt wurden.

Daß ein Vaterland durch den Dichter sich seiner bewußt wird, daß die Kunst also auch eine politische Wichtigkeit hat, braucht Kundigen nicht gesagt zu werden. Schiller und Goethe, Klopstock und Herder, Jean Paul und Andere mehr haben kräftig mit gestritten; Shakspeare hält sein hoch gestiegenes Inselland mächtig empor, und Spanien wäre wohl nicht so gesunken, wären die Genien nicht früher schon vernachlässiget und vergessen worden. Im Homer und den Dichtern erkannte sich noch lange Griechenland, und erneute sich an begeisternder Erinnerung, und wie viel Camoens zur Selbständigkeit Portugals mag beigetragen haben, ist nicht zu berechnen. Denn einen geistigen Halt will der Mensch allenthalben, und da besonders, wo Religion und Philosophie ihn verlassen, die von dem Adel und der Unentbehrlichkeit des Vaterlandes nur wenig wissen.

Darum eben ist der echte Dichter so groß und lehrreich, für Gegenwart und Zukunft. Auf jener Schaukel, die sich erhebt und senkt, und auf welcher er, die Laute spielend, hin und wieder schwankt, erschaut er, wenn ihn die Begeisterung hoch hinauf wirft, neben der Muse sitzend, von oben viele Wunder und ihre Erklärung, die der Philosoph und der Wissenschaftkundige nicht sieht oder nicht versteht. Mit den ausgeströmten Liedern spielt dann die Menge, und Knaben und Thörichte ahmen sie nach, und Dasjenige, was als ein Orakel aus geweihtem Munde erklang, wird oftmals bald Narrentheiding der schwatzenden Menge. Seit Rousseau, und noch mehr seit Werther, ist die Wunde des Lebens, die Krankheit der Liebe, weil sie schon vorher mit allen Schmerzen da war, auch der Menge durch geweihte Priester fühlbar und bekannt geworden. Wie oft war seit dem grauesten Alterthum in allen Zungen schon von der Liebe gesprochen worden; auch das Unglück dieser Leidenschaft und ihre tragischen Folgen waren schon, wie oft, bis zum Entsetzlichen gesungen; aber dennoch war allen Fühlenden, als sie den Werther lasen, als hätte noch Niemand je das vernommen, als sei eine neue Sprache entdeckt. Wie lallte und stotterte Alles in dieser Manier, und wie schwach süßlich klang der Mißverstand aus dem Siegwart und ähnlichen Büchern. Schon damals glaubten viele Deutschen, die Nation verdürbe an diesem Schmerz und dieser Weichlichkeit, und gutgemeinte Mittel aller Art, der Parodie und des seichtesten Spaßes wurden versucht, um nur wieder Gesundheit hervorzubringen. Und doch ist es gewiß, daß auch das blöde Auge die Natur seitdem anders betrachtet, daß selbst dem Kältesten Gefühle wunderbarer Natur dadurch näher getreten sind. Diese Auflösung des Lebens, diese Entfaltung des Geheimnißreichen unserer Brust, diese Angst und Freude klingt

seitdem immerfort, am tiefsten schneidend und am zerstörendsten wohl in dem Meisterwerke desselben großen Dichters, den Wahlverwandtschaften. Seit das Wort gefunden und ausgesprochen ist, läßt sich das Dasein dieser Krankheit weder mehr leugnen noch ignoriren, und wie sie schmerzend um sich greift, welche Curen oder Palliative Religion und Staat oder Philosophie mit Glück oder Unglück versuchen werden, muß die Folgezeit lehren; was wir in unsern Tagen haben beobachten können, was die Revolution unternahm, was in süßlichen oder aufgeklärt moralischen Büchern geschehen ist, war ungeziemend oder unbedeutend. Die laueste und ohnmächtigste Hülfe ist jenes Maskenspiel häuslichen Glücks, dessen kraftlose Heuchelei in so vielen gutgemeinten Büchern und langweiligen Familien seitdem herrscht. Wie mächtig tönt die Verzweiflung aus dem Faust? Und hat der Dichter beruhigende Töne aufgefunden? Kann er sie wohl finden? Ganz anders als im Hamlet erhebt sich die Angst der Seele und der Zwiespalt des Daseins. Der größte, der heilendste Trost ist immer der, daß das tödtendste Uebel dadurch schon gemildert wird, wenn der große Dichter nur das Wort gefunden und es ausgesprochen hat.

Wenn es keine Täuschung ist, daß wir in einem Zeitalter leben, in welchem die Liebe zum Schönen und das Verständniß von Neuem erwacht und sich in mannigfaltigen verschiedenen Gestalten zeigt, so ist es die Pflicht eines Jeden, diesen Trieb anzuerkennen und, soviel es in seinen Kräften steht, zu befördern und deutlicher zu entwickeln. Sehen wir auf eine unlängst verflossene Zeit zurück, die sich durch Gleichgültigkeit, Mißverständnisse oder das Nichtbeachten der Werke der schönen Künste auszeichnet, so müssen wir über die schnelle Veränderung erstaunen, die in einem so kurzen Zeitraume bewirkt hat, daß man sich nicht nur für die Denkmäler verflossener Zeitalter interessirt, sondern sie würdigt, und nicht nur mit einseitigem und verblendetem Eifer bewundert, sondern durch ein höheres Streben sich bemüht, jeden Geist auf seine ihm eigene Art zu verstehen und zu fassen, und alle Werke der verschiedensten Künstler, so sehr sie alle für sich selbst das Höchste sein mögen, als Theile e i n e r Poesie, e i n e r Kunst anzuschauen und auf diesem Wege ein heiliges, unbekanntes Land zu ahnden und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeisterten Gemüther geweissagt haben, und dem alle Gedichte als Bürger und Einwohner zugehören. Denn es gibt doch nur e i n e Poesie, die in sich selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft, mit den Werken, die wir besitzen, und mit den verlorenen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, sowie mit den künftigen, welche sie ahnden will, ein unzertrennliches Ganze ausmacht. Sie ist nichts weiter, als das menschliche Gemüth selbst in allen seinen Tiefen, jenes unbekannte Wesen, welches immer ein Geheimniß bleiben wird, das sich aber auf unendliche Weise zu gestalten sucht, ein Verständniß, welches sich immer offenbaren will, immer von Neuem versiegt, und nach bestimmten Zeiträumen verjüngt und in neuer Verwandlung wieder hervortritt. Je mehr der Mensch von seinem Gemüthe weiß, je mehr weiß er von der Poesie, ihre Geschichte kann keine andere sein, als die des Gemüths von den ersten Offenbarungen und dem Wunderglauben der Kindheit, der schönen Ahndungen des jugendlichen Lebens zur Reifheit der Phantasie, bis in alle ihre Verirrungen, die sich wieder zur frühen kindlichen Klarheit selber zurückführen, dazwischen wechselnd mit prophetischen Träumen, mit Anschauungen, welche verloren gehen und sich wieder suchen. So ist die wahre Geschichte der Poesie die Geschichte eines Geistes, sie wird in diesem Sinne immer ein unerreichbares Ideal bleiben; jedoch ist es jedem Beobachter, jedem Freunde der Poesie möglich, seine Ansichten darzustellen, seine Liebe in Worten auszusprechen, um alte Mißverständnisse zu entwirren, oder die, die ihn verstehen, allmählich der klaren, freien Ansicht näher zu führen.



5. August Wilhelm Schlegel.

Geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover; gest. den 12. Mai 1845 in Bonn.

Motto: Mir war, als hielt zusammen
Uns Eine Rind' umschlossen
In hoher Baumgestalt.
— — — — — —
Du förderst aus der Erden
Edles Metall zu Tag.
Das giebst Du meinen Händen,
So bild' ich künstlich Schalen
Und Trinkgefäße draus.
(An seinen Bruder Friedrich.)

Selbstbekenntnisse A. W. Schlegels.

Kosmopolit der Kunst und Poesie,
Verkündigt' ich in allen Formen sie.
Shakspeare, der Genius der Britten, fand
Durch mich in Deutschland noch ein Vaterland.
Im neuen Indien thront Britannia stark!

Im alten such' ich alter Weisheit Mark.
Des Ramas Thaten zog ich an das Licht,
Wovon Valmikis so erhaben spricht.
Drum siegl' ich mit des Helden Siegelring,
Den ich zum Lohn für mein Bemühn empfing.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakspeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Mehrere meiner Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherlei Art, in Gedichten und Prosa, im Ernst und im Scherz verkündigt, und gewisse ehrenfeste Männer, die von keiner andern Zeit einen Begriff haben, als der, welche die Thurmglocken anschlagen und die Nachtwächter ausrufen, haben uns aus diesen frohen Hoffnungen ein großes Verbrechen gemacht.

Aus Schillers und Goethes Briefwechsel über das „Athenäum" der Brüder Schlegel.

Schiller (an Goethe): Was sagen Sie zu dem neuen Schlegelschen Athenäum und besonders zu den Fragmenten? Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe. (Den 23. Juli 1798.)

Goethe (an Schiller): Das Schlegelsche Ingrediens in seiner ganzen Individualität scheint mir denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht, für's äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, die Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner. — — Bei allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt, kann man denn doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen. Ein Dutzend solcher Stücke wird zeigen, wie reich und perfektibel sie sind. (Den 25. Juli 1798.)

Schiller (an Goethe): Einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegeln und dem jüngern insbesondere nicht absprechen. Aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch gestehe ich, daß ich in den ästhetischen Urtheilen dieser beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eigenen poetischen Arbeiten des ältern bestätigen mir meinen Verdacht, denn es ist mir absolut unbegreiflich, wie dasselbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodische Natur seiner eigenen Werke, diese dürre und herzlose Kälte auch nur ertragen, ich will nicht sagen schön finden kann. Wenn das Publicum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie diese beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier erregt weder Neigung noch Vertrauen, noch Respect, wenn sie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt, und die Blößen, welche die Herren sich in ihrer einseitigen und übertriebenen Art geben, wirft auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein. (Den 27 Juli. 1798.)

Schiller (an Goethe): Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athenäum mit einer Zugabe von Stacheln vermehrt und suchen durch dieses Mittel, welches nicht übel gewählt ist, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Xenien haben ein beliebtes Muster gegeben. Es sind in diesem literarischen Reichsanzeiger gute Einfälle, freilich auch mit solchen, die bloß naseweise sind, stark versetzt. Bei dem Artikel über Böttigern sieht man, hat der bittere Ernst den Humor nicht aufkommen lassen. Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat, und man sieht daraus, daß sie im Grunde doch nichts

taugen. Uebrigens ist die an Sie gerichtete Elegie, ihre große Länge abgerechnet, eine gute Arbeit, worin viel Schönes ist. Ich glaubte auch eine größere Wärme darin zu finden, als man von Schlegels Werken gewohnt ist, und mehreres ist ganz vortrefflich gesagt. Sonst hab' ich noch nichts in diesem Hefte gelesen. Ich zweifle nicht, daß es auf dem nunmehr eingeschlagenen Weg Leser genug finden wird, aber Freunde werden die Herausgeber sich eben nicht erwerben, und ich fürchte, es wird bald auch der Stoff versiegen, wie sie in aphoristischen Sätzen auch auf einmal und für immer ihre Baarschaft ausgegeben haben. (Den 26. Aug. 1799.)

Goethe (an Schiller): Wegen des Schlegelischen Streifzugs bin ich ganz Ihrer Meinung. Die Elegie hätte er in mehrere trennen sollen, um die Theilnahme und die Uebersicht zu erleichtern. Die übrigen Späße werden Leser genug herbeilocken, und an Effect wird es auch nicht fehlen. Leider mangelt es beiden Brüdern an einem gewissen innern Halt, der sie zusammenhalte und festhalte. Ein Jugendfehler ist nicht liebenswürdig, als insofern er hoffen läßt, daß er nicht Fehler des Alters sein werde. Es ist wirklich Schade, daß das Freund Böttigern zugedachte Blatt nicht heiterer ist. Einige Einfälle in den andern Rubriken sind sehr gut. Uebrigens läßt sich auch im persönlichen Verkehr keineswegs hoffen, daß man gelegentlich ungerupft von ihnen wegkommen werde. Doch ich will es ihnen lieber verzeihen, wenn sie etwas versetzen sollten, als die infame Manier der Meister in der Journalistik. (D. 17. Aug. 1799.)

Goethe an Zelter über die Brüder Schlegel (den 26. Oct. 1831).

Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen als ihnen von Natur gegönnt war und mehr wirken als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Literatur viel Unheil angerichtet. Von ihren falschen Lehren in der bildenden Kunst, welche den Egoismus, mit Schwäche verbunden, präconisiren lehrten und ausbreiteten, haben sich die deutschen Künstler und Liebhaber noch nicht erholt. —

Um zu jenen Dioskuren zurückzukehren, so erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, die er, auf seinem unbehaglichen Lebensgange, gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte; deshalb er sich in den Katholicismus flüchtete und, bei seinem Untergang, ein recht hübsches aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog.

Genau besehen war die Richtung nach dem Indischen auch nur ein pis-aller. Sie waren klug genug zu sehen, daß weder im Deutschen noch Lateinischen und Griechischen Felde etwas Brillantes für sie zu thun sei; nun warfen sie sich in den ferneren Osten und hier manifestirt sich August Wilhelm auf eine ehrenvolle Weise. —

Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte delirt haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andre.

Schiller war mit Recht auf sie erboßt; wie er ihnen im Wege stand, konnt' er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß dessen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respectabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.“

Aus den Fragmenten.

(Athenäum 1798, I, Abth. 2, S. 3—146; Beiträge der Brüder Schlegel und anderer Romantiker.)

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas neues, so läßt sich etwas neues darüber sagen.

Folgendes scheinen nächst der vollendeten Darstellung des kritischen Idealismus, die immer das Erste bleibt, die wichtigsten Desiderata der Philosophie zu sein: eine materiale Logik, eine poetische Poetik, eine positive Politik, eine systematische Ethik und eine praktische Historie.

Jede philosophische Rezension sollte zugleich Philosophie der Rezensionen sein.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es sein. So bald man es zu sein glaubt, hört man auf es zu werden.

Jeder ungebildete Mensch ist die Karikatur von sich selbst.

Die intellektuale Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.

Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

Der Gegenstand der Historie ist das Wirklichwerden dessen, was praktisch nothwendig ist.

Immer hat noch jeder große Philosoph seine Vorgänger, oft ohne seine Absicht, so erklärt, daß es schien, als habe man sie vor ihm gar nicht verstanden.

Was in der Poesie geschieht, geschieht nie oder immer. Sonst ist es keine rechte Poesie. Man darf nicht glauben sollen, daß es jetzt wirklich geschehe.

Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten.

Dichter sind doch immer Narzisse.

Im Styl des ächten Dichters ist nichts Schmuck, alles nothwendige Hieroglyphe.

Die Französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters.

Der revoluzionäre Wunsch das Reich Gottes zu realisiren ist der elastische Punkt der progressiven Bildung und der Anfang der modernen Geschichte.

Es gibt eine Poesie, deren Eins und Alles das Verhältniß des Idealen und des Realen ist und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transcendentalpoesie heißen müßte. Sie beginnt als Satire mit der absoluten Verschiedenheit des Idealen und Realen, schwebt als Elegie in der Mitte und endigt als Idylle mit der absoluten Identität beider.

Dante's prophetisches Gedicht ist das einzige System der transcendentalen Poesie, immer noch das höchste seiner Art. Shakespeare's Universalität ist wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. Goethe's rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie. Das ist der große Dreiklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neuern Dichtkunst.

Je mehr die Poesie Wissenschaft wird, je mehr wird sie auch Kunst. Soll die Poesie Kunst werden, soll der Künstler von seinen Mitteln und seinen Zwecken, ihren Hindernissen und ihren Gegenständen gründliche Einsicht und Wissenschaft haben, so muß der Dichter über seine Kunst philosophiren. Soll er nicht bloß Erfinder und Arbeiter, sondern auch Kenner in seinem Fache sein und seine Mitbürger im Reiche der Kunst verstehn können, so muß er auch Philolog werden.

Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten.

Aechte Mystik ist Moral in der höchsten Dignität.

In der Philosophie geht der Weg zur Wissenschaft nur durch die Kunst, wie der Dichter im Gegentheil erst durch Wissenschaft ein Künstler wird.

Philosophie heißt die Allwissenheit gemeinschaftlich suchen.

Von einer guten Bibel fordert Lessing Anspielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologien, welche den Scharfsinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abstrakte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die geoffenbarten Geheimnisse seien bestimmt in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten die Philosophen nach diesem Ideal wohl schicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

Der Satan der Italiänischen und Engländischen Dichter mag poetischer sein: aber der deutsche Satan ist satanischer; und insofern könnte man sagen, der Satan sei eine deutsche Erfindung. Gewiß ist er ein Favorit Deutscher Dichter und Philosophen.

In der wahren Prosa muß alles unterstrichen sein.

Ein Philosoph muß von sich selbst reden so gut wie ein lyrischer Dichter.

Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe dir Ironie und bilde Dich zur Urbanität.

Universalität ist Wechselsättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt sie nur durch Verbindung der Poesie und der Philosophie: auch den universellsten vollendetsten Werken der isolirten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben sie unvollendet stehn. Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochene Kette innerer Revoluzionen; alle Individuen, die ursprünglichen, ewigen nämlich leben in ihm. Er ist ächter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich.

Weitere Urtheile über A. W. Schlegel.

(Von Bürger, Goethe, Tieck, W. v. Humboldt, Frau von Staël, Hegel, Heine, Gutzkow, Ruge, Haym.)

Bürger:

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus' Wort ist in mir Lug.

Schön und laut ist deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und sein Schweben leicht, wie Sphärengang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer bescheert.

Goethe (aus seinen Aeußerungen gegen Eckermann): Es ist nicht zu leugnen, Schlegel weiß unendlich viel und man erschrickt fast über seine außerordentlichen Kenntnisse und seine große Belesenheit. Allein damit ist es nicht gethan. Alle Gelehrsamkeit ist noch kein Urtheil. — Einem Menschen wie Schlegel ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. [An Zelter d. 27. Juli 1828: Was Schlegel in seinen Vorlesungen über Molière sagte, hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch nun Eins und das Andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen jetziger und künftiger Zeit dergleichen Irrsale aufzudecken.] — In der Art und Weise, wie Schlegel das französische Theater behandelt, finde ich das Recept zu einem schlechten Recensenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel. — So ist er auch [wie gegen Shakespeare und Calderon] gegen Aeschylus und Sophokles gerecht; allein dies scheint

nicht sowol zu geschehen, weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werthe lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich ist beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegel's eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dies, so müßte er auch gegen Euripides gerecht sein und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen, als er gethan. Von diesem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten. — Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien.

(Den 28. März 1827.)

Die Gebrüder Schlegel theoretisirten und kritisirten im ähnlichen Sinne [als Schiller]; denn auch ihre Lehre, so wie ihr Streben, trat aus der kantischen Philosophie hervor.

Tieck:

Schon fängt die alte Nacht sich an zu hellen,
Und wieder scheinen licht aus klarer Ferne
Die hohen Bilder, freundlich liebe Sterne,
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.

Wen kümmert's, daß die Hund' am Ufer bellen?
Besteig' dein Schiff mit frohem Muthe gerne,
Such' fremdes Land und Meer, sieh neue Sterne;
Dir werden Geister freundlich sich erhellen.

Es steigt der Britten Höchster lächelnd nieder,
Und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
Der Minnesang im Goldgewand, erblühen

Will neu Italien, uralt heil'ge Lieder
Vom Ganges wachen auf, und rundum glänzen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen kränzen.

W. v. Humboldt (an Welcker): Die besten Hexameter, die wir bis jetzt besitzen, sind, meinem Gefühl nach, die Schlegel'schen und die hundert, die Wolf in den Analecten aus der Odyssee übersetzt hat. (Den. 6. Nov. 1821.)

Frau von Staël: Die Schriften A. W. Schlegels sind weniger abstract als die Schiller's; da er in Literatur selbst in seinem Vaterland seltene Kenntnisse besitzt, wird er immer wieder zum Fleiß zurückgeführt durch das Vergnügen, welches er darin findet die verschiedenen Sprachen und Poesien unter einander zu vergleichen. Ein so universeller Gesichtspunkt dürfte fast für unfehlbar erachtet werden, wenn ihn nicht bisweilen Parteilichkeit alterirte; aber diese Parteilichkeit ist nicht willkürlich. —

W. Schlegel hat in Wien über die dramatische Literatur Vorlesungen gehalten, welche das Bedeutendste umfassen, was für das Theater von den Griechen an bis auf unsere Tage geschrieben worden ist; sie sind durchaus keine sterile Aufzählung der verschiedenen Autoren; der Geist jeder Literatur ist in denselben mit dichterischer Einbildungskraft erfaßt; man fühlt, daß es außerordentlicher Studien bedarf, um solche Resultate geben zu können; die Gelehrsamkeit verrieth sich in ihnen nur in der vollkommenen Kenntniß der Hauptwerke. Auf wenig Seiten genießt man die Arbeit eines ganzen Lebens; jedes vom Verfasser gefällte Urtheil, jedes Epitheton, das er einem Schriftsteller beilegt, von dem er spricht, ist schön und gerecht, bestimmt und lebendig. W. Schlegel hat die Kunst gefunden die Hauptwerke der Poesie wie Naturwunder zu betrachten und sie mit lebendigen Farben zu malen, die der Wahrheit der Zeichnung nicht schaden; denn man kann es nicht genug wiederholen, die Einbildungskraft läßt, anstatt der Wahrheit entgegen zu wirken, sie besser als irgend eine andere Kraft des Geistes hervortreten. —

Die spanische Literatur ist wenig bekannt, sie war der Gegenstand einer der schönsten Vorlesungen, der ich beigewohnt habe. W. Schlegel malte uns diese ritterliche Nation, deren Dichter Krieger und deren Krieger Dichter waren. — Seine Zuhörer wurden lebhaft ergriffen von dem Gemälde und die deutsche Sprache, deren er sich mit Eleganz bediente, umgab mit tiefen Gedanken und gefühlvollen Ausdrücken die spanischen Namen, die man nicht aussprechen kann, ohne daß sofort die Einbildungskraft die Orangenhaine Granadas und die Paläste der maurischen Könige zu sehen glaubt.

Man kann die Weise Schlegels, wenn er von Poesie spricht, der Winckelmanns vergleichen, wenn dieser Statuen beschreibt, und allein nur so ist es ehrenvoll ein Kritiker zu sein; die Leute vom Handwerk begnügen sich alle damit Fehler oder Nachlässigkeiten aufzuzeigen, die man vermeiden sollte; nach dem Genie aber ist das, was diesem am meisten gleichkommt, die Kraft es zu erkennen und zu bewundern.

Hegel (in den „Vorlesungen über die Aesthetik"): In der Nachbarschaft nun der Wiedererweckung der philosophischen Idee eigneten sich (um den Verlauf der weiteren Entwickelung kurz zu berühren) Aug. Wilh. und Friedr. v. Schlegel, nach Neuem in der Sucht nach Auszeichnung und Auffallendem begierig, von der philosophischen Idee soviel an, als ihre sonst eben nicht philosophischen, sondern wesentlich kritischen Naturen aufzunehmen fähig waren. Denn auf den Ruf speculativen Denkens kann Keiner von Beiden Anspruch machen. Sie aber waren es, die sich mit ihrem kritischen Talent in die Nähe des Standpunkts der Idee stellten, und sich nun mit großer Parrhesie und Kühnheit der Neuerung, wenn auch mit dürftigen philosophischen Ingredienzien, in geistvoller Polemik gegen die bisherigen Ansichtsweisen wendeten, und so in verschiedene Zweige der Kunst allerdings einen neuen Maßstab der Beurtheilung und Gesichtspunkte einführten, welche höher als die angefeindeten waren. Da nun aber ihre Kritik nicht von der gründlich philosophischen Erkenntniß ihres Maßstabes begleitet wurde, so behielt dieser Maßstab etwas Unbestimmtes und Schwankendes, so daß sie bald zu viel, bald zu wenig thaten. Wie sehr es ihnen deshalb auch als Verdienst anzurechnen ist, daß sie Veraltetes und von der Zeit gering Geschätztes, wie die ältere italienische und niederländische Malerei, die Nibelungen u. s. f., mit Liebe wieder hervorzogen und erhoben, und wenig Bekanntes, wie die indische Poesie und Mythologie, mit Eifer kennen zu lernen und zu lehren suchten, so legten sie doch bald solchen Epochen einen zu hohen Werth bei, bald verfielen sie selbst darein, Mittelmäßiges z. B. die Holbergschen Lustspiele zu bewundern und nur relativ Werthvollem eine allgemeine Würde beizulegen oder sich gar mit Keckheit für eine schiefe Richtung und untergeordnete Standpunkte als für das Höchste enthusiasmirt zu zeigen.

Heine:

Zufrieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tajo-Ufers Blume.

Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Brahmas Heiligthume,
Und wolltst auch Perlen aus dem Ganges haben.

Du geiz'ger Mann, ich rath' dir, sei zufrieden
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,
Denk ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.

Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden,
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

Derselbe: In der Polemik, in jenem Aufdecken der artistischen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Lessings, sie bemächtigten sich seines großen Schlachtschwerts; nun war der Arm des Herrn Aug. W. Schlegel viel zu zart schwächlich und das Auge seines Bruders Friedrich viel zu mystisch umwölkt, als daß Jener so stark und Dieser so scharf treffend zuschlagen konnte wie Lessing. In der reproducierenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunstwerks veranschaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo diese zum Verständniß gebracht werden mußten, da sind die Herren Schlegel dem alten Lessing ganz überlegen. —

Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er mit unerhörtem Fleiß auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums, während Herr A. W. Schlegel die christlichen Dichter der romantisch-katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht; Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Uebersetzungen befördern; während Herr A. W. Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Uebersetzungen dem Publikum zur Nachahmung und Bildung zugänglich machen wollte. —

Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch seine deutsche Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beispiel der Schlegel die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Initiative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie Jeder weiß, dem Herrn Lassen, seinem gelehrten Kollaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der eigentliche Sanskritgelehrte, er ist der Erste in seinem Fache.

Gutzkow: Die Schlegel hätten durch ihre schönen Formen, die sie dem Süden entlehnten, nichts vermocht, wenn sich nicht auch der zaubervolle Inhalt des Ritterthums, der Minne und Andacht zum Kreuze in ihnen entfaltet hätte.

Ruge: Friedrich ist der Componist, Wilhelm die Trompete der Romantik.

Haym: Die führende Stellung, die [Friedrich Schlegel] anfangs eingenommen, ist von ihm auf seinen Bruder übergegangen. [August Wilhelm Schlegel], der unermüdliche Kritiker, der gelehrte Litterarhistoriker, der formenkundige Dichter und Uebersetzer, der Meister der Technik, der kluge, gewandte, arbeitsame und pünktliche Geschäftsführer vereinigt je länger je mehr in seiner Person den ganzen Umfang der innerhalb der Schule entwickelten geistigen Interessen. Zwar zu den Tiefen des ethisch-religiösen Lebens vermag sein Geist keine Wurzeln hinabzusenden, aber zur Philosophie wenigstens hat er sich, trotz seiner unphilosophischen Natur, ein Verhältniß zu geben verstanden. Er hat damit alle Mittel in der Hand, durch Polemik und Propaganda über die Grenzen der engern Genossenschaft hinaus für den romantischen Geist zu werben und zu wirken. Seine Berliner Vorlesungen bezeichnen den Punkt, mit welchem die Schule über sich hinaus in weitere Kreise ihren Einfluß erstreckt.

Aus den Gedichten A. W. Schlegels.

Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm!“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo bleiben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Citherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen,
Ihr Friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh',
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken,
Und trägt ihn langsam hin zum Port.

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer freundlicher Delphin,
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln,
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt herein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust;
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke.
Da siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!"

Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne,
Bei hell athmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreißender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Gesanges.

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Dante.

Weß ist das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höh'n und Tiefen ernst verkündet;
Erst langsam durch des Abgrunds Nacht sich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner schon errungen;

Dann, neu gekräftigt, himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poesie verbündet
Noch nie so Cherubinen-gleich entzündet
Sich mit den Sphären schwungen und erklungen?

Zugleich der Tempel und des Baues Meister,
Schuf dieß lebend'ge Grabmal seiner Liebe,
Die er, beseligt, Beatrice nannte,

Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geister,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

Leben des Cervantes.

Castilischen Geschlechts; von feinen Sitten;
Treu der Religion und treu der Ehre;
Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
Don Juans bei Lepanto mitgestritten;

Den Arm verloren; Sclaverei erlitten;
Zum Fliehen schlau, frei bei des Druckes Schwere;
Erlöst; bemüht dann, daß mein Ruhm sich mehre:
So starb ich arm in der Bewundrer Mitten.

Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
Ich malte, was ich kannt', und kannte Vieles,
Und die Erfindung stand mir zu Gebote.

Von süßer Liebe reimt' ich, doch voll Tugend;
Erschuf Novellen, Galatee, Persiles,
Und den sinnreichen Ritter Don Quixote.

Aus: „Die Kunst der Griechen." Elegie an Goethe.

Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freyheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch
Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos ras'te vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadischen Felsen,
Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkäos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann

Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich Epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwey Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Dorische Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiser die Scene betrat.
Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frey jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Du, Hermesianax! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse dich auf, doch sie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

Aus A. W. Schlegels Recension von Goethes „Hermann und Dorothea".

(Aus Bd. II der „Charakteristiken und Kritiken".)

Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich, die allgemeine Theilnahme anspricht: so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. —

Das Homerische Epos ist ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Es ist niemals Darstellung des Ruhenden, oder sogenanntes poetisches Gemälde. Dieses ist dem Homer so fremd, daß, wo er beschreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortschreitendes verwandelt. —

Nirgends ein Stillstand des Gesanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, sondern das schönste Gleichgewicht und Maß der stetigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Puncte der Vergangenheit mit so ungetheilter Seele, als ob demselben nichts vorher gegangen wäre und auch nichts darauf folgen sollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke ist daher zugleich sanfte Anregung und Beruhigung; und das epische Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen und jede zu ihrer Zeit sich willig vom Baume löst, um dem Genießenden in die Hand zu fallen. —

Von diesem innern geistigen Rhythmus im Vortrage des Epos ist der demselben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Aristoteles nennt ihn das beständigste und am meisten Gewicht habende unter den Sylbenmaßen. Der Griechische Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fortreißt (κινητικον, ὀρχηστικον), noch einen steigenden, wie der jambische Trimeter, der sich bei einem gehaltnen Hinanstreben doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt (πρακτικον; natum rebus agendis); sondern er ist schwebend, stetig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittlern Höhe in ungemessenen Weiten forttragen. —

Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewußtsein seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste und vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinn als Natur genießen, was bei den Kunstbildungen eines Sophokles zum Beispiel nicht mehr möglich ist. In diesem Stücke, wie in allem Wesentlichen, stimmt Hermann und Dorothea, ungeachtet des großen Abstandes der Zeitalter, Nationalcharakter und Sprachen bewunderungswürdig mit seinen großen Vorbildern überein. —

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft national und volksmäßig zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthum suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben. —

Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergibt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage: einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an Vossens Luise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. —

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmen Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und

Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gemüthlichkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. —

Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt [Dorothea] immer liebevoll und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht dem Jünglinge gegenüber das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome. —

[Hermann und Dorothea] ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Styl und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Aus den Vorlesungen „über dramatische Kunst und Literatur".

(Erste Ausgabe 1809, zweite 1816.)

Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche zu verleugnen, so würde er ganz Oberfläche werden, und kein Inneres mehr haben. Wenn dieses Centrum verrückt wird, so muß sich folglich darnach die gesammte Wirksamkeit der Gemüths- und Geisteskräfte anders bestimmen. Und dieß ist denn auch im neueren Europa durch die Einführung des Christenthums geschehen. Diese ebenso erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfte und versunkene alte Welt wiedergeboren; sie ist das lenkende Princip in der Geschichte der neueren Völker geworden; und noch jetzt, da Viele ihrer Erziehung entwachsen zu sein scheinen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt, als sie selbst wissen. Nächst dem Christenthum ist die Bildung Europas seit dem Anfang des Mittelalters durch die germanische Stammesart der nordischen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menschengeschlecht neue Lebensanregung brachten, entschieden worden. Die strenge Natur des Nordens drängt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und was der spielenden freien Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bei edlen Anlagen dem Ernste des Gemüths zu Gute kommen. Daher die biedere Herzlichkeit, womit die altdeutschen Völkerschaften das Christenthum aufnahmen, so daß es nirgends so tief in's Innere

gedrungen ist, sich so kräftig wirksam bewährt und mit allen menschlichen Gefühlen verwebt hat. Aus dem rauhen, aber treuen Heldenmuth der nordischen Eroberer entstand durch Beimischung christlicher Gesinnungen das Ritterthum, dessen Zweck darin bestand, die Uebung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Mißbrauch der Gewalt zu bewahren, worin sie so leicht verfällt. Zu der ritterlichen Tugend gesellte sich ein neuer und sittsamerer Geist der Liebe, als einer begeisterten Huldigung für echte Weiblichkeit, die nun erst als der Gipfel der Menschheit verehrt wurde, und unter dem Bilde der jungfräulichen Mütterlichkeit von der Religion selbst aufgestellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Liebe ahnden ließ. Da das Christenthum sich nicht, wie der Götterdienst der alten Welt, mit gewissen äußern Leistungen begnügte, sondern den ganzen inneren Menschen mit seinen leisesten Regungen in Anspruch nahm, so rettete sich das Gefühl der sittlichen Selbständigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber; gleichsam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiösen, die sich oft im Widerspruche mit dieser behauptete, aber ihr dennoch in so fern verwandt war, daß sie niemals die Folgen berechnete, sondern unbedingt Grundsätze des Handelns heiligte, als Glaubenswahrheiten über alle Untersuchung grübelnder Vernunft erhaben. Ritterthum, Liebe und Ehre sind nebst der Religion selbst die Gegenstände der Naturpoesie, welche sich im Mittelalter in unglaublicher Fülle ergoß, und einer mehr künstlerischen Bildung des romantischen Geistes voranging. Diese Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden bestehend, allein ihr Wunderbares und Heroismus war dem der alten Mythologie ganz entgegengesetzt.

Wenn der deutsche Geist im dramatischen Fache sich nicht mit der gleichen Fülle und Leichtigkeit entwickelt hat, wie in andern Theilen der Literatur, so rührt dieser Mangel vielleicht von einer wahren Eigenschaft her. Die Deutschen sind ein speculatives Volk, d. h. sie wollen dem Wesen von Allem, womit sie sich beschäftigen, durch Nachdenken auf den Grund kommen. Eben deswegen sind sie nicht praktisch genug: denn um entschlossen und mit Fertigkeit zu handeln, muß man endlich einmal ausgelernt zu haben glauben, und nicht immer zur Prüfung der Theorie seines Geschäftes zurückkehren; man muß sich sogar in einer gewissen Einseitigkeit des Begriffs festgesetzt haben. In der Einrichtung und Führung eines Schauspiels soll aber der praktische Geist herrschen: dem dramatischen Dichter ist es nicht vergönnt begeistert zu träumen, er muß den geradesten Weg zu seinem Ziele gehen; und der Deutsche verliert so leicht sein Ziel über dem Wege dahin aus den Augen. Ferner darf und muß im Drama die Nationalität am entschiedensten hervortreten, und die deutsche Nationalität ist bescheiden, sie macht sich nicht vorlaut geltend; mit dem edlen Bestreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und sich anzueignen, ist nicht selten Geringschätzung des eignen Werthes verbunden. Darum hat unsere Bühne in Form und Gestalt oft mehr als billig fremde Einflüsse erfahren. Unsere Aufgabe ist aber nicht, das griechische oder französische, das spanische oder englische Theater blos leidend zu wiederholen, sondern wir suchen, wie mich dünkt, eine Form, welche das wahrhaft Poetische aller jener Formen, mit Ausschließung des auf herkömmliche Uebereinkunft Gegründeten in sich enthalte; im Gehalte aber soll deutsche Nationalität vorwalten.



6. Karl Wilhelm Friedrich Schlegel.

Geb. den 10. März 1772 zu Hannover; gest. den 12. Jan. 1829 in Dresden.

Motto: Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geistes tiefsten Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend sonder Wanken,
Entreiße jeder Wissenschaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken
Und stifte allen Künsten einen Tempel,
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.
(„An Heliodora" 1800.)

Fantasie und Witz sind Dir Eins und Alles! — deute den lieblichen Schein und mache Ernst aus dem Spiel, so wirst Du das Centrum fassen und die verehrte Kunst in höherm Lichte wieder finden. (Zu den „Ideen" im Athenäum.)

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinn über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker sein. (Ebenda.)

Was sich thun läßt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist gethan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beide zu vereinigen. (Ebenda.)

Wer entsiegelt das Zauberbuch der Kunst und befreit den verschloßnen heiligen Geist? Nur der verwandte Geist. (Ebenda.)

Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. (Ebenda.)

Da suche und finde ich das Romantische, bei den ältern Modernen, bei Shakespeare, Cervantes, in der italiänischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Märchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herstammt. (Ebenda.)

Urtheile über Friedrich Schlegel.

(Von Schiller, Schleiermacher, Heine, Hettner, Haym.)

Schiller (an Goethe): Schlegels Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel. (Den 8. Aug. 1796.)

Ich habe mir vor einigen Stunden durch Schlegel's Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müssen dieses Product Wunders halber doch ansehen. Es charakterisirt seinen Mann, sowie alles Darstellende, besser als alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewige Formlose und Fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner Selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich alles und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivetät der Alten erinnert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen französischen Roman zu lesen.

(An denselben d. 19. Juli 1799.)

Für den Alarkos wollen wir unser Möglichstes thun, aber bei einer neuen Durchsicht des Stücks sind mir bedenkliche Sorgen aufgestiegen. Leider ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst noch den Respect wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte. Und es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu kämpfen haben, diesen Triumph erhielte. — — Einen Schritt zum Ziele werden wir durch diese Vorstellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen. (An denselben d. 8. Mai 1802.)

Schleiermacher (an seine Schwester d. 22. Oct. 1797): [Friedrich Schlegel] ist ein junger Mann von 25 Jahren, von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier [in Berlin], wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hin kommt, wegen seines Witzes sowohl, als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichem Nutzen. . . . Es fehlte mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mittheilen konnte, und der in die tiefsten Abstractionen mit mir hineinging. Diese Lücke füllt er nun aufs herrlichste aus; ich kann ihm nicht nur, was schon in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung gesetzt, was geschlummert hatte. Kurz für mein Dasein in der philosophischen und literarischen Welt geht seit meiner nähern Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an.

(Den 31. Dec. 1797): Was seinen Geist betrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und

tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane auf einander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat: das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehen und wachsen sehe.

Heine (in „die romantische Schule“ 1833): Ich habe schon in dem vorigen Abschnitt bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr August Wilhelm; und in der That. Letzterer zehrte nur von den Ideen seines Bruders und verstand nur die Kunst sie auszuarbeiten. Friedrich Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. —

Der arme Friedrich Schlegel, in den Schmerzen unsrer Zeit sah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, sondern die Agonie des Sterbens, er ahnte nicht, weßhalb der Tempelvorhang zerriß und die Erde erbebte und die Felsen zerbarsten, und aus Todesangst flüchtete er sich in die zitternden Ruinen der katholischen Kirche. Diese war jedenfalls der geeignetste Zufluchtsort für seine Gemüthsstimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete Solches als sündhaft, als Sünde, die späterer Abbuße bedurfte, und der Verfasser der „Lucinde“ mußte nothwendigerweise katholisch werden. —

Seit dem Erscheinen des Frau von Staël'schen De l'Allemagne hat Friedrich Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beschenkt, die vielleicht seine besten sind und jedenfalls die rühmlichste Erwähnung verdienen. Es sind seine „Weisheit und Sprache der Indier“ und seine „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur.“ Durch das erstgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, sondern auch begründet. Er wurde für Deutschland, was William Jones für England war. —

In Betreff der Schlegel'schen Vorlesungen über Literatur läßt sich Aehnliches [der katholische Hintergedanke] rügen. Friedrich Schlegel übersieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche. Und bei Allem, was Schlegel sagt, hört man diese Glocken läuten. Manchmal hört man sogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus diesem Buche und als sähe ich aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurierte Gedanken hervorlauschen. Indessen, trotz dieser Gebrechen wüßte ich kein besseres Buch dieses Fachs. Nur durch Zusammenstellung der Herder'schen Arbeiten solcher Art könnte man sich eine bessere Uebersicht der Literatur aller Völker verschaffen. Denn Herder saß nicht wie ein literarischer Großinquisitor zu Gericht über die verschiedenen Nationen und verdammte oder absolvirte sie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkte ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe und er begriff die Universalharmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Hettner (in „die romantische Schule“ 1850) nennt Friedrich Schlegel den „organisatorischen Doctrinär der Schule.“

Friedrich Schlegel hat den Namen und die Doctrin der Ironie erfunden. — Die Ironie ist, wie sie auch Solger, der Aesthetiker der romantischen Schule, überall bezeichnet,

ihrem Begriffe nach nichts Anderes als das nothwendige Gegenstück der künstlerischen Begeisterung, das Schweben des Künstlers über seinem Stoffe, sein freies Spiel mit ihm; oder wie es Tieck einmal ausdrückt, „jene letzte Vollendung eines Kunstwerks, jener Aethergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt." Mit einem Worte, an und für sich ist die Ironie nur ein neuer Name, und zwar ein sehr treffender, für eine alte Sache, für das ewige Gesetz der freien Form. — Damit nur ja die Form als reine Form, als bloßes Gaukelspiel der Phantasie erscheine und nicht etwa in Gefahr komme, mit wirklichem Leben verwechselt zu werden, verneint hier der Dichter zu guter Letzt seine eigenen Gedanken und ist sorgfältig darauf bedacht, durch übermüthige Selbstparodie die Illusion, die er hervorgebracht hat, absichtlich immer wieder selbst zu vernichten.

Haym: Wie in [August Wilhelm Schlegel] der poetische Formensinn, so verbindet sich in seinem Bruder Friedrich der philosophische Geist der Epoche mit dem geschichtlichen. Die Vergangenheit, das griechische Alterthum zunächst, und wiederum die Gegenwart der Poesie wird für ihn zum Gegenstand philosophischer Construction. Die vorgreifende, doctrinäre Schärfe seines Geistes treibt es zum Bruche mit Schiller. In herausfordernder Keckheit stellt er sich der noch vorhandenen Masse von Unpoesie entgegen. Durch sein Auftreten zumeist kömmt es zur Parteibildung. So verselbständigt sich die romantische Kritik und Theorie. Sie begegnet sich mit der Tieck'schen Poesie. Durch das Athenäum vertreten, durch die Heranziehung von Schleiermacher, Bernhardi, Hardenberg verstärkt, entstehen in Berlin, unter Friedrich's Führung, die Anfänge einer eignen romantischen Schule.

Aus Fr. Schlegels Gedichten.

Aus: „An die Deutschen" (1800).

Wohl seid ihr taub, sonst hört ihr jetzt mein Rufen!
  Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
  Die Kräfte, so das Alterthum erschufen.

Dringt Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
  Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst;
  So wird die Kirche sichtbar sich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
  Ihr schautet die Natur im Heiligthume;
  Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst!

Eur Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
  Der Grund ist fest und hoch im Centrum sprießt
  In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.

Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt
  Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
  Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt

Sich überall, erhebt den raschen Franken,
  Den Italiäner zur Natur, und Rom
  Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
  Der trägen, trüben Meng' ist nur ein Splitter,
  So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
  Des Geistes heilgen Krieg kämpft treu wie Ritter.

Freiheit (1807).

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.
Linde Blütenwellen
Schlagen an nnd schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor!
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edeln fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach, dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Nach der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die schönste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie Alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe
Flicht zu einem Kranz
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesglut;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth.

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß dich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue in der Ehre Mark
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte Jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns Allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todesnacht
Glorreich hinüberwallen.

Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund und Boden
Der Schiffer noch zur Stund';
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch' Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngste von den zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt er den stolzen Mut.

Warum er das mußt' dulden,
Hat keiner noch gesagt:
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen,
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen beiden
Der jüngste an dem Ort;
Der Fremdling dankt den beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten!
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn."

„Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll;
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht."

„Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt;
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust."

„Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag und Schmerz;
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in den Quell.
Wer in den Schwermutswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt."

„So dünkt mich, daß die Geister,
Durch Neid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir sah'n, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt;
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die dreie
Tiefer in dunkeln Wald.
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie vom weiten,
Bald schwellend himmelan.

Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen;
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'm See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen,
Sehen sie, die ihm nachschau'n,
Rauschen empor die Wogen,
Seh'n es mit Lust und Grau'n.

Spruchartiges.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Rosenlicht am Himmel schweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich sagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt sich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauschet,
Abend kühl im Walde rauschet,
Dunkel schlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

———

Wer gewährt nur Edeln Gunst?
Die hohe Kunst.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnst du sichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer also, heil'ge Glut,
Hoch hinan zum ewig Schönen!
Flamme kühn und laß sie höhnen,
Eins in Kunst, Natur und Muth.

Geistes-Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner wird doch Nichts gesehn,
Als wenn die beisammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth von seinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Treue.

Ehre ist des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt sie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und inner'm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

Sprüche aus dem Indischen.

Als erkrankt' oder stürb' er nie, sei auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn schon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

Im Unglück muthig, gelassen im Glück zu sein,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm strahlen, und dennoch durchforschen die Schrift,
Ist großer Seelen Tugend und edle Natur.

Sonette.

Weise des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauschen,
Ihr Lied dazwischen Nachtigallen schlagen,
Der muntre Vogel singt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen;

So seht ihr hier jedwede Weise tauschen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Lust, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauschen.

Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
Sind es, die bald sich spielend offenbaren,
Uns ihr Geheimniß bald mit Ernst verkünden;

Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
Die schon in helle Flammen sich entzünden.

Bündniß.

Wo Mehre bildend sich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künstler seines Daseins Mitte,
Weiß nun, wohin er richten soll die Schritte,
Und sieht die Theile sich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' zu Stufe höher schritte,
Und wenn man noch so starke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

Es darf der Mensch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth sich schließen an die muth'gen Brüder,
Den festen Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Gestaltung zollen,
Die höchsten Würden steigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunstwerk groß vollenden.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne Allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von diesen Seligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten selig selbst der Meister;

D'rum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! du Sonnenstrahl der Geister.

Aus den: **Ideen** (1800).

(Athenäum III, 1, S. 4—33.)

Ein Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte unsichtbare Element zur Philosophie, Moral und Poesie.

Laßt die Religion frei und es wird eine neue Menschheit beginnen.

Die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Tugend ist zur Energie gewordene Vernunft.

Witz ist die Erscheinung, der äußere Blitz der Fantasie. Daher seine Göttlichkeit und das Witzähnliche der Mystik.

Der Mensch ist ein schaffender Rückblick der Natur auf sich selbst.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande oder im Verhältniß des Redenden zu den Angeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Athmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber immerhin zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebendigen Stamme.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedene Sphären, verschiedene Formen oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beide wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

Die Fülle der Bildung wirst Du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche Du bei dem Philosophen.

Die eigentliche Centralanschauung des Christenthums ist die Sünde.

Euer Leben bildet nur menschlich, so habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunst und die Tiefe der Wissenschaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

Ehre ist die Mystik der Redlichkeit.

Alles Denken des religiösen Menschen ist etymologisch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die ursprüngliche Anschauung, auf das Eigenthümliche.

Schön ist was uns an die Natur erinnert und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt.

Alle Philosophie ist Idealismus und es gibt keinen wahren Realismus als den der Poesie.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Gibt es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengeist der Idee der Gottheit Meister!

Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben, so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winckelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Spinoza ist das Ideal dafür.

Es gibt keine Selbstkenntniß als die historische. Niemand weiß, was er ist, wer nicht weiß, was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

Es gibt keine große Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da sein, wo jeder sich frei und fröhlich äußerte und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

Aus dem „Gespräch über die Poesie“ (1800).
(Athenäum III, 1, S. 58—128 und 169—187.)

Jede Muse sucht und findet die andre und alle Ströme der Poesie fließen zusammen in das allgemeine große Meer.

Aber lehren soll ihn [den Dichter] die hohe Wissenschaft ächter Kritik, wie er sich selbst bilden muß in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, auch jede andre selbständige Gestalt der Poesie in ihrer classischen Kraft und Fülle zu fassen, daß die Blüte und der Kern fremder Geister Nahrung und Same werde für seine eigne Fantasie.

Unermeßlich und unerschöpflich ist die Welt der Poesie wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächsen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Gestalt und Farbe. Selbst die künstlichen Werke oder natürlichen Erzeugnisse, welche die Form und den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfassendste alle umfassen. Und was sind sie gegen die formlose und bewußtlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte strahlt, im Kinde lächelt, in der Blüte der Jugend schimmert, in der liebenden Brust der Frauen glüht? Diese aber ist die erste, ursprüngliche, ohne die es gewiß keine Poesie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menschen sind, haben immer und ewig keinen andern Gegenstand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, dessen Theil und Blüte auch wir sind — die Erde. Die Musik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des Gedichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt und tief unter der Asche der selbstgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang und alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten: so blüht auch die Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so läßt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.

Die Ansicht eines jeden von ihr [der Poesie] ist wahr und gut, in so fern sie selbst Poesie ist. Da nun aber seine Poesie, eben weil es die seine ist, beschränkt sein muß, so kann auch seine Ansicht der Poesie nicht anders als beschränkt sein. Dieses kann der Geist nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wissen, es dennoch weiß, daß kein Mensch schlechthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit sein kann und soll. Darum geht der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.

[Der Dichter] muß streben seine Poesie und seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist,

dadurch, daß er seinen Theil an das große Ganze auf die bestimmteste Weise anzuschließen strebt: denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Die Kunst ruht auf dem Wissen und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte.

Es fehlt nichts, als daß die Deutschen diese Mittel [Rückkehr zur Natur und zu den Alten, ineinander Wirkenlassen von Philosophie und Poesie, Uebersetzen und Nachbilden fremder Dichter, Erhebung der Kritik zur Wissenschaft, Herstellung einer Geschichte der Poesie] ferner brauchen, daß sie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgestellt hat, die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen, um sie neu beleben und verbinden zu können, und daß sie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frei machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert: so wird die Poesie, die bei keiner modernen Nation so ursprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erst eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bei eben derselben eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter sein und bleiben.

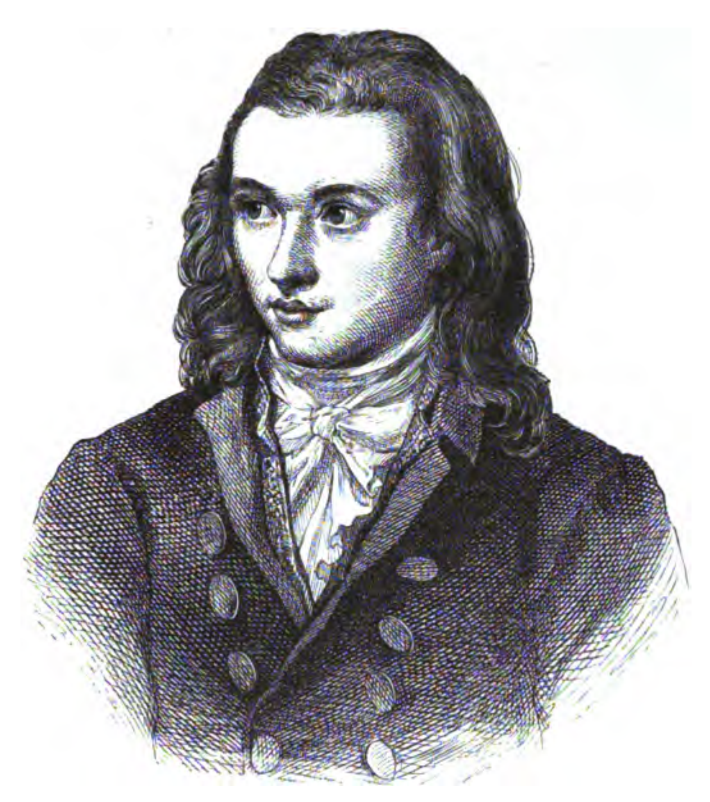
Jede Kunst und jede Wissenschaft, die durch die Rede wirkt, wenn sie als Kunst um ihrer selbst willen geübt wird und wenn sie den höchsten Gipfel erreicht, erscheint als Poesie.

Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie sein. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wußte: daß die Principien des Rhythmus und selbst der gereimten Sylbenmaße musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, durfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch sein. Die Diction selbst, obgleich sie schon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Wesen der Poesie zusammenhängt, ist ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten sind eigentlich die Poesie selbst.

Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andere Art aus sich herausgehn, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er ist. Deswegen muß und wird sich aus seinem Schoß ein neuer eben so grenzenloser Realismus erheben.

Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt eben erst an sich seiner divinatorischen Kraft bewußt zu werden. Welche unermeßliche Erweiterungen wird sie noch erfahren; und eben jetzt. Mich däucht, wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Proceß allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revoluzion verstünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen, wie den Charakter der goldnen Zeit, die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das Geschwätz aufhören und der Mensch inne werden, was er ist, und würde die Erde verstehn und die Sonne.

Die höchste Aufgabe aller Dichtkunst [scheint] zu sein die Harmonie des klassischen und des Romantischen.



7. Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg (Novalis).

Geb. den 2. Mai 1772 zu Widerstedt (im Mansfeldischen); gest. den 25. März 1801 in Weißenfels.

Motto: Der ächte Dichter ist immer Priester, so wie der ächte Priester immer Dichter geblieben. (In: „Blüthenstaub".)

Selbstbekenntnisse Novalis'.

Wem danken alle Männer beinahe, die etwas Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern! Du trugst beinahe alles zur Entwickelung meiner Kräfte bei, und alles, was ich einst Gutes thue und wage, ist dein Werk und der schönste Dank, den ich Dir bringen kann. (An seine Mutter in seinem ersten Studienjahr.)

Die Poesie will vorzüglich als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu sein. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten und Geschicklichkeit alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitige belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst.

(Worte Klingsohr's im „Heinrich von Ofterdingen.")

Könnte ich doch die Liebe zur sittlichen Grazie, zur moralischen Schönheit, zur reinsten, edelsten Leidenschaft entflammen, die je einen sterblichen Busen durchglühte! — —

Tagtäglich suche ich meine Seele der Grazien würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über meine befangene Seele anzuknüpfen. Die vorüberfließenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich fest und entlasse sie nicht eher, als bis sie sich auf manchem zerstreuten Blatte meiner Seele verewigten.

(In einem Briefe an Schiller.)

Sonst sind die Frauen, die christliche Religion und das gewöhnliche Leben die Centralmonaden meiner Meditationen. (An Fr. Schlegel d. 20. Julius 1798.)

Ich producire am meisten im Gespräch. (An A. W. Schlegel d. 24. Febr. 1798.)

Künftig treib ich nichts als Poesie. Die Wissenschaften müssen alle poetisirt werden. Von dieser realen, wissenschaftlichen Poesie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu ist — die Idee der Religion in meinen Fragmenten.

(Ebenda.)

Urtheile über Novalis.

(Von Fr. Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Haym, Gerok, G. A. L. Baur.)

Fr. Schlegel (Athenäum III, 1, 33 Schluß der „Ideen" 1800): An Novalis. Nicht auf der Grenze schwebst du, sondern in Deinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bei diesen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was Du gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst Du denken oder hast es schon gedacht. Es gibt Mißverständnisse, die das höchste Einverständniß nur bestätigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich statt allen andern.

Tieck (in der Vorrede zur ersten Auflage von „Novalis' Schriften" 1802): Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geschehen würde, sein braunes Auge war hell und glänzend und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen oder durch gesuchten Anstand, durch das, was die Mode verlangt, zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge, dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt. —

Seine eigentlichen Studien waren seit vielen Jahren Philosophie und Physik gewesen. In der letzten sind seine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahndungen oft seiner Zeit voraus geeilt. In der Philosophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte studirt, aber er suchte nachher eine eigene Bahn, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen und so wurden ihm, was wir von den Neu-Platonikern besitzen, so wie die Schriften der Mystiker sehr wichtig. Seine Kenntnisse in der Mathematik, so wie in den Künsten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde, waren ausgezeichnet. Dagegen hatte er sich nur wenig für die eigentlichen Künste interessirt. Die Musik liebte er sehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Malerei ward sein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle diese Künste die originellsten Ideen und die höchsten Ahndungen aussprechen konnte. In der Poesie war

er eigentlich eben so Fremdling, er hatte nur wenige Dichter gelesen und sich mit der Kritik und den hervorgebrachten Systemen der Dichtkunst nicht beschäftigt. Goethe war lange sein Studium gewesen, vor allen andern Werken hatte er den Wilhelm Meister geliebt, so wenig man dies auch aus seinem strengen Urtheil über dieses Werk in seinen Fragmenten schließen sollte. Er verlangte von der Poesie das Nächste, Gemüth und Begeisterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meisterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, so wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch stellen kann, lieb und theuer sein konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit schwachen Farben, jenes Ursprüngliche, Nächste und Bedeutungsvolle sah, dem er vorzüglich nachstrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Märchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weise seinen Vorstellungen am meisten entgegen, er sah in ihnen tiefern Sinn und suchte ihn auf die vielseitigste Art in eigenen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimat. So erfand er, von Beispielen unbestochen, einen neuen Weg der Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darin, daß ein einziger großer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie und Anschauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante und singt uns wie dieser einen unergründlichen mystischen Gesang, sehr verschieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Mystik wie ein Ornament glauben an- und ablegen zu können. Daher ist auch sein Roman bewußt und unbewußt nur Darstellung seines Gemüths und Schicksals, wie er denn selbst seinen Heinrich im Fragment des zweiten Theils sagen läßt: „daß Schicksal und Gemüth Namen Eines Begriffes sind."

Schleiermacher (in der 2. Aufl. der „Reden über die Religion" 1806): Nur schweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich Euch statt alles Andern hinweisen auf ein herrliches Beispiel, das Ihr Alle kennen solltet, eben so gut als jenes, auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den Ihr, wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüths, und bekennet, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten.

Haym: Den stärksten Halt dagegen gewinnt die neue Parteigenossenschaft durch Novalis, der, ein vollendeter Typus des romantischen Wesens, durch seinen philosophischen Tiefsinn zu Friedrich Schlegel, durch seinen zarten Dichtergeist zu Tieck die innigsten Beziehungen hat.

Gerok: Novalis wurde mit Andacht gelesen. Seine mystischen Hymnen an die Nacht, seine süßen wollüstig frommen Lieder rührten mich zu sanfter Wehmuth; seine naturphilosophischen Fragmente verehrte ich als Orakel; vor allem aber suchte ich mit Heinrich von Ofterdingen sehnsuchtsvoll die blaue Blume und als gelehriger Schüler

Schleiermachers schrieb ich auf das erste Blatt in meinem Novalis das Wort aus den Reden über die Religion: „Wenn die Philosophen u. s. w.“

G. A. L. Baur: [Die „Hymnen an die Nacht“] ziehen schon an durch die wahrhaft bezaubernde Anmuth der Sprache, die in ungezwungenster Leichtigkeit dahin fließt, eine Eigenschaft, die allem, was Novalis geschrieben hat, gemeinsam ist und an das vollendetste erinnert, was wir von Goethe in Prosa und Versen besitzen. —

Neben dem etwas älteren Fichte konnte Schelling als der Philosoph dieser Schule [der romantischen] gelten, in den beiden Schlegeln besaß sie ihre Kritiker, in Tieck und Novalis ihre Dichter, und der Tiefe der Anlage nach in dem letzteren weit aus den bedeutendsten.

Geistliche Lieder.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb.
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein!

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz,
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O, lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir an's Herz.

Aus Heinrich von Ofterdingen.

Lied des Bergmanns.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jegliche Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie eine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh'.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Im folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Klingsohrs Weinlied.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr lustumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Von der blauen Blume.

Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Platze; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Dessen entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann sein, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bei mir und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bei dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann gieb nur Acht auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirst, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmlischen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichsten Gestalten und Menschen und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöst war meine Zunge, und was ich sprach, klang wie Musik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich sah deine Mutter mit freundlichem, verschämtem Blick vor mir; sie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zusehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und sich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns

beide in seinen Arm nahm, und so hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüssel mit dem saubersten Schnitzwerk aussah. Dann erinnerte ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abschied von meinem gastfreien Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu besuchen, was ich ihm zusagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlassen hätte, und ungestüm nach Augsburg gereist wäre.

Von Arion.

So sollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechischen Kaiserthums, wie uns Reisende berichten, die diese Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter gewesen sein, die durch den seltsamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden den todten Pflanzensaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihm rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen sein, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannichfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen sein, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hierbei, daß zwar diese schönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter anderm einmal zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins sein mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher

nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein, mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einem mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Aus dem „**Blüthenstaub**" (1798).
(Athenäum I, 1, 70—106).

Motto: Auch die Philosophie hat ihre Blüthen. Das sind die Gedanken, von denen man immer nicht weiß, ob man sie schön oder witzig nennen soll.

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut sein: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organisirt.

Das Höchste ist das Verständlichste, das Nächste, das Unentbehrlichste.

Was ich verstehn soll, muß sich in mir organisch entwickeln; und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Inzitament des Organismus.

Genie ist das Vermögen von eingebildeten Gegenständen, wie von wirklichen zu handeln und sie auch wie diese zu behandeln.

Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's bemerkt man in seinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigen Begebenheiten. Er scheint keine andere

Absicht dabei zu hegen als die Einbildungskraft auf eine poetische Weise mit einem mysteriösen Spiel zu beschäftigen. Auch hier ist der sonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen und hat ihr einen artigen Kunstgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben ist voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das wie alles Spiel auf Ueberraschung und Täuschung hinausläuft.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen; das Ich seines Ichs zugleich zu sein. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für Andere. Ohne vollendetes Selbstverständniß wird man nie andere wahrhaft verstehn lernen.

Was Fr. Schlegel als Ironie karakterisirt, ist meinem Bedünken nach nichts anderes als die Folge, der Karakter der Besonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geistes. Schlegels Ironie scheint mir ächter Humor zu sein. Mehre Namen sind einer Idee vortheilhaft.

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen.

In heitern Seelen giebts keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an: er ist die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft. Der Zustand der Auflösung aller Verhältnisse, die Verzweiflung oder das geistige Sterben ist am fürchterlichsten witzig.

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichsten Sinn erst verstanden werden, macht das Geschäft des artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten.

Je verworrener ein Mensch ist, man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe, desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädisten zu werden.

Das beste an den Wissenschaften ist ihr philosophisches Ingrediens, wie das Leben am organischen Körper.

Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter.

Fragmente („fermenta cognitionis“).

(Aus den „Schriften“.)

Der ächte philosophische Akt ist Selbsttödtung, dies ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniß des philosophischen Jüngers und nur dieser Akt entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung.

Die Philosophie ist von Grund aus antihistorisch, sie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, sie ist die Wissenschaft des allgemeinen Divinations-Sinns, sie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geschichte umgekehrt der Fall ist.

Der Sinn der Sokratie ist, daß die Philosophie überall oder nirgend sei und daß man mit leichter Mühe sich überall orientiren und das finden könne, was man suche.

Zur Welt suchen wir den Entwurf: dieser Entwurf sind wir selbst.

Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu sein. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier.

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöhnlicher in uns, als der Annihilisationsakt.

Wünsche und Begehrungen sind Flügel.

Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt.

Man sollte plastische Kunstwerke nie ohne Musik sehen, musikalische Kunstwerke hingegen nur in schön dekorirten Sälen hören.

Die meisten wissen selbst nicht, wie interessant sie wirklich sind, was sie wirklich für interessante Dinge sagen. Eine ächte Darstellung ihrer selbst, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde sie über sich selbst in Erstaunen setzen und ihnen in sich selbst eine durchaus neue Welt entdecken helfen.

Der Mensch ist eine Analogien-Quelle für das Weltall.

Hätten wir auch eine Phantastik, wie eine Logik, so wäre die Erfindungskunst erfunden. Zur Phantastik gehört auch die Aesthetik gewissermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik.

Der erste Mensch ist der erste Geisterseher, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders, als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwenglicher, als die Ahndung des entschiedensten Sehers.

Alle Menschen sind in einem perpetuirlichen Duell begriffen.



8. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

Geb. den 21. Nov. 1768 zu Breslau; gest. den 12. Febr. 1834 in Berlin.

Motto: Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick. (Schleiermachers Wahlspruch nach G. Kühne.)

Selbstbekenntnisse Schleiermachers.

Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. —

Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch seine äußern Gegenstände, Erfahrung und Wissenschaft gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu sichten und das Herz zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden; sie leitete mich ins thätige Leben; sie hat mich gelehrt, mich selbst mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungetheilten Dasein heilig zu halten, und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt.

Urtheile über Schleiermacher.

(Von Schiller, Fr. Schlegel, Schelling, Heine, E. Bonnell, W. Herbst, G. Kühne, K. Schwarz, W. Scherer, Haym.)

Schiller (an Körner d. 17. März 1800): Die Reden über Religion habe ich gelesen und einige geistvolle und fruchtbare Ideen darin gefunden. Aber das Ganze

ist noch nicht gehörig verarbeitet. Für die Andeutung ist zu viel und für die klare Darstellung zu wenig gesagt. Zuweilen trifft man auch auf Paradoxenkram im Schlegelschen Geschmack. Der Styl ist ungleich und ohne die Ruhe des vollendeten Nachdenkens. Mir scheint das Ganze eine jugendliche Arbeit eines guten Kopfs, dessen Geschmack noch nicht ausgebildet ist.

Fr. Schlegel (im Athenäum III, 1, S. 24, 1800): In und aus unserem Zeitalter läßt sich nichts größeres zum Ruhme des Christenthums sagen, als daß der Verfasser der Reden über die Religion ein Christ sei.

(Ebenda S. 26): Wer ein Höchstes tief in sich ahndet und nicht weiß, wie er sichs deuten soll, der lese die Reden über die Religion, und was er fühlte, wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

(Ebenda S. 32): Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Universum zu nennen, und lernt die wahre religiöse Idee desselben, wenn ihr den Spinosa nicht schon verstanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion lesen.

(Athenäum II, S. 289): Es sind Reden [die über die Religion], die ersten der Art, die wir im Deutschen haben, voll Kraft und Feuer und doch sehr kunstreich, in einem Styl, der eines Alten nicht unwürdig wäre. Es ist ein sehr gebildetes und auch sehr eigenes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner sein. Und eben darum, weil es im Gewande der allgemeinsten Verständlichkeit und Klarheit so tief und so unendlich subjektiv ist, kann es nicht leicht sein, darüber zu reden, es müßte denn ganz oberflächlich geschehen sollen, oder auf eine eben so subjektive Weise geschehen dürfen: denn von der Religion läßt sich nur mit Religion reden.

Schelling (in den „Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums“ 1802): Preis denen, die das Wesen der Religion neu verkündet, mit Leben und Energie dargestellt und ihre Unabhängigkeit von Moral und Philosophie behauptet haben!

Rahel: Fichte hat Klauen im Kopf, Schleiermacher Messer.

Heine (in den „Reisebildern“ 1822): [Die neue Liturgie] hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luthers sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen und er steht da als Priester der Wahrheit.

E. Bonnell (in der „Erinnerung an Schleiermacher als Lehrer“ 1836): Sich selbst stets festhaltend bei der eignen Bildung, sein Wesen nie in dem Stoffe verlierend, den es durchdringen wollte, nie selbst aufgehend in leerer Formeln Weisheit, gab er jedem Zweige der Wissenschaft eine eigenthümliche Gestaltung nach seiner innern Eigenthümlichkeit. Welches Gebiet der Gottesgelahrtheit oder Weltweisheit er auch umfaßte, es hörte auf zu sein, wie es bisher erschienen, und erschien als ein

Neues, mit dem Gepräge seines Geistes: geprüft und geläutert durch seinen Scharfsinn, dargelegt und entwickelt durch seine unübertreffliche dialektische Kunst, welche vorzugsweise ihn zum Lehrer in jeder Beziehung machte: geeignet zum Unterricht der Jugend in allen Stadien ihrer Entwickelung, geeignet zur Belehrung einer Gemeinde, wie sie sich aus allen Ständen unsrer Stadt um ihn, wie selten eine ähnliche, gebildet hatte. — Bewußten Glauben, kräftige Liebe, zuversichtliche Hoffnung wollte er in den Gemüthern erwecken; er wollte, daß das Christenthum alle Zweige des Lebens durchdringe und es verkläre. Hell und klar, frisch und freudig, glaubensvoll und gottvertrauend, wie der ersten Christen Sinn selbst unter Martern und Verfolgungen sich äußerte, sollte auch heut noch der Jünger Christi das irdische Leben anschauen und es so zum ewigen Leben im Reiche Gottes schon hier zu erheben beginnen.

W. Herbst (in: „Das classische Alterthum der Gegenwart" 1852): [Schleiermacher] stand, wenn auch seine ersten und tiefsten Jugendeindrücke aus andern Kreisen stammen, früh mitten in der Bewegung der romantischen Schule, war Freund der Schlegel und ihrer Genossen, deren schlimmste Auswüchse er sogar anerkannte; später aber ward er eine der Hauptstützen der patriotischen Ideen und des Aufschwungs der Befreiungskriege und diese, im Bund mit seiner wissenschaftlich ernsten Thätigkeit und dem Wiedererwachen jener Jugendeindrücke, reinigten sein Wesen von den Resten des Unechten und Kranken, das die Romantik neben dem vielen Hohen und Edlen fast jedem ihrer Theilnehmer mittheilte.

G. Kühne: Seit 1804 war Schleiermacher als Prediger und als akademischer Lehrer in Halle thätig gewesen, nach dem Abtreten der Saalestadt an das westphälische Königreich (1807) abermals nach Berlin verpflanzt, wo er für die neue Hochschule eine wesentliche Stütze wurde. In der Zeit der Drangsal und höchsten Noth, wo die Fürsten nach den Völkern rufen, in der Zeit der Versuche, das erloschene Leben der Nation wieder anzufachen, da ward er unter den Männern gern befunden, die helfen und fördern sollten. Schleiermacher stand wie Fichte im Brennpunkt der Bewegung deutscher Freiheitsmänner, die sich wie eine Loge geheimer Verbrüderung über Volk und Jugend erstreckte, in Schill und Dörnberg ihren ersten, äußerlich verfehlten Ausdruck fand, bis die Zeit reif war und selbst ein König mit seinem Aufruf, mit Brief und Siegel den Aufstand und den Volkskrieg sanctionirte. Bevor noch die Arndt, Rückert, Schenkendorf und Körner sangen, schon unter den Bajonetten des Feindes entzündete Schleiermachers Wort von Kanzel und Lehrstuhl die heimlich in Freiheitsluft klopfenden Jugendherzen. Zelter hat in Briefen an Goethe von des kühnen Predigers Unerschrockenheit in der Franzosenzeit berichtet, und aus des Mannes eignen Briefen erfahren wir, wie ihn Davoust, der Henker Hamburgs, nebst mehreren anderen Bürgern Berlins vor sich beschied, ihm wie ähnlichen Aufruhrstiftern mit Strafe drohend. Bischof Eilert hat erzählt, wie Schleiermacher nach dem Aufruf von Breslau die Schaaren bewaffneter Jünglinge in der Dreifaltigkeitskirche zum Kampf für die neue Zeit eingesegnet. Im Styl alter Zeiten ließ ein Herodes einen Johannes enthaupten; plötzlich rief man nun vom Throne nach den Propheten, um den Kampf zu einem heiligen zu entflammen. Das waren allerdings Zeichen einer neuen Zeit, von der es immer heißen wird: die Blinden werden sehend und die Lahmen stehen auf und handeln! Draußen vor der Kirche standen die Büchsen der Freiheitskämpfer und drinnen weihte ein Priester, der für innere und äußere Freiheit gekämpft, die Jugend zum Kampfe, die weinenden Mütter segnend und preisend, daß sie solche Söhne geboren.

K. Schwarz (in „zur Geschichte der neuesten Theologie“ 1856): Schleiermacher war unendlich verschieden von Hegel, in seiner Persönlichkeit wie in seiner Wissenschaft. Beide Männer haben sich nie nahe gestanden, so nahe sie auch äußerlich einander gestellt waren in ihrem gemeinsamen Wirken an der neugestifteten Universität Berlin, dem Centralpunkte deutscher Wissenschaft, von dem damals auf das gesammte erneute und befreite Deutschland eine geistig-befruchtende Kraft ausging, ohne Gleichen. Unter den ersten Geistern unserer Nation, welche hier versammelt wurden, standen diese beiden Männer in erster Reihe. Aber sie berührten sich fast nur, um sich abzustoßen, eine tiefgehende Antipathie erfüllte sie bis zu Ende. Strauß hat einmal die beiden Theologen Daub und Schleiermacher in der Grundverschiedenheit ihres Charakters verglichen mit den Homerischen Helden Ajax und Ulysses — vielleicht ließe sich diese Vergleichung auf Hegel und Schleiermacher mit demselben Rechte anwenden. — Denn wie Hegels Eigenthümlichkeit substantielle Gediegenheit war, die in den Grund der Dinge, in die unaufgeschlossenen Tiefen des Universums hinabdringt, so war Schleiermacher im Leben wie in der Wissenschaft der Repräsentant der Subjectivität, der Mann der rastlosesten Beweglichkeit, des beißendsten Witzes wie des erregbarsten Gefühls. Es war in ihm eine wunderbare Federkraft und Agilität des Geistes. Eine dialektische Virtuosität nicht allein des Wissens, sondern auch des Wollens, nicht allein intellectueller, sondern ebenso sehr ethischer Art. — Aber bei dieser immer Funken sprühenden Dialektik, bei dieser rastlosen Beweglichkeit seines sittlichen Strebens und Arbeitens offenbarte sich zugleich — und eben in diesem Contraste lag die unwiderstehliche Gewalt seiner Persönlichkeit — eine tiefe Innerlichkeit des zartesten Gemüthslebens, in welche das freie dialektische Spiel immer wieder zurückgelenkt wurde, in der die Unruhe seines Geistes zur Ruhe und Versöhnung einkehrte, in der alle Gegensätze sich wieder auflösten, alle flutenden Zweifel ihren festen Ankergrund fanden.

W. Scherer: Beim Durchlesen seines [Schleiermachers] Briefwechsels ist mir nichts so aufgefallen, wie die merkwürdige Abwesenheit des Verlangens nach einer Wirksamkeit ins Große. — Dieser Schriftsteller, dessen gedruckte Werke Tausende von Bogen füllen, bekennt, daß es ihm eine höchst unangenehme Empfindung mache, etwas von sich gedruckt zu sehen. Er könne seine Zeit besser brauchen, als um etwas zu schreiben. Bücherschreiben ist ihm „nur ein widerliches Treiben ohne Leben, ohne Anschauung, ohne Nutzen. Das Predigen — fährt er fort — ist wol etwas mehr, aber nach der gegenwärtigen Einrichtung doch auch wenig genug.“ — Ein Gelehrter, ein Philosoph, ein Geistlicher, der das Predigen gering anschlägt und die schriftstellerische Wirksamkeit noch geringer! Was will er in der Welt, wenn er das Predigen und das Schreiben verschmäht? — „Schleiermacher ist eine Beichtvaternatur,“ sagte ein witziger Freund. Die Bezeichnung trifft scharf, aber zu scharf, wenn man an die historische Erscheinung des Beichtvaters denkt, die so viel Gehässiges und Unheilvolles mit sich führt. Aber in einem höhern Sinne kann man das Wort vielleicht gebrauchen; in diesem Sinne hat es mit dem Charakter des Erziehers die entschiedenste Verwandtschaft. Und Schleiermacher selbst würde nichts dagegen einwenden, wenn man ihn eine Erziehernatur nennen wollte. „Es scheint mir — schreibt er — die unnachlässigste Pflicht eines jeden Menschen zu sein, Andere zu erziehen, es mögen nun Alte sein oder Kinder, eigene oder fremde.“ Er fühlt in sich eine überlegene Ruhe und Sicherheit, mit der er den Wirrnissen und Verwickelungen seines Freundeskreises ordnend und klärend gegenübersteht. Darum ist es seine eingestandene Lust, „sich in Vieles einzumischen, an Vielem Theil zu nehmen und in vielerlei Verbindungen mit Menschen zu leben.“ —

Sein Element ist die Geselligkeit, nicht der rauschende Verkehr mit vielen Leuten zugleich, sondern der Verkehr von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele.

Haym: Durch Schleiermacher wird die neue Poesie ihrer innern Wahlverwandtschaft, ihrer nothwendigen Beziehung zur Religion inne, und sofort ist damit ein Organ mehr zum Verständniß der mittelalterlichen Dichtung gewonnen, die sich nun immer ebenbürtiger der antiken zur Seite stellt. Indeß derselbe Schleiermacher an der Ausgestaltung des ethischen Ideals arbeitet, wie es der poetischen, der geschichtlichen und philosophischen Vertiefung der Zeit in die Geheimnisse der Menschennatur entsprechen mußte — ohne daß ihm auf diesem Gebiete die Genossen zu folgen vermöchten — bringt Schelling die Goethe'sche Naturanschauung am Leitfaden der Fichte'schen Wissenschaftslehre zu einem systematischen Abschluß.

Aus den „Reden über die Religion" 1799, 2. Aufl. 1806.

Motto: Die Reden über die Religion habe ich gelesen und einige geistvolle und fruchtbare Ideen darin gefunden. Das Ganze ist noch nicht gehörig verarbeitet. Für die Andeutung ist zu viel und für die klare Darstellung zu wenig gesagt. Zuweilen trifft man auch auf Paradoxenkram im Schlegelschen Geschmack. Der Styl ist ungleich und ohne die Ruhe des vollendeten Nachdenkens. Mir scheint das Ganze eine jugendliche Arbeit eines guten Kopfs, dessen Geschmack noch nicht ausgebildet ist.
(Schiller an Körner d. 17. März 1800.)

Und so liegt denn, Alles in Allem genommen, ewige Wahrheit und zeitlicher Irrthum in schwer zu trennender Mischung in diesem Buche zusammen. Noch lange wird dasselbe fortfahren, in gut gearteten Seelen den Funken der Frömmigkeit zu erwecken und in alle Zukunft wird es Zeugniß ablegen für die Vereinbarkeit echter Frömmigkeit mit hoher geistiger Bildung. (Rud. Haym in „die romantische Schule" 1870.)

Als Mensch rede ich zu Euch von den heiligen Geheimnissen der Menschheit nach meiner Ansicht, von dem was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, an dem, was, seitdem ich denke und lebe, die innerste Triebfeder meines Daseins ist und was mir auf ewig das Höchste bleiben wird, auf welche Weise auch noch die Schwingungen der Zeit und der Menschheit mich bewegen mögen. —

Alles, was in dem Menschen vorgeht, oder von ihm ausgeht, kann aus einem zwiefachen Standorte angesehen und erkannt werden. Betrachtet Ihr es von seinem Mittelpunkte aus, also nach seinem innern Wesen: so ist es eine Aeußerung der menschlichen Natur, gegründet in einer von ihren nothwendigen Handlungsweisen oder Trieben, oder wie Ihr es nennen wollt, denn ich will jetzt nicht über Eure Kunstsprache rechten. Betrachtet Ihr es hingegen von außen nach der bestimmten Handlung und Gestalt, die es hie und dort angenommen hat: so ist es ein Ereigniß der Zeit und der Geschichte. —

Wahre Wissenschaft ist vollendete Anschauung; wahre Praxis ist selbsterzeugte Bildung und Kunst; wahre Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche. —

Nehmt nur alles Gleichartige zusammen und betrachtet es für sich, so werden doch alle jene Momente, worin Ihr Gewalt ausübt und Euch selbst in ihnen abdrückt, diese werden bilden, was Ihr Euer praktisches oder im engern Sinne sittliches Leben nennt. Und wiederum jene beschaulichen, worin die Dinge ihr Dasein in Euch hervorbringen als Anschauung, diese gewiß nennt Ihr, es sei nun viel oder wenig, Euer wissenschaftliches Leben. Kann nun wohl eine allein von diesen Reihen ein menschliches Leben bilden, ohne die andere? Oder müßte es der Tod sein und jede Thätigkeit sich verzehren in sich selbst, wenn sie nicht aufgeregt und erneuert würde durch die andere? Aber ist deshalb eine auch die andere selbst oder müßt Ihr sie doch unterscheiden, wenn Ihr Euer Leben verstehn und vernehmlich darüber reden wollt? Wie es nun mit diesen beiden sich verhält unter sich, so muß es sich doch auch verhalten

mit der dritten in Beziehung auf jene beiden. Und wie wollt Ihr diese dritte wohl nennen, die Reihe des Gefühls? Was für ein Leben soll sie bilden zu den beiden andern? Das religiöse, denke ich, und Ihr werdet gewiß nicht anders sagen können, wenn Ihr es anders erwägen wollt. —

Ja, um Alles hieher Gehörige in Eins zusammenzufassen, so ist es allerdings das Ein und Alles der Religion, Alles im Gefühl uns Bewegende in seiner höchsten Einheit als Eins und dasselbe zu fühlen, und alles Einzelne und Besondere nur hierdurch vermittelt, also unser Sein und Leben als ein Sein und Leben in und durch Gott. —

Aus zwei Elementen besteht das ganze religiöse Leben; daß der Mensch sich hingebe dem Universum und sich erregen lasse von der Seite desselben, die es ihm eben zu wendet, und dann, daß er diese Berührung, die als solche und in ihrer Bestimmtheit ein einzelnes Gefühl ist, nach innen zu fortpflanze und in die innere Einheit seines Lebens und Seins aufnehme; und das religiöse Leben ist nichts anderes als die beständige Erneuerung dieses Verfahrens. —

Wodurch nun seid Ihr im Ganzen? Durch Eure Sinne, hoffe ich, wenn Ihr doch bei Sinnen sein müßt, um im Ganzen zu sein. Und wodurch seid Ihr für Euch? Durch die Einheit Eures Selbstbewußtseins, die Ihr zunächst in der Empfindung habt, in dem vergleichbaren Wechsel ihres Mehr und Weniger. Wie nun Eins nur mit dem Andern zugleich werden kann, wenn beides zusammen jeden Akt des Lebens bildet, das ist ja leicht zu sehen. Ihr werdet Sinn und das Ganze wird Gegenstand, und dieses Ineinandergeflossen- und Einsgewordensein von Sinn und Gegenstand, ehe noch jedes an seinen Ort zurückkehrt, und der Gegenstand wieder losgerissen vom Sinn Euch zur Anschauung wird und Ihr selbst wieder losgerissen vom Gegenstand Euch zum Gefühl wendet, dieses Frühere ist es, was ich meine, das ist jener Moment, den Ihr jedesmal erlebt, aber auch nicht erlebt, denn die Erscheinung Eures Lebens ist nur das Resultat seines beständigen Aufhörens und Wiederkehrens. Eben darum ist er kaum in der Zeit, so sehr eilt er vorüber; und kaum kann er beschrieben werden, so wenig ist er eigentlich da für uns. Ich wollte aber, Ihr könntet ihn festhalten und jede, die gemeinste so wie die höchste Art Eurer Thätigkeit, denn alle sind sich darin gleich, auf ihn zurückführen. —

Und nun noch eine [Weissagung] von anderer Art, und möchtet Ihr deren Erfüllung auch gewahr werden, wie ich hoffe. Sie geht auf das zweite, was ich eben sagte, daß nämlich der Gegensatz dieser beiden Parteien [der protestantischen und römisch-katholischen] ein noch bestehender sei und auch noch bleiben müsse. Es könnte sein, daß die römische Kirche, wenn auch nicht überall und Alles, doch einen großen Theil ihres Verderbens von sich thäte auch äußerlich, wie es unstreitig Viele in ihr giebt, die es von sich gethan haben innerlich. Dann können Verführer kommen, die Mächtigen drohend, die Schwachen vielleicht gar Wolmeinenden schmeichelnd, und den Protestanten zureden, doch nur, wie denn Viele jenes Verderben für den einzigen Grund der Trennung halten, wieder zurückzutreten in die Eine untheilbare ursprüngliche Kirche. Auch das ist ein thörichter und verkehrter Rathschlag! er mag Viele locken oder einschrecken; aber wird nicht durchgeführt werden, denn die Aufhebung dieses Gegensatzes wäre jetzt der Untergang des Christenthums, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Ja ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde, ob er dieses nicht auch etwa durchsetzen wolle, wie ihm Alles ein Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen

mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt diese Erscheinung zu entwickeln und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehn, um sie zu behaupten.

[Schluß der Reden in der 2. 1806 nach der tiefen Erniedrigung Deutschlands erschienenen Auflage.]

Aus den „**Monologen**“ 1800.

Keine köstlichere Gabe vermag der Mensch dem Menschen anzubieten, als was er im Innersten des Gemüthes zu sich selbst geredet hat: denn sie gewährt ihm das Größte, was es giebt, in ein freies Wesen den offenen ungestörten Blick. —

Nur für den giebts Freiheit und Unendlichkeit, der weiß, was Welt ist und was Mensch, der klar das große Räthsel, wie beide zu scheiden sind, und wie sie in einander wirken, sich gelöst. —

Mir ist der Geist das erste und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, ist sein schönstes Werk, sein selbstgeschaffner Spiegel. —

Bewege Alles in der Welt und richte aus, was du vermagst; gieb dich hin dem Gefühl deiner angeborenen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft; stelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geist alles, was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister; aber immer schaue in dich selbst, wisse was du thust, und in welcher Gestalt dein Handeln einhergeht. —

Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich die Menschheit fand, und wußte, daß ich nie mehr sie verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht: Das lange Suchen, dem nicht dies, nicht jene genügen wollten, krönte ein heller Augenblick; es löste die dunkeln Zweifel die Freiheit durch die That. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verlassen. —

In unbestimmter Mitte schwebend erhalten sich die Meisten und stellen wirklich nur im rohen Element die Menschheit dar, bloß weil sie den Gedanken des eignen höhern Daseins nicht gefaßt. Mich hat er ergriffen. —

So ist mir aufgegangen, was jetzt meine höchste Anschauung ist, es ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll, in einer eignen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und wirklich werde in der Fülle der Unendlichkeit Alles, was aus ihrem Schoße hervorgehen kann. —

Nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit; nicht immer wagt ers drauf hinzusehen und richtet lieber das Auge auf den Gemeinbesitz der Menschheit, den er so liebend und so dankbar festhält. —

Die freie Muße ist meine liebe Göttin, da lernt der Mensch sich selbst begreifen und bestimmen, da gründet der Gedanke seine Macht und herrscht dann leicht über Alles, wenn die Welt auch Thaten von ihm fordert. Drum darf ich auch nicht, wie der Künstler, einsam bilden; es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths, es stocket der Gedanken Lauf; ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern zu schauen, was es für Menschheit giebt, und was davon mir fremd bleibt, was mein eigen werden kann, und immer fester durch Geben und Empfangen das eigne Wesen zu bestimmen. —

Die höchste Bedingung der eigenen Vollendung im bestimmten Kreise ist allgemeiner Sinn. —

Ja, Liebe, du anziehende Kraft der Welt! Kein eignes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßt' alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen! Die weiter nichts zu sein begehren, bedürfen deiner nicht; ihnen genügt Gesetz und

Pflicht, gleichförmig Handeln und Gerechtigkeit. Ein unbrauchbares Kleinod nur ihnen das heilige Gefühl: drum lassen sie auch das Wenige, was ihnen davon gegeben ist, nur ungebaut verwildern, und das Heilige verkennend, werfen sie es sorglos mit ein in das gemeine Gut der Menschheit, das nach Einem Gesetz verwaltet werden soll. Uns aber bist du das Erste wie das Letzte: Keine Bildung ohne Liebe und ohne eigne Bildung keine Vollendung in der Liebe; Eins das Andere ergänzend wächst beides unzertrennlich fort. —

Niederlegen muß ich erst jede neue Erwerbung im Innern des Gemüths und dann das gewohnte Spiel des Lebens mit seinem mannigfaltigen Thun forttreiben, daß sich mit dem Alten das Neue erst mische und Berührungspunkte gewinne mit Allem, was schon in mir war. —

So bald ich etwas Neues mir angeeignet, an Bildung und Selbständigkeit hie oder dort gewonnen, eile ich nicht in Wort und That dem Freund es zu verkünden, daß er die Freude mit mir theile und meines innern Lebens Wachsthum wahrnehmend selbst gewinne? —

Ja, wem es genügt, daß nur der Mensch die Körperwelt beherrsche; daß er alle ihre Kräfte erforsche, um zu seinem Dienst sie zu gebrauchen; daß nicht der Raum die Stärke seines Geistes lähme und schnell des Willens Wink an jedem Ort die Thätigkeit erzeuge, die er fordert: daß Alles sich bewähre als unter den Befehlen des Gedankens stehend und überall des Geistes Gegenwart sich offenbare; daß jeder rohe Stoff beseelt erscheine und im Gefühle solcher Herrschaft über ihren Körper die Menschheit sich ihres Lebens freue: wem das ihr letztes Ziel ist, der stimme mit ein in dieses laute Lob. Es mag mit Recht der Mensch sich dieser Herrschaft rühmen, wie ers noch nie gekannt; und wie viel ihm auch noch übrig sei, so viel ist nun gethan, daß er sich fühlen muß als Herr der Erde, daß ihm nichts unversuchtes bleiben darf auf seinem eigenthümlichen Gebiet und immer enger der Unmöglichkeit Begriff zusammen schwindet. Hier fühl ich die Gemeinschaft, die mich mit Allen verbindet, in jedem Augenblick des Lebens als Ergänzung der eigenen Kraft. Ein jeder treibt sein bestimmt Geschäft, vollendet des Einen Werk, den er nicht kannte, arbeitet dem Andern vor, der nichts von seinen Verdiensten um ihn weiß. So fördert über den ganzen Erdkreis sich der Menschen Werk, es fühlet Jeder fremder Kräfte Wirkung als eignes Leben, und wie elektrisch Feuer führt die kunstreiche Maschine dieser Gemeinschaft jede leise Bewegung des Einen durch eine Kette von Tausenden verstärkt zum Ziele, als wären sie Alle seine Glieder, und alles was sie je gethan, sein Werk im Augenblick vollbracht. —

Was hie und dort die Erde bringt, beschreiben Tausende; wo irgend eine Sache, deren ich bedarf, zu finden sei, kann ich in einem Augenblick erfahren, im zweiten kann ich sie besitzen: kein Mittel aber giebt es zu erkunden, wo irgend ein solch Gemüth zu finden sei, als mir zur Nahrung des innern Lebens unentbehrlich ist; dazu giebts keine Gemeinschaft in der Welt, die Menschen, die einander bedürfen, näher sich zu bringen, ist Keines Geschäft. —

Die Götter nur beherrscht ein Schicksal, die nichts in sich zu wirken haben, und die schlechtesten der Sterblichen, die in sich nichts wirken wollen; nicht den Menschen, der auf sich selbst sein Handeln richtet wie sichs geziemt. —

Immer mehr zu werden was ich bin, das ist mein einziger Wille. —

Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit hab ich die große That vollbracht, hinweg zu werfen die falsche Maske, das lange mühsame Werk der frevelnden Erziehung, betrauern hab ich gelernt das kurze Leben der Meisten, die sich wieder von neuen Ketten binden lassen, verachten gelernt das schnöde Bestreben der kraftlos

Abgelebten, die auch die letzte Erinnerung an den kurzen Traum der Freiheit verloren haben, nicht wissen, was der Jugend, in der sie eben erwacht, begegnet, und gern der alten Weise sie getreu erhielten. —

Ein selbstgeschaffnes Uebel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem tollen Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper! —

Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör ich mir selbst.

Aus den: **„Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn“** 1808.

Die Schulen sind durchaus gymnastisch, die Kräfte übend und besitzen ihren fremden Namen mit Recht. Den Knaben von besserer Natur und hervorstechenden Gaben, welche die Vermuthung erregen, er könne für die Wissenschaft empfänglich sein oder wenigstens eine Masse von Kenntnissen vortheilhaft verarbeiten, diesen übernehmen sie und versuchen auf alle Weise, ob dem wirklich also sei. Zweierlei aber ist, woran sich zeigen muß, ob ein Mensch für diese höhere Bildung sich eigne, auf der einen Seite ein bestimmtes Talent, welches ihn an ein einzelnes Feld der Erkenntniß fesselt, auf der andern der allgemeine Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zusammenhang alles Wissens, der systematisch-philosophische Geist. Zusammentreffen muß beides, wenn der Mensch sich zu etwas ausgezeichnetem bilden soll. Auch das entschiedenste Talent wird ohne diesen Geist keine Selbständigkeit haben und nicht weiter gedeihen können, als daß es ein tüchtiges Organ wird für Andere, die das wissenschaftliche Princip in sich haben. Und der systematische Geist ohne ein bestimmtes Talent wird sich mit seinen Productionen in einem sehr engen Kreise herumdrehen und sich in wunderlichen Auswüchsen, Wiederholungen und Umbildungen immer des nämlichen höchst allgemeinen erschöpfen, weil er eben keines Stoffes recht Meister ist.

Räthsel.

1. Wir sinds gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr,
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind's nicht mehr.
Drum, weil wir leben, sind wir's eben
Von Geist und Angesicht;
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

2. In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze Du hinein,
Und es wird der größte Leidensüberwinder
Bezeichnet sein.

3. Nimm mir ein Nu, so bleib' ich ein Nu.

4. Der ist überall willkommen,
Darf zur spröd'sten Schönen kommen.
Die kann durch ein leises Drücken
Zarte Liebe hoch beglücken.
Das zu finden ist oft schwer,
Mancher trifft's von ungefähr.

5. O schönes Nr. Eins! in Dir ist wahres Leben,
In Dir will ich mich auch auf Nr. Zwei begeben.
O schönes Nr. Zwei! worin das Ganze liegt!
In Dir ist Nr. Eins, wenn hier Gestöber fliegt.

Auflösungen: 1. Verschieden. 2. Geld — Geduld. 3. Monument — Moment. 4. Der, die, das Rechte. 5. Mailand.

V. Die Zeit des erstarkenden Patriotismus. (Von 1806—1813.)

1. Der prophetische Patriotismus in Schillers und Goethes Dichtungen.

Motto: Fern dämmre schon in Eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
(Schiller in den „Künstlern" 1789.)

Seid einig — einig — einig.
(Letzte Worte Attinghausens in Schillers „W. Tell" 1804.)

Aus Schillers „Don Carlos" (1787).

(Aus Akt III, Auftr. 10; aus dem Gespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa; K. = König Philipp, M. = Marquis Posa.)

Motto: Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden.

K. Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

M. Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem König, der es versucht, diesen Blick zu erwidern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.)

Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mild're Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

K. Wann, denkt ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

M. (schnell). Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen,
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und furchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Granada öde,
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlag'nen Wunden sich verbluten.

(Der König ist bewegt; der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwung'nes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten,
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich; denn
Sie waren gut.

K. Wer hat euch dessen so
Gewiß gemacht?

M. (mit Feuer). Ja, beim Allmächtigen!
Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O, könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde

Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. — (Sich ihm zu Füßen werfend.)

K. (überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet). Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

M. Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergötzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

K. Und wollet ihr es unternehmen, dies
Erhab'ne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

M. Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — stellen Sie der Menschheit
Verlor'nen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
Zu seines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhab'ne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

Aus Goethes „Hermann und Dorothea" (1796).

Motto: Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Schmelztiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ungefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. (Goethe an H. Meyer den 5. Dec. 1796.)

Sie haben sehr recht gehabt zu erwarten, daß dieser Stoff für das deutsche Publicum besonders glücklich war, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse. (Schiller an Goethe den 18. Mai 1798.)

Aus dem sechsten Gesang: „Klio. Das Zeitalter."

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang sie von Hause vertrieben,
Sagte der Mann darauf: Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und jedem die eig'ne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte,
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen;
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelass'nes Gemüth an,
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der Seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter;
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlor'ne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbau's friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschonung;
Ueberall ras'te die Wuth und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiederseh'n! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Aus dem vierten Gesang: „Euterpe. Mutter und Sohn."

Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute geseh'n und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher schlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber, ach! wie nah ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend
Wie das Alter und bringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur
Und die Wirthschaft ist groß und wichtig unser Gewerbe;
Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir deucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Schluß des neunten Gesangs: „Urania. Aussicht."

Aber der Bräutigam sprach mit edler männlicher Rührung:
Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Aus Schillers „Wilhelm Tell" (1804).

Aus den Worten Attinghausens an Rudenz.
(Aufzug II, Scene 1.)

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uli! Uli! Bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altorf — O, verlaß sie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!

O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Aus Stauffachers Rede in der Rütli-Scene.
(Aufzug II, Scene 2.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Attinghausens letzte Worte vor seinem Tode.
(Aufzug IV, Scene 2.)

Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig —



2. Johann Heinrich Pestalozzi.

Geb. den 12. Januar 1746 zu Zürich; gest. den 17. Februar 1827 in Brugg.

Motto: Mein Geschlecht, das ich liebte, wird mein Thun vollenden, und ich habe den Glauben, es wird es mit Dankbarkeit gegen mein Andenken vollenden.
(Pestalozzi in seiner Rede vom 12. Jan. 1818.)

Es ist kein Geringes, seine Hand an die Erziehung des Menschen zu legen und sich vorzudrängen zu seinem Geschlechte und es auszusprechen: Wir sind da, seht auf uns, wir wollen und wir können etwas Wesentliches zur Verbesserung der Erziehung unsers Geschlechts beitragen; wir können und wollen das Wohl der Welt, das Heil unsers Geschlechts von dieser Seite wahrhaft und zuverlässig fördern.
(Derselbe in seinen „Reden".)

Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt.
(Motto Blochmanns in seiner Schrift: „Heinrich Pestalozzi" 1846.)

Selbstbekenntnisse Pestalozzi's.

Das wirkliche Menschenleben war mir beinahe so fremd, als wenn ich nicht in der Welt wohnte, in der ich lebte. Ich glaubte alle Welt wenigstens so gutmüthig und zutraulich, als mich selbst. Daher war ich auch von meiner Jugend auf das Opfer eines jeden, der sein Spiel mit mir treiben wollte. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend Jemand etwas Böses zu glauben, bis ich es sah oder selber Schaden davon hatte, und so wie ich meinen Mitmenschen in allen Stücken mehr zutraute, als ich sollte, so traute ich auch mir selbst mehr Kräfte zu, als ich hatte, und hielt mich zu Vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war. So war

ich auch in allen Knabenspielen der ungewandteste und unbehülflichste unter allen meinen Mitschülern und wollte dabei doch immer auf eine gewisse Weise mehr sein als die andern.

(Werke XIII, S. 242.)

So wie Rousseau's Emil erschien, war mein in hohem Grade unpraktischer Traumsinn von diesem in noch höherem Grade unpraktischen Traumbuche enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das Streben nach einem größeren, segensreicheren Wirkungskreise für das Volk in mir. (Schwanengesang S. 258.)

Schon lange — ach seit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah. Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach den Ursachen der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich, wie dieß die Zöglinge eines Bodmer und Breitinger alle thaten, und wie es dem Zeitgenossen eines Iselin, Escher, Hirzel, Fellenberg, Tscharner, Wattenwyl, Grafenried und so vieler edler Männer gebührte, den Quellen des Uebels nach, die das Volk unsers Vaterlandes tief unter Das, was es sein konnte und sollte, herabsetzten. Wir fanden die Menschen in eine Kraftlosigkeit und Unbehülflichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben Das zu sein, was sie als Menschen von Gottes- und als Bürger von Rechtswegen darin hätten sein und werden sollen. (Bei Blochmann S. 15.)

(Ueber seine Wirksamkeit in Neuhof): Das Unternehmen an sich war nichts weniger als verfehlt. Der Preis der Juchart, die ich zu zehn Gulden gekauft hatte, steht jetzt zu drei- bis vierhundert Gulden, der Boden meines Gutes war gegen allen Anschein gut und leicht zu verbessern. Der Grund des Fehlschlagens meiner Unternehmung lag nicht in ihr, er lag wesentlich und ausschließlich in mir und meiner Untüchtigkeit für alles Praktische. Jedermann kannte dieselbe, nur ich selbst nicht. Der schöne Traum meines Lebens, die Hoffnungen eines großen, segensvollen Wirkungskreises um mich her, das in einem ruhigen, stillen, häuslichen Kreise seinen Mittelpunkt finden sollte, war nun völlig dahin. Mein Nothzustand, den täglich wachsenden Ansprüchen meines unausgebauten Hauses und Gutes ein Genüge zu leisten, stieg in dem Grade, als ich mich in den Mitteln, ihm abzuhelfen, ungeschickt benahm. Meine Gattin litt unter diesen Umständen tief, aber weder in mir, noch in ihr schwächte sich der Vorsatz, unsere Zeit, unsere Kräfte und den Ueberrest unsers Vermögens der Vereinfachung des Volksunterrichts und seiner häuslichen Bildung zu widmen.

(Bei Blochmann S. 23.)

Ich hatte von Jugend auf eine Art Verehrung für den häuslichen Einfluß auch auf die Bildung armer Kinder, und ebenso eine entschiedene Vorliebe für den Feldbau, als das umfassendste und reinste äußere Fundament dieser Bildung, ein ganz anderes, als es der Zustand des in unserer Mitte immer mehr anwachsenden Fabrik-

volkes ist, das einem, aller Humanität ermangelnden, merkantilischen Aventüren-Dasein Preis gegeben, in der zufälligen Noth selbst nicht mehr ein Besserungsmittel seines tiefen Verderbens finden kann. Von einer Liebe für mein Vaterland voll, die beinahe auch das Unmögliche für dasselbe hoffte, und es zur ursprünglichen Würde und Kraft zurückzuleiten sich sehnte, suchte ich mit der größten Thätigkeit die Mittel auf, durch die es nicht nur möglich, sondern gewiß sein sollte, dem Unterliegen vorzubeugen und den Ueberrest des alten Hausglücks, der alten Hauskraft und der alten häuslichen Beschränkung von Neuem zu beleben. Dieser Gedanke bewegte mein Herz tief und machte mich oft mit Wehmuth fühlen, welche hohe, unerläßliche Menschenpflicht es sei, für den Armen und Elenden durch alle in der Hand unsers Geschlechts liegende Mittel kirchlich, bürgerlich und individuell dahin zu wirken, daß das Bewußtsein seiner innern Würde durch das Gefühl seiner allgemein in ihm belebten Kräfte und Anlagen sich dahin entfalte, daß er das Segenswort der Religion: der Mensch sei nach Gottesbild erschaffen, und müsse als Kind Gottes leben und sterben, nicht blos auswendig herplappern lernen, sondern seine Wahrheit mit der Kraft Gottes, die in ihm selbst liegt, auf eine Weise in sich selbst erfahren, die ihm nicht blos über den pflügenden Stier, sondern auch über den Mann in Purpur und Seide, der seiner höhern Bestimmung unwürdig lebt, wesentlich und nothwendig emporhebt. (Bei Blochmann S. 27.)

Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah.

(Ebenda S. 31.)

Der Geist ächter Gesetzgebung baut seine Macht auf eine Gerechtigkeit, die auf Gottesfurcht sich gründet, auf eine Menschlichkeit, die auf Demuth ruht, auf eine Schonung, die aus Liebe quillt, auf eine Weisheit, die dem Bösen vorbeugt, ehe es da ist, und auf einen Edelmuth, der sich dem Lande und Volke aufopfert, wann und wo es nöthig ist. Mein Gesetzgeber sei ein Christ, er opfere sich seinen Volke und wisse, daß ohne dieses Opfer des Herrschers keine die Menschheit befriedigende Gesetzgebung möglich ist. (Schluß der Abhandlung „über Gesetzgebung und Kindermord“ 1783.)

Es wallte in meinem Busen die Wuth über den Menschen, der es aussprechen konnte: Die Veredlung des Volkes ist nur ein Traum. Nein, sie ist kein Traum! ich will ihre Kunst in die Hand der Mutter werfen, in die Hand der Unschuld, und der Bösewicht wird schweigen. Lange erwartete ich Theilnahme von meinen Zeitgenossen. Ich irrte mich in meinem Zeitalter und an meinen Umgebungen; ich irrte mich an mir selber, ich verdiente den Grad des Vertrauens nicht, den ich ansprach, fand aber auch denjenigen nicht, den ich wirklich verdiente. Unvermögend, zu erzielen, was ich suchte, erschöpfte ich mich nur selbst, stürzte mich in einen Zustand von Bedrängnissen, deren Leiden unbeschreiblich waren, und deren Folgen ein halbes Menschenalter dauerten. (Bei Blochmann S. 42.)

Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen [Glayre's Aeußerung: Vous voulez donc méchaniser l'instruction?], das ist der Zweck meiner Unterrichtsweise, ich will die Mittel der Erziehung und des Unterrichts in psychologisch geordnete Reihenfolgen bringen. Aller Unterricht des Menschen ist nichts anders, als die Kunst, dem Ringen der Natur nach ihrer eigenen Entwicklung Handbietung zu leisten, und diese Kunst ruht wesentlich auf der Verhältnißmäßigkeit und Harmonie der dem Kinde

einzuprägenden Eindrücke mit dem Grade seiner entwickelten Kräfte, sie geht in höchster Einfalt vom ersten Schritte allmählich zum zweiten, dann ohne Lücken auf dem Fundamente des schon Begriffenen schneller und sicherer zum dritten und vierten.

(Ebenda S. 55.)

Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu, als ich. Es forderte ungeheures Geld, ich hatte nicht einmal geheures. Es forderte kalte, ruhige Ansichten, ich war der unruhigste Tropf; mein Kopf war so warm, daß ihn die Welt meiner Umgebung schon für verbrannt ansah, aber ich fand Männer der höchsten Ruhe zum Dienste meines Werkes. Es forderte tiefe mathematische Kenntnisse; wenn eine unmathematische Seele gedacht werden kann, so bin ich sie. Mein Werk forderte Sprach- und Schulkenntnisse und ökonomische Ordnung, ich hatte keine, und setzte es doch durch. Das that die Liebe; sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut.

(In einem Brief an Stapfer.)

Das Individuelle meiner Kräfte lag in der Lebendigkeit, mit der mein Herz mich antrieb, Liebe zu geben und Liebe zu suchen, wo ich sie immer finden konnte, freundlich und gefällig zu handeln, zu dulden, mich zu überwinden und zu schonen. Ich kannte keinen höheren Lebensgenuß, als das Auge des Dankes und den Händedruck des Vertrauens, es war mir sogar Wonne, Dank und Vertrauen zu verdienen, auch wo ich sie nicht zu erhalten hoffen konnte. Ich suchte die Armen, ich verweilte gern bei ihnen.

(Bei Blochmann S. 168.)

Urtheile über Pestalozzi.

Fichte (in den „Reden an die Deutsche Nation" 1808): Indem nun, unserm eignen wohlbedachten Sinne nach, der Gedanke einer solchen neuen Erziehung keineswegs als ein bloßes zur Uebung des Scharfsinns oder der Streitfertigkeit aufgestelltes Bild zu betrachten ist, sondern derselbe vielmehr zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden soll, so kommt uns zuvörderst zu, anzugeben, an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied diese Ausführung sich anknüpfen solle.

Wir geben auf diese Frage zur Antwort: an den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschließen. Wir wollen diese unsre Entscheidung tiefer begründen und näher bestimmen.

Zuvörderst, wir haben die eignen Schriften des Mannes gelesen und durchdacht, und aus diesen unsern Begriff seiner Unterrichts- und Erziehungskunst uns gebildet; gar keine Kunde aber haben wir genommen von dem, was die gelehrten Neuigkeitsblätter darüber berichtet und gemeint; und über die Meinungen wieder gemeint haben. Wir merken dies darum an, um jedem, der über diesen Gegenstand gleichfalls einen Begriff zu haben begehrt, denselben weg, und die durchgängige Vermeidung des entgegengesetzten, zu empfehlen. Eben so wenig haben wir bis jetzt etwas von der wirklichen Ausübung sehen wollen, keineswegs aus Nichtachtung, sondern weil wir uns erst einen festen und sichern Begriff von der wahren Absicht des Erfinders, hinter welcher die Ausübung oft zurückbleiben kann, verschaffen wollten, aus diesem Begriffe aber der Begriff von der Ausübung und dem nothwendigen Erfolge ohne alles Probiren, sich von selbst ergibt, und man, nur mit diesem ausgestattet, die Ausübung wahrhaftig verstehen und richtig beurtheilen kann. Sollte, wie einige glauben, auch dieser Unterrichtsgang schon hier und da in ein blindes empirisches Zutappen und in leere Spielerei

und Schauauslegerei ausgeartet sein, so ist meines Erachtens der Grundbegriff des Erfinders wenigstens daran ganz unschuldig.

Für diesen Grundbegriff nun bürgt mir zuerst die Eigenthümlichkeit des Mannes selber, wie er diese in seinen Schriften mit der treuesten und gemüthvollsten Offenheit darlegt. An ihm hätte ich eben so gut, wie an Luther, oder falls es noch andere diesen gleichende gegeben hat, an irgend einem andern, die Grundzüge des deutschen Gemüths darlegen, und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüth in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte. Auch er hat ein mühvolles Leben hindurch im Kampfe mit allen möglichen Hindernissen von innen mit eigner hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und selbst höchst spärlich ausgestattet mit den gewöhnlichsten Hilfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem blos geahnten, ihm selbst durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, eben so wie Luthern, nur in einer andern und seiner Zeit angemeßneren Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht, und war das Leben geworden in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannte feste und unwandelbare Leitfaden dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht, und der den Abend desselben — denn es war unmöglich, daß eine solche Liebe unbelohnt von der Erde abtrete — krönte mit seiner wahrhaft geistigen Erfindung, die weit mehr leistete, denn er je mit seinen kühnsten Wünschen begehrt hatte. Er wollte blos dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt, statt der gesuchten Volkserziehung, Nationalerziehung, und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elendes emporzuhelfen.

Dieser sein Grundbegriff steht in seinen Schriften mit vollkommener Klarheit und unverkennbarer Bestimmtheit da. Zuvörderst will er in Absicht der Form nicht die bisherige Willkür und das blinde Herumtappen, sondern er will eine feste und sicher berechnete Kunst der Erziehung, wie auch wir es wollen, und wie deutsche Gründlichkeit es nothwendig wollen muß; und er erzählt sehr unbefangen, wie eine französische Phrase, daß er nämlich die Erziehung mechanisiren wolle, ihm über diesen seinen Zweck aus dem Traume geholfen habe. In Absicht des Inhalts ist es der erste Schritt der von mir beschriebenen neuen Erziehung, daß sie die freie Geistesthätigkeit des Zöglings, sein Denken, in welchem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen soll, anrege und bilde; mit diesem ersten Schritte beschäftigten sich Pestalozzi's Schriften vorzüglich, und auf diesen Gegenstand geht unsere Prüfung seines Grundbegriffs zu allererst. In dieser Rücksicht ist nun desselben Tadel des bisherigen Unterrichts, daß derselbe den Schüler nur in Nebel und Schatten eingetaucht, und denselben niemals zur wirklichen Wahrheit und Realität habe gelangen lassen, gleichbedeutend mit dem unsrigen, daß dieser Unterricht nicht vermocht habe, in das Leben einzugreifen, noch die Wurzel desselben zu bilden; und Pestalozzi's dagegen vorgeschlagenes Hilfsmittel, den Zögling in die unmittelbare Anschauung einzuführen, ist gleichbedeutend mit dem unsrigen, die Geistesthätigkeit desselben zum Entwerfen von Bildern anzuregen, und nur an diesem freien Bilden ihn lernen zu lassen, alles, was er lernt; denn nur von dem Freientworfenen ist Anschauung möglich. Daß der Erfinder es wirklich also meint, und keineswegs unter Anschauung jene blindtappende und betastende Wahrnehmung versteht, beweist die nachher angegebene Ausübung. Gleichfalls ganz richtig wird dieser Anregung der Anschauung des Zöglings durch die Erziehung das allgemeine und sehr

tief eingreifende Gesetz gegeben, hierin mit dem Anfange und Fortschritte der zu entwickelnden Kräfte des Kindes genau Schritt zu halten.

— — —

Noch ist, gleich beim ersten Theile der Erziehung ein anderer von Pestalozzi gleichfalls in Anregung gebrachter Gegenstand nicht zu übergehen: die Entwicklung der körperlichen Fertigkeit des Zöglings, die mit der geistigen nothwendig Hand in Hand gehend fortschreiten muß. Er fordert ein ABC der Kunst, d. h. des körperlichen Könnens. Seine hervorstechendsten Aeußerungen hierüber sind folgende: „Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen u. s. f. seien die einfachsten Uebungen der Kraft. Es gebe eine naturgemäße Stufenfolge von den Anfängen in diesen Uebungen bis zu ihrer vollendeten Kunst, d. i. bis zum höchsten Grade des Nerventaktes, der Schlag und Stoß, Schwung und Wurf, in hundertfachen Abwechselungen sichere, und Hand und Fuß gewiß mache.“ Alles kommt hierbei auf die naturgemäße Stufenfolge an, und es reicht nicht hin, daß man mit blinder Willkür hineingreife, und irgend eine Uebung einführe, damit doch von uns gesagt werden könne, wir hätten auch, etwa wie die Griechen, körperliche Erziehung. In dieser Rücksicht ist nun noch alles zu thun, denn Pestalozzi hat kein ABC der Kunst geliefert. Dieses müßte erst geliefert werden, und zwar bedarf es dazu eines Mannes, der, in der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen Mechanik auf gleiche Weise zu Hause, mit diesen Kenntnissen ein hohes Maß philosophischen Geistes verbände, und der auf diese Weise fähig wäre, in allseitiger Vollendung diejenige Maschine zu finden, zu der der menschliche Körper angelegt ist, und anzugeben, wie die Maschine allmählich, also, daß jeder Schritt in der einzig möglichen richtigen Folge geschähe, durch jeden alle künftigen vorbereitet und erleichtert, und dabei die Gesundheit und Schönheit des Körpers und die Kraft des Geistes nicht nur nicht gefährdet, sondern sogar gestärkt und erhöht würde, wie, sage ich, auf diese Weise die Maschine aus jedem gesunden menschlichen Körper entwickelt werden könne. Die Unerläßlichkeit dieses Bestandtheils für eine Erziehung, die den ganzen Menschen zu bilden verspricht, und die besonders für eine Nation sich bestimmt, welche ihre Selbständigkeit wieder herstellen und fernerhin erhalten soll, fällt ohne weitere Erinnerung in die Augen.

Blochmann (in „Heinrich Pestalozzi“ S. 157): Fichte begeisterte in Berlin für dieselbe [die bessere Volkserziehung] in seinen Reden an die deutsche Nation und wies auf Pestalozzi als auf den gegebenen Anknüpfungspunkt zu ihrer Verwirklichung. Herbart in Königsberg schrieb ein Pestalozzisches ABC der Anschauung, der Schulrath Zeller ward von Stuttgart nach Westpreußen berufen, um Seminare und Schulen nach Pestalozzi's Methode einzurichten, die erhabene Königin Luise drang in ihren Gemahl, junge wissenschaftlich gebildete Preußen nach Yverdün zu senden, und der treffliche Staatsrath Süvern ward das unermüdliche Organ zur Ausführung dieses königlichen Entschlusses. Nach treuer und fleißiger Benutzung ihres größtentheils dreijährigen Aufenthalts bei Pestalozzi in ihr Vaterland zurückgekehrt, wurden diese Männer anfangs als Lehrer, dann als Direktoren von Schulen und Schullehrerseminaren in verschiedenen Provinzen der Monarchie angestellt und haben nicht nur durch Einführung der Pestalozzischen Methode, sondern ganz vorzüglich auch durch Vereinfachung, neue Bearbeitung und vielseitige Verbesserung der elementaren Bildungsmittel sich große und bleibende Verdienste erworben.

Minister von Altenstein (in einem Schreiben an Pestalozzi vom 11. September 1808 über die Sendung junger Männer an denselben): Die jungen Männer

sollen den Geist Ihrer ganzen Erziehungs- und Lehrart unmittelbar an der reinen Quelle schöpfen, nicht blos einzelne Theile davon kennen lernen, sondern alle in ihrer wechselseitigen Beziehung und tiefstem Zusammenhange auffassen, unter Anleitung ihres ehrwürdigen Urhebers und seiner achtungswerthen Gehülfen sie üben lernen, im Umgange mit Ihnen nicht ihren Geist allein, sondern auch ihr Herz zum vollkommenen Erziehungsberufe ausbilden und von demselben lebendigen Gefühle der Heiligkeit dieses Berufes und demselben feurigen Triebe erfüllt werden, von welchem beseelt Sie Ihr ganzes Leben ihm widmen.

J. Ramsauer (in „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens"): So sehr auch [Pestalozzi's] Charakter, besonders sein unermüdeter Eifer und seine aufopfernde Liebe geeignet waren, Jung und Alt zu begeistern und Leben und Thätigkeit auch in das größte, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Haus zu bringen, so wenig verstand er ein Haus äußerlich zu regieren, dazu ging ihm die Geduld und aller praktische Takt ab, und daher kam es, daß zu allen Zeiten allerlei Unordnungen und Streitigkeiten in der Anstalt statt fanden, die er alle gar wohl kannte, denen zu steuern er aber meistens die verkehrtesten Mittel anwandte.

Heinr. Zschokke (in der „Selbstschau"): Als ich im Frühjahr 1799 im Auftrage der Regierung nach Stanz kam, ging Niemand mit Pestalozzi um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren oder armen Teufel. Drum spazierte ich öfters Arm in Arm mit ihm, recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, verrichtete nicht selten Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürstete ihm Hut und Rock oder mahnte ihn an die schief geknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erschienen.

Aus der „Abendstunde eines Einsiedlers" 1780.

Die ganze Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, sie hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Die natürlichen Gaben Aller sollen zu reiner Menschenweisheit ausgebildet werden. Diese allgemeine Menschenbildung muß jeder Standesbildung zur Grundlage dienen. —

Durch Uebung wachsen die Gaben. Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch nahe Uebung Stärke erlangt hat. —

Den Wortlehren, der Rederei müssen Realkenntnisse vorangehen. —

Alle Menschenweisheit beruht auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens. —

Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens, sie ist ein Handeln gegen das innere Zeugniß von Recht und Unrecht, Verlust des Kindersinnes gegen Gott. Freiheit ruht auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe. —

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder herstellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottvergessenen Menschheit. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksweisheit, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorne Geschlecht seiner Kinder. —

Die Natur enthüllet alle Kräfte der Menschheit durch Uebung, und ihr Wachsthum gründet sich auf Gebrauch. —

Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nächsten Ver-

hältnisse an, dehnt sich von da aus und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkte aller Segenskraft der Wahrheit richten. —

Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. —

Die häuslichen Verhältnisse der Menschen sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur. Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit. Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats. —

Der Glaube an Gott ist die Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältniß seiner Natur; er ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit. —

Der verlorne Kindersinn der Menschheit gegen Gott ist das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht.

Aus: **Lienhard und Gertrud** 1781.

Motto: Es hat in seiner Art noch keines seines gleichen; die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß unsrer Zeit. (Iselin.)

In diesem trefflichsten Volksbuche, das noch jetzt die größte Verbreitung unter den Landleuten verdient, redet Pestalozzi sein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Volke und an das Herz derer, die an Gottes Statt für den Armen und Verlassenen im Lande stehen, er redet sein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. Durch dieses Volksbuch wollte er eine von der wahren Lage des Volkes und von seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung wirken. Die Gertrud, ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder unterrichtet und erzieht, ihre fromme, verständige, thatkräftige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauergemeinde ist das Ideal Pestalozzi's. (Blochmann.)

Inhaltsangabe nach A. Schorn's „Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern“: Wir sehen in die Hütte eines herzguten Mannes, der aber doch Weib und Kind unglücklich macht. Lienhard, der Maurer, ist in den Händen des Vogts Hummel, der in seinem Gasthause die Dorfbewohner verführt und durch die Schulden je länger je mehr in Sünde und Noth zieht. Die fromme, treue und entschlossene Gertrud, des Maurers Frau, klagt dem jungen, wohlwollenden Gutsherrn Arner ihre Noth. Die Hilfe kommt. Arner verheißt Lienhard den Bau einer Kirchhofsmauer. Dem Vogt kommt durch Arners Wort die Ahnung, daß ein neuer Geist ins Dorf einziehe. Wir lauschen den Gesprächen in der Schenke, wo Schelme sich gegen das Gute verschwören und doch innerlich uneins, mißtrauisch gegen einander sind. Auf diesem dunkeln Hintergrunde hebt sich freundlich das Bild des Hauses von Lienhard ab, dem der Friede vom Himmel wieder gekommen ist, und das vom Licht der Ewigkeit angestrahlte arme Stübchen Rudi's, in dem eine sterbende Mutter den Sohn segnet. Ihr Segen baut dem frommen Sohne das Haus wieder. Der Vogt hat ihm eine grasreiche Matte durch einen Meineid entrissen. Bei einem neuen Schurkenstreiche wird er durch eine besondere Fügung entlarvt. Ihm und den Armen wird das Recht. Nachdem der Hauptverführer unschädlich gemacht ist, gestaltet sich Alles im Dorfe besser. Mit vereinten Kräften wirken dazu Arner, der treue und klarblickende Pfarrer, der Baumwollen-Meier, der Repräsentant des Fortschritts auf volkswirthschaftlichem Gebiet, und Glülphi, der Lieutenant, ein Freund Arners. Alle kommen darin überein, daß eine bleibende Verbesserung nur durch die Erziehung der Jugend in der Schule fest gegründet werden könne. Glülphi erklärt: „Ich will Schulmeister werden.“ Auf Meiers Rath tritt Glülphi in Gertruds Haus, um von ihr für die übernommene Schularbeit zu lernen. Er sieht, wie sie mit den Kindern am Morgen in der Bibel liest und betet, wie die Hauptworte des Gelesenen den Tag über im Herzen und Munde der Mutter und der Kinder bleiben, sieht, wie die Kinder unter der Vorarbeit und dem Auge der Mutter ihre Hände am Spinnrocken und im Garten emsig regen.

„Als die Herren von der Gertrud weggingen, sagten sie ihr noch, sie wollten morgen wieder zu ihr kommen. Sie antwortete ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden. Glülphi antwortete ihr: Du könntest Dich und Dein Thun nicht besser rühmen, als mit diesem Wort. Und er hatte Recht. Das, was sich immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, ebenso das, was sich immer verändert, dadurch auffallen macht, daß es nichtig und vergänglich ist.“ — Glülphi arbeitet treu und voll Einsicht in dem übernommenen Beruf. Die Frucht reift allseitig, wenn auch langsam und unter manchem Widerstande. Das Segenswort erregt die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen. Der Fürst hört davon, prüft, sieht und benutzt Rath und That der Männer, die im engen Kreise so Großes gethan, für die Armen, Waisen, Gefangenen des Landes.

Aus: **Wie Gertrud ihre Kinder lehrt** (1801).

Mensch, ahme es nach, das Thun der hohen Natur, die aus dem Kern auch des größten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch eben so unmerkliche, als täglich und stündlich bereitete Zuflüsse zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenige der Aeste, dann diejenige der Zweige bis an das äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet.

Fasse es ins Auge, dieses Thun der hohen Natur, wie sie jeden einzeln gebildeten Theil pfleget und schützet und jeden neuen an das gesicherte Leben des alten anschließt. —

Der Organismus der Menschennatur ist in seinem Wesen den gleichen Gesetzen unterworfen. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Nächste und Erste, dem menschlichen Geist ursprünglich Einwohnende jedes Erkenntnißfaches mit Liebe und Weisheit aus demselben hervorrufen, dann allmählich, aber mit ununterbrochener Kraft immer Höheres und Edleres aus dem Ursprünglichen und Ersten herleiten und alle ihre Theile und Ergebnisse bis zu dem Höchsten und Vollendetsten hinauf in einem lebendigen und harmonischen Zusammenhange erhalten. —

Lieber Geßner, wie wohl wird es mir in meinem Grabe sein, wenn ich es dahin gebracht, Natur und Kunst im Volksunterrichte so innig zu vereinigen, als sie jetzt in demselben gewaltsam getrennt, ja entzweit sind. —

Diese Schulübel, die Europa's größere Menschenmasse entmannen, sind nicht blos zu überkleistern, sondern in ihrer Wurzel zu heilen. Dieß ist nicht möglich, wenn man nicht dahin kommt, die mechanische Form alles Unterrichts den ewigen Gesetzen zu unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist sich von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt. —

Alles grundlose Wortgepränge, alle scheinreifen Urtheile erzeugen eine schwammige Weisheit, die am Sonnenlicht der Wahrheit den Schwämmen gleich dahinstirbt; sie erzeugt Menschen, die sich in allen Fächern am Ziele glauben, weil ihr Leben ein mühseliges Geschwätz von diesem Ziele ist; aber sie bringen es nie dahin, nach demselben zu laufen, der Reiz fehlt, den allein menschliche Anstrengung gibt. Unser Zeitalter ist voll solcher Menschen. —

Ich strebe nach einer Unterrichtsweise, in welcher die Fundamente alles Wissens und Könnens also vereinigt liegen, daß ein Schulmeister eigentlich nur die Methode ihres Gebrauchs lernen dürfe, um sich selbst und die Kinder am Faden derselben zu allen Zwecken zu erheben, die durch den Unterricht erzielt werden sollen.



3. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.

Geb. den 26. Oct. 1757 auf der Burg zum Stein (in Nassau); gest. den 29. Juni 1831 auf Schloß Kappenberg.

Motto: Die Politik unserer Zeit braucht einen Doctor Luther.
(Joh. von Müller an Bertuch 16. Oct. 1804.)

Des Rechtes Grundstein,
Dem Unrecht ein Eckstein,
Der Deutschen Edelstein.
oder:
Des Guten Grundstein,
Des Bösen Eckstein,
Der Deutschen Edelstein.
(Unterschriften unter Bildnissen Steins.)

Demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechten Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, im Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.
(Aus der Inschrift seines Grabes zu Frücht in Nassau.)

Was thut es? Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei bis vier mal verloren; man muß sich gewöhnen es hinter sich zu werfen; weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein. (Worte Steins nach dem Moskauer Brand.)

Keine Freiheit ohne Sittlichkeit und keine Sittlichkeit ohne Freiheit.

Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Theile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben.
(Aussprüche Steins.)

In Wahrheit, die Zeiten der Lucinde waren vorüber; ein tiefer Ernst ergriff das Leben; wer mochte helfen, wenn nicht Gott und mit Gottes Beistand die sittliche Kraft Aller, des Volkes Treue, der „Wille freier Männer“. Wunderbar wie man sich innerlich aufrichtete.
(Droysen über die Zeit nach der Schlacht bei Jena in den „Vorlesungen über die Freiheitskriege“ 1846.)

Urtheile über Stein.

(Von Joh. v. Müller, Süvern, E. M. Arndt, G. H. Pertz, J. G. Droysen, H. v. Treitschke.)

Joh. von Müller: Der König [von Preußen] hat eine vortreffliche Wahl getroffen: einen Mann von hellerem Kopf, teutscher als Stein konnte er nicht finden und mit edlem Vertrauen gab er dem Alles. (An Bertuch den 9./10. Nov. 1804.)

Süverns Gedicht auf Stein.

(Erschienen in der Königsberger Zeitung vom 27. October 1808.)

An den, dem es gilt.

Fest, Edler, steh! ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogen Drang sich bricht.
Empörtes Element umschlag' ihn rings; zerschmettern —
Verrücken mag es ihn, den Ur-Granit-Stein nicht!
Bleib unser Hort! Geführt von Dir, mit Dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Muth!
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet
Der Bau, der fest auf Dir, dem starken Grundstein ruht!
Wer Dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren;
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in Dir, ist Sein.
O mög' er sorgsam Dich, dem Volk zum Heil, bewahren,
Dich, seines Diadems kostbarsten Edelstein.

E. M. Arndt: Gegen Ende Augusts des Jahrs 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Freiherrn vom Stein. Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.“ Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vorüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. — — Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eigenes Kämmerlein, und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Aehnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte, war es fast leibhaftig: Dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen lausitzer Webers. (In „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. v. Stein“ 1858.)

Stein starb den 29ten Junii 1831. Seine Leiche ward durch Köln und Bonn zur Gruft seiner Väter nach Frücht abgeführt. Ich bin ein halbes Stündchen auf der Straße nach Godesberg hin hinter ihr hergegangen. Mögen alle Deutschen nicht seiner Leiche, sondern seinem Geiste nachfolgen! Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volks nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden; wir wissen, wie des germanischen Helden, des großen Ostgothen Theodorich Thaten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äußersten Inseln des Weltmeers, auf den Schaafinseln, in Liedern

erklingen. Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Beweger, Lenker und Begeisterer großer Thaten und Siege zu werden. Sein Gedächtniß wird unsterblich leben. Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern. So wenig Luther in seinen Tagen sein großes deutsches Werk der Kirchenbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volks [nicht] vollbringen gekonnt hat, so wenig ist auch Steins großer Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, größten Volks der neuen Geschichte [nicht] vollbracht worden. Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stolzer politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen! Bonn im Wintermond 1858. (Ebenda als Schlußwort.)

Liebe Freunde, dies hier ist ein heiliges Land, und wir stehen auf heiliger Erde! In diesen Räumen hat ein edler und großer Mann gewandelt, diese Bäume haben den beschattet, diese Himmelssterne den beleuchtet, der unsterblich im Gedächtniß der Nachwelt leben wird, so lange im deutschen Liede und aus deutschen Herzen noch ein Laut erklingt. Ja, dieses Haus, dieser Garten, diese Bäume werden vergangen sein, die Felsen dieser Hügel und Berge werden im Laufe der Jahrtausende sich zerbröckeln und senken — und der Name Stein wird noch in jugendlicher Frische leben.

(In einer Rede vor der Burg Stein im Sommer 1843 an den Ems-Nassauer Singverein.)

G. H. Pertz (in der „Vorrede" zu den „Denkschriften des Ministers Freih. vom Stein über Deutsche Verfassungen" d. 13. Mai 1848): Die vorliegende Auswahl von Denkschriften und Auszügen über Deutsche, insbesondere Preußische Verfassungsfragen, soll dazu dienen, in der unglaublichen Verwirrung der sittlichen, politischen und Rechts-Begriffe, welche sich zum andernmale von Frankreich aus des Europäischen Festlandes und leider hauptsächlich unsers Vaterlandes bemächtigt, die Erkenntniß der Wahrheit, des Rechts, zu fördern, und damit einen Beitrag zur Lösung der unermeßlichen Aufgabe zu liefern, welche sich vor unsern Staatsmännern aufgethürmt hat. Es erschien selbst als eine Pflicht, was unter andern Verhältnissen erst später herausgegeben worden wäre, im Augenblicke der Entscheidung für Deutschland und Preußen zum Gemeingut zu machen, an welchem vor Allem gelernt werden kann, wie und in welchem Geiste Staatseinrichtungen gedacht und ausgeführt werden müssen, wenn sie nicht gleich den Constitutionen der Französischen Schule wie Spreu im Winde verwehen sollen. — — In Hinsicht der einzigen Denkschrift, welche die allgemeine Deutsche Verfassung behandelt, bleibt zu erwähnen, daß Steins Wünsche eigentlich auf eine noch größere Einheit Deutschlands gingen, und daß er auch späterhin auf dem Wiener Congresse im Frühling 1815 kräftig, wiewohl vergeblich, für Wiederherstellung der Kaiserwürde gewirkt hat, ohne welche der Deutschen Reichsverfassung der Schlußstein fehlen würde.

J. G. Droysen (in den „Vorlesungen über die Freiheitskriege" 1846): Einen Mann, einen mächtigen, festen, kühnblickenden fand jene schwere Zeit in dem Freiherrn v. Stein; um ihn her schaarten sich jene Andern, fanden in ihm ihren Vormann, ihre Einigung. Mit kühner Hand hoch am Steuer riß er das halbzerschellte Preußen in neue Bahnen; ihm galt es, durch Preußen Deutschland zu retten. Mit ihm zum ersten Male erhob Preußen, eben da es am tiefsten erniedrigt war, den Blick weit hinaus über die alte dynastische und Cabinetspolitik zu einer nationalen, deutschen;

als Macht vernichtet, begann es sich als Staat neu zu gründen. Mit ihm begann das Volk Preußens sich als Volk zu fühlen und sich deutsch zu fühlen. Mit ihm begann jene großartige Umwandlung aller innern Staatsverhältnisse, die man als den ersten Versuch bezeichnen darf, die bürgerliche Freiheit, wie sie Altengland gerettet, mit der staatlichen Energie, die die Revolution geschaffen, zu verbinden, oder richtiger die Machtvollkommenheit des Thrones sich ergänzen zu lassen durch die Staatsbürgerlichkeit des Volkes, den Staat in der Wahrheit seines sittlichen Berufes zu erfassen und auszuprägen, in diesem seine geschichtliche Bedeutung zu gründen. —

Um Beide [Stein und Hardenberg] breitete sich, so berichten, die ihnen nahe gestanden, ein eigenthümlicher Zauber; um Stein der des mächtigen Charakters, der sittlichen Hoheit und Schönheit, der mit sich reißenden Gewalt großer Gedanken, — um Hardenberg der des immer bereiten Wohlwollens, der Milde und Ruhe seines heiteren Blickes, der Zuversicht gewiß bester Leitung, gewiß möglichster Förderung.

H. v. Treitschke (in der „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert" 1879): Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter Gleichen: der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. — Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein thatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die historischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Cohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren, standen lebendig vor seinen Blicken. — Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königthum der Sachsenkaiser; die neuen Theilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm sammt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrathes, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung, sobald irgendwo und irgendwie die Majestät des rechtmäßigen Königthums wieder erstünde. — Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom daherbrauste. — Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den sittlichen Kern der Dinge. — Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der rothen Erde die noch lebensfähigen Ueberreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträthe und der Kreissynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtenthums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigenthumslosen Bürolisten, die, es regne oder es scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben. — Justus Mösers lebenswahre Erzählung von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zu statten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Ueberzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte Schule des preußischen Beamtendienstes gestählt worden war. — Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Ueberlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auf-

fassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt. — Den Staat behutsam zwischen den Klippen hin durchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch Niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn Keiner besaß wie er die fortreißende überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. — Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volksthümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichthum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. — Ein Charakter wie aus dem hochgemuthen sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demüthig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Räthsel blieb.

Aus Steins Schreiben an den Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen (1804).

Teutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit wird durch die Consolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen. Sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe.

Aus Steins Entlassungsgesuch an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (Januar 1807).

Da Höchstdieselben mich für einen „widerspänstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, der, auf seine Talente und sein Genie pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß und Erbitterung handelt“ und ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken, so muß ich Ew. Königliche Majestät um meine Dienstentlassung bitten.

Aus Steins Programm beim Antritt seines zweiten Ministeriums (Herbst 1807).

Was dem Staat an extensiver Größe abgeht, muß er durch intensive Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen. Es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im europäischen Staatenbunde erhalten soll. In dem Ueberbleibsel des ehemaligen größern Staates sind feindliche Elemente vor-

handen. Diese müssen weggeschafft werden, damit alles Ein Ganzes werde. Die verschiedenen Stände im Staat sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minder begünstigten im Streit. Eintracht gibt Stärke; gleiches Recht, das alle Staatsglieder umfaßt, und dem einen Stande nicht mehr gewährt als dem andern, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat. Jeder muß persönlich frei sein und nur Einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand; und damit Pflicht und Recht gleich und die erstere keinem Einzelnen drückend werde, eine Nationalrepräsentation, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zustande kommen als durch Beamtenrath. Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, solange er nicht die Schranken verletzt und durchbricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben. Alles Grundeigenthum im Staate muß jedem Erwerber zugänglich sein. Erleichterung des Besitzes und Erwerbes muß durch eine tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Communen durch die Behörden oder durch einzelne Privilegirte ist ein gefährlicher Uebelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt. Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Corporation noch ein Individuum, dürfen Richter in eigener Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung. Für alle die nämlichen Gesetze, also auch nur Eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten wie für den Niedrigsten gilt. Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Gesetz mit Füßen tritt. Auch der Dienstbote ist persönlich frei. Sein Vertrag, der den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen sein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk und der höhere Grad derselben weist ihm eine höhere Stellung im Vereine der civilisirten Staaten an. Sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern.

Steins politisches Testament.

(d. i. sein Abschiedsschreiben an die obersten Beamten der Verwaltung bei seinem zweiten Ausscheiden aus dem Ministerium 1808.)

Motto: Dieses Abschiedsschreiben ward durch Schön den obersten Beamten der Verwaltung zugesandt; erst mehrere Jahre später, als man nach Beendigung der Kriege der weiteren Gestaltung Preußens entgegensah, ward es von unbekannter Hand veröffentlicht, und machte in jener aufgeregten Zeit durch seinen Inhalt wie durch den Charakter seines Verfassers den tiefsten Eindruck auf die Deutschen, welche in „Steins politischem Testamente" den bündigen Ausdruck seiner politischen Ueberzeugungen als Ziel ihrer eigenen Zukunft aufgestellt sahen.

(Pertz in: „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein" Bd. 2, S. 314, 1850.)

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienst des Staats, für den ich lebe und für den ich leben werde.

In den äußeren Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und so mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel. Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke Statt findet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet; und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzeln nützen und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten: so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maaßstab zu geben.

1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt und erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sey Herr, in sofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Prinzips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthanen nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt: dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction ist bereits eingeleitet.

3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht der Civilkommissäre der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unsers Staates, unsere Habeas-corpus-Akte, geschehen. Bisher erschienen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil von ihm sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon seyn konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen dreien Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint

4) Eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunal-Angelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz

des Staats. Wo Repräsentation bisher unter uns Statt fand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze 100 Hufen oder Eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sey durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere, mir eingereichte Plane, sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines Plans hängt Wohl und Wehe unsers Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5) Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat nothwendig die Spannung, die Statt findet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz gestattet werden müssen. Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruch stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes, und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt, abgesondert, den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den anderen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edele Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

6) Die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

7) Die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar kein Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei Statt findet. Diese Dienste aber führen eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig sind. Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volks, der aus jenen Fundamentalsätzen nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

8) Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterlande in der That gedeihen: so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Candidaten und Ver-

besserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

9) Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine, auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt und jedes edele Lebensprincip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht,

Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. Alle kleine Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt. Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu seyn; und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werkes und der entschiedene, auch durch die neuen Militair- und Civil-Einrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern. —

Königsberg den 24sten November 1808.

Stein.

Steins Abschiedsbrief an die Prinzessin Wilhelm.

(Vom 12. Januar 1809 beim Verlassen des Preußischen Bodens nach seiner Achtserklärung durch Napoleon.)

In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältniß meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu seyn.

Mögte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich seyn, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.

Empfangen Eure Königliche Hoheit mit Güte und Theilnahme den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Ihren großen und edeln Charakter, für Ihren kräftigen gebildeten Geist; möge er seinen wohlthätigen Einfluß ferner auf Alles verbreiten, was Sie umgiebt, und möge ich immer verdienen einen Platz in Ihrem Andenken zu erhalten.



4. Ernst Moritz Arndt.

Geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz (auf der Insel Rügen); gest. den 29. Jan. 1860 in Bonn.

Motto: Die Zeit will keusches und reines Leben, festen und stolzen Sinn, kühnen und feurigen Muth und christliche Milde und Demuth.

Gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei den Fittigen fasse und in seinen Topf stecke; und ich will fröhlich singen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt.

(Im zweiten Theil des „Geist der Zeit" 1806.)

Niemand glaubt weniger als er [Arndt], daß die Schreibfeder Verfassungen und Gesetze je gemacht hat, noch machen wird; die Noth und der Degen machen sie.

(In der zweiten Auflage des „Geist der Zeit".)

Urtheile über Arndt.

(Von Fr. Rückert, Fr. Perthes, Gelzer, Ludw. Häusser, G. Kühne, H. v. Treitschke.)

Fr. Rückert: **Die vier Namen.**

Vier Namen flecht' ich in den Sang,
Wie ich's vermag, aufs beste,
Daß man darauf mit Becherklang
Anstoßen kann beim Feste.
Ihr lieben Namen alle vier,
Ich hoffe doch, ihr werdet hier
Euch miteinander vertragen.

Der erste Nam' und das ist Arndt,
Der hat zu allen Zeiten
Vorm fremden Wesen streng gewarnt
Und ließ nie ab vom Streiten;
Er stellt' als unverdroßner Scherg
Sich vor den welschen Venusberg,
Der wahre treue Eckart.

Der zweite Nam' und das ist Jahn,
Der unser Volksthum geschrieben,
Von dem, da es fraß Feuerszahn,
Die Ueberschriften uns blieben;
D'rauf hat er noch mit gutem Stift
Geschrieben eine Runenschrift,
Der nordische Runenmeister.

Der dritte Nam' an dieser Statt
Das ist der begeisterte Görres,
Der auch ein Blatt beschrieben hat,
Ein grünendes, kein dörres;
Darauf mit dem Merkuriusstab
Er hoch und tiefe Deutung gab,
Der Himmelszeichendeuter.

Den vierten Namen nenn' ich stracks
Und werde gern sein Preiser,
Das ist von Schenkendorf der Max,
Der sang von Reich und Kaiser:
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,
Daß Deutschland ihn, die verlaſſ'ne Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Das sind die Namen, deren Klang
Ich war bemüht aufs beste
Zu flechten hier in meinen Sang,
Sie herzubringen zum Feste;
Und sind euch lieb, wie mir, die vier,
So stoßt die Becher an mit mir
Auf mein vierblätt'riges Kleeblatt.

Fr. Perthes: Arndt ist ganz, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, kurz gedrungen, kerngesund, handfest, äußerst lebhaft, ein lieber, treuer Mensch, geistvoll und rasch in der Unterhaltung, nie ermüdend in sprachlichen und geschichtlichen Ableitungen, die oft seltsam genug klingen. Ueberall schaut der Poet, überall der Pommer heraus; überaus wohlthuend ist sein gerechtes und sein unterscheidendes Urtheil über Menschen, auch über solche, die ihm wehe gethan haben; ungeachtet seines nicht leichten Geschickes ist keine Spur von Bitterkeit in ihm, und durch alle hastigen Aussprüche, wie der Augenblick sie ihm entreißt, bringt die Milde eines guten Herzens immer klar hindurch.

(In „Fr. Perthes' Leben" Bd. 3, 6. Aufl., S. 74.)

Gelzer: Unter den Männern, die in der Zeit französischen Joches und deutschen Verfalles an die Auferstehung ihres Landes glaubten und mit ihrem ganzen Sein in diesem Glauben aufgingen, verdient Ernst Moritz Arndt (geboren 1769) die ehrendste Erwähnung; in Lauterkeit der Gesinnung, in Kraft der Rede, in Macht der Wirkung steht er Schenkendorf am nächsten. (1841.)

Ludw. Häusser: Der frische Geist, der sich in diesem Allen ankündigte, sprach auch aus einem Manne, der ganz unabhängig von dem Berliner und Königsberger Kreise der Bonaparte'schen Zwingherrschaft den Handschuh hinwarf; es war eine von jenen kerndeutschen, ursprünglichen Naturen, wie sie Fichte gezeichnet. Wir meinen E. M. Arndt, den Mann voll warmen deutschen Gemüthes und tapferen Zornes gegen alles Undeutsche und Schlechte, dem die gütige Vorsehung zu der seltenen Gunst, bis an die äußerste Grenze menschlichen Lebens gesund und mannhaft zu bleiben, die noch seltenere Gabe geschenkt, in schlimmer wie in guter Zeit den Glauben an die deutsche Sache sich in jugendlichem Muthe zu bewahren.

(In der „Deutschen Geschichte" Bd. 3, 2. Aufl., 1859.)

Gust. Kühne: Seit dem 29. Juli des Jahres 1865 steht Vater Arndt in Erz auf hoher Zinne zu Bonn am Rhein, als Wächter auf den deutschen Strom blickend. Zwei seiner Kernsprüche prangen am Denkmal: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte! und: Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. So lautet der Titel eines jener vielen Bücher, die der getreue Eckart auf des Reichsfreiherrn Stein Geheiß geschrieben. Arndt ist Steins Schreiber gewesen, Stein hat an ihm gleichsam seinen „Blücher mit der Feder" gehabt, wie Blücher für Gneisenau's Gedanken die Faust und das Schwert war. (1865.)

H. v. Treitschke: [Arndt] zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten, bis die Fremden damit aufräumten, und vor Allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frischauf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Oesterreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

Ein Selbstbekenntniß Arndts.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne Männer. Ein waidlicher, lustiger Bub war ich mit tiefem, fröhlichem Muth. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigern der Könige las! Bei den Heerden meiner Kühe, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Alterthums und die ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder wirkliche Geschichten, der kindische Sinn bildete sich in einer frühern Welt. Ich ward größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters, und Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer. Gewaltiger Menschen Thaten und Missethaten lehrten mich das erste Schicksal und die Allgewalt ahnen, göttlicher Genien Worte und Ausblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit Timoleon vor dem erschlagenen Bruder, mit Brutus bei Cäsar's Leiche, sah mit Themistokles' glühendem Blicke zu Miltiades' Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herrlichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich. Was träumte der Knabe nicht? ein glorreiches Zeitalter, ein herrliches Volk, ein siegreiches Leben voll Lust und Kampf. Es war eine schöne Zeit deutscher Nation, sie stand nicht vollkommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die entflohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit zurück; man fing an von Volk, Vaterland und Freiheit zu sprechen: von deutscher Tapferkeit und Edelmuth sprach man wohl lange schon zu laut. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem deutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde, und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht. Die Deutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutschen, der Enthusiasmus machte das Große noch größer als es war. Muthig begeistert blickte man in die Zukunft und weissagte; aber ach! die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten nicht wahr werden, weil die Kommenden sie für Lügen erklärten. Friedrich starb, ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu sein schien, als ich ein Knabe war, war nun einem kindischen Greise gleich geworden. Sie schien von dem Alten nur einzelne Töne als Erinnerungen schöner Vergangenheit festzuhalten, aber auf dem Gegenwärtigen saß sie frierend und jämmerlich, wie der Geizhals auf seinen Goldhaufen. Doch schien sie vielen gar klug und weise, und dünkte sich selbst so, bis sie endlich des langen Wahns inne geworden ist, und nun wirklich wahnwitzig sich selbst zu entlaufen sucht. — Sollen wir toll sein mit der Tollen? Wir sind es, aber unglücklich, weil wir wissen, daß wir es sind. Welch ein Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß man nichts geworden ist und nichts kann! Dies ist das Gefühl der Zeit, es ist das der Bessern, die jetzt leben, es ist das meinige. Unthätig stehen wir still im Jammer, und werden allmählich erkaltend dem Niobischen Stein gleich, oder wie die, welche das Medusenbild gesehen hatten.

(In dem ersten Theil des „Geist der Zeit" 1807.)

Aus dem „Geist der Zeit" (1806—18).

Motto: Mit seinem „Geist der Zeit" (Bd. 1. 1806) warf er „allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen," den Fehdehandschuh hin. Er schilt die Schreiber, das Volk nicht aus dem Todesschlaf geweckt zu haben, die Philosophen, das thatsächliche Leben nicht zu verstehen, die Theologen, die Tempel Gottes nicht mehr füllen zu können, weil sie Lüge und Wahrheit verschmelzen; den Historikern wirft er vor, die Geschichte, die große Lehrerin der Menschheit, zu einem leeren Märchen gemacht zu haben. Den Fürsten wirft Arndt vor, daß sie immer nur an sich, nie an das Volk gedacht, den Edelleuten, die Fürsten in der Stunde der Gefahr verlassen, des Volkes Schmach und Elend nicht getheilt zu haben. (Gust. Kühne.)

Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther und Guttenberg, Melanchthon und Zwingli? welche Erinnerungen! wo stehen die Wellen der Lichtströme still, die diese Männer über Europa ausgossen? Guttenberg und Luther, unsterbliche Beflügler der Gedanken, ewige Wohlthäter eures Geschlechts! wo ist das Volk, wo der Mann in Europa, der vor diesen deutschen Namen nicht anbetend niederfällt? Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menschenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! o hauchet euer Heldenherz in eines deutschen Mannes Brust und lasset das Volk sich an ihm erkennen und seine Schande abwaschen! — Wollt ihr andere Unsterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wissenschaften? Keppler und Kopernikus, Leibnitz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und Haller, Herrschel und Guerike, Herder und Johann Müller sind unser. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menschlichen Herzens, den Geist der Vorzeit und Zukunft erspäht haben, so denken wir nicht an die vielen kleinen Erfinder unsers Volkes, wodurch das europäische Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unsre Kunst, wer kennt sie in der Fremde, und wer würdigt sie? Stolz dürfen wir uns neben den Ersten erheben, in Einigem bescheiden unter dem Italiener stehen, den Franzosen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem Ersten an, mit Wahrheit und Treue, und unsere besten Künstler haben sich an dieses Maaß gehalten, auch die nach himmlischem Ideal strebten. Durch die Alten verführt, die sie nicht verstehen, durch sinnliche Geistigkeit und flitterhafte Zierlichkeit bestochen, mißkennen uns die Fremden bis auf den heutigen Tag. Dürer und Kranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Vandyk, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eignen Volkes verstehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopstock, Goethe, Schiller — wem schlägt das Herz nicht höher bei diesen Namen? Wo sind die Fremden dieses Zeitalters, die sich über, ja die sich nur neben euch stellen dürfen? Hier ist Himmel und Erde, Höhe und Tiefe des Lebens, hier rollt der höchste Abgrund und gewaltigste Umschwung der Dinge und Menschen. Dies sind den Fremden Geheimnisse, und müssen es so lange bleiben, als sie unsere Sprache und unser Gemüth nicht anerkennen wollen, die so viele ihnen unbekannte und unaussprechliche Worte und Gedanken haben. Hier blühen zuerst die alte und die neue Zeit, die Unschuld der Jugend und die Unschuld des Geistes, im friedlichen Bunde beisammen. Wir dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majestät und Ideal in unserer Kunst haben, daß wir die Alten verstehen und die Neuen und uns selbst würdigen können.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Thal und Gebirg, ihr deutschen Jünglinge! und erfrischet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnißvollen und wundersamen Gegenspiegel eures Gemüthes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wissenschaft euch austrocknen, wann das Leben mit seinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus in's Freie und in die liebe weite Gotteswelt! und blaset dort den Unmuth und die Dumpfheit von euch und saugt frischen

Athem und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem blos natürlich und in natürlichsten Verhältnissen lebenden Menschen schon wie von selbst wird und erblüht, das muß der künstlich und oft in zu künstlichen Verhältnissen lebende Mensch durch Erkenntniß suchen: er muß leben lernen. Denn halb ist das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt nothwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Aber doch am meisten, ihr Jünglinge, haltet das fest, was der Stolz des deutschen Lebens ist, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabensten Träume immer wahr macht denen, die mit voller reiner Liebe an sie glauben und nicht ablassen zu glauben. Es kömmt nicht auf das Stürmen und Sausen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stillesten ist das Festeste und im dem Demüthigen das Klarste. So in Stille und Demuth, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutschen Ernst bekennet die Zeit und pfleget sie, nähret den Funken, den sie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes.

Wir stehen hier, vergängliche Menschen, verfließende Schatten, aber die da ein Ewiges glauben und hoffen. Beten und rufen wir denn dem lieben deutschen Vaterland ein Ewig, wie Sterbliche solchen Gedanken aussprechen dürfen: Es lebe das liebe deutsche Vaterland! es leben seine Söhne! Mögen sie durch die alte deutsche Treue und Liebe, mögen sie durch die alten deutschen Tugenden, durch Redlichkeit, Tapferkeit, Sittlichkeit, von Geschlecht zu Geschlecht fortleben und blühen! mögen Ehre, Freiheit, Glück ihnen nimmer mangeln! möge der Freude und Lust des Liedes und Wortes, welche fremde List und Herrschaft uns weiland so theuer machten, in deutschen Gauen nimmer der fröhliche und stolze Klang fehlen. Mit diesem Gruße scheide ich von Euch.

Aus dem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“.

(Erschienen zuerst in Petersburg im Sommer 1812, dann in Königsberg 1813, zuletzt in Kölln 1815.)

Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermuth steuert, thut Gottes Dienst. Wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht, damit unschuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwert gegen Gott den Herrn und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft. Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgestanden, und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waisen, ein Name, bei welchem sie künftig Zeter schreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatz gehen. Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißet Bonaparte Satans ältester Sohn. Viele haben ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier 2c. Ich aber kenne ihn, spricht Gott, und habe ihn verworfen, und ist kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott.

Aus Arndts Gedichten.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein?

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:

Auf! fliege, stolzes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Der Waffenschmied der deutschen Freiheit.

Wem gebührt der höchste Preis?
Nur dem Mann, der still erschafft,
Der in Mühen schwer und heiß
Nie verzagt und nie erschlafft,
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, was seine Väter waren;

Der selbst mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank
Immer wahr und grad und recht
Geht der Ehre festen Gang,
Der demüthig und bescheiden
Alles kann um Tugend leiden;

Den der Ehre Gaukelspiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf Ein Gefühl, Ein Ziel
Alle Kräfte mächtig stellt,
Schandeketten zu zerbrechen
Und den wälschen Trug zu rächen;

Der, wenn Memmen matt und feig
Dingen um der Knechtschaft Lohn,
Nimmer müd' und nimmer bleich
Trotzt der Spötter schnödem Hohn,
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn! Wie heißt der Mann?
Deutscher Freiheit Waffenschmied?
Der nie wankend ab und an
Ging den festen Heldenschritt?
Der im Stillen hat geschaffen
Roff' und Männer, Krieg und Waffen?

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und Vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns steht um höchstes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum Klang, der Freiheit klingt,
Kling' ihm hell wie Orgelton,
Darum Lied, das Freiheit singt,
Singe Deutschlands tapferm Sohn,
Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer, biedrer, deutscher Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

Erinnerungsbilder für die hinterpommerschen Zurücktreiber.

Her mit deinen Helden, wenn auch in nuce!
Heute sollst du mir deine Sehrmänner nennen,
Die vor dir in gloriosissima luce
Im Ruhmessonnenschein leuchten und brennen.
Frostwetter ist es, daß Gott erbarm!
So sind wir an Thaten und Ehren arm.

Den Größten zuerst. Das Wörtlein der Größte
Verpufft mich billig, doch wie dem sei,
Dem Deutschen bleibt der Beste der Größte,
Der Treueste Beste — das bleibt dabei.
Solchen Ehrenspruch begreint mir kein Hohn:
Der Beste war Scharnhorst, der Bauersohn.

Den Edelsten jetzt O Edel! Hochedel!
Wort, das von göttlichen Flammen sprüht!
Vernimm, nie hat's unter menschlichem Schädel,
Im menschlichen Herzen nie stolzer geglüht,
Geglühet, geblühet auf deutscher Au,
Als im Ritterglanze, im Gneisenau.

Den Hellsten. Lieber, hier werd' ich ein Blinder,
Licht suchend unter so strahlenden Lichtern.
Du meinst der Schlachten Treffer und Finder,
Das hellste Aug' von den hellen Gesichtern.
Da schaute vor Vielen mit Adlerblick
Der Grollmann des wogenden Kampfs Geschick.

Den Frommsten. O fröhliches Heldengewimmel!
Wie sind da die Tausende betend gezogen!
Wie sind da die Fahnen und Herzen zum Himmel
In Gottes Hoffnung und Wonne geflogen!
Der Löwe Hiller. Glückseliger Mann,
Der solchem gleich fechten und beten kann!

Den Stillsten. Was meinst du wohl mit dem Stillen?
Eine Frage fast hoch über meinem Erreich.
Ich meine, du meinest den tapfersten Willen:

Solcher Stillen ist Erdreich und Himmelreich —
So merke die Wörter Hell, Frei und Treu,
Darin sitzt der Boyen, der stille Leu.

Den Muthigsten. Dornichtste Frage der Fragen,
In Deutschland zu fragen nach muthigstem Muth.
Muth war ja von alleraltesten Tagen
Ein eigenstes allerdeutschestes Gut —

Doch der nimmer und vor nichts sich gefürchtet, voran
Stehe hier der Blücher, der deutscheste Mann.

Den Stärksten. O der Starke der Starken,
Der herrlich schließet den Heldenreih'n,
Der Gewaltigste war in des Vaterlandes Marken
Der Stärkste der unzerbrechliche Stein.
So lange klinget von deutschen Lippen Gesang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klang.

An Lili.

Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer solches Blümlein sich erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreist,
Die Englein, singend an Gottes Thron,
Es trag'n als Demant in goldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo diese zwei
Nur stehen, immer ist dicht dabei,
Heißt Unschuld, sieht gar freundlich aus,
Das schönste Blümchen im Frühlingsstrauß.

So pflege, Mägdlein, die Blümlein drei
Mit frommer Sorge und stiller Treu:
Denn wer sie wahret, wird nimmer alt,
Er trägt die himmlische Wohlgestalt.

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne sie schalt sie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,

Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Sprüche.

Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein.

———

Du fragst: wie werd' ich stark? Bedürfe wenig,
So wirst du deiner Erde Herr und König,
Zum Knecht macht einzig Kehle dich und Bauch
Und was noch Schlimm'res schafft den feigen Gauch;
Der Weisheit Spruch weist da das Männerrecht:
Erwähle, ob du Herr sein willst, ob Knecht.

———

Wer fest will, fest und unverrückt Dasselbe,
Der sprengt vom festen Himmel das Gewölbe,
Dem müssen alle Geister sich verneigen
Und rufen: komm! und nimm! du nimmst dein Eigen.

———

Wolle Gutes, bedürfe wenig,
Und du bist des Lebens König.
Glaube mir, das Leben sieht dich drauf an,
Verneiget sich und ruft: ein Mann!

———

Was du geträumt in grüner Jugend,
Das mache wahr durch Männertugend —
Die frühsten Träume täuschen nicht.
Doch wisse, Träume sind nicht Thaten:
Ohn' Arbeit wird dir nichts gerathen.
Die Tugend trägt ein ernst Gesicht.



5. Barthold Georg Niebuhr.

Geb. den 27. August 1776 zu Kopenhagen; gest. den 2. Januar 1831 in Bonn.

Motto: Ich bin kein Mathematiker, aber ein Historiker; denn ich kann aus dem einzeln Erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden, und weiß, wo Gruppen fehlen und wie sie zu ergänzen sind.

O wie würde man die Philologie hegen, wenn man wüßte, wie zauberischen Genuß es gewährt in der schönsten Vergangenheit lebendig zu weben. Das Lesen ist der kleinste Theil; die Hauptsache das einheimisch seyn in Griechenland und in Rom in den verschiedensten Zeitaltern. So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterschieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thucydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Cato's Zeit oder Tacitus die Grundidee ihres ganzen Seyns habe.

Selbstbekenntnisse und sonstige Aeußerungen Niebuhrs.

Gegen den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erwachte für unsere Nation ein neues Zeitalter. Das Oberflächliche befriedigte nirgends: halbverstandne leere Worte galten nicht mehr: aber auch das Zerstören, worin sich die vergangene Zeit, gehässig gegen lange Usurpation, gefallen hatte, genügte nicht länger: wir strebten nach Bestimmtheit, nach positiver Einsicht, wie die Vorfahren: aber nach einer wahren, anstatt der vernichteten wahnhaften. Wir hatten nun eine Literatur, die unsrer Nation und Sprache würdig war; wir hatten Lessing und Goethe: und diese Literatur umfaßt, was keine andre gethan hatte, einen großen Theil der griechischen und römischen, nicht nachgebildet, sondern zum zweiten Mal geschaffen. Das verdankt Deutschland Voß, den „der Enkel Kind und Enkel" als Wohlthäter preisen muß; von dem eine neue Aera

des Verständnisses des Alterthums anhebt, indem er, was die Classiker voraussetzen, mir ihre Vorstellungen von ihren Göttern und der Erde, mir ihr Leben und Hauswesen aus ihnen selbst zu entdecken wußte: der Homer und Virgil so verstand und auslegte, als wären sie nur im Raum von uns entfernte Zeitgenossen. Sein Vorgang wirkte auf Viele. (In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Röm. Gesch.)

Ich lese Demosthenes ganz und nicht ohne Frucht. Aber mir fehlen schmerzlich meine Bücher dabei: ich hätte sonst herrliche Muße, um die Geschichte jener Zeit zu bearbeiten, die uns jetzt so ganz verständlich ist, als hätten wir sie durchlebt. Wir sehen darin das Ebenbild des Leichtsinns, der Oberflächlichkeit und Talentlosigkeit unserer Zeitgenossen, selbst bis auf die Sucht nach Zerstreuungen, womit wir uns trösten.

(In einem Brief aus 1809 auf der Mission nach Holland.)

Demosthenes hat Vieles gesprochen, was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich annehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir in unserm Jahrhundert die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet und die Vervielfältigung der Classiker in Hunderttausenden von Exemplaren klagt unsre Zeit nur an, daß was sie schafft ganz äußerlich bleibt.

(Im Vorwort zur zweiten Aufl. der Uebersetzung der ersten Philippischen Rede des Demosthenes 1830.)

Während Ihr in Italien wart, lebte ich in einer Arbeit, die mir Stunden des seligsten Genusses gab. Ich erforschte mit der gespanntesten Anstrengung die römische Geschichte, von ihrem ersten Anbeginn bis zu dem Zeitalter der Tyrannei, in allen Denkmälern der alten Geschichte, deren ich habhaft werden konnte. Diese Arbeit gab mir eine tiefe und lebendige Einsicht in das Wesen des römischen Alterthums, wie ich sie nie vorher hatte, und wodurch das Falsche, Unvollständige, Dämmernde der Darstellungen aller Neuern ohne Ausnahme im Gegentheil mir lebendig und klar ward. Von einer Reise zurückgekehrt, wandte ich mich mit verdoppelter Kraft zu meinen Forschungen und empfand das Gefühl, etwas des Lesens, Kennens und der Dauer Werthes hervorbringen zu können, und das Verlangen es zu unternehmen zum ersten Male lebhaft. Ich begann eine Abhandlung über das römische Eigenthumsrecht und die Geschichte der Ackergesetze von weitem Plan und muthiger Freiheit. Sie soll vollendet werden, außer ihr eine Reihe Abhandlungen über einzelne Gegenstände und Perioden der alten Geschichte. Jene wird von Vielen verdammt werden und kein Edelmann und Gutsbesitzer wird, consequent, sie gern sehen können. Auch von dir erwarte ich es nicht. Aber ich werde aus der Bevollmächtigung felsenfester Ueberzeugung schreiben, wie ich denke und rede; wie die alten Römer es billigen würden, ja loben, wenn sie unter uns wandelten. (An den Grafen Moltke im Sommer 1804.)

Es [die „Römische Geschichte"] ist das Werk meines Lebens, welches meinen Namen, des väterlichen nicht unwürdig, erhalten soll; ich werde es nicht lässig aufgeben.

(In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Röm. Gesch.")

Der Forscher, vor dessen jahrelanger, immer erneuter, unverwandter Beschauung die Geschichte verkannter, entstellter, verschwundener Begebenheiten, aus Nebel und Nacht, Wesen und Bildung gewonnen hat, wie die kaum sichtbare Luftgestalt der Nymphe im slavischen Märchen durch das sehnsüchtige Hinschauen der Liebe zum irdischen Mädchen verkörpert wird: — vor dessen unermüdeter Prüfung sie immer vollkommnern Zusammen-

hang und jene unmittelbare Offenbarung der Wirklichkeit, die vom Daseyn ausgeht, gewann; — der darf fordern, daß ein Anderer, der nur vorübereilend seine Blicke dorthin wirft, wo er lebt und verweilt, nicht über die Richtigkeit seiner Wahrnehmungen absprече, weil er sie nicht erblickt. (Im zweiten Theil der „Röm. Gesch." 1830.)

— — —

Die freye und immer rege Prüfung, die allen Wissenschaften allein das Leben erhalten kann, darf der Geschichte nicht fehlen. Unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels, wie im Rausch des Factionsgeistes, verbreiten sich oft höchst ungerechte Urtheile und bemächtigen sich auch sehr tüchtiger Geister. Nicht zu reden von den Knechten der Mode und der Lüge, unbehülflichen litterarischen Gauklern und Springern, wie stark auch dies Unkraut in Deutschland wuchert. Wenn aber unter jenen Männern, die wir ehren, einzelne die päbstliche Hierarchie lobpreisen, Luther und Gustav Adolph schmähen, werden wir uns irre machen lassen und nicht mit der Wahrheit des Geschehenen ihr Urtheil von unserm Gemüth abwenden?

(In der Vorrede zum zweiten Theil der „Röm. Gesch." 1812.)

Goethe über Niebuhrs römische Geschichte.

(An Zelter d. 17. Jan. 1831.)

Von dem unschätzbaren Niebuhr erhielt ich, vor ungefähr drei Wochen, einen schönen Brief, zu Begleitung seines zweiten Theils der Römischen Geschichte; er war geschrieben in dem vollen Vertrauen, daß ich ihn kenne, daß ich sein Verdienst anerkenne. Das wichtige Buch traf mich gerade zu guter Stunde, wo ich auf alle Zeitungen Verzicht gethan hatte. Ich begab mich daher sehr gern wieder in jene alten Zeiten und las mich in das Werk anhaltend hinein, welches denn freilich nöthig ist, um von einer solchen Existenz wirklich umfangen zu werden. — Eigentlich ist es nicht mein Bestreben in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Absichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich und nicht die Römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise, ist eigentlich das was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften die ich übernehme auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren. —

Er erscheint von jeher als ein Skeptiker eigener Art, nicht von der Sorte die aus Widersprechungsgeist verfahren, sondern als ein Mann der einen ganz besonderen Sinn hat das Falsche zu entdecken, da ihm das Wahre selbst noch nicht bekannt ist. —

Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen und mich durch das Labyrinth von Sein und Nicht-Sein, von Legenden und Ueberlieferungen, von Mährchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen, und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlungen, und hatte mich wirklich bereitet ihm eine freundliche Erwiderung zu senden, die er von keinem nahen oder fernen Collegen, von keinem Einsichtigen irgend einer Classe zu erwarten hatte. —

Denn so wie ich um seinetwillen sein Buch las und studirte, so konnt' ich auch am besten sagen und ausdrücken was er mir geleistet hatte, und das war gerade das

was er leisten wollte: denn mir genügte was er bejahte, da die Herren von Fach, nach ihrer Art nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte. —

Dieses unerwartete Fehlgeschick ist mir, bei dem Uebrigen was mich betrifft und bedrängt, höchst widerwärtig; ich wüßte nun keine liebe leidige Seele, mit der ich darüber conferiren möchte. Alle gemachten Leute haben ihr eigenes Wesen und sehen dieselbigen Dinge wenigstens als anders verbunden und verknüpft an, die liebe Jugend tastet und tappt umher und möchte wohl auch für eigene Weise finden was recht ist; der Wille ist gut, aber das Vermögen reicht nicht aus; zu meinen eigenen Ueberzeugungen find' ich keine Gesellen, wie sollte ich zu fremden Gedanken Einstimmung hoffen können? In diesem Zustande muß es mich trösten — mich, den es gar nichts angeht, wie es mit Rom und Latium, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebs jemals ausgesehen, — doch dabei ein höchst bedeutendes allgemein Menschliches zu sicherer Auferbauung gewonnen zu haben, worin das Andenken des würdigsten Mannes auf's innigste verschlungen ist. —

Am wenigsten würde dich der wichtigste Theil des Werkes, von den Ackermessungen handelnd, interessiren können, da du mit sämmtlichen Musikern Gott zu danken hast, durch eine gleichschwebende, dort nie zu erreichende Temperatur, auf deinem Acker zu ruhiger wirthschaftlicher Benutzung gekommen zu sein. Und so fortan!

Aus Niebuhrs „Brief an einen jungen Philologen".

(Aus den Lebensnachrichten Bd. II, S. 200 ff.)

Fülle und Reife des Ausdrucks setzt eine Reife der Seele voraus, welche nur der Lauf der Entwickelung bringt. Aber was man immer kann und immer soll, ist, nicht nach einem Schein von mehr trachten, als man vermag, und schlicht und recht denken und sich ausdrücken. Hier also nimm von mir eine heilsame Regel an. Wenn du lateinische Aufsätze machst, so denke dir, was du sagen willst mit der größten Bestimmtheit, deren du fähig bist, und fasse es in den anspruchlosesten Ausdruck. Studiere den Periodenbau der großen Schriftsteller und übe dich manchmal einzelne nachzubilden, übersetze die Stücke so daß du die Perioden auflösest und wenn du sie zurück übersetzest, so suche die Perioden herzustellen: eine Uebung, wozu du ja der Leitung deines Lehrers nicht bedarfst: aber thue es nur als Vorübung für den Gebrauch einer reifern Zeit. Wenn du schreibst, so forsche ängstlich, ob deine Schwäche von Einer Farbe ist: es gilt mir gleich, ob du dich an die von Cicero und Livius, oder an die von Tacitus und Quintilian bindest: aber Einen Zeitraum mußt du dir wählen; sonst entsteht ein buntschäckiges Wesen, welches den ordentlichen Philologen eben so ärgert, als wenn man Deutsch von 1650 und 1800 unter einander mengte. Suche der Kunst habhaft zu werden, die Sätze zu verbinden, ohne die alles angebliche Latein eine wahre Marter für den Leser ist. Und ganz besonders sieh bei den Metaphern genau zu: was darin nicht ganz tadellos ist, ist unausstehlich, und eben daher ist Lateinschreiben eine so herrliche Schule alles guten Styles, und nächst dem Latein das Französische, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist. —

Wer eine Abhandlung schreibt, er mag sagen, was er will, macht Anspruch zu lehren, und lehren kann man nicht ohne irgend einen Grad von Weisheit, welche der Ersatz ist, den Gott für die hinschwindende Jugendseligkeit giebt, wenn wir ihr nachstreben. Ein weiser Jüngling ist ein Unding. Auch sage man nicht, daß man solche Abhandlungen für sich selbst macht, um einen einzelnen Gegenstand zu ergründen. Wer

es in dieser Absicht thut, handelt verkehrt und schadet sich. Fragmentarisch schreibe er sich nieder, was er durchgedacht hat; er setze sich nicht hin, um beim Schreiben zu denken. Wer in ein gerundetes Ganze bringen will, was auch nicht den Schatten einer Vollendung haben kann, weder innerer noch äußerer, der setzt sich in die allergrößte Gefahr, sich mit Schein und Oberflächlichkeit zu begnügen, und eine sehr schlechte und verderbliche Fertigkeit im schlechten Schreiben anzunehmen. Heil dem jungen Baume, der in gutem Boden und günstiger Lage gepflanzt, von sorgsamer Hand in geradem Wuchs erhalten wird, und kernhaftes Holz bildet! Fördert übermäßige Bewässerung seinen Wuchs, und ist er schwach und weich, den Streichen des Windes ohne Schutz und Haltung ausgesetzt, so wird sein Holz schwammig, und sein Wuchs schief, für seine ganze Lebensdauer. —

Das Alterthum ist einer unermeßlichen Ruinenstadt zu vergleichen, über die nicht einmal ein Grundriß vorhanden ist, in der sich jeder selbst zurecht finden und sie begreifen lernen muß, das Ganze aus den Theilen, die Theile aus sorgfältiger Vergleichung und Studium, und aus ihrem Verhältniß zum Ganzen. Wenn jemand, der nur einen Anstrich von architektonischen Kenntnissen hat, von Hydrostatik gar nichts weiß, den größten Theil der Ruinen Roms kaum gesehen, außer Rom nun vollends gar nichts, wenn ein solcher über die Ruinen einer Wasserleitung schreiben wollte, der würde etwas machen, wie ein Schüler der über einen Zweig der Alterthumskunde dissertirt. —

Alles Schreiben soll nur Ausdruck des Gedankens und der Rede sein: man muß entweder so schreiben, wie man wirklich eine nicht unterbrochene Rede führt, die den ächten Gedanken genau und vollkommen ausdrückt, oder so wie man sprechen würde, wenn man sich in Verhältnissen zum Reden aufgefordert fände, in denen man sich allerdings im wirklichen Leben nicht findet, aber im gegebenen Fall als Schriftsteller. Vom Denken muß alles ausgehen, und der Gedanke muß das Wortgebäude bilden: Daß man dieß könne, dazu muß man Sprachstudium anwenden, sein Gedächtniß mit reichem Vorrath an Worten und Redensarten ausstatten, sei es in der Muttersprache, sei es in fremden, lebenden oder todten: jene sich scharf definiren, diese in ihrem eigentlichen Sinne in ihren Gränzen feststellen. Die Schreibübungen des Knaben und Jünglings sollen und dürfen keinen andern Zweck haben, als Entwickelung seines Denkens, Bereicherung und Reinigung der Sprache. Genügen uns unsre Gedanken nicht, drehen und krümmen wir uns im Gefühl unsrer Dürftigkeit, so wird uns das Schreiben entsetzlich sauer, und wir werden den Muth kaum erhalten. —

Vor allen Dingen aber müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind, daß wir nicht, wo wir Vermuthung aussprechen müssen, alles anstrengen den Grad unsres Wahrhaltens anschaulich zu machen: wenn wir eingesehene Fehler, die schwerlich jemand entdeckt, nicht selbst anzeigen, wo es möglich ist: wenn wir die Feder niederlegend vor Gottes Angesicht sagen können — ich habe wissentlich, und nach strenger Prüfung, nichts geschrieben, was nicht wahr ist, und weder über uns selbst noch über andere in nichts getäuscht, unsere verhaßtesten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als wir es in unsrer Todesstunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Litteratur uns ruchlos und sündig. —

Wenn ich eine Stelle schlechthin citire, so habe ich sie selbst gefunden. Wer anders handelt, der giebt sich das Ansehen einer größern Belesenheit als ihm zukommt.

Andere mögen weniger streng sein, ohne daß ich sie tadeln darf, wenn ich annehmen kann, daß es ihnen wirklich völlig gleichgültig sei, ob man ihnen ein tieferes

Studium zutraue als sie gemacht; oder wenn sie voraussetzen, wie es einige thun, daß es sich verstehe, die meisten Citationen würden aus Nachweisungen übernommen. Aber von dem Jünglinge fordere ich schlechterdings und unnachläßlich, wäre es auch nur als Tugendübung, die allerängstlichste litterarische Wahrhaftigkeit wie jede andere, damit sie vollkommen zur Natur werde oder vielmehr die Wahrhaftigkeit in der Natur bleibe, die Gott in sie gelegt hat. Mit ihr allein kämpft man sich durch die Welt; die Stunde, in der mein Marcus eine Unwahrheit sagte, oder sich den Schein eines Vorzugs gäbe, den er nicht hätte, würde mich sehr unglücklich machen: es wäre der Fall im Paradiese. —

Wende dich zu den Werken, die das Herz erheben, in denen du große Menschen und große Schicksale siehst, und in einer höheren Welt lebst; wende dich ab von denen, welche die verächtliche und niedrige Seite gemeiner Verhältnisse und gesunkener Zeiten darstellen. Sie gehören nicht für den Jüngling, und im Alterthume hätte man sie ihm nicht in die Hände kommen lassen. Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, das sind die Dichter des Jünglings, das sind die, an denen die großen Männer des Alterthums sich nährten, und welche, so lange Litteratur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele für's Leben veredeln werden. —

Nach der Vollendung eines Buches, oder eines Abschnittes, rufe dir das Gelesene ins Gedächtniß zurück und zeichne dir den Inhalt in der größten Kürze an. Zeichne dir dann auch Ausdrücke und Redensarten auf, die dir besonders wieder gegenwärtig werden, so wie man jedes neu gelernte Wort gleich aufschreiben, und den Zettel am Abend wieder durchlesen muß. Laß für jetzt Kritiker und Emendatoren ungelesen. Die Zeit wird schon kommen, wo du sie mit Nutzen studiren wirst. Erst muß der Maler zeichnen können, ehe er anfängt Farben zu gebrauchen, und er muß die gewöhnlichen Farben behandeln können, ehe er sich für oder wider den Gebrauch der Lasuren entscheidet. — Vom Schreiben habe ich dir schon geredet. Laß das buntschäckige Lesen, selbst der alten Schriftsteller: es giebt auch unter ihnen gar viele schlechte. Aeolus ließ nur einen einzigen Wind wehen, der Odysseus an's Ziel führen sollte, die übrigen band er: gelöst und durch einander fahrend bereiteten sie ihm endlose Irre.

Anregungen.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, welchen Schaden altklug sein thut: man gehört zu keinem Lebensalter; ist Allen fremd, den Altersgleichen und den Aelteren; und ist in einem bösen Mißverhältniß zwischen den Ideen, in denen man lebt, und denen, die man realisiren kann. Glücklich wer sich nach seinem Alter ausbildet, ganz Kind und ganz Jüngling war! Er wird für sein Leben wahr, und zuverlässiger für sich selbst sein. —

Alles wahrhaft Gute muß errungen und von Vielen heftig begehrt werden, schenken läßt es sich so wenig als aufdringen; Opfer müssen es erkaufen, damit man es habe. —

Menschenwerth, Geisteshöhe und Begeisterung sind mir das Herrlichste auf Erden, überirdisch, und die beste Verheißung höherer Bestimmung, himmlischen Ursprungs und göttlicher Erhebung. Ich kann die Abstractionen der Tugend nicht anbeten, die nur durch's Herz, durch die Liebe, aus der sie blüht, entzücken kann.



6. Heinrich von Kleist.

Geb. den 18. October 1777 zu Frankfurt a. O.; erschoß sich den 21. November 1811 am Wannsee bei Potsdam.

Motto:

Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.
(Hebbel.)

Wer mag, o Dichter, deine Leiden zählen,
Für den kein Freund des Ruhms Fanfare blies;
Den Neid und Dünkel straflos durften schmälen,
Knechtsinn und Dummheit von der Schwelle wies;
Dem selbst das eigne Denken ward zum Quälen
In Einsamkeit, dem Kerker des Genies! —
Das war dein Leben, Kleist, das wir beweinen;
Das ließ den Tod so lieblich dir erscheinen.
(Hans Marbach.)

Wollt ihr den Sänger Armins mir trostlos schelten und bitter?
Scheltet die bittere Zeit, welche das Lied ihn gelehrt.
Gern als erquickender Thau auf Lilien wär' es gefallen,
Aber ins dürre Gezweig schlug es als Hagelgewölk.
(Geibel.)

Und noch jauchzt das Herz der Männer,
Und der Knaben Augen sprühn,
Bei dem Lied vom stürmischen Renner
An dem Tag von Fehrbellin.

Und so lang das Wort: Ich lieb' Dich
Noch von deutschen Lippen rinnt,
Wirst Du leben, wunderlieblich,
Heilbronns wonneholdes Kind.
(Ernst von Wildenbruch.)

Kleist über sich selbst.

Seit diese Ueberzeugung, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe

sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußern Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: Dein einziges, Dein höchstes Ziel ist gesunken!

Ach, Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen soll? . . . Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften, und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer vollendete Weltkörper streben, nach Ruhe!

Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.

Ich will ihm [Goethe] den Kranz von der Stirne reißen!

Ich habe mir in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet [sein Trauerspiel Robert Guiscard). Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe.

[Am 21. Nov. 1811 an Adam Müllers Frau.] Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen [Henriette Vogel] und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.

Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält.

Urtheile über Kleist.

Heinrich von Treitschke: Das sind nicht unsere schlechtesten neueren Dramatiker, die sich an Kleist bilden und gebildet haben....

Kleists Fehler werden heute Niemand mehr verlocken; somnambüle Träume sind diesen Tagen des gesunden Menschenverstands sehr wenig gefährlich. Aber lernen können wir von ihm die liebevolle Versenkung in den Reichthum des wirklichen Lebens, wonach die neueste Literatur vollberechtigt drängt. Und eben so lernen, daß der poetische Realismus nicht nothwendig zu haften braucht an dem Staube des Alltagstreibens,

daß er vielmehr verpflichtet und befähigt ist, das Drama unter Könige und Helden zu führen, auf jene Höhen des Lebens, wo es seine Heimath hat. — Und Kleist's Leben? Verstummt ist endlich das häßliche Gezänk, das sich so laut erhob, als das ungeweihte Grab am Ufer des Havelsees sich kaum geschlossen hatte. Aber auch wir, die wir unbefangnen Blicks sein stürmisches Leben betrachten können, scheiden davon mit widersprechenden Empfindungen. Nur eine fruchtbare Wahrheit mag uns das düstre Geschick dieses männlichen Dichters lehren, dessen Kunst und Charakter unter dem politischen Elend seiner Zeit so schwer gelitten hat: wir lernen daran, den wohlweisen Kleinmuth zu verachten, der uns einreden will, Blüthe der Kunst und politische Größe seien unvereinbare Dinge.

Goethe: Mir erregte Kleist, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, nur Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig bleibt, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Zschokke: Kleist war eine der schönen Erscheinungen im Leben für mich, die man ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichen Stimmung seines Gemüthes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn; fast mehr als sein talentreicher Geist und sittlicher edler Sinn. Er verlieh seinem Umgang die eigenthümliche Anmuth. Ich nahm den leisen Zug von Schwermuth für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in solchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt, woran ich selber gelitten hatte: — Zweifeln und Verzweifeln an den höchsten Geistesgütern.

Wieland: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeares sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiscard's des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist.

Adolf Wilbrandt: Ihm schwebte das Ideal eines Trauerspiels vor, das über Goethe wie über Schiller hinausflog und nach dessen Bewältigung er mit verzweifelter Inbrunst rang. Er hat es seinem Freunde Pfuel oft gesagt, daß es nur das eine Ziel für ihn gebe, der größte Dichter seiner Nation zu werden; und auch Goethe sollte ihn daran nicht hindern. Keiner hat Goethe leidenschaftlicher bewundert, aber auch Keiner ihn so wie Kleist beneidet und sein Glück und seinen Vorrang gehaßt. Dem Freunde gestand er in wild erregten Stunden, wie er es meinte: „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen", war der Refrain seiner Selbstbekenntnisse wie seiner Träume.

Heine: Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es (das Schauspiel: Prinz Friedrich von Homburg) gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist.

Julian Schmidt: Wenn man nun zur Feier von Kleist [am 18. Oct. 1877, dem hundertjährigen Geburtstage] die Reihe seiner Stücke sorgfältig einstudirt und ausgestattet rasch hintereinander auf die Bühne brächte, so könnte damit vielleicht eine Epoche, die in unserer Kunst im Herannahen begriffen ist, beschleunigt, es könnte namentlich die ideale Richtung der Kunst verstärkt werden — nicht gegen die reale, denn das ist kein Gegensatz — sondern gegen die naturalistische d. h. gegen das Handwerk. Das Theaterhandwerk geht zu aller Zeit neben der Kunst her, und ist nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage auch vollkommen berechtigt, nur muß es zuweilen in seine Schranken gewiesen werden. Wer erinnert sich nicht an Schillers köstliche Xenien, im Augenblick, wo er im Wallenstein der Bühne einen neuen Aufschwung vorbereitete! „O die Natur die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt. — Man sieht bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche, Secretairs, Husarenmajors". — „Aber ich bitte dich Freund was kann denn dieser Misere Großes begegnen? was kann Großes denn durch sie geschehn?" — „Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr." — „Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause" u. s. w. — Mit einigen Modifikationen könnte man das noch immer auf unsere Theater anwenden. Das Stehlen silberner Löffel ist nicht mehr Mode; es handelt sich eigentlich immer nur um Ehebruch, Besuch des Orpheums und Börsengeschäfte. Die Helden der Bühne gehören auch nicht mehr verschiedenen Ständen an, sie sind lauter Rentiers, sie gründen und fixen, und die Damen haben sich sämmtlich an französischen Romanen gebildet. Was Schiller endlich zum Schluß sagt: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch", paßt auf unser Verhältniß nicht mehr ganz; bei uns muß man würfeln, nicht blos über den Ausgang, sondern auch über den Unterschied über Tugend und Laster. Der kategorische Imperativ der Pflicht wie der Leidenschaft hat vollständig aufgehört: wir befinden uns in dieser Beziehung, wenn ich die Worte eines ausgezeichneten Schriftstellers anwenden darf: „im Zustand absoluter Wurstigkeit". Indeß diese Ephemeren werden in einem Jahrzehnt vergessen sein, wie heut Kotzebue, Julius Voß, Töpfer u. s. w. vergessen sind.

Bekanntlich leitet Schiller jene Xenien durch eine Parodie des Odysseus in der Unterwelt ein, wie Homer sie erzählt. Dort findet er auch Shakespeare's Schatten: „schauerlich stand das Ungethüm da; gespannt war der Bogen und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz". — Das Wort gilt, wenn auch im beschränkteren Umfang, von Kleist: er trifft noch immer das Herz. Er hat arge Fehler, aber die echte Wirkung seines Genius ist vielleicht erst im Beginn.

Er wußte zweimal das Herz zu treffen, auch bei jenem unglücklichen Ausgang; seine Hand war fest, auch bei der tiefsten Erregung. — Das einsame Grab am Wansee liegt jetzt fast inmitten einer blühenden Kolonie; etwas von seiner Einsamkeit muß ihm erhalten bleiben. Es ist gut, daß es versteckt von Kiefern auf einem stillen Sandhügel steht und dem Vorübergehenden nicht gleich in die Augen fällt. Aber es sollte die Pflege des Orts in feste Hände gegeben werden, und an jedem Geburtstag sollten Kränze zeigen, daß sein Andenken unter uns lebt.

Theophil Zolling: Während die Franzosen auf den Trümmern des ancien régime einen neuen Staat, eine neue Gesellschaft, eine neue Religion, aber auch eine Tyrannei schufen, um sich am Ende vor lauter Gleichheitssinn gegenseitig um einen Kopf kürzer zu machen, da vollzog sich auch in deutschen Landen eine nicht minder tief eingreifende, aber friedliche, geistige Revolution: die Wiedergeburt der Nation von innen heraus durch die ästhetische Erziehung. Es war eine merkwürdige Zeit, deren

begeisterndes Pathos wie Posaunenton die überschwenglichen, empfindsamen Schalmeienklänge der vorrevolutionären Jahrzehnte zum Schweigen brachte. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die junge Generation. Sie lauschte wonnebebend Schillers erhabenen Worten vom Rechte des Einzeldaseins, vom Erneuern der Totalität der menschlichen Natur im Individuum, vom Bau der wahren politischen, sozialen und geistigen Freiheit durch die veredelte Kultur und im fröhlichen Reiche des schönen Scheins. Aber der leidende Messias des ästhetischen Staates, der in verzehrendem Feuer sein Evangelium verkündete und seines Freundes Goethe Leben und Werke als Muster des kunstvoll subjektiven Gleichmaßes pries, er entzündete zugleich ein verderbliches Selbstbewußtsein, einen prometheischen Trotz und infolgedessen einen selbstverwüstenden Weltschmerz in vielen seiner Jünger. Manch einer konnte in der Abwehr der schnöden Wirklichkeit den festen Mittelpunkt in den tausend Konflikten seines Ich nicht finden; die disharmonischen Elemente seines Wesens waren weder untereinander noch mit der umgebenden Welt in Einklang zu bringen, und statt das zerstückelte Bild der Menschheit in seinem Individuum aufzubauen, zertrümmerte er in sich das stolze Ebenbild Gottes. Der ästhetische Stürmer und Dränger, welcher Zerstörer statt Bildner seines Selbst wird, heißt poetisch objektiviert: W e r t h e r. Durch die Schar unserer großen Dichter wandelt er als H e i n r i c h v o n K l e i s t.

Aus Kleists Gedichten.

Kriegslied der Deutschen.

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld im Drahtspalier
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehetzet.

Reinecke der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer
Mit geschwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche!

An den König von Preußen.

(Zur Feier seines Einzuges in Berlin.)

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest Dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und Deine starke Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt:
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

Du hast ihn treu, den Kampf als Held getragen,
Dem Du um nicht'gen Ruhm Dich nicht geweiht,
Du hättest noch in den Entscheidungstagen
Der höchsten Friedensopfer keins gescheut.
Die schönste Tugend (laß mich's kühn Dir sagen!)
Hat mit dem Glück des Krieges Dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst Du auf dem Schlachtfeld blieben.

Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen:
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beßre Güter in den Staub zu sinken.

An die Königin von Preußen.

Sonett.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Germania an ihre Kinder.

1.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch' ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2.

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

3.

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean —

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

4.

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht,

Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der sein Cherub auf ihm steht —

Chor.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

5.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

6.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Sohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höhrem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

7.

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung:
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun:
Oder unser Grab ihn sein!

Das letzte Lied.

(Nach dem Griechischen, aus dem Zeitalter Philipps von Macedonien.)

Fernab am Horizont auf Felsenrissen
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt,
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kocythus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das wie ein Hirngespinnst der Mythologen
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor in's Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm in's Grab mußt du daniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.



7. Johann Gottfried Seume.

Geb. den 29. Januar 1763 zu Posern (bei Weißenfels); gest. den 13. Juni 1810 in Teplitz.

Motto: Seume gehört zu denen, welchen „bei Freundschaft und Vaterland Schauer durch die Seele fahren".

Der Erde köstlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn.

Selbstbekenntnisse Seume's.

Ich habe mich in meinem Leben nie erniedrigt, um etwas zu bitten, was ich nicht verdient hatte; und ich will auch nicht einmal immer bitten, was ich verdiente. Es sind in der Welt viele Mittel ehrlich zu leben: und wenn keines mehr ist, finden sich doch einige nicht mehr zu leben. Wer nach reiner Ueberzeugung seine Pflicht gethan hat, darf sich am Ende, wenn ihn die Kräfte verlassen, nicht schämen abzutreten. Auf Billigung der Menschen muß man nicht rechnen. Sie errichten heute Ehrensäulen und brauchen morgen den Ostracismus für den nämlichen Mann und für die nämliche That.

Freundliche Leute habe ich viele gefunden, aber Freunde sehr wenige. Einer will mir seinen Witz, der Andere seine Gelehrsamkeit, der dritte seinen feinen Geschmack auftischen; Einer will mich mit seinem Wein, der Andere mit seinem schönen Zimmer, der Dritte mit seinem großen Ansehen bewirthen: Keiner ist deswegen mein Freund,

wenn gleich Jeder gern mein Patron sein wollte. Je mehr er mir Ducaten zufließen lassen will, desto weniger glaube ich an Freundschaft. Wenn er aber zuweilen freiwillig und uneingeladen mich bei meinem Heringssalat aufsucht, ist die Präsumtion schon besser. Gut ist es, wenn er meine wahre Wahrheit ohne Empfindlichkeit aufnimmt, und mir die seinige ohne Schonung, aber mit reiner Unparteilichkeit sagt. Der beste Beweis ist, wenn seine Lieblingsleidenschaft angestoßen wird und er nicht scheu und empfindlich zurücktritt.

Urtheile über Seume.

Heinrich Kurz: Haben wir bei den Romantikern mehr das Talent der Dichter, als den Gehalt ihrer Dichtungen zu bewundern, so tritt bei Seume gerade der umgekehrte Fall ein. Seine Poesien bieten wenig wahrhaft Dichterisches, und auch ihre äußere Form entbehrt der Eigenschaften, welche uns schon an sich erfreuen, denn sie sind weder in schwungvoller, noch wohllautender Sprache geschrieben, dieselbe ist vielmehr sogar herb und hart; und dennoch erfreuen Seume's Gedichte, weil sie der Ausdruck eines edlen, kernhaften und wahrhaft männlichen Charakters sind. Seume verband mit der liebenswürdigsten Menschenliebe den glühendsten Haß gegen alles Schlechte und Unwürdige, die wahrste Frömmigkeit mit dem entschiedensten Abscheu gegen alles heuchlerische Wesen, er war von der innigsten Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterland und seinem Volke durchdrungen, und haßte eben deswegen die Tyrannei und die Unterdrückung, in welcher Gestalt sie sich auch zeigte.

Joh. Scherr: Seume, dessen Gedichte und Reisewerke von heißer Vaterlandsliebe und glühendem Tyrannenhaß diktirt wurden, lebte und schrieb wie Georg Forster und endete in stoischer Resignation wie Klinger.

Aus Seume's Gedichten.

Mein Geburtstag.

Dreißigmal ist mir das Jahr entronnen;
Und was hab' ich aus dem Flug gewonnen?
Wie ein Kahn durch Stürme, Flut und Wogen,
Sind sie adlerschnell dahin geflogen.

Aus dem Hinterhalt hat, wenn ich lachte
Und nur Frohgenuß des Lebens dachte,
Oft der Tod mir in den Maientagen
Zu der großen Reise Lärm geschlagen.

Von des Meeres tiefem Felsengrunde,
Aus der Kriegsmaschine Feuerschlunde
Gähnte von der Parze schwarzen Wegen
Mir Verderben oft und grell entgegen.

Und ich sah durch die gebrochnen Glieder,
Hingestreckt vom Würger, meine Brüder
In der Sterbestunde letzten Zügen
Blutig, röchelnd, betend, fluchend liegen.

Auf der alten und der neuen Erde,
Von dem Fürstensaal zum Bettlerherde
Hört' ich Menschen über Menschenplagen
Mit des Jammers heißen Thränen klagen.

Auf der Wollust seidnem Dunenlager
Saß der Kummer abgehärmt und hager;
Unter'm Strohdach auf der Binsenmatte
Weinte stummen Schmerz des Elends Gatte.

Himmel, schlagen deiner Strafen Flammen
Alle, alle über uns zusammen?
Hier und hier ist aller Marter Quelle:
Braucht der Frömmler denn noch eine Hölle?

Leidenschaften wühlen an den Stützen,
Die den armen Stamm des Lebens schützen;
Und sie wühlen oft in einer Stunde
Ganzer langer Jahre Werk zu Grunde.

Und die himmlische Natur zu rächen,
Kocht ihr Busen herrliche Verbrechen,
Die in Fluch verwandeln Gottes Segen,
Und durch Elend Keim zu Elend legen.

Bosheit gießet zu dem Thränenmahle
Schleichend Gift noch in die Wermuthsschale;
Und die Thorheit, ihre Schwester, bietet
Fertig ihre Hände, wenn sie wüthet.

Aus dem alten, orthodoxen Mantel
Sticht des Unsinns giftige Tarantel;
Aus der Irrphilosophie Gewimmel
Fliegen Zweifel über Gott und Himmel.

Götterliebe sinkt zu feilen Lüsten,
Unser schönes Eden zu verwüsten:
Tiefer Groll durchbrütet seine Galle
Zu des sichern Bruders nahem Falle.

Einer zehret kühn mit hohem Muthe
Von gepeitschter tausend Sclaven Gute,
Die ihr letztes Bischen armes Leben
Seiner Schwelgerei zur Beute geben.

Und wenn sie sodann vom Schlaf erwachen,
Gleicht ihr Wüthen dem Hyänenrachen,
Der mit ungezähmtem Grimme schlachtet,
Und den künft'gen Augenblick verachtet.

Vater, wird zur Rettung hier auf Erden
Nicht Vernunft einst Herrscherin noch werden,
Und die Ungerechtigkeit verbannen?
Jetzo giebt's nur Sclaven und Tyrannen.

Wird Asträa nicht, uns Heil zu geben,
Noch einmal herab vom Himmel schweben,
Und das göttliche Geschenk zu rächen,
Einst des Treibers Eisenstecken brechen?

Daß ein Jeder in dem Abendrothe
Psalmen singe, nicht bei Gnadenbrote;
Daß sich unter ihrer Väter Buchen
Nicht Bedrücker und Bedrückte fluchen;

Daß man ohne Furcht vor Blutgesinde
Froh für sich die Weizengarben binde;
Daß der Sohn des Vaters Segen erbe,
Und ein Jeder, wo er wünschet, sterbe.

Werd' ich noch den Göttertag erleben,
Wo nur Brüdern Brüder Hände geben?
Wo kein Erdensohn den Schöpfer höhnet,
Und als Knecht dem Nebenmenschen fröhnet?

Wo Natur ihr großes Werk vollendet,
Einem Jeden seine Spende spendet?
Wo in schönen, neugebornen Tagen
Menschen nur noch ihre Leiden tragen?

Wo Tyrannen boshaft nicht die Klauen
In das trockne Mark der Brüder hauen;
Wo kein Mensch hinauf zum Menschen wanket,
Und gegeißelt für die Gnade danket?

Wo das Schwert nicht blos das Recht besiegelt,
Und dem Rechte jeden Weg verriegelt?
Wo nicht Tod und Ketten edlen Bürgern
Heilig drohen von gedungnen Würgern?

Vater, gieb mir Muth und laß mich hoffen;
Noch wird einst vielleicht der Punkt getroffen;
Noch lernt man vielleicht dich einst verstehen
Und die Wege deines Lichtes gehen.

Vater, gieb mir Kraft, wenn Pflicht mich fodert,
Kraft, so groß wie Feuer in mir lodert,
Daß ich ohne Furcht die Wahrheit sage,
Und für deine Wahrheit Alles wage.

Wenig hab' ich noch in meinem Leben
Für die gute Sache hingegeben,
Bin vielleicht an meinem Wanderstabe
Nur an Bart ein Mann, an Geist ein Knabe.

Durst nach Thaten brennt in meiner Seele,
Thaten, die mein guter Engel zähle:
Werd' ein Held im Blut der Menschheit Ruthe;
Wahre Größe ist nur wahres Gute.

Vater, hilf die Stunden mir gewinnen,
Bis der Urne letzte Tropfen rinnen;
Daß ich dann in meines Lebens Buche
Nicht vergebens meine Werke suche.

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefbedeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilt' der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!"
„„Willst du mißgestaltes Ungeheuer,""
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!""
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ sprach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle.
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,““
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,““
Und zeigt nach der Stadt, „„ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.““

„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose,
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehn,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
„Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!“
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Anregungen.

Freiheit und Gerechtigkeit sind Schwestern; ihr Vater ist der Geist und ihre Mutter die Vernunft; ihre Kinder sind Fleiß und Muth und Kraft und Glückseligkeit. Die Familie gedeiht nur zusammen, und leidet zusammen. Die Furcht hat viele Götter des Himmels gemacht und noch mehrere Götter der Erde. Wo sie eintritt, ist schon die Hälfte der guten Hoffnung verloren. Nur durch Verachtung des Todes lebt man mit Ehre: und das Leben hat nur Werth, in so fern es Würde hat. Wer die Gefahr ohne weise Absicht sucht, ist ein Tollkühner; wer sie auf dem Wege der Pflicht mit Kleinmuth scheut, ist ein Feiger: Jener verdient lauten Tadel, dieser laute Verachtung. Der Gedanke ist das Eigenthum jedes Geistes; selbst der Allmächtige kann ihn nicht rauben, ohne zu vernichten. Gedankenfreiheit ist eine Erfindung der Despotie. Sie ist, und wird weder gegeben, noch zugestanden: Jeder denkt, indem er ist, durch

sein Wesen. Wer den Tod nicht fürchtet, denkt auch laut, wenn er erst mit einer moralischen Natur gehörig in Ordnung ist.

Bei Uebersicht der Nationalgeschichte der Alten möchte man weinen über die Begriffe von Freiheit und Gerechtigkeit, welche die Norm ihres Verfahrens waren.

So lange meine Gedanken meine Gedanken sind, kann ich nicht auf das Autos epha irgend eines Anderen schwören, und wenn er ein Seraph wäre. Freilich wird durch diese Vorstellungsart in dem Menschen am Ende Alles selbstsüchtig und egoistisch, und seine feinste Tugend ist nur der feinste Eigennutz. Aber was kann ich dafür, daß ich nicht anders Wahrheit sehe? Das Ganze verliert hoffentlich dabei Nichts. Die höchste Tugend des Menschen in dem Traume der uneigennützigsten Philanthropie, die Tugend, welche ihren Geweihten in ihrer Größe opfert, beruht immer auf dem Gefühl der Pflicht, das dem Besitzer wohlthätig und erhebend ist; und schon jedes Gefühl ist eigennützig. Der Mann, welcher blos nach Begriffen handelt, ist mehr als Mensch; und jedem Begriffe liegt sodann wieder ein Gefühl zum Grunde, indem er durch Sinnlichkeit erzeugt, oder veranlaßt wird, und wir stehen wieder auf dem alten Punkte. Vom Ich fängt die Philosophie an; und wer beweist uns, daß sie über das Ich hinausgeht? Bei der Auseinandersetzung des Begriffs der Pflicht ergibt sich also endlich, daß jeder Mensch eigentlich immer nur für sich handelt, indem er mit dem heißesten Enthusiasmus für Andere zu handeln wähnt. Indem er zur Wohlthat Anderer arbeitet, arbeitet er sich zu dem höchsten Gefühl der Würde seiner eigenen Natur empor. Wir schämen uns zwar, dieses noch Eigennutz zu nennen; aber ist es im Grunde etwas Anderes? Nehmt alle Eitelkeit, alle Vortheile, allen Lohn aller Arbeit hinweg; die Tugend ist ihr eigener Lohn, sagt der Moralist, und sagt recht. Ihr Lohn ist ihre Würde; aber ihre Würde entsprang aus ihrer Wohlthätigkeit und dem Gefühl, wie glücklich das Ganze sein würde, wenn sie allgemein wäre. Was ist nun dieses Gefühl? Der arme Phocion ist in seiner Tugend reicher, als der Besitzer der Schätze des großen Königs; der gefolterte Regulus froher, als der Schwelger Lukull, über dessen Mahlzeiten die Beherrscherin der Welt, das mächtige Rom, verarmte. Alles ist Gefühl, und Gefühl ist Egoismus: wer den feinsten besitzt, ist der Beste; und der Tugendhafteste, wer sich auf den seinigen am besten versteht. Durch diesen Gedanken wird die Würde der Tugend und überhaupt die Menschennatur nicht gekränkt; denn die Gottheit hat damit den Grund zu sehr weisen Zwecken gelegt. Der Durst nach Selbstgenuß ist das große Rad in der Körper- und Geisterwelt. Der Schöpfer wird dadurch nicht entehrt, der die Ordnung der Dinge so festgesetzt hat, daß hohe wahre Glückseligkeit des Einzelnen durchaus nicht gegründet werden und nicht bestehen kann, ohne daß er zu dem Wohl von Tausenden mitwirkt. Gott hat Alles so bestimmt, daß jeder wahre Genuß eine reine Quelle wahren Wohls für Viele auf lange Dauer wird, und jeder Mißgriff die Freude des Handelnden, und Alles mit ihm in Verbindung Stehenden so lange stört, bis die alte reine Harmonie wieder hergestellt wird.

Nur dann, wenn die Begriffe von Bürgerfreiheit und allgemeiner Gerechtigkeit von den Männern der Nationen richtig und lebendig gefaßt werden, können wir Hoffnung haben, daß die innerlichen und äußerlichen Verhältnisse der Staaten in eine

solche wohlthätige Harmonie treten werden, wo der herrliche philanthropische Traum des Vater Kant vom ewigen Frieden vielleicht einst in Wirklichkeit übergehen mag.

Wenn uns der Richter in uns nicht verdammt, so wird es uns leicht, das Verdammungsurtheil von Andern anzuhören: aber die Lossprechung durch einen fremden Richter schlägt uns nieder, wenn der innere Inquisitor die Absolution nicht unterschreibt.

Wo nur eiskalte Vernunft herrscht, ist furchtbare Härte; wo nur gut menschliche Empfindung führt, meistens Schwachheit. Das beste Lebensregiment ist, wo das Gefühl die Segel schwellt, und die Vernunft das Ruder hält.

Gleichheit ist immer der Probestein der Gerechtigkeit; und beide machen das Wesen der Freiheit.

Groß ist das, wovor ich mit dem ganzen Gefühl meiner physischen und moralischen Kraft staunend stehe und sage: „das vermag ich nicht!“ Meistens macht die Kleinigkeit die Größe.

Faulheit ist Dummheit des Körpers, und Dummheit — Faulheit des Geistes.

Die meisten Menschen haben überhaupt gar keine Meinung, viel weniger eine eigene, viel weniger eine geprüfte, viel weniger vernünftige Grundsätze.

Wer sich beständig ausschlußweise mit den Büchern beschäftigt, ist für das praktische Leben schon halb verloren. Der weise Salomo hat viel Narrheit und Plato viel Unsinn. Die beste Philosophie ist der geläuterte Menschenverstand; das beste Mittel dazu, die Welt sehen, die Geschichte lesen, und selbst denken, in gleichen Verhältnissen. Werden die Verhältnisse nicht beobachtet, so kommt das Resultat unkosmisch.

Das Loos der Menschen scheint zu sein, nicht Wahrheit, sondern Ringen nach Wahrheit; nicht Freiheit und Gerechtigkeit und Glückseligkeit, sondern Ringen darnach.

Wodurch die größte Nationalkraft zu dem wohlthätigsten Nationalzweck gewonnen wird, das ist die einzig gute Constitution. Dieses ist nur möglich durch Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit; diese drei sind Eins.

Sobald wir Deutschen eine Nation sind, sind wir die erste.

Leben heißt wirken und vernünftig wirken. Nach unserer Weise heißt es aber leiden und vernünftig leiden.

Die beste Verwahrung gegen Leidenschaft aller Art ist nahe und gründliche Bekanntschaft mit dem Gegenstand.

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Nur ein Ignorant hält sogleich seine Gedanken für Entdeckungen. Unterdessen können sie es doch für ihn sein, und er entdeckt vielleicht besser, als sein Vorgänger. Ein Ignorant ist kein Dummkopf; aber ein Dummkopf bleibt immer ein Ignorant, und wenn er ein noch so großer Polyhistor wäre. Die Literärgeschichte könne dazu viel Belege liefern.

Wenn nur erst der zehnte Theil der Menschen leidlich gescheidt wäre, so hätte die Vernunft Hoffnung zur Herrschaft.

Selten ist ein Mann so gut, als sein Name; aber auch selten so schlecht.

Es ist oft Nichts unphilosophischer, als die Philosophen und Nichts dümmer, als die Gelehrten. Daß man sich dumm lernt und närrisch philosophirt, sind ziemlich gewöhnliche Erscheinungen.

Die Furcht und die Faulheit bringen den Menschen um alles Vernünftige.

Eine gute That, wenn sie wirklich die Probe hält, ist besser, als Millionen guter Worte; aber manchmal ist das Wort die That selbst; und dann hat es höhen Werth.

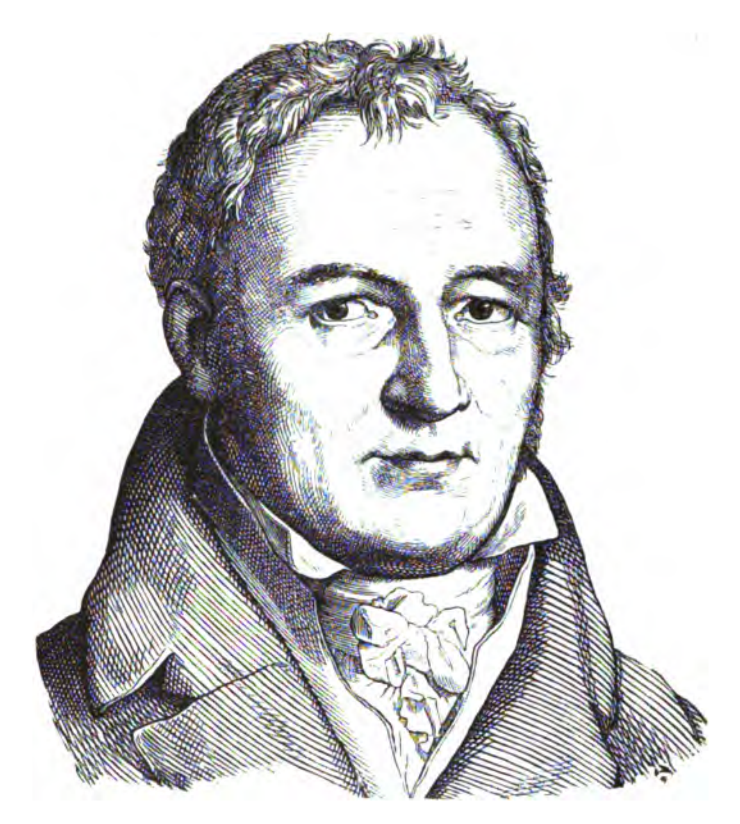
Ich finde in der Geschichte nur einige Züge in Charakteren, vor denen ich mit Ehrfurcht zurückschauere: das hält mein Selbstgefühl, auch wenn keine Seele je meinen Namen nennen sollte.

Wenn dem Menschen nicht immer Etwas theurer ist, als das Leben, so ist das Leben nicht viel werth.

Die meisten Leidenschaften scheuen den Tag und sind schon gefährlich genug: aber furchtbar verheerend sind die, die in der Finsterniß geboren werden und sich vom Sonnenlicht nähren: Ruhmsucht und Herrschsucht.

Den Ruhm soll der Weise verachten, aber nicht die Ehre. Nur selten ist Ehre, wo Ruhm ist, und fast noch seltener Ruhm, wo Ehre ist.

Nicht wo Einer regiert, ist Despotie, sondern wo Einer herrscht, das heißt, nach eigener Willkür schaltet und die Uebrigen unbedingt als Instrumente zu seinem Zwecke braucht.



8. Johann Peter Hebel.

Geb. den 10. (11.) Mai 1760 zu Basel; gest. den 22. September 1826 in Schwetzingen.

Mit a'm Stäker vo' Guld hust du mer'sch Harze dergriffen,
Hust de mer'sch iimgerührt im Leibe, hust mer'sch gebrochen,
Hust mer'ich wieder korirt mit deinem Flaschel vull Balsem . . .
Ei' dam Büchel vo' dir, do find't ma' alles und jedes,
Wie ei' der ganzen Natur hat's Winter drinnen und Summer,
Härbst und Fruhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rägen,
Urdenär abgemolt seyn Menschen, Tiere und Wälder,
Und de Beme die blih'n, wie bir su räden de Menschen.
(Holtei.)

E' isch kein meh cho, der g'sunge het wie du
So frisch vom Herzen und so heimet-treu,
Der's g'fliehlt het, was im zarte Haberchörnli,
In Feld und Wald, in Felsen und in Bäche
Für e verborgni Offebarig lebt,
Kein, dem wie dir, die guete Schwarzwaldgeischter
Ihr Sproch zueg'flüstert hen, ihri g'heimi Sache,
Der die Böse selber, de Irrgeist und de Puhu
So z' bschwöre weiß mit scherzhaft spitzge Wort!
(Scheffel.)

Der Schiller isch im Kind, im g'meine Ma
Doch mengmol z'hoch, das mie-n-mer frei bikenne,
Du aber tuesch's eim ordlig mit dim Dichte-n-a.
J will jetz numme-n-e-n Exempel nenne:
Bi'm
„Freude, schöner Götterfunke,
Tochter aus Elysium,"
Isch menge-n-in e Freuderusch versunke
Und het doch nit recht gwisst worum?
Mit dine Worte singt er kurz und guet:
„Ne Trunk in Ehre,
Wer will's verwehre?"
Und er verstoht's und fasst e frohe Muet.
(Karl Hagenbach.)

Urtheile über Hebel.

Goethe: So verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß

die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Wünschen wir dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landsleute durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen.

Jean Paul: Unser alemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet — er ist meistens christlich elegisch, zuweilen romantisch schauerlich — z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel — er ist ohne Phrasendriller — er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendglühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schon herabrufen.

Georg Längin (Hebels Biograph): So günstig diese (die ebengenannten) Beurtheilungen sind, so übersehen doch beide gerade das Bedeutendste an den alemannischen Gedichten, daß sie nicht der Ausfluß subjektiver Empfindung, Kinder müssiger Empfindung sind, wie sie gerade damals der Schule der Anakreontiker unter der Anführung Gleims eigen waren und als solche frei in der Luft schweben, sondern daß sie eine feste landschaftliche Unterlage haben: das bestimmt ausgeprägte Bild jenes wunderschönen Fleckchens Erde, auf dem wieder ein bestimmt ausgeprägtes Volksleben sich abhob, das sie in seinem Wesen und Treiben, seinen Sitten und Gebräuchen treu wiedergeben und noch obendrein in der ureigenen Volkssprache, die eben dadurch selbst in dem Reichthum ihrer Ausdrücke, der Zartheit ihrer Bilder, der Gemüthsfülle und der Fähigkeit, das Leblose zu beleben, der Nachwelt überliefert wird.

Klaus Groth: Er war der Erste, der da bemerkte, daß das Volk den Schatz seiner Empfindungen und Anschauungen am besten selbst ausgeprägt hatte in seiner Mundart, in seines Stammes Sprache. Er hatte Demut genug zu erkennen, daß die Volkssprache nicht die Reste einer verkümmerten Bildung darstelle, sondern das gesunde Leben des Volkes, er sah nicht mit Hochmut herab auf das Volk, um es mit seiner Weisheit zu erziehen, sondern bescheiden heraus aus dem Volke, in dem er mit freundlicher Seele mitten inne stand. Kein Wunder, wenn er an den Zuständen nicht blos das Sichtbare, nein das Hörbare, Riechbare, Greifbare und selbst die daraus entspringende Empfindung wieder zu geben vermag, denn er sieht mit den Augen des Volkes, empfindet mit seinen Sinnen. Er sieht den Mond, nicht Luna Diana oder andere dergleichen Nebenmonde oder Sonnen. Sein Blick ist ungetrübt, sein Herz so rein, daß er dicht an der Realität den Staub und Schmutz nicht bemerkt, nicht die rauhe Arbeit des Landmannes, das irdische Streben um Erwerb, aber wol die schöne Ruhe und den zufriedenen Sinn nach gethaner Pflicht. So löste Hebel die Mundart

aus dem Bann. Er wurde der Prophet der Schönheit der Stammsprachen Deutschlands.

Joh. Scherr: Der unverwelklichste Kranz mundartlicher Dichtung gebührt Johann Peter Hebel, der in seinen alemannischen Gedichten, wie Goethe treffend sagte, das ganze Universum auf die anmutigste Weise verbauert hat. Kein moderner Idyllendichter kommt ihm an Naturwahrheit, Naivetät, Frische und Treuherzigkeit gleich und sein Gedicht Die Wiese ist die Perle der deutschen Idyllik.

Aus den „Allemannischen Gedichten".

Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der Liebgott het zum Früehlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tusig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ei verwacht's,
's het gschlofen i sim Winterhuus,
Es streckt si, und sperrt 's Müüli uf,
Und ribt die blöden Augen us.

Und druf se het's mit stillem Zahn,
Am Blättli gnagt enanderno
Und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Mer chunnt schier nümme weg dervo."

Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deck jez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
Viel tusig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immli sieht's und fliegt druf hi
Früeih in der Sunne Morgeschin.
Es denkt: „Das wird mi Kaffe si,
Si hend doch chosper Porzelin!"

Wie sufer sin die Chächli gschwenkt!
Es streckt si trochche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel si."

Der Liebgott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tusig Chriesi roth und frisch.

Und 's Spätzli seit: „Isch das der Bricht?
Do sitzt me zu und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei,
Und stärkt mer d'Stimm zu neuem Gsang."

Der Liebgott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!"
Druf het e chüele Bergluft gweiht
Und 's het scho chline Rüfe g'ha.

Und d'Blättli werde gel und roth,
Und fallen eis em andre no;
Und was vom Boden obsi chunnt,
Muß au zum Bode nidsi goh.

Der Liebgott het zum Winter gseit:
„Deck' weidli zu, was übrig isch!"
Druf het der Winter Flocke gstreut.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„Sie sin vom Schaffe her und hi
„Gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„Und 's goht mer schier gar selber so,
„I cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
Und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stille Chämmerli;
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
Und heiter uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no;
Es sieht und hört en niemes goh.
Er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
Und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganzi Nacht,
Se stoht er do im Sunneschii,
Und luegt eim zu de Fenstern i
Mit sinen Auge mild und guet
Und mittem Meyem uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
Es freut en, wemme schlofe mag,
Und meint, es seig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub,
Vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frischi Mayeluft,
Voll Chriesiblueſt und Schleechedust!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garteland
Der Chriesibaum im Mayegwand,
Gel-Veieli und Tulipa
Und Sterneblueme nebe dra,
Und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paredis!

Und 's isch so still und heimli do,
Men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott,
E Guete Tag und Dank der Gott;
Und 's git gottlob e schöne Tag,
Isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili jo!
„Potz tausig, jo, do isch er scho!
„Er dringt jo i si'm Himmelsglast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
Het 's Sunntigröckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
Der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
Verwüschet mer der Staub nit drab;
Und Chüngeli, leg di weidli a,
De muesch derno ne Meye ha!

Der Wegweiser.

Guter Rath zum Abschied.

Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,
Zum volle Faß? Im Morgeroth
Mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, se lang der Tag eim hilft:
Me luegt nit um und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg dur's Schüretenn
Der Chuchi zu, do hemmers jo!

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrützere no;
Und wer nit uffe Chrützer luegt,
Der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
Dur d'Werkstatt und dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denkwol e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneue Charte d'inn!

Im letste Wirthshus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„Der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze Gschirli drinn,
Gib Achtig druf, verlier mer's nit;
Und wenn de zu me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn den amme Chrützweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottesfurcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin no Sachen ehne dra.

Aus dem „Schatzkästlein“.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien alle wegen seiner da und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

— — —

Es ist doch nicht Alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun. Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von Demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat. Ein Anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

— — —

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch. — Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen. — Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt. — Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr. — Der Eine macht sich Feinde; der Andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind. — Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist. — Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte. — Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen der Kummer. — Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis. — Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

— — —

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man

eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblicke fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Frisch gewagt, ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deßwegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren“.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold,“ und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth, wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Ducaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Ducatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

Achte Periode.

Die Zeit des national-politischen und wissenschaftlichen Aufschwungs. 1813 bis zur Gegenwart.

I. Fortwirken des Classicismus und Idealismus.

1. Classicistischer Idealismus.



1. Franz Grillparzer.

Geb. den 15. Januar 1791 zu Wien; gest. den 21. Januar 1872 ebendaselbst.

Motto: Grillparzer — ein schwer auszusprechender Name! Aber das Publikum und die Literatur wird sich mit ihm zu beschäftigen haben. (Lord Byron.)

Aus der Wolke reicht Altmeister Goethe dir die starke Rechte,
Deinen Namen lehrt die Nachwelt sprechen Byron: „Feind der Knechte,“
Und Beethoven, daß des Wohllauts Siegerkraft die Feier kröne,
Hält umströmt dich, wonneschauernd, mit der Fülle seiner Töne.
(Anastasius Grün.)

Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn.
(Grillparzer.)

Urtheile über Grillparzer.

Heinrich Laube: In unserer Literatur wird Grillparzer nicht die Stelle eines im gewöhnlichen Sinne populären Dichters ansprechen können, wohl aber die eines wahren Dichters. Eigen und selbständig war er durchweg, eigen und selbständig wird er in unsrer Literatur dastehen, eine Gestalt von Granit. Sie schimmert nicht, aber sie ist fest, sie dauert. Und ich meine deshalb: auch die Nachwelt wird sie in Ehren halten.

Joh. Scherr: Grillparzer, ein Dichter jeder Zoll ... Keusch-Holderes ward nie gedichtet, als der 3. Akt, von „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Ueberhaupt steht diese Tragödie der Liebe ganz einzig in der deutschen Literatur da und auch die Weltliteratur bietet nur ein Seitenstück dazu: Shakespeares Julia. Als Lyriker nimmt Grillparzer ebenfalls einen Ehrenplatz ein und zwar mittels Eigenartigkeit der Gedanken und mittels Energie des Ausdrucks.

Robert Prölß (Geschichte des neueren Dramas): Der östreichischen Kritik galt Grillparzer nicht nur, was er unzweifelhaft ist, als der erste tragische Dichter Oestreichs, sondern auch als ein classischer, dicht neben Schiller und Goethe zu stellender Dichter, was freilich auf der Verkennung der eigentlichen Größe und Bedeutung dieser letzteren beruht, die ja nicht bloß die Repräsentanten und der höchste Ausdruck einer bestimmten Zeitepoche eines einzelnen Landes und Volksstammes, sondern die Begründer, die leuchtenden Vorbilder und daß Maß einer ganz neuen Epoche der Entwicklung des deutschen Geistes, einer ganz neuen Cultur- und Bildungsepoche überhaupt sind.

Aus Grillparzers Gedichten.

Abschied von Gastein.

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden,
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein,
Was Gott mir gab, worum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von Wenigen ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einemmale strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;
Indeß in dieser Flamme glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
Und desto tiefer niedersinkt zur Erde.

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muschelthier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen.

Und wie der Wasserfall, deß lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos;
Auf seinem Busen ruht der Regenbogen,
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern im stillen Thal gezogen,
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoos,
Die Klippen, die sich ihm entgegensetzen,
Verschönen ihn, indem sie ihn verletzen.

Der Dichter so; wenn auf vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
Das arme Muschelthier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von seinem Leben.

Die tragische Muse.

Vor Vollendung des Trauerspiels Medea gedichtet.

Halt ein, Unselige! Halt ein!
Wohin verlockst du mich?
Ueber Berge bin ich gekommen,
Durch Schlünde dir gefolgt;
Kein Pfad ist, wo ich trete, keine Spur,
Fern herauf tönt der Menschen Stimme,
Tönt der Heerden fröhliches Geläut,
Und des Waldbachs Rauschen;
Ringsum Klippen, wolkennahe Klippen,
Ueber mir Duft und Nebel,
Lügend Gestalten!

Was willst du? Steh' und rede! —
An deiner Seite ein Weib,
Gräulichen Anblicks:
Schwarz flattern die Haare,
Schwarz funkeln die Augen,
Schwarz das Gewand, Blut!
Blut an ihrem Gewande! —
An dem Dolch, den sie zückt!
Zwei Kinder todt zu ihren Füßen,
Und ein Greis und ein Jüngling,
Im Todeskampf verzerrend
Verwandte, ähnliche Züge;
Um die Schultern aber glänzt es —
Ein Vließ — ein goldstrahlendes Vließ! —
Medea! —

Hebe dich hinweg, Entsetzliche! —
Kinder-, Bruder-, Vatermörderin!
Was ist mir gemein mit dir?
Den Vater hab' ich kindlich geehrt,
Und als die Mutter starb,
Flossen fromme Thränen
Ihr nach ins unerwünschte Grab. —
Was hab' ich gemein mit dir?
Mir schaudert. Geh! —

Und auch du, die mich hergelockt,
Durch die Leier in deinem Arm,
Und den Kranz, den du trägst
Von immergrünem Laub, das mich lockt,
Hebe dich weg, und laß mich,
Daß ich, den Rückweg suchend,
Heimkehre zu den Meinen.
Aber du schaust mich an?
Mit dem Auge, streng zugleich und innig,
Mit dem seelenbindenden Blick,
Der schon dem keimenden Knaben
Das Spielzeug wand aus den Händen
Und, ablockend vom Kreis der Gefährten,
In einsiedlerische Still' ihn bannend,
Das Geschick der Könige
Und der Welt ungelöste, ewige Räthsel
Ihm gab zum ahnungsvollen, ernsten Spiel:
Du schaust mich an, und willst nicht gehn?

Winkst mir zu folgen, dir und der Gefährtin,
Medeen mit dem gräßlichen Blick?
Du nimmst den Kranz vom duftenden Haar,
Und setzest ihn aufs Haupt der Entsetzlichen?
Mir den Schmuck, den lohnenden Schmuck! —
Du lächelst und winkst?
Folgen soll ich, dann sei gewährt? —
Mein Wesen hat kein Schild gen solche Waffen,
Sie haften, deine Pfeile, in der Brust!
Vollendet sei, was begonnen!
Winke nicht mehr, du hast mich gewonnen!
Geh' voran, ich folge dir!

Feldmarschall Radetzky. (Juni 1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen.

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eignen Sicherheit acht,
Wenn Nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite;

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch;
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch.

Gemeinsame Hülf' in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Die Ruinen des Campo vaccino in Rom. (Rom, im Frühjahr 1819.)

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt!
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr war't;
Was ihr seid, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel! — du der erste,
Der sich meinem Blick enthüllt! —
Deine letzte Säule berste,
Schlecht hast du dein Amt erfüllt!
Solltest deine Brüder hüten,
Warst als Wächter hingesetzt,
Und du ließest Zwietracht wüthen,
Die sie fällt und dich zuletzt.

Jupiter! aus deinem Tempel,
Stator, der zu stehn gebeut,
Brich des Schweigens Sklavenstempel,
Heiß' sie stehn, die neue Zeit!
Doch umsonst ist hier dein Walten,
Du stehst selber nur mit Müh':
Unaufhaltsam gehn die Alten
Und das Neue über sie.

Warum in das Feld der Leichen
Ist, Septimius Sever,
Eingang dieß dein Siegeszeichen?
Ausgang, dünkt es mich vielmehr.
Als dem letzten, der's zu fassen —
Wenn auch nicht zu thun — verstand,
Sei ein Plätzchen dir gelassen —
Doch nicht hier am äußern Rand.

Titus, nicht dem Ruhm — dem Frieden
Bautest du dein Heiligthum;
Doch dir ward, was du vermieden,
Jeder Stein spricht deinen Ruhm.
Auch den Frieden in dem Munde
Ging ein andrer d'rauf ins Haus[1]);
Doch der Friede zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

Curia, die aus ihren Thoren
Krieg der Welt und Frieden ließ;
Harrst du deiner Senatoren?
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh' ihn stehn dort an den Stufen,
Bei dem Mann im Priesterkleid;
Sieh' er kömmt, wird er gerufen,
Und er geht, wenn man's gebeut[2]).

In des Purpurs reichen Falten,
Majestätisch steht er da! —
Ja, du suchst nach deinem Alten?
Schließ' die Pforten, Curia!
Unten such', die unten wohnen,
Wir sind oben leicht und froh;
Rom hat nur noch Ciceronen —
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erstochen,
Remus mit dem weichen Sinn?
Schau, für das, was er verbrochen,
Er, sein Reich, gleich dir dahin! —
Dort in seines Tempels Hallen
Schmutz'ger Mönche düstrer Zug[3]),
Horch, des Küsters Glöcklein schallen!
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus; Schönheit, Stärke;
Pulse ihr der alten Welt,
Hier in Mitte eurer Werke
Euer Tempel aufgestellt[4]).
In der stummen Schönheit Prangen,
Kalt in Trümmern, wank und schwach —
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euren Kindern nach.

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach gestützt, und schwer verletzt;
Wem von all' der Helden Menge
Ward so ärmlich Mal gesetzt?
Titus. — O so laßt es fallen,
Denn ob's auch zusammen bricht,
So lang Menschenherzen wallen,
Brauchst du, Titus, Steine nicht!

Hoch vor allen sei verkläret,
Constantin, dein Siegesdom,
Mancher hat manch' Reich zerstöret,
Aber du das größte — Rom.
Ueber Roma's Heldentrümmern
Hobst du deiner Kirche Thron.
In der Kirche magst du schimmern,
Die Geschichte spricht dir Hohn!

Mit dem Raub von Trajans Ehren
Hast du plump dein Werk behängt[5]);
Trajan kann des Schmucks entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt,
Aber eine Zeit wird kommen,
Die zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen; —
Was spricht, Heuchler, dann von dir?

---

1) Constantin.

2) Die Würde eines Senators bestand noch als Ehrenname, der Senator erscheint bei wichtigen Angelegenheiten in reichem Staate.

3) Statt des früheren im Drucke erschienenen Verses: „Wie in deinem Mönchezug" der obige von Grillparzer selbst in das Manuscript hineincorrigirt. J. W. (Joseph Weilen, Mitherausgeber von Grillparzers Werken.)

4) Ein einziger Tempel umschloß die Zellen der Venus und der Roma.

5) Die schönen Basreliefs im Bogen Constantins sind von einem Siegesmale Trajans genommen.

Colosseum, Riesenschatten,
Von der Vorwelt Machtkoloß!
Liegst nun da, in Todesermatten,
Selber noch im Sterben groß!
Und damit verhöhnt, zerschlagen
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliches, du starbst!

Nehmt es weg, dieß heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall, nur bei diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier! —
Wenn ein Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Colosseum — die dich bauten,
Die sich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Dich verstanden — sie nicht mehr!
Deine Größe ist gefallen,
Und die Großen sind's mit ihr,
Eingestürzt sind deine Hallen,
Eingebrochen deine Thür'.

O! so stürz' denn ganz zusammen,
Und ihr andern stürzet nach,
Decket Erde, Fluthen, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus den letzten Odem,
Riesige Vergangenheit;
Flach dahin, auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Napoleon. (1821.)

So stehst du still, du unruhvolles Herz,
Und bist gegangen zu der stillen Erde?
Was fünfzig Jahr' voll Hoheit und Beschwerde,
Was Heldenlust nicht gab und Heldenschmerz,
Das fand'st du endlich nun im Schooß der Erde!
Ein Sohn des Schicksals stiegest du hinab —
Verhüllt wie deine Mutter sei dein Grab.

Das Fieber warst du einer bösen Zeit;
Vielleicht bestimmt des Uebels Grund zu heben.
So flammtest du durch's aufgeregte Leben!
Doch, wie des Krankenlagers Aengstlichkeit,
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienst du allein der Feind nur aller Ruh',
Und trugst die Schuld, die früher war als du!

Was sie gesündigt ohne Unterlaß,
Was sie gefrevelt seit den frühsten Tagen,
Ward all zusammen auf dein Haupt getragen,
Du duldetest für Alle Aller Haß!
Dich ließen sie nach jenem Schimmer jagen,
In dem sich Jeder gerne selbst gesonnt,
Wie du gewollt, nur nicht wie du gekonnt!

— Denn seit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ist heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort? —

Dich lieben kann ich nicht! — Dein schweres Amt
War: eine Geißel Gottes sein hienieden.
Das Schwert hast du gebracht und nicht den Frieden, —
Genug hat dich die Welt darum verdammt!
Doch jetzt sei Urtheil vom Gefühl geschieden,
Das Leben liebt und haßt; der Todten Ruhm
Ist der Geschichte heil'ges Eigenthum.

Zum mind'sten warbst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Halbheit alle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl gar im eignen Nichts zerflöße,
Daß noch die Gattung da, die starker Hand
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand.

Und so tritt hin denn, in der Herrscher Zahl,
Die ewig leben auf der Nachwelt Zungen!
Zum Alexander, der die Welt bezwungen,
Zum Cäsar, der, mit tadelnswerther Wahl,
Am Rubicon zur Herrschaft vorgedrungen,
Zum — — stellt kein Held sich mehr als Gleichniß ein?
Und ist man streng da, wo die Wahl so klein?

Geh' hin und sag' es an: der Zeiten Schoß,
Er bringt noch fürder: Mäkler, Schreiber, Pfaffen —
— Die Welt hat nichts mit Großem mehr zu schaffen,
Und ringt sich auch einmal ein Löwe los,
Er wird zum Tiger unter so viel Affen.
Wie soll er schonen, was hält länger Stich,
Wenn Niemand sonst er achten kann als sich?

Geh' hin, und Ruhe sei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen!
Hat doch ein Größerer bereits gesprochen:
„Von Höherm lebt der Mensch als nur vom Brod!"
Das Große hast am Nied'ren du gerochen,
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er ward zu groß, weil seine Zeit zu klein!

Vision. (1830.)

Zu Mitternacht in Habsburgs alten Mauern
Geht ein Verhüllter, räthselhaft zu sehn!
Man sieht ihn schreiten, weilen nun und lauern —
Dann heben seinen Fuß, und weiter gehn.
Vom Haupte zu den trägen Fersen nieder,
Umhüllend rings, fließt mächtiges Gewand,
Die Falten scharf; so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Formen spannt.

Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen! —
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein,
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blickt kahl entgegen fleischentblößt Gebein. —
Ich kenne dich, du Würger der Lebend'gen!
Was suchst im Heiligthume, Scheusal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
Die Pflicht, zu leben, gibt ein Recht dazu.

Jetzt steht er still, dort wo das Pförtchen schließet;
O! schließe gut, o Pförtchen, schließ' ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.
Wie an die Flügel er den Finger stellet,
Da springen sie weit gähnend aus dem Schloß,
Und ein Gemach, von Lampenschein erhellet,
Liegt seinem Aug', liegt seinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf seinem Schmerzensbette;
Wie ist die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm: wer säh's und hätte
Die Gattin nicht erkannt, die Mutter leicht?
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen,
„Das ist ein König!" spricht der bleiche Gast —
„Und zwar ein guter, soll ich glauben müssen,
Das früh ergraute Haar zeugt nicht von Rast!

„Wohl auch als Gatte mocht' er sich bewähren,
Darum bewacht die Gattin jeden Hauch.
Durch's Schloß erschallen Seufzer, fließen Zähren,
Ein guter Herr und Vater also auch.
Und dennoch kann das Alles mich nicht hindern,
Der Gattin Thränen halten mich nicht auf:
Den Vater raub' ich täglich seinen Kindern,
Was vorbestimmt ist, habe seinen Lauf!" —

Und er tritt ein. Da summen leise Klänge
Vom Schloßhof her in sein gespanntes Ohr.
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
Und jeder forscht, und jeder blickt empor.
Ein Weinender frägt einen, der da weinet,
Und Thränen machen ihm die Antwort kund,
„Ob Hoffnung sei?" Was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge sich von Mund zu Mund.

Und alle Hände sind zum Fleh'n gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebet;
Der Todespfeil, der einen Busen spaltet,
Den blut'gen Weg zu Aller Herzen geht. —
Da hält der Würger an, sieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh, —
Es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich — schreitet er der Thüre zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Bess'rungskunde jubelnd zu sich ruft;
Und an dem Ende der verschlungnen Gänge,
Schwingt er, ein Nachtgewölk, sich in die Luft. —
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht;
Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele Tausend Herzen brech' ich nicht!"

Epigramme.

Selbstbekenntniß.

Du nennst mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein Andrer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter, fühl' ich höchstens mich Gedicht.

Der Hofkammer.

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt ihr Dienst und Jahre auf?
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Verständlichkeit.

Gar sehr verschieden ist des Lesers Recht,
Nimmt Verse er verschiedner Art zu Handen.
Versteht er deine nicht, so sind die Verse schlecht,
Wenn meine — nun! hat er sie nicht verstanden.

Fortschritt.

Lohn und Verdienst vermählt sich nie,
Die Welt bleibt ewig unverwandelt;
Wär' so gewiß ich doch nur ein Genie,
Als man mich als Genie behandelt.

An das Publikum.

„So ist dir erloschen der Musen Gunst,
Erlahmt dein ganzes Streben?"
Mein Freund, ich treibe die schwere Kunst,
In diesen Zeiten zu leben.

(1848.)

Als liberal, einst der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich servil,
Nicht hier, noch dort in den Extremen zünftig,
Ich glaube fast, ich bin vernünftig.

Hofrathstitel.

Dichter zu belohnen,
Sind Orden und Titel
Die besten Mittel.
Für Fiktionen:
Illusionen.

Ein Spruch Goethe's.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug,"
So sagen die Reichbegabten mit Fug;
Wir aber, mindern Pfundes Verwalter,
Was wir jung hatten, wünschen wir im Alter.

Reflexion.

Vom Himmel träuft herab des Landmanns Segen,
Doch tränkt den Boden auch des Landmanns Schweiß,
Ist das Talent der gottgesandte Regen,
Ist, was die Frucht gibt, immer nur der Fleiß.

Aesthetiker.

Nach Gründen suchen ist eure Schwäche,
Die Kunst lebt im Vollen und im Bunten,
Der Grund ist auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

Ihr theilt euren Garten streng in Beete,
Seht zu, daß man sie fleißig jäte,
Und kümmert euch nicht in eurem Sinn,
Wenn schließlich doch nichts wächst darin.

Falsche Ansicht und Selbstüberschätzen,
Muß die Begabung ins Tollhaus versetzen.

Einfälle sind keine Gedanken,
Der Gedanke kennt die Schranken,
Der Einfall setzt sich drüber weg,
Und kommt in der Ausführung nicht vom Fleck.

Sie sind der höchsten Ideen voll,
Zum staunen oder zum lachen;
Ein Jeder weiß, wie man's machen soll,
Doch keiner kann es machen.

Tadeln ist leicht, wie ihr wohl wißt,
Und höchst bequemlich,
Doch eins gibt's, was noch leichter ist:
Nachbeten nämlich.

Philosophische Gedichte.

Dieses Suchen und Zweifeln und Schwanken,
Wo nichts als des Strebens Dünkel klar:
Ich hatte auch so hohe Gedanken,
Als ich noch ein Knabe war.

Tendenz-Poesie.

Das Mittel ist probat für alt und jung,
Nur blieb es fremd den schöpferischen Meistern:
Beim Mangel eigener Begeisterung
Sich aus der allgemeinen zu begeistern.

Immermann.

Du guter Schütze, scharf und kühn,
Dein Pfeil fliegt überwärts,
Der Kopf ist ein bedenklich Ziel,
Halt niedriger — auf's Herz.

Uhland.

Als rück zum Himmel nahm den Lauf
Die deutsche Poesie,
Hob Uhland ihren Mantel auf
Und spricht aus Gott wie sie.

Goethe.

Und ob er mitunter kanzleihaft spricht,
Ja Tinten und Farben erblassen,
Die Großen der Zeiten sterben nicht,
Das Altern ist keinem erlassen.

Doch ahmst du ihm nach, du junges Volk,
So laß vor allem dir sagen:
Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen.

Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint.
Und da er sie theilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Mit Goethe's Werken.

Wo du stehst im Kreis der Wesen,
Stellt er sich als Führer ein,
Doch will er nicht bloß gelesen,
Er will auch gelebet sein.

Schillers Tadler.

Daß der Misere nichts Großes begegnen kann,
Spricht als Satz die Misere denn freilich nicht an.

Dramaturgisch.

Trotz allem Bemüh'n eurer Bühnen-Berather,
Fehlen noch drei Dinge zum deutschen Theater,
Darnach seht euch zum Schluß noch um:
Schauspieler, Dichter und Publikum.

(Vierzehn Tage vor seinem Tode geschrieben.)

Ich war einst ein Dichter,
Jetzt bin ich keiner,
Der Kopf auf meinen Schultern
Ist kaum mehr meiner.



2. Gustav Benjamin Schwab.

Geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart; gest. den 4. November 1850 ebendaselbst.

Motto: An Uhland.
(Widmung der ersten Ausgabe seiner Gedichte.)

Doch mich laß immer froh gestehen,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.
(Schwab.)

Urtheil über Schwab.

Karl Klüpfel (Schwab als Dichter und Schriftsteller 1881): Oft ist dieses Geständniß edler Bescheidenheit [obiger Vers] mißverstanden worden. Keineswegs ist es so gemeint, als hätte Uhland ihn erst zum Dichten angeregt, als hätte er von Anfang an in dessen Fußstapfen zu wandeln gesucht. Vielmehr hatte Schwab schon eine gewisse poetische Selbstständigkeit, ehe er Uhlands Bekanntschaft machte. Aber das ist gewiß, daß die Erkenntniß von Uhlands Vorzügen in Verbindung mit der hohen Verehrung und Freundschaft, die er für ihn fühlte, mehr und mehr Einfluß auf seine eigenen Hervorbringungen übte, und oft zum Correctiv gegen eine Neigung zur Rhetorik bei ihm wurde. In der Behandlung der Romanzen vorzüglich lernte er von Uhland. Was ihn hauptsächlich von jenem unterscheidet, ist das strengere Festhalten am Stoff. Während Uhland kein Bedenken trug, einen Stoff nach seinem poetischen Bedürfniß umzugestalten, war Schwab abhängiger von demselben, und so kam es, daß manchmal ein Rest von prosaischer Schwere an seinen Gedichten hängen blieb. Doch gibt es

darunter eine ganze Anzahl, in denen der reine Aether der Poesie den ganzen Stoff verklärt hat. Und auch in diesen unterscheidet sich Schwab von Uhland: einerseits ist der Kreis seiner Stoffe größer und es gelingt ihm besonders gut die Behandlung solcher Vorgänge, die in seinen persönlichen Gesichtskreis getreten sind, andererseits steht ihm ein reicherer Schmuck der Sprache, mehr Glanz der Diction zu Gebot. Mit jener Eigenthümlichkeit des Stoffartigen hängt auch seine Bereitwilligkeit zum Gelegenheitsgedicht zusammen. Es war nicht blos die Freude, Andern zu dienen, sondern bei der Lebendigkeit, mit der er die äußeren Vorgänge auffaßte und sich in das Innere anderer Menschen zu versetzen wußte, wurde es ihm leicht, mit seiner poetischen Kraft die besondere Situation zu ergreifen, aus welcher ihm die Aufforderung zum Gedicht erwuchs.

Aus Schwabs Gedichten.

Die stille Stadt.

Nenne mir die stille Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat,
Deren düstere Gemächer
Sanft sich bauen grüne Dächer:
Ueber ihrer Häuser Zinne
Wandelt ernst der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen fasset ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morsche Dach,
Und die Wölbung sinket nieder,
Daß er stürzt in das Gemach.

Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn,
Alle liegen stumm und schaurig,
Mögen keinen Gruß ihm thun.
Die geschloss'ne Pforte kündet
Ihm sein ewig Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet
Bald ein Bettlein recht und schlecht,
Ist des Prunkens müde worden,
Schickt sich in den stillen Orden,
Legt sich nieder in der Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat.

Lied eines abziehenden Burschen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimat geh' ich ein
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl, ihr Straßen g'rad und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg', Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb' alter Waffenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau' noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

„„Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.""

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„„Herr Gott! so rittest du über den See:

„„An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

„„Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

„„Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?""

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich
„Glückseliger Mann, ja, segne dich!

„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.



3. August Graf von Platen-Hallermünde.

Geb. den 24. Oktober 1796 zu Ansbach; gest. den 5. December 1835 in Syrakus.

Motto: Kalt und stolz, ein Gletscher, erhebst du dich über die Fläche,
Die das gemüthliche Vieh unsrer Poeten begras't:
Selten gewahrt ein Wandrer den Kranz hochglühender Rosen,
Den du vor frevelnder Hand unter dem Schneee verbirgst.
(Georg Herwegh.)

Mag deine Dichtung uns ein Garten scheinen,
Gepflanzt auf einem etwas magern Boden:
Doch, reisten wir bis zu den Antipoden,
Gepflegter fänden wir und saubrer keinen.
(David Friedrich Strauß.)

Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen,
Die strenge Pflicht, die römische Zucht,
Sie trug uns allen gute Frucht.
Aber wir möchten dabei nicht bleiben,
Das Dichten wieder deutsch betreiben,
Und gehn, wohin der Sprache Geist
Mit ahnungsvollem Laute weist.
(Geibel.)

Urtheile über Platen.

R. v. Gottschall: Man hat Platen als einen Meister der Form gerühmt; aber man hat ihm das Dichtergemüth abgesprochen. Diese Urtheile gehen aus einer Einseitigkeit der Auffassung hervor, welche nicht weit davon entfernt ist Eichendorff über Schiller zu stellen. Man versteht dabei unter Dichtergemüth jene stille Schönseligkeit der Empfindung, die sich in leise hingehauchten Liedern und Naturlauten ausathmet, das verschämte Ausplaudern

der Herzensgeheimnisse und Naturgefühle. Das ist unzweifelhaft vollkommen berechtigt; aber das Lied erschöpft nicht die Lyrik und ist am wenigsten der Maßstab für die Bedeutung eines Talents. Wem gelänge es nicht einmal, den glücklichen Ton für eine Stimmung zu finden, ein Gefühl poetisch ausklingen zu lassen? Solche lyrische Fäden der Empfindung, die oft recht golden schimmern, flattern bei uns in allen Lüften; aber das ist weniger der Lenz, als der Altweibersommer der Poesie. Man nimmt es dabei nicht genau mit dem künstlerischen Gewebe; das Gefühl muß die Kunst ersetzen. Gegen diese Dichtergemüther steht ein Dichter wie Platen freilich erhaben auf einem classisch-marmornen Piedestal: denn er besitzt die Meisterschaft der Form, ohne welche auch die Dichter nur Stümper sind; er besitzt den Aufschwung echter Begeisterung, die sich im göttlichen Tacte maßvoller Rhythmen geist- und seelenreich ergießt; er besitzt den Ernst der Gesinnung, der sich freilich nirgends mit tendenziöser Absichtlichkeit hervordrängen darf, aber ohne dessen festen Untergrund jede poetische Architektonik schwankt. Er hatte den Muth, als Lyriker aus der kleinen Welt des Gemüths herauszutreten und sich an jene großen Stoffe zu wagen, die allein, wie Schiller sagt, im Stande sind, den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen. So würde er in jeder Beziehung groß und bedeutend dastehen, wenn nicht ein Zug innerer Krankhaftigkeit und Unzufriedenheit den Marmor seiner Schöpfungen aushöhlte, eine geistige Dissonanz die Harmonie seiner Rhythmen störte. Es war dies nicht die patriotische Trauer um die Zerklüftung des Vaterlandes, nicht der elegische Schmerz über den Sieg des Absolutismus und das Erlöschen kampfmuthiger Nationen; es war neben diesem allen das Ungenügen an der Welt überhaupt, die krankhafte Ueberspanntheit dichterischer Ansprüche, die romantische Achilleusferse unsers Poeten. Platen lebte in derselben politischen Restaurationsepoche wie Byron; er erinnert an den großen britischen Dichter durch den hinreißenden Schwung seiner Rhythmen, durch die Heftigkeit seiner politischen Erbitterung und durch die Koketterie mit einer innern Zerrissenheit, die ins Große ging und sich von der landesüblichen deutschen Melancholie wesentlich unterschied. Es war eine Art aristokratischer Suffisance, vermischt mit der souveränen Verachtung bürgerlicher Moral, mit dem sichern Bewußtsein einer genialen Ausnahmestellung, aber mit der vollkommenen Unsicherheit persönlicher Lebenstendenz. Der Ernst der Gesinnung bezog sich bei ihm auf politische Ideale und auf die Würde der Kunst. Alles, was nicht in diese Kreise fällt, sehen wir bei ihm in zweifelhafter Beleuchtung, sein eigenes Selbst erscheint ihm dunkel; sein Herz findet sich nicht zurecht im Leben; eine unaussprechliche Sehnsucht erfüllt seine Brust. Ihm ist Leben Leiden und Leiden Leben; er befindet sich in einem ausgangslosen Labyrinthe; jedes Gift der Welt hat er erprobt. Dieser Skepticismus ist indeß nicht mit der romantischen Ironie zu verwechseln, welche in ihrer Selbstgewißheit sich recht behaglich fühlte und absichtlich ihre Sache auf nichts stellte; aber er ist doch ein unklarer Niederschlag romantischer Bildungselemente, der im klaren Krystallgefäß Platen'scher Form einen doppelt trüben Eindruck macht. So ist er einer der Ahnherrn des jungdeutschen Schmerzes geworden, aber auch der Vater der politischen Lyrik in ihrer bestimmtesten Form.

Joh. Scherr: Er markirt die Rückkehr aus der Willkür der Romantik zur Strenge der Klassicität, aus dem wilden Teutonentum zum milden Griechentum, dessen reinmenschlicher Gehalt durch ihn für die Literatur wieder fruchtbar zu werden begann. An die Stelle des subjectiven Beliebens der Romantik setzte er die objective Vorschrittsidee, wie der weltgeschichtliche Prozeß sie darlegt. Von dem Gedanken der Freiheit ging all sein Dichten aus. Alles Nebelhafte, Unklare, Mystisch-Asketisch-Unschöne war ihm verhaßt. Er flüchtete vor den romantischen Götzen der Buße wie Schiller gern

zu den menschlich edlen hellenischen Göttergestalten und bekannte sich gegenüber der romantischen Ueberschwänglichkeit offen zum gesunden Menschenverstand ... Nie hat ihn seine Künstlernatur verhindert, an den Hoffnungen, Leiden und Kämpfen seiner Zeitgenossen den innigsten Antheil zu nehmen. Er hat in seinen Polenliedern auf der Asche eines zertretenen Volks das schönste Todtenopfer dargebracht, er ist auf seinem Wege an keinem Freiheitsmärtyrer vorübergegangen, ohne dessen bleiches Haupt zu bekränzen, er hat in Terzinen voll Dante'schen Zornes das Czarentum gebrandmarkt und den Rückwärtsern triumphirend zugerufen, daß die Idee der Freiheit allen Schranken zum Trotz bakchantisch und unsterblich sich fortwälze. Seine literarische Polemik, wie er sie in den aristophanischen Komödien Die verhängnißvolle Gabel und Der Romantische Oedipus entwickelte, war ihm nicht, wie sie Tieck es war, bloß ein geistreiches Spiel, sondern heiliger Ernst. Er verlor dabei den Zusammenhang zwischen Leben und Literatur nie aus den Augen und traf durch die literarische Verschrobenheit hindurch die deutsche überhaupt. Die Romantik war ihm identisch mit Unfreiheit und Unwahrheit und die Streiche, welche er auf sie geführt, waren vollwichtig und gut gezielt ... Von Tag zu Tage nimmt, seit er todt, die Erkenntniß zu, daß die Formschönheit Platens nur das passende Gewand für den edlen Gedankenreichtum seiner Gedichte ist.

Jakob Grimm: Es hat mir bei Lesung von Platens Gedichten beständig den angenehmsten Eindruck hinterlassen, zu sehen, wie er auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks sorgsam hält. Seine Reime sind fast ohne Tadel und stechen vortheilhaft ab von der Freiheit und Nachlässigkeit, die sich Schiller, zum Theil auch Goethe zu schulden kommen lassen. Denn selbst diese Autoritäten dürfen ein feines Ohr nicht bestechen, es bezeichnet vielmehr die laxe metrische Ausbildung ihrer Zeit, daß sie so oft fehlerhaft gereimt und skandirt haben. Rückerts Sprache ist blühender und gezierter als Platens, aber nicht so rein, auch nicht so ergreifend. Dagegen scheint mir Platen hin und wieder an das Kalte und Marmorne zu streifen.

O. Fr. Gruppe (Deutsche Uebersetzungskunst): Platens außerordentliches Formtalent bedarf keines Preises, in verschiedenen Formen, im Trimeter, wie im Hexameter, in der lyrischen Strophe, in den Trochäen, besonders aber in den Anapästen, die freilich durch die Zuthat des Reimes noch einen neuen Reiz erhielten, hat er so Treffliches geleistet, daß ihm der Beifall der Alterthumsfreunde sogleich zufiel, bald auch der des größeren Publikums, denn seine Vorzüge sind hier einleuchtend für Jedermann. An Sauberkeit der Ausbildung, an Eleganz und Vornehmheit, an einer überall munteren und geistreich belebten Oberfläche that er es Allen zuvor, und erfüllt schien hier, was man lange ersehnt. Da ist Elasticität ohne Härte, Weichheit ohne Zerlassenheit, da ist nicht das Kleinste von Flickwerk und Nothilfe, sondern alles frei und streng, ein lustiges, fröhliches Tanzen auf dem straffen Seil.

Ludw. Salomon: Denn ihm allein gebührt das Verdienst, unsere Lyrik wieder aus der Liederlichkeit der Romantik befreit und die echte Kunst wieder zu uns zurückgeführt zu haben, und mit Recht sagt daher auch Dingelstedt von ihm, daß er es gewesen, der die neue Generation wieder dichten gelehrt habe.

Aus Platens Gedichten.

Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt;

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere,
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan:
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt:
Doch, ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

„Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du,“ ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast;
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

Tristan.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen
Zu genügen einem solchen Triebe:
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Ach, er möchte wie ein Quell versiegen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiegen!

1820.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Polenlieder.

Warschaus Fall.

Als durch die Hauptstadt fröhlich einst freiwilliger Scharen langer Zug,
Aus Kalisch angelangt, sich wand und Polens weiße Fahne trug,
Da brachte Warschaus reges Volk dem tapfern Schwarme, der das Joch
Hinwegzuschütteln war entflammt, den Kalischern, ein Lebehoch.
„Nein!“ rief ein Jüngling aus dem Zug und drückte fest ans Schwert die Hand:
„Ein Sterbehoch den Kalischern! Es lebe nur das Vaterland!“
Doch ach! Geblutet hat umsonst der Männer felsenfest Vertraun,
Umsonst den Brautschmuck dargebracht das Hochgefühl der besten Fraun.
Sie liegen auf den Knien, indes von fern Kanonendonner kracht,
Und flehn in Tempeln rings um Sieg für Polens allerletzte Schlacht.
Umsonst! Und zweifelnd fragt die Welt, seit euer Blut so reichlich troff,
Ob je der Geist besiegen wird den knechtisch plumpen Erdenstoff?
Ukasenton der Zärtlichkeit, wie fromm du mit den deinen sprichst,
Und mußt aus Liebe noch zuletzt sie metzeln lassen väterlichst!
Vergebens ruft ein ganzes Volk: „Wir wollen dich ja nicht, Tyrann!“
Das ganze Volk, zerknittert wird's, auf daß er's unterjochen kann.

Ihr edlen Schläfer unterm Sand, o laßt den Kampf euch nicht gereu'n,
Es wird der spätste Pilger einst auf euren Hügel Rosen streun.
Und auch der Dichter eilt herbei, von keiner irdischen Furcht besiegt,
Wo rings um Warschau hingestreckt die große Hekatombe liegt.
Einst kommen wird ein freies Volk und pflanzen eine Siegstrophä
Für euch und ein Simonides besingen dies Thermopylä.

Epilog.

Zusammen pack' ich meine Habe,
Und was im Busen mir gedieh;
Denn länger nicht mehr frommt die Gabe,
Die mir ein milder Gott verlieh.

So hat er mich umsonst begeistert?
So war's umsonst, was ich empfand?
Und jeder arme Stümper meistert
Den Griffel einer Meisterhand?

In Dunkel muß der Geist sich bergen,
Damit's die Blöden nicht verstehn,
Dann mag er mitten durch die Schergen
Wie ein erhabnes Wesen gehn.

Was aus der tiefsten Brust entsprungen
Und was ein männlich Herz gedacht,
Es soll verschmachten auf den Zungen,
Die's liebevoll hervorgebracht?

Der mörderische Censor lümmelt
Mit meinem Buch auf seinen Knien,
Und meine Lieder sind verstümmelt,
Zerrissen meine Harmonien.

So muß ich denn gezwungen schweigen,
Und so verläßt mich jener Wahn:
Mich fürder einem Volk zu zeigen,
Das wandelt eine solche Bahn.

Doch gib, o Dichter, dich zufrieden,
Es büßt die Welt nur wenig ein:
Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlechtres, als ein Deutscher, sein.

Parabasen.

Aus der Verhängnißvollen Gabel.

Wißt ihr etwa, liebe Christen, was man Parabase heißt,
Und was hier der Dichter seiner Akte jedem angeschweißt?
Sollt' es Keiner wissen, jetzo kann es lernen jeder Thor:
Dies ist eine Parabase, was ich eben trage vor.
Scheint sie euch geschwätzig, laßt sie; denn es ist ein alter Brauch:
Gerne plaudern ja die Basen, und die Parabasen auch.
Doch sie wissen, daß in Deutschland, wo nur Gänse werden fett,
Nichts die Bretter darf betreten, was nicht hat vorm Kopf ein Brett,
Wissen also, daß ich nie vor euch sie recitiren darf;
Darum sind sie um so kecker, um so mehr bestimmt und scharf.
Ja, sie wagen euch zu tadeln, wie ihr seid mit Sack und Pack,
Euer ungewisses Urtheil, euern faden Ungeschmack!
Mittelmäß'gem klatscht ihr Beifall, duldet das Erhabne bloß
Und verbannet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell!
Schreibe nur, o Freund, das beste, das gediegenste Gedicht,
Biet' es aber nie der Bühne; denn das beste will sie nicht.
Dieses mark- und knochenlose Publikum beklatschet nur,
Was verwandt ist seiner eignen Froschmolluskenbreinatur;
Kommt ja von Berlin und Dresden ein Roman mit jeder Post,
Bis die Deutschen kindisch werden über diese Kinderkost!
O verstündet ihr, von bloßen Redensarten überhäuft,
Geistigern Genuß zu schlürfen, der aus ew'gen Rhythmen träuft!
O ihr würdet bald empfinden, daß man lieber hört von dort,
Wo ihr jetzt das Leerste höret, ein mit Sinn begabtes Wort!
Aber hoff' ich, daß ihr jemals an ein Lustspiel euch gewöhnt,
Das ein freies Spiel des Geistes, das der Zeit Gebrechen höhnt?
Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech' ich, wend' ich mich fortan:
Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer Leben dran!

Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon!
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der die Freiheit heißer, als er Noth und Hunger fürchtet, liebt.
Zwar Geburt verleiht Talente, rühmt ihr euch, so sei es — ja —
Doch der Kunst gehört das Leben, sie zu lernen seid ihr da!
Mündig sei, wer spricht vor Allen; wird er's nie, so sprech' er nie!
Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt?
Selten zeigt sich einer, welchem jeder Puls wie Feuer schlägt,
Weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den Händen trägt.
Soll's auch diesem nicht mißlingen, hab' er viel und tief gedacht,
Aber ferne von Scholastik, die die Welt zur Formel macht!
Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die Natur,
Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen auf die Spur?
Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch;
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Weltgeheimniß ist die Schönheit, die uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort:
Was noch athmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus!

Aus dem Romantischen Oedipus.

Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton. Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt aus Deutschlands Gau'n der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich jahrhundertelang preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas,
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung.
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung
Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.



4. Friedrich Halm.
(Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen.)
Geb. den 2. April 1806 zu Krakau; gest. den 21. Mai 1871 in Wien.

Motto: Armer Thor, der heil'gen Lorbeer selbst gepflückt zu haben wähnt;
Orgelwerk nur sind wir Alle und der Himmel spricht aus uns!

Urtheil über Halm.

Rob. Prölß: Während sich im Lustspiel langsam der Geist einer politischen Opposition, in der Posse der eines zersetzenden Pessimismus zu entwickeln begann, war auf dem Gebiete der Tragödie ein Dichter hervorgetreten, welcher die aus den wilden Gebirgsquellen der Stürmer und Dränger entsprungene Romantik in das künstliche Bett eines formalistischen Kunst- und Salongeschmacks leitete, und je mehr er naturwüchsig erscheinen wollte, um so mehr in bloße Affectation der Natur gerieth. Halm war ohne Zweifel ein ungewöhnliches poetisches und in einem bestimmten Umfange auch dramatisches Talent. Da dieses aber weder von der nationalen, noch von der individuellen Eigenthümlichkeit, sondern mehr nur von einem schulmäßigen Begriffe der Form des Schönen und des Dramas, sowie von einer Richtung des Modegeschmacks der Zeit bestimmt wurde, so konnten seine Dramen wohl vorübergehend große Erfolge, diese Erfolge jedoch keine Dauer haben. Er wurde noch überdies von der eigenthümlichen Schönheit des spanischen Dramas, doch auch hier vorzugsweise nur von der Sprach- und Gedankenschönheit, sowie von der Spitzfindigkeit der darin aufgeworfnen Probleme angezogen. Er war keineswegs ein unmittelbarer Nachahmer desselben,

sondern suchte vielmehr eine ganz eigenthümliche Form auszubilden, bei der ihn die Entfaltung einer weichen Lyrik und einer schimmernden Rhetorik vorzugsweise leitete.... Halm's Triumphe beruhten zum Theil auch mit darauf, daß er den Hauptdarstellern seiner Stücke, besonders der Schauspielerin Rettich, höchst glänzende und dankbare Aufgaben stellte, so daß sie von ihnen auf Gastspielen mit Vorliebe zu Bravourleistungen gewählt wurden.... Der Zauber der weichen, musikalischen Sprache, der sentimentale und bestrickende Reiz der Empfindungen vermochte nicht über die Affectation der Natur und Natürlichkeit völlig zu täuschen... So hat denn Halm bei all seinem Talent, all seinem künstlerischen Formgefühl das östreichische Drama kaum wesentlich gefördert, wohl aber ein krankhaftes Element in dasselbe hineingetragen, welches noch manche seiner Nachblüthen geschädigt hat. (Geschichte des neuern Dramas.)

Lieder.

Unser Lied.

Unser Lied nimmt, ahn' ich, Freunde, seinen Ausgang nicht aus uns;
Wie erriethen wir befangen, was der Zeit gebricht, aus uns?
Alle reißt uns wahnumschleiert fort mit sich des Lebens Schwall,
Wie erdröhnt' im Liede donnernd ihm sein Strafgericht aus uns?
Armer Thor, der heil'gen Lorbeer selbst gepflückt zu haben wähnt;
Orgelwerk nur sind wir Alle und der Himmel spricht aus uns!
Pinsel in des Malers Händen und die Welt der Farbentopf,
Wolken sind wir und vergoldend bricht der Sonne Licht aus uns;
Nur der schafft aus Nichts, ist Dichter und es schafft nur Gott allein,
Tönen Lieder uns vom Munde, tönt nur sein Gedicht aus uns,
Da wir selber sein Gedicht nur, seines Geistes Spiegelbild.
Tönt denn, Gottes ew'ge Lieder, tönet treu und schlicht aus uns;
Rühmt des Meisters euch, ihr Jünger, rühmt euch Gottes Mund zu sein!
Sprächen *wir* nur, spräch' nur Dünkel, nicht Beruf und Pflicht aus uns!

Entschluß.

Ich will! — Das Wort ist mächtig,
Spricht's Einer ernst und still;
Die Sterne reißt's vom Himmel,
Das eine Wort: Ich will! —

Mein Herz, ich will dich fragen.

(Aus dem „Sohn der Wildniß".)

Mein Herz, ich will dich fragen,
Was ist denn Liebe, sag'? —
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
„Zwei Herzen und ein Schlag!" —

Und sprich, woher kommt Liebe? —
„Sie kömmt und sie ist da!"
Und sprich, wie schwindet Liebe? —
„Die war's nicht, der's geschah!"

Und was ist reine Liebe? —
„Die ihrer selbst vergißt!"
Und wann ist Lieb' am tiefsten? —
„Wenn sie am stillsten ist!"

Und wann ist Lieb' am reichsten? —
„Das ist sie, wenn sie giebt!"
Und sprich, wie redet Liebe? —
„Sie redet nicht, sie liebt!"

Glück.

Was Jeder sucht, und was so Wen'ge kennen,
Wonach wir Alle jagen stets und rennen,
Wofür selbst Greise glühen noch und brennen,
Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?

Befriedigung? — Das Herz kennt keinen Frieden!
Und Ruhe? — Wem war jemals sie beschieden?
Freiheit vielleicht? — Doch wer ist frei hienieden?
Glück, was ist Glück? Wer hat es je entschieden?

Dem ist es Reichthum, Jener nennt es Macht,
Dort grünt es Einem in des Lorbeers Pracht,
Der findet es in wüst durchschwelgter Nacht,
Und Dieser, wenn er sie beim Buch durchwacht!
Glück ist, was Jeder sich als Glück gedacht!

Und träte Einer nun zu mir heran,
Und spräche flehend: Zeige mir die Bahn
Zum Glück, zum Glück, nach dem wir Alle jagen,
Die Worte müßt' ich ihm zur Antwort sagen:

Erst liebe, was auch deine Neigung wähle,
Ein Weib, ein Kind, Kunst, Wissenschaft, Natur,
Doch lieb' es ganz aus voller trunk'ner Seele,
Und leb' und webe in dem Einen nur!
Laß ganz aus dir des Ich's Bewußtsein schwinden,
Tauch' unter wie in's Meer in dein Empfinden,
Beglückend nur fühl' selber dich beglückt,
Gieb ganz dich auf, und lerne froh entzückt,
Je mehr du gabst, nur reicher stets dich finden.

Dann schaffe, was es sei, nach deinen Gaben,
Ein Lied, ein Bild; treib' Handel, führ' den Pflug,
Doch mußt du hoch das Ziel gesteckt dir haben,
Und was du leistest, sei dir nie genug!
Laß nie die Kraft, den Willen dir erschlaffen,
Vom Bessern dich zum Besten aufzuraffen;
Nur wenn dein Geist nach Fortschritt ewig geizt,
Wenn ewig ihn Vollendung lockt und reizt,
Dann lebst du erst; es leben nur, die schaffen!

Und dann — dann stirb, denn besser nie erfahren
Der Liebe Glück, des Schaffens Drang und Lust,
Als sie verglimmen fühlen in der Brust,
Und traurig überleben, was wir waren.

Erkenntniß.

Was ist das Leben? — Einmal war es mir,
Als wär's ein Bach und Blumen sah ich kommen
Auf seiner klaren Flut herabgeschwommen,
Dicht Kranz an Kranz, dort Lorbeer'n, Rosen hier!
Die blieben all' nun aus; kaum will zu Zeiten
Ein herbstlich gelbes Blatt noch niedergleiten.

Was ist das Leben? — Schien mir's nicht einmal
Ein Feuerbrand und eine blanke Klinge,
In meine Hand gelegt, daß ich sie schwinge;
Nun zähl' ich trüb' die Scharten ab im Stahl,
Und jenes Brandes leuchtend zündend Flammen,
In Asche brach verlöschend es zusammen!

Ja damals, dacht' ich, was das Leben sei,
Da schien es mir ein Himmel, Stern' an Sternen;
Doch jeder schwand mir noch in Nebelfernen,
Statt ihrer Fülle blieben mir nur zwei,
Die ferner noch als jene andern prangen,
Dem Wunsch zu hoch, zu heilig dem Verlangen.

Und jetzt begreif' ich, was das Leben ist;
Die Schule ist's, in der uns Gott will lehren
Die Sterne schauen, und sie nicht begehren,
Bis Er den Weg zum Himmel uns erschließt.
Drum Seele, Muth; was sträubst du dich zu lernen;
Es geht kein Weg als der zu deinen Sternen!

Vertrau' dich Herz der Liebe.

Vertrau' dich Herz der Liebe!
Was immer dich bewegt,
Mittheilend auf die Schultern
Der Liebe sei's gelegt!

Ihr zeig' dein ganzes Leben,
Wo's strahlt im hellsten Licht,
Und wo mit nächt'gen Wolken
Es Wahn und Schuld umflicht!

Was immer du verbrochen,
Gesteh' ihr's, sie vergiebt;
Gerecht das sind gar Viele,
Doch mild ist nur, wer liebt!

Und fielst du, ruf' zur Liebe
Empor aus der Tiefe Grab,
Sie reicht dir in den Abgrund
Die starke Hand hinab,

Sie führt dich zu den Höhen,
Und wankt und bricht dein Muth,
Sie küßt dir Glut in's Auge,
Und Flammen dir in's Blut.

„Auf, spricht sie, du wirst siegen,
„Denn Liebe traut dir's zu,
„Und Liebe kennt dich besser,
Und liebt dich mehr als du!"



5. Friedrich Hebbel.

Geb. den 18. März 1813 zu Wesselburen (in Dithmarsen); gest. den 13. Dec. 1863 in Wien.

Motto: Das ist Menschenloos, bald fehlt uns der Wein, bald der Becher.

Wir Deutsche haben eigenthümliches Mißgeschick mit unsern Dramatikern; man denke, außer an Kleist und Grabbe, nur an Gryphius und Hebbel. Immer sind es widerwärtige persönliche Verhältnisse, ungünstige Zeitmomente, die statt des Großen ein Zerrbild desselben zeitigen. Die freie Entwicklung, wie sie einst in England und Spanien Gewaltiges schuf, hat nicht an der Wiege unsrer Dramatiker glückwünschend und segenspendend gestanden.

Hebbel über sich selbst.

Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen, woher kommt es, als daß mir, in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, nicht allein jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wurde, sondern daß man mir dadurch, daß man mich mit Kutscher und Stallmagd an einen und denselben Tisch zwang, oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraustrieb. Nie verwinde ich dies wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen!

Haben Sie Wilbrandt's „Heinrich v. Kleist“ gelesen? Ein vortreffliches Buch, was mich wohl um so tiefer berühren mußte, als ich ganze Stellen verzweiflungsvollsten Inhalts darin finde, wie ich sie selbst, fast mit den nämlichen Worten, aus der Seele ins Tagebuch oder in Briefe hinübertrug. Aber, gottlob, vor zwanzig Jahren! Auch

Schreckliches schlimmerer Art ist mir aufgestoßen, so z. B. der Wunsch, Goethe den Lorbeer von der Stirn zu reißen, Goethe! So tief sank ich nie, daß ich mich so weit erhob!

Eins darf ich mir sagen zu einigem inneren Trost. Hätte ich die Wahl jetzt ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurtheilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Secunde in der Wahl zweifelhaft.

Urtheile über Hebbel.

Adolf Stern: Friedrich Hebbel war ein selbstgemachter Mann in der höchsten, besten, aber auch in der verzweifeltsten Bedeutung des Wortes. Das will sagen: Alles, was in seinem Leben tüchtig, mächtig und für die Welt wirksam, für ihn selbst beglückend und erfreulich ist, erwuchs aus jenem innersten Selbst, jenem Kern seines Wesens, der bei jedem bedeutenden Menschen unabhängig von der Einwirkung der Außenwelt wenigstens scheint. Alles hingegen, was ihm das äußere Leben jahrelang und jahrzehntelang brachte und auferlegte, drückte ihn tief nieder, griff störend und oft fast vernichtend in seine Seele ein, hinterließ unüberwindliche Nachwirkungen, für die er sein Geschick noch auf der Höhe seines Lebens anklagen durfte. Die Jugendgeschichte Hebbel's, wie sie aus Kuh's Biographie uns zum erstenmal in voller Lebendigkeit, mit allem Detail entgegentritt — eine Jugendgeschichte dazu, welche sich weit über die Knabentage, über die ersten Jünglingsjahre hinweg erstreckt und ein volles Vierteljahrhundert, eine Hälfte vom gesammten Leben des Dichters, umfaßt, ist von einer erschütternden Tragik. Sie hat meines Erinnerns in der deutschen Literaturgeschichte nur ein Seitenstück: die Jugendgeschichte Herder's. Und jenes tief-traurige Wort, das Herder in seinen spätesten Tagen sprach: „daß er manche Eindrücke der Sklaverei, wenn er sich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen möchte," hätte Emil Kuh getrost als Motto über den ersten Theil seiner Hebbel-Biographie setzen können.

Für Hebbel selbst, wie für Jeden, der antheilnehmend die Entwickelung des bedeutenden Dichters verfolgte, lag der beste Trost in der stillen siegenden Gewalt der Thatsache, daß seine Dramen eine Reihe eigenthümlicher, dämonisch fesselnder Menschengestalten enthalten, daß also die Blicke der intelligenten und hervorragenden Darsteller sich nothwendigerweise zu ihnen zurückwenden müssen und wirklich zurückwenden. Die allmähliche Einbürgerung von „Judith", „Maria Magdalena" und „Siegfried's Tod" in das Repertoire wenigstens einiger unserer größeren Theater machte den Anfang zu einer späten Gerechtigkeit gegen Hebbel, die sich ohne Zweifel auf noch manche andere seiner Dichtungen erstrecken wird. Auch die schönsten lyrischen Blüthen, die ihm sein reiches wechselvolles Leben neben den großen Schöpfungen gebracht, fangen an, in die gewählteren Sammlungen, die wirklich an den Quellen schöpfen, überzugehen. Die Gewißheit, daß Hebbel's Lebensarbeit nicht aus unserer Literatur verschwinden und in begränzten Kreisen immer lebendig nachwirken wird, läßt sich schon jetzt aussprechen. In weitere Kreise dringen, „populär" werden, kann Hebbel's Name voraussichtlich niemals. Am allerwenigsten, solange Anschauungen herrschen, nach denen die Poesie als solche gar keine Berechtigung hat, sondern erst im Zusammenhang mit gewissen Tendenzen oder Classeninteressen der Gegenwart ein Existenzrecht zugesprochen erhält.

Lieder.

Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen, stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich steh'n,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Weh'n
Ein Wolkenbruch verbündet;
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dieß dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kinderlust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Das Kind am Brunnen.

Frau Anne, Frau Anne, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vögel zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Anne, Frau Anne, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Anne, Frau Anne, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter;
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! herauf! so meint's das Kind,
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.
Frau Anne, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle.
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Sprüche.

Das Höchste und das Tiefste.

Kein Gewissen zu haben, bezeichnet das Höchste und Tiefste,
Denn es erlischt nur im Gott, doch es verstummt auch im Thier.

Die Scham.

Scham bezeichnet im Menschen die innere Gränze der Sünde;
Wo er erröthet, beginnt eben sein edleres Selbst.

An die Erde.

Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachsen, o Erde:
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schooß!

An das Glück.

Glück, sie nennen dich blind und werden nicht müde, zu schelten.
Frage doch endlich zurück: Könnt ihr denn selber auch sehn?

Jedermann in's Album.

Was ich dir wünsche, mein Freund? Ich wünsche Allen dasselbe:
Finde Jeglicher den, der ihm im Innersten gleicht!
Bist du ein Guter, so kann dich der Himmel nicht besser belohnen,
Bist du ein Schlimmer, so straft ärger die Hölle dich nicht.

Das größte Hinderniß.

Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurück hält?
Daß er auf Brücken sich gern ewige Wohnungen baut!

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menschen der leiseste Westwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigste Sturm.

Der Weg zur Bildung.

Mensch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wie viel sie
Auch enthalten, es ward stets aus der Welt ja geschöpft,
Und, du magst es mir glauben, ich habe es selber erfahren,
Sagt sie dir es nicht auch, ist es für dich nicht gesagt.

Menschenloos.

Was der Mensch auch gewinne, er muß es zu theuer bezahlen,
Wär' es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.

Selbsterkenntniß.

Ob du dich selber erkennst? Du thust es sicher, sobald du
Mehr Gebrechen an dir, als an den Andern entdeckst.



6. Franz Emanuel August Geibel.

Geb. den 18. Oct. 1815 zu Lübeck.

Motto: Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.
(Paul Heyse.)

O, es muß köstlich sein,
Im Dichterwort den Schatz der eignen Brust
Wie durchgeschmolz'nes Gold hervorzuströmen
Und im Bewußtsein des Gelingens dann,
Umwogt vom Jubel der Bewunderung,
Als Aller Liebling stolz sich zu empfinden.
(Echtes Gold wird klar im Feuer.)

In die Tiefen der Brust und des Weltlaufs sucht' ich zu dringen,
Und mit heiligem Ernst rang ich zum Gipfel der Kunst.
Viel zwar blieb mir versagt, doch reift' auch Manches im Stillen,
Dran sich ein deutsches Gemüth wohl zu erfreuen vermag,
Wenn ich im Liede die Räthsel der Zeit und des Herzens zu deuten
Oder im ernsten Kothurn festlich zu schreiten gewagt.
(Geibel.)

Urtheil über Geibel.

Karl Goedeke: Eine biographisch-literarische Darstellung des Dichters Emanuel Geibel bedarf keiner umständlichen Bevorwortung. Der äußere Erfolg, den seine Dichtungen gewonnen haben: die Stellung, die er als dichterische Persönlichkeit thatsächlich in der Literatur der Gegenwart einnimmt; persönliche Verhältnisse, in die

er vorübergehend oder dauernd eingeführt wurde; Neigung und Abneigung, die er bald hier, bald dort hervorgerufen, ohne sich dadurch auf seiner Bahn beirren zu lassen; die folgerechte Entwicklung, die selbst von Gegnern nicht übersehen werden konnte; alles dies zusammengenommen würde es rechtfertigen, wenn sich ihm schon jetzt, wo er seine Bahn voraussichtlich noch lange nicht durchlaufen hat, eingehende Betrachtung zuwendet. Vieles, was seit zwanzig Jahren in Blättern und Büchern zerstreut über ihn, sein Leben und seine Leistungen veröffentlicht worden, hat die Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit allgemeiner verbreitet... Auch an Beurtheilungen der Gesammterscheinung hat es nicht gefehlt, von der leichtfertig wegwerfenden Zeile Julian Schmidts, der, wie er mir mündlich sagte, ich weiß nicht ob es Rühmen oder Entschuldigen sein sollte, nichts von Geibel gelesen, bis zu der eingehenden und wenn auch keineswegs auf Vorliebe beruhenden, doch von einem ehrenhaften Bestreben nach gerechter Würdigung geleiteten Darstellung Rudolf Gottschalls, oder den umfassenderen Abhandlungen, die hin und wieder in deutschen Zeitschriften mitgetheilt sind. Sie alle, so verschiedenartig sie sonst sein mögen, treffen darin überein, daß sie die Leistungen des Dichters aus früherer und späterer Zeit als gleichberechtigte Theile einer objectiv fertigen, wenigstens vorläufig abgeschloßnen Erscheinung behandeln und dem Frühesten neben dem Spätesten, wie es paßt, eine Stelle einräumen. (Biographie Geibels, I.)

Lieder.

Der Dichter.

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf däucht mir das Leben so kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor Allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz.
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es in's Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle;
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

Rühret nicht daran!

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!
Den Gottesfunken löscht nicht aus!
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum erstenmale liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüten steht!
Ihr wißt nicht, welch' ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch' ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth,
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an;
Doch keine Thräne heißer Reu'
Macht eine welke Rose blüh'n,
Erweckt ein todtes Herz aufs Neu'.

Ich fuhr von St. Goar.

Ich fuhr von Sanct Goar
Den grünen Rhein zu Berge;
Ein Greis im Silberhaar
War meines Nachens Ferge.

Wir plauderten nicht viel;
Die Felsen sah ich gleiten
Dahin im Wellenspiel,
Und dachte vor'ger Zeiten.

Und als wir an der Pfalz
Bei Caub vorüber waren,
Kam hellen Liederschalls
Ein Schiff zu Thal gefahren.

In's weiße Segel schien
Der Abend, daß es glüh'te;
Studenten saßen d'rin,
Mit Laub umkränzt die Hüte.

Da ging von Hand zu Hand
Der Kelch von grünem Glaste;
Das schönste Mägdlein stand
Im gold'nen Haar am Maste;

Sie streute Rosen roth
Hinunter in die Wogen,
Und grüßte, wie im Boot
Wir sacht vorüberzogen.

Und horch, nun unterschied
Das Singen ich der Andern:
Da war's mein eigen Lied;
Ich sang es einst vom Wandern;

Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

Wie seltsam traf's das Ohr
Mir jetzt aus fremdem Munde!
Ein Heimweh zuckt' empor
In meines Herzens Grunde.

Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß im Windesweben;
Doch sah ich d'rauf noch lang'
Das Schifflein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe d'rin
Von dannen meine Jugend.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich geh'n;
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger versteh'n.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Cither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein! Des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Der Bildhauer des Hadrian.

So steht nun schlank emporgehoben
Der Tempelhalle Säulenrund;
Getäfelt prangt die Kuppel droben,
Vom bunten Steinwerk glänzt der Grund.
Und hoch aus Marmor hebt sich dorten
Das Bild des Donnrers, das ich schuf;
Du rühmst es, Herr, und deinen Worten
Folgt tausendstimm'ger Beifallsruf.

Und doch, wie hier vor meinen Blicken
Das eig'ne Werk sich neu enthüllt,
Mich selber will es nicht erquicken,
Und fast wie Scham ist, was mich füllt.
Ob nichts am hohen Gleichmaß fehle,
Ob jedem Sinn genug gethan:
Kein Schauer quillt in meine Seele,
Kein Unnennbares rührt mich an.

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, getheilt von Allen,
Im Künstler nach Gestaltung strebt,
Das ihm nicht Rast gönnt, bis er's endlich
Bewältigt in den Marmor flößt,
Und so in Schönheit allverständlich
Das Räthsel seiner Tage löst!

Wohl bänd'gen wir den Stein, und küren,
Bewußt berechnend, jede Zier,
Doch, wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergang'nen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen,
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon da gewesen,
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.

Der Kreis der Formen liegt beschlossen,
Die einst der Griechen Geist beseelt;
Umsonst durchtasten wir verdrossen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt.
Wo lodert noch ein Opferfunken?
Wo blüht ein Fest noch, das nicht hohl?
Der Glaub' ist, ach! dahingesunken,
Und todter Schmuck ward sein Symbol.

Sieh' her, noch braun sind diese Haare,
Und nicht das Alter schuf mich blaß;
Doch gäb' ich alle meine Jahre
Für Einen Tag des Phidias;
Nicht weil des Volks verstummend Gaffen,
Der Welt Bewund'rung ihm gelohnt;
Nein, weil der Zeus, den er geschaffen,
Ihm selbst ein Gott im Sinn gethront.

Das war sein Stern, das war sein Segen,
Daß ihn mit ungebroch'nem Flug
Der höchsten Urgestalt entgegen
Der Andacht heil'ger Fittich trug.
Er durft' im Reigen der Erkor'nen
Voll Glanz noch den Olympos seh'n,
Indeß wir armen Nachgebor'nen
In götterloser Wüste steh'n.

Da uns der Himmel ward entrissen,
Schwand auch des Schaffens himmlisch Glück;
Wohl wissen wir's, doch alles Wissen
Bringt das Verlor'ne nie zurück.
Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft
Ein neuer Gott erscheint auf Erden,
Und seine Priesterin beruft.

Einem Schulmanne.

Wenn den Damm ihr eingerissen,
Der gewehrt dem halben Wissen,
Meint ihr, dann zu Aller Frommen
Sei der Tag des Lichts gekommen?
Ach, es wird nur allzufrühe
Euch gereu'n der eitlen Mühe.

Zu des Tempels heil'ger Enge
Laßt nur ein die dreiste Menge,
Nie mit unreif dumpfen Sinnen
Mag sie Wahrheit dort gewinnen;
Heischt sie doch bequeme Lehre
Und das Aechte bleibt das Schwere.

Flacher Afterweisheit Sätze
Werden unsres Tiefsinns Schätze,
Unsrer Bildung Hort zerwühlen
Und hinweg die Ehrfurcht spülen,
Bis zuletzt im seichten Schwalle
Sich die Gleichheit fand für Alle.

Wenn die Rohheit dann entbunden,
Jedes Ideal verschwunden,
Mögt ihr wohl ein Grausen spüren;
Denn ihr halft es selbst vollführen:
Die ein Volk des Geistes waren,
Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Sprüche.

Kühl zu deinem Verstand spricht jegliche Lehre; sie bleibt dir
Ewig ein Todtes, sobald fremd sie von außen dir kommt.
Was dir ein Anderer gibt, und wär' es das Köstlichste, frommt nicht,
Wenn du den schlafenden Klang tief in der Seele nicht trugst.
Wunder begreifen sich nicht, du mußt sie im Innern erleben,
Jeglicher Glaub' ist ein Wahn, den du nicht selber erfuhrst.
Nur was selbst du erkennst als ein Göttliches, das dir herabkam,
Hat, ein lebendiger Hauch, dich zu verwandeln die Macht.

Mag die Welt vom einfach Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,
Nimmer trägt sie's auf die Dauer,
Schnöder Unnatur zu fröhnen.
Zu dem Gipfel treibt sie's heimwärts,
Den die echten Lorbeern krönen,
Und mit Wonne lauscht sie wieder
Goethe's Liedern, Mozarts Tönen.

Welch ein Schweifen, welch ein Irren!
Alle Grenzen wild verwirren —
Unsre Zeit nimmt's für Genie.

Tonkunst will Gedanken klingen,
Dichtkunst eitel Farben bringen;
Malerei malt Poesie.

Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer,
Nähret den Knaben mir auf; selten gedeiht er davon.
Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen,
Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.

Nichts ist so ganz mir verhaßt, als verstimmt hochmüthige Trägheit,
Wenn dir die Krone gebührt, geh' und erobre sie dir!
Aber vermagst du es nicht, so laß dein Schmollen und Zaudern,
Lern' in bescheidenem Kreis tüchtig und thätig zu sein.

Milton däucht mir der Briten Poet; der gewaltige Shakspeare
Ist der germanischen Welt eigen, so weit sie sich dehnt.

Nicht die Natur blos macht den Poeten, es macht ihn die Kunst auch;
Fülle des Wesens allein reizt, doch ermüdet sie bald.
Nur so viel du gestaltend bezwangst vom inneren Reichthum,
Mag, Jahrhunderte durch, ruhig im Wechsel besteh'n.

Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen was Allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch' allverständlich' Gepräge
Leih'n, daß Jeglicher d'rin staunend sich selber erkennt.

Als ein Vergang'nes erzählt dir der Vorzeit Sage das Epos,
Aber ein werdendes Loos zeigt der Dramatiker dir.
Weit dort streckt sich der Raum, bunt wechseln die Helden, und sichtbar
Tritt aus dem hohen Gewölk waltend die ewige Macht,
Während du hier aus der menschlichen Brust ureigensten Tiefen
Jegliche That aufblüh'n siehst in ein einig Geschick.

Episch dichtet das Volk im Unschuldstande. Das Drama
Wächst als Frucht der Cultur, die mit sich selbst sich entzweit
Und sich zu sühnen versucht, indem sie den irdischen Zwiespalt
Als die vergängliche Form ew'ger Gedanken enthüllt.

Nicht das Bild, das die Seele dir füllt, schon macht dich zum Dichter,
Sondern die Gabe des Worts, die es in Andern erweckt.

Das Schwerste klar und Allen faßlich sagen
Heißt aus gedieg'nem Golde Münzen schlagen.

Nur das mag wie mit festem Erz
In Freundschaft zwei Genossen binden,
Wenn Geist und Geist sich, Herz und Herz
In einem höhern Dritten finden.



7. Otto Roquette.

Geb. den 19. April 1824 zu Krotoschin (in Posen).

Motto: Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!
(Roquette.)

Urtheil über Roquette.

Heinrich Kurz: Das ganze Gedicht (Waldmeisters Brautfahrt) ist von einer jugendlichen Heiterkeit beseelt, die den Leser unwiderstehlich hinreißt, und ihn über die Mängel hinwegsehen läßt, als deren größter der zu bezeichnen ist, daß man nicht recht weiß, ob der Dichter die Kräuter und Weine personificirt hat oder nicht, oder vielmehr daß er zwischen der doppelten Auffassung hin und herschwankt. Als Glanzpunkte der Dichtung sind das Zechgelage der Studenten und die Episode von der Liebe des Jägers zum Winzermädchen zu bezeichnen, worin die märchenhafte Verbindung des Prinzen Waldmeister und der Prinzessin Rebenblüthe einen realistischen Gegensatz erhält.

Lieder.

Am Neckar, am Rhein.

O wär' ich am Neckar,
O wär' ich am Rhein,
Im blühenden Rebenland,
Da möcht' ich sein!
Wo das Leben ein sprudelnder Becher der Lust,
Wo ich wandert' und wohnt' an Freundes Brust,
Am Neckar, am Rhein,
Im blühenden Rebenland,
Ja da möcht' ich sein.

Ihr Städtchen, ihr Mädchen
Am Ufer hinab,
Ihr des Herzens Lust,
Ihr des Herzens Lab',
Ihr klingenden, singenden Wellen des Rheins,
Ihr Lüfte des Lebens, ihr Düfte des Weins,
Durch die jubelnde Brust
Geht mir alle das Leben
Und alle die Lust.

Laßt mich wandern und singen,
Wohl durch die Welt,
Laßt mich wohnen und weilen
Da, wo mir's gefällt:
Dann zieh' ich zum Neckar; dann zieh' ich zum Rhein,
Von den Thälern zu Berg', von den Bergen thalein,
Helljauchzend hinaus,
Wo mein Herz und mein Lieb ist,
Da bin ich zu Haus!

Das Doctordiplom.

Vielen zum Anstoß, Wenigen zur Lust,
Aber zum Hohn allem Staub und Wust,
Allen zum Trotz, die mich d'rüber schmälen,
Will ich euch eine wahre Geschichte erzählen.

Wollt' einst der liebe Gott probiren,
Auf einer Universität zu promoviren.
Weil er hört' so viel geistlos Geschwätz
Von Kathedern und Kanzeln, und sah die Plätz'
Der Hörsäle sich tagtäglich leeren,
Thät ihm das am Herzen zehren.
Hätte den frischen, lebendigen Jungen
Gern mal was Extralebend'ges gesungen.
Und da ihn das ergriff mit Gewalt,
Thät er beschließen, in Menschengestalt
Sich zum Doctor creiren zu lassen,
Und die Sache mit Ernst zu erfassen.

Setzte sich also nieder und schrieb
So recht mit voller Begeistrung und Lieb'
Eine gar herrliche Dissertation,
Gar nicht im alten Stil und Ton,
Die lautre Wahrheit, das lautre Recht,
Ihr könnt euch denken, sie war nicht schlecht.
War ja das Best', was er konnte bieten,
War damit selbst auch gar wohl zufrieden.

Geht nun also getrost und munter
Von seinem Himmel zur Erde hinunter,
Wie ein Jüngling blondlockig und glau,
Mit Augen, so recht wie das Himmelblau,
Und kommt in seiner Menschengestalt
Zu einer deutschen Universitätstadt bald.
Fragt gleich nach dem philosoph'schen Decan,
Klopft bei dem Gelehrten bescheiden an,
Thät ihm sein Scriptum offeriren,
Meld't sich bei ihm zum Promoviren.

Kriegt der Professor das Ding zur Hand,
Betrachtet ihn lange unverwandt,
Fängt dann an zu blättern und zu lesen,
Nimmt gar bald an ein besonder Wesen.
Betrachtet's Heft und wieder den Autor lange,
Dem lieben Gott wird dabei fast bange.
Der Gelehrt' nimmt an immer schwierigere Mienen,
Hat ihm das Ding wohl schnurrig geschienen.

Bald zieht er herauf die Augenbrau'n,
Die Sache wird immer bedenklicher traun,
Bald schüttelt er's Haupt, bald lächelt er gar,
Bald sträubt sich ihm vor Befremdung das Haar,
Bald meint er: „hm! hm!" und räuspert sich viel
Mit sehr verwundertem Mienenspiel.
Dann schlägt er die letzte Seit' herum,
Giebt von sich ein unverständlich Gebrumm,
Schlägt's Heft zusammen und setzt sich nieder,
Betracht't sich den Candidaten wieder,
Rückt d'rauf die Brill' von der Nas' in die Höh' —
Dem lieben Gott wird übel und weh.

Mein Herr Candidat, der Professor spricht,
Eine Dissertation ist das gar nicht!
Ist eine Arbeit, zwar nicht ohne Geist,
Aber Dilettantenwerk zumeist.
Wer bei uns hier will promoviren,
Muß sich zum Gelehrten einexerciren.
Kann Etwas noch so geistreich sein,
Geht aber doch bei uns nicht ein.
Mit Geist und Scharfsinn können wir nichts machen,
Können nur brauchen gelehrte Sachen.
Davon ist bei Ihnen nun gar nichts zu finden,
Weiß da nirgends anzubinden,
Find' keine Noten und keine Citate
Und Extravaganzen auf jedem Blatte?
War Ihr Studium wohl sehr unregelmäßig?
Kann das annehmen zuverlässig.
Habt auch nichts gethan, wie sich's gehört,
Bei mir kein einz'ges Collegium gehört!
Was Euer Scriptum nun weiter betrifft,
So thätet Ihr wohl, wenn Ihr begrifft,
Daß man so höchst gewagte Dinge,
Wie Ihr sie da in Menge behauptet,
Und hoch und höher die Kühnheit schraubtet,
In keiner Dissertation vorbringe.

Was stehen mir da für Sachen d'rin!
Wo kommt das her? Wo soll das hin?
Erfrecht Ihr Euch doch Dinge zu sagen,
Die streng — verboten in unsern Tagen!
Welcher Dämon konnt', es ist zum Erstaunen,

Einem Candidaten das in die Ohren raunen,
Denn staatsgefährlich, polizeiwidrig gar,
Bietet Ihr Eure Wort' und Behauptungen dar,
Unkritisch vor Allem, mir schaudert die Haut,
Und also verbrecherisch, daß mir graut!
Nehm Er also seinen Wisch zurück,
Und schätze Er es noch für ein Glück,
Wenn ich Ihn nicht bei der Polizei denuncire! —
D'rauf weist der Professor auf die Thüre,
Dreht dem Candidaten verächtlich den Rücken,
Thut wieder die Brill' auf die Nase rücken,
Und setzt sich grimmig und brummend wieder
Zu seinen schweinsledernen Scharteken nieder.

Der liebe Gott steht da wie begossen
Vor seiner eignen Creatur,
Aber von himmlischer Langmuth umflossen,
Schweigt er, und schüttelt die Locken nur,
Verläßt das Haus, und denkt d'rüber nach,
Ob er bei einem Andern versuche sein' Sach'.
Wurde sich aber bald darüber klar:
Denn da dieser Professor so gar gelehrt war,
So würden's noch schlimmer machen die Andern.
Thät also ruhig zum Himmel wandern
In seiner Lieb' und himmlischen Demuth,
Und denkt seiner Sache mit stiller Wehmuth.

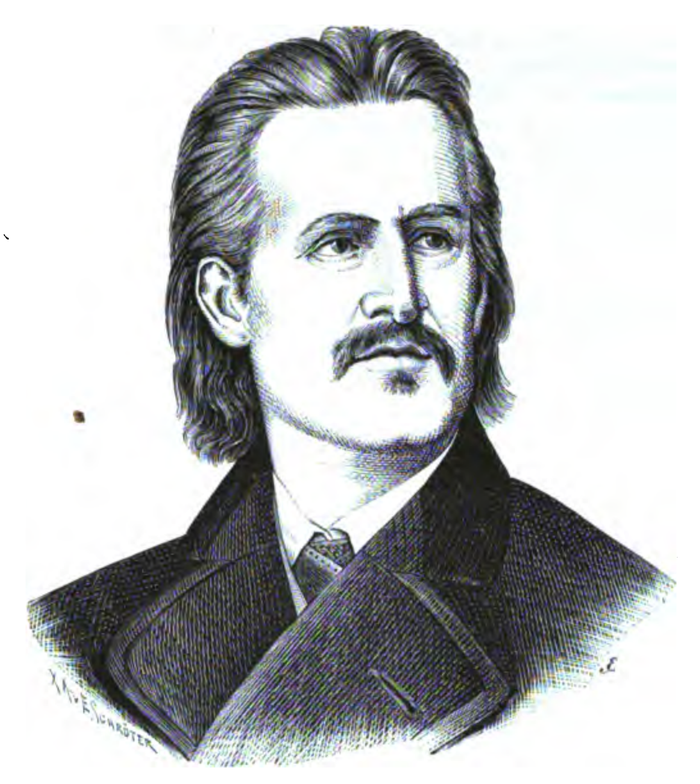
Kriegt da der Satan das Ding zu hören.
Denkt: Wart du, Alter, dich will ich bethören,
Was du da nicht konntest zu Stande bringen,
Das soll mir beim ersten Wurf gelingen! —
Läßt flugs durch die Höll' ein Aufgebot geh'n,
Nach allen alten Dissertationen späh'n,
Läßt schreiben, copiren und thut dictiren,
Ein dickes Volumen zusammen schmieren.
Die ganze Höll' muß zusammen sitzen,
Die Teufel bei der Arbeit schwitzen.
Da that er manchen erwünschten Fund!
Der Satan lacht sich fast ungesund,
Was da ward geschmaddert und gekleʒt,
Und wie das Volumen wächst und wächst,
Und alles freut sich ganz ungeberdig,
Wie endlich das Meisterstück ist fertig.
War ein gut Stück Arbeit, das mögt ihr glauben,
Was thät man da nicht zusammen klauben!
Müßigen Kram, antike Trummen,
Und Zeugs zum Vergrübeln und zum Verdummen,
Unsinn, Sophismen und — ungelogen,
Bloßer Citat' an die hundert Bogen!

Verläßt d'rauf der Satan sein höllisches Reich,
Geht zu besagtem Professor sogleich.
Nimmt sein dickes Scriptum untern Arm,
Und mit einer Gestalt, daß sich Gott erbarm,
Recht eckig und mit krummem Rücken,
Mit gelehrtem Ungeschick thät er sich bücken,
Ueberreicht dem Professor sein' Dissertation,
Und fleht mit gar befangnem Ton,
Daß an hiesiger Universitas
Seine hochgelahrte Gnaden ihn promoviren lass'.

Habe zwar leider — das Herz thät's ihm verbrennen —
Kein Collegium bei ihm hören können,
Sei das sein größtes Unglück gewesen!
Habe aber alle Bücher gelesen,
Die seine hochgelahrte Gnaden geschrieben,
Sei ihm der Verstand fast stehen geblieben
Vor solcher ungeheuren Gelehrsamkeit,
Verdanke das Beste an seiner Arbeit
Allein diesen allervortrefflichsten Werken,
Der Herr werd's im Scriptum selber wohl merken.

Kriegt der Professor das Ding zur Hand,
Betracht't sich den Candidaten unverwandt,
Neigt sein Haupt und wiegt's im Genicke
Mit gar befriedigt billigendem Blicke,
Macht ein gar freundlich und gütig Wesen,
Fängt drauf an zu blättern und zu lesen.
Liest immer weiter und nickt auf das Blatt,
Wenn er unten find't an die zehen Citat',
Find't auch Tobaks- und Oelflecken, wie sich's gehört,
Und das Ganze äußerst gelehrt.
Find't auch wieder, was er selbst schon geschrieben,
Fängt schon an seinen Candidaten zu lieben,
Dünkt ihm derselbige äußerst verständig.
Der Teufel lacht sich halb todt inwendig,
Aber äußerlich schaut er aus,
Als wüßt' er vor Demuth nicht ein noch aus.
Klappt endlich der Professor zu das Volumen,
Blüht sein Gesicht als wie Frühlingsblumen.
Rückt die Brill' von der Nas' in die Höh',
Daß er seinen Candidaten besser seh',
Schaut ihn achtungsvoll, gütig an,
Reicht ihm die Hand, ein freundlicher Mann,
Und spricht: Mein Herr Candidat, freut mich sehr,
Schätz' es mir zur ganz besondren Ehr',
Ihnen den Doctorhut zu verleihen!
Allerdings nun freilich — Sie müssen verzeihen —
Sind in dem Scriptum noch manche Sachen —
Doch seid ja noch jung, wird sich Alles schon machen,
Seid zum Gelehrten überaus anstellig!
Insonderheit freut mich — Prise gefällig?
Insonderheit freut mich der große Fleiß,
Daß ich's kaum auszudrücken weiß!
Thu also von Herzen gratuliren,
Wollen Euch mit Freuden promoviren.

Wie der Satan so hört die Sachen,
Will er g'rad innerlich platzen vor Lachen.
Hat denn gar bald sich herumdisputirt,
Die gelehrten Herr'n waren contentirt.
„Haben lange, ihr rühmendes Wort erscholl,
Keinen Jüngling gesehen so hoffnungsvoll!"
Und als er in Händen hielt sein Diplom,
Da blickt er höhnisch zum Himmelsdom
Und spricht: Guck, Alter, was sagst du nun?
Kann doch Mancherlei, was du nicht kannst thun! —
Hernach war ein großer Doctorschmaus,
Die ganze Facultät ging bespitzt nach Haus,
Und ist hinfort daran kein Zweifel,
Daß alle Gelehrten reitet der Teufel.



8. Robert Hamerling.

Geb. den 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde (in Niederösterreich).

Motto: Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhab'neres in himmlischen Höh'n,
Als Schönheit?
— — — —
Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit golddichtem Netz!
Ihr Sclave bin ich.

Urtheile über Hamerling.

Feodor Wehl: Hamerling trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnißvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Thränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Ueberzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gerne an, um über alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Versöhnung ertönen und hinwegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittiche am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platz und wie zu Hause. Sie findet Alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Scene setzen zu können:

die Hoffnung in den Geistern und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach einem Umschwunge. Daß das Werk hoch bedeutsam und glanzvoll in lebhafter Durchführung der geschichtlichen Katastrophe, in Prägnanz der Form, in Lebendigkeit der Farbe, in Frische der Detailmalerei, vor Allem aber in Größe der Tendenz und Composition dasteht, das ist außer allem Zweifel. „Der König von Sion“ hat nichts gemein mit der lyrischen Peripherie unserer Poeten, ist kein dürftiges Dilettantenwerk, sondern im wahren Sinne des Wortes eine poetische That, ein dichterischer Carton, ein Wandgemälde der Belletristik, das sich anstaunen und bewundern läßt.

Bl. f. lit. Unterh.: Wenn wir einer Dichtung von Robert Hamerling begegnen, da können wir überzeugt sein, eine wohlthuende Uebereinstimmung der schönsten Form und der edelsten, reinsten Gedanken zu finden. In seinen Gedichten ist ein Cultus der Schönheit, der den Leser ergreift und entzückt und mit Bewunderung ihn lauschen läßt auf die vollendete Musik seiner Verse.

Lieder.

Vor einer Genziane.

Die schönste der Genzianen fand ich
Einsam erblüht tief unten in kühler Waldschlucht.
O wie sie durchs Föhrengestrüpp
Heraufschimmerte mit den blauen, prächtigen Glocken!
Gewohnten Waldespfad
Komm' ich nun Tag um Tag
Gewandelt und steige hinab in die Schlucht
Und blicke der schönen Blume tief ins Aug'...

Schöne Blume, was schwankst du doch
Vor mir in unbewegten Lüften so scheu,
So ängstlich?
Ist denn ein Menschenaug' nicht werth
Zu blicken in ein Blumenantlitz?
Trübt Menschenmundes Hauch
Den heiligen Gottesfrieden dir,
In dem du athmest?

Ach, immer wohl drückt Schuld, drückt nagende Selbstanklage
Die sterbliche Brust und du, Blume, du wiegst
In himmlischer Lebensunschuld
Die wunderbaren Kronen:
Doch blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an!
Sieh, hab' ich doch Eines voraus vor dir:
Ich habe gelebt:

Ich habe gestrebt, ich habe gerungen,
Ich habe geweint,
Ich habe geliebt, ich habe gehaßt,
Ich habe gehofft, ich habe geschaudert,
Der Stachel der Qual, des Entzückens hat
In meinem Fleische gewühlt,
Alle Schauer des Lebens und des Todes sind
Durch meine Sinne geflutet,
Ich habe mit Engelchören gespielt, ich habe
Gerungen mit Dämonen.
Du ruhst, ein träumendes Kind,
Am Mantelsaum des Höchsten; ich aber,
Ich habe mich emporgekämpft
Zu seinem Herzen,
Ich habe gezerrt an seinen Schleiern,
Ich hab' ihn beim Namen gerufen,
Emporgeklettert
Bin ich auf einer Leiter von Seufzern,
Und hab' ihm ins Ohr gerufen: „Erbarmung!“

O Blume, heilig bist du,
Selig und rein;
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
Der zündende Schicksalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du stille Träumerin;
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

Menschenleben.

Heut' lallen an der Mutterbrust der weichen,
Zu Rosse morgen zieh'n in stolzem Trabe,
Und übermorgen dann als müder Knabe
Mit grauen Haaren an der Krücke schleichen:

Das Glück erspäh'n und nimmer es erreichen,
Sich hundertmal als einzig süße Labe
Den Tod erflehn und schaudern vor dem Grabe,
Das Sein verwünschen, vor dem Nichts erbleichen:

In langer Weil', in Weinen oder Lachen,
In Sehnen, Sinnen, Hoffen und Erbeben
Den Tag verträumen und die Nacht durchwachen,

Dazu die Frage schmerzlich oft erheben,
Was all' das soll: das ist in tausend Sprachen
Ein altes Lied, betitelt Menschenleben.

Viel Träume.

Viel Vögel sind geflogen,
Viel Blumen sind verblüht,
Viel Wolken sind gezogen,
Viel Sterne sind verglüht;

Vom Fels aus Waldesbronnen
Sind Wasser viel geschäumt:
Viel Träume sind zerronnen
Die du, mein Herz, geträumt.

O trockne diese Thräne nicht.

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
D'rum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell,
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug', dem blauen,
Und immer lockt mich's wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

Aus dem „Schwanenlied der Romantik“.

Ja, Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil!
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, fleh' ich, nie mißachte in neuen Strebens Drang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu nie geseh'nem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemüthes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröthe nicht!
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
Du müssest staatsklug werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

2. Ethisch-Philosophischer Idealismus.



9. Leopold Schefer.

Geb. den 30. Juli 1784 zu Muskau; gest. den 13. Februar 1862 ebendaselbst.

Motto: Was auch ein Mensch zu sein dir mit sich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Mensch willst sein. Und darum: Sei ein Mensch!
(Schefer, Laienbrevier.)

Urtheil über Schefer.

W. von Lüdemann (Schefers Biograph): Schefers Lebensansicht war, daß der Mensch, was er auch erlange, Ruhm, Geld, Macht und wie die Erdenschätze sonst heißen, doch nur als Mensch glücklich sein könne, daß das Glück sich ihm nur als Liebendem, Gatten und Vater biete, daß der Leib ein Tempel Gottes sei und die Schönheit, welche die Sinne mit Jubel schauen, ein Auge Gottes, daß Glück und Weltgenuß die Aufgabe des Daseins, und Schönheit, Leben und Liebe die Zauberpforten seien, die zu diesem Genusse führen.

Aus dem Laienbrevier.

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet —
Der Frühlingssaal! So groß, daß See und
Inseln
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinous, das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Troja's, und dein Vaterland,

Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen! —
So alt, daß Abel ihn erkennen würde; —
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt,
Der achtzigmal durch seine Pracht gewandelt; —
So warm, daß Bathseba noch einmal gern
Umweht von seinen Düften badete; —
So reich, daß Salomo nur schauen möchte
Den Weinstock Augen . . . und die Feigen Blätter
Gewinnen! So licht ist der Saal, daß droben
Die Lerche selbst die graue Lerche sieht,
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, in stillem Neste brütet; —
So bald verschlossen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühen;
Daß jede Welle unaufhaltsam fließt,
Als habe sie nicht auf ein Wörtchen Zeit! —
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! — Und so lieb!...
Die Todten, Priamus und Helena
Und Karl der Große und Napoleon . . .
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinaus zu thun zum Himmel...
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienensurren
Und das Geruf der Vögel all' zu hören,
Zu weinen, und nach langem Schlaf gestärkt
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen.
Dem schweren Schlaf der Todten! Doch du lebst
Das süße Leben der Lebendigen,
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke,
In der kein Hammerschlag erklang, kein Pinsel,
Kein Farbentopf mit Grün und Blau und Purpur
Wo übrig steht — kein Meister sichtbar schuf —
Und doch ist Alles fertig! Wundersam!
Nur Wolken fliegen weg — die Wasser trugen!
Nur Wasser rauschen fort — die Wiesen netzten!
Nur Lüfte löschen aus — die Wolken brachten!
Und lächelnd, still, als ob sie Nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel — doch noch sichtbar
Den Menschen! — Aber Der, der Alles thut,
Der Meister ist nicht einmal sichtbar, lächelt
Selbst nicht einmal! — Der Frühling ist sein Lächeln!

Willst du von zweien Dingen wissen, welches
Das Rechte? — Nimmer ist es das Bequeme!
Was dir die meiste Mühe macht, das ist es!
Das würde dir's sogar! Denn du besiegst
Dabei der Stoffe alte Trägheit, du
Besiegst dein eigen Herz. Denn sonderbar
Nun, oder göttlich, ist das Ändern gut,
Was dir es ist; da draußen an der Welt
Nur kannst du dir dein eignes Glück verdienen.

Auch du kannst Wunder thun; sieh', alle Weisen
In allen Zeiten thaten Wunder einst
Und thun sie immerfort. Sie machen Blinde
Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben,
Die Kranken heilen sie und sprengen Ketten
Der Sklaven und bereiten allen Armen
Das Himmelreich! — Vernunft allein thut Wunder,
Gewalt der Wahrheit zwingt der Menschen Herzen.
Wie viel Geschlechter hörten! Wie viel Völker
Bekommen Augen! Wie viel Legionen
Der Cherubim bedienen jetzt den Sohn
Des Paradieses! Wie viel Teufel fahren
Jetzt in die Säue, stürzen sich in's Meer
Des Unsinns und der Lüge! — Glaubet nur:
„Ihr werdet größre Wunder thun als ich!“

An Alles leget die Natur die leise,
Doch unabwehrbar starke Hand; sie legt sie
An eines Kindes liebliches Gebild,
Wie an die Rosenknospe, und sie schafft
Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst!
Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne,
Und pflückt sie wie ein Tausendschön vom Himmel;
Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
An jedes Jahr, an Alles, was den Menschen
Von Kindheit an umgab und mit ihm ward,
Sie legt sie an den Greis, sein Silberhaar,
Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß,
Und macht ihr moderndes Gebein zu Staub —
Mehr kann man nicht erfahren von dem Aergsten!
An Eines aber legt Natur die Hand nicht:
Sie legt sie nicht an unsres Herzens Neigung!
Sie legt sie nicht an unsres Geistes Güter:
An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein Schönes;
An diese legt sie nur der freche Mensch
Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
Und löst Natur uns Helles auf in Heller's
Und schafft sie für ein Schönes uns noch Schöner's —
Wir können unsre Neigung treu bewahren
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht, wie mit über uns Erwachsne
Erstaunten großen Augen! Wie viel mehr
Bleibt uns die Liebe! Liebe für die Freiheit,
Das Wahre, Schöne, was wir je erblickt. —
Mehr kann man nicht verlangen von dem Besten!
Das ist die große Lehre für den Menschen.

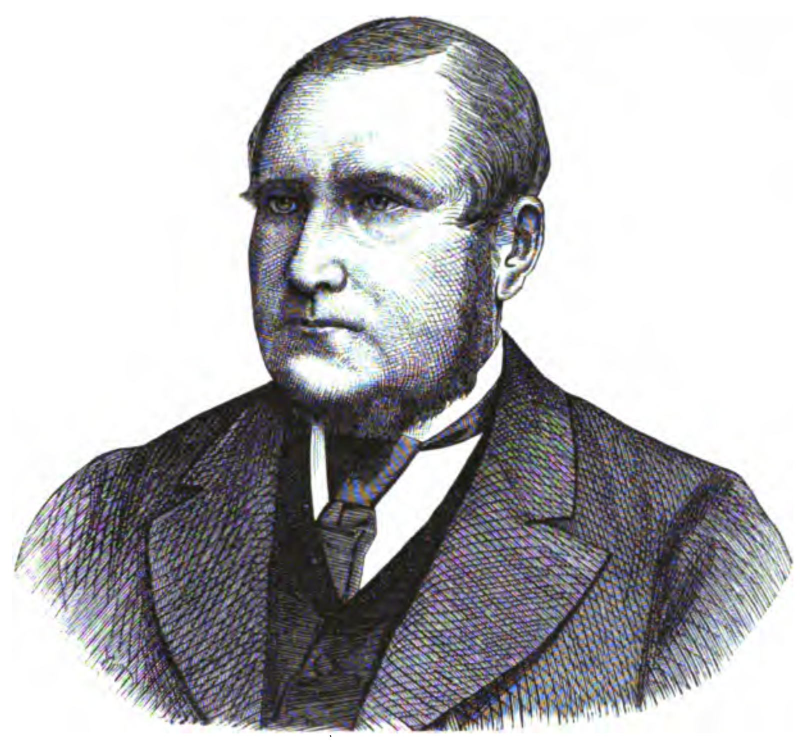
Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut sind.
Wenn du es auch verschweigst, doch schäme dich
Nicht, daß du Feinde hast — wer Feinde nicht
Ertragen kann, ist keines Freundes werth.
Dir müssen Feind sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind sein: die das Recht verdrehen!

Dir müssen Feind sein: die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind sein: die nicht Freunde haben,
Nur Mitgenossen ihrer irren Frevel;
Dir müssen Feind sein: die nicht Feinde haben,
Weil — um für sich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müssen Feind sein:
Für welche du nicht Freund bist. Stark ertrage
Der Schlechten Feindschaft! Sie ist schwach und nichtig.
Und stehst du da als reiner warmer Strahl
Des Himmelsfeuers, dann erwärmest du
Die Guten, und sie schließen sich an dich.
Du aber sei der Feinde wahrster Freund
Und lasse nicht von ihnen ab mit Worten,
Und Blicken, Beispiel, selbst mit langem Schweigen,
Zurückgezogenheit, dir schwerem Tadel!
Der Gute ist des höchsten Lobes werth,
Der Thoren zu gewinnen weiß zum Guten.
Und sieh' — es bitten für die Unglücksel'gen
Ihr Vater . . . ihre Mutter aus der Gruft!
Es bitten ihre Lieben — ihre Kinder!
Es bittet dich ihr eigner scheuer Blick!
Es bittet dich ein Gott in deiner Brust:
„Laß nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!"

Der Andern Gutes, o verschweig' es nicht,
Das Gute, was sie thun und was sie sind,
Das Schöne, was sie sind, und was sie schaffen.
Wie? durch Verschweigen dankest du dem Gott,
Der dir Gefühl für Schönes gab und Gutes?
So dankest du dem Menschen, der dir's bietet
Mit frommer, mit natur-bescheidner Seele!
Denn also ist die Seele deß, der Gutes
Und Schönes so viel trug, daß er sich gleich
Dem Fruchtbaum niederbeugt es dir zu reichen.
Des Guten Anerkennung ehrt dich selbst,
Es macht dich gut: das Schöne macht die Seele
Dir schön wie Jenem, der es bringt, es trägt.
Wo viel zu loben ist, da darfst du tadeln,
Doch schweigen — das entehrt dich! selbst den Frosch,
Der von dem Frühling spricht, so gut er kann.
— Ganz anders steht der Morgenstern am Himmel!
Er hat die laue Sommernacht durchzogen,
Er hat von Nahem ihre Pracht geseh'n . . .
Den höchsten Geist in höchstem Schweigen waltend . . .
Die sausenden Gestirne und den Aether
Voll leisen Lebens, wie den tiefen Born —
Und schweigt! — Die dort auch ihn geseh'n, sie schweigen,
Allein sein funkelnd Auge, sein Gestrahl,
Das licht wie Gold weithin am Himmel fährt,
Das ist sein Ruf! Er selbst ist seine Hymne!

Weit besser ist noch: gut gewesen sein,
Als gut nun sein. Das Gutgewesensein
Scheint nach wie Abendröthe in dein Leben;
Es hat dir einen festen Grund gebaut,
Es hat dir eine reiche Saat gesä't.
Das Gutgewesensein hilft gut zu sein
Und glücklich; wenn das Schlimmgewesensein
Dir auch den neuen Tag, die neue Seele
Verdirbt, die Beßres will, die gute That
Verkümmert, dich verhindert froh zu sein
Und recht! Das gilt von Menschen und von Völkern!
Der Bösen Werke alle sind wie Todte
Und kommen graus im Lebensmeer herauf!
O darum lasse keinen Tag vergehen,
Das Leben wohl zu gründen, daß dir Blumen
Herauf vom Meere kommen! Spät erst gut sein,
Und rein und weise, macht dich nimmer froh —
Nur gut und weise. Weisheit ohne Freude
Ist bittrer Kummer. Thorheit, die das Rechte
Getroffen, ist selbst glücklicher. D'rum früh
Am Lebenstag das Gute thun, macht glücklich
Und froh sogar am trüben Lebensabend.

Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
Die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
Besteht der Tag, bestehen alle Tage,
Besteht das Leben. Darum warte nicht
Mit deiner Weisheit, deiner Redlichkeit,
Bis große Dinge mit Posaunen kommen!
An jedes wende du dein ganz Gemüth,
Die ganze Seele, alle Lieb' und Treu'.
Den Stempel, den du jedem aufgedrückt,
Den siehst du, und er kommt dir wieder vor,
Wie alte Münzen, jed' aus andrer Zeit,
Mit deinem Bildniß, und du freust dich d'ran!
So wendet an ein jedes kleinstes Blümchen
Die Sonne ihre ganze Kraft — ein Veilchen,
Die Erde ihren ganzen Fleiß, wenn auch
Nur kurz, und jedes prangt ihr schön geschmückt!
Und so bezwingt sie, Tag für Tag, das Jahr.
Wer nur den Tag gewinnt, der hat die Schlacht
Gewonnen! Du gewinne Augenblicke!
Denn hast du jeden Augenblick besiegt,
Hast du das ganze Leben dir gewonnen!
Das ganze Leben dir geschmückt! Dir leicht
Die ungeheure Last der Zeit gemacht!
So trägt ein Kind den Baum in Spänen fort.
Das Leben ist nicht schwer dem Immer-Guten.
Allein dem selten oder oft nur Guten
Verwirrt es sich, wie dem verschlafnen Weber!
Das Leben ist so leicht dem Immer-Guten!



10. Karl Egon Ebert.

Geb. den 5. Juni 1801 zu Prag; gest. den 24. October 1882 ebendaselbst.

Motto: Abgekehrt vom Glanz des Scheines,
Will er Eins nur, kann für Eines
Ganz nur brauchen seine Kraft.
Dieses Eine heißt: das Echte,
Und das allwärts ewig Rechte
So in Leben wie in Kunst.

Es dichtet, wer da strebt.

Urtheil über Ebert.

Friedrich Ronge (Karl Egon Ebert. In: Deutsche Monatsblätter von Hart): Karl Egon Ebert gehört zu jenen Dichtern, deren Leben wie in einem engen Flußbette verfließt, ohne Sturm und Drang, und ohne durchgreifende Entwicklung, — gleich einem Baume, der stets in Blüthen und Früchten prangt, niemals in Knospen. Seine Werke athmen sämmtlich eine gewisse Reife, da sie keine neue Epoche begründen wollen und keine Vorurtheile stürmisch zu durchbrechen haben, sondern aus dem Boden heraus entwachsen sind, den größere Geister gerodet, gefurcht und erobert haben. Die Originalität, die er besitzt, hat ihren Grund weniger in einem besonders ursprünglichen Talente, als vielmehr in den Stoffen, denen er sich mit Vorliebe zuwendet, — und die seiner episch angelegten Dichtungskraft in anregendster Weise entgegenkommen. Die Sagen seiner Heimath, der sein Herz in allen Schlägen gehört, diese stolzen, trotzigen Böhmensagen, die sich bis in die neueste Geschichte fortranken und jeden Heros, der an den Ufern der Moldau aufstand, mit der Romantik waldwilder Poesie und Mythe

umkränzen, das ist das Gebiet, auf dem sich Ebert am sichersten weiß. Mit Recht nennen ihn daher die Böhmen ihren Dichterfürsten, und ein gütiges Schicksal hat es gewollt, daß die Zeit seines besten Schaffens den letzten Tagen der romantischen Schule angehörte, jener Romantik, welche anfing, das moderne Dasein zu begreifen, aber von den rauhen Kämpfen desselben sich scheu zurückzog und zur Philosophie und zum Studium der Geschichte flüchtete. Dieser Richtung ist unser Autor treugeblieben, wenn er auch im Einzelnen manche Idee der siegreich vordringenden Entwicklung des Jahrhunderts preisgab.... Die Bedeutung Eberts ist keine revolutionäre, einer großen Neugestaltung entfließende, er gehört auch nicht zu der populären Reihe der Uhland, Grün und Geibel, deren Talent kein größeres ist, als das seinige, aber es wird immer eine kleine Gemeinde geben, die sich neben den Nationalschöpfungen unsrer Meister auch „Wlasta", „Fromme Gedanken" und einige andere Gedichte Eberts für Stunden der Weihe aufbewahrt.

Lieder.

Uhland.

Ein Mann mit einer schlichten Weise,
Mit einem still bescheid'nen Sinn,
Mit klarem Aug' und heller Stirne,
So tritt er freundlich vor dich hin;
Er heißt dich herzlich gern willkommen,
Schmerzt dich auch nicht der Druck der Hand,
Doch wenn der Abschied ward genommen,
Hat Manchen schon sein Kuß gebrannt.

Du suchst sogleich in seinen Zügen
Des Geistes aufgeregte Kraft,
Den innern Sturm, das ew'ge Sehnen,
Die Flut der Dichterleidenschaft,
Du suchst der Träume Glut und Fülle,
Die rastlos zieh'n von Ort zu Ort,
Und dir begegnet — ernste Stille
In Blick und Haltung, Mien' und Wort.

Doch wenn du jetzt vom Seesturm redest,
Von Gletschereis und Alpenwand,
Von hohen Burgen, düst'ren Domen,
Von blauem Himmel, grünem Land,
Wenn du der Ehre, Treu' und Liebe,
Des ein'gen Brudersinns gedenkst,
Und deine Red' auf Heimattriebe,
Auf Wohl und Weh' der Völker lenkst:

Dann siehst du seine Züge strahlen,
Vernimmst so edler Worte Klang,
Wie es dich oft aus seinen Liedern
Mit wundersamer Macht durchdrang;
Da hörst du Schlachtlärm, schreckenvollen,
Dazwischen Glocken und Schalmei'n,
Lawinen stürzen, Donner rollen,
Und Lerchenwirbel schallt darein.

Das ist des hohen Meisters Sitte,
Der schlicht ist, wie ein Sohn der Alp,
Er spricht nur halb, wenn And're schwatzen,
Doch fühlt er ganz, wie Viele halb;
Und so ist voll der Strom ergossen,
Daß er sein Becken übertritt,
Da kommt er herrlich hergeflossen,
Und Gold und Perlen führt er mit.

Und wenn sich nun dein Mund erschließet
Zu seiner Sänge Preis und Lob,
Dann senkt er still sein Auge wieder,
Das er so flammend erst erhob;
Und wollt'st du ihm den Eichkranz reichen,
Den Deutschland seinen Meistern beut,
Er nähme nur ein Blatt der Eichen,
Und legt' an's Herz es unter'm Kleid.

Zweierlei Jugend.

Wollt ihr ihn ganz erkennen, der heut'gen Bildung Kern,
So geht nur ins Theater, und seht die jungen Herr'n;
Sie schau'n durch Operngucker, ihr Haar ist wohl frisirt,
Glacirt sind ihre Handschuh', ihr Herz ist auch glacirt.

Auf springt vom Sitze Macbeth, da Banquo's Geist erscheint,
Und sieh', die Herrlein lachen; Cordelia's Auge weint,
Sie spötteln; Tell versendet in Geßler's Herz den Pfeil,
Und ach, die Armen gähnen vor eitel langer Weil'!

Doch wenn ein Triller wirbelt, ein Fürst der Töne geigt,
Wenn Bosco himmlisch zaubert, wenn ein Athlet sich zeigt,
Wenn Tänzer ihre Glieder verdreh'n, als wär's im Krampf,
Da jauchzet Beifallrufen, rast Klatschen und Gestampf.

Und dann in Gasthofs Hallen, des Tempels der Kritik,
Hört ihr die Phrasen alle der neu'sten Aesthetik,
Kein Stutzer, der nicht spräche so pomphaft und so schaal,
Als wär's das beste Echo vom schlechtesten Journal.

O Welt, wo ist dein Schönes, wo, Schönes, deine Welt,
Wenn es die jungen Herzen, die warmen, nimmer schwellt,
Wenn sie, des Echten spottend, für nichts als Tand erglüh'n?
Was soll die Frucht denn werden, wenn so die Bäumchen blüh'n?

Getrost! es gibt noch Jugend mit edler'm besser'n Drang,
Die geht auf Promenaden nicht ihren Bildungsgang,
Wird nicht gewandt auf Bällen, nicht im Salon galant,
Nicht im Kaffeehaus geistreich, bei Phrynen nicht charmant.

Sie sucht einsame Wege, und aus der tiefsten Brust
Sich selbst den Mann erschaffend, wird sie sich kraftbewußt;
Und diese Jugend ist es, der Schönes einst gelingt,
Die, Großes einst vollführend, uns eine Zukunft bringt.

Spätes Erkennen.

Mir träumt', ich läg' im Grabe
Recht tief und still und kühl,
Doch konnt' ich noch immer denken,
Und hatte noch Gefühl.

Und über mir am Hügel
Vernahm ich leisen Tritt,
Und eine liebliche Stimme,
Die aus zitternden Lippen glitt;

„Hier klag' ich an deinem Grabe,
Und möchte mit dir ruh'n,
Den Lebenden nicht verstand ich,
Den Todten versteh' ich nun."

O daß ich dich wecken könnte,
Und drücken an mein Herz,
Das sollte dann glüh'n und brechen
Vor Lust und Reueschmerz!"

Sie schluchzte laut und lauter —
Da war ich vom Traum erwacht;
Doch seufzt' ich und weinte bitter
Die ganze lange Nacht.

Künstlers Gebet.

Wurzel schlugen deine Keime,
Herr, in meines Busens Tiefen,
Und gedeutet sind die Träume,
Die in mir, ein Räthsel, schliefen.

Dich erkenn' ich, Geist der Milde,
Der in meinem Geiste waltet,
Der die dunklen Traumgebilde
In mir formet und gestaltet.

Dich erkenn' ich, Geist der Liebe,
Der den ird'schen Sinn mir läutert,
Und die Brust voll kleiner Triebe
Wunderbar zum All erweitert.

Dich erkenn' ich, Geist der Stärke,
Der mir durch die Adern glühet,
Der bei'm Schaffen neuer Werke
Mir aus Aug' und Wange sprühet.

Du bist's, der die Hand mir leitet,
Wenn mein Saitenspiel erklinget,
Wenn mein Lied der Kehl' entgleitet,
Bist es du, der aus mir singet.

Könnt' ich je, der Staubgebor'ne,
Unwerth solcher Gnade werden,
Könnt' ich, der von dir Erkor'ne,
Mich als stolzes Selbst geberden;

Könnt' ich je in dem Geflute
Schaaler Eitelkeit versinken,
Mich in frechem Uebermuthe,
Wie Prometheus, Schöpfer dünken:

Dann verwandle, Geist der Milde,
In des Zornes Geist dich wieder,
Und vernichte die Gebilde,
Und den Bildner schmett're nieder!

Denn verrucht, der Gaben liebte,
Und den Geber nicht erkennte,
Und ein Thor, der Großes übte,
Und sich selbst den Schöpfer nennte.

Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, geb't mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht,
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt,
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.""

„„Doch, mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz,
Ein bied'rer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen nied're Schmach!""

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang', da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor,
Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen," sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark,
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wacker'n Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau' hin, du stolzer Sieger, erzitt're, feiges Herz;
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild' Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.



11. Johann Nepomuk Vogl.

Geb. den 2. November 1802 zu Wien; gest. den 16. November 1866 ebendaselbst.

Motto: „Der Vater der östreichischen Ballade."
(Ausspruch von Vogl's Landsleuten.)

Was Arndt und Körner sangen,
Und Schenkendorf und Kleist,
Ist nicht im Wind vergangen
Und lebt noch jetzt im Geist.
(Vogl.)

Urtheil über Vogl.

Rud. von Gottschall: Ein unermüdlicher Balladensänger, der mit der poetischen Leier durch die Straßen wandert, und jedem sein Lied singt, dem Soldaten und dem Bergmann, bald altfränkisch, bald modern, die ganze Spezialgeschichte abstaubt und aus den verlorensten Flüssen den Sand wäscht, um einige poetische Goldkörner zu finden. Was im Kaiserreiche, abgesehen von größeren historischen Perspectiven, zu denen sich seine mehr auf die wandernden Tableaus des Jahrmarktes beschränkte Poesie selten versteigt, an mundgerechter Poesie zu finden ist: das hat Vogl gewiß entdeckt und in „Balladen", in „Klängen und Bildern aus Ungarn", im „Fahrenden Sänger" und anderen Sammlungen ausgeschlemmt.

Lieder.

Niklas Thut.

Bei Sempach ist erglühet seit Stunden schon die Schlacht,
Viel Hundert sind gesunken bereits in Todesnacht;
Des Herzogs Schaaren fliehen , nur Wen'ge halten Stand,
Der Vorderste er selber, das Banner in der Hand.

Die Bremgartner ihm zur Seiten, die halten treulich aus,
Wie Mann um Mann auch sinket im wilden Schlachtgebraus;
Und ist der Herr verloren, so wie es hat den Schein,
So wollen sie, die Treuen, auch nicht gerettet sein.

Das Häuflein schmilzt zusehends, in Strömen rinnt das Blut,
Doch, die noch leben, streiten mit kaltem Heldenmuth!
Da fällt ein Schwertschlag zischend im blut'gen Kampfesrund,
Der streckt den kühnen Leupold zur Erde todeswund.

Und einem Kämpfer reichet er rasch das Banner hin,
Der Niklas Thut geheißen, der schwingt es stark und kühn,
Zu dem noch ruft der Herzog mit schwacher Stimm' hinauf:
„Laß dir die Fahn' nicht nehmen!" seufzt — und verscheidet d'rauf.

Der Niklas aber faßte die Fahn' gar kräftig an,
Die konnt ihm Keiner nehmen, wer immer mochte d'ran,
Wie Schwert um Schwertstreich sauste hellblitzend durch die Luft,
Ein jeder Streich des Niklas reißt einen Feind zur Gruft. —

Fort wälzte das Getümmel sich jetzt verwirrt und wild,
Sein Nachlaß: blut'ge Leichen, zertrümmert Schwert und Schild.
Und weiter, immer weiter, hinaus durch Schlucht und Thal;
Wie ferner Brandung Murren — tönt noch der Waffen Schall.

Ringsum jetzt nächtig Dunkel — bleich schaut der Mond herab
Auf all' die starren Todten und auf das weite Grab,
Da lagen viel der Helden, gar sieghaft hingestreckt,
Die waren alle herrlich mit Purpur überdeckt.

Auf einem Leichenhaufen — zu höchst — lag Niklas Thut,
Die beiden Arm' als Stümpfe — die treue Brust voll Blut,
Sein Banner aber ließ er nicht in der größten Noth,
Noch hielt er's — mit den Zähnen — als er schon lange todt.

So hat der wackre Kämpe vertheidigt seine Fahn',
Eine alte Chronik hat mir's erst kürzlich kund gethan,
Hab d'rauf dies Lied gesungen, fand's Einer nicht für gut,
Sang ich's doch dir zu Ehren, du braver Niklas Thut. —

Des Todten Freunde.

Sie hatten den Freund zur Ruh' gebracht
Und gingen nun Alle nach Hauf'.
„Der ist jetzt daheim," hat der Eine gedacht,
Der Zweite: „Sein Leiden ist aus!" —
Der Dritte sprach: „Es macht doch Schmerz,
Verlieren so früh schon den Freund!"
Der Vierte: „Nun, wackeres Bruderherz,
Bist du mit den Deinen vereint!"

Der Fünfte: „Auf Erden ist's nun schon so!" —
Der Sechste: „Ruh' über sein Grab!" —
Der Siebente: „Wir waren zusammen so froh,
Weiß nicht, wo ich's wieder so hab'."
Der Achte nur blieb stumm bis zur Schwell',
Der hatt' nichts gesagt und gemeint,
Dem blinkte im Aug' eine Thräne hell —
Der war sein bester Freund.

Verrechnet.

Ein kluger Rechner, so Nacht als Tag
Allein über seinen Zahlen lag.
Kaum kam mehr die Feder aus seiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand!

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte sich silbern gefärbt sein Haar.
Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, bist du bereit?

Zum Rechnungsabschluß ist's eben Zeit"
Da wankte hinaus er auf's grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch sich beschauen die Welt.
„Wie blüh'n doch die Blumen so bunt und licht —
Und sah vor den Ziffern die Rosen nicht!"
„Wie zwitschern die Vögel in frohem Spiel —
Und hörte nur schreien den Gänsekiel!"
„Wie schimmern die Wolken im goldnen Schein —
Und sah nur das Schwarz von der Dinte allein!"
Und reuevoll schickt er den geist'gen Blick
Auf all' die verrechneten Stunden zurück,
Und findet — als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben — verrechnet sich hat.

Der deutsche Mann.

Wie eine deutsche Eiche
Soll sein der deutsche Mann,
Soll stehen jedem Streiche
Und schirmen, wo er kann.

Als wie das deutsche Eisen
Soll sein der deutsche Mann,
Und soll die Kraft erweisen
Am Feind, so gut er kann.

Als wie die deutsche Lerche
Soll sein der deutsche Mann,
Sein Frohsinn schwing' vom Pferche
Sich auf, so oft er kann.

Als wie ein deutscher Becher
Soll sein der deutsche Mann,
Er soll den ärmsten Schächer
Erquicken, wo er kann.

Wie Wein aus deutschen Reben
Soll sein der deutsche Mann,
Sein Denken und sein Streben
Befeure, wen's nur kann.

Gleich deutschen Felsgesteinen
Soll sein der deutsche Mann,
Er halte an den Seinen
So treu, als einer kann.

Was ist die deutsche Poesie.

Ein Sonnenstrahl in Sturm und Nacht,
Ein Blümchen, das erblüht im Schnee,
Ein Thürmer, der das Land bewacht,
Am Waldesquell ein wundes Reh,
Ein Segel, das kein Wind zerreißt,
Ein Stern, der nie verliert sein Licht,
Ein Edelstein, der wenig gleißt,
Ein Blitz, der kühn die Bahn sich bricht,
Ein Täubchen, fromm und zart wie kein's,
Ein Leuchtthurm, den umtost die Flut,
Ein Becher voll des besten Weins,
Ein Schwert für frechen Uebermuth,
Ein Schmerzensschrei aus Mutterbrust,
Ein Opfer, das zum Himmel steigt,
Ein Ton der reinsten Lebenslust,
Ein Baum, der endlos sich verzweigt,
Ein Kind, das in der Irre geht,
Ein Klang verschollner Melodie,
Ein Rosenblatt vom Sturm verweht,
Das ist die deutsche Poesie.

Altdeutsche Spruchweise.

Das schlimme Gewissen ist ein Hund
Der heult und bellt zu jeder Stund',
Es ist ein Hahn, der immer kräht,
Eine Glocke, die läutet früh und spät,
Ein Fluß, der immer rauscht und läuft,
Eine Orgelpfeife, die immer pfeift,
Ein Fuhrmann, der schnalzt ohn' Unterlaß,
Ein Wagen, der knarret auf jedem Paß,
Ein Puls, der immer pocht und geht
Bis vor'm Gericht der Sünder steht.

Dichters Trost.

Ihr könnt verbittern mir des Lebens Stunden,
Zerfleischen könnt ihr grausam mir die Brust,
Ihr könnt in's tiefste Leben mich verwunden,
Und Gift mir träufeln in die reinste Lust.

Ihr könnt mein Herz auf hundert Foltern schrauben,
Nur Eines nicht, wie ihr auch sinnt und strebt,
Ihr könnt mir nicht den Trost der Dichtkunst rauben,
Der über alle Schmerzen mich erhebt.



12. Johann Gabriel Seidl.

Geb. den 21. Juni 1804 zu Wien; gest. den 18. Juli 1875 ebendaselbst.

Motto: Gott erhalte Franz den Kaiser.
(Oestreichische Volkshymne, Text von Seidl.)

Drum ist der Oesterreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden!
O gutes Land! o Vaterland!
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn . . .

(Aus der Apotheose Oestreichs von Ottokar von Hornek in Grillparzers Trauerspiel: König Ottokars Glück und Ende.)

Urtheil über Seidl.

Rud. v. Gottschall: Eine Stufe höher, als Vogl, steht Johann Gabriel Seidl, ein Poet von warmer und inniger Empfindung, korrekter, als Vogl, in der Form, aber auch ohne höheren Gedankenschwung. Neben den genialen Freiheitspoeten, Grün und Lenau, und ihrer Gedankenkraft treten diese guten Patrioten und formlosen Gefühlsmenschen mit ihrer in ausgefahrenen Gleisen behaglich einhertrottenden Lyrik sehr in Schatten. Seidl hat auch Gedichte in österreichischer Mundart geschrieben, eine Begrenzung des Talentes auf einen bestimmten lokalen Kreis, welche bei an und für sich beschränkten Talenten nur zu billigen ist. Denn man könnte sagen, alle diese Lyriker haben in geistiger Beziehung in österreichischer Mundart gedichtet, wenigstens ist ihr Ruhm nicht weit über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinausgedrungen.

Lieder.

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh', laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein! —
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unsrem Tisch,
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!"

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut,
Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

„„Und als er lag am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wolle rächen, früh' oder spät, an euch!""
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen, — wohlan! ich bin bereit!

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll' ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland;
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht;
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm'! Hans, ich bin bereit!""

Das Glöcklein des Glückes.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir!

„Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht;
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, g'rad über seinem Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm 'was durch's Innre, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!""

Einst fliegt er, voll des Glücks erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?""

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und d'rüber Gottes Luft!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh'!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!""
„Ha, freche Räuber," donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften dein's mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und Tausend weinen: „„Ja!"" —
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.



13. Theodor Storm.

Geb. den 14. October 1817 zu Husum in Schleswig.

Motto: So zartgefärbt wie junge Pfirsichblüten,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Scenen,
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Glut gelockt von dunklem Sehnen.

(Paul Heyse.)

Urtheile über Storm.

Ludw. Salomon: Den Roquette, Wolfgang Müller und Rodenberg ganz entgegengesetzt verfährt Theodor Storm; dieser feiert Jugend und Liebe nicht, indem er sie, fröhlich mitten in der Gegenwart stehend, sorglos genießt, sondern indem er, zurückschauend in die Vergangenheit, sich voll Wehmuth erinnert, welch' süßen Genuß sie ihm einst, vor langen, langen Jahren gewährten. Seine Schöpfungen sind daher vorwiegend Stimmungspoesie, in der er alles Gewaltsame, alles Harte sorgsam vermeidet, alles schärfere Licht abdämpft, so daß es nicht selten unentschieden bleibt, ob

das, was er da, halb in Träumen verloren, berichtet, eine That war, oder nur ein Ereigniß. In Folge dessen haben seine Scenen oft etwas Unbestimmtes, Verschwommenes, entbehren verschiedene seiner Helden der Thatkraft. Sie weichen vor dem entscheidenden Schritte zurück und versinken dann in schmerzliche Resignation. Doch verfallen sie niemals in krankhaften Pessimismus. In der Technik, in der Art und Weise, wie er die Seelenzustände seiner Personen anzudeuten weiß, in der leichten und doch stets so überaus charakteristischen Skizzirung der Scenerie entfaltet Storm eine große Kunst. Kein anderer neuerer Dichter weiß mit so wenigen Mitteln die stille Wehmuth, den gefaßten Schmerz, das bittersüße Gefühl der Einsamkeit so überzeugend zu schildern, wie er; kein anderer, selbst Stifter nicht, weiß uns die duftige Waldesdämmerung, den sommerlichen Glanz der Halde so reizvoll vorzuzaubern, wie der Verfasser von „Immensee“. Seit 1870, seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, pulst der Herzschlag in den Storm'schen Novellen erfreulicher Weise etwas kräftiger; an die Stelle der trüben Melancholie tritt ein männlicher, selbst wilder Schmerz, wie in „Aquis submersus“, außerdem ist der Dichter nicht mehr ausschließlich ernst, sondern es tauchen jetzt auch froh in's Leben blickende Menschen bei ihm auf, wie in der Geschichte „Beim Vetter Christian“; oder es leuchtet am Schlusse ein beseligender Friede, wie in der Novelle „Viola tricolor“, in der das Problem der „zweiten Frau“ meisterhaft behandelt wird. Leider ist der Dichter über die kleine Novelle nie hinausgekommen. Auch in seiner Lyrik ist er bei der Kleinmalerei stehen geblieben; seine Lieder sind oft von epigrammatischer Kürze, aber dennoch stets harmonisch abgerundet und zudem von außerordentlicher Zartheit und Innigkeit.

Emil Kneschke: Theodor Storm's kleine Novellen und Skizzen zeichnen sich durch seltene Feinheit der Pinselführung und minutiöse Malerei des Details aus. Etwas Aehnliches wird man in seinen Gedichten gewahr. Desgleichen offenbart sich in letzteren auch die poetische Grundstimmung, welche allen jenen kurzen Erzählungen eigen. Eine gewisse Sentimentalität macht sich in einem Maße bemerkbar, das dieselbe nicht zur ungesunden Erscheinung macht, sondern im Gegentheil die reizvolle Anmuth dieser Skizzen und Lieder für den Leser noch erhöht.

Lieder.

Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß' an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Im Volkston.

Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern';
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt's gar zu gern.

Als wir noch mitsammen
Uns lustig gemacht,
Da haben wir nimmer
An's Schreiben gedacht.

Was hilft mir nun Feder
Und Dint' und Papier;
Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.

Fiedellied Nr. 6.

Musikanten wollen wandern;
Ei, die hielte mich wohl fest!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirth, vom Rothen;
Dann ade, du trautes Nest!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geist der Heimathsonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Zieh'n die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Nun sei mir heimlich zart und lieb.

Nun sei mir heimlich zart und lieb;
Setz' deinen Fuß auf meinen nun!
Mir sagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;
Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt' ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger sein!

Und war es auch ein großer Schmerz.

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thät'st es noch einmal, mein Herz.



14. Rudolf von Gottschall.

Geb. den 30. September 1823 in Breslau.

Motto: Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
(Schiller.)

Selbstbekenntnisse Gottschalls.

Die Poesie, für welche ich in die Schranken trete, zeichnet sich durch den Schwung und die Tiefe der Gedanken, durch den Glanz und die Macht des Ausdrucks, durch den unerschöpflichen Reichthum der Phantasie, durch den hinreißenden Zauber der Begeisterung aus!

Ich verlange von der Poesie, daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes herausdichte, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan; denn nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborne Poesie darf auf eine Zukunft rechnen. So selbstverständlich dies scheint, so sehr wird gerade in unserer Zeit und in Deutschland dagegen gesündigt, indem eine alles sich aneignende Gelehrsamkeit, ein mit der Kultur aller Zeiten übersättigter Geschmack die unmittelbare Lebenskraft der Poesie verloren haben und noch mehr den Maßstab für das, was im Leben der Gegenwart Wurzeln zu schlagen vermag. Eine gewaltige Dichterkraft wird auch fremdartige Formen ihrem Genius dienstbar machen und, wenn dieser Genius auf der Höhe seines Jahrhunderts steht, die Nation mit wahrhaft neuen Schöpfungen bereichern;

doch wenn diese Formen nur äußerlich nachgeahmt werden, wenn wir in den Nachempfindungen einer untergegangenen oder exotischen Kultur aufgeh'n, in Ghaselen persisch und türkisch lieben, in Trimetern alte Griechenfürsten auf den Kothurn peitschen, in Minneliedern und Balladen altdeutsche Sprechweise aufwärmen und faustrechtliche Bravour feiern, so wird unsere Literatur nur den babylonischen Thurmbau in Scene setzen, eine allgemeine Sprachverwirrung hervorrufen und das Interesse der Nation so nach allen Richtungen zersplittern, daß zuletzt eine vollkommene Indifferenz gegen alle Poesie die Folge sein muß. Denn in der That, die erdrückende Masse einer den Markt überschwemmenden Literatur, in welcher selbst das Hervorragende sich nur schwer Bahn zu brechen vermag, wird ja gerade durch den erstaunlich thätigen Dilettantismus erzeugt, der an die Nation die Zumuthung stellt, sich für alle seine akademischen Studien zu interessiren, mag er seine Modelle aus China, Aegypten oder Lappland nehmen. Gerade nach dieser Seite hin wünschte ich, daß meine „Poetik" reformatorisch auftreten, daß sich Alle, welche die moderne Poesie in meinem Sinne auffassen, wie eine starke Phalanx um ihr Panier sammeln möchten. Ich wäre stolz darauf, nur die äußere Veranlassung zu einem Zusammenhalt für Gleichstrebende gegeben zu haben! (Aus der Vorrede zur „Poetik".)

Urtheil über Gottschall.

Heinr. Kurz: Gottschall ist einer der begabtesten, fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter der Gegenwart, dessen lyrische, epische und dramatische Erzeugnisse gleich beachtenswerth sind. Er haßt und bekämpft das Schlechte und Niedrige und ist für alles Hohe und Schöne begeistert. Wenn er auch in seinen späteren Dichtungen ruhiger und maßvoller geworden ist, als in seinen früheren, manche Ideen, für die er einst schwärmte, mehr oder weniger verlassen zu haben scheint, so ist er seinen Ansichten und Bestrebungen doch keineswegs untreu geworden, und er hat die jugendliche Kraft und Glut auch in seinen männlichen Jahren bewahrt. Er herrscht über einen umfassenden Gedankenkreis, seine Anschauungen sind tief und originell, seine Darstellung glänzend.

Lieder.

Sonett, an die deutsche Bühne.

Auch laß die Klytämnestren und Medeen
In ihren Gräbern ruh'n, die mörderischen!
Sie können nimmer diese Zeit erfrischen
Mit ihres Schicksals moderduft'gem Wehen!

Die Sonn' ist müd', die Gräuel anzusehen!
Uns soll nicht mehr die Schlangenbrut umzischen!
Zertrümmert ruh'n die Bilder in den Nischen —
Laßt auch die Götter stumm zum Orkus gehen!

Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepries'nen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, Ihr Dichter, von den großen Meistern!

Lucile Desmoulins.

Die Nacht ist kalt; es schauert der Tod,
Und blutig kommt das Morgenroth.
Es nahte der finstern Männer Schwarm;
Sie rissen ihn fort aus meinem Arm;
Ich irre, ich suche, ich find' ihn nicht —
Sie schleppen ihn fort zum Blutgericht.
Mir wanken die Kniee!

Die Seine fließet so stumm und trüb,
Als weinte sie um ein begrab'nes Lieb;
Der alte Dom von Notre-Dame,
Er stehet verschleiert in tiefem Gram.
Du Schatten in der Laternen Licht,
Unheimlicher Wächter, verfolg' mich nicht!
Ich irre und suche!

Die Seine wacht auf mit dem jungen Tag
Bei'm Gesang der Schiffer, bei'm Ruderschlag.
Die Kuppel von Notre-Dame erhellt
Ein Gruß des Lichts aus der ewigen Welt.
Doch meine Seele ist überwacht
Und flieht das Licht und wünscht sich die Nacht,
Das ewige Dunkel.

Ist's möglich, daß solch ein Glück vergeht,
Ein Leben in flücht'ger Minute verweht,
Daß eine feindliche Macht entringt,
Was die Seele mit tausend Armen umschlingt?
Dort bringen sie ihn bei Fackelschein!
Ihr finstern Männer, o haltet ein!
Ich fleh' auf den Knieen!

Camille, Camille — ich rufe dich!
Er streckt die Arme aus gegen mich;
Er schüttelt das Haupt und senkt es stumm;
Er geht und kehrt sich noch einmal um.
Im bleichen Antlitz wohnt der Tod;
Ja, blutig kommt das Morgenroth —
O Hülfe, Errettung!

Es wölbt sich der Himmel zur Todtengruft;
Es regt sich kein Arm, es schläft die Luft.
Wo das Messer zuckt, da ist's todt und still —
Ich komme, ich folge dir, Camille!
Wir gehen zusammen den letzten Gang:
Zwei Köpfe im Korbe — ein herrlicher Fang!
O freue dich, Henker!

Was schaut, ihr Männer, mir in's Gesicht?
Ich bin bei Sinnen, o zweifelt nicht!
Versiegt ist meiner Thränen Quell —
Führt mich zum Tode nur schnell, nur schnell!
O meine Jugend ist nur Trug —
Ich habe gelebt genug, genug!
Ich wünsche zu sterben!

Ihr zaudert? — Wenn euch mein Blick verführt,
Sei das Aug' verflucht, das die Glut geschürt!
Ha Mörder! Seht ihr mit Scepter und Kron'
Dort den blutigen Schatten, den Königssohn?
Den ihr gewürgt, euern König und Herrn,
Er war meiner Seele heiliger Stern!
Es lebe der König!

Ha endlich! Wie sie wüthen und schrei'n,
Dies rettende Wort gab Gott mir ein!
Sie fassen mich wild mit Blutbegier;
Du todter König, ich danke dir.
Ich hab' dich gehaßt so lange Zeit —
Die letzte Locke sei dir geweiht.
Es lebe der König!

Naturfrieden.

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätz'gen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken:

Selig hier zu ruh'n in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden,
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken,
Doppelt Entzücken!

Fern ab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphirend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit,
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ew'ge Gaben sind's, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg' und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden.



15. Emil Rittershaus.

Geb. den 3. April 1834 zu Barmen im Wupperthal.

Motto: Frisch, fromm, fröhlich, frei.

Das Licht in's Volk! Von allen Zinnen
Gepredigt wider jeden Trug,
Der gerne möcht' die Welt umspinnen,
Wie er sie einst in Bande schlug!
Das Licht in's Volk, daß es die Flügel
Des Geist's gebraucht in stolzer Kraft,
Daß es, entwöhnt von Joch und Zügel,
Sich selbst die bessre Zukunft schafft! —
Zu einem Bunde fest zusammen,
Die ihr das Herz der Menschheit weiht!
So wahr der Sonne Strahlen flammen,
Es kommt der Völker Pfingstenzeit!
(Rittershaus.)

Urtheile über Rittershaus.

Hermann Friedrichs (Emil Rittershaus. Sein Leben und Dichten. Allg. Literar. Correspondenz 1880). Rittershaus ist, abgesehen von einigen balladenartigen, erzählenden Gedichten, ausschließlich lyrischer Dichter. Jugendliche Geistesfrische, verbunden mit unendlich liebenswürdiger Gemüthsheiterkeit, welche selbst den an einigen Stellen zu Tage tretenden Ernst seiner Lebens- und Weltanschauung überwiegt, bilden die charakteristischen Grundzüge seiner Dichtungen. . . . Rittershaus beherrscht alle diejenigen Stoffe, welche das moderne Leben dem Dichter darbietet, mit Meisterschaft. Bald geißelt er mit scharfen Worten die falsche Poesie, welche sich in Nachklängen Heine'schen Weltschmerzes, überschwänglicher Sentimentalität, in Kraftgenialität und Amaranthlerei verliert, bald besingt er Freundschaft und Gattenliebe mit natürlichem Gefühl, letztere besonders in dem Abschnitt „Zuleika“ mit wahrhaft orientalischer Glut. Auch der Wein begeistert ihn zu lebenslustigen Liedern und seine „Vermischten Gedichte“

enthalten manche edle Perle in anmuthiger Fassung. „Welt und Seele," „Gott und Natur" sind seine Stoffe, und während er uns in jene mit dem Motto einführt:

Die Welt ist eine große Seele,
Und jede Seele eine Welt —

und in überaus sinnigen Gedichten den Beweis liefert, daß in der äußeren Umgebung des Menschen nur das ist, was in ihm selbst ist, legt der Dichter in diesem Abschnitt sein Glaubensbekenntniß ab. Zwar ist es kein katechetisches, denn einmal singt er:

Nicht in Wogen, nicht in Winden
Nicht in Lenz und Blütenlust —
Einzig ist der Gott zu finden,
Einzig in der Menschenbrust —

und das andere Mal sucht er Gott im Universum, dokumentirt aber auch in derselben Dichtung seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. . . . Noch hervorragender aber steht Rittershaus als Dichter der Familie da. . . . Wie alle dichterischen Erzeugnisse von Rittershaus aus der rosigen Frische der Gegenwart herausgegriffen erscheinen, so sind auch seine politischen Gesänge von ewigem Leben durchglüht und von der Jugend des schaffenden Dichtergeistes beseelt.

Lieder.

Was ist Dein?

Einst kommen Tage, aller Rosen baar.
Ich hab's bedacht, ich hab' es wohl erwogen.
Die Maientage, mild und sonnenklar,
Sind, eh' wir's glauben, schon vorbeigezogen;
Doch, wenn der Lenz, der Mai mit vollen Händen
Den Blütensegen auf die Erde streut,
So wird der Herbst dafür die Früchte spenden,
Wenn er auch keinen Blütensegen beut.

So bist auch dann du noch nicht lustberaubt.
Ja, selbst der Herbst hat seinen Blumensegen!
Sahst du nicht auf des todten Sommers Haupt
Den Asternkranz die Hand des Herbstes legen?
Noch Balsam gibt es stets für alle Wunden,
Und freudenlos ist keine Lebensstund'.
Das Leben hält noch in den letzten Stunden
Dir seinen Labebecher an den Mund.

Ein hohes Wort sprach einst der Heiland dort,
Da er gestanden hatt' im Kinderkreise.
„Wie Kinder werdet!" klang des Heil'gen Wort;
„Das Himmelreich ist ihrer!" sprach der Weise.
O, kennst du wohl die Seligkeit der Kinder?
O, weißt du, was der Kinder Himmel ist?
Das ist's, daß sie des Stundenglückes Finder;
Das ist's, daß schnell ein Kinderherz vergißt!

Hast du vollbracht, gethan, was du gesollt,
So keimt die Saat empor zu goldnen Aehren,
So wird die Liebe, wird die Freundschaft hold
Dir deine Sterbestunde noch verklären;
So wird sie helfend ihre Hand dir reichen,
Wenn dich bedrängt, wenn dich bedrückt die Noth,
Wenn deines Glückes helle Sterne bleichen
Und ob dem Haupt die Wetterwolke droht.

Die Welt ist besser, als dein Mund sie nennt.
Weh', wenn dein Aug' nur eitel Lüge schaute!
Noch manches Herz in Liebesflammen brennt,
D'rin nie die Falschheit ihren Tempel baute.
Beim ew'gen Gott! es ist nicht Trug und Schimmer
Die Glut des Edlen, die den Busen schwellt.
O, halt' ihn fest, o, laß den Glauben nimmer,
Den Glauben an die Menschheit, an die Welt!

Nein, senk' nicht trüb' und düster du das Haupt!
In Lieb' und Freundschaft lern' das Herz versenken.
Wer selbst sich traut, wer an sich selber glaubt,
Der wird auch Andern gerne Glauben schenken.
Lieb' die Lebend'gen! Ihnen weih' dein Streben!
Laß „Leben" stets dir Zweck des Lebens sein.
Mit ganzer Seele gib dich hin dem Leben.
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Frauengröße.

Willst du das Weib in ganzer Größe seh'n,
So sieh es nicht umstrahlt von Glückes Glänzen,
Wenn unumwölkt die Freudensterne steh'n,
So sieh's, wenn Dornen seinen Pfad bekränzen;

So sieh das Weib, wenn aus des Glückes Schooß,
Wenn von der Lust es hieß das Schicksal scheiden,
Denn wie der Mann in That und Handeln groß,
So ist's das Weib im Dulden und im Leiden!

O, sieh das Weib in opferfreud'ger Pflicht!
Im Arm des Weibes ruht der Mann, der kranke.
Aus ihrem Aug' die treue Liebe spricht!
Und ein Gebet ist jeglicher Gedanke.
Kein Stündlein, wo sie fern dem Liebsten blieb'!
Sie mag sich gern um ihn des Schlafs berauben.
O, sieh ein Weib voll opferfreud'ger Lieb'!
Ein solches sieh und lern' an Engel glauben! —

Ein krankes Weib, des Todes Beute halb;
Kaum trägt den Körper noch der Fuß, der matte,
Und dennoch spielet um die Lippen falb
Ein freundlich Lächeln, naht besorgt der Gatte.
Nur im Verborgnen still die Thräne fällt,
Daß sie dem Liebsten ihren Schmerz verhehle; —
Als Königin in des Gemüthes Welt,
Der unerforschten herrscht die Frauenseele.

Der schönste Preis.

Dem ward der schönste Preis der Preise,
Der nach der Jahre Leid und Lust
Noch lehnen kann das Haupt, das greise,
An eine lieberfüllte Brust;

Der, ob auch die Sirenen riefen,
Sich bei der stürmevollen Fahrt
Des Lebens in des Busens Tiefen
Den Frieden des Gewissens wahrt!

Pflichterfüllung.

Was die Natur dir hat gegeben,
Benutz dein zugewognes Theil,
Benutz es durch dein ganzes Leben
Zu deiner Brüder Glück und Heil!

Hast mit der Kraft, der ganzen, vollen,
Du treu geschafft zum Heil der Welt,
War gut und rein dein Streben, Wollen,
Hat Edles dir die Brust geschwellt:

Dann darfst gehobnen Hauptes wallen
Du freudig deinem Ziele zu,
Dann ist der Größte unter Allen
Nicht größrer Ehre werth als du!

Spruch.

Als Hoffnung, als Genuß und als Erinnrung naht
Das Glück sich dir und legt den Kranz auf deinen Pfad,
Doch wahrhaft Glück ist nur und seliges Entzücken,
Was als Erinnrung noch die Seele kann beglücken.

Denker und Dichter.

Die Weisheit ist wie rothes Gold,
Das in der Berge Adern rollt;
Das Lied ist wie der Sonnenschein,
Von oben fließt's in's Herz hinein!

In Schutt und Stein verborgen ruht
Der Weisheit Schatz, das goldne Gut.
In Himmelsfernen, morgenhell,
Entspringt der frische Liederquell.

Der ernste Denker sitzt und sinnt,
Daß er der Weisheit Schatz gewinnt;
Der Sänger auf zum Himmel sieht,
Und sieh, der Seele blüht ein Lied.

Das Auge.

Die Welt ist eine große Seele
Und jede Seele eine Welt;
Das Auge ist der lichte Spiegel,
Der beider Bild vereinigt hält.

Und, wie sich dir in jedem Auge
Dein eignes Bild entgegenstellt,
So sieht auch Jeder seine Seele,
Sein eignes Ich nur in der Welt!

Unmuth.

Das ist in unsrer Zeit das Trübe,
Und unser größter Fluch ist das:
Wir haben keine ganze Liebe
Und haben keinen ganzen Haß!

Der Blüte gleichen die Gedanken,
Die ohne Frucht vom Baume fällt,
Ein „zwischen Erd' und Himmel schwanken",
Ein Hamletleben führt die Welt.

Ach, selbst der Sonnenschein des Geistes
Ist heut' nur Wintersonnenschein.
Wer für ein Wagniß, für ein dreistes,
Wer setzte wohl sein Leben ein?

Wir tappen in der Nacht gleich Blinden;
Wir irren ängstlich hin und her
Und wissen keinen Preis zu finden,
Der eines Lebens würdig wär'!

Begeistrung ist uns längst genommen;
Wir fürchten jeden ernsten Strauß.
Wann wird der Held, der rechte, kommen,
Der spricht: „Mir nach!" und geht voraus?



16. Julius Hammer.

Geb. den 7. Juni 1810 zu Dresden; gest. den 23. August 1863 in Pillnitz bei Dresden.

Motto: Schau um dich und schau in dich. — Lerne, liebe, lebe.
(Titel Hammerscher Gedichtsammlungen.)

Lehre mein Lied, wer's kann; nicht deshalb sang ich's, — ich dank' es
Gott, der im Streben nach ihm Schönheit mich finden gelehrt.

Urtheil über Hammer.

Emil Kneschke: Durch „Schau um dich und schau in dich" erwarb Hammer Ruf in den weitesten Kreisen. Er st in der Spruchpoesie ein Nachfolger Rückert's, Leopold Schefer's und Sallet's und seine durch schöne Form und Sinnigkeit charakterisirten Leistungen in diesem Fache geben den Eindruck einer sittlich reinen und begabten Individualität, der es mit der Bildung des Geistes und Herzens Ernst ist und die sich „still und bewegt" in die Geheimnisse der Welt einlebt. Jedenfalls war „Schau um dich und schau in dich", wie die erste, so auch die bedeutendste von allen Hammerschen Spruchgedichtsammlungen. Eine eigene Betrachtung verdient „Unter dem Halbmonde". Wir erhalten in diesem „osmanischen Liederbuche" nicht Uebertragungen, sondern Nachbildungen, nicht sowohl osmanische Gedichte in deutschen Lauten, als vielmehr deutsche Lieder mit osmanischer Färbung. So ist, was er uns bietet, nicht Uebersetzung vorhandener Originale, sondern allerliebste, künstliche Anempfindungspoesie, nach vielen Vorgängen (z. B. Goethe's Divan, Rückert's orientalischen Prachtgesängen,

Bodenstedt's Liedern des Mirza-Schaffy ꝛc.), ein freilich nicht zum ersten Mal vernommenes, aber im Vergleich mit jenen sogar kaum abgeschwächtes Echo aus dem morgenländischen Dichterhain, im Einzelnen sehr schön in der Musik der Verse und neu in Inhalt und Wendung.

Lieder.

Siehst du den Schlaf auf einem Augenlide.

Siehst du den Schlaf auf einem Augenlide,
O, stör' ihn nicht, denn heilig ist der Friede,
Mit der er eine Menschenbrust begnadet;
O, stör' ihn nicht, wenn deinen Feind er auch
Umweht mit seinem sanften Balsamhauch,
In des Vergessens Wunderquell ihn badet!

Achtsamen Herzens hemme deine Schritte!
Verscheuch' mich nicht! Mit dieser frommen Bitte
Spricht jeder Athemzug des Schlafs dich an;
Leis auf den Zehen schleich' an ihm vorüber
Und wünsch' ihm, daß kein Traum, kein banger, trüber,
Sich neidisch möge seinem Frieden nah'n.

Bei jedem Schlafe hält ein Engel Wacht,
Der legt den Finger auf die Lippen sacht
Und winket schweigend dir: Sei stille! zu;
Auch selbst bei dem entschlafnen Missethäter
Wacht er, ein ernst versöhnungsvoller Beter
Um Frieden für die Seele ohne Ruh'.

Ja, heilig ist der Schlaf, wie die Natur,
Wie das geheime Wachsthum auf der Flur,
Das leise webt im Blatt und in der Blüte.
So ist auch er ein stillgeheimes Weben,
Und keine Waff' ist ihm zum Schutz gegeben,
Hegst du vor ihm nicht Ehrfurcht im Gemüthe!

Was zagst du ohne Trost und Muth.

Was zagst du ohne Trost und Muth,
Weil dich der Sturm umbraust?
Der Himmel wird dich nicht verlassen,
Wenn du dir selbst vertraust.

Er führt uns nicht am Gängelband,
Er lehrt uns, frei zu sein;
Wir sollen nicht in unsrer Schwäche
Nach seiner Gnade schrei'n.

Nur der, der muthvoll ringt und strebt,
Ist würdig des Gebets;
Der Gottesfreund, der wahre Fromme,
Ist auch der Starke stets.

Das Glück, das dir von außen kommt,
Ist leicht wie dürre Spreu;
Nur was aus deiner Seel' erwachsen,
Bleibt deiner Seele treu.

Bist du nur Eins mit Sturm und Nacht
Und wildem Wettergraus,
So bleiben dir auch milde Tage
Und Sonnenschein nicht aus.

Und sinkt dein Glücksstern, ist gewiß
Ein neuer dir nicht fern;
Getrost, mein Herz! der Stern des Abends
Ist auch der Morgenstern!

Durch die Felder mußt du schweifen.

Durch die Felder mußt du schweifen,
Die im Sonnenstrahle prangen,
Durch die grünen Wälder streifen,
Ist dein Herz von Gram befangen;
Laß von Quellen, laß von Bächen
Ueber dich den Segen sprechen!

Nicht in deiner dumpfen Klause
Sitze mit des Schmerzes Geistern,
Herren werden sie im Hause,
Draußen wirst du sie bemeistern;
Draußen vor dem freien Glücke
Fliehn sie scheu und klein zurücke!

In der Lüfte Wellen tauche
Deine Brust, die kummerschwüle,
In des Himmels reinem Hauche
Deine heiße Stirne kühle;
Schau, allüberall liegt offen,
Wie gediegnes Gold, das Hoffen!

Wieder lernst du frohe Lieder,
Und mit menschlich schönem Triebe
Lernest du die Liebe wieder,
Ach, die längst vergess'ne Liebe;
Quellen, Bäume, Blumenkerzen
Reden dir von Menschenherzen!

Das ird'sche Leben unvollkommen.

Das ird'sche Leben unvollkommen
Erspart Keinem Leid und Qual;
Doch nimmer ist dem echten Frommen
Die Erd' ein bloßes Jammerthal.

Das ird'sche Leben unvollkommen
Läßt leicht uns die Versuchung nah'n:
Doch nimmer ist dem echten Frommen
Der Mensch nur sündig angethan.

Das irb'sche Leben unvollkommen,
Bringt oft wohl Geist und Sinn' in Streit;
Doch nimmer ist dem echten Frommen
Freud' an der Welt schon Sündigkeit.

Das irb'sche Leben unvollkommen
Spricht: „Kämpfen thut dir täglich noth!“
Doch nimmer heißt dem echten Frommen
Ein wackrer Kampf nur Thränennoth.

Das irb'sche Leben unvollkommen
Läßt nur auf Sand die Schwachen bau'n;
Fest baut die Hand des echten Frommen
Durch gute That und Gottvertrau'n.

Das irb'sche Leben unvollkommen,
Vollkommner mach' es mit auch du,
Und steur' im Bund der echten Frommen
Dem Ziel der Wahrheit muthig zu!

O sage nicht, dir sei von Schmerzen.

O sage nicht, dir sei von Schmerzen
Beschieden allzu schwere Last,
Wenn du am treuen Mutterherzen
Noch eine Ruhestätte hast!
Zu solcher Stätte schwebt von oben
Der Engel gern, der einst den Stein
Von des Erlösers Gruft gehoben, —
Er wird auch dir die Brust befrei'n.

Was dich dein Leben läßt erfahren
Am hohen Tag, wie schön er wär',
Nichts Bess'res kann es dir bewahren,
Als Licht von deinem Morgen her;
Beginnt dein Haar auch zu ergrauen,
Die Kindheit sank nicht ganz in Nacht,
Darfst du noch Der in's Auge schauen,
Die deinen ersten Traum bewacht.

Du schauderst, wenn dem Sinnentriebe,
Dem Eigennutz in dieser Welt
Die kaum entsproßne Saat der Liebe
Auf's Neue stets zum Opfer fällt?
Sieh, stets auf's Neu' drängt sie entgegen
Dem Lichte sich in heil'gem Schmerz,
Und ihren reichen Erntesegen
Verbürgt dir deiner Mutter Herz.

O dank' es Gott in tiefster Tiefe,
Daß er dir solches Kleinod ließ;
Welch Glück für dich im Keim auch schliefe,
Kein reinres blüht dir doch als dies!
Es wird dir Frucht auf Frucht erwerben,
Wenn längst im Grab die Mutter ruht,
Und gibt zuletzt ein friedvoll Sterben
In ihrer treuen Liebeshut.

Vorwärts den Blick und aufwärts stehe.

Vorwärts den Blick und aufwärts stehe,
Sieh traurig sinnend nicht zurück;
Wie dir auch wechsle Freud' und Wehe,
Der Muth im Herzen ist dein Glück.
Es nimmt ein allumfassend Schauen
An deinem Leben liebend Theil —
Ein gotterfülltes Selbstvertrauen
Führt dich den sichern Weg zum Heil.

Hat dich ein bittres Leid getroffen,
So scheue nicht ein doppelt Müh'n;
Am schönsten pflegen Trost und Hoffen
Im Schweiß der Arbeit aufzublühn.
Laß heiß ihn von der Stirne thauen,
Nicht jeder Pfad ist hart und steil —
Ein gotterfülltes Selbstvertrauen
Führt dich den sichern Weg zum Heil.

Wer wuchern kann mit eigner Stärke,
Ist zwiefach stark und zwiefach frei;
Drum sorge, daß zum kleinsten Werke
Die ganze Kraft gesammelt sei!
Vermagst du auf dich selbst zu bauen,
So fürchte keines Unheils Pfeil —
Ein gotterfülltes Selbstvertrauen
Führt dich den sichern Weg zum Heil.

Es wandelt ihrem Ziel entgegen
Die Menschheit den gemeßnen Gang;
Zahlloser Kräfte rastlos Regen
Beseelt der eine mächt'ge Drang.
Zu immer mehr erhöhtem Schauen
Des Ganzen zu befrei'n den Theil,
Führt gotterfülltes Selbstvertrauen
Die Menschheit ihren Weg zum Heil.

Sprüche.

Liebe die Guten mit treuem Muthe;
Dann hast du das Gute.

Lern' dich bescheiden; dann, was auch schiede,
Bleibt dir der Friede.

Sei fromm ergeben; dann, was auch komme,
Weißt du, was fromme.

Fester Grund sei deinem Ich:
Nie dein Wort zu brechen;
Drum vor Allem hüte dich,
Großes zu versprechen.

Aber, auf dich selbst gestellt,
Handle groß im Leben,
Gleich, als hättest du der Welt
Drauf dein Wort gegeben.

Siehst du an einem Freund sich einen Fehler zeigen,
So denk' an deren zwei, die dir sind selber eigen.

Dann wird dich nicht ein dritter, der schlimmste, übereilen:
Zu richten rasch und strenge, statt mit Geduld zu heilen.

Erst wenn es dir gelungen, dich selber zu bezwingen,
Wird dir an deinem Bruder der edle Zwang gelingen.

Der Zwang, der aus ihm selber, aus seiner Kraft entspringt,
Durch die er einer Fessel sich würdevoll entringt.

Ein doppelter Gewinn blüht dir aus solchem Werke —
Erlösungsmittlerin ist stets die wahre Stärke.

Ein Richter, der verdammt, ist stark nur im Vernichten,
Des echten Richters Amt ist: wieder aufzurichten.

Die Sonne und der Mond sind Gold- und Silberscheiben,
Auf welche Tag und Nacht das Lob des Schöpfers schreiben.

Zum Schaffen schaff' dir erst gut Werkzeug, aber merke:
Das beste Werkzeug ist nicht Werk, nur Zeug zum Werke.

Schon Mancher rang vergebens ein Leben lang nach Heilung
Von tiefer Herzvergiftung durch *eine* Uebereilung.

Würd' auch mit Härlein nur das Meer geschöpft, es sänke
Am Ende doch, wenn's nicht von neuen Quellen tränke.

Wer einen Freund sich suchet, der keinen Fehler habe,
Schleppt freundlos seine eignen Gebrechen bis zum Grabe.

Dem Tod die Macht zu nehmen, ist dir die Kraft gegeben,
Und Zeit, die Kraft zu üben, gibt jeder Tag im Leben.

Was würdest du zu einem sagen,
Der eine schwere Last muß tragen
Und woll' auf seinem Weg zum Ziel,
Das ihm verheißt, sie zu entzücken,

Nach Blumen rechts und links sich bücken?
Du lachst — und treibst doch selbst ein Spiel,
Thor, dem, entscheidend für dein Leben,
Ward schwere Arbeit aufgegeben.

Durch ein festes Herz bezwinge
Was von Außen kommt im Leben,
Und mit redlichem vollbringe,
Was in deine Macht gegeben.

Schau' ich an das Menschenleben,
Will mir's oft das Bild nur geben
Eines Mäusleins, das verzagt
Hin und her in Aengsten jagt.

Kenntniß, sie ist noch nicht Erkenntniß, und Erkanntes
Ist leblos, ist es nicht im Leben Angewandtes.

Wer eine Wohlthat nicht mit Dankbarkeit vergilt,
Trübt selbst die Quelle sich, die ihm den Durst gestillt.

II. Fortentwickelung des Romanticismus.

1. Jüngere Romantiker und Nachzügler derselben.



1. Friedrich de la Motte Fouqué.

Geb. den 12. Februar 1777 zu Brandenburg; gest. den 23. Januar 1843 in Berlin.

Motto: Auf unser deutsches Vaterland drückten Tage, die noch gar nicht lange vorüber sind, die aber vor dem gewaltigen Gange der durch Gott verhängten Weltbegebenheiten nachgerade in den Hintergrund zu treten beginnen: Tage der Schmach und der Noth, wie sie in solchem pressenden, ja vernichtend scheinenden Maße seit den frühesten Zeiten unsrer Geschichtskunde noch nun und nimmermehr dagewesen sind. — Und so etwas soll und darf nicht in den Hintergrund zurücktreten, denn theils möge es uns ein warnendes Denkmal des ernsten, göttlichen Zornes bleiben, theils ein tröstliches, dankerweckendes Denkmal errettender göttlicher Huld. Nieder in den Staub davor, ihr menschlichen Geschlechter, und zittert und betet an, und jubelt und betet an! Denn der Herr hat auch wohl noch entsetzlichere Pfeile in seinem Köcher, und noch lieblicheren Balsam in seinen Gefäßen.

(Aus der Vorrede zu dem Heldenspiel „Hermann“ von Fouqué 1818.)

Urtheile über Fouqué.

Heinrich Heine: Welch' ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen; das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es: Undine.

Das Originale und zugleich Ergreifende und auch das eigentlich Bleibende und Wertvolle an Fouqué's Werk (Hermann, ein Heldenspiel) liegt in der Wiedergabe jener Stimmung, die — ich möchte sie als Festesstimmung bezeichnen —

auf die Trauer der verflossenen Jahre folgte, und die — denn leider sollte sie nicht lange währen — der Dichter in seinem Werk festgehalten hat. Die Hermansschlacht hatte in Zeiten der Not Kleist geschlagen; Fouqué fühlte sich zum Dichter des Sieges berufen. Wenn er die „Wehrmänner des Cheruskabundes“ den Jahrestag der Schlacht feiern läßt unter dem Anzünden von Freudenfeuern auf den Bergen, wer denkt da noch an die Schlacht im teutoburger Walde? Die Völkerschlacht bei Leipzig war es, die Freudenfeuer und Dankgottesdienste vom 18. Oktober, die der Dichter verherrlichte und welche er in ein vorgeschichtliches Faktum versteckte. Die Wonne der ersiegten Freiheit zieht durch das ganze Werk und findet ihren Ausdruck in ergreifenden Worten, die, seltsamer Weise ganz kleistisch klingend, wie eine Stimme aus dem Grabe des todten Sängers emporsteigen.

Lieder.

Lebensmuth.

Das Schwert an der Seite,
Die Leier zur Hand!
Wohl lockt in der Weite
Manch' liebliches Land;
Wohl winken Gestalten
Von Helden dir zu;
Vertrau' ihrem Walten,
Entstrebe der Ruh'!

Was wolltest du zagen?
Bist rüstig belebt.
Vermagst ja zu wagen,
Wo Schwachsinn erbebt,
Vermagst ja, zu singen
Manch' kräftiges Lied;
Viel kann er erringen,
Den Muse durchglüht.

Und ob dich verkennen
Die Thoren umher,
Im Busen doch brennen
Dir Flammen so hehr.
Nie glänzet dem Matten
Das Sonnenlicht frei,
Leicht ziehen die Schatten
Dem Kühnen vorbei.

Thurmwächterslied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Luft,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Flut entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht:

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nah'n,
Der denke: „Gott hilft wohl gleich“.
Wen das wilde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich.

Zu Fichte's Reden an die deutsche Nation.

Dies sprach ein vielgetreuer Mund
Aus vielgetreuem Herzensgrund.
Er sprach's in Mitten gift'ger Feinde,
In Mitten der besorgten Freunde;
Fort quoll die Rede stark und wahr,
Gab Licht und Leben offenbar,
Und durft' ihm doch von all' den Schlimmen
Kein Einz'ger nur ein Härlein krümmen;
So hoch geht über bösen Rath
Des Deutschen Manns getreue That.

Königslohn.

Sie saßen im Schiff bei Meth und Wein,
Und hatten viel Plaudern und Singen;
Ein Jeder gab and're Worte d'rein
Von lauter ergötzlichen Dingen.

Da sieht vom heiligen Ostseestrand
Ein Berg hinaus in die Wellen,
Und ein Kaufmann starrt empor an das Land,
Und er fühlt den Geist sich erhellen.

„Dort liegt, dort liegt, ihr Gesellen mein!
Uralt ein König begraben;
Der soll um herrlicher Thaten Schein
Bei uns seine Ehr' auch haben.“

D'rauf rollet die Sag' ihm kühn vom Mund,
Daß Alle horchen und schweigen,
Und vor dem gestorbenen Herrn zur Stund'
Mit Geist und Leibe sich neigen.

Und lang und vielfarb' war die Mähr',
Und kam nicht früher zum Rande,
Als bis schon Nacht lag über'm Meer;
Da warf man Anker am Strande.

Und wie zum Schlafen sich Jeder legt,
Seh'n sie mit wonnigem Grauen
Das Grab, so den rühmlichen Helden hegt,
Ganz nah' in die Wolken schauen.

Es waren des Kaufmanns Augen kaum
Von Nacht und Schlummer umfangen,
Da kam zu ihm ein gewaltiger Traum:
Der König, der kam gegangen;

Glut seine Augen, der ganze Held
In flammenden Waffen und Decken.
Man fände wohl auf der weiten Welt
Kein solch' erfreuliches Schrecken.

Und er sprach ihn an, und er sang ihm zu,
Die Waffen klirrten dazwischen:
„Du hast gewußt, in der dunkeln Ruh'
Mein Herz mit Lob zu erfrischen.

Dem König in seiner stolzen Lust
Vermag man nicht Vieles zu geben.
Doch ein schönes Lob freut jegliche Brust,
Das lohnt' ich auch reichlich im Leben.

Die Schätz' in den dunkeln Kammern mein,
Die will ich jetzo dir spenden.
Sie geben dem Todten doch wenig Schein:
Nimm du sie aus bleichenden Händen!

Komm' in den Hügel um Mitternacht,
Wann der Nordstern hell ist entglommen!
Ich steh' in Waffen, und halte die Wacht,
Daß Elf und Hexe nicht kommen.“

Der Morgen schien auf, der Traum zog fort,
Die Andern fließen vom Strande;
Der Kaufmann, vertrauend auf Königswort,
Blieb heimlich wartend am Lande.

Und um die Nacht, um die Mitternacht,
Da ist's ihm zu eigen geworden.
Froh kam er aus tiefem Grabesschacht,
Der reichste Kaufmann im Norden.

Kriegslied freiwilliger Jäger.

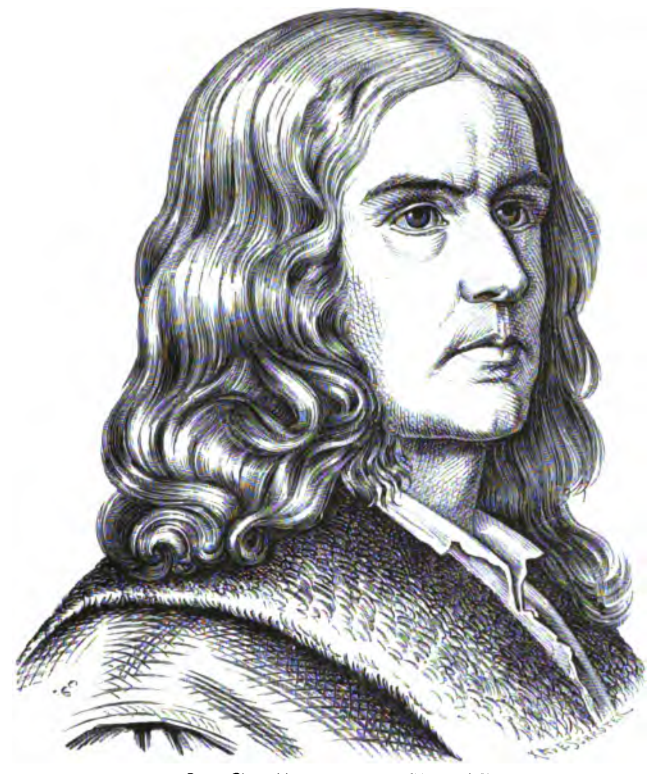
Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh'!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Herd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, keck bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die Liebsten sind.
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

In's Feld, in's Feld gezogen
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind,
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.



2. Adelbert von Chamisso.

Geb. den 30. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt (in der Champagne);
gest. den 21. August 1838 in Berlin.

Motto: Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen.

Und der hat das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut;
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.

Urtheil über Chamisso.

Karl Fulda (Chamisso und seine Zeit. 1881.): Die Bestimmtheit des thätigen Menschen entwickelt sich in dem Verhältniß zum Leben; es wird die sich bildende Kraft unter Einwirkung und Gegenwirkung durch Inneres und Aeußeres unablässig bewegt. In den vielfachen Conflikten und Kämpfen des stetem Wechsel unterworfenen Daseins steht der Mensch mit seinem Selbst, sich bekräftigend und festen Boden gewinnend handelt er. Erhält in diesem Läuterungsproceß die Freiheit die ihr gebührende Ober-hand über die entgegenstrebende Nothwendigkeit der Natur, so ist das Produkt Originalität und wirkt diese in einem abgeschlossenen bestimmten Willen, so hat

der Mensch Charakter. Im Wollen vollendet er sich. Gesetz und Bestimmung lösen sich da mit der Thätigkeit in Eins auf und wie in dem Individuellen die Einheit der Natur, so wird hier die Einheit der Freiheit, welche auch die Natur beherrscht, sichtbar. Charakter ist ein im Sinnen und Empfinden, im Wollen und Handeln in sich abgeschlossenes organisches Dasein, welches den Menschen als den Einen unter Allen, als den immer Gleichen offenbart, der bewährt, wie er durch eine freie Seele die Natur bezwungen, in sich eine ganze Welt aufgenommen hat, in ihm die Menschheit, welche nur der Gedanke begreift, zur Gestalt geworden ist und so sich eine Grundidee des Lebens ausspricht. Ein solcher Charakter aber war in eminentem Grade Adelbert von Chamisso. Varnhagen bezeichnet ihn als eine der merkwürdigsten Gestalten seiner Zeit, als eine höchst eigenthümliche, wie sie einzig in jenen Zeitumständen entstehen konnte, als ein „Phänomen, das, wie es früher nicht da gewesen, auch in dieser Weise kaum wiederkehren wird.“ Die gewaltigen, aus dem Gegensatze der französischen und deutschen Nationalität entspringenden Widersprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald durch die äußeren Ereignisse in der damals so sturmbewegten Welt sich erkennbar machten, waren vollkommen dazu angethan, Menschen gewöhnlichen Schlags ganz oder theilweise umzuwerfen, sie fortzureißen, zu hemmen und zu beherrschen — aber über Chamisso's treue redliche Seele, über seinen hochherzigen gestählten Charakter vermochten sie nichts. So gestaltete sich sein Lebenslauf schon für den äußeren Blick als ein außerordentlicher und bedeutender, während sich für den inneren eine noch reichere Welt eröffnete. Die Poesie ist eine heilige Kunst, eine sittliche Macht. Wer ihr Priester und Pfleger sein will, der muß rein sein an Herz und Hand; er muß der gebietenden Stunde gehorchen, in welcher der Gott ihn anrührt, will er anders von seinem Geiste einen Hauch verspüren. Und ein Zeuge der ewigen Wahrheit, ein Tröster der Menschheit, welcher er in silbernen Schalen die goldenen Aepfel der Kleinodien seiner Poesieen darreichte, ist durch seine Dichtungen wie durch sein Leben Chamisso gewesen. Er vereinigt deutsche Klarheit und Schärfe des Gedankens, deutsche gemüthvolle Innigkeit und deutschen Ernst mit französischer Feinheit und Eleganz, mit französischer Heiterkeit und französischem Witze. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch große Tiefe und Zartheit der Empfindung aus, in seinen epischen Dichtungen läßt er die Charaktere und Seelenzustände in psychologischer Wahrheit hervortreten, ohne sich in unbestimmte Malerei zu verlieren. Ein Lieblingsdichter unseres deutschen Volkes ist er nicht nur durch seine hohe dichterische Begabung, sondern meist auch durch den trefflichen Sinn geworden, der seine Schöpfungen durchdringt. Ueberall tritt uns aus seinen Dichtungen die heiligste Liebe zur Wahrheit und zum Guten, der entschiedenste Haß gegen das Schlechte und Gemeine, namentlich gegen die Heuchelei, entgegen. Daneben war ihm heißes Verlangen nach gründlichem Wissen eigen, mit großem Eifer und Erfolge erfaßte er die Naturwissenschaften; Alexander von Humboldt hat es mehrfach ausgesprochen, daß Goethe und Chamisso zu den größten Naturforschern zählen würden, wenn sie mit der ganzen Kraft ihres Geistes auf dieses Gebiet allein sich geworfen hätten. Chamisso gehörte zu den auch dadurch besonders merkwürdigen originellen Dichtern, daß er in seinen Gedanken und Poesieen stets den Nagel auf den Kopf traf und bei allen Volksklassen ein Zujauchzen und einen zündenden Beifall erregte, die eben bewiesen, wie der Meister den besten Schuß gethan. . . . . Chamisso's eigner Wahlspruch war, wie seine Kinder ihn aus seinem Munde gehört, in seinem Leben ihn stets befolgt gefunden und ihn mir mitgetheilt haben:

„Wo Deine Bahn Dich hingeführt hat, da lasse keinerlei schlechtes Andenken zurück.“

... Er ist auch der Seinigen Richtschnur geworden. Weil hervorragende dichterische Gestalten wie die Chamisso's nur schwer in ihrer Vollständigkeit und wahren inneren Bedeutung erkannt werden, scheint das Interesse an ihm und den aus den geheimsten Tiefen des Menschenherzens von ihm angeschlagenen Tönen in neuerer Zeit etwas mehr in den Hintergrund getreten zu sein.... Der goldene Inhalt seiner Poesieen, welche zu den edelsten und duftendsten Blüten unserer Lyrik gehören, half dem auf französischer Erde geborenen Dichter im Herzen des deutschen Volkes einen festen Platz zu gewinnen. Er wurde einer seiner Lieblinge —

„war er auch Fremdling unserm deutschen Norden,
in Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
— wer ist wohl heimischer ihm worden?"

Lieder.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgcapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiter'm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Der Bettler und sein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
Da schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herr'n von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns Zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm' her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Straßen
Das wogende Gedränge kaum. —
Der Kaiser naht, der Herr der Welt;
Hebt Siegeslieder an zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen! —

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er läßt den Einen unberührt;
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meißel und den Hammer führt;
Der läßt den Zug vorübergeh'n,
Und nicht im Tagewerk sich stören,
Als hab' er Augen nicht, zu seh'n,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.
Er hat sich ihm genaht, er fragt:
„Was schaffst du da?“ — „Den Stein behauen!“
Entgegnet der, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf in's Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
Du schlugst dich gut, du warst Sergeant;
Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
Vergessen hier und unbekannt?“
„Ich habe meine Schuldigkeit
Gethan, o Herr, zu allen Stunden,
Und ward nach ausgedienter Zeit
Von Eid und Kriegespflicht entbunden!“

„Es thut mir leid, im Heer zu missen,
Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
Des Kaisers Gnade sucht dich auf!“
„Ich brauche nichts, die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Laß mich behauen meinen Stein,
Und deiner Gnade nicht begehren.“

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnen-umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du sieh'st es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei;
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schau'st grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nicolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich,
Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
Und er darauf: sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitter'm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Queer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah:
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müh't und sich erbost, —
Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hat die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt. —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Frauen-Liebe und Leben.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her;
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen
Glaub' ich blind zu sein.

Er, der Herrlichste von Allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Muth.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen!
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demuth ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von Allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausend Mal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann;
Sollte mir das Herz auch brechen,
Brich, o Herz, was liegt daran!

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter Allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's — er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum.
Ich fand allein mich, verloren
Im öden unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blicke erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrthe Zier.

Als ich befriedigt,
Freudiges Herzens,
Dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine thörichte Bangigkeit;
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demuth
Mich verneigen dem Herren mein.

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar.
Aber euch, Schwestern,
Grüß' ich mit Wehmuth,
Freudig scheidend aus eurer Schaar.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann;
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir!

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt' ich nur mit Worten,
Wie ich's sagen soll;
Komm und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will in's Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab' ob manchen Zeiten
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt.
Hat mich unterwiesen,
Wie, nach allem Schein,
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Thränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann;
Bleib' an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildniß
Mir entgegen lacht.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schauest mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan,
Der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
Die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Inn'res still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
Du meine Welt!

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein süßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch.

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward, wie du, auch Braut,
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück.

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Muth,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Glut.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Muth,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser d'rum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und Alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

Winter.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Muth,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben,
Wie ein Nebelwind!

———



3. Justinus Kerner.

Geb. den 18. September 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg; gest. den 21. Februar 1862 zu Weinsberg.

Motto: Einst trug ein seltsam Wappen
Dein Schild; zu deinem Knappen
Erkorest du den Scherz;
Und nachher sang und fühlte
Die Brust — die Hand, sie kühlte
Der Menschheit Pein und Schmerz;
Doch stets ist gleich geblieben
Im Glauben, Ahnen, Lieben,
Dein unverwüstlich reiches Herz.
(Gustav Pfizer.)

Urtheile über Kerner.

Otto Roquette: Zu Uhlands schwäbischen Genossen gehörte Justinus Kerner, dessen Haus zu Weinsberg, am Fuß der Burg Weibertreue, den eigentlichen Mittelpunkt des literarischen Kreises bildete. Sein Verkehr mit Hellseherinnen und Gespenstern, über den er leider öffentlich Rechenschaft gab (die Seherin von Prevorst; Magikon), wurde schon von den Freunden belächelt, in weiteren Kreisen minder duldsam betrachtet. Ein krankhaft reizbares Wesen geht auch durch seine Lyrik, daneben macht der Humor und eine ausgelassene Phantasie (Reiseschatten) sich geltend. Nur wenige Lieder (wie „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“) geben eine ungetrübte Stimmung wieder.

Joh. Scherr: .... Justinus Kerner, dessen geisterseherische Schriften ihn als Romantiker höchster Potenz erweisen. Als Dichter variirt er stets das Thema des romantischen Heimwehs nach dem Jenseits, oft in Tönen, die das Herz mit räthselhafter Gewalt ergreifen. Seine Lieder sind wirkliche Lieder, kurz, unmittelbar, sangbar. Seine Romanzen bewegen sich in düster visionärer Sphäre, aber in den höchst originellen Reisebildern „Die Reiseschatten" und in dem Schattenspiel „Der Bärenhäuter im Salzbade" mischt sich dem visionären Element ein Humor und Witz bei, der oft in den groteskesten Sprüngen einhersetzt.

Lieder.

Die schwäbische Dichterschule.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?"

Fremder Wanderer! o gerne will ich solches sagen dir:
Geh' durch diese lichte Matten in das dunkle Waldrevier,
Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durch's Meer;
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend lust'ger Vögel Heer;
Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht sieht,
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit;
Trete dann aus Waldes Dunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;
Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Eb'nen wogt und wallt,
Drüber in den blauen Lüften Jubelruf der Lerche schallt;
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur!

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein,
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht steh'n,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu geh'n.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das fernste Land.

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster!
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

Vogelweid.

Vogelweid, der Minnesänger, als der Welt er Abschied gab,
Sprach: Vergönnt in Würzburgs Münster meinem müden Leib ein Grab!

Sprach: euch Klosterbrüdern allen sei mein zeitlich Gut verlieh'n!
Streut dafür ihr täglich Futter auf mein Grab den Vögeln hin.

Denn von diesen kleinen Sängern lernt' ich meinen Minnesang,
Ihnen bring' das Futter täglich meines Herzens frischen Dank.

Sprach's und stille stand sein Herz nun, stille, was er trug und litt.
Requiem die Mönch' ihm sangen, und die Vögel sangen mit.

In des Kreuzgangs Hallen senkten sie den müden Sänger ein
In ein Grab, das sie bedeckten dann mit seinem Bild von Stein.

Doch gehorsam dem Gebote, das er noch im Sterben gab,
Fütterten die Mönch' all' Vögel Mittags auf des Sängers Grab.

Und der kleinen Minnesänger flogen immer mehr und mehr,
Selbst im Regen, selbst im Sturme, auf das Grab des Sängers her.

Auf der ries'gen Lind' am Kreuzgang, auf des Stifters Wappenschild
Ob dem Eingang, auf den Gräbern, auf des Sängers steinern Bild,

Auf dem Kreuzstock jeden Fensters, auf der Thüren Schloß und Band,
Stritten sie den Streit der Wartburg, den der Sänger einst bestand,

Sangen sie in lust'gen Weisen Lieder voller Lob und Freud',
Und aus ihren Kehlen schallte hell der Name: Vogelweid!

So geehret war der Sänger, bis einst sprach ein Aebtlein feist:
„Aufwand! mit dem Mehl des Brotes Fastende, nicht Vögel speist!"

Wann die Mittagsglocke tönte, flogen wohl vom Thurm herab,
Von der Linde, aus dem Walde all' die Vögel noch auf's Grab.

Doch bald kreischend, doch bald klagend, flogen sie dem Thurm um's Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.

All' der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr',
Nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.

Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
Nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Korniloff's Tod.

Pontusflotte! zogst die schwarzen Flaggen auf im Abendroth,
Weh! es ist ein Aar des Meeres, Korniloff, dein Führer, todt.
Hat er nicht um deine Masten einst gekreist in der Gefahr?
Nicht als bange Trauermöve, nein! als kühner Meeresaar!
Ja! als solcher flog mit schnellem Flug er nach Sebastopol,
Als dort von granit'nen Mauern Donner eines Sturms erscholl.

In dem Donner rief er: „Brüder, das ist unsres Vaters Land
Und Sebastopol die Perle seiner Krone; — haltet Stand!
Laßt dem Feind die Meeresperle, laßt Sebastopol ihm nicht!
Selbst wenn ich's befehlen würde, schießt mich todt nach Recht und Pflicht!
Wo des Kreuzes heil'ge Fahne noch Todtwunden Tröstung ist,
Wo die Geister der Gefallnen Gottes Mutter segnend grüßt,
Können keine Kugeln tödten, hätt' sie Satan auch gefeit,
Tod für's Vaterland ist Leben, Leben in Unsterblichkeit!"
Sprach's und der Geschütze Donner übertönend rings erscholl's:
„Admiral! Sieg oder Schlummer unter'm Schutt Sebastopols!"
Bomben flogen, Brandraketen, Korniloff wich nicht zurück,
Alles prüfend, Alles ordnend mit des Adlers scharfem Blick.
Pulverdampf quoll auf in Wolken, nahm der Sonne ihre Macht
Und sie stund am schwarzen Himmel, wie ein Meteor der Nacht.
Stimmen riefen aus dem Donner, riefen aus der Finsterniß:
„Admiral, schon' uns dein Leben! glaub', wir halten Stand gewiß!"
Er doch rief: „Die Erde bebet, die Granitburg schwanket nicht
Und ein Admiral muß bleiben auf dem Schiff, bis es zerbricht!"
Bald zu Thürmen, bald zu Wällen Muth er in die Schaaren trug;
Weh! o weh! da riß vom Pferd ihn einer Bombe Donnerflug!
In die Brustwehr trugen schweigend sie den Helden voll von Blut,
Während der Geschütze Donner tönte mit vermehrter Wuth.
„Schützt Sebastopol!" so rief er, drückte Jedem fest die Hand,
Bis ihm seine Sinne schwanden unter blutigem Verband.
Als das Sacrament sie brachten, da kam Leben ihm auf's Neu,
„Söhne! meine Söhne!" rief er, „kämpft für euren Kaiser treu!
Eines möcht' ich euch noch lehren, daß ihr auch die Wunden kennt:
Eine Wunde für den Kaiser und das Vaterland nicht brennt."
Müde sinkt er dann zurücke, betend leis': „Gott, gnadenvoll,
Schütz' des schwarzen Meeres Flotte! schütze, Gott, Sebastopol!"
Todt er schien, da rief's vom Thurme: „Sieg! der Feind ist kampfesmüd!
Nur noch zwei Geschütze feuern!" — „Hurrah!" rief er und verschied.
Alle Pontus-Schiffe zogen auf die schwarze Flagge jetzt.
Sprachlos trugen sie die Leiche fort, mit Thränen warm benetzt.
Unter des Geschützes Donner, in der Brandraketen Schein,
Senkten in den Schooß der Erde sie den Sohn des Meeres ein.

Sowinsky.

Als zweihundert Feuerschlünde donnernd: „Auf zum Kampfe!" riefen,
Und der Moskowiten Schaaren stürmend gegen Warschau liefen,
Sieht ein Häuflein Polensöhne man vor Wola's Kirche streiten,
Einen Wall von Russenleibern sich zur Schanze kühn bereiten.
Ihren Führer schaut! den Alten, wohl auf einem Stelzfuß steht er,
Schnee sein Haupt deckt, doch ein Jüngling Feinde mit dem Schwerte mäht er.
Vaterland und Freiheit brachten dem die Glut der Jugend wieder,
Haut zu Wola's Kirche Bahn sich durch der Feinde felsige Glieder,
Vor dem Altar mit dem Häuflein steht er bald, ruft: „Brüder! Treue!
Laßt uns sterben, aber sterben nur als Polen, nur als Freie."
Wild ertönen Feindesstimmen: „Thor! ergib dich, wirst zum Spotte!"
Er doch aus der Kirche Fenstern gibt mit Tod Antwort der Rotte!
Jetzt gleich aufgereizten Uren stürmen die an Thor und Gittern,
Dringen durch geborstne Mauern — Steine, nicht die Polen zittern.
Säulenfest sie steh'n am Altar; doch es wächst der Feind, der stolze,
Alle fallen, nur Sowinsky steht noch auf dem Fuß von Holze.
Da mit Achtung tritt der Feinde Führer vor und spricht zum Greise:
„Ruf Pardon! todt sind die Deinen, läng're Wehr ich Wahnsinn heiße."
Doch der auf dem Fuß von Holze gibt ihm Antwort aus Pistolen;
Ruft, daß rings erdröhnt die Halle: „Das ist der Pardon der Polen!"
Und als dies er hat gerufen, sinkt auch er im Tode nieder.
Also starb der Sohn der Freiheit. — Still ward's in der Kirche wieder.



4. Ludwig Uhland.

Geb. den 26. April 1787 zu Tübingen; gest. den 13. November 1862 ebendaselbst

Motto: Uhland konnte man nicht vorwerfen, um seine eigenen Worte auf ihn anzuwenden, daß er „für unser Volk kein Herz" habe.

Als rück zum Himmel nahm den Lauf
Die deutsche Poesie,
Hob Uhland ihren Mantel auf
Und spricht aus Gott wie sie.
(Grillparzer.)

Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert Nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit,

Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft,
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft.

In Fährden und in Nöthen, zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.

Urtheile über Uhland.

Gervinus: Von dem trefflichen Ludwig Uhland hatte nichts so entschiedene Wirkung auf unsere Poesie, als seine Romanzen im alterthümlichen Ton; sie überrankten unsere ganze Lyrik bis in das nordöstliche Preußen hin, wo Form und Maß des Nibelungenlieds und die skandinavischen Anklänge eine ganz besondere Aufnahme fanden, die bis in die neueste Zeit eine entschiedene Reaktion gegen alles Antike in der

Poesie aussprechen. Wirklich steht Uhlands Dichtung gegen die ganze südliche und orientalische Lyrik der Romantiker in einer eigenthümlichen Festigkeit durch seine mehr ausschließlich vaterländische Richtung, auch in seinen Dramen, vergleichbar dem Verhältnisse, in dem jener gehaltvollere Kern der deutschen Dichtung des Mittelalters den formellen und glatten, der Fremde entlehnten Erzählungen gegenüber liegt. Neben jene Farbenpracht und schimmernde Glätte unserer hispanisirenden Dichter gehalten, vergleicht sich sogar die verhältnißmäßig strengere, in den Dramen sogar trockene Zeichnung, in die nur Einmal (in Ludwig dem Baier) etwas von dem romantischen Modegeist eingeht, und die sonst nichts von dem ungesunden, ausschweifenden Wesen an sich trägt. Unter den vielen zerstreuten Liedern, die jene schöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freiheitssinnes in unserm Gedächtniß erhalten, stehen Uhlands Gedichte, weil ein geordneter Sinn die vielerlei Ecken des Zeitgeistes abschliff und uns seine reinere Gestalt abbildete, wie eine Phalanx fest; sie sind neben den einzelnen gesungenen Gedichten dieser Periode ein Gegenstand der Lectüre geblieben; und so ist auch seine dichterische Landsmannschaft in einer festeren Gemeinschaft um ihn versammelt, die ein wohlthätiges Gegenbild gegen die Zerrissenheit der übrigen Sekten macht.

Theobald Ziegler (Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte. 1877): Es geht uns Schwaben jedes Mal das Herz weit auf, wenn wir von Uhland sprechen, denn er ist ja in ganz besonderem Maße ein schwäbischer Dichter, ist ganz speziell der unsrige gewesen. Wohl können wir mit Stolz auch Schiller für unsere Heimat in Anspruch nehmen. Aber es ist doch etwas ganz anderes, wenn wir von ihm als unserem Landsmann reden. Er ist uns zu groß, sein Vaterland muß größer, das ganze Deutschland muß es sein. Dem gehört er an, und mehr oder weniger zufällig ist es, daß der große deutsche Dichter von Geburt ein Schwabe war. Nicht so bei Uhland: der gehört uns mit seinem ganzen Sein und Wesen, mit all seinem Dichten und Denken; er ist und bleibt darum spezifisch schwäbisch, und ein Stück Partikularismus steckt allerdings in unserer Bezeichnung Uhlands als eines schwäbischen Dichters, wie es in dem Mann selbst gesteckt hat. Uhland ein Partikularist! das ist in unsern Tagen ein Vorwurf, der nicht gemildert wird dadurch, daß wir hinzufügen: und ein Romantiker! Mit Recht sind wir wie über die Errichtung des deutschen Reiches und die Vernichtung zwar nicht alles partikularistischen Geistes, aber doch des partikularistischen Einflusses, so auch über das Schwinden der langen romantischen Dämmerung, die so schwer auf den deutschen Geist drückte, von Herzen froh, froh darüber, daß die Romantik ein überwundener Standpunkt ist. Die Schlegel und Tieck, die Arnim und La Motte Fouqué, die Haller und Gentz gehören nicht zu den Gestalten, deren Erinnerung wir allzu gerne in uns auffrischen. Wie kommt es also, daß Uhland, der doch aus der Schule dieser Männer hervorging und theilweise denselben persönlich verbunden war, den Untergang der Schule überdauert hat, dem gerechten Haß gegen sie entgangen ist und sich eingeschlichen, eingesungen hat in das Herz des Volkes im vollsten Sinne dieses Wortes? Das Räthsel löst sich einfacher, als es auf den ersten Anblick scheint: Uhland hat die Romantik überwunden. Die romantische Schule war es, welche in den Jahren 1806—1815, in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung und der schönsten Erhebung unseres deutschen Volkes zuerst die Begeisterung für deutsches Wesen und Leben, deutsche Sitte und deutsche Sprache, deutsche Geschichte und deutsche Poesie wieder wach rief. Nicht nur der klassische Philosoph der Romantik, Fichte, dessen Wissenschaftslehre ja Fr. Schlegel neben Goethe's Wilhelm Meister und neben der französischen Revolution als eine der „drei größten Tendenzen des Jahrhunderts“ bezeichnet hatte, betonte in seinen Reden an die deutsche

Nation das nationale Element und forderte auf zur Wahrung der höchsten und heiligsten Güter unseres Volkes; nein auch Männer wie die beiden Schlegel und Adam Müller führten damals dieselbe Sprache. Zusammen hing dies mit ihrer ursprünglich aus ganz andern Motiven hervorgegangenen Vorliebe für das Mittelalter, für dessen Religion und Farbenpracht, dessen Ritterthum und Minnedienst, dessen Kunst und Poesie. Aus dieser freilich vielfach auf falscher Idealisirung jener nur im Dämmerschein dilettantischer Geschichtschreibung so groß und herrlich dastehenden Vergangenheit unserer Nation schöpften sie in der Zeit der Noth und des Druckes die Kraft, sich mit zu betheiligen an —, ja voranzugehen in dem nationalen Aufschwung unseres Volkes. Aber bei den meisten von ihnen war es im Grunde doch nichts anderes, als ein leicht vorübergehendes Strohfeuer, sei es daß sie überhaupt über das Wollen nicht hinauskamen, oder daß sie unmittelbar nach dem Aufhören der Gefahr zurücksanken in die frühere mattherzige, thaten- und gedankenarme Phantastik, und als jene Blütenträume so rasch dahinschwanden unter dem Froste der Reaktion, in der heiligen Allianz erfüllt sahen, was sie unklar geträumt hatten, und sich ganz folgerichtig in den Dienst der Metternichschen Politik stellten. Ganz anders Uhland! Sein erstes Auftreten war ja eben in die Zeit gefallen, da Deutschland am Boden lag: 1807 waren seine ersten Gedichte im Musenalmanach des Freiherrn von Seckendorf erschienen, und 1815, also eben in dem Jahr, da der deutsche Freiheitskampf durchgekämpft war, war er mit der ersten Ausgabe seiner gesammelten Gedichte an die Oeffentlichkeit getreten. Er hatte sozusagen keine allgemein-romantische Vergangenheit, sondern nur eine deutsch-romantische Gegenwart mit erlebt; der Boden, auf den die anderen zurücksanken, war nie der seinige gewesen; er hatte glücklicherweise nicht theilgenommen an der genialen Lüderlichkeit der jungen Romantik, die eben darum auch im bittersten Ernst ironisch spielte mit dem Höchsten und Heiligsten; so blieb er rein und keusch in seinem Dichten, so blieb er ernst und tief in seinem Denken, so blieb er treu und fest in seinem Handeln. Und wenn auch er dem Träumen und Dämmern romantischer Phantasie hat nahe kommen wollen, so bewahrte ihn vor allem Maßlosen und Einseitigen sein intensives Studium und seine darauf gegründete genaue Bekanntschaft mit dem Mittelalter. Und bewahrt hat ihn davor weiter auch sein — Partikularismus, d. h. sein ächt schwäbisches Wesen im Allgemeinen, das zu schwerfällig ist für den Esprit der Schlegelschen Ironie wie für den Duft der Tieckschen Ueberpoesie, und sein Eingreifen in die spezifisch württembergische Politik, sein Kämpfen für's alte gute Recht, das begann, da die Reaktion noch nicht auf der ganzen Linie sich eingestellt hatte, so daß ihn diese bereits unter ihren Gegnern fand. Und das ist er geblieben. So war Uhlands Partikularismus sozusagen das Korrektiv für die Romantik und verhinderte diese, zu sehr in's Weite zu schweifen; und umgekehrt ließ die Weitherzigkeit der Romantik den Partikularisten nicht bornirt, nicht einseitig werden, adelte und läuterte denselben und gab ihm die Weite des Blicks, stellte ihn auf eine Höhe mit solch unbegrenzter Fernsicht, daß der partikularistische Schwabe ein guter deutscher Mann war wie wenige seiner Zeit. Wäre Uhland nur Partikularist oder wäre er nur Romantiker gewesen, so wäre er sicherlich an den Klippen wie so mancher vor und nach ihm gescheitert. Daß er beides war, ließ ihn dieselben vermeiden und machte ihn, den Schwaben, zu einem populären deutschen Dichter, ihn, den Romantiker, zu einem charakterfesten, freisinnigen Mann der That.

Lieder.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gib ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Das alte, gute Recht.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unsres Fürsten Haus
Als starker Pfeiler stützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten schützt;

Das Recht, das uns Gesetze gibt,
Die keine Willkür bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil spricht;

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unsrem Schweiß;

Das unser heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wissenschaft und Geistesglut
Getreulich nährt und facht;

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen gibt zur Hand,
Damit er stets verfechten kann
Den Fürsten und das Land;

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe fest
Am Mutterboden hält;

Das Recht, deß wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie sein Christenthum,
Von Herzen liebt und ehrt;

Das Recht, das eine schlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regsamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen sind,
Besteh' es fort und fort,
Und sei für Kind und Kindeskind
Des schönsten Glückes Hort!

Und wo bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?""

Noch steh'n die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm!
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl ich Kraft im Arm.""

„O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut:
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —

„„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!""

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.""

„Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken d'rüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh',
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.
„Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"
„„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.""
Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.
Der Erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."
Der Zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:
„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."
Der Dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:
„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

„Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

„„Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

„„Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

„„Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte,
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

„„Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft.““

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.“

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaune nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.““

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schürt und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schauet vom Thurm in's Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!" rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engelland."

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pocal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm', trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
D'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;

Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond d'rein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
D'raus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

„Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

„Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.



5. Joseph Freiherr von Eichendorff.

Geb. den 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor; gest. den 26. Nov. 1857 zu Reisse.

Motto: Der letzte Ritter der Romantik.

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruh'n im Sand.
Aber so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Thun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Der Dichter ist das Herz der Welt.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald,
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lieb gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht.
(Sallet, Das Volkslied.)

Der scheidenden Romantik jüngster Sohn,
Ihr Benjamin, statt aller andern Gaben
Erbt' er allein das Wunderhorn des Knaben,
Nie sich ersätt'gend an dem einen Ton.

Spurlos ist ihm die Zeit vorbeigefloh'n,
Indeß er lag in Waldesnacht vergraben.
Mondschein und leises Wipfelrauschen haben
Ihn eingewiegt, der wachen Welt zum Hohn.

Ein ew'ger Jüngling, trug im Herzen tief
Er zu der sel'gen Frau die schöne Minne,
Die durch den Wald zog, Goldschein um die Locken.

Und während er: „Krieg den Philistern!" rief
Und rein und heiter schwärmen ließ die Sinne,
Lauscht er in Andacht Roms verschollnen Glocken.
(Paul Heyse.)

Urtheil über Eichendorff.

Otto Roquette: Der Schlesier Joseph Freiherr von Eichendorff schloß sich in seiner Studienzeit in Heidelberg an Brentano und Achim von Arnim an, deren Einfluß sich gleich in seiner Dichtung zeigte..... Seine Lieder gehören zu dem Schönsten, was die Romantik hervorgebracht. Durchgehend ist ein Zug der Sehnsucht

in die Weite, der sich besonders in Reiseliedern, und hier am glücklichsten geltend macht. Hier waltet die allernatürlichste Romantik von Wald, Feld und Wanderschaft, die das Gewöhnlichste des Lebens poetisch hebt und verklärt, sich an Himmelsblau und Frühlingsluft entzückt, und an wetterschwülen Sommernächten träumerisch berauscht, von jeder Naturerscheinung und jedem Ereigniß zu hell klingenden Liedertönen angeregt wird. Es fehlt auch nicht an ernsteren Stimmungsmomenten und Bildern in dieser bunten Reihe, worin unverstandene ahnungsvolle Schauer sich mit klarem Anschauen und glücklichem Humor mischen. Eichendorffs Poesie versammelt gern, wie das Volkslied, das Leben der Landstraße, wandernde Musikanten, Studenten, Jäger, Zigeuner, um das fahrende Leben in seinen Berührungen zu schildern. Es singt und klingt vorüber, halb wie Traum, dazwischen kecker Uebermuth, eine von der Stimmung geschaffene Wirklichkeit, wie sie jeder einmal in jungen Tagen hat an sich vorüber gehen lassen, und wie die Jugend sie immer von Neuem genießt und durchwandert.

Lieder.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen:
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben;
Dann wär's auf einmal still!

Der Jäger Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl!
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt.
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

Reiselied.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blütenzeit!

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken zieh'n hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken geh'n und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth und Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten!
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt!

Abschied.

Im Walde bei Lubowitz.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergeh'n, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel seh'n;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durch's stille Feld.

Ich fühlt' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Walt' Gott.

Gestern stürmt's noch, und am Morgen
Blühet schon das ganze Land —
Will auch nicht für morgen sorgen,
Alles steht in Gottes Hand.

Putz dich nur in Gold und Seiden!
In dem Felde über Nacht
Engel Gott's die Lilien kleiden,
Schöner als du's je gedacht.

Sonn' dich auf des Lebens Gipfeln;
Ueber deinem stolzen Haus
Singt der Vogel in den Wipfeln,
Schwingt sich über dich hinaus!

Vögel nicht, noch Blumen sorgen,
Hat doch jedes sein Gewand —
Wie so fröhlich rauscht der Morgen,
Alles steht in Gottes Hand!



6. Ernst Schulze.

Geb. den 22. März 1789 zu Celle; gest. den 29. Juni 1817 ebendaselbst.

Motto: Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte, romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.
(Wieland, Oberon.)

Bekenntnisse.

In ihr (Cäcilie, Schulzes Hauptwerk) soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden. (Schulze.)

Bewundert habe ich die Wahrheit und Kunst, mit der Sie den Charakter der Cäcilie aufgefaßt und dargestellt haben — die zarte Weiblichkeit, den kindlich heitern Sinn, verbunden mit hohem Muth, Geistesstärke und stiller Resignation, die ich besonders in ihrer letzten Krankheit beobachten konnte. Sie haben dem süßen unvergeßlichen Wesen Unsterblichkeit gegeben und ihr ein Denkmal errichtet, das dauern wird, so lange es deutsche Dichtkunst gibt.

(Der Vater von Ernst Schulzes Braut Cäcilie Tychsen an diesen.)

Urtheile über Schulze.

Heinr. Kurz: Schulze bildete sich zunächst nach Wieland, dessen hohe Vorzüge er lebhaft anerkannte; durch das Studium dieses großen Dichters erwarb er sich die Gewandtheit in Behandlung der Form, die Reinheit und den Wohllaut der Sprache, welche die hervorragendsten Eigenschaften in seinen Dichtungen sind. Neben Wieland studierte er die französischen Dichter mit großem Eifer, und es blieb endlich auch seine fortgesetzte Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum nicht ohne belebenden Einfluß auf die Entwicklung seines eigenen Talents; insbesondere hatte er diesen großen Vorbildern die Klarheit der Anschauung und das Streben nach Vollendung der Form zu verdanken. .... Zwar näherte er sich später, namentlich als er die Poesie des deutschen Mittelalters kennen lernte, den Romantikern immer mehr; seine schwermüthige Gemüthsstimmung machte ihn für das Ahnungsvolle empfänglich, das einen so wesentlichen Charakterzug der romantischen Poesie bildet; und es mußte die reiche Sagen- und Märchenwelt, die ihm durch die altdeutsche Dichtung und die Romantiker eröffnet worden, seiner lebendigen Phantasie willkommenen Stoff darbieten. Bei alledem war aber sein Geschmack viel zu sehr gebildet, als daß er in die oft bezeichneten Irrthümer der romantischen Poesie hätte verfallen können, und selbst sein letztes Gedicht, auf welches dieselbe am meisten Einfluß gehabt hat, ist gegen ähnliche Dichtungen der Romantiker von der größten Klarheit und Anschaulichkeit.

Joh. Scherr: Ernst Schulze machte in Lied und That die Freiheitskriege mit und dichtete dann die beiden romantischen Epopöen „Cäcilie“ und „Die bezauberte Rose“, deren seidenweicher Wohlklang auch jetzt noch anzieht.

Lieder.

Cäcilie, eine Geisterstimme.

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad,
Auf steiler Bahn bist du empor gestiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat.
Doch schüchtern hat der Sänger dir geschwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen,
Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.

Doch jetzt ist mir ein starker Muth entglommen,
Und ernst ermahnt mich eine theure Pflicht,
Von Himmelshöh'n ist mir die Kraft gekommen,
Und Glut der Brust, dem Geiste klares Licht.
Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
Den heil'gen Ruf, d'rum zag' ich fürder nicht.
Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
Der zweifle nicht, er wird den Sieg erstreiten.

Denn sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit strengem Spott den Sklaven niederschlug,
Die fromm und zart die rauhe Welt umschmückte,
Ein segnend Licht in finstrer Zeiten Fluch,
Die Gott schon früh zu seinem Thron erhoben,
Um herrlicher sein schönstes Werk zu loben;

Sie nahte mir von ihren lichten Höhen
Im Spiel des Traums, ein ernstes Heil'genbild:
Ihr Auge war wie Frühlicht anzusehen,
Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt;
Um ihren Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
Wie durch den Thau der Blüte Duft entquillt,
Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
Kam so ihr Wort zu meinem Geist hernieder:

Was feierst du und schweigst in düstern Klagen,
Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
Und weinst, da Glück und Ruhm für Alle tagen,
Mit feigem Schmerz um deines Glückes Tod?
Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
Der Ruf der Kraft, er ist auch mein Gebot;
Was ich empfand, das sollst auch du empfinden
Und meinen Werth durch deinen Werth verkünden.

Hab' ich nicht oft mit still geweinten Thränen
In stummem Gram mich um mein Volk verzehrt,

Nicht oft von Gott mit heißem Fleh'n und Sehnen
Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?
Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
Nicht hoffnungsvoll in finstrer Zeit genährt?
War ich nicht frei im unterjochten Lande
Und groß und gut beim schnöden Druck der Schande?

D'rum ward ein schönes Loos mir zugewogen,
Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor.
Wohl war die Welt mit Wetternacht umzogen,
Doch Engeln weicht der Zukunft finstrer Flor.
Und sieh, es stieg aus Kampf und Sturm und Wogen
In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor.
Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
Das war mir längst verkündet und entschleiert.

Denn als verführt von seinen Lügengöttern
Dem Thron der Welt der schnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern
Und sandte Glut und Frost auf seinen Pfad,
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuweh'n des Frevels stolze Saat.
Da sank sein Herz, und an dem Riesenwerke
Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

Und er entwich mit seinen flücht'gen Schaaren.
Ihm sandte Gott das trügerische Glück
Und leitete durch blutige Gefahren,
Durch Flamm' und Flut den Trotzigen zurück,
Für größres Leid der Zukunft ihn zu sparen,
Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
Nicht ehrlich sollte er im Kampf erliegen,
In dessen Brust die Ehre stets geschwiegen.

Und Gott erhob die Kraft der Fürsten wieder
Und band ihr Herz durch Lieb' und Freud' und Leid.
Ein Recht, ein Haß verflocht die deutschen Brüder,
Die lange schon der Hölle List entzweit.
Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit;
Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menschheit richten.

Und es gelang. Siehst du den Thron erzittern,
Den früher schon die Last der Schmach gedrückt?
Es wogt und zürnt gleich schwarzen Ungewittern,
Roth ist der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.
Der Rächer naht, die Säulen zu zersplittern,
Die ohne Gott der Siegeskranz geschmückt;
Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

Heil dir, mein Volk, du ziehst auf blut'gen Bahnen
Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt.
Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
Und Heere steh'n, wohin dein Ruf erklingt.
Nicht lange läßt der tapfre Mann sich mahnen,
Sein Vaterland ist, wo Gefahr ihm winkt;
Wo Ehr' und Recht dem theuern Sieg entsprießen,
Da scheint's ihm Lohn, sein Herzblut zu vergießen.

Hörst du zu Gott den Dank der Völker steigen?
Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
Und jedes Knie will sich dem Ew'gen neigen,
Von gläub'ger Lust ist Geist und Blick erhellt.
Die Sonne glänzt, des Herbstes Stürme schweigen,
Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt,
Kein Opfer schmerzt, kein Leid und keine Bürde;
Groß ist der Mensch und reich durch seine Würde.

Euch wird der Muth, die Treue wiederkehren,
Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blüh'n,
Kein fremdes Gift wird euern Schmuck zerstören,
Kein schnöder Lohn in's Joch der Schmach euch zieh'n.
Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
Kein Jüngling mehr für feile Bilder glüh'n,
Und staunend wird der Fremdling euch erkennen
Und Kraft und Sitte deutsche Tugend nennen.

Und lange soll der heil'ge Fried' euch krönen,
Den ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
Und Liebe soll den langen Haß versöhnen,
Und schmücken soll das Recht den Thron der Macht,
Und wohnen soll das Gute bei dem Schönen,
Und heilig sein, was jetzt der Spott verlacht,
Und ewig soll der fromme Glaube leben:
Nicht unsre Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

Ein ernstes Wort will ich dir noch enthüllen,
Du schließ' es treu in deinen Busen ein:
Kein Schicksal gibt's, es gibt nur Muth und Willen;
Sei stark durch dich, so ist die Palme dein.
Es gibt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein.
Es gibt ein Recht, das gilt in jedem Kreise;
Es herrscht ein Gott, der ist allein der Weise.

Am 7. März 1814.

Hoch auf Felsen möcht' ich klimmen,
Wo die Wolken nächtlich thronen
Und von bleichem Duft umwoben
Fern des Lebens Bild erblaßt.
Ueber Ströme möcht' ich schwimmen,
Möcht' in dunkeln Wüsten wohnen
Und durch Nacht und Sturmestoben
Wandeln ohne Ruh' und Rast.

Nur der Bilder reiches Walten
Kann den innern Sturm beschwören;
Und doch zieht's mich in die Stille
Zu des Herzens Kampf zurück.
Denn ich zage zu erkalten,
Mag die Glut mich auch verzehren;
Was mich täuscht, das ist mein Wille,
Was mich quält, mein einz'ges Glück.

Schmerzlich tracht' ich nach dem Schönen,
Weil ich Schönes lieb' im Herzen;
Doch das Schöne läßt mich zagen,
Weil ich ewig fern ihm bin.
Ew'ge Täuschung, ew'ges Sehnen,
Bange Lust und bittre Schmerzen,
Furcht und Hoffnung, Flieh'n und Wagen,
Zarte Lieb' ist dein Gewinn.

Weh', die Nacht ist ohne Sterne,
Ohne Farb' und Licht der Morgen,
Und kein Leben gibt das Wachen,
Und der Schlummer keine Ruh'.
Und so treib' ich durch die Ferne,
Auf dem Meer entzweiter Sorgen,
Steuerlos im morschen Nachen,
Trügerischen Küsten zu.

Und ich achte nicht der Wellen,
Suche nicht der Noth zu wehren,
Weil ein einziger Gedanke
Tödtend meine Kraft umflicht.
Mag der schwache Kahn zerschellen,
Mag er heim zum Ufer kehren;
Tod, ich zittre nicht; ich danke,
Glück, dir deine Rettung nicht!

Am 17. Juli 1815.

Nimm mir Alles, falsches Glück,
Gib mir Täuschung, Freud' und Schmerzen;
Eines bleibt mir doch zurück:
Hohe Lieb' in treuem Herzen.
Deinem Zorn' erbeb' ich nicht,
Klage nicht um Ruhm und Freude;
Muthig ist, wie Morgenlicht,
Lieb' im Leide.

Was sie schenkte, was sie nahm,
Alles ist mir lieb und theuer,
Und ihr tiefster, längster Gram
Macht mich kühner nur und treuer.
Gern' erduld' ich ihre Noth,
Lächle, wenn ich mich betrübe;
Freundlich ist, wie Abendroth,
Leid in Liebe.

Glosse.

Motto: Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
(Tieck.)

Ach, wie sind so manche Glossen
Auf dies Thema schon gemacht!
Doch der Liebe nur zum Possen
Scheinen sie mir ausgedacht.
Dem Verstande nicht zu fröhnen,
Klingeln sie in Tönen fort,
Und von keiner gilt das Wort:
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wer am Blick der Liebsten hängt,
Wird die Wahrheit besser inne;
Nichts ist, was er nicht erdenkt,
Daß er ihre Hand gewinne.
Nur wenn jeder Hoffnungsstern
Ihm erlischt in dunkeln Räumen,
Kann er schweigen nur und träumen,
Denn Gedanken steh'n zu fern.

Ach, dies mußt' ich längst erfahren!
Dient' ich um den süßen Sold
Treu ihr auch seit manchen Jahren,
Nimmer ward ihr Herz mir hold.
In des Wohllauts Reich zu wohnen,
Freut sie sich, dem Leben fern;
Ahnen, träumen, lieben, lohnen
Nur in Tönen mag sie gern

Doch versteht ihr holdes Lied
Mächtig auch das Herz zu binden;
Der kann nie die Kunst ergründen,
Wer das warme Leben flieht.
Nur dem irdisch süßen Sehnen
Knüpft das himmlische sich an,
Und die reiche Liebe kann
Alles, was sie will, verschönen.



7. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz.

Geb. den 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannesberg (in Oestreichisch-Schlesien); gest. den 16. März 1862 in Wien.

Motto: Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht!
(Zedlitz, Wilhelm Tell.)

Urtheil über Zedlitz.

Rud. v. Gottschall: Er durchbricht (als Lyriker) den Kreis der beschränkten, nur mit Herzensinteressen beschäftigten Liederpoesie; er greift, von Byron und Platen angeregt, mit sinniger Vertiefung hinüber in die Weltgeschichte und legt seine „Todtenkränze“ auf große und berühmte Gräber.... Das ist alles schön gedacht, tief empfunden und dargestellt in melodischer Form. Die Melancholie, welche durch diese Kanzonen weht, ist nicht aus hypochondrischen Grillen hervorgegangen; sie singt nur die Elegien des Weltgeistes nach. Es war dies ein großer Aufschwung aus der Heimlichkeit der romantischen, eingesponnenen Chrysalidenpoesie, und Zedlitz muß als bahnbrechend für die Wendung der österreichischen Lyrik zur zukunftsvollen Begeisterung auf den Bahnen des politischen und sozialen Fortschrittes angesehen werden, wenn er auch selbst nicht die Kraft besaß, sich auf dieser Höhe zu behaupten.

Lieder.

Die Dorfkirche.

In einem Dorf, am frühen Morgen,
Sah ich ein Kirchlein offen steh'n,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz, hinein zu geh'n.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erntezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da naht ein Weib sich dem Altare,
Den zarten Säugling an der Brust:
Ihr Antlitz schwamm in Doppelgluten
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brot des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Sie's kaum berührt mit ihren Lippen
Und mit verklärtem Blicke stand,

Da drückte schnell in hoher Wonne
Sie an den Mund den Säugling zart;
Reicht' ihm den Theil der Himmelsspeise,
Den sie ihm liebend aufbewahrt. —

O, süße Macht der Mutterliebe,
Die Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt, den Leib des Herren
Selbst nicht für sich allein behält!

Zieh', junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil!

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dacht' an ein entferntes Grab:
Dort ruht schon längst, bedeckt von Rasen,
Die beste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut!

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton:
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!" —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Aus den Todtenkränzen.

(Die Begeistrung.)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren:
Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt, und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das **Höchste** stets, wie sie's erkennet! —
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet. —

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket;
Das sie geseh'n, mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das innre Auge war's, das sie erschauet,
Begeistrung war's, vor der den Schwachen grauet!

(Lord Byron.)

„Willst du ein andres Dichterbild betrachten,
Komm' über's Meer, das Englands Strand bespület,
Und jene weißen Klippen, die es schirmen,
Erzürnt, in ew'ger Brandung rings umwühlet. —
Sieh' grau Gewölk' die Landschaft dort umnachten,
Dort, wo die Burg mit ihren alten Thürmen
Die Felsenbrust den Stürmen
Preis gibt, und kühn empor die Riesenglieder
Zum finstern, sternenlosen Himmel strecket! —
Horch, wie es saust! Die Krähen flieh'n erschrecket! —
Die Wetterfahne rasselt hin und wieder
Im Zug der Winde, die der grauen Eichen
Verworrne Wipfel schauerlich durchstreichen!" —

„Tritt ein! — Leer sind die unbewohnten Hallen
Und einsam die Gemächer! Tiefes Schweigen
Herrscht in dem öden Hause, ernst und strenge!
Kein Diener will sich zum Empfange zeigen,
Und nur die eignen Tritte hört man schallen,
Lang tönend durch die hochgewölbten Gänge!" —
Warum, Strahl der Gesänge,
Bist du entfloh'n aus diesen würd'gen Mauern?
Du Mund des Lieds, warum bist du verschlossen?
Gewalt'ger Quell, wo bist du hingeflossen? —
Euch, Genien des Orts, frag' ich mit Trauern:
Wo ist die hohe Seele, die hier hauste,
Die auf Orkanen fuhr, in Wettern brauste?

Ja, ein Gewalt'ger war sonst hier zu schauen! —
Sein Athem war nicht Weh'n der Sommerlüfte,
Die fächelnd aus den Lindenwipfeln dringen,
Vom Blütenhauch gewürzt anmuth'ger Düfte!
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen,
Wenn es daher gefegt, auf mächt'gen Schwingen,
Die raschen Stürme bringen,
Und schwere Wolken, schauernd sich entladen
Vom Hagel, den ihr dunkler Schooß getragen! —
Der Ernte Segen seh'n wir rings zerschlagen,
Und Regenströme die Gefilde baden;
Nur wo der Schleier des Gewölks zerrissen,
Lacht blauer Himmel aus den Finsternissen!

So wie die grausen Lieder der Dämonen
Zum Wahnsinn trieben durch die wilden Klänge,
So fühlen wir das tiefste Mark erbeben,
Vernimmt das Ohr die furchtbaren Gesänge;
Und wie in den verdünnten Regionen
Des höchsten Luftraums, denen, die d'rin schweben,
Oft Athem stockt und Leben,
Und Blut entquillet den gepreßten Lungen:
So strebt die Seele, angstvoll, zu entrinnen
Dem Zauberliede, mit betäubten Sinnen;
Bis daß der Magus, der den Kreis geschlungen,
Wenn's ihm genehm ist, Eure Angst zu enden,
Hohnlachend hebt den Stab, den Bann zu wenden!" —



8. Wilhelm Müller.

Geb. den 7. October 1794 zu Dessau; gest. den 30. September 1827 ebendaselbst.

Motto: Der Hauch in deinen Liedern lebte,
Der einst Hellenenbrust geschwellt,
Vor dem verklärten Auge schwebte
Des Jugendvolkes Götterwelt.

Und deine Sendung war vollendet;
Da trat aus der Gestalten Chor
Der sanfte Jüngling, abgewendet,
Mit der gesenkten Fackel vor.

Still griffest du zum Wanderstabe,
Du zogst noch durch dein Erdenland
Und grüßtest auf dem Weg zum Grabe
Noch manches Herz, das dich verstand.

Und schiedst und ließest deine Lieben;
Dein reicher Morgen war gelebt;
Uns aber ist dein Lied geblieben,
Das durch die Brust lebendig bebt.

(Gustav Schwab.)

Urtheil über Müller.

Vorzugsweise das Volkslied war es, dessen Ton Müller in seinen Liedern zu treffen suchte. Darum spricht er auch weniger seine individuellen Empfindungen aus und sind es mehr gewisse Berufsclassen, wie Müller, Jäger, Wanderburschen, Postillone, Musikanten, aus deren Situation und Stimmung heraus er dichtet. Ohne ihm dies, wie oft geschehen, zum Vorwurf zu machen, können wir doch nicht verkennen, daß seinen Liedern, so frisch und heiter, schlicht und treuherzig, innig und zart sie auch sein mögen, ein tieferer Gehalt zum Theil abgeht. An seinen Weinliedern bewundern wir wohl die außerordentliche Gewandtheit, mit der er in den mannichfaltigsten Formen und Tönen sich bewegt, können aber doch nicht umhin zu gestehen, daß dieselben bei allem Reichthum der Erfindung uns kalt lassen. Viel bedeutender sind seine Epigramme. Selten mag ein Dichter in so jungen Jahren so viel wahre und treffende Bemerkungen in Epigrammen niedergelegt haben. Am höchsten aber stehen seine

Griechenlieder. Einmal weil er in denselben Empfindungen Ausdruck verlieh, die den edleren Theil seines ganzen Volkes bewegten. Dann sind diese Lieder von wirklichen ethischem Gehalt. Wohlthuend ist die Begeisterung, mit welcher der Dichter, der an der Befreiung des eigenen Vaterlandes thätigen Antheil genommen hatte, den Freiheitskämpfen eines in Jahrhunderte langem Schlummer versunken gewesenen Volkes folgt, dessen Ahnen im heldenmüthigsten Kampfe einst die Gesittung des Occidents gegen asiatische Barbarei gerettet und die Vorkämpfer für Alles gewesen waren, was Schön, Edel, Groß und Wahr heißt. Da der Freiheitskampf der Neugriechen in eine Zeit fiel, wo in Deutschland durch Censur und andern Zwang jede freiere Regung erstickt zu werden drohte, konnte Müller hoffen, ungestraft seinen Schmerz über die nach den Freiheitskriegen getäuschten Hoffnungen seines eigenen Vaterlandes und seine Forderungen an das lebende Geschlecht in seinen Griechenliedern auszusprechen.

Lieder.

Wanderschaft.

Das Wandern ist des Müllers Lust!
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das seh'n wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille steh'n,
Die sich mein Tag nicht müde dreh'n,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter zieh'n
Und wandern.

Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluten Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer steh'n;
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel seh'n.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch ringsumher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken, dumpf und matt;
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten steh'n,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume seh'n.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen
Mich versenken in den Widerschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

Selbstbeschauung.

Haben ausgetobt die Stürme,
Sind verhallt die Donner,
Sind verglüht die Blitze,
Siehe, da hebet aus Nebeln und Wolken
Klar der Mond sein großes Auge
Und beschauet im Spiegel des Meeres
Sich und den Himmel.

Seele des Menschen, du gleichest dem Monde.
Aus den tobenden Stürmen der Brust,

Aus der irdischen Freuden und Leiden
Donnernden, blitzenden Ungewittern,
Aus des Wahnes Nebelschleiern,
Aus der Sünde Wolkennacht
Hebst du verklärt und geläutert
Dein ewiges Auge
Und beschauest im Spiegel des Himmels
Dich und die Erde.

Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß Alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß;

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gesteh'n,
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust.
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt;

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht seh'n,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann;

Doch kann ihn Keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch,“ spricht der Meister,
„Ihr Herren, lieb und werth;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von Euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang.“

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Est Est!

Hart an dem Bolsener See,
Auf des Flaschenberges Höh'
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Unter diesem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutschem Blut
Deutschem Schlund und deutschen Muth,
Der hier starb den schönsten Tod —
Seine Schuld vergeb' ihm Gott!

Als er reist' im welschen Land,
Vielen schlechten Wein er fand,
Welcher leicht wie Wasser wog
Und die Lippen schief ihm zog.
Und er rief: „Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe, reit' voraus;

Sprich in jedem Wirthshaus ein
Und probire jeden Wein.
Wo er dir am besten schmeckt,
Sei für mich der Tisch gedeckt;
Und damit ich find' das Nest,
Schreib' an's Thor mir an ein Est.“

Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein;
War der gut, so kehrt' er ein,
War der schlecht, so sprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Also kam er nach der Stadt,
Die den Muscateller hat,
Der im ganzen welschen Land
Für den Besten wird genannt;
Als von diesem trank der Knecht,
Dünkt' ein Est ihm gar zu schlecht.

Und mit feuerrothem Stift
Und mit riesengroßer Schrift
Malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, sah, trank,
Bis er todt zu Boden sank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp'
Gruben ihm ein schönes Grab
Hart an dem Bolsener See,
Auf des Flaschenberges Höh'.

Und sein Knapp', der Kostewein,
Setzt' ihm einen Leichenstein,
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inschrift kurz und gut:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flasch' ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutsche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward besiegt.

Selig preis' ich deine Ruh',
Alter guter Freiherr, du,
Der du hier gefallen bist
Von dem Trank, der doppelt ist!
Doppelt ist in Kraft und Glut
Goldnes Mußcatellerblut.

Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geist erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutsche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug;
Und sobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edeln Herrn,
Was er selbst noch tränke gern.

Also hab' ich's auch gemacht
Und dazu dies Lied erdacht,
Lieber singen eins beim Wein,
Als im Grab besungen sein!
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer schon im Nest.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Thurm.
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein:
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein;
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?“ Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? — und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt!

Sprüche.

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

Atlas.

O Atlas, großer starker Riese, wie wird des Himmels Last dir schwer!
Die Liebe trägt dieselbe Bürde und hüpft so selig hin und her.

Zwei Reisen.

Keine Reis' auf Erden scheint mir so groß und schwer zu sein,
Als die Reis' aus uns heraus, als die Reis' in uns hinein.

Der erste Flecken.

Wenn du durch den Koth der Straße mußt mit neuen Schuhen geh'n,
Wirst du trippelnd auf den Spitzen nach den blanken Steinen seh'n;
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich:
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

Wem gebührt die Krone?

Die größten Wüsten sind leichter regiert,
Als kleine Gärten cultivirt.



9. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Geb. den 12. April 1798 zu Fallersleben im Hannöverschen; gest. den 19. Januar 1874 auf Schloß Corvey bei Höxter.

Motto: Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.
(Walter von der Vogelweide. Simrock.)

Urtheil über Hoffmann.

Ludwig Salomon: Der populärste dieser Poeten (der „Sturmvögel der Revolution") war Hoffmann von Fallersleben; seine Lieder drangen in alle Schichten des Volkes; unter allen Wirthshauszeichen, in allen Werkstätten, auf allen Landstraßen wurden sie gesungen und in allen Stuben und Kämmerlein gelesen. Sie trafen besonders den herzigen Volkston sehr glücklich und gaben dem allgemeinen Wunsche der Nation nach Einheit und bürgerlicher Freiheit in der verständlichsten Weise Ausdruck, wie in den innigen und kräftigen Strophen „Mein Lieben", dem volltönenden Hymnus „Deutschland, Deutschland über Alles!" und dem frischen Burschensange „Auf der Wanderung". Doch ballt der Dichter auch nicht selten ingrimmig die Faust, wie in „Knüppel aus dem Sack", wo er sich die Mittel und Kräfte eines Zauberers wünscht,

um all das „Lumpenpack“, das in niederem Egoismus die deutschen Einheitsbestrebungen am liebsten gänzlich vernichten möchte, für immer unschädlich zu machen, oder er schwingt die Geißel des Spottes, wie in der Satire auf die deutschen Preßverhältnisse, in der er mit bitterm Hohne darauf hinweist, wie sich die Zeitungen mit jeder Lappalie beschäftigen, nur nicht mit dem Wichtigsten, mit dem Jammer des Vaterlands. Ja er unterläßt es auch nicht, seinen eigenen lieben Gesinnungsgenossen recht wacker die Wahrheit zu sagen, wie in dem köstlichen „Auf der Bierbank“. Bei der großen Fruchtbarkeit des Dichters entstanden natürlich auch gar manche Gelegenheitspoeme, Stachelreime und Spottverse, die auf poetischen Gehalt keinen Anspruch machen können, aber auch diese flüchtigen Schöpfungen sind noch immer beredte und schöne Zeugnisse seines warmen Patriotismus.

Lieder.

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns Alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Eins und — Alles.

Deutschland erst in sich vereint!
Auf! wir wollen uns verbinden,
Und wir können jeden Feind
Treuverbunden überwinden.

Deutschland erst in sich vereint!
Lasset Alles, Alles schwinden,
Was ihr wünschet, hofft und meint!
Alles Andre wird sich finden.

Deutschland erst in sich vereint!
Danach strebet, danach ringet!
Daß der schöne Tag erscheint,
Der uns Einheit wiederbringet.

Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

In Deutschland.

Noch ist Freude, noch ist Leben
Ueberall im deutschen Land.
Deutsche Frau'n und Männer geben
Sich einander noch die Hand.

Und der schöne Glaube lebt noch
An die deutsche Ehrlichkeit,
Und der Geist der Treue schwebt noch
Ueber uns und uns'rer Zeit.

Und es wird noch Frühling wieder
Auch für uns in Wald und Feld,
Und es singt noch frohe Lieder
Ueberall die deutsche Welt.

Wahrheit findet noch und Dichtung
Ihre Herzen, ihren Mund,
Und es thut nach mancher Richtung
Sich das Schön' und Beff're kund.

Tadelt nicht die Zeit, die neue,
Wünschet nicht das Heute fern!
Zeit ist, daß sich Jeder freue,
Jeder lobe Gott den Herrn.

Sprecht ihr Weisen, sprecht ihr Thoren!
Und wer wäre nicht ein Kind?
Ach! ich bin zu früh geboren!
Eine neue Welt beginnt.

Hindurch!

Ihr wollet vorwärts schreiten,
Und suchet einen Weg?
Im wilden Meer der Zeiten
Ist weder Weg noch Steg,

Da gilt nur keckes Springen,
Da gilt nur Kraft und Muth,
Und ein beharrlich Ringen
Mit sturmbewegter Flut.

Hindurch trotz allen Winden
Und trotz der Wellen Spiel!
Wir suchen nicht, wir finden —
Hindurch! ist unser Ziel.

Tröstung.

Herz, mein Herz, gib dich zufrieden!
Denn es geht ja leidlich gut.
Ist dir Glück auch nicht beschieden,
Mehr als Glück ist fester Muth.

Muth, es frei herauszusagen,
Was verächtlich ist und schlecht,
Muth, das Unglück zu ertragen,
Muth für Freiheit, Ehr' und Recht.

Geht auch Alles hin zu Trümmern,
Daß kein Hoffen übrig bleibt —
Kann es dich denn weiter kümmern,
Was die Welt im Argen treibt?

Herz, mein Herz, was willst du klagen?
Halt' an diesem Muthe fest,
Und in deinen trübsten Tagen
Niemals dich dein Gott verläßt.

O du mein heiß Verlangen.

O du mein heiß Verlangen,
Du meiner Wünsche Spiel,
Du meines Herzens Bangen,
Du meiner Hoffnung Ziel!
Seit ich dich sucht' und fand,
Giebt's Schönres nicht auf Erden
Als dich, mein Vaterland!

Du kannst für mich nicht alten,
Du ewigjunge Braut;
Ich will dich lieb behalten,
Als wärst du mir getraut.
Stets ist mein Herz gewandt,
Wie nach dem Licht die Blume,
Nach dir, mein Vaterland!

Ja, dein vergess' ich nimmer,
Dein eigen will ich sein;
Ich will mich heut' und immer
Nur deinem Dienste weih'n.
Und wär' ich auch verbannt —
Ich leb' um nur zu leben
Für dich, mein Vaterland!

Halte fest, was dir beschieden.

Halte fest, was dir beschieden,
Halt' es fest in Freud' und Leid!
Alles, was dir droht hienieden,
Spott und Hohn und Haß und Neid
Raubt dir nie des Herzens Frieden,
Nie des Lebens Seligkeit.

Liebe hat auch ihre Schmerzen,
Ihre Sorgen, ihre Müh'n,
Doch zu neuer Lust und Scherzen
Wird sie wohlgemuth erblüh'n,
Findet sie in lieben Herzen
Nur der Treue Immergrün.

O glücklich, wer ein Herz gefunden.

O glücklich, wer ein Herz gefunden,
Das nur in Liebe denkt und sinnt,
Und mit der Liebe treu verbunden
Sein schön'res Leben erst beginnt!

Wo liebend sich zwei Herzen einen,
Nur Eins zu sein in Freud' und Leid,
Da muß des Himmels Sonne scheinen
Und heiter lächeln jede Zeit.

Die Liebe, nur die Lieb' ist Leben:
Kannst du dein Herz der Liebe weih'n,
So hat dir Gott genug gegeben,
Heil dir! die ganze Welt ist dein!

Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwiedern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, meiu Vaterland.

Auf der Wanderung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen uns're Reben.
Grüß' mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blüh'n Orangen und Citronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Fern in fremden Ländern war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät heiß mein Herz verlangen.

Als ich sah die Alpen wieder glüh'n
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein,
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnet Freud' und Wonne.

Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güld'nen Schein.
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frischbethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über'm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben:
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Abendlied.

Abend wird es wieder:
Ueber Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Himmelsruh'.

Heimweh in Frankreich 1839.

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Könnt' ich den Wolken meine Hände reichen,
Ich flöge windesschnell zu dir hinein;
Könnt' ich dem Adler und dem Lichtstrahl gleichen,
Wie ein Gedanke wollt' ich bei dir sein!

Die Fremde macht mich still und ernst und traurig!
Verkümmern muß mein frisches junges Herz.
Das Leben hier, wie ist es bang' und schaurig,
Und was es beut, ist nur der Sehnsucht Schmerz.

O Vaterland, und wenn ich nichts mehr habe,
Begleitet treu noch diese Sehnsucht mich;
Und würde selbst die Fremde mir zum Grabe,
Gern sterb' ich, denn ich lebte nur für dich.

Heimath.

Kein schöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!

Jetzt hab' ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd' in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.

Mit Liedern möcht' ich bannen
Zu mir mein Jugendland
Wie einen schönen Garten
Bebau'n mit eigner Hand;

Und zwischen Laub und Blüten
Und Früchten mich ergeh'n,
Und ruhig nach den Bergen
Der blauen Ferne sehn.

Kein schlimmer Land als Fremde,
Und meine Fremde nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!

Du siehst mich an.

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht die reinen,
Die du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freu'n, und möchte weinen:
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Loos ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen,
Und keine Heiterkeit und Ruh';
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur Einen Wunsch: lebt' ich wie du!

Kindheit.

Ein Gärtlein weiß ich noch auf Erden,
Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
Das kann mir nie verwüstet werden,
Es ist von Engeln stets bewacht.

Da zeigt sich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau,
Da äugelt noch wie Demantschimmer
An Gras und Blättern Himmelsthau.

Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt, noch trübet ihren Lauf;
Da sprießen noch an jeder Stelle
Die schönsten Blumen Morgens auf.

Da schwirren noch auf güld'nen Schwingen
Die Käfer Freud' und Lust uns zu;
Und aus den dunkeln Büschen singen
Und Nachtigallen Fried' und Ruh'.

Da müssen noch die Klagen schweigen,
Da ist das Herz noch allzeit reich,
Da hängt an immer grünen Zweigen
Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.

Da giebt's noch keine finstern Mienen,
Nicht Zank noch Neid, nicht Haß noch Zorn;
Da summen stachellos die Bienen
Und Rosen blühen ohne Dorn.

Da lächelt schöner noch die Sonne,
Und heller blinkt uns jeder Stern;
Nur nahe sind uns Freud' und Wonne,
Und alle Sorgen bleiben fern.

O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah.
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh, gleich ist das Gärtlein da.

Das Lied vom Monde.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der gold'ne Mond,
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause,
Zum Himmel leis' und still.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur;
Denn all' die weißen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zu Leide,
Hat eins das andre gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Wenn ich gen Himmel schaue,
So fällt mir immer ein:
O laßt uns auch so freundlich
Wie diese Schäfchen sein!

Die Welt.

Die Welt dem flüchtigen Schatten gleicht,
Dem Gaste, der zu Nacht entweicht,
Sie gleicht dem schönen Traumgesichte,
Das uns verläßt beim Morgenlichte.

Schenk' nicht dein Herz der jungen Braut,
Die dir so hold in's Auge schaut!
Sie ist noch Niemand treu geblieben:
Gott sei dein Leben und dein Lieben!



10. Wilhelm Hauff.

Geb. den 29. November 1802 zu Stuttgart; gest. den 18. November 1827 ebendaselbst.

Motto: O Wonnezeit voll holder Träume!

Doch wohl dem, dessen Thaten jene stille Größe in sich tragen, die den Lohn in sich selbst findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Ansprüche auf die Nachwelt entsteht, ins Leben tritt, — verschwindet.

Urtheile über Hauff.

Julius Klaiber (Wilhelm Hauff. 1881.): Jung ist er dahingegangen. Aber es ist schön, als Jüngling im Herzen der Nachwelt zu leben; denn, wie Goethe in seinem Nachruf an Winckelmann sagt, „in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“.... Wie Vielen sind seine Märchen das Entzücken ihrer Knabenjahre gewesen, der Kalif Storch, der Zwerg Nase, der kleine Muck, der Affe als Mensch, — man braucht ja nur die Namen zu nennen, um das Bild von seligen Stunden wieder vor die Seele zu zaubern, da wir, in irgend einem Winkel verborgen, die Welt um uns vergessend, in das Morgenland und seine fabelhafte Zauberpracht uns versenkten. Und traten wir dann später an jene ahnungsvolle Schwelle der beginnenden Jünglingsjahre, warfen wir von den Knabenspielen, von den engen Räumen des väterlichen Hauses weg die ersten Blicke hinaus in die Welt um uns her, zogen die ersten Regungen von Begeisterung und Thatendrang, die ersten

halbscheuen Gefühle von Neigung und Liebe durch unser Herz, — wie hat da sein Lichtenstein die bebende Seele erfüllt, dieser Georg von Sturmfeder und sein zarter Liebesbund, dieser geächtete Herzog mit seinem stolzen: Si fractus illabatur orbis, dieser Pfeifer von Hardt, und das liebliche Bärbele und die runde Frau, und der gute Herr Dieterich von Kraft und die Landsknechte alle, der lange Peter mit seinem Canto Cacramento und der Hauptmann Muckerle vom achten Fähnlein und der Staberl von Wien und wie sie alle heißen — wir dürfen nur die ersten Seiten des Lichtenstein aufschlagen, so steigen sie wieder herauf, die köstlichen Gestalten, an denen wir uns einst geweidet, und mit ihnen die schönsten Jahre unseres Lebens, da die Welt noch so schön, so farbenbunt vor unsern Augen lag, wie sie eben im Lichtenstein erscheint. Und abermals später, wenn die Jugendlust im vollen Becher schäumte, und Wein und Liedersang das fröhliche Kraftgefühl zu kühnem Wagen und Hoffen erregte, da haben wir aufs Neue das Echo unserer innern Welt in jenem geistsprühenden Erzeugniß genialer Weinlaune, in den „Phantasien im Bremer Rathskeller" gefunden.

Grüneisen (Hofkaplan, aus dessen Rede nach Hauffs Beerdigung am 21. November 1827): Wenn wir uns um den ersten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen ein Spiegel seines inneren Lebens, seine Schriften in Jedem erzeugen müssen: ist es da nicht seine Heiterkeit, sein reger Lebensmuth, die Würze alles Daseins und Genusses, die muntere Laune, die jeder Erscheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei arglosen Herzen Anklang suchte und fand; der frische Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In diesem heitern Geist aber ruhte ein sinnendes Gemüth, ohne welches er sich selbst und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerksamen Auges auf die Gestalten seiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Brust; ein sinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menschenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Absicht, wie den schlimmen Willen, die unreine Neigung, den versteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preisen, zumal die heiligen Triebe seines Innern zu entfalten, aber auch mit schnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernster Rüge zu züchtigen verstand. Sein Witz floß aus einem edlen Herzen, sein Zorn sprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeisterten Zunge. Nie hat sein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zartere Verhältnisse befleckt.

Lieder.

Grabgesang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte
Bleiben Leid und Schmerzen steh'n,
Dringen nicht zum heil'gen Orte,
Wo die sel'gen Geister geh'n,
Wo nach heißer Tage Gluth
Unser Freund in Frieden ruht.

Zu des Himmels Wolkenthoren
Schwang die Seele sich hinan,
Fern von Schmerzen, neugeboren,
Geht sie auf — die Sternenbahn;
Auch vor jenen heil'gen Höh'n
Bleiben Leid und Schmerzen steh'n.

Sehnsucht gießet ihre Zähren
Auf den Hügel, wo er ruht:
Doch ein Hauch aus jenen Sphären
Füllt das Herz mit neuem Muth;
Nicht zur Gruft hinab — hinan,
Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Gesanges Schwingen
Steigen wir zu ihm empor,
Uns're Trauertöne dringen
Aufwärts zu der Sel'gen Chor;
Tragen ihm in stiller Ruh
Uns're letzten Grüße zu.

Soldatenliebe.

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'!

Doch, wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieser Stund';
Schlaf' wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein.

Reiters Morgengesang.

Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
Ward der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Mutterliebe.

Mutterliebe!
Allerheiligstes der Liebe!
Ach! die Erdensprache ist so arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört' ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeist'rung wollt' ich singen:
„Heilig, heilig ist die Mutterliebe!“

Wie die Sonne geht sie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll süßem Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüten —
Und die Pflanze sproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,
Doch die Sonne blickt durch die Natur,
Und die junge Pflanze lebet,
Neu erwärmt von ihrem Blick, und strebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! Du, du bist die Sonne!
O wie leuchtest du der Blüte doch so warm!
O wie heilig ist die Mutterwonne,
Wenn das Kind umschlingt der treue Arm!
So am Abend, so am Morgen,
Nie ermattet sie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh.
Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Lust,
Wärmet sie mit stillem Sehnen
An der treuen Brust.
Süße Hoffnung schwellt die Mutterbrust,
Daß die Blüte werd' zur Knospe keimen,
Früchte sieht sie in den süßen Träumen —
Heil'ge, reine Mutterliebe,
Daß sich nie dein stiller Himmel trübe!

Mutterliebe!
Allerheiligstes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre;
Als der Herr zur Erde niederstieg,
Wollt' er an der Mutterlieb' erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder,
Schwestern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der sie schuf, sein reinstes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geister unsrer Lieben,
Tragt es aufwärts, unser kindlich Flehn,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöh'n,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er seine Gnade senke,
Und den süßen Trost uns immer schenke
Das segensvolle Heiligthum der Liebe,
Der Mutterliebe!



11. Nicolaus Lenau.
(Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau.)

Geb. den 13. August 1802 in Csatad (bei Temesvar in Ungarn); gest. den 22. August 1850 in Oberdöbling bei Wien.

Motto: Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Es ist dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt' er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde;
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

(Anastasius Grün.)

Urtheil über Lenau.

Anastasius Grün: Wenn wir zu dem Dichterbilde Lenaus in der Geschichte der Poesie nach Vorbildern, oder richtiger: nach Analogieen suchen, so treten uns zunächst zwei Gestalten mit sprechenden Zügen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft entgegen: der Deutsche Hölty und der Brite Byron. Hölty und Byron — welche Kontraste, welche Distanzen! Daß Lenau, nicht in künstlich forcirten Sprüngen, sondern in organisch natürlicher Entwickelung, jene Gegensätze in sich zur Harmonie verschmolz, jene Entfernungen durch die expansive Kraft seines Talentes ausfüllte, gibt uns Zeugniß sowohl für den Reichthum, als für den Umfang seiner poetischen Natur. Zu Hölty, den unser Dichter mit einem elegischen Nachruf feierte,

stehen Lenaus Poesieen aus der frühesten Periode, etwa wie sie in den ersten Auflagen der „Gedichte“ gesammelt sind, in unverkennbar inniger Wahlverwandtschaft. Da ist derselbe hingebende Sinn für die Natur, dieselbe Weichheit des Gefühls, dieselbe Wehmuth der Grundstimmung, dieselbe Keuschheit und Melodie der Sprache; aber Lenaus Naturbetrachtung ist umfassender, frischer und tiefer, seine Empfindung reicher und lebhafter, seine Trauer gewaltiger und ergreifender, sein Ausdruck plastischer, farbenreicher und wohlklingender: Lenau erscheint als ein größerer, gereifterer, durch natürliche Anlage überlegener, im Fortschritte der Zeit entwickelter Hölty. Sobald aber in den späteren Phasen, namentlich in den größeren Dichtungen, andre bisher nur halbenthüllte Grundelemente der Lenauschen Muse, der forschende Scharfsinn, der Freiheitsdrang, die Glaubenskämpfe, die philosophische Speculation, die düstere Weltanschauung, die tiefere Weihe des Schmerzes, zur Entwickelung kamen, schwinden und erblassen die Berührungspunkte mit dem elegisch-idyllischen Hölty fast gänzlich. Dagegen machen sich sofort die Beziehungen zu Byron geltend; aber so zahlreich die Aehnlichkeiten, noch zahlreicher und namhafter sind die Kontraste zwischen beiden.... Mag Byron an künstlerischer Begabung, sowie an Umfang und Mannigfaltigkeit des Talentes vielleicht überlegen sein, an Tiefe des Geistes, an Achtbarkeit der Richtung und Gesinnung steht Lenau ihm keineswegs nach; den Herzen wird dieser immer der Nähere bleiben. Seelenbefreundet mit Hölty, geistesverwandt mit Byron, behält Lenaus Muse noch immer so viel jenen beiden Fehlendes und Fremdes, so viel Eigenthümliches und Ursprüngliches, daß seine dichterische Erscheinung weder als eine Fortsetzung und Erweiterung, noch viel weniger als eine Nachbildung jener beiden angesehen werden kann, sondern als selbstständige Dichtergröße Anerkennung, als Lenau selbst seine Bedeutung und Geltung behalten muß. — Werden spätere Tage, wird der Griffel der Kulturgeschichte einst unsre, der Mitlebenden, enthusiastische Vorliebe sich aneignen, unser Urtheil bestätigen? Wir hoffen es mit einigem Grund. Mag eine kältere, entfernter stehende Kritik Lenaus Dichtungen als Kunstwerken nur einen bedingten Werth zugestehen; auch wir vermissen darin die ruhige Objektivität und künstlerische Ganzheit, auch wir finden das Ueberwuchern einer Subjektivität, die jeden Gegenstand zuerst in ihr eigenes Dunkel taucht, bedenklich; aber wir wissen zugleich, daß nicht die tadellose Kunstform, sondern ein Höheres, die Gegenwart Ueberdauerndes es war, was diesen Dichter seinen Zeitgenossen so überaus werth gemacht hat, und wir finden gerade in dieser künstlerisch nicht einzudämmenden Subjektivität, welche, je schärfer sie ausgeprägt ist, um so tiefer wirkt, die Bürgschaft der Dauer. Der Mensch in Lenau war größer als der Künstler; seine geistige Erscheinung hat etwas von biblischem Charakter. Wie jene heiligen Bücher nicht als Dichterwerke, was sie doch sind, ihre unvergängliche Bedeutung behaupten, so ist auch bei Lenau die gewählte Kunstform nur das zufällige, das kostbare, aber enge und zerbrechliche Gefäß für ein Unermeßliches, Ewiges, für die sich offenbarende, große, wahrheitdurstige und schmerzengetränkte Seele. Der Raum, den diese Dichtergestalt in der Kulturgeschichte unsrer Tage einnahm, wird, da deren geistige Rüstung keinem andern paßt, unausfüllbar bleiben und wie eine lichtere Aethersäule auch den Nachkommenden vorleuchten. Ihr Kämpfen und Leiden, ihr rein menschlicher Inhalt, bleibt unverloren. Wird die Nachwelt diesen vielleicht nicht so ganz verstehen, wie die Mitwelt, deren eigene Seele in ihm wiederhallt, so wird sie den Dichter doch lieben und ehren, wie wir, als einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens, als eines jener erhabenen Sühnopfer, welche wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen. Sie wird, indem sie die Sühne versteht, nicht zugleich des Trostes so bedürfen, wie wir, die Näherstehenden, ihm wehmüthig Nachblickenden.

Lieder.

Eitel nichts! (September 1844.)

'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von Dem zum Andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.

Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang,
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich erhaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus in's tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!"

„Vergänglichkeit!" mahnt mich im stillen Thale
Die ernste Schaar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Todtenmale,
Als in verlaßne Herzen sich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
Und fortgerissen in die rasche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der sanften Wehmuth schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh'! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh'!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschloss'nen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Brust ihm;
Aber es bringen
Lauernde Fröste
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Riesenreich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer steh'n am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich-bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh'
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefer's Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken,
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken, bange!
Sie seh'n der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn' und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras,

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Anregungen.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat Manchen schon in frühen Tod getrieben.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —



12. Julius Mosen.

Geb. den 8. Juli 1803 zu Marienei (im sächs. Voigtlande); gest. den 10. October 1867 in Oldenburg.

Motto: Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.
(Mosen.)

Urtheile über Mosen.

Max Vogler (Allg. Literar. Correspondenz 1880): Fassen wir unser Urtheil über Julius Mosen zusammen, so werden wir sagen müssen, daß er eine, wenn auch nicht geniale, so doch außergewöhnlich reich begabte dichterische Individualität war, die, namentlich was die großen und würdigen Ziele, die sie in ihrem Schaffen zu erreichen strebte, anlangt, und durch die Reinheit und Untadelhaftigkeit der Gesinnung, die sich allenthalben in ihren künstlerischen Aeußerungen ausspricht, uns unsere unbedingte Hochachtung abnöthigt und der Persönlichkeit des Dichters vollen Anspruch auf ein ehrenvolles und dauerndes Andenken in der Nachwelt gibt.

Blätter für literar. Unterhaltung 1845: Er hat keine neue Epoche begründet, aber er hat im Kampfe sein Leben gefunden. Die Begeisterung für alles

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken, bange!
Sie seh'n der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn' und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Anregungen.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat Manchen schon in frühen Tod getrieben.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —



12. Julius Mosen.

Geb. den 8. Juli 1803 zu Marienei (im sächs. Voigtlande); gest. den 10. October 1867 in Oldenburg.

Motto: Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.
(Mosen.)

Urtheile über Mosen.

Max Vogler (Allg. Literar. Correspondenz 1880): Fassen wir unser Urtheil über Julius Mosen zusammen, so werden wir sagen müssen, daß er eine, wenn auch nicht geniale, so doch außergewöhnlich reich begabte dichterische Individualität war, die, namentlich was die großen und würdigen Ziele, die sie in ihrem Schaffen zu erreichen strebte, anlangt, und durch die Reinheit und Untadelhaftigkeit der Gesinnung, die sich allenthalben in ihren künstlerischen Aeußerungen ausspricht, uns unsere unbedingte Hochachtung abnöthigt und der Persönlichkeit des Dichters vollen Anspruch auf ein ehrenvolles und dauerndes Andenken in der Nachwelt gibt.

Blätter für literar. Unterhaltung 1845: Er hat keine neue Epoche begründet, aber er hat im Kampfe sein Leben gefunden. Die Begeisterung für alles

edle Menschenthum, für die schöne Ausbildung des Göttlichen im Menschen ist es, welche den lyrischen Gedichten Mosens, abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, einen noch ganz besonderen Zauber verleiht.

Lieder.

Zuruf.

Was grämest du dich, mein Gemüthe,
Daß dir ein Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüte
Und der Schallmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen; —
Das Haupt empor!

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles seinen Lauf;
Und schlügest du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde schneller eilen! —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten!
Scheu' nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg!
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren; —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand!
Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod!

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz!

Berglied.

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Brust in frische Luft getaucht,
Dort lausch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geist der Freiheit, und aus Waldesranken
Ersprießen still urkräftige Gedanken.

Und fühlst du schaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelspiel der dumpfen Zeit,
Kommt's über dich wie Todesangst entseelend,
Dann gehe mannhaft mit dir selbst in Streit,
Bis du in dir den Geist, der dich bestricket,
Die Lüge sammt der Feigheit hast erstickt.

Sei arm und frei! Beim Wasserkruge heiter!
Und immerdar ein unerschrockner Leu!
Ein starkes Schwert, für's Recht ein ehr'ner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freisein ist leicht, kannst du es fröhlich wagen,
In eigner Brust die Gottheit selbst zu tragen.

Ich kenne Balsam, Wunderarzeneien,
Für unsre Seelen, die so siech und wund,
In einem Zauberworte: Tod nicht scheuen!
Ihr Männer, die inwendig so gesund,
Was wohl im Glänzen eurer Augen stecket,
Daß es den Teufel in der Hölle schrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir lassen,
Ein schlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlassen,
Du Heldenherz, an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! also unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode siegen.

Letzter Trost.

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Trost noch Ruh',
So entflieh' dem dumpfen Haus
Ueber Berg und Thal hinaus!
Laß', umrauscht von frischer Luft,
Weit hinaus die Blicke schweifen
Und, umweht von Waldesduft,
Von der Stirn die Wolke streifen,
Bis zu einer sel'gen Blüte
Sich erschließet dein Gemüthe.

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Trost noch Ruh',
So versenk' dich in die Nacht,
In der Zeiten alten Schacht,
Weiter geh' mit festem Tritt
Ohne Zagen, ohne Grauen, —
Höre ihren Donnerschritt! —
Weiter, weiter mit Vertrauen!
Bis du siehst vom Angesichte
Dort den Gott der Weltgeschichte!

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Rast noch Ruh',
So versenk' dich in dein Herz,
In den allerwildsten Schmerz,
Immer tiefer in die Pein,
Bis sich jeder Nerv empöret,
Zur Verzweiflung stürz' hinein,
Bis du ganz dich fühlst zerstöret;
Denn dort muß aus Tod und Schrecken
Gott die Hände nach dir strecken.

Arme Seele, findest du
Auch bei Gott nicht Rast und Ruh',
So bind' dich mit Herz und Hand
An das alte Vaterland,
Kämpfe dort in starrem Muth
Mit des Feindes bösen Tücken,
Laß dir tief bis auf das Blut
Meuchlings Dorn' und Dolche drücken,
Bis im Brande deiner Wunden
Tod und Ruhe du gefunden!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Corporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag' an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bayonneten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bayonneten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt,
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bayonneten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen;
Doch griffen wir mit Bayonneten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen;
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sah'n!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's gethan;
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?“ schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!“

Der Kreuzschnabel.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zücken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlassen,
Sieht' er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!“

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

Frühlingslied.

Was ist das für ein Ahnen,
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief: Du finst'res Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus!

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blütenbusch
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus!

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir:
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

Der untergehende Mond.

Es scheidet von blühenden Bäumen
Der Mond mit seinem Licht
Und Thränen mit schmerzlichen Träumen
Zittern durch sein Gesicht.

Der Mond sinkt bei den Klippen
Tief in sein eignes Weh'
Und küßt mit bebenden Lippen
Die fernher wogende See.

An * * *.

Die weiße Rose duftet
Entgegen der Sternennacht,
Die all' ihre goldnen Wunder
Und Märchen mitgebracht.

Die Sterne zieh'n vorüber
In flammendem Gedicht,
Nur einer steht im Norden
Unwandelbar im Licht.

Ich liebe den Stern und die Rose,
Doch mehr noch dein muthiges Herz
Und die Thränen, die du geweinet
Um mich im stillen Schmerz.

St. Johannistag.

Am Johannistag
Tanzt die Sonn' im Purpurschein
Mitten in die Welt hinein;
Ueber Meer und Länder
Flattern goldne Bänder
Und Gott selber rufet laut:
„An mein Herz, du schöne Braut!“

Am Johannistag,
Wenn im Blumenduft
Zittert heiß die Luft,
Wenn die Rosen blühen,
Alle Sinne glühen,
Unter Nachtigallenschlag
Ich wohl selig sterben mag.

Denkspruch.

Stets wird bei dir ein guter Engel sein,
Hältst du dein Herz von jeder Sünde rein;
Er wird dich dann zum wahren Glücke leiten,
Und über dich zum Schutz die Flügel breiten.

Anregungen.

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, so wirkt bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in sich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schicksals, wie der geschwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehmform; diese zerspringt, aber aus den Trümmern hervor tritt das höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Heimat? — welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben die Heimat verloren, deshalb sind wir auch Alle so unglücklich! Heimat, Vaterland, Glauben und Frieden — das Alles ist dahin! Dafür haben wir schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimat ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf!“ Als ob nicht die Heimat das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimatlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte!

Die Leidenschaft ist das Roß, von welchem der Genius der Menschheit dem Ziele brausend entgegengetragen oder zertreten wird.

Die dramatische Poesie in ihrer höchsten Aufgabe ist vor Allem die Lehrerin des Göttlichsten im Diesseits — der Wahrheit in der Schönheit und der Freiheit im Vernunftgesetze.

Wer das Böse zu seinem Dienst gebraucht, verfällt diesem selbst zum Opfer.

Die deutsche Bildung hat zu ihrer Unterlage die althellenische. Keine Nation ist tiefer in die Wissenschaft, Kunst und Poesie der alten Hellenen eingedrungen, als die deutsche.



13. Anastasius Grün.

(Anton Alexander Maria Graf von Auersperg.)

Geb. den 11. April 1806 zu Laibach (in Krain); gest. den 12. September 1876 in Graz.

Motto: Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen;
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
Als den Sänger, den greisen, bewährten,
Vom Grün des erwachenden Lenzes umsproßt,
In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein Jeglicher fröhlich bedacht,
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeern, von Rosen- und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeisterung selbst sich genug;
Doch zuletzt schien die Feier vollendet
Und vorübergewallt der mänadische Zug
Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
Nachzügler im festlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
Der war nicht vom Laube der Eichen:
Der war auf Asphodelus-Wiesen gepflückt,
Am Cocytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling hehr
Und flüstert: Zu festlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
Dir aus irdischen Blumen gewunden:

Doch den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
Dem kein irdischer Frost mehr verderblich,
Schlingt die Blüthe, die falbe, des Asphodill —
Und die Todten allein sind unsterblich.

(Robert Hamerling.)

In unsern reichen seidnen Zeiten
Was soll der Mann in starrem Erz? —
Vielleicht daß sein Vorüberschreiten
Noch heute rührt manch deutsches Herz!

Urtheil über Grün.

P. v. Radics (Anastasius Grün und seine Heimat. 1876.): Deutscher Geist und deutsche Kraft haben die „Ostmark" das heutige Oesterreich geschaffen und diesem Reiche ab und zu durch der Zeiten Lauf stets neues Leben, neue Bewegung zugeführt, ihm geistige und materielle Hilfe gebracht zur Erfüllung seiner hohen culturellen Mission: die Civilisation nach dem Orient zu tragen! Deutsche Kraft war es namentlich, die der Ostmark in jenen schweren Tagen unter die Arme griff, als der „Erbfeind der Christenheit" der Türke in stets erneuten Vorstößen bis gegen das „alte Wien" vordrang, um auf diesem Wege sein endliches Ziel, Deutschland, zu erreichen oder was dem schlauen Muselmanne als dasselbe galt: die Cultur an ihrer Keimstätte zu fassen und zu vernichten. Daß es hierzu nicht kommen konnte, das dankt Europa vornehmlich jener deutschen „Wacht an der Save", die seit den Karolingern treu und redlich aushält auf ihrem Posten in jenem Landstriche, der κατ᾽ ἐξοχήν das „Grenzland" heißt, in dem Lande Krain. Die Unterwerfung der Krainer Slaven unter fränkische Herrschaft war in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erfolgt, das Land alsbald dem großen christlichen Weltreiche einverleibt und sofort nach dem alle Theile desselben gleich umfassenden Regierungsplane verwaltet. Deutsche Colonisten und als Führer derselben deutsche Adelsfamilien, die Schärffenberge, Auersperge u. A. kamen im 9. und 10. Jahrhundert ins Land und brachten deutsche Sitten, deutsche Gebräuche, vor Allem aber die deutsche Arbeit mit herein. Neben den Ritterspielen und Ritterkämpfen brachten das 12. und 13. Jahrhundert auch die anderen Resultate der Kreuzzüge in die Burgen und — zu dem Volke von Krain. Vor allen adeligen Familien Krains war es aber das Auersperg'sche Haus, das fast in jedem Zuge nach dem h. Lande seinen Vertreter sah und deshalb als der Hauptvermittler der Cultur jener Zeit für die Heimat gelten muß..... Immer doch galt der Herold der Freiheit — Anastasius Grün — allen Völkern Oesterreichs auch als der Meister im Turney um die Freiheit! Und heute (am 70. Geburtstage des Dichters), da dieser „Meister", der allen voran ein echter und rechter Ritter der Erste in die Schranken trat zum Gange mit dem Geiste der Finsterniß, trotz der vielen „Gänge", die er seither mit demselben immer wieder aus seinem Schattenreiche zurückkehrenden Gespenste gethan, aufrecht und ungebrochen, wie vor Decennien, auf demselben Kampfplatze steht, ein Held an Siegen und an Ehren reich, heute an dem hohen Feiertage des Sängers der Freiheit, heute füllen sich die Tribünen der allen Völkern Oesterreichs in gereifter Erkenntniß gleich theuren gemeinsamen Arena und in festlichem Gepränge nehmen die Schaaren der Abgesandten von Nord und Süd, von Ost und West ihre Plätze ein und haben Theil an dem hohen Feste der Huldigung! In der Hand des Gefeierten siehst du aber heute, wie ehedem die Fahne mit dem Bilde der Austria und dem weißen Fahnenbande der Freiheit mit dem goldgestickten Spruche: Gleichheit und Brüderlichkeit! Indem wir im überreichen Gabentempel, der sich heute dem ewig jungen Liebling der Völker erschließt, gleichfalls eine kleine Liebesgabe niederlegen, haben wir versucht, aus des Dichters Werken in einem Bilde aufzuweisen, wie er die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der einzelnen Länder Oesterreichs, die Vorzüge und Tugenden ihrer Bewohner im innersten Wesen ergründete und in vollendetstem Lichtbilde darstellte, dabei jedoch all' das Verschiedene in ein Ganzes fassend, als Lob und Preis des einen großen Oesterreich und seines „ehrlichen und offenen Volkes", als dessen Dolmetsch er das Eine nur „ganz artig" flehte: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Und so mögen eben heute aus unserem Buche die Söhne Oesterreichs, die aus dem Wiegenland des Dichters an der Save hellen Fluten, die von den Alpenhängen Steiermarks und Kärnthens, Tirols und Salzburgs, Ungarns Volk, die im klangvollen Böhmerland,

jenes Volksfragment am Weichselstrand, vor Allem aber jed' echtes „Wiener Kind“ rückschauend auf ein gottbegnadetes deutsches Dichterleben, es preisend erkennen, wie Anastasius Grün sie alle mit gleicher Liebe, mit gleichem Hochgefühl umfaßt als Ziehsöhne der gemeinsamen Hausmutter, der sie vom Gott des Lichtes zu gemeinsamer Bildung anvertraut worden, um gemeinsam als Apostel des Lichtes offenen Auges, den wenn gleich blendenden Strahlen des Sonnenaufgangs entgegen, kühn und muthig die Fahne der Freiheit aufzupflanzen in den Reichen des Ostens!

Lieder.

Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

„Ist nicht schon längst zur Neige
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erschöpft nicht jeder Born?“ — —

So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang' vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der gold'nen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blüh'n,
So lang' noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprüh'n;

So lang' noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang' Ein Aug noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

Noch hält der Herr in Händen
Die Schöpfung, ungeknickt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht:

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Poesie des Dampfes.

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
Prophetisch trauernd, daß in unsern Tagen
Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;

Daß Poesie, entsetzt, nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten uns'rer Erde,
Auf Dampfkarossen ferne fortgetragen! —

Ei, war't ihr denn so hold den krummen Wegen,
Daß ihr so sehr die graden scheuen könnet?
Und ist euch's Poesie, auf Holperstegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnet?

So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleisen
Der Poesie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß und Strang und Eisen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!

Die Haid' entlang! Laßt eures Leibs Gebeine
Des Auferstehungstages Rütteln ahnen,
Der Rosse Schnauben, Peitschenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Verlornen mahnen!

Springt dort ins Boot, laßt rudern eure Rechte!
In saurem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob eure Brüder euch, die Ruderknechte
Von der verlornen Poesie nicht sagen?

Besteigt ein Schiff und fangt die Launenspende
Des wind'gen Windgotts auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haschen suche!

Will er's, so ruht windstill mit schlaffem Segel,
Seid festgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, so ihr suchet, weiß zu sagen!

Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des goldnen Weines
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen!

Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen;

Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb', Eisen du, und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.

Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegesfest verschönen,
Wie der Victoria Gottbild über'm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen. —

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetrieb'nen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen;

Der schwarzen Rüssel Schlote hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen, siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Den Patriarchen dort des Dorfs sie wecken,
Nicht schadet's, wenn er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, schaut mit freud'gem Schrecken;

Nicht schadet's, wenn er, was er dort sah tosen,
Des Geistes wandelnden Altar muß nennen;
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, losen,
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, sieht brennen!

Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olymp'schem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sei von seiner Dränger Sold gedungen!

Und wenn er ahnt, daß sie in schönern Tagen,
Wofür er selbst einst feststand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu erfiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte!

Laßt beten ihn, und ahnen so im Stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang, zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke.

Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Herbstlich über Asperns Fluren schien die Sonne müd' und lau,
Störche schifften schon nach Süden durch der Lüfte ruhig Blau,
Ueber stille, weite Felder schritt ich einsam, unbelauscht,
Und mit mir ein kalter Herbstwind, der durch fahle Stoppeln rauscht.

Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garbe wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brod genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?

Aus der Lava, die einst glühend vom Vesuv herniederquoll,
Blüh'n, wie Leben aus dem Tode, saft'ge Reben, grün und voll;
Doch, die ihren Wein einst trinken unter kühlem Laubendach,
Dem Vesuv und seinen Schrecken sinnen sie wohl schwerlich nach!

Hier auch hat all' seine Schrecken ausgetobt einst ein Vulkan,
Blut'ge, glüh'nde Lavafluten überströmten rings den Plan,
Schwarzer Rauch und Nachtgewölke hüllte tief den Himmel ein,
Wetterschläge krachten donnernd, Blitze zuckten flammend drein!

Wie dort am Vesuv die Lava einst manch heit're Stadt verschlang,
So begrub sie viel der Edlen hier die weite Flur entlang;
Hundert Städte zu beleben, genügte, wahrlich, ihre Zahl,
Und nicht minder schön glomm ihnen noch des Lebens sonn'ger Strahl!

Gleich an frommer Kraft und Weisheit jenem edlen Plinius,
Der dort rettend seine Mutter trug durch Nacht und Lavaguß,
Also Karl, du hoher Sieger, trugst du kühn und glorreich da
Aus den Flammen und den Schrecken deine Mutter Austria!

Manch' gewaltiges Jahrhundert schritt schon am Vesuv vorbei;
Sieh', der fernsten Enkel Spaten schlägt der Lava Krust' entzwei,
Und es steigt aus Schutt und Asche eine heit're Stadt an's Licht,
Manch' ein Götterbild und Tempel, manch' unsterbliches Gedicht!

Oestreichs Herculanum nenn' ich, ihr Gefilde Asperns, euch!
Wär' an edlen, heil'gen Schätzen euer Schooß wohl minder reich?
Wahrlich, stieg' in eure Tiefen rechten Sinns der rechte Mann,
Bald das Götterbild der Freiheit brächt' er uns an's Licht hinan! —

Wall't dann wieder einst durch's weite, reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann nickt wohl jede Aehre mit dem Haupt mir heit'ren Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den goldnen Halmen leis':
„Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug euch schönen Preis!"

Gastrecht.

Alexander Ypsilanti stürzt vom Schlachtfeld kampferhitzt,
Wo die Freiheit ihres Blutes letzten Tropfen hat verspritzt,
Wo er einen hohen Orden sich gewonnen, unbewußt,
Eine schöne Heldenwunde, klaffend vorn an seiner Brust.

So mit stolzer Purpurrose seinen Busen ausgeschmückt,
In der Hand den Stumpf des Schwertes, kampfzerbrochen und zerstückt,
Tritt der Held auf Oestreichs Boden, — o beträt' er ihn doch nicht!
Beut vertrauend uns die Hände, tritt an unsern Herd und spricht:

„Wenig ist's, darum ich flehe! Gebt mir Linnen zum Verband,
Laßt an eurer Luft mich laben, und erfreu'n an eurem Land!"
Mächt'ger als der Mund des Gastes spricht sein rinnend Heldenblut!
Und sie heißen ihn willkommen und zu bleiben wohlgemuth:

„„Munkacs ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;
An Verband soll's auch nicht fehlen, der wohl fest und gut euch paßt,
Scheint er auch zu sein von Eisen, gleicht er auch den Ketten fast."" —

Durch sein Gitterfenster nieder blickt der Griechenheld auf's Land,
Das in schwelgerischer Fülle zaubervollen Lenzes stand:
„O wie können Rosen duften, Saat und Frucht noch schwellen dicht,
Saft'ge Reben lockend winken, wo des Gastes Recht man bricht? — —"

Sieben lange Jahr' in Ketten dort der Leu aus Hellas lag.
Sieh', nun löst man sie, daß wieder frei mit uns er wandeln mag!
Aber kaum nach sieben Tagen brach der Tod sein Herz entzwei!
Traun, mich dünkt, daß er gestorben wohl an uns'rer Freiheit sei!

Die Martinswand.

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deff' Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick,
Deff' Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd,
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' Einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behau'n.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Jetzt kann er's seh'n, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt?
Daß er's nicht weiter plaud're, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaiserssprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält,
Auch ist eine Aussicht droben, so schön und weit zu seh'n,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergeh'n.

Tief unten, ein grüner Teppich, das schöne Thal des Inn,
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin;
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf'
Und schau'n wie Friedhofhügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen das kichert im nahen Felsenspalt:
Es dringt ja nicht zu Thale des Hülferufs Gewalt.

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmet! da hilft das Schreien nicht,
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos steiler Wand,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfährt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sacrament empor,
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Abschied mir,
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, — dein Blitz hat ihn erschlagen, —
Ach, gerne hätte er früher noch süße Frucht getragen!

„Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm. —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

„So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll,
So mod're nun, mein Busen, der thatenschwanger schwoll,
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm,
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor,
„Komm' heim, du bist gerettet," so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich steh'n,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm fürder zu geh'n,
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der läd't ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n,
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, durch aller Tyroler Herz!

Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland!

Im stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt;

Ei, lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuslein schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Eb'ne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich.

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!



14. Paul Heyse.

Geb. den 15. März 1830 zu Berlin.

Motto:

Et ego in Arcadia.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n.

Weh'n aus der Provence die Winde,
Athm' ich ihnen tief entgegen;
Denn von dort kommt lautrer Segen,
Wo ich sie gepriesen finde,
Lausch' ich lächelnd fort und fort,
Scheint zu arm mir jedes Wort;
So erquickt mich, wer sie ehret.

Wo ist noch so lieblich leben,
Als vom Rhonestrom bis Vence,
Zwischen Meerflut und Durance?
Wo mag's süßre Wonne geben?
Ach mein Herz ist allezeit
In dem Land der Lieblichkeit,
Das die trübsten Seelen kläret.

O wer grämt sich an dem Tage,
Wo er an die Flur gedachte,
Die ihm Heil und Wonne brachte!
Was man ihr zum Preise sage,
Lügen wird man nimmerdar,
Denn in aller Welt fürwahr
Ist nichts Holderes zu schauen.

Was ich kann in That und Worten,
All mein Wissen und Verstehen
Trag' ich nur von ihr zum Lehen.
Deß frohlock' ich allerorten.
Alles was mir lieblich steht,
Auch dies Heimweh früh und spät,
Dank' ich jenen klaren Auen.

Urtheile über Heyse.

Karl Schröer (Deutsche Dichtung): Aus diesen Beziehungen (Paul Heyses Großvater war der Grammatiker August Heyse, sein Vater der Sprachforscher Paul Heyse, Erzieher im Hause Wilhelm v. Humboldts, dann Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdys, dann Professor an der Universität zu Berlin) läßt sich wohl ermessen, in welchen Kreisen höherer Bildung, reich an mannichfaltigster Anregung Paul Heyse

heranwuchs. Schon als Kind fielen ihm in den Schooß die reichsten Früchte der Bildung, hatte er die Anschauung bedeutender Menschen. Unter solchen Umständen muß sich früh das feinste Gefühl für Ebenmaaß und Schönheit, eine bestimmte ästhetische Gesinnung heranbilden, besonders wo dichterische Anlage vorhanden ist. Alle diese Voraussetzungen finden wir in Heyses Schriften erfüllt. Seine Naturbegabung ist die eines gewandten, beweglichen und fruchtbaren Geistes, der mühelos hervorbringt, leicht sich in alle Formen findet. Erfolg hatte er weniger in der Lyrik (obwohl gewandt in der Behandlung der Sprache und Form, ist er doch kein Lyriker) und im Schauspiel, als in der kleinen Erzählung, besonders in der Erzählung in Prosa, der Novelle.

Emil Kneschke: Das Schönste und Sinnigste, was wir von P. Heyse besitzen, den man nicht unzutreffend den Ludwig Tieck der modernen Novellistik genannt hat, sind unstreitig seine in ihrer Art classischen Novellen, das Reifste und Mächtigste seine zwei genannten Romane (Die Kinder der Welt, Im Paradiese). Wenn neben solchen hervorragenden Schöpfungen die lyrischen Erzeugnisse nur einen zweiten Rang einnehmen, so gehören dieselben, allein für sich betrachtet, doch jedenfalls zu den ansprechendsten Erscheinungen ihres speziellen Genius in der Gegenwart. P. Heyse steht als Lyriker sehr wohl neben J. Große, W. Hertz, H. Hopfen und anderen sich an Geibel, Lingg ꝛc. anschließenden Münchner Dichtern.

Lieder.

Dulde, gedulde dich fein.

Dulde, gedulde dich fein:
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Ueber ihm ist's, wenn's gewittert,
Aber spät sein Morgen graut.
Höh' und Tiefe hat Lust und Leid!
Sag' ihm ab,
Dem thörichten Neid —
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein:
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!

Verschließ' dich nur, du seltsam Kind.

Verschließ' dich nur, du seltsam Kind,
Sei spröd' und stumm zu jeder Frist!
Deine Augen, die so glänzend sind,
Verrathen doch, wie reich du bist.

Seh' ich dich an, kommt mir zu Sinn
Das Märlein von der alten Stadt;
Ein tiefer Brunnen lag darin,
Draus Keiner noch getrunken hat.

Er war so tief, so wundertief,
Ließ man ein Becherlein hinab,
Der Faden viele Stunden lief
Und reichte doch den Grund nicht ab.

Da kam des Wegs ein Musikant,
Der sah den Brunn und trat hinzu
Und nahm sein Geigenspiel zur Hand
Und spielt' ein Stück und sang dazu.

Und horch! Da rauscht es wundervoll
Und wogt' herauf und sprudelt' frisch
Und lieblich kühl Gewässer schwoll
Klar über den Rand verschwenderisch.

Der Spielmann trank in hoher Lust
Und lud auch all die andern ein —
O wer die Flut zu lösen wußt',
Wie überselig muß er sein!

Das Thal des Espingo.

Sie zogen zu Berg, an den Bächen dahin,
Maurisches Volk, reisig und stolz.
Auf Kampf mit den Franken stand ihr Sinn,
In Fähnlein ging's an den Bächen dahin,
Drin Schnee der Pyrenäen schmolz.

In der feuchten Schlucht ihre Mäntel weh'n,
Scharf von den Höh'n tönet der Wind.
Ihre Lanzen droh'n, ihre Augen späh'n —
Kein baskischer Hut in den Klippen zu seh'n,
Und die Baskenpfeile, die fliegen geschwind.

Sie reiten über den ganzen Tag,
Traurigen Pfad, hastigen Ritt.
Endlos dünkt sie der Tannenhag,
Und das Maulthier braucht schon der Geißel Schlag,
Und das schnaufende Roß geht müden Schritt.

Da neigt sich der Weg. Aus den Klüften wild
Plötzlich gesenkt führt er zu Thal.
Da liegt zu Füßen, ein schimmernd Bild,
An die Berge geschmiegt das weite Gefild;
Falter fliegen im Sonnenstrahl.

Der Abend wie lau, und die Wiesen wie grün.
Ulmengezweig wieget die Luft.
Jasmin und gelbe Narcissen blüh'n
Und die Halden entlang die Rosen glüh'n —
Die Näh' und Weite schwimmen in Duft.

Da wird den Mauren das Herz bewegt.
Seliger Zeit gedenken sie,
Wo sie Haurans schlanke Gazellen erlegt,
Wo sie Mährchen gelauscht und der Liebe gepflegt,
Und die Rosen gepflückt von Engadi.

Und sie steigen hinab und es löſ't sich das Heer.
Liebliche Luft säuselt sie an,
Wie in Rosenhainen um Bagdad her,
Wo die Schwüle lindert der Hauch vom Meer,
So haucht aus dem Grunde der See heran.

Ihre klugen Sorgen — wie bald sie vergeh'n!
Waffen und Wehr werfen sie ab.
Ihre Sinne berauscht wie von Wiederseh'n;
Sie schweifen umher, wo die Rosen steh'n,
Sie tauchen zum Bad in den See hinab.

O Heimatwonne! Die Wachen im Zelt
Lauschen mit Neid dem Jubel umher.
So friedlich dünkt sie die schöne Welt;
Es lockt sie hinaus in das duftige Feld,
Und die wachen sollen — sie wachen nicht mehr.

Sie wachen nicht mehr! Es wacht in der Nacht
Tücke, der Nacht lauerndes Kind.
Sie schleicht sich hervor aus der Waldung sacht,
Sie kriecht zu den Zelten — habt Acht, habt Acht!
Die Baskenpfeile, die fliegen geschwind.

Zu spät! Zu nah die grause Gefahr.
Waffenentblößt, unter Rosen roth
Zu Boden sinken sie Schaar um Schaar.
O seliger Traum, der so tückisch war!
O Heimatwonne, du brachtest den Tod!

Zuflucht.

Und so hebst du meiner Seele
Schleier mit der weichen Hand,
Daß sie nichts mehr dir verhehle,
Die erröthend vor dir stand.

Ach, was ihr im Uebermuthe
Lieblich an ihr selber däucht',
Seit darauf dein Auge ruhte,
Ist der eitle Wahn verscheucht.

Nun entkleidet ihrer Flittern,
Nun so scheu in sich geschmiegt,
Ueberrieselt sie ein Zittern,
Zwischen Glück und Scham gewiegt.

Bis sie sich mit heft'gem Triebe
Dicht an deine Seele schließt
Und die Fülle deiner Liebe
Wie ein Schleier sie umfließt.

Verzogen, Verflogen —

Verzogen,
Verflogen,
Alle Vögel aus dem Nest!
Nur die Mauern
Sie dauern,
Ueberdauern die Gäst'.

Junge Zeiten,
Sie schreiten
Wie Geister vorbei.
Wo ist nun geblieben
Das Lachen, das Lieben?
Blieb keines dir treu?

Von weiten
Da läuten
Die Glocken wie einst —
Alter Träumer, entrinne,
Daß am Fenster die Spinne
Nicht sieht, wie du weinst.





15. Oskar Freiherr von Redwitz.

Geb. den 23. Juni 1823 zu Lichtenau (in Mittelfranken).

Motto: Was nützen strengste Glaubensnormen,
Was alle regelrechten Formen,
Was aller Kultus, tief symbolisch,
Wenn Liebe nicht, echt apostolisch,
Des Christenthums fruchtbarer Kern?
Nur sie bringt uns dem Himmel nah!
(Odilo.)

Der Menschheit Höchstes ist die Liebe.
(Ebendas.)

Urtheil über Redwitz.

Karl Biedermann: Die Reaction fand einen Dichter, der sie verherrlichte, in Oskar von Redwitz, dem Verfasser von Amaranth (1849). Es war das eine Dichtung, süßlich im Tone, überschwänglich in ihren Bildern und Gleichnissen, ihrer Tendenz nach aber eine schwärmerische Anpreisung der blinden Hingabe an eine unklare, mystisch-katholische Geistes- und Gemüthsstimmung. . . . Redwitz hat die poetische Verirrung seiner Jugend in seinen späteren Jahren wieder gut gemacht — nicht blos in seinem Liede vom neuen deutschen Reiche, das er nach den gewaltigen Siegen der Jahre 1870/71 dichtete und in das er die wärmste Begeisterung für des deutschen Vaterlandes Einheit und Größe ausströmte, sondern auch in der poetischen Erzählung Odilo (1878), worin er, im entschiedenen Gegensatze zu seiner Amaranth, ebenso der

dogmatischen Beengtheit im Protestantismus, wie der Unduldsamkeit des römischen Papstthums offen den Krieg erklärte, sein eigenes Glaubensbekenntniß aber in die schönen Worte kleidete: Der Menschheit Höchstes ist die Liebe.

Lieder.

Aus „Amaranth".

Lieder Walthers.

Mein Lieb braucht keinen Demantschrein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid,
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.

Doch in des Herzens heil'gem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt' mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmied sein.

Ihr Antlitz sei nicht zaubervoll,
Mich soll nicht reizen Aug' und Mund!
Doch friedlich d'raus mich grüßen soll
Ein gläubig Herz rein und gesund,

Daß, wenn ich ihr in's Antlitz seh',
Es wie Gebet mich überkomm',
Und daß, so oft ich von ihr geh',
Mein Minnen sei nochmal so fromm.

Ich will kein Pfand aus deinen Händen,
Daß deiner Lieb' ich mag vertrauen;
Nicht Eide, die dich mir verpfänden,
Nicht Blicke, die mich süß beschauen.

Will nur die Hand auf's Haupt dir falten
Und deine Seele nur befragen,
Wie sie es mit dem Herrn will halten, —
Dies eine soll mir Alles sagen.

Lieder Amaranths.

Es muß was Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!

Und Freud' und Leid, und Glück und Noth
So miteinander tragen!
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

Ich will dich auf den Händen tragen
Und dir ein treuer Engel sein;
Will legen meine junge Seele
Ganz in dein liebes Herz hinein.

Ich will für mich ja nichts erflehen,
Für dich nur Alles ganz allein;
Ach! wenn so ganz ich in dir lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein.

Aus dem „Lied vom neuen deutschen Reich".

O Gott im Himmel! Ist's auch eine Pracht,
Das deutsche Volk in Waffen jetzt zu schauen!
Vom Alpenwall bis zu des Meerstrands Gauen
Steht jetzt am Rhein ganz Deutschland auf der Wacht.

Ein Wille nur führt seiner Heere Macht,
Die Herzen all' beseelt nur ein Vertrauen.
Auf unsres Volkes eig'ne Macht wir bauen,
Nur sie allein schlägt jetzt die Völkerschlacht.

Daß jetzt nur Oestreich fehlt! — Der Einheit Feier,
Wie wär' sie noch gemehrt im deutschen Land,
Wenn sie auch dürften glorreich mit uns streiten —

Die Helden all' vom Inn und aus Passeier,
Aus Steiermark und von der Donau Strand —
Wie dort in jenen andern großen Zeiten!

Bist du zufrieden, deutsches Volk zumal,
Wie jetzt dein Kaiser aus dem Felde kehrt?
Bei Gott, wie trägt erfüllt und unversehrt
Er dein Vertrauen heim gleich heil'gem Gral!

Wie heißt der in der deutschen Fürsten Zahl,
Der Macht und Ruhm dir reicher noch gemehrt?
Der reiner je die Ehrfurcht dich gelehrt,
Als deutschen Kriegsherrn hehres Ideal? —

Zieh', Kaiser, heim mit dem erhabnen Sohne,
Mit unserm tiefsten Dank und Herzenssegen! —
Das Kriegswerk, kaiserlich hast du's vollbracht!

Nun ruh' dich aus auf deinem Friedensthrone,
Und sei uns drauf mit gleichem Siegerdegen
Des Rechts und Völkerheiles Kaiserwacht!

Aus dem „Deutschen Hausbuch“ (1883).

Am zehnjährigen Hochzeitstag.

Wie flüchtig doch die Jahre geh'n!
Und heut, kaum glaublich, sind es zehn,
Daß, ganz zu gleicher Herbsteszeit,
Aus dieser Waldeseinsamkeit
Ich meinen Engel heimgeführt.
Doch, Gott sei Dank, wenn meine Hand
Nun der Erinn'rung Harfe rührt:
So klingt die Zeit, die uns entschwand,
Als wie das Hohelied vom Glück,
Drin jeder Ton nur Lieb' und Treue.
Drum klagelos, ohn' alle Reue,
Denk' ich an dies Jahrzehnt zurück
Und grüße voll Vertrau'n das neue.
Ich weiß ja: was es mir auch bringe,
Daß, wenn auch dieses von uns schied,
Es nur als gleiches Friedenslied
In der Erinn'rung fort dann klinge.
Und denk' ich dran, wie hundertmal
Zum Truge wird das Ideal,
Bevor es einmal das erfüllt,
Was es versprach, da's noch verhüllt;
Gedenk' ich erst der Häuser all,
Drin einst das Eh'glück feierlich
Einzog mit lautem Jubelschall,
Und bald draus weinend fort sich schlich;
Doch, wie's dagegen Tag um Tag
In unserm Haus gleich heimisch weilte;
Wie's treulich Freud und Leid drin theilte,
Und uns bei jedem Schicksalsschlag
Die Herzenswunde hilfreich heilte —
O wenn ich all dies jetzt bedenke:
Andächt'ge Schauer mich durchzieh'n,
Und dankend möcht' ich niederknie'n
Für solch ein seltnes Glücksgeschenke.

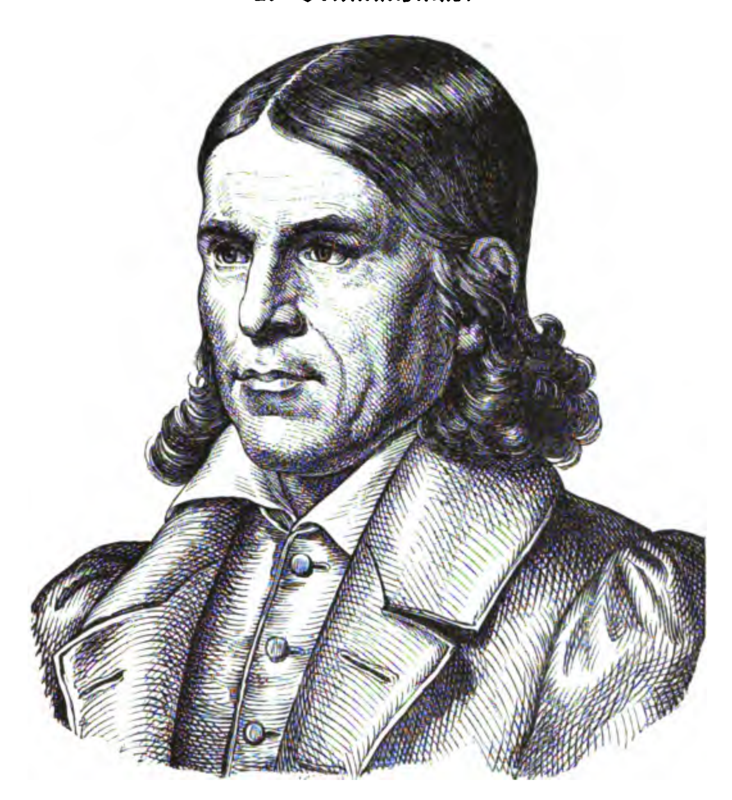
Wie traurig, daß es selten ist,
Mit dem kein andres doch sich mißt!
So selten! — O warum doch nur
Bei täglich tausendfachem Schwur
Zur Bürgschaft für ganz gleiches Glück?
Warum nur bleibt die Wirklichkeit
So weit oft hinter'm Traum zurück? —
Ward jedes Paar nicht gleich geweiht,
Und war's nicht vorher gleich sich klar:
Was Jedes thun müßt' und was meiden,
Was mitgenießen und mitleiden?
Und daß, für's Leben untrennbar,
Sie einst der Tod nur sollte scheiden? —
Und doch viel minder Glück, als Wehe,
Um dessenthalb doch Niemand freit? —
Ach ja: geheime Kunst allzeit
Bleibt wandelloses Glück der Ehe!

Gottdank, wir Zwei versichern sie,
Und unsrer Herzen Harmonie
Ward keine Stunde noch getrübt.
Doch, wie wir diese Kunst geübt?
Was fragt ihr einst als Mann mich drum,
Was eure Mutter drum als Frau? —
Ihr wohnt ja mit im Heiligthum,
Der unsers Liebesglückes Bau!
Ihr seht ja dessen Grund und Dach,
Und welches Leben drin wir führen!
Des Friedens Luft dürft ihr drin spüren!
Ihr hört in Freud' und Ungemach
Der Liebe Saiten gleich uns rühren!
Was braucht ihr einstens drum zu fragen:
Wie ihr die Kunst einst übet aus? —
Sie liegt in euerm Elternhaus
Als offnes Buch euch aufgeschlagen.

Noch zwar, ihr Kinder, ahnt ihr's kaum!
Doch seid aus euerm Kindertraum
Ihr einst zum Lebensernst erwacht
Und freit ihr selbst: o dann habt Acht,
Was das ein Segen wunderbar,
Wenn ihr einst sagt als Mann, als Frau:
„Wie Vater und wie Mutter war,
So werd' auch ich nun ganz genau,
Und drum gleich ihnen glücklich sein!“ —
Ich spür's ja nun am eignen Leben:
Kein bessres Erbtheil kann es geben,
Als aus des Elternhauses Schrein
Häuslichen Friedens Kleinod eben.
Und mit gleich dankendem Verehren
Dankt dann auch ihr uns Eltern drum,
Daß wir des Glücks Mysterium
Durch eignes Vorbild nun euch lehren.

Ist's heut ein wundervoller Tag! —
Im lichtdurchfloss'nen Waldeshag
Still horchend auf das Blätterweh'n
Wir Hand in Hand spazieren geh'n. —
O gäb' es jetzt noch Amselsang,
Denselben, der als bräutlich Paar
Uns hier im Wonnemond umklang —
Zehnjährig Weibchen, o nichtwahr,
Wir hätten keine Angst davor:
Es möcht' uns wie ein Vorwurf klingen,
Daß einst als Andre hier wir gingen
In erster Liebe Frühlingsflor.
O nein, wir dürften mit nun singen:
„Seht her, wie nun seit zehen Jahren
Sich unser Herz ganz gleich verblieb,
Und wie's das Vollglück treuer Lieb'
Als Ideal an sich erfahren!“

2. Orientalismus.



16. Friedrich Rückert.

Geb. den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt; gest. den 31. Januar 1866 in Neuseß.

Motto:

Einst schwangst du mächtig Thors gewaltigen Hammer,
Daß deutsche Herzen helle Funken sprühten,
Bis sie zu Einer heiligen Flamm' erglühten
Und blutig rächten Deutschlands schweren Jammer.

Nun ruht das Eisen rostend in der Kammer;
Du bist mit Liedern, die aus Wein erblühten,
Die in des Busens Tiefen Geister hüten,
In Lieb' und Lust auf's Neue ein Entflammer.

Doch will es mir zu mancher Zeit bedünken,
Es nag' ein tiefer Kummer dir am Herzen,
Der still verstohlen durch dein Lied sich ziehet.

Siehst du im Glas, drin Rheinweinthränen blinken,
Vielleicht ein Bild des Traums mit stillen Schmerzen,
Für das du einst mit Jugendkraft geglühet?
(Oswald Marbach.)

Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen.

Den Tiefsinn einer Welt barg sein Gemüthe,
Und aus des Morgenlandes heil'ger Stille
Bracht' er uns heim die Weisheit des Brahmanen.
(Paul Heyse.)

Goethe hat alles, was er dichtete, erlebt, Rückert alles, was er erlebt, gedichtet.

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur.
(Rückert, Hamasa.)

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste, so mein Lieben:
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben.
(Aus dem Liebesfrühling.)

Poetische Selbstbekenntnisse.

Ich habe Nichts erdacht, nur Manches angedeutet,
Gegraben keinen Schacht, nur manchen ausgebeutet,
Kann ich, wo ich gelernt, auch nicht den Lehrer nennen,
Ich lernte doch, und muß als Schüler mich bekennen.
Und der es mich gelehrt, der wird gelernt es haben
Von seinem Lehrer, dem es andre Lehrer gaben.
Die Ueberlief'rung ist, wenn auch die Namen schwanden
Der Ueberliefernden, vom Anfang her vorhanden.
Wer sagt mir nun, woher der erste selbst es nahm,
Von dem aus Hand zu Hand zu mir herab es kam?
So kommt der durst'ge Geist auf Wegen der Erfahrung
Durch Ueberlief'rungswald zum Quell der Offenbarung.

Nicht leicht ein Schönes wird, ein Gutes sein, wovon
Ich nicht gesagt ein Wort, gesungen einen Ton.
D'rum kann ich wohlgemuth geh'n durch die Einsamkeiten,
Wo solche Chöre mich von Genien begleiten.
Aufsprosset sanft und mild mir hier und dort ein Bild,
Und schmückt mit Frühlingstraum das winternde Gefild.

Die Kürze lieb' ich sehr, der Rede Bündigkeit,
Wodurch ein Dichtermund zeigt seine Mündigkeit.
Vielwortigkeit ist's, die den Schüler nur verklagt,
Daß er das *eine* Wort nicht traf, das Alles sagt.
Doch wo der ringende Gedank' ist überschwänglich,
Ist Wiederholung auch dem Meister unumgänglich,
Wo du das Thema nicht vermagst hervorzutonen,
Erschöpfen mußt du es in Variationen.

Mein Herz ist lauter Dank, indem ich rückwärts blicke,
Aus welcher Trübe sich gehellet mein Geschicke,
Wie dumpfem Ringen sich entrang der lichte Schwung;
Jung war ich kummeralt und alte freudenjung.

Was einen Dichter macht? das hohe Selbstgefühl
Und fröhliche Vertrau'n im bunten Weltgewühl.
O Freund, mir aber kam Allbeides fast abhanden,
Nicht durch Unbilden, die ich reichlich selbst bestanden;
Was Einem widerfuhr, der größer ist als ich,
Und ohne den ich selbst nicht wäre, kränket mich;
Daß Goethe werden darf mißhandelt ungerochen,
Das hat mein Selbstgefühl und Weltvertrau'n gebrochen.

O Seele, glaub' es nicht, was jene Denker sagen,
Beim Denken müsse man sich des Gefühls entschlagen.
Gefühl ein Hinderniß sei auf des Denkers Spur,
Und selbst das Schöne steh' im Licht dem Wahren nur.
Streng sei vom reinen Thun des Geistes auszuschließen
Der Sinn; als ob so Sinn und Geist sich trennen ließen!
Ich weiß nicht, was sie so rein denkend vorgebracht,
Ich aber habe stets gefühlt, was ich gedacht.

Den alten Malerspruch erkoren hab' auch ich
Zum Wahlspruch für mein Buch: Kein Tag ohn' einen Strich.
So laß ich ohne Strich nun keinen Tag verstreichen,
Sei manchmal es auch nur ein Strich um auszustreichen.

Urtheile über Rückert.

Goethe (1822. Bei Beurtheilung der Oestlichen Rosen.): Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen, und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf; ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede sein soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodieen geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wäre es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohnesorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines Divan habe ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterschen und Eberweinschen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des Letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen. Und so kann ich denn Rückerts obenbezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse, und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Gervinus: Fr. Rückert kann in vieler Hinsicht als der Vertreter der Lyrik romantischer Periode des neuen Minnegesangs gelten. Und Er, der am kräftigsten jenen Kriegsgesang hatte mit anstimmen helfen, der seinen Mitsängern so ernst zugerufen hatte, sie mißbrauchen ihr Amt, wenn sie das schlafende Volk noch mehr in eitle Traumgesichte wiegten, wie schnell verließ er diese seine weltliche Laufbahn gleich jenen ritterlichen Dichtern, wandte den Blick in sich, trachtete mit seinem Lied sein eigenes Dasein zu versöhnen, und verschmähte, ein Sänger der Helden und Weltvernichter zu sein. Er, der jenes schöne Ideal eines deutschen Volkes und eines Sängergeschlechts aufstellte, das diesem Volke singen, und nicht Heiligen- und Ritterbilder schnitzeln, nicht gereizte Nerven überreizen und zum Kitzel, zur Zerstreuung der Müssiggänger ein ekles Spiel treiben würde, Er gerade steht mit seiner unvergleichlichen Sprachgewandtheit auf der höchsten und gefährlichen Spitze jener universalen Uebersetzungskunst, jenes Geschicks, alle Formen aller Dichtungen anzueignen, er ist der kühnste aller jener Apostel, die die Völker aller Zungen in das heimische Haus geführt haben, und „bei dem Weltgespräche, das da beim Schmaus erklingt,“ darf er das große Wort führen. Er, dem seine vaterländische Gesinnung im Verband mit seiner Herrschaft über die Sprache ein treffliches Talent zum scharfen Satiriker gegeben hätte, er weihte sein dichterisches Leben, ganz wie jene Nachtigallen des Mittelalters, der Liebe, dem Gesang, dem Frühlingsschauen, und in seinem Dichternamen rückt sich mit der Zeit der Accent von Freimund auf Reimar über. Wenn einer jener Sänger jetzt lebendig würde, er könnte sein Lied kaum anders anstimmen, als Rückert that. Er würde bei ihm seine kunstreich verschlungenen Maße und Reime neben all seiner Leichtigkeit wiederfinden und jenes luftige Schaukeln des Schmetterlings auf den Blumen der Rede, jenen Uebergang von weltlicher Liebe zur himmlischen, vom Occident zum

Orient. Ganz wie bei jenen Sängern zweifelt man, ob Kopf, ob Herz den mehreren Antheil an seinen Gedichten habe. Oft ist der Hauptreiz die glücklich bezwungene Form, kecke Reinflechtungen spannen, und die glückliche harmonische Hinausführung wirkt — wenn man das Widersprechendste sagen darf — wie ein musikalisches Epigramm. Mehr als die Empfindungsstärke wirkt die Kraft in Sinnbildern, im symbolisirenden Scharfsinn und Witz; wie bei einem Walther ist nicht das Lied, sondern der Spruch, das didaktische Gedicht das Preisvollste in Rückerts Werken, denn jeden schwierigsten Gedankeninhalt bändigt er mit leichtem und sicherm Griffe.

Heinr. Kurz: Wenn die bisher genannten Dichter vaterländischer Gesänge (Arndt, Körner, Stägemann, Schenkendorf), selbst diejenigen, welche die Freiheitskriege überlebten, ganz und ausschließlich in jener Zeit wurzeln, so haben wir jetzt einen zu betrachten, der, so groß er auch als Dichter vaterländischer Gesänge ist, durch seine späteren Erzeugnisse seinen Ruhm nicht bloß erweiterte, sondern auch auf den weiteren Gang der Poesie von bedeutsamem Einflusse wurde.... Es liegt Rückerts Eigenthümlichkeit darin, daß ihm sich Alles zum Gedicht gestaltet, die poetische Form ist ihm so ganz zur Natur geworden, daß er selbst das Alltägliche, Unpoetische in diese zu zwingen sucht, weshalb sich denn unter der kaum übersehbaren Masse von Gedichten, die er verfaßt, gar manche vorfinden, welche auf den Namen poetischer Schöpfung keinen Anspruch machen können. Aber sehr oft gelingt es ihm doch, für die gewöhnlichsten Gedanken und Verhältnisse, ja selbst für grammatische und etymologische Erörterungen solchen Ausdruck und solche Form zu finden, wodurch sie beinahe zur poetischen Gestaltung gelangen. Mag auch die Anzahl jener ungenügenden Gedichte ziemlich groß sein, so treten sie bei der Masse des Vortrefflichen doch ganz zurück, und wenn wir sie auch erwähnen mußten, um ein getreues Bild des Dichters zu geben, so dürfen wir doch kein allzugroßes Gewicht auf dieselben legen. Wir sehen zwar hieraus, daß Rückert keine so entschieden poetische, und noch weniger eine so durchgebildete künstlerische Natur ist, als Goethe, bei welchem auch das Geringfügigste poetischen und künstlerischen Werth hat; es darf uns aber das Gesammtbild des Dichters nicht herabdrücken. Wenn auch, um an den alten Spruch zu erinnern, Homer zuweilen schläft, so bleibt er doch nichts desto weniger der große Homer. Und daß Rückert den großen Dichtern beizuzählen ist, wird von Niemandem bezweifelt werden wollen.

Rud. v. Gottschall: Er begann als ein patriotischer Lyriker, ein Sangesgenosse von Körner, Arndt und Schenkendorf.... Man durfte es dem graziösen Sonett nicht übel nehmen, daß es sich nur mit Verwunderung im Harnische erblickte, doch auch die Nation durfte mit Recht von einer patriotischen Lyrik erwarten, daß sie in einer sangbaren Form auftrat, die sich unmittelbar in Fleisch und Blut verwandeln ließ. Der ungekünstelten Begeisterung flossen, wie Körners und Arndts Lieder zeigten, auch von selbst die frischen und kräftigen Rhythmen zu, in denen der Lebenspuls des nationalen Geistes freudig den eigenen Tact wiedererkannte. Indes war schon Stägemann ein Patriot in alcäischen Strophen, so konnte auch Rückert ein Patriot in Sonetten sein. Diese Sonette sind frisch, grob, keck; die Reime neu, kräftig, rauh durch die Auswahl stahlgeschienter Worte; aber man merkt nur zu sehr, wie der Dichter diesen Sonetten kunstvoll den Harnisch anschnallt und die Pickelhaube aufsetzt; ja man fragt sich oft, ob wirklich ein Herz unter diesem Panzer schlägt, oder ob wir nur ausgestopfte Puppen vor uns haben, zur Probe der glänzenden Waffenstücke....

Von allen Rückertschen Gedichten hat der „Liebesfrühling" mit seinen fünf Blütensträußen den größten lyrischen Reiz. Es sind dies fast die einzigen Verse

Rückerts, denen man die Frische und den Fluß der unmittelbaren Empfindung anmerkt. Wenn die selbsterlebte Poesie schon prosaische Naturen zu verzaubern vermag und starre Charaktere, ungelenk im Dienste der Musen, in rhythmischen Fluß bringt, so muß sie im Bunde mit angeborner und ausgebildeter Virtuosität dichterischer Form Bedeutendes zu schaffen im Stande sein. So hat der Liebesfrühling, eine in poetischen Blüten ausschlagende, späte und glückliche Liebe des Dichters wesentlich dazu beigetragen, Rückerts poetischen Ruhm zu begründen, indem ein nimmer zu erkünstelndes Gemüth diesen Gedichten zum großen Theile intensive Kraft verleiht. . . .

In der That ist Rückert mehr Didaktiker als Lyriker; der lehrhafte Ton, die Reflexion, die Sentenz, das Epigrammatische, das Gnomische sind bei ihm vorherrschend.

Lieder.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt:
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo.

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll,
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.“

Körners Geist.

Bedeckt von Moos und Schorfe,
Ein Eichbaum hoch und stark,
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Mecklenburger Mark.

Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
D'raus steigt im Mondenscheine
Ein Geist um Mitternacht.

Er richtet auf die Rinden
Des Baums den Blick, und liest
Den Namen, der zu finden
Dort eingegraben ist.

Dann sucht er mit den Händen
Ein Schwert, das liegt am Ort,
Und gürtet um die Lenden
Sich dieses Schwert sofort.

Langt dann nach einer Leier,
Nimmt sie vom Ast herab,
Und setzt in stiller Feier
Sich singend auf sein Grab:

Ich war im Jugendbrause
Ein rascher Reitersmann,
Bis hier im dunklen Hause
Ich Ruh und Rast gewann.

Ich war ein freier Jäger
In Lützows wilder Schaar,
Und auch ein Citherschläger,
Mein Schwertlied klang so klar.

Nun reiten die Genossen
Allein auf ihrer Fahrt,
Da ich vom Roß geschossen,
Und hier begraben ward.

Ihr mögt nur weiter traben,
Bis daß ihr kommt an's Ziel,
Ihr habet mich begraben,
Wie es mir wohlgefiel.

Es sind die beiden Lieben,
Die mir im Leben werth,
Im Tode mir geblieben,
Die Leier und das Schwert.

Ich seh' auch meinen Namen,
Daß er unsterblich sei,
Geschnitten in den Rahmen
Der Eiche schön und frei.

Es sind die schönsten Kränze
Gegeben meiner Gruft,
Die sich in jedem Lenze
Erneu'n mit frischem Duft.

Die Eich' ob meiner Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß;
Mein Ringen war nicht eitel,
Ich ruh' in ihrem Schooß.

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt;
Hier in den frischen Düften
Ihr ruh'n mich lassen sollt.

Hier sei noch oft mit Kräuseln
Der Eiche Laub bewegt,
Wenn in des Windes Säuseln
Mein Geist die Saiten schlägt.

Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt:
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'.

Aus den Geharnischten Sonetten.

O daß ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

Wie lang' willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang' g'nug den Druck von eures Feindes Hufen.

Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk, mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Aus der Weisheit des Brahmanen.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der Nichts gelesen als den Weda der Natur;
Hat viel geseh'n, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu seh'n,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu versteh'n.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

Die Wissenschaft verlangt ein heiteres Gemüthe,
Der innern Güte froh bewußt und Gottes Güte.
Ein Herz, dem unterging die Klarheit in der Trübung,
Das heilt nicht Wissenschaft, das heilt allein Bußübung.

Wo der Gedanke fehlt, die unverwandte Richtung
Auf hochgestecktes Ziel, da ist ein Tand die Dichtung.
Das Phantasieenspiel der Kindermärchenlieder
Ist mit der Kindheit hin und Niemand bringt sie wieder.
Statt Ammenkinderfrau sei nun Erzieherin
Die Muse dem Geschlecht zu höherm Lebenssinn.
Hinfort genügt nicht mehr anmuthig Klingendes,
Nur Himmelringendes, Geschickbezwingendes.

Weltweisheit ist ein Wort, hat weder Sinn noch Kraft;
Der Weisheit höchster Hort ist Gotteswissenschaft.
Weltweisheit aber soll, damit sie Sinn erhält,
Die Weisheit Gottes nur im Spiegel schau'n der Welt.

Wenn Weisheit thöricht wird, sucht sie den Stein der Weisen,
Die Arzenei, die gleich für jedes Weh zu preisen,
Die allgemeine Sprach' und einen ew'gen Frieden,
Und Alles, was nie war, und nie wird sein hienieden.
Das Allgemeine ist beim Ew'gen ewig dort,
Hier beim Vergänglichen ist des Gemeinen Ort.
Das Unbedingte ist, wo keine Dinge sind,
Von welchen ist dein Witz bedingt, o Menschenkind;
Ein Gutes, Schönes steht, ein Wahres dort gewiß;
Doch macht kein Sternenschein zum Tag die Finsterniß.
Kein Gutes hier ist gut, kein Schönes schön für Alle,
Gewisses selbst gewiß nur im gewissen Falle.

Ein alter Weiser lehrt, daß Tugend vielerlei,
Doch stets ein Mittleres von zweien Aeußern sei;
Im Wesen selber eins, doch von verschiednen Namen,
Wie viele Schößlinge aus einer Wurzel kamen.
Gerechtigkeit, entfernt von Zu- und Gegenneigung,
Von Vorlieb' und Mißlieb', Abgunst und Gunstbezeugung.
Leutseligkeit, entfernt von Schmeichelei und Trutz,
Wie Wohlanständigkeit von Flitterpracht und Schmutz.
Mannhaftigkeit, entfernt von Trotzigkeit und Zagniß,
Und Tapferkeit, von Furcht und übermüth'gem Wagniß.
Freigebigkeit, gleichfern von Geiz und von Verschwendung;
Besonnenheit, so fern von Arglist als Verblendung.
Der Glaube, gleich entfernt von Un- und Ueberglauben,
Der nichts dir bringet auf, und Nichts sich lässet rauben.

Die Nüchternheit, entfernt von Schlemmerei und Fasten;
Die Rührigkeit, entfernt von Uebereil' und Rasten.
Demuth, gleichweit von Stolz und Niederträchtigkeit,
Wie Leibeswohlgestalt von Fett und Schmächtigkeit.
Das Mittelmaß ist gut dem Alter wie der Jugend,
Nur Mittelmäßigkeit allein ist keine Tugend.
Im Mittelmaß vereint sich zweier Aeußern Kraft,
Doch Mittelmäßigkeit ist beider untheilhaft.

Sei's in drei Monaten, drei Jahren oder Tagen,
Einmal wird seine Frucht so Gut als Böses tragen.

Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen;
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen!
Einleitung nicht allein und eine Vorbereitung
Zur Wissenschaft ist sie, und Mittel zur Bestreitung;
Vorübung nicht der Kraft, um sie geschickt zu machen,
Durch Ringen mit dem Wort, zum Kampfe mit den Sachen:
Sie ist die Sache selbst im weitsten Wissenskreise,
Der Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise.
In jeder räumlichen und zeitlichen Entfernung
Den Menschen zu versteh'n, dient seiner Sprach' Erlernung.
Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung;
D'rum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung!

Ob einmal siegen wird das Gute auf der Welt
Oder das Böse ihm die Waag' auf ewig hält;
Der alte Streit ist nicht geschlichtet, nicht zu schlichten,
Doch irren kann er dich in deinem Thun mitnichten.
Du hast zu handeln so, daß Gutes möge siegen,
Und dich zu trösten, wo du's siehest unterliegen.

Gar viele Wege geh'n zu Gott, auch deiner geht
Zu Gott, geh' ihn getrost mit Preisen und Gebet.
Und laß dich nicht darin von Denen irre machen,
Die andre Wege geh'n, und mach' nicht irr' die Schwachen.
Wer mit auf meinem Weg' will geh'n, der sei willkommen;
Und geh' ich auch allein, doch geh' ich unbeklommen.

Aus den Kindertodtenliedern (1872).

Krankheit und Tod.

Es bringt die Magd die Todeskunde
Vom Schwesterchen der Knabenschaar:
Da rufen sie mit Einem Munde:
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.

Sie sehen sie mit blassem Munde,
Mit weißer Wang' im dunklen Haar,
Und flüstern leiser in die Runde:
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.

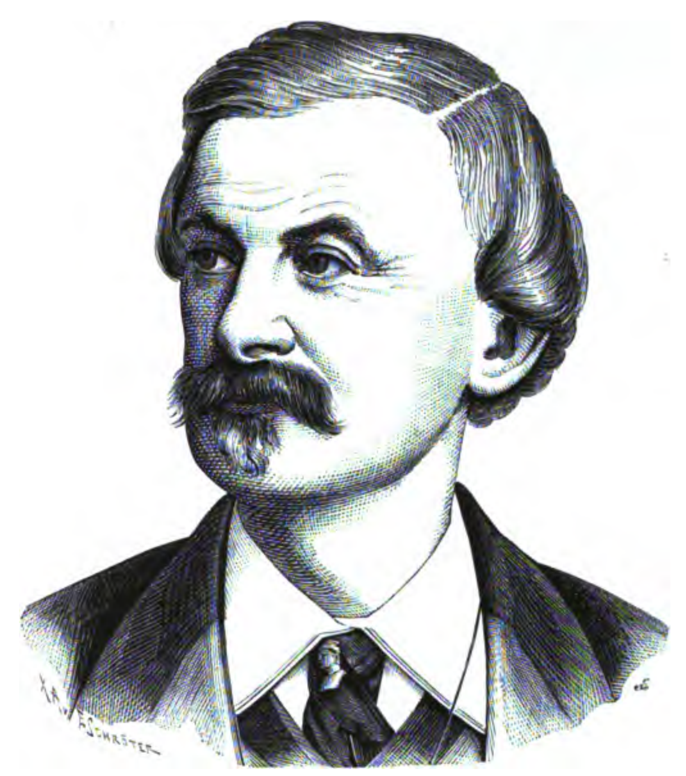
Der Vater weint aus Herzenswunde,
Die Mutter weint, sie nehmen's wahr
Und bleiben doch bei ihrem Grunde:
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.

Und als gekommen war die Stunde,
Man legt sie auf die Todtenbahr,
Man senkt sie ein im kühlen Grunde:
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.

So bleibe sie mit euch im Bunde
Und werde schöner jedes Jahr
Und werd' euch lieber jede Stunde!
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.

Trost und Erhebung.

Sagt mir nichts von Erden-Jammerthalen!
Quält euch nicht, so habt ihr keine Qualen.
Laßt mich freu'n der Erd', auf die der Himmel
Täglich ausgießt volle Freudenschalen!
Soll ich klagen, daß zwei Himmelsbilder
Weg aus meinem Morgentraum sich stahlen?
Denken will ich ehr, daß sie von dorther
Noch so hell in meiner Seele strahlen;
Wo sie jetzt, auf andern Pfaden, folgen
Höh'rer Leitung oder eignen Wahlen.
Doch ich geh' getrost hier unten weiter,
Zwischen Wirklichkeit und Idealen,
Blüh'nder Stellen mich zu freu'n, und selber
Blumen mir zu streuen auf den kahlen;
Wuchernd mit dem anvertrauten Pfunde,
Um mit Dank es einst zurück zu zahlen.



17. Adolf Friedrich Graf von Schack.

Geb. den 2. August 1815 zu Schwerin.

Motto: Sei du mir treu bis ich von hinnen muß,
Der durch die Welt du mich bisher geleitet!
Wie für die Wonnen, die du mir bereitet,
Soll ich dir danken, hoher Genius?
Arm wär' ich ohne das, was du gegeben,
Und, flöhest du, was gölte mir dies Leben? ....
Mit Indiens Weisen in den Siedelei'n,
Wie mit Arabiens kühnen Wüstensöhnen
Sprach ich vertraut in ihrer Sprache Tönen —
Für Alles, was erhaben ist und groß,
Ließ mir Italien die Seele flammen —
Ich sah beim Grab Achills am Meeressaum
Die Welt Homers sich aus der Flut erheben —
Durch's Leben zog ich so —

Die durst'gen Lippen labte mir der Quell,
Der nie versiegende, von Kunst und Dichtung,
Und an den Geistern, welche aus Vernichtung
Und Trümmern ihrer Welt zu uns noch hell
Herüberstrahlen durch der Zeiten Nacht,
Hab' ich des eignen Geistes Licht entfacht.
(An den Genius.)

Urtheil über Schack.

Gebr. Heinrich und Julius Hart (Kritische Waffengänge. Heft 5: Graf Schack als Dichter. 1883.): Graf Schack gehört zu jenen Lieblingen Gottes, denen es vergönnt ist, die Keime des Großen, die in sie hineingelegt sind, stetig langsam, geschützt vor Stürmen und Frost, an der Sonnenseite des Erdenlebens ausreifen zu lassen. Dieser Vorzug kann freilich für den Dichter zum Nachtheil werden. Nur zu oft verhindert eine glückliche äußere Lage die Menschheit in ihrer Tiefe und Breite kennen zu lernen, die herbsten, bittersten Kämpfe der Zeit zu verstehen, mit einem Worte, die Seele des Volkes zu erfassen. Und was wäre ein moderner Dichter, der nicht aus der Seele des Volkes heraus dichtet und schafft. Gottlob, Graf Schack ist keiner jener Poeten des Salons oder der Akademie, welche unberührt vom Hauche des

Jahrhunderts im Fette ihrer Phantasie ersticken, seine Dichtungen bezeugen das in jeder Strophe. Entrückt allen äußeren Sorgen und dem kleinen Elend des Alltagskampfes ums Dasein besuchte er schon früh die Länder des Orients, durchwanderte Italien und Spanien, lernte allerlei Menschen kennen, den bedeutenden wie den gewöhnlichen Schlag und gewann auf solchen Wegen wie spielend eine Fülle poetischer Anschauungen, Liebe zur Kunst, Neigung zur Geschichte und einen tiefen Einblick in das Getriebe der heutigen Welt. In dieser Lust am Wandern in die Ferne offenbart sich derselbe Trieb, welcher die Poesieen Schacks durchädert, der Trieb nach Abenteuern, Gestaltenfülle, Farbenschimmer und Mystik, einer Mystik jedoch, welche die Welt verklärt. Es ist, als ob der Dichter an den flammenden Sonnen Spaniens und Persiens seine Phantasie zu heißerem Brande entzündet, als ob er an den schlanken Minarets der arabischen Kunst, an den Palmen Syriens seinen Blick für klare, lautere Form gebildet und in den endlosen Wüsten des Sinai, unter den Trümmern von Ninive und Persepolis das Weben von Natur und Weltgeist belauscht und nachempfunden habe. Aber die Erkenntniß hat ihm weder Muth noch Glauben geraubt, jener Blutquell deutschen Humors, den all unsre besten Männer, Kaiser Karl, Luther, König Friedrich, Goethe, Bismarck in sich tragen, hat auch Schack vor jeder Einseitigkeit und Verknöcherung bewahrt, hat auch seinen Genius gestärkt zum Ueberflug über alles Kranke, Quälende empor. Hinter uns liegt jene Zeit des selbstzerstörenden Grübelns, der Blasirtheit, der Genußsucht ohne Zaum, des nervösen Wollens ohne Ziel, hinter uns jene Zeit der Byron, Musset und Heine, des jungen Deutschlands und der problematischen Naturen, hinter uns, wenn auch ihr Athem dann und wann pestbringend von neuem herüberschlägt. Was uns noththut, das ist Gesundheit der Seele, Gesundheit des Geistes und Gesundheit der Phantasie, nur wenn wir Eisen im Blute haben, vermögen wir den eisernen Mächten der Gegenwart unsren Platz und unsren Lorbeer zu entringen..... Schack liebt sein Volk, aber er buhlt nicht um die Gunst desselben, sein Werk ist er und er ist sein Werk, er schraubt sein Können und sein Ideal nicht herauf noch herunter, je nach der Verdauungskraft des Publikums, er dichtet, was und wie er dichten muß, nicht was die Mode, die jährlich wechselnde, heischt. Er ist eben ein Dichter, nicht ein Macher. Ganz erklärlich, daß ihn die landläufige Kritik als einen poetischen Aristokraten, als ein Genie bezeichnet schroff und erhaben, dem es „natürlich“ verwehrt sei, populär zu sein. Schack ist allerdings kein Dichter für den Pöbel, weder für den rohen der Straße noch für den blasirten des Salons, Schack ist ebensowenig ein Dichter für die unreife Jugend, er schreibt keine Colportage-, er schreibt überhaupt keine Romane (wenigstens nicht in Prosa),.... und dennoch hat er etwas bessere Anwartschaft auf Popularität..... Ich sage Anwartschaft, denn populär ist nur selten ein Dichter schon bei Lebzeiten, populär vermag ein Dichter nur zu werden, nämlich in Zukunft..... Die beiden Sammlungen von Liedern, die er bislang veröffentlicht hat, tragen die Titel „Gedichte“ und „Weihgesänge“; mit Recht hat der eine Theil den ausschließlichen Namen Weihgesänge erhalten, denn Gedichte weihevoller Art bilden den Hauptast der Schack'schen Lyrik. Wie Adlerflug rauscht es um unsre Seele, erhabener Schauer durchwühlt uns das Herz, wenn uns wogender Hymnenrhythmus emporträgt auf jene Höhen, von denen herab wir Natur und Geschichte als ein lebendiges Ganze überschauen, von denen herauf wir Blicke, wenn auch nur verschleierte Blicke, werfen in das Weben der Gottheit. Zwischen den Trümmern von Persepolis hingelagert sah dereinst Volney im Geiste Völker und Reiche entstehen und vergehen, und seine „Ruinen“ wurden zu einer großen Klage: Alles ist Schatten, Tod, Nichts. Auch Schack ist durch die Länder des Orients gewandert, überall umringt von den morschen Resten vergangener Herrlichkeit, auch er hat zweifelnd und bangend

emporgeschaut zu dem ehern ruhigen, unveränderlichen Firmament, auch ihm ist keine Antwort geworden auf seine Fragen, aber die Verzweiflung hat ihn nicht übermannt und im eigenen Innern hat er Ruhe, Trost und Hoffnung wiedergefunden..... Soll ich noch eins hervorheben, was dieser Lyrik ihre Eigenart verleiht, so ist es die Mannheit des Dichters; die Zartheit geht niemals in Zerflossenheit, die Empfindung niemals in Empfindsamkeit, die Thräne nicht in Schluchzen über. Ein offener, ein freigesinnter, ein weitblickender Geist, von keinen Vorurtheilen umdüstert, weder von denen einer oberflächlichen Idealistik, noch von denen eines nivellirenden Materialismus, tritt uns überall entgegen. Besonders in der Geschichtsauffassung spiegelt sich jene Mannheit wieder; ich könnte das nachweisen an den kernigen Balladen Schacks, welche zumeist der Geschichte entnommen sind.... — aber seine schönste Entwicklung findet der historische Geist des Dichters in seiner Epik, sie bildet die Blüte seiner Anschauungen und seiner Kunst. Als Lyriker ist Schack ein Gestirn unter anderen Gestirnen, als Epiker jedoch ein Polarstern, der uns auf neue Bahn zu leiten vermag, und zwar auf gute Bahn.

Lieder.

An den Genius.

Sei du mir treu, bis ich von hinnen muß,
Der durch die Welt du mich bisher geleitet!
Wie für die Wonnen, die du mir bereitet,
Soll ich dir danken, hoher Genius?
Arm wär' ich ohne das, was du gegeben,
Und, flöhest du, was gölte mir dies Leben?

Als Knabe schon, wenn ich von den Genossen,
Den lärmenden, zur Einsamkeit entfloh,
In meiner Seele allen sonst verschlossen,
Empfand ich deinen Odem stolz und froh,
Und leicht ward in der Jugend goldner Frühe
Durch dich mir jede Pein und jede Mühe.

Tief der Natur ins heil'ge Auge schauen,
Ihr in des Herzens Allgeheimstes späh'n
Mich lehrtest du, und im Gewittergrauen
Des Donners ernste Rede zu versteh'n,
Und in der Bergschlucht, wo die Wasser rauschen,
Der großen Mutter Worte zu belauschen.

Mit Wesen, die sich selber mein Gedanke
Erschuf, den luft'gen Kindern meines Traums,
War mein ein hohes Leben sonder Schranke
In einer Welt jenseits des Raums,
Und fort und fort mich nährtest du mit hehren
Traumbildern und der alten Weisheit Lehren.

Die durst'gen Lippen labte mir der Quell,
Der nie versiegende, von Kunst und Dichtung,
Und an den Geistern, welche aus Vernichtung
Und Trümmern ihrer Welt zu uns noch hell
Herüberstrahlen durch der Zeiten Nacht,
Hab' ich des eignen Geistes Licht entfacht.

Mit Indiens Weisen in den Siedelei'n,
Wo Ganga rauscht an Wasserlilienbeeten,
Mit Zoroaster bei des Feuers Schein,
Des heiligen, zu dem die Parsen beten,
Wie mit Arabiens kühnen Wüstensöhnen
Sprach ich vertraut in ihrer Sprache Tönen.

Und gleich dem Geist, nicht haftend an der Scholle,
Schritt pilgernd auch mein Fuß von Land zu Land;
Die Erde breitete wie eine Rolle
Ihr Schönstes vor mir aus; bald hoch vom Rand
Des Schiffs, bald von der Alpen steilstem Pik
In ihren Wundern schwelgte mir der Blick.

Für Alles, was erhaben ist und groß,
Ließ mir Italien die Seele flammen;
An ihrer Brust erzogen, hehre Ammen,
Sie die Sybillen Michel Angelo's,
Und in des Tabor himmlischem Gesicht
Trug Raphael sie auf zum ew'gen Licht.

Ich sah beim Grab Achills am Meeressaum
Die Welt Homers sich aus der Flut erheben,
Und träumte mit dem hundertthor'gen Theben,
An eine Sphinx gelehnt, den Urwelttraum,
Bis über'n Nil daher geheimnißvoll
Der Morgengruß von Memnons Lippen quoll.

Durch's Leben zog ich so, der Wolke gleich,
Die Sonnengold-durchglüht am Himmel gleitet;
Selbst wenn sich Leidensnacht um mich gebreitet,
Fühlt' ich mich stark durch dich und froh und reich;
Du hast, erhab'ner Geist, ein Licht von oben
In meine trübsten Stunden selbst gewoben.

Und sei's, führst du dereinst, o Genius,
Die letzte mir herauf der Erdensonnen,
Zum großen Gange gib durch deinen Kuß
Die Weihe mir, unsterblich sind die Wonnen,
Ich fühl' es, die mir deine Huld verlieh;
Ins Jenseits auch hinüber nehm' ich sie.

Einst und jetzt.

Nur Eine von jenen Nächten,
Nur eine gebt mir zurück!
Wie klopfte mein Herz beim sinkenden Tag
Entgegen dem kommenden Glück!
Sobald Orion, der leuchtende, glomm
Am Saum der Cypressenschlucht,
Glitt leicht auf plätschernden Wellen
Mein Boot in die Uferbucht.

Hernieder streckte der Oelbaum
Die Aeste mir über die Flut;
Auf flatterte scheu bei meinem Nah'n
Der Hänfling von seiner Brut,
Und rasch von Zweigen zu Zweigen empor
Klomm ich im dunkelnden Grün,
Bis wo der Balkon hellblinkend
Durch's Blätterdickicht schien.

Ein Licht, am Gitter flimmernd,
Ein rauschendes Nachtgewand,
Von Locken umwallt eine weiße Gestalt,
Und eine winkende Hand,
Und ein Augenpaar, so tief, so klar —
O, als ich es leuchten sah,
Bleich schien mit allen Sternen
Des Südens Himmel mir da.

Doch weh! was wollen die Bilder
Aus Tagen, die längst entfloh'n?
Verwelkt die Blüten des Frühlings nun,
Behäuft mit Schnee der Balkon!
Der Winter schüttelt vor meiner Thür
Die eisigen Locken im Wind
Und deutet höhnend auf Wonnen,
Die lange begraben sind.

Gedichte aus Granada (1. 5. 8. 10).

Nacht war's, es hallte von dem Schellenklingen
Des Maulthierzugs die Schlucht der Alpujarren;
Die kahlen Felsenhäupter sah'n wir starren,
Die um die Stirn den Gletscherturban schlingen.

Der Führer ritt voran durch wildgezackte
Steinklippen, und auf sturmzernagtem Pfade
Zum Klange seiner maurischen Ballade
Bewegte langsam sich der Zug im Takte.

Da stieg am Himmelsrand die ew'ge Leuchte,
Die Vega lag vor uns im Morgenstrahle
Und dampfte aufwärts, eine Opferschale
Voll Weihrauch und voll klarer Himmelsfeuchte.

Im Frühglanz strahlten der Nevada Gipfel,
Wie goldne Kuppeldächer von Moscheen;
Andächtig neigten in des Ostes Wehen,
Gleich Betenden, die Palmen ihre Wipfel.

Vor uns von ihrem Teppich grüner Saaten,
Aus Myrthendickicht und Orangenbäumen,
Hob sich, ein Bild von Edens Wonneträumen,
Die Wunderstadt, die Schwester der Granaten.

Wir aber sanken auf die Stirn und riefen:
Sei Allah, daß wir dich erschau'n, gepriesen,
O Houri aus Muhammeds Paradiesen!
O Perle in dem Kronschmuck der Chalifen!

Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer zieh'n.

Vergebens, daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebte, fragt;
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt,

So, wo im scheitelrechten Brande
Der Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs weh'ndem Sande
Unstät dahin von Ort zu Ort.

Blickt hin, wo zitternd die Gazellen
Den Schakal flieh'n, der heiser bellt!
Heiß schlägt die Wüste ihre Wellen,
Im Hauch des Samums klappt das Zelt;

Gekauert auf die dürre Erde,
Gebräunt der Nacken und der Arm,
Liegt — um ihn her die magre Herde —
Halbnackend der Kabylenschwarm.

Nichts nennt er sein, als das Gestrüppe
Des kahlen Bodens, das ihn nährt,
Für seine Schafe eine Krippe,
Den Stein für seinen Feuerherd.

Oed ist der Geist den Wüstenkindern,
So wie die Erde um sie her,
Es hat, um ihre Pein zu lindern,
Ihr Auge keine Thränen mehr.

Einmal im Jahr nur, wenn die Horden
Am Abend vor den Zelten steh'n
Und über sich zum fernen Norden
Die Kranichheere fliegen seh'n:

Dann quillt von ihren Lippen leise
Ein Seufzer, ihre Thräne rinnt,
Der Jüngling sinkt ans Herz dem Greise,
Die Mutter hebt empor das Kind:

Und schwermuthvoll in stillem Harme
Seh'n sie dem flieh'nden Zuge nach,
Zum Himmel breiten sie die Arme,
Von Mund zu Munde fliegt ein Ach!

„Grüßt, Vögel — rufen sie — die schöne
Granada, unsrer Väter Glück!

Nach ihr, der Mutter, schau'n die Söhne
Mit sehnsuchtvollem Blick zurück.

O einmal nur, den wir besessen,
Den theuren Boden wiederseh'n,
Ihn küssen und mit Thränen nässen —
Dann möchten wir zu Grabe geh'n.

Zum Eintritt ladet noch die Schwelle
Des Hauses, das uns einst gehört,
Im Hofe rauscht die alte Quelle,
Das Feuer knistert noch am Herd.

Die Schlüssel zu der Eltern Thüren
Bewahren wir mit treuer Hand;
Wer aber wird zurück uns führen?
Wer kennt uns noch im Vaterland?

Weh! schon in immer weitrer Ferne
Seh'n wir die Wandervögel flieh'n;
Es dunkelt; laßt beim Schein der Sterne
Uns weiter durch die Wüste zieh'n!"

O Zaubergarten, wunderbar erblühter,
Der Erdenwüste grünendste Oase,
Die Riswan stets, der Paradieses-Hüter,
Mit Thau benetzt aus seiner Himmelsvase,

Seh' ich, o Vega, deine freudenhellen
Glückschweren Fluren sich vor mir verbreiten,
Ein Meer des reichsten Segens, dessen Wellen
Im Silberlicht der Morgensonne gleiten,

Seh' ich am Bergeshang die deutsche Eiche
Sich mit der Palme schwesterlich umarmen,
Als wollte hier, wie in dem Fabelreiche,
Der Norden an des Südens Brust erwarmen,

Und hör' ich dann von den beeis'ten Zinnen
Der Sierra durch die echoreichen Schluchten
Die schneegebornen Bäche niederrinnen,
Die dich mit ihrem ew'gen Thau befruchten:

Dann glaub' ich oft, o herrlichstes der Thale,
Du seist der letzte Rest der jungen Erde,
Die einst, sich sonnend in dem Morgenstrahle,
Dem Nichts enttauchte auf das große Werde.

So glänzte die Natur, ein reines Eden,
Von saft'gem Grün und Frühroth übergossen,
Als erst der Lebensstrom in Silberfäden
Der großen Himmelsurne kaum entflossen.

Zerstört ist jene Welt; nur in Ruinen
Lebt noch von dem, was einst sie war, die Sage,
Du aber strahlst, vom goldnen Licht beschienen,
Noch heute wie am ersten Schöpfungstage.

Abendliche Geister wandeln
Durch das Laubwerk hin und wieder,
Doch, berauscht vom Duft der Mandeln,
Sinken sie in Schlummer nieder.

Funkelnd, groß wie eine Sonne,
Gießt der Wunderstern vom Süden,
Gießt Canopus süßre Wonne,
Heißern Traumglanz auf die Müden.

Nun noch einmal, Nacht der Nächte,
Zauberweib vom Morgenlande,
Zeig' noch einmal dich als ächte
Sultanin im Prachtgewande!

Einmal noch im Purpurflore,
Der um Thal und Hügel walle,
Zieh' herein durch diese Thore
Zu der alten Königshalle!

Feur'ge Meteore lasse
Durch die Himmelswölbung schießen
Und auf Gärten und Terrasse
Rothe Flammen niedergießen!

Bunte Wunderlampen hänge,
Wie sie Aladdin besessen,
In die Lauben, in die Gänge,
An die Zweige der Cypressen!

Wirf empor die Silberwellen
Aus den Alabasterschalen,
Daß sie hell wie Naphthaquellen
Durch der Gärten Dämm'rung strahlen!

Auf den flüssigen Krystallen,
Wie sie kreisend sich verschlingen,
Wie sie steigen, wie sie fallen,
Mag ein Lied des Ostens klingen!

Ja du nahst dich! Durch die Cedern
Säuselt wollustvolles Flüstern,
Plätschernd in den Marmorbädern
Regen sich die Wellen lüstern.

Heißer athmet's in den Rosen,
Heller leuchtet die Limone
Wie ein Mond im regungslosen
Himmel ihrer Blätterkrone,

Und in allen Corridoren
Mit der Köschke goldnen Gittern
Scheint das Zauberschloß der Mohren
Von geheimer Lust zu zittern.

Ich indeß auf goldnem Polster,
Frei vom Wünschen und Bedürfen,
Einmal will in noch in vollster
Seligkeit das Dasein schlürfen.

Laß die duft'gen Flocken stieben,
Die den Schlaf herniederthauen,
Und im Traume mich die sieben
Himmel des Propheten schauen!



18. Friedrich Martin von Bodenstedt.

Geb. den 22. April 1819 zu Peine (Provinz Hannover).

Motto: Nur Blumen sind's, bescheid'ner Art,
Die ich auf ferner Wanderfahrt
Gepflückt und sorgsam aufbewahrt
Und jetzt zu duft'gem Kranz gewunden.
Und Sprüche sind's in Reimgewand,
Erdacht im fernen Morgenland,
Wo eines weisen Freundes Hand
Sie mir zur Perlenschnur gebunden.

Urtheile über Bodenstedt.

Emil Kneschke: Was den Lyriker Bodenstedt betrifft, so kündigten sich zwar die „Lieder des Mirza-Schaffy“ Anfangs auch nur als Uebersetzung an, sie sind aber vom Verfasser später als eine im Wesentlichen originale Arbeit anerkannt worden. Dies Werk, seit 1851 fast alljährlich in neuen Auflagen erschienen, hat den Geist des alten Hatem und Hafis noch einmal bei uns in die Mode gebracht, um so mehr, da Mirza-Schaffy gleichsam als ein geläuterter, in eine noch höhere geistige und poetische Sphäre erhobener Hafis sich zeigt. In seinen gleich von vorn herein von ihm als sein eigen anerkannten „Gedichten“ erwies sich Bodenstedt als Reflexionspoet aus der guten alten Goethe'schen Schule, dem das spezifisch jugendliche Schwärmen in lyrischen Stimmungen ziemlich fremd ist, der aber desto mehr durch ethischen Gehalt und charaktervolle Männ-

lichkeit der Denk= und Empfindungsweise für sich einzunehmen vermag. Einen äußerst angenehmen Eindruck macht sein Liebeslied, welches, frei von aller Sentimentalität, die schöne, gesunde Sinnlichkeit des reifen Mannesalters in der glättesten, doch nirgends gekünstelten poetischen Form zeigt.

Heinr. Kurz: Sind nun die Lieder des Mirza=Schaffy in der That eigene Erzeugnisse des Dichters, so haben wir an ihnen eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die sich von den übrigen orientalisirenden Dichtungen von Goethes Westöstlichem Divan bis zu den neuesten Erscheinungen dieser Art wesentlich und zwar sehr zu ihrem Vortheil unterscheiden. Und dieser Unterschied liegt darin, daß jene Dichter den Orient aus den ihnen zugänglichen Quellen, Poesieen, Reiseschilderungen u. s. w. studirt und mit mehr oder weniger Talent aufgefaßt haben, während Bodenstedt die merkwürdigen Völker des Morgenlands und ihre Dichtung aus persönlicher lebendiger Anschauung und Jahre langem Umgang hatte kennen lernen und sich ihre eigenthümliche Lebensanschauung vollständig angeeignet hatte. So sind seine Lieder nicht Nachbildungen dieses oder jenes Dichters, sondern selbständige Erzeugnisse seines vom orientalischen Geist befruchteten Talents. Er entrollt uns in denselben das lebendigste Gemälde des orientalischen Lebens und Denkens im Sinne des Weisen, der sich von den Fesseln des Aberglaubens und den zufälligen, von der Zeit und den Verhältnissen hervorgerufenen Satzungen des Korans befreit und in Folge dessen eine höhere Lebensanschauung gewonnen hat. Mahnung, das Leben und die von Gott gegebenen Güter in edler Fröhlichkeit zu genießen, ist der Grundton dieser Lieder, der in zahlreichen stets neuen und geistvollen Variationen erklingt und bei allem Farbenglanz orientalischer Darstellung doch nie in Schwulst und Unklarheit ausartet.

Lieder.

Mein Lebenslauf.

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf- und Heidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.

Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab,
Mir ward kein schützendes Geleite,
Früh war ich selbst mein Rath und Stab;
D'rum schweift' ich irrend oft in's Weite
In Kunst und Wissen auf und ab —
Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rath mir gab.

Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?
War doch mein Himmel trüb' umhangen,
Mein Pfad voll Dornen allerwärts.
Nur tief im Innern Stimmen klangen
Prophetisch wie Dodona's Erz —
Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?

Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt,
Die Erlen, die den Bach umsäumen,
Leis beben — und ich bebte mit;
Sah mich verlacht in meinen Träumen,
Ach, Niemand ahnte, was ich litt —
Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt.

Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang in's Herz mir wunderbar,
Zu ihren Füßen saß ich nieder,
Sie streichelte mein lockig Haar. . . .
Wie oft zu ihr sehnt' ich mich wieder,
Als ich in fremden Landen war —
Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang in's Herz mir wunderbar.

Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach;
Ich hörte, was aus Sturmesschwingen,
Aus Quell- und Waldesrauschen sprach;
Musik hört' ich das All durchdringen
Und wonneschauernd sang ich's nach —
Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach.

War auch gering nur meine Gabe,
Doch ward sie mir zur Trösterin,
Als ich schon früh am Wanderstabe
Die Welt durchmaß mit off'nem Sinn.
Ihr dank' ich Alles, was ich habe,
Ihr dank' ich Alles, was ich bin —
War auch gering nur meine Gabe,
Ward sie mir doch zur Trösterin.

Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang;
Bald durch die Lande weit erklungen
Zu And'rer Lust ist mein Gesang.

Ob mir, was ich erstrebt, gelungen,
Ob nicht — ich folgte höher'm Drang —
Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang.

Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

Aus dem Prolog von: **Aus Morgenland und Abendland.**

Ich sah in fernen Morgenlanden
Uralte Völker träg verkümmern,
Sah, wo einst mächtige Stände standen,
Erdhütten zwischen hehren Trümmern,

Die schon Jahrtausende durchragen
Und in geheimnißvollen Zeichen
Erzählen von vergangnen Tagen
Des Ruhms in längst versunknen Reichen;

Die noch im Staube Schätze bergen,
Werth sie zu heben aus der Tiefe;
Wo's herschallt aus vergessnen Särgen,
Als ob's zur Auferstehung riefe,

Das Reich des Lichtes zu erneuen,
Wie einst, von hohen Bergaltären
Hier seine Strahlen auszustreuen,
Bethörter Völker Blick zu klären,

Die in verwildertem Gewimmel
An Gestern nicht noch Morgen denken,
Und ihren Blick nicht mehr zum Himmel
Noch in die eignen Herzen lenken.

Und doch, ein Zauber webt noch immer
Um diese alten Wunderlande,
Der, wie der Sonne letzter Schimmer,
Sie hüllt in purpurne Gewande.

Es schmilzt vor unserm Blick das Siegel
Vom Buch des Guten und des Bösen,
Wir seh'n in seinem Zauberspiegel
Sich Loses binden, Festes lösen.

Das Volk versank in der Entzweiung
Von hohem Drang und rohem Zwange:
Der Geist, der einst ihm zur Befreiung
Verhalf, lebt nur noch im Gesange.

Und sinnige Sprüche, alte Sagen
Erwecken uns im tiefsten Innern,
Wie aus der eignen Kindheit Tagen,
Ein wundersam vertraut Erinnern.

Verdorben ward nur, was verderblich
Sich langer Willkürherrschaft beugte —
Doch nichts, was freien Geists, unsterblich
Im Liede von sich selber zeugte.

Omar Chajjâm.

Omar Chajjâm, der große Astronom,
Durchforschte lebenslang den Himmelsdom,
Und fand in allen Werken der Natur
Am Himmel wie auf Erden keine Spur
Von einem Gott, und hatte deß kein Hehl.
Drum sah'n die gläubigen Priester auf ihn scheel
Und hielten Rath und suchten seinen Tod.
Zum König gingen sie in heiliger Noth
Und sprachen so mit flehender Geberde:

„O Malekschah! Gewaltiger Herr der Erde!
Es lebt ein Mann, Omar Chajjâm geheißen,
Der will den wahren Glauben uns entreißen:
Ein Sternenkundiger aus Nischabur,
Der unsern Gott im Buche der Natur
Nicht finden kann. Der Mann bringt uns Verderben;
Erhör' uns, großer König, laß ihn sterben!"

Der König sprach: „Das bleibt ihm unbenommen,
Wenn Gott ihn ruft und seine Zeit gekommen.
Viel Jahre sind im Forschen ihm entschwunden,
Er suchte Gott und hat ihn nicht gefunden
Bis jetzt; wer aber kann sich unterwinden,
Zu sagen, daß er ihn nie werde finden?
Er suchte nur mit den Verstandesaugen,
Die wenig zur Erforschung Gottes taugen.
Wer weiß, welch Glaubenswunder noch geschieht,
Wenn er erst mit den Herzensaugen sieht!
Er hat die Welt durchforscht von nah und fern,

Doch ihre Schale nur, nicht ihren Kern;
Drum hat sein Wissen ihm auch nie genügt.
Wer weiß, ob Gott nicht selbst es so gefügt
Und ihm dereinst zu langer Forschung Lohne
Auf's Haupt des Wissens drückt die Glaubenskrone!
Den Mann zu tödten würd' ich nie verschmerzen:
Dem Licht im Geiste mag das Licht im Herzen
Noch folgen und ihn führen auf die Pfade,
Die wir schon fanden durch des Höchsten Gnade."

Die Priester lauschten stumm dem Königswort,
Verneigten sich und gingen traurig fort.

Freundschaft.

Wenn Jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau der Welt und gib dem Freunde Recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod dir bescheert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt' es werth;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Schaffen.

Schaffen ist wie in der Kunst so im Leben ein tiefes Geheimniß;
Wie das Lebendige reift, mag wohl der Forscher erspäh'n,
Aber des Werdens Moment verhüllt sich dem Auge der Neugier
Und als ein Wunder erscheint selber dem Schöpfer sein Werk.

* * *

Wenn dich ein Kunstwerk ergreift, so fühlst du nur nach, was der Künstler
Selber gefühlt: sein Gemüth spricht in dem Deinen sich aus,
Gleichwie im sonnigen Glanze des Springquells luftige Säule
Nur sich erhebt bis zur Höh' der ihn erzeugenden Flut.

Adler und Wurm.

Wahrheit redest du, Freund, am besten gedeiht das Gemeine,
Mühvoll bricht in der Welt Hohes und Schönes sich Bahn.
Taglang wiegt sich der Aar hoch zwischen Himmel und Erde,
Um für den einsamen Horst nährenden Raub zu erspäh'n;
Wird ihm die Schwinge gelähmt, verkommt er in hülflosem Elend,
Während dem kriechenden Wurm niemals die Speise gebricht.
Suchst du vergängliche Güter, so schmeichle der Thorheit der Menschen,
Suchst du ewiges Gut, strebe zum Licht wie der Aar.

Aus Mirza Schaffy's Liedern.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt —
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von dir, du wundersüße Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß!
Durch den Hain erklang
Heller Lustgesang
Und die Quelle von den Bergen sprang —
Scholl es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Aus dem Feuerquell des Weines
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden, wie mit Engelzungen,
Und von Glut sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz wird.

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Aug's Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!

Sprüche.

Klug sich in Welt und Menschen fügen,
Gern nützlich sein, so viel man kann,
Sich selbst und Andre nicht betrügen,
Die Lehre paßt für Jedermann.

Magst du die Lüge noch so klug
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Der Dümmste ist nicht dumm genug,
Um beide nicht zu unterscheiden.

Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben.

Willst du klug durch's Leben wandern,
Prüfe Andre, doch auch Dich!
Jeder täuscht gar gern den Andern,
Doch am liebsten Jeder sich.

Wer nicht den Gott im eig'nen Busen trägt,
Der wird ihm durch kein äuß'res Band verbunden;
Wer nicht die Schönheit in sich selber pflegt,
Der hat sie auch nicht außer sich gefunden.

Nur was im Geiste aufgenommen,
Kann wieder aus dem Geiste kommen.

Wenn das Glück sich wenig um mich kümmert,
Kümmr' ich mich desto mehr um das Glück,
Und was mir die Gegenwart zertrümmert,
Bringt mir die Vergangenheit zurück.

Alles Ferne zeigt sich in Verklärung
Meinem Aug', der Schmerz gleichwie das Glück;
Im Genuß ruf' ich mir die Entbehrung,
In Entbehrung den Genuß zurück.

Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten werth zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt, und vor sich selber klein.

Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Der Stunde Glück und Gunst —
Zur rechten Zeit erfassen,
Zur rechten Zeit verlassen
Ist eine schwere Kunst!

Schicksale, die von Oben kommen,
Sind Prüfungen zu unserm Frommen.

Unglück, das wir nicht selbst verschuldet,
Wird leicht erduldet.

Doch Wunden, die wir selber uns geschlagen,
Sind schwer zu tragen.

Die Rose blüht, weil sie nicht anders kann,
Fragt nicht, was aus ihr wird, wenn sie muß sterben,
So thut das Rechte stets der rechte Mann,
Sei's ihm zum Segen oder zum Verderben.

3. Satire und Humor.



19. Heinrich Heine.

Geb. den 12. December 1799 zu Düsseldorf; gest. den 17. Februar 1856 zu Paris.

Motto:

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit nenen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

(Heinrich Heine.)

Und dennoch, Heine, lieb' ich dich!
Es tönt durch deinen schnöden Sang
Allewiglich
Ein hehrer, süßer Glockenklang.

Er strahlt herab auf deine Welt,
Und sei sie noch so wüst und fern,
Vom Himmelszelt
Ein reines, keuscher Liebesstern.

Es steigt aus deiner Grundnatur,
Durch all die äußre Moderluft,
Von Edensflur
Der angeborne Blumenduft.

Es mag auf deiner Lebensau
Die Quelle noch so trübe sein,
So fällt wie Thau
Der Bessern Thräne doch hinein.

(Gräfin Stolberg.)

Wäre sie groß, die Zeit, wo du keck geschwungen die Geißel,
Klein nur hieße man dich, messend mit richtigem Maß.
Doch, da elend die Zeit und klein, daß keine noch kleiner,
Darf man nennen dich groß, weil du die kleine verhöhnt.

(Adolf Pichler.)

Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urtheilen.
(Heine, Die Bäder von Lucca.)

Des Altars heilge Deck' um eines Diebes
Scheusäl'ge Blöße liederlich gewunden!
Der goldne Kelchwein des Gefühls gesoffen
Von einem Trunkenbolde! Eine Rose,
Zu stolz, den Thau des Himmels zu empfangen,
Herberge nun der giftgeschwollnen Spinne.
(Immermann.)

Ich bin Sauerkraut, mit Ambrosia angemacht.
(Heine.)

Ich schrieb zu meiner eignen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe. (Heine, Vorrede zu Atta Troll.)

Vergiftet sind meine Lieder,
Wie könnt' es anders sein?
(Heine.)

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Und nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.
(Heine.)

Urtheile über Heine.

Joh. Scherr: In Heinrich Heine vernichtete die Romantik sich selbst. Sie lief bei ihm in die Spitze des Witzes aus, um mit klirrendem Lachen abzubrechen. Sie schlägt in ihren Liedern noch einmal ihre süßesten Töne an — wie z. B. die ganze Romantik nichts katholisch Innigeres hervorgebracht hat als Heine's „Wallfahrt nach Kevlaar" und das wundersame Nordseebild „Frieden" — um dann plötzlich in den gellenden Lachtriller der Selbstverhöhnung überzuspringen. Echt romantisch ist bei ihm die zügellose Willkür der genialen Persönlichkeit, womit er in diesem Augenblick sein humanistisches Ideal mit allen Lichtern der Poesie und des Gedankens verklärt, um dasselbe im nächsten mit seiner Narrenpeitsche zu mißhandeln, ihm Sarkasmen ins Gesicht zu spucken, es durch den Koth zu schleifen. Was Byron für die europäische, ist Heine für die deutsche Literatur. Er „läutet seiner Zeit zu Grabe und verkündet eine neue, menschliche, ungenirte Zeit", deren Genuß er in seinem genialen Belieben für sich vorwegnimmt. Seine durchweg auf die intellectuelle und sociale Befreiung des Subjects gerichtete Tendenz mußte nothwendig das eigene Ich als den Mittelpunkt der Welt setzen, dem das Recht der Persönlichkeit höher steht, als das Recht der Menschheit, und daher erscheint bei Heine die Beschäftigung mit dem letzteren weit mehr als ein kokettes, wenn auch glänzend durchgeführtes Spiel denn als Ueberzeugung und Begeisterung. Weil aber vor dem Witz, dieser eigensten Eigenschaft Heine's, das eigene Ich keineswegs sicher ist, so wird es in den bacchantischen Wirbel der witzigen Weltbetrachtung hineingezogen und flammte zuletzt auf dem lachenden Holzstoß, auf welchen Heine die alte Religion, den alten Staat und die alte Gesellschaft warf, mit auf.... Die Reisebilder forderten nach allen Seiten hin „eine Emancipation von den alten Autoritäten, sie brachten einen heilsamen Sauerteig in den faulen Haufen und formulirten die Nichtigkeit der Zeit". In diesem Buche erhebt sich die Kritik zur Poesie und es bildet neben Lord Byrons Don Juan den eigentlichen Codex der „Zerrissenheit", als deren Product es der Verfasser mit dem rücksichtslosen Motto aus Immermann, welches er der ersten Ausgabe vorsetzte, selber charakterisirte (s. oben). Die Wirkung der Reisebilder wurde erhöht durch ihren Stil. Die deutsche Prosa war nämlich durch pedantische Nachkünstelei Goethe'scher Muster unsäglich zäh geworden und allmälig gefroren. Börne begann diese kalte Masse mit dem jeanpaulisirenden Stil seiner ersten

Periode aufzuthauen, aber erst Heine brachte sie wieder recht in Fluß. Dieses glänzende Antithesenspiel, dieses kokette Abspringen, diese abgerissenen Sätze, nachlässig einherschlendernd, aber sogleich wieder wechselnd mit Perioden von vollendeter Rundung und Straffheit, diese sich haschenden Streiflichter und Schlagschatten, diese scheinbare Verwirrung und wirkliche Harmonie, dieser Stil, aus dem die Flöte der Liebe ebenso weich und schmelzend tönt wie die Tuba des Zornes schmetternd und drohend, muß blenden, spannen, hinreißen und festhalten. Auf den Dichter des „Buches der Lieder" läßt sich ganz gut anwenden, was er selbst in den Reisebildern in Betreff der Lady Mathilde sagt: „Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathilde's; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überschüttet ward." Die lyrische Gestaltung dieser Contraste und Widersprüche in scheinbar nachlässigen, in Wahrheit aber künstlerisch vollendeten Formen im Buch der Lieder ist es, was Heine zum großen Lyriker macht. Er hat, wie kaum ein zweiter, aus dem innersten Wesen der Zeit heraus gedichtet und deshalb ist das Buch der Lieder eine poetische That, so bedeutend wie Goethe's Werther und Schillers Räuber es waren.... Indem Heine als der größte Satiriker, welchen seit Aristophanes, Cervantes, Rabelais und Swift die Welt gesehen, die Nichtigkeit der alten officiellen Gesellschaft aufzeigte, weckte er zugleich die Sehnsucht nach einer neuen. Das ist das befreiende Moment in seiner Poesie.

Otto Roquette: Selten hat ein Dichter von seinen glänzenden Gaben einen so schlimmen Gebrauch gemacht. Seinen ersten Dichtungen kam man mit Entzücken entgegen, es sprach doch wieder einmal eine poetische Originalität aus ihnen; aber auch seine Manier, seine Formlosigkeit, seine Zersetzungslust machte sich in Deutschland heimisch, verdarb den Geschmack und viele jüngere Poeten, die nun auch dem Weltschmerz und der Lüderlichkeit huldigten und sich in seiner Nachahmung zu Karikaturen verbildeten. Heine's Einfluß war lange eine Gefahr. Sie ist es nicht mehr, seit der Deutsche wieder ernstere Lebensaufgaben kennen gelernt hat, seitdem seine Jugend nicht mehr im Genuß verweichlicht, sondern in Heldenkämpfen erzogen ist, die aus dem einst zersplitterten Vaterlande einen europäischen Staat gemacht haben.

Lieder.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie Beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der Andre sprach: „„Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.""

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

Belsazer.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal,
Belsazer hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild!
Die Knechteschaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund.
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor, wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knieen und todtenblaß.

Die Knechteschaar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch Keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufsteh'n, Wilhelm,
Zu schau'n die Procession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter-Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Procession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen Beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!"

2.

Die Mutter-Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie Viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel' wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring' das der Mutter-Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Capellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

„Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!“

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh';
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Das Meer erglänzte weit hinaus.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Ein Fichtenbaum steht einsam.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Leise zieht durch mein Gemüth.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

Der Dichter Firdusi.

1.

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Thoman
Gülden stets; ein Schach empfängt
Und er gibt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten „Schach Nameh".

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens
Tag und Nacht, und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistan's uralte Kön'ge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heil'gen Lichte Iran's,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Ueberschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub' zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttausend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgetheilt in drei
Gleiche Theile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt;
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

2.

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größre List.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Gestalt und von Gebärden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

3.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmuthiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Cypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein sanft geheimnißvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
„Von wem ist dieses Liedes Text?"

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: „„Das hat Firdusi gedichtet.""

„Firdusi?" — rief der Fürst betreten —
„Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?"

Ansari gab Antwort: „„In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit

„„Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.""

Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
Dann sprach er: „Ansari, mein Auftrag hat Eile —

„Geh' nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maulthiere und fünfzig Kameele.

„Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,

„Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräthen

„Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferei'n,

„Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

„Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabricirt in meinen Staaten —

„Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

„Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

„Auch Konfitüren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

„Füge hinzu ein Dutzend Gäule
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,

„Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

„Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

„Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus."

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kameele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,

Mit einer rothen Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrei'n.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgesang.

„La Illa Il Allah!" aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kameele.

Doch durch das Ostthor, am andern End'
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den todten Firdusi zu Grabe trug.



20. Eduard Mörike.

Geb. den 8. September 1804 zu Ludwigsburg; gest. den 4. Juni 1875 in Stuttgart.

Motto: Tausende, die hier liegen, sie wußten von keinem Homerus;
Selig sind sie gleichwohl, aber nicht eben wie du!
(Mörike, Grabschrift für einen Künstler.)

Urtheile über Mörike.

Adolf Stern: Ein zweibändiger Roman, von dem auch die überschätzenden Freunde des Verfassers nicht zu behaupten wagen, daß er in allen Theilen gleichmäßig vollendet sei, einige Märchen, eine Novelle, die kaum einen Schluß hat, ein Idyll in Versen, und ein Band lyrischer Gedichte — das sind Eduard Mörike's „sämmtliche Werke“ und darauf hin sollen wir den schwäbischen Pfarrer als eine bleibende Zierde der deutschen Literatur, als einen Dichter ansehen, der nicht vergessen werden kann, so lange die gegenwärtige deutsche Sprache gesprochen und gelesen wird? ... Die Frage bezüglich der Bedeutung Mörike's ist mit wenigen Worten gelöst. Wenn zur Werthschätzung und literarischen Bedeutung eines lyrischen Dichters gehört, daß er allgemein von Allen gekannt und geliebt ist, was man eben von „Allen“ nennt, wenn literarische „Bedeutung“ nur da existirt, wo die Pose der Bedeutung eingenommen werden kann, so ist Eduard Mörike bedeutungslos. Noch mehr, wenn auch nur die Möglichkeit eines allgemeinen Erfolgs, der über die Mode hinausgeht, zu den Grundbedingungen eines Dichters gehört, den ihr anerkennen wollt, so ist diese Möglichkeit bei Mörike nicht vorhanden. Seine Individualität fordert eine frische, unverkümmerte Aufnahmefähigkeit, die bei den Massen der Durchschnittsbildung niemals vorhanden war und am

wenigsten in einer Zeit vorhanden sein kann, wo dieselben systematisch der poetischen Stimmung entwöhnt werden. Ein einzelnes Lied, ein einzelner Scherz Mörike's könnten populär werden bis zu dem Grade, daß sie überall gesungen und gesagt würden, ohne daß ein Mensch nach dem Dichter fragte. Aber die sämmtlichen Dichtungen fordern das Bedürfniß und die Fähigkeit, sich tief in eine Form der poetischen Individualität zu versenken, Leid und Freud derselben mitzuempfinden.... Für jene völlig stumpfsinnige Lesermasse, welche „pikant" angeregt sein will, existirt natürlich ein Dichter wie Mörike nicht, existirt überhaupt kein Dichter, und es wäre nutzlos, irgend einen Punkt zu suchen, von dem aus man diesen Lesern und den aus ihrem Kreise erwachsenen Kritikern das höhere Lebensrecht echter und reiner Talente klar machen könnte. In diesem Sinne kann es müßig erscheinen, überhaupt für Mörike das Wort zu ergreifen. Denn seine Dichtungen werden von den Poesiebedürftigen mit jenem Instinct gefunden, mit jener Erquickung genossen werden, welche den Durstenden zum klaren Quell leiten und ihm an demselben zu Theil werden. Indeß, was der Dichter an und für sich nicht bedarf, das thut der Literatur der Gegenwart Noth. In der vollen Würdigung so isolirter und doch so bedeutsamer, so eigenthümlicher und mit einem bestimmten Theil ihres Wesens und ihrer Entwicklung so vorbildlicher Naturen, können wir wieder den Grund und Boden unter die Füße gewinnen, der in leichtfertiger Verachtung unwandelbarer Gesetze der Dichtung und längst besessener Erkenntnisse verloren gegangen ist. Mörike selbst hat das volle Glück genossen, welches in der Ausübung und Steigerung der individuellen Begabung liegt, ein Glück, welches den äußeren Erfolg nicht verachten, aber ohne Bitterkeit und selbst mit humoristischem Behagen entbehren lehrt.

Friedrich Vischer (Aus der Gedächtnißrede am Grabe Mörike's am 6. Juni 1875. Friedr. Notter, Ed. Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik. 1875.): Da ist ein guter Mensch geschieden, — gut wenn Gutsein doch etwas Anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet. Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in Alles und Jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten. Dies Versetzen, Eingehen, Theilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Thorheit hervorstellend, dies zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüther in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem Keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinwegging. Gut — weich — auch etwas zu weich, — aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Lieder.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich:
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt!
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig' stille, mein Herze!

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne kräh'n,
Ehe die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde steh'n,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammenschein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Lied vom Winde.

Sausewind! Brausewind,
Dort und hier!
Deine Heimat sage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit vielen, vielen Jahren
Durch die weit-weite Welt,
Und möchten's erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wissen es nie.
Bist du klüger, als sie,
Magst du es sagen.
— Fort, wohlauf!
Halt' uns nicht auf!
Kommen andre nach, unsre Brüder,
Da frag' wieder!"

Halt' an! Gemach,
Eine kleine Frist!
Sagt, wo der Liebe Heimat ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?
„Wer's nennen könnte!
Schelmisches Kind,
Lieb' ist wie Wind,
Rasch und lebendig,
Ruhet nie,
Ewig ist sie,
Aber nicht immer beständig.
— Fort! Wohlauf!
Halt' uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen!
Wenn ich dein Schätzchen seh',
Will ich es grüßen;
Kindlein, Ade!"

Jedem das Seine.

Aninka tanzte
Vor uns im Grase
Die raschen Weisen —
Wie schön war sie!

Mit den gesenkten,
Bescheidnen Augen
Das stille Mädchen —
Mich macht' es toll!

Da sprang ein Knöpfchen
Ihr von der Jacke,
Ein goldnes Knöpfchen —
Ich fing es auf

Und dachte Wunder
Was mir's bedeute,
Doch hämisch lächelt
Jegór dazu,

Als wollt' er sagen:
Mein ist das Jäckchen
Und was es decket,
Mein ist das Mädchen
Und dein — der Knopf!

Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grabe zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen
Sie werden schrittweis geh'n
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld.
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum ersten Mal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo, gelehnt an den Stamm (er trägt ein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergeh'n,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn.
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Cleversulzbach, im Mai 1839.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall' ich in Einsamkeit oft.
Sieh' den gesunkenen Hügel! es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! dich find' ich allein statt anderer Blumen;
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.



21. Robert Reinick.

Geb. den 22. Februar 1805 zu Danzig; gest. den 7. Februar 1852 in Dresden.

Motto: Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach' mich wahr und freudig und gesund.
(Reinick, Dichtergebet.)

Wie ist die Erde doch so schön, so schön!
— — —
Und Sänger und Maler wissen es,
Und wissen's viel andere Leut';
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es,
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen.

Urtheil über Reinick.

Heinr. Kurz: Reinicks Talent ist beschränkt, aber es ist an ihm zu rühmen, daß er dessen Grenze nie überschritten, dagegen innerhalb derselben recht Glückliches geliefert hat. Natur, Liebe, gesellige Lust sind die Stoffe, in denen er sich bewegt und die er mit Glück behandelt. Seine Lieder sind unmittelbare Ergießungen seines Gemüths, und wie dieses rein, kindlich, heiter ist, so sind es auch seine Dichtungen, die, fern von aller Uebertreibung und jedem falschen Prunk, in einfacher, aber immer ansprechender Darstellung, den Gedanken in der anmuthigsten Klarheit erscheinen lassen. So beschränkt seine Stoffe sind, so weiß er ihnen doch immer neue Seiten abzugewinnen,

und er überrascht oft durch die originellen Wendungen, die ihm sein heiterer Humor eingibt, ob er den Frühling oder die Liebe besingt. Liebenswürdige Schalkhaftigkeit bildet einen Grundzug seiner Dichtungen, doch kann er zu Zeiten auch ernst sein, und die Lieder dieser Gattung gehören zu seinen gelungensten.

Lieder.

Dichtergebet.

O Herr, der du der Quell des Lebens bist,
Du weißt es, was in mir des Lebens ist.
Erleuchte gnädig die Gedanken mir,
Daß ich nicht hege, was da krank in mir,
Und was des Todes werth, das tödte ab,
Laß mich es still versenken in ein Grab;
Doch was ein Theil von deinem Ebenbilde,
Laß mich es formen in ein rein Gebilde,
In Worte laß, in Weisen es mich fassen,
Daß ich es kann vor Menschen tönen lassen;
Auf daß die Funken, die mein Herz durchsprüh'n,
In Andern zünden und als Flamme glüh'n,
Daß an der Freudigkeit, die ich gefunden,
Manch Herz zu neuer Frische mag gesunden! —
Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach' mich wahr und freudig und gesund!

Im Vaterland.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Fern schweift' ich in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer;
Doch was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Des Südens lichter Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.
Ich glaubt' in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie singt der Vögel lust'ge Schaar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Da strahlt der Tag zu heiß und licht;
D'rum haben sie sich hergewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Luft,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt;
Du löstest ihn: o Vaterland!

Ich kehrte heim, ich ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das schöne Land,
Das liebe Deutsche Vaterland!

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind.

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräft'ger That bewähre sich dein Wille;
Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl' als ein Kind!
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Bürger gelte dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblüh'n im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh' als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm, brumm, brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War g'rade auch nicht dumm dumm dumm
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn' mir ein Netzlein um!"

Die Base Spinne kroch heran,
Und macht' die Beine krumm krumm krumm
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich dareine
Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an,
Mit zärtlichem Gesumm summ summ,
Sind sie hineingeflogen,
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach,
Und kümmert sich nicht d'rum d'rum d'rum:
So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken geh'n!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singt's und jubelt's d'rein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all' die Luft hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Procession
Aus der Capelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut
Und spricht von alter, starker Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand,
Und spiegelt recht in hellem Schein
Das ganze Vaterland,

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Morgenfeier.

Wenn die Sonne sich im Osten
Zu dem Aether aufwärts schwingt,
Und die nächt'ge Purpurdecke
Von dem Glanz getroffen, sinkt;
Hebe dich, o meine Seele,
In die frische, heit're Luft,
Schwebe mit der frischen Lerche
Ueber Qualm und Morgenduft.

Von den reinen Flügeln streife
Allen trüben Dunst der Nacht;
Daß sie freudig sich entfalten
Ob der schönen Erdenpracht.
Wolle trunknen Blickes schweifen,
Wo kein Nebel dich beengt,
Ueber Thal und Berg und Fluren
Und das Meer, das sie umfängt.

Schau! Die Schiffe auf den Fluten!
Wagen ziehen durch das Land,
In der Stadt verworrnen Gassen
Regt sich emsig Fuß und Hand;
In der Hütt' und auf dem Felde
Jedem ward ein Platz zu Theil,
D'rauf er wirke, treu und redlich,
Zu der Menschheit Glück und Heil.

Auf denn, meine Seel', und schwinge
Hoch dich auf in's Morgenlicht!
Lerchen singen dir zu Füßen,
Engel ob dem Angesicht;
Stimm' mit ein in ihre Chöre,
Stimm' mit ein in ihr Gebet,
Und dann schweb' erstarkt hernieder
An den Platz, den du erspäht!

Die Sterne durch den Himmel geh'n.

Die Sterne durch den Himmel geh'n
Mit reinem Schimmer,
Sie können zur Erde niederseh'n,
Verglühen nimmer.

Die Blumen seh'n der Sterne Lust
Mit stillem Sehnen,
Und ihren Augen, unbewußt,
Entquillen Thränen.

4. Religiöse Dichtung.



22. Karl Gerok.

Geb. den 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz (in Württemberg).

Motto: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.

Doch, daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Und keck, was menschlich, faßte in's Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
— Es reut mich nicht.

Urtheile über Gerok.

Ludw. Salomon: Weit bedeutender als Knapp und Grüneisen ist Karl Gerok, ein Poet von großem Gedankenreichthume. Gerok hat sich sehr glücklich von aller fromm-mystischen Verdüsterung fern gehalten und, obgleich streng religiös, sich doch einen freien Blick bewahrt. Darum sieht er auch die Welt mit ihrem Treiben keineswegs mit der Miene eines Bußpredigers an, sondern mischt sich freundlich unter die Menge, und in bewegter Zeit tritt er sogar mit warmen, tief empfundenen Liedern mitten unter die patriotischen Dichter. Den meisten Beifall haben seine „Palmblätter" gefunden, die zuerst 1857 zu Stuttgart erschienen und jetzt schon 28 Auflagen erlebt haben. Er bietet in denselben theils poetische Bearbeitungen biblischer Geschichten, theils Betrachtungen über einzelne Stellen der Heiligen Schrift in poetischer Form und baut auf diesen dann mit schwunghafter Beredsamkeit ein hohes Gebäude glänzender Gedanken auf.

— Gerok's Leben macht einen höchst wohlthätigen Eindruck, denn wir haben in demselben das Bild eines geistig empfänglichen, sittlich gewissenhaften, christlich Segen verbreitenden, in seinen Privatverhältnissen, auch in seiner Ehe glücklichen Mannes, der beharrlich ringend, wie er fast alle Bildung der Zeit in sich aufzunehmen bemüht war, auch alle Stufen des geistlichen Amtes mit Auszeichnung durchlaufen hat. Seine Stellung zum Christenthum ist der Art, daß er der Anregung und Förderung eines höheren christlichen Lebens in den weitesten Kreisen sicher sein darf. Ihm ist die Christuslehre namentlich von ihrer gemüthvollen, humanen, weltverklärenden Seite aus nahe getreten und nach dem Worte des Apostels: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, weiß er auch alles Schöne in Kunst, Wissenschaft und Natur anzuerkennen und veredelnd und erhebend auf sich wirken zu lassen. Von solchem Standpunkte aus vermochte er nun aber auch im geistlichen Liede einen Ton anzuschlagen, der, je weniger bis dahin alles Große in Kunst und Wissenschaft der christlichen Dichtkunst gedient hatte, außerordentlich erfrischend wirken und selbst weniger empfängliche Herzen für Christi Wort und Werk gewinnen mußte. Große Lebendigkeit, reicher Gedankeninhalt, vollendete Form, außerordentliche Klarheit, eine gewisse Fülle des Ausdrucks zeichnen seine Dichtungen aus.

Lieder.

Trauerstunden.

Nie im Jubel heller Freude
Hab' ich je ein Lied erdacht,
Nie den holden Lenz besungen
Mitten in des Lenzes Pracht.
Schüchtern schwieg der Dichtung Stimme
Vor des Lebens Uebermacht,
Erst wenn mir ein Glück erstorben,
Ist's im Liede neu erwacht.

Erst in grauen Wintertagen
Zaubert' ich den Rosenflor
Und den Glanz des Maienhimmels
Sehnsuchtsvoll im Lied mir vor;
Erst in düster'n Trauerstunden,
Wenn mein Liebstes ich verlor,
Schwang auf des Gesanges Flügeln
Sich das Herz zu Gott empor.

Also schlägt in Wetternächten
Brünstiger die Nachtigall,
Wenn die Sonne erst gesunken,
Steigt des Mondes Silberball;
Nur wenn sie vom Schlage zittert,
Gibt die Saite süßen Schall;
Edle Perlen wirft an's Ufer
Sturmesflut und Wogenschwall.

Nur gedroschen auf der Tenne
Springt hervor das gold'ne Korn,
Nur getreten in der Kelter
Quillt des Weines Purpurborn,
Und der süße Kelch der Rose
Blüht am rauhen Hagedorn,
Und zum königlichen Sprunge
Zwingt das Roß der scharfe Sporn.

Ja, es reift die rechte Freude
Nur im Schooß der Traurigkeit,
Und die Mutter schöner Kinder
Ist das bleiche Herzeleid,
Gottes hellste Friedenssterne
Leuchten in der Dunkelheit,
Gottes liebste Segensengel
Melden sich im Trauerkleid.

Wenn sie kommen schwarz umfloret,
Bang beklagst du dein Geschick;
Wenn sie weilen, bald entschleiert
Sich ihr milder Friedensblick;
Wenn sie gehen, lassen segnend
Sie ein Gastgeschenk zurück;
Wenn sie scheiden, rufst du dankend:
Meine Trübsal war mein Glück!

D'rum willkommen, Trauerstunden,
Gnadenzeiten heil'ger Zucht;
Sei gesegnet, ew'ge Liebe,
Die im Schmerz mich heimgesucht!
Stille beuge dich, o Seele,
Unter deines Kreuzes Wucht,
Den Betrübten und Geübten
Reift am Kreuz des Friedens Frucht.

Es reut mich nicht.

Viel reut mich einst an meines Grabes Pforte
Im Blick auf meinen irren Pilgerlauf,
In Schaaren steh'n Gedanken, Werke, Worte
Als Kläger wider meine Seele auf,

Mein Fleh'n, wenn mich des Richters Blick
durchflammet,
Ist: Herr, geh' mit dem Knecht nicht in's Gericht!
Doch manches, Freunde, was ihr streng verdammet,
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Spruch, den schonend ich gesprochen,
Wo man den Bruder auf der Wage wog;
Wenn ich gehofft, wo ihr den Stab gebrochen,
Und Honig fand, wo Gift ein Andrer sog;
Und war zu mild mein Spruch, zu kühn
mein Hoffen,
Im Himmel sitzt er, der das Urtheil spricht,
Auch mir bleibt nur ein Gnadenpförtlein offen:
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Weg, drein sich mein Geist
vertiefte
Im ernsten Dienst gestrenger Wissenschaft,
Wenn ich, dieweil ihr schlieft, die Flügel prüfte
Der angebornen gottgeschenkten Kraft,
Und war's ein Umweg, der nach heißen Stunden
Zurück erst führte zu dem ew'gen Licht:
Wer recht gesucht, nur der hat recht gefunden;
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Lied, im Freundeskreis gesungen,
Wie still genossen unter Busch und Baum,
Wenn von der Dichtung Zauberband umschlungen,
Mein Haupt umfloß ein kurzer goldner Traum;
Und war's nicht immer eine Kirchenweise,
Und war's Homer's Gesang, Shakspear's Gedicht:
Im Waldesdom rauscht's auch zu Gottes Preise;
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Tag, den ich in Thal und Hügeln
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt;
Umsaust im Sturm von seiner Allmacht Flügeln,
Im Sonnenschein von seiner Huld gewärmt;
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht:
Auch auf den Bergen hält mein Heiland Schule;
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Scherflein, das am Weg' der
Arme,
Im Bett ein Kranker — ungeprüft — empfing,
Daß durch ein Antlitz, trüb' und bleich von
Harme,
Wie Sonnenblick ein flüchtig Lächeln ging,
Und warf ich manchmal auch mein Brod in's
Wasser,
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht;
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser;
— Es reut mich nicht.

Mich reut die Thräne nicht, die mir entflossen
Bei fremdem Schmerze wie bei eig'nem Weh,
Wo Andre männlicher ihr Herz verschlossen
Und kühler standen auf des Glaubens Höh';
Und ist's noch menschlich, daß der Menschheit
Jammer
Mein Aug' mir feuchtet und mein Herze bricht;
Auch Jesus weint' an einer Grabeskammer;
— Es reut mich nicht.

Daß ich den Herrn verkannt auf tausend Pfaden,
Wo liebend mir sein Geist entgegenkam,
Daß ich vergrub so manches Pfund der Gnaden,
Das, Freunde, reuet mich und ist mein Gram,
Doch, daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Und keck, was menschlich, faßte in's Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen,
Lieben,
— Es reut mich nicht.

Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitiren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabiren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

Gleich wie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
Zu seiner Rechten hieß er steh'n die Fleißigen, die Braven,
Da stand im groben Linnenkleid manch' schlichtes Bürgerskind,
Manch' Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind'.

Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhob'ner Hand zur Linken, in die Ecke,
Da stand im pelzverbrämten Rock manch' feiner Herrensohn,
Manch' ungezog'nes Mutterkind, manch' junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Hab't Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnädigen Herrn, den gütigen Vater haben,
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtesöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid!“

Dann blitzt' sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse bessert euch, ihr schändet euern Adel;
Ihr seid'nen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach seinem Namen nicht!"

Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden seh'n, und manches still sich feuchten,
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland. —

Schwäbische Kunde.

Kein Deutscher, der nicht seinen Uhland kennt,
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt;
Doch Viele, die ihn kennen vom Gedicht,
Sah'n nie in sein charaktervoll Gesicht,
Und Mancher, der in's Antlitz ihm geschaut,
Fand sich nicht ganz, wie er gehofft, erbaut.

Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
's ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll;
So reich der Schatz in seines Busens Grund,
So karg war oft des Mann's verschwieg'ner Mund;
Die Nachtigall im deutschen Dichterwald,
Sie hatte weder Schöne, noch Gestalt;
Der Minnesänger, der so stark und süß
Die alte Ritterharfe schallen ließ,
Die Saiten Walther's von der Vogelweid', —
Er ging so schlicht in bürgerlichem Kleid;
Der Mann des Volks, der seines Königs Zorn
Furchtlos bestanden wie Bertran de Born,
Nichts ließ er seh'n von Volkstribunenart,
Das Kinn umquoll kein Demokratenbart,
Und wie er einfach sauber ging und stand,
Am nächsten schien er der Kanzlei verwandt.

D'rum dort am Neckar aus dem Dichterhaus
Trat je und je ein Gast verblüfft heraus,
So einer, der auf große Männer reis't,
Für's Tag'buch gern erschnappt ein Wort von Geist
Und gibt's hernach um schönes Geld in Druck,
Dem großen Mann zur Ehr', sich selbst zum Schmuck.

Wie lustig fand er's jüngst an Kerners Tisch,
Ernst und Humor — welch' zauberhaft Gemisch,
Wie schön der Mann im dunkeln Hauptgelock,
Wie dichterisch der Eremitenrock!
Wie ging bei Gustav Schwab das Herz ihm auf,
Wie lenkte der gewandt der Rede Lauf,
Wie blitzt' sein Aug', wie blitzt der Zähne Pracht,
Wenn im Gespräch er jovialisch lacht!

— Doch diesem Uhland, dem verschwieg'nen Mann,
Wer sollt' ihm's anseh'n, was er ist und kann!
Und ob in Fragen sich an ihm erschöpft
Ein Sokrates: er bliebe zugeknöpft.

Nun tagt einmal gelehrter Männer Zahl,
Zu Tübingen im schönen Neckarthal, —
Man ehrt sie hoch im ganzen deutschen Land,
Erforscher der Natur sind sie genannt, —
Und als sie manch' gelehrt' Gespräch geführt,
Drei Tage discurirt und disputirt,
Da fuhren sie, der Himmel war so blau,
Das Thal hinauf in's schöne Niedernau,
Allwo den Fremdlingen die Musenstadt
Ein lustig Ehrenmal bereitet hat,
Und wo in all' der Gäste bunter Schaar
Auch unser Uhland mit versammelt war.

Da wurde brav getafelt und gezecht,
Und der Natur ward allerseits ihr Recht;
Der Vogel, der sich durch die Lüfte schwingt,
Der Fisch, der in den Wellen schwimmt und springt,
Das Wild, das durch der Wälder Dickicht streift,
Die Frucht, die in des Baumes Wipfel reift,
Und was der Landmann von Gemüs' und Kraut
In Thal und Berg, in Sonn' und Schatten baut,
Und was Natur im edlen Rebensaft
Am Rhein und Neckar Köstliches erschafft,
Das Alles ward mit Ernst und Fleiß erforscht,
Geschlürft, gekaut, zerbissen und zermorscht,
Und mancher heitre Trinkspruch würzt das Mahl,
Und lauter stets und bunter wird's im Saal. —

Da saß ein Gast aus Norden, stammverwandt,
Der fühlt' vom Geist sich plötzlich übermannt:
Dieweil er längst nicht mehr am ersten Glas,
So dacht' er billig auch an Dies und Das,
Was klingt und singt, was rauschet und was braus't;
Jetzt hebt er hoch den Kelch in starker Faust
Und ruft: „Ihr Herr'n, erlaubt mir Eines noch:
Der Sangesmeister Uhland lebe hoch!"

Doch rasch dawider unten aus dem Eck
Erhebt sich eine Stimme kalt und keck:
„Dagegen thu' ich feierlich Protest,
Den Forschern, nicht den Dichtern gilt das Fest."
Da war's, als flög' in's Pulverfaß ein Blitz,
Ein zweiter Fremder fährt empört vom Sitz:
„Was will der Kerl?" so ruft er grimmig aus,
„Werft den Philister doch zur Thür' hinaus,
Der uns'rem Uhland seinen Ruhm verkürzt,
Und nochmals Uhl" — da stottert er bestürzt:
War's denn ein Schwabenstreich, den er gemacht,
Daß Alles deutet, flüstert, kichert, lacht?
„Das war ja Uhland, welcher protestirt!"
So wird er jetzt vom Nachbar überführt;
„So so, ei ei, ich kannt' ihn wirklich nicht,"
Er spricht's und wischt den Schweiß sich vom Gesicht;
Und Uhland schüttet sich vor Lachen aus
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht.

Bayard zu Grenoble.

Als der edle Ritter Bayard
Nach Pavia's Unglücksschlacht
Schwerverwundet gen Grenoble
In die Heimat war gebracht:
Endlich siegt das Mark der Jugend
Ueber seines Fiebers Macht,
Und zu Kraft und Lebensmuthe
Ist der Sieche frisch erwacht.

An des Schlosses off'nem Fenster
Sitzt er mit des Arzt's Verlaub;
Laue Lenzeslüfte spielen
Mit der Ulme dunklem Laub,
Und er athmet Blumendüfte
Statt der Schlachten Rauch und Staub,
Nachtigall entzückt sein Ohr ihm,
Sonst vom Lärm des Krieges taub.

Und von wonnigen Gefühlen
Schwillt des Helden tapf're Brust,
Was seit Jahren lag verschüttet
In des Krieges Lärm und Wust,
In der Heimat holdem Schooße
Wird's dem Ritter neu bewußt:
Wie ein Born aus Felsen sprudelt
Liebesahnung, Lebenslust.

Sieh', da füllt das schönste Mägdlein
In dem Schloßhof sich den Krug;
Wie sie sittsam sich bewegte,
Zierlich ihre Bürde trug,
Daß, von Amors Pfeil getroffen,
Rasch des Ritters Herze schlug
Und er lächelnd seinen Pagen
Nach dem holden Kinde frug! —

Kaum gesunken ist die Sonne,
Lieblich glänzt der Abendstern:
Horch, da öffnet sich die Thüre
Und der Page steht von fern;
Doch die Maid, auf der sein Auge
Heut' geruht nur allzugern,
Weinend tritt sie vor den Ritter,
Sinkt zu Fuß dem hohen Herrn.

„Edler Herr, vor Euch im Staube
Liegt ein wehrlos schwaches Kind,
Dem nur Unschuld sein Vermögen,
Thränen seine Waffen sind;
Dennoch hoff' ich, — nur die Mutter,
Sie ergab sich zu geschwind:
Furchtbar nennt man Euch im Kampfe,
Doch im Frieden großgesinnt.

„Ritter ohne Furcht und Tadel
Hieß die Welt umsonst Euch nicht;
Jungfrau'n schützen, Unbill wehren,
Ist des Ritters erste Pflicht,
Nein, der Bayard, dessen Thaten
Minstrels preisen im Gedicht,
Denkt zu groß, daß er das Herze
Eines armen Mädchens bricht!"

Und es glänzt ihr schönes Auge
Schöner durch den Thränenflor,
Und wie eines Engels Stimme
Tönt ihr Wort in Bayard's Ohr,
Und der Ritter ohne Tadel,
Den ihr rührend Fleh'n beschwor,
Reicht ihr gütig seine Rechte,
Hebt sie sanft vom Staub empor.

„Gutes Kind, wie du gekommen,
Zeuch nach Hause wohlgemuth,
Wahre ferner deine Ehre
Als dein bestes Heirathsgut,
Sag' der Mutter, daß sie fortan
Besser halt' ihr Kind in Hut,
Nimm dies Gold zum künft'gen Mahlschatz,
Gott mit dir, du edles Blut!" —

Wißt ihr, wo der tapf're Bayard
Seinen schönsten Kampf bestand?
War es, da er im Turniere
Sieben Ritter warf in Sand?
Da er fechtend auf der Brücke,
Einer wider Hundert, stand?
Oder auf Grenobles Schlosse,
Da er selbst sich überwand?



23. Julius Sturm.

Geb. den 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthum Reuß.

Motto: Nicht tadl' ich euch, ihr düsteren Asketen,
Die ihr den Frieden suchet im Entsagen
Und gern euch übt im Dulden und Ertragen
Und eure Zeit verbringet mit Gebeten.

Ich mag ja auch die Straßen nicht betreten,
Auf der die Thoren wetten, ringen, wagen,
Und, um ein Schattenbild sich zu erjagen,
Von Neid getrieben, ruhlos sich befehden.

Doch theilen kann ich auch nicht eure Loose,
Da ich mich gern im Strom der Freude bade
Und gern dem Glücke ruhen mag im Schooße.

Drum wandl' ich singend stille Lebenspfade,
Und lausch' der Nachtigall und pflück' die Rose,
Und preise fröhlich meines Gottes Gnade.

(Sturm.)

Urtheil über Sturm.

Ludw. Salomon: Seine Gedichte überraschen zwar nicht durch tiefe Gedanken, aber sie sind immer ursprünglich und frisch. In Folge dessen sind sie auch frei von jedem engherzigen und kurzsichtigen Pietismus; ihre Frömmigkeit ist eine wahre, echte, ungekünstelte, von Herzen kommende und zum Herzen gehende. Der Dichter liebt überhaupt weit mehr den frohen Genuß, als die düstere Askese. Die Form aller Gedichte ist leicht und gefällig.

Lieder.

Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab' doch kein andres Lied so gern!
Mit Thränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.
's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz,
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höh'n umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brot im Haus,
Im Stalle weder Pferd noch Kuh
Und vor dem Feind die Furcht dazu.
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengrau'n
Den Thurm hinauf, um auszuschau'n,
Wie's draußen stünd'; 's war still umher
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Horch! Plötzlich trabt's in's Dorf herein,
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus, dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
Schließ mir geschwind die Kirche auf."
Ich bat: „„Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer.""
Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
Flink aufgeschlossen, sonst soll Ihn —!"
Schon wollt' er seinen Säbel zieh'n,
Da dacht' ich bang' an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein;
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.
Er ging vorüber am Altar,
Hinauf dann, wo die Orgel war;
Da stand er still: „Gesangbuch her!
Hier den Choral da spielet Er,
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! Vorwärts jetzt und zögert nit!"
Ich fing mit einem Vorspiel an,
Wie ich's mein Lebetag gethan.
Da fiel der Alte grimmig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab' ich's denn nicht gesagt, dem Herrn:
Wie schön leuchtet der Morgenstern!" —
„„'s ist nur das Vorspiel!"" — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich?"
So spielt' ich denn, weil er's befahl,
Ganz ohne Vorspiel den Choral,
Der alte Schnauzbart sang das Lied,
Ich und mein Weib, wir sangen mit.
Das Lied war aus, still saß der Mann,
Ein heißer Strom von Thränen rann
Ihm über's braune Angesicht,
Die funkelten wie Demantlicht.
Dann stand er auf und drückte mir
Die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier."
Es war ein großes Thalerstück,
Ich wies das Geld beschämt zurück;
Er aber rief: „Was soll das, Mann?
Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort."
D'rauf gingen wir zusammen fort,
Und noch im Gehen sprach er weich:
„Kein Lied kommt diesem Lied mir gleich,
Es hat mich in vergangner Nacht
Zum lieben Gott zurückgebracht.
's rief gestern Abend der Major
Vor unsrer Front: „„Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten steh'n
Dem Feinde nah', dort auf den Höh'n;
Hat Keiner Lust, hat Keiner Muth?""
Das trieb mir in's Gesicht das Blut:
„Da müßten wir nicht Preußen sein!"
Ich rief's und trat rasch aus den Reih'n;
Drei meiner Söhne folgten mir:
„„Gehst du, so gehen wir mit dir!""
So zogen wir nach jenen Höh'n,
Um dort die ganze Nacht zu steh'n.
Es blitzte hier, es krachte da,
Es war der Feind uns oft so nah,
Daß er uns sicherlich entdeckt,
Wenn uns nicht droben Der versteckt.
Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
Im Feld gestanden auf der Wacht,
Doch war mir nie das Herz so schwer, —
's kam nur von meinen Jungens her;
Ihr habt ja Kinder, — nun, da wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
D'rum hab' ich auch emporgeblickt
Und ein Gebet zu Gott geschickt;
Und wie ich noch so still gefleht,
Da ward erhört schon mein Gebet,
Denn leuchtend ging im Osten fern
Auf einmal auf — der Morgenstern,
Und mächtig mir im Herzen klang
Der längst vergeßne fromme Sang;
Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
Doch schwieg ich, weil's uns sonst verrieth.
Zugleich fiel mir auch Manches ein,
Was anders hätte sollen sein,
Vor Allem, daß ich dieses Jahr
Noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer,
Das war's, das trieb mich zu Euch her."
Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
Und machte munter Rechtsumkehrt.
Seht! D'rum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern."

Und spiel' noch heute jedesmal
Ganz ohne Vorspiel den Choral,
Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Husar,
Ich höre seinen kräft'gen Baß,
Und da — wird mir das Auge naß.

Den Romantikern.

Was sollen uns Sagen und Mären
Von alter Herrlichkeit,
Von Recken lobebären
Und kühner Helden Streit?

Von Frauen mit stolzen Sinnen,
Schon lange des Todes Raub?
Von Burgen mit hohen Zinnen,
Schon lange Trümmer und Staub?

Laßt ruh'n, ihr Sangesmeister,
Die Todten in ihrer Gruft,
Es passen modrige Geister
Nicht an die frische Luft.

Die Zeit hat rasche Schwingen,
Kein Gestern gleicht dem Heut';
Wollt ihr uns Lieder singen,
Dann singt von unsrer Zeit.

Was muthig wir erstritten,
Was wir geirrt, gefehlt,
Was Schlimmes wir erlitten
Und was uns jetzt noch quält;

Was uns den Geist erreget,
Was uns im Busen glüht,
Was uns das Herz beweget:
Das tön' in euerm Lied.

Dann sollen eure Weisen
Erschallen weit und breit;
Ihr könnt nur Dichter heißen
Als Söhne eurer Zeit.

In Möncherei und Muckerei.

In Möncherei und Muckerei
Sucht' ich nie meinen Ruhm,
Und nie hing ich der Heuchelei
Beliebten Mantel um.

Hab' nie ein feinstudirt Gesicht
Dem Markt zur Schau gestellt,
Mit eiteln Heuchelworten nicht
Geflunkert vor der Welt.

Der eignen Würde mir bewußt,
Gilt gleich mir Lob und Spott;
Denn in den Tiefen meiner Brust
Wohnt der lebend'ge Gott.

Und werth gilt mir nur seine Gunst,
Und nicht der Welt Geschrei;
Nur ihm verdank' ich meine Kunst,
Und meine Kunst ist frei.

Ich bin die Harfe, die erbebt,
Wenn er sie tönen heißt,
Und was in meinem Liede lebt,
Ist Geist von seinem Geist.

Wohnt Gott in mir, so bin ich stark.

Wohnt Gott in mir, so bin ich stark
Und kann der Welt nicht unterliegen,
Denn seine Kraft durchströmt mein Mark
Und wie er will, so muß sich's fügen;
Die Welt kann dem nicht widersteh'n,
Der sie heißt werden und vergeh'n.

Wohnt Gott in mir, so bin ich kühn,
Mein Leben ruht in ihm verborgen,
Und in Gefahr bau' ich auf ihn,
Und werf' auf ihn all' meine Sorgen;
Sein Arm mein Schild, sein Wort mein Schwert,
Wo ist ein Held gleich mir bewehrt?

Wohnt Gott in mir, so bin ich frei
Und werde keinem Joch mich beugen,
Und werde ohne Furcht und Scheu
Freimüthig für die Wahrheit zeugen;
Bleib' ich doch frei, ob man mich legt
In Kerker und in Ketten schlägt.

Wohnt Gott in mir, so bin ich reich
Und darf vor keinem Mangel beben;
Denn wer ist meinem Herren gleich,
Dem alle Welten untergeben?
Von Segen träufet jeder Pfad
Den ich auf sein Geheiß betrat.

Wohnt Gott in mir, so bin ich froh,
In meinem Herzen wohnet Frieden;
Und ob der Erde Lust mich floh
Und ihre Freuden mich gemieden:
Ich trag' in mir mein Glück und Heil,
Gott selber ist mein Freudentheil.

— —— —

5. Germanistische Richtung.



24. Wilhelm Jordan.

Geb. den 8. Februar 1819 zu Insterburg.

Motto: Geh hin und hilf den Widerspruch verklären:
Der Lauf der Welt geht stets die beste Bahn,
Und jeder Wunsch, den wir dagegen nähren,
Erwiese sich, erfüllt, gewiß als Wahn;
Doch wenn wir thätlich dieses Glaubens wären,
Dann wär's um unser Menschenthum gethan:
Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,
An welchem angelangt die Welt zerfiele.
(Demiurgos.)

Aus Irrthum vielleicht nenn' ich Eitelkeit nur,
was heut als Lyrik sich brüstet;
Doch das weiß ich gewiß, daß mich die Natur
nicht zu lyrischen Thaten gerüstet.
(Strophen und Stäbe.)

Er will (als Epiker) „mit rauschendem Redestrom bis zum Rande der Vorzeit Gefäße wieder füllen und neu verjüngen nach tausend Jahren die wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst". Er nennt es einen Irrthum des Tages, Fabeln statt fertiger Sagen zu erfinden, und hohlen Hochmuth, mit eigener winziger Weisheit erkünsteln zu wollen, was „die Gesammtheit nur ersinnt mit ewiger Seele, und Jahrhunderte erst häufen zum Hort des Gesanges".

Bei meiner Laufbahn als Epiker und der Ausübung der Rhapsodenkunst bin ich so glücklich, „meine ganze Schauspielerbande in meinem Frack beisammen zu haben".

(Am 23. Juli 1870.) Erst mit dem zu hoffenden Siege wird auch für unsre dramatische Poesie eine neue Aera beginnen. Wann wir siegen werden? — wohl

Niemand ist so vermessen, das zu prophezeien. Aber den endlichen Sieg in eben diesem jetzt wirklich ausgebrochenen Kampfe zu prophezeien, vermaß ich mich schon vor achtzehn Jahren. Damals hatte ich die Vision, welche seit 1854 am Schluß meines Demiurgos (3, 239) gedruckt steht:

Ha! endlich, endlich weicht der Fluch,
Des ewigen Bundes Stunde schlug.
Dort seh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht —
Da fließt der Rhein — Ha, welch ein Streiten!
Sieg, Sieg! Gewonnen ist die Schlacht.
Vom Dome tönt die Krönungsstunde,
Der Kaiserzug zum Römer geht,
Der Münster steht auf deutschem Grunde . . .

(Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage des Lustspiels „Durch's Ohr".)

(Andachten.) Welcher Confession der Leser angehören oder wie er sich auch zu den Ansichten des Dichters stellen mag, er wird sich von diesen Poesieen mächtig angeregt fühlen und sich an ihnen erbauen können.

(Die Erfüllung des Christenthums.) Ein Buch der Weihe und Andacht ohne Rührseligkeit und Verschwommenheit ist hier Allen geboten, welche sich Herz und Verstand offen gehalten haben für die Ideale der Menschheit wie für die Wahrheiten der Wissenschaft.

Urtheil über Jordan.

Rud. v. Gottschall: Jordans „Nibelungen" sind ein Kunstepos, so gut wie jedes andere, das einen der Zeit und ihrer Sitte entlegenen Stoff behandelt, und haben nur die Anlehnung an eine altehrwürdige vaterländische Sage vor den anderen Kunstepen voraus. Als Kunstepos betrachtet, besitzt die Jordansche Dichtung große und seltene Vorzüge, welche ihr in einer Epoche lyrischer Verschwommenheit einen hervorragenden Rang einräumen. Es sind die Vorzüge des streng epischen Stils, der sich durch keine lyrische Weichheit, durch kein Zugeständniß an den Miniaturgeschmack des Tages aus seiner stahlharten Gedrungenheit bringen läßt. Ein von Hause aus schwer wuchtendes Talent mit dem Auge des Epikers, welches namentlich noch durch Studien geschult ist und so dem höchsten epischen Gesetz, der Anschaulichkeit, gerecht wird, eine ausnehmende Sprachgewandtheit, welche der Sprache meist mit Glück durch Adoption alterthümlicher Wendungen das Gesetz dictirt, und die ernste und nachhaltige Begeisterung für den national-dichterischen Urstoff vereinigen sich bei Jordan, um ein Werk zu schaffen, das hin und wieder wie in epischen Runen geschrieben ist und wie auf dichterischem Granit zu ruhen scheint.

Lieder.

Wann Zwei sich lieben.

Wann Zwei sich lieben
Von ganzem Herzen,
Die müssen ertragen
Der Trennung Schmerzen.

Wann Zwei sich lieben
Aus tiefster Seele,
Die müssen glauben
An Himmelsbefehle.

Wann Zwei sich lieben
Mit Gottesflammen,
Geschieht ein Wunder
Und bringt sie zusammen.

(Aus „Durch's Ohr".)

Sei mitleidsvoll.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Ein langes mütterliches Bilden
Hat rührend in der Larve Nacht
Gerieft an diesen Flügelschilden
Den Schmelz von grün metallner Pracht.

Er muß nach einem Sommer sterben,
Wo du dich siebzig Jahre sonn'st;
O laß ihn laufen, fliegen, werben,
Er sei so prachtvoll nicht umsonst.

Ein Wasserwürmchen lag im Moore,
Vom Himmel träumend, fußlos, blind.
Da wächst ihm Fuß und Aug'; am Rohre
Ersteigt es Lüfte warm und lind.

Von Sommerglut getrocknet springen
Die Gliederschalen; blaue Höh'n
Erstrebt's auf zart gewob'nen Schwingen
Und summt: Wie schön, wie wunderschön!

Nun ist's in seinen Himmelreichen;
Sein höchstes Glück — ein Tag umspannt's.
So gönn' ihm nun mit seinesgleichen
Den Elfenchor im Abendglanz.

Sei mitleidsvoll! Was wir erfuhren,
Das schläft im Stein, das webt im Baum,
Das zuckt in allen Creaturen
Als Dämmerlicht, als Fragetraum.

Sei mitleidsvoll! Du bist gewesen
Was todesbang vor dir entrinnt.
Sei mitleidsvoll! Du wirst verwesen
Und wieder werden, was sie sind.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust!

Gebet.

„Du, der du weißt, ein bloßer Wunsch bewiege
Kein Sonnenstäubchen, daß es anders fliege
Als nach Gesetz es fliegen, fallen muß,
Du hättest doch für Gott noch Spruch und Gruß?

Es heißt beleidigend verdächtigen
Mit deinem Wunsche den Allmächtigen,
Mit deinem Wahn, er könne übertreten
Für dich ein Weltgesetz. Du darfst nicht beten.“

Wohl weiß ich's, nur der Traum der Menschen-
ohnmacht
Stellt über das Gesetz Gesetzeshohnmacht.
Nur Allgehorsam ist die wahre Allmacht
Weil Wunderwillkür sie zum leeren Schall macht.

Allmälig lenken Wissenschaft und Kunst
Auch die Natur; doch sich besondre Gunst
Entgegen ihrer Kräftebahn erflehen,
Das heißt dem reifen Mann die Gottheit
schmähen.

Und dennoch hab' auch Ich im Kampf des
Lebens
Gebetet, — selten, doch auch nie vergebens;
Denn wohl gefruchtet hat die Andachtsaat
Auch wenn versagt blieb, was ich mir erbat.

Denn erst gewahrend, was mir nicht vergönne
Mein Gott, erfuhr ich, was ich solle, könne,
Und ward mir Heißerstrebtes nicht zu Theil, —
Bald zeigt' es sich versagt zu meinem Heil.

Zwar bat ich nie, daß mir zum Huldgeschenke
Ein Zauber ab- den Lauf der Dinge lenke,
Noch daß mir straflos blieben Schuld und Wahn,
Nachdem ich irrgegangen, fehlgethan.

Doch großes Werk und wichtige Entschlüsse
Begann ich stets mit Fragen, was ich müsse
Als Erdenkind und Knecht des Urgeheimen,
Aus dem die Welt und alle Wesen keimen.

Und hatte dann bei tiefster Andachtstille
Ein Ja geflüstert sein Erlösungswille,
Dann war auch schon mein stumm Gebet um
Stärke
Erhört: dann hatt' ich Muth und Kraft zum
Werke.

Vermessen schien und tollkühn mein Beginnen,
Die besten Freunde nannten mich von Sinnen, —
Ich blieb des Sieges in Geduld gewärtig:
„Er, der's befahl durch mich, er bringt's schon
fertig.“

In Herrscherpracht auf einem Wolkenthron,
Zur Rechten den verklärten Menschensohn,
Im Engelchor, umloht von Läutrungsfeuern
Erscheine Gott, die Erde zu erneuern;

Vielleicht schon ihr Geschlecht — das war die
Meinung
Der ersten Christen — schaue die Erscheinung
Und voll ersiegt für immer sei sogleich
Auf Erden dann das reine Gottesreich.

Mit solcher Hoffnung betete der Fromme
Der Sprüche tiefsten „Gottes Herrschaft komme“
Dem Meister nach, der nach der Jünger Zeugniß
Zum Volk durchaus nur sprach in Bild und
Gleichniß.

Sie selbst, die Söhne, Enkelsöhne starben,
Und immer bieb noch aus der Tag der
Garben.
Schon wuchs heran das Reich — sie merkten's
nicht
Und hofften weiter auf das Weltgericht.

Geschlechter um Geschlechter kamen, schwanden,
Das Gleichniß blieb noch immer unverstanden.
Noch anno Tausend ward von allem Volke
Der Herr erwartet auf der Feuerwolke.

Der Kirche gab man Hab und Gut zu eigen, —
Doch ruhig weiter zog im Jahresreigen
Der Erdenstern. Zum jüngsten Tag verschoben
War nun die Wiederkehr des Herrn von oben.

Die Bühne für den alten Glaubenstraum,
Der Himmel, ward uns längst zum Weltenraum
Und alle Hoffnung ist uns ernst verwehrt,
Daß je der Herr von oben wiederkehrt.

Wer aber ist so blind, um nicht hienieden,
So wild der Kampf, so fern vom Gottesfrieden
Auch wir noch sind, zu seh'n die hellen Zeichen
Von seiner Wiederkehr in allen Reichen?

Zwar düngt der Bosheit unerlöste Wuth
Noch oft genug die Flur mit Menschenblut;
Doch sprich, wer hofft' auch nur vor fünfzig Jahren
Den Liebesbund der rothbekreuzten Bahren?

Noch wuchert üppigst Niederträchtigkeit;
Doch wiegt es nichts, daß der Gerechtigkeit
Den Riesenarm wir mit dem Blitze rüsten,
Zu fah'n den Frevler an den fernsten Küsten?

Noch liegt die Burg des Teufels nicht in Trümmern,
Noch braut ihr Geistesgift zum Hirnverkümmern
Betriebsam fort die babylonische Buhle —
Doch brauchst du heut zu fragen nach der Schule?

In welche Stadt du kommst als fremder Gast,
Geradenwegs zum neuesten Palast
Begib dich hin: da wird für Siegeskronen
Die Stirn gemodelt unsern Epigonen.

Das große Gleichniß, dächt' ich, sei nun endlich
Doch klar genug selbst schwachem Sinn verständlich,
Um ohne Wunderwunsch und ohne Bangen
Erfüllt zu hoffen, was schon angefangen.

Zum Gottesreich die Fundamente liegen
Gesichert fest, dem Grunde schon entstiegen,
Und nicht von Hochmuth sind wir eingenommen,
Wenn froh wir sagen: ja, es ist im Kommen.

Zur Krönung aber ist so himmelweit
Der Weg, so hart und siegesschwer der Streit,
Daß auch der Held, damit es komme, gern
Sich spornt die Thatkraft mit dem Spruch des Herrn.

Hymne.

Wolken, haltet ihr verschleiert
Einen, der mein Herz versteht?
Sterne droben, vielgefeiert,
Hört auf euch wer mein Gebet?

Großer Feuerkönig Sonne,
Pulst in Dir ein Weltenherz?
Wirkst du liebend meine Wonne?
Theilst du fühlend meinen Schmerz?

Ach, genug von sich zu lernen
Gab allmälig die Natur!
Höhnisch klingt von Wolken, Sternen
Nieder Eine Antwort nur:

„Unser Weben, Wallen, Ballen,
Unsern Chaosglutensturm
Kümmert nichts dein Träumen, Lallen,
Nichts dein Schicksal, Erdenwurm.

Hoffe, wünsche, winsle Bittchen, —
Kannst du steuern den Orkan?
Nicht um eines Käfers Schrittchen
Beugt dein Wahnbild unsre Bahn."

Menschenseele, unverloren
Trotzt in Dir dem Weltenspott
Unzerstörbar eingeboren,
Letzten Sieges sicher Gott.

Ob im Sonnenfeuerpfuhle
Wild das Chaos weiter gährt,
Ordne deinen Stern zur Schule
Die den Gott erzieht, verklärt.

Nicht errechten, nur erfechten
Kannst du Dem in stetem Streit
Mit des Neides finstern Mächten
Seine Erdenherrlichkeit.

Ihn, getrost und ohne Säumniß
Wacker kämpfend, lebe dar;
Dir dann ist vom Weltgeheimniß
Weit das Beste offenbar.

Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Loszuringen, Fleisch und Bein;
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Neid und Noth befrei'n.

(Aus den „Andachten".)



25. Josef Victor von Scheffel.

Geb. den 26. Februar 1826 zu Karlsruhe.

Motto: Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus.

Nun schau' ich aus solidem Schwabenalter
Auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung
Und reiche lächelnd meinen Liederpsalter
Den Zechern allen, die im Herzen jung.
Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen
Und wem manch Lied schier allzuburstig däucht,
Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
Der Genius Loci Heidelbergs ist feucht!

Urtheile über Scheffel.

Emil Kneschke: Gewiß ist Scheffel ein hochbegabter, durchaus origineller Dichter, ausgezeichnet durch einen köstlichen Humor (den wir die poetische Blüte des deutschen studentischen Humors nennen möchten) und er hat in unsere Lyrik ein neues, eigenes Element getragen. Aber er ist auch einer der vom Glück stets am begünstigst gewesenen unserer zeitgenössischen Poeten; die Nation hat sozusagen immer eine Art Schwäche für ihn gehabt.

Heinr. Kurz: Verdient ein Roman die Bezeichnung „culturhistorisch“, so ist es dieser (Ekkehard), aber die culturhistorischen Momente sind mit solcher Kunst in die Darstellung der Begebenheiten oder so geschickt in die Charakteristik der Personen verflochten, daß die Absichtlichkeit derselben vollständig verschwindet..

Lieder.

Aus „Gaudeamus".

Altassyrisch.

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da trank ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag.

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da sprach der Wirth: „Halt' an!
Der trinkt von meinem Dattelsaft
Mehr als er zahlen kann."

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da bracht' der Kellner Schaar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein
Dem Gast die Rechnung dar.

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da sprach der Gast: „O weh!
Mein baares Geld ging Alles drauf
Im Lamm zu Niniveh!"

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da schlug die Uhr halb vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland
Den Fremden vor die Thür.

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar, was er verzehrt.

Pumpus von Perusia.

Feucht hing die Sonne. Des Novembers Schauer ging
Mit leisem Frösteln durch das Land Hetruria.
Ein mildes Kopfweh, erst der jüngsten Nacht entstammt,
Durchsäuselte die Luft mit mattem Flügelschlag
Und ein Gefühl von Armuth lag auf Berg und Thal.
Der heilige Oelbaum, dem das letzte gelbe Blatt
Der Wind verweht, reckt traurig seine Aeste aus,
So kahl und öd, als fehl' ihm das Nothwendigste.
Verdächtig selbst das Straßenpflaster. Blödem Aug'
Schien des Basaltes urgebirgig fester Stoff
Verwandelt heut in sehr poröses Tropfgestein,
Und Alles — Alles — Alles sah durchlöchert aus.

So war der Tag, da in der ersten Frühestund
Ein müder Held aus Populonia's Thoren zog.
Vergeblich warf von dem kyklopischen Mauerwall
Der Wächter einen trinkgeldhoffnungvollen Blick
Er hielt ihn aus — und schaute starr — und gab ihm Nichts.
Dort wo der Weg sich einbiegt gegen Suessulae
Und eines Priesters kegelthurmgeziertes Grab
Trübtraurig seinen Schatten wirft in's Blachgefild,
Dort hielt er still — und stieß den Speer in's Riedgras ein
Und suchte lang in seiner Chlamys Faltenwurf,
Und suchte wieder — suchte auch zum drittenmal
Und fand nicht, was er suchte . . .
O wer kennt den Schmerz,
Der auf sich bäumt im biederen Etruskerherz,
Wenn Alles — Alles — Alles auf die Neige ging
Und nur der Graus des Leeren in der Tasche wohnt,
Wo der Sesterz sonst fröhlich beim Denar erklang! . . .

Den Helm abnehmend von dem schwerbedrückten Haupt,
Fuhr mit der Rechten langsam er zur Stirn empor.
Gen Populonia rückwärts flog sein feuchter Blick
Und blaue Blitze leuchteten im Heldenaug'.

„O Wirthshaus zur Chimära!" sprach er wehmuthvoll,
„Ist das das Ende? Winkte das der Vögelflug,
Der vor drei Tagen krächzend mir zur Linken strich?
Sprach das des Stieres räthselvolles Eingeweid'?

O Wirthshaus zur Chimära! was ist lieblicher
Als einzuzieh'n, ein Gastfreund, in dein Gastgemach?
Verständig waltet dort ein vielgeübter Wirth,
Und edle Helden sitzen um den kühlen Trank,
Den von dem Berg herabgesendet Dimeros.
Weisheit entströmt bedachtsam zechender Männer Mund,
Zumal an jenem obern, linnenweißen Tisch,
Wo Tegulinums Augur, später Mitternacht
Trotz bietend, ausharrt, einer ehernen Säule gleich,
Und sternenkundig vorsingt in dem Rundgesang.
O Wirthshaus zur Chimära! doch sag' an, wohin,
Wohin verschwindet . . . . . ha! was spricht mein Mund es aus,
Das dreimal gottverfluchte Wort, von dem allein
Des Tuskers Schicksal abhängt, ha, das baare Geld?!
O Fufluns, Fufluns! unheilvoller Bacchus du!
's ist alles fort und hin und hin und fort . . . . . hahumm!

. . . Doch eine That, ich schwör's, sei itzt von mir gethan,
Wie sie die blöde Welt sich nicht im Traume träumt,
Gräßlich und kalt . . . mein Name soll zur Nachwelt noch
Durch diese That sich überpflanzen, schreckenvoll;
So wahr ich hier an diesem Priestergrabe steh',
Ich — Pumpus von Perusia, der Etruskerfürst . . ."

Er sprach's und ging. Unheimlich fiel ein Sonnenstrahl
Auf Speer nnd Helm. Fahl leuchtet's im Cypressenwald,
Dumpf braust ein Windstoß, grabtief, fernem Seufzen gleich.
Die Welt war damals harmlos noch. Man kannte nicht
Des bürgerlichen Rechtes vielverschlung'nen Pfad,
Und selbst der Greis im Silberbart, er wußte nicht
Die Antwort auf die Frage, was ein Darleh'n sei.
Doch jenen Tages ward im Wald bei Suessulae
Zum erstenmal, seit daß die Welt geschaffen stand,
Ein Held von einem andern Helden — angepumpt!
Das ist der Sang vom Pumpus von Perusia!

Der Enderle von Ketsch.*)

Chorus:

Jetzt weicht, jetzt flieht! Jetzt weicht, jetzt flieht
Mit Zittern und Zähnegefletsch:
Jetzt weicht, jetzt flieht! Wir singen das Lied
Vom Enderle von Ketsch!

Solo:

Ott' Heinrich, der Pfalzgraf bei Rheine,
Der sprach eines Morgens: „Rem blemm!
Ich pfeif' auf die saueren Weine
Ich geh' nach Jerusalem!

„Viel schöner und lilienweißer
Schau'n dort die Jungfrauen drein:
O Kanzler, o Mückenhäuser,
Fünftausend Ducaten pack' ein!"

Und als sie lagen vor Joppen,
Da faltet der Kanzler die Händ:
„Jetzt langt's noch zu einem Schoppen
Dann sind die Ducaten zu End!"

Ott' Heinrich der Pfalzgraf sprach munter:
„Rem blemm! Was ficht uns das an?
Wir fahren nach Cyprus hinunter
Und pumpen die Königin an."

. . . Schon tanzte die alte Galeere
Vor Cyprus in funkelnder Nacht,
Da hub sich ein Sturm auf dem Meere
Und rollender Donner erkracht.

Umzuckt von gespenstigem Glaste
Ein schwarzes Schiff braust vorbei,

---

*) In der Beschreibung der Pfalz von Merian (1645) wird bei Erwähnung des Dorfes Ketsch erzählt:
„Pfalzgraf Otto Heinrich, nachmals Kurfürst, fuhr umb das Jahr 1530 ins gelobte Land nach Jerusalem. In seiner zurük Reyse kam er über die Offenbahre See herauß, da jhme dann ein Schiff, nach Nordwegen zu, begegnete, darinn diß Geschrei gehört wurde:
„Weichet, weichet, der dick Enderlein von Ketsch kompt!"
„Der Pfalzgraf, und sein Kammermeister Mückenhäuser, kennten den gottlosen Schuldtheiß allhie zu Ketsch unnd auch den Orth wol. Daher als heimbkamen sie nach dem dicken Enderle, und umb die Zeit seines todts, gefragt und vermerkt haben, daß es mit der Zeit uberein gestimmt, da sie das Geschrey auf dem Meer gehört hatten; wie Weyland ein Professor zu Heidelberg in seinen Schrifften auffgezeichneten hinterlassen hat."

Hemdärmlich ein Geist steht am Maste
Und furchtbar gellet sein Schrei:

Chorus:

„Jetzt weicht, jetzt flieht! Jetzt weicht, jetzt flieht
Mit Zittern und Zähnegefletsch:
Jetzt weicht, jetzt flieht! im Sturm herzieht
Der Enderle von Ketsch!"

Solo:

Der Donner klang leise und leiser
Und glatt wie Oel lag die See,
Dem tapferen Mückenhäuser,
Dem Kanzler, war's wind und weh.

Der Pfalzgraf stund an dem Steuer
Und schaut in die Wogen hinaus:

„Rem blemm! 's ist nimmer geheuer,
O Cyprus, wir müssen nach Haus!

„Gott sei meiner Seele gnädig,
Ich bin ein gewitzigter Mann:
Zurück, zurück nach Venedig!
Wir pumpen Niemand mehr an.

„Und Wer bei den Türken und Heiden
Sein Geld wie ich verschlampampt,
Der verzieh sich geräuschlos bei Zeiten,
Es klingt doch höllenverdammt:

Chorus:

„Jetzt weicht, jetzt flieht! Jetzt weicht, jetzt flieht
Mit Zittern und Zähnegefletsch:
Jetzt weicht, jetzt flieht! Im Sturm herzieht
Der Enderle von Ketsch!"

Aus den „Liedern vom Rodenstein".

Der Willekumm.

Und als der Herr von Rodenstein
Zum Frankenstein sich wandte,
Empfing er seinen Ehrenwein,
So wie es Brauch im Lande.
In Beerbach vor dem Rathhaus bracht'
Der Zentgraf mit den Bauern
Den Kauzenkrug. Der Alte lacht':
„Nur her mit Euerm Sauern!
Ihr Mannen, macht das Armbein krumm,
Der Willekumm gaht um, gaht um,
Holliro, das Bauernkäuzlein
Gaht um, gaht um!"

Als er von dort sich durchgezerrt
Zur Frankensteiner Linde,
Stand Weg und Durchpaß dicht gesperrt
Vom jungen Burggesinde:
Ein Reiterstiefel lebensgroß
Von Thon, ein fein bemalter,
Ward ihm gefüllt credenzt auf's Roß
Und Alles sang den Psalter:
„Ihr Mannen, macht das Armbein krumm,
Der Willekumm gaht um, gaht um,
Holliro, der große Stiefel
Gaht um, gaht um!"

Im Burghof grüßt' ein zweiter Schwarm
Ihn mit Karthaunenzündung,
Da schwang der Burgherr selbst im Arm
Des zweiten Stiefels Ründung.
Des Schloßbergs Feinsten goß man ein,
Und würdig sprach der Ritter:

„Herr Nachbar, nit auf eynem Bein!
Der hier schmeckt auch nicht bitter.
Ihr Mannen, macht das Armbein krumm,
Der Willekumm gaht um, gaht um,
Holliro, der große Stiefel
Gaht um, gaht um!"

Der Rodenstein trank aus und rief:
„Gott segne Deine Nase!
Die meine bog sich beinah schief
Von solchem Strom im Glase.
Jetzt wöll'n wir in dem Rittersaal
Ausruh'n vom ersten Tosen;
Mir ahnt, dort füllt Dein Eh'gemahl
Das Trinkhorn Carls des Großen.
Und nochmals heißt's: das Armbein krumm,
Der Willekumm gaht um, gaht um,
Holliro, des Kaisers Hörnlein
Gaht um, gaht um!"

. . . Beim Abschied andern Morgens war
Ein Nebel weit und breite,
Da bracht' man ihm das Stammbuch dar
Zum Eintrag, eh' er scheide.
Und zittrig schrieb er: „Kund soll sein,
Daß ich hie eingeritten,
Und lob' das Haus zum Frankenstein
Als Haus von guten Sitten:
Der Willkumm hat mir so gemund't,
Daß ich das Bett nicht finden kunnt',
Holliro, nicht nur der Stiefel,
's ging Alles um!"

Aus „Frau Aventiure".

. . . nobile illud castrum Wartberc . . .
Chronic. Erphordiens.

Wartburg-Heimweh.

Wo ich streife, wo ich jage
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Sinne trage,
Wartburg, deiner Schönheit Bild.
In des Forsts umlaubtem Grunde,
In der Thalschlucht dunklem Graus
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde
Sich nach Dir, mein „Herz-ruh-aus"!

Hei, nun ist der Grath erstiegen,
Der sich hub als Scheidewand.
Und ich seh' dein Banner fliegen
Fern um schmalen Felsenrand . .

Gleich erregten Meereswogen
Sträubt sich Berg an Berg empor,
Deiner Mauern lichter Bogen
Ragt als Leuchtthurm drüber vor.

Und ich kenn' aus luft'ger Ferne
Jedes Stück des stolzen Bau's,
Bergfrid, Zwinger und Cisterne,
Palas, Thor und Ritterhaus:
Und ich grüß' die kleine Lücke
In des Thurmes hoher Wand.
Wo ich mir und meinem Glücke
Eine zweite Heimat fand.

Wartburg-Dämmerung.

Die Sonne ist verglommen
Und Dämmrung wandelt sacht,
Willkommen, Gottwillkommen
O Burg auf hoher Wacht:
Gleich Einem, dem im Dunkeln
Der Freundin Auge winkt
Hat mir ein spätes Funkeln
Vom Thurm noch zugeblinkt.

Denn wie der Tag erstehend
Mit erstem Strahl dich grüßt,
Hat er, zur Rüste gehend,
Zuletzt noch dich geküßt.
Noch schmiegt sich warm ein Glühen
Um deiner Felsen Moos,
Als riss' es nur mit Mühen
Und Schmerz von dir sich los.

Dich liebt das Licht. Es webet
Goldfäden in dein Kleid,
Und jeden Stein umschwebet
Ein Hauch von Heiterkeit:
Drum hebt das Herz sich freier,
Der Sinn wird frisch und rein,
Dunstnebels blasser Schleier
Hüllt nur die Niedrung ein.

Und was am Niedern kleblich,
Verthörung, Haß und Wahn,
Das kreucht und keucht vergeblich
Zu deinen Höh'n hinan.
Zu Gottes klaren Sternen
Hebst du das Haupt empor,
Aus lichten Himmelsfernen
Hörst du der Engel Chor.

Wartburg-Abschied.

Schon jagt der Winterwind im Land
Das Laub von Busch und Bäumen,
Schneeweiß erblinkt der Höhen Rand . .
O Burg, ich muß dich räumen!
Im blauen Banner sah ich gern
Den streifigen Leuen glasten,
Wohl dem, der bei des Leuen Herrn
Als Fahrender darf gasten!

„Der Landgraf ist so hochgemuth,
Daß er mit stolzen Helden
Was er an Schätzen hat, verthut,
Und solcher Sinn ist selten.
Fährt Zug um Zug zum Hofe ein
Und droht ihn aufzuzehren:
Er klagt noch, daß zu wenig sei'n
Die seines Gutes gehren.

„Bei ihm zerrinnt die schlimme Zeit
Mit Stechen und Tjostiren,
Mit Ritterspiel und Hövischheit,
Foresten und Turnieren;
Das beste Roß verschenkt sein Mund
Als ob's ein Lamm nur wäre,
Und gält ein Weinfaß tausend Pfund
Stünd' doch kein Becher leere."

So lebt, o Herr, im Liede schon
Dein Lob und Anerkenntniß,
Und uns erquickt als bester Lohn
Ein freies Kunstverständniß.
Dir hat Frau Aventiuren Kuß
Die Jünglingstirn geadelt,
Hoch ehrt Dein Lob, doch danken muß
Auch der, den Du getadelt.

Du hältst in kundig sichrer Faust
Die ächte Wünschelruthe,
Wo sie sich rührt, quillt und entbraust
Ein Strom von geistigem Gute.

Kraft, die sich zag nicht selbst vertraut,
Weckst du zu keckem Schaffen
Und rüttelst von der Bärenhaut
Die Trägen und die Schlaffen.

Und ziemt ein Wunsch, so sei es der:
Ueb' Maß in Deinen Milden,
Es singt und fiedelt auch ein Heer
Von Stegreifvolk und Wilden.
Setz einen Key als Seneschal
Zur Scheuche der Scherwenzer,
Und sondre kunstgenügen Schall
Vom Dudeln der Schnarenzer.

Nun schirme Gott, Du werther Mann,
Dein sinniges Gebahren!
Mein Dichten bleibt Dir unterthan,
Wohin ich auch mag fahren.
Magnetisch macht ein Druck der Hand
Der Lieder Knospen sprossen . .
Bei Sold und Gold und Prunkgewand
Gedeih'n sie nur verdrossen.

Wann werd' ich an die Säulenzier
Des Burghofs wiederum lehnen?
Das Thor knarrt auf . . . schon bläst man mir . . .
Mein Aug' füllt sich mit Thränen.
Der besten Nachtigallen Schlag
Und Herzen sonder Tücke,
Und aller Freuden Ostertag
Laß ich mit Scherz zurücke.

Aus dem „Trompeter von Säkkingen".

Aus den „Liedern jung Werners".

I.

Als ich zum erstenmal dich sah,
Verstummten meine Worte,
Es löste all' mein Denken sich
In schwellende Accorde.

Drum steh' ich arm Trompeterlein
Musicirend auf dem Rasen,
Kann dir nicht sagen, was ich will,
Kann meine Lieb' nur blasen.

IV.

Am Ufer blies ich ein lustig Stück,
Wie klang die alte Trompete
Hell in den Sturm, der das Getön
Zum Herrenschloß verwehte!

Die Wasserfrau im tiefen Grund
Hört Sturm und Töne rauschen,
Sie steigt herauf, neugierig will
Die Klänge sie erlauschen.

Und als sie wieder hinabgetaucht,
Erzählt sie den Fischen mit Lachen:
„O Rheineskinder, man erlebt
Doch sonderbarliche Sachen:

Sitzt oben Einer im Regensturm;
Was glaubt Ihr, daß er triebe?
— Bläst immerzu dasselbe Lied,
Das Lied von seiner Liebe."

VII.

Wo an der Brück' die Woge schäumt,
Da schwamm die Frau Forelle,
Sie schwamm zum Vetter Lachs hinab:
„Wie geht's Euch, Stromgeselle?"

„'s geht gut," sprach der, „doch denk' ich g'rad:
Wenn nur das Donnerwetter
Erschlüg' den Musikanten, den
Gelbschnäbligen Trompeter!

Den ganzen Tag am Ufer geht
Der junge Herr spazieren;
Rheinab, Rheinauf hört nimmer auf
Sein leidig Musiciren."

Lächelnd die Frau Forelle sagt:
„Herr Vetter, Ihr seid grobe!
Erlaubt, daß ich im Gegentheil
Den Herrn Trompeter lobe:

Wär' Euch, wie dem, in Lieb' geneigt
Die schöne Margaretha,
Ihr lerntet in alten Tagen noch
Höchstselber die Trompeta!"

XII.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.

In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein:
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein! —

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu dir hinan.
In deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke dir mein junges Leben weih'n:
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein! —

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich dein!
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Aus den „Liedern des Katers Hiddigeigei“.

I.

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst in's Breite,
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein Jeder selbst sich heute.

Drum der Dichtung leichte Schwingen
Strebt' auch ich mir anzueignen;
Wer wagt's, den Beruf zum Singen
Einem Kater abzuleugnen?

Und es kommt mich minder theuer,
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der Andern matt Geleier
Fein in Goldschnitt einzukaufen.

V.

Auch Hiddigeigei hat einstmals geschwärmt
Für das Wahre und Gute und Schöne,
Auch Hiddigeigei hat einst sich gehärmt
Und geweint manch' sehnsüchtige Thräne.

Auch Hiddigeigei ist einstmals erglüht
Für die schönste der Katzenfrauen,
Es klang wie des Troubadours Minnelied
Begeistert sein nächtlich Miauen.

Auch Hiddigeigei hat muthige Streich'
Vollführt einst, wie Roland im Rasen,
Es schlugen die Menschen das Fell ihm weich,
Sie träuften ihm Pech in die Nasen.

Auch Hiddigeigei hat spät erst erkannt,
Daß die Liebste ihn schändlich betrogen,
Daß mit einem ganz erbärmlichen Fant
Sie verbotenen Umgang gepflogen.

Da ward Hiddigeigei entsetzlich belehrt,
Da ließ er das Schwärmen und Schmachten,
Da ward er trotzig in sich gekehrt,
Da lernt' er die Welt verachten.

Aus den „Liedern Margarethas“.

II.

Ach nun sind es schon zwei Tage,
Daß ich ihn zuerst geküßt,
Und seit jener bösen Stunde
Alles wie verzaubert ist.

Meine Stube, drin so zierlich
Und so nett ich einst gehaust,
Steht in wirrem Durcheinander,
Daß mir vor mir selber graust.

Meine Rosen, meine Nelken
Schauen welk und traurig drein,
Ach, ich glaub', ich goß seit gestern
Statt mit Wasser sie mit Wein.

Meine gute weiße Taube
Hat kein Futter, hat kein Brod,
Und der brave Distelfink liegt
In dem Käfig schon halbtodt.

Und mit blau und rother Wolle
Ist am weißen Netz gestrickt,
Und mit weißem Garn ist in die
Bunte Stickerei gestickt.

Und wo sind die schönen Bücher,
Parcival und Theuerdank?
Glaub' beinah', ich warf die guten
Sänger in den Küchenschrank,

Und die Küchenteller stehen
Auf dem schmucken Bücherpult,
— Ach an all' dem großen Unglück
Ist die Lieb', die Liebe schuld!

III.

Jetzt ist er hinaus in die weite Welt,
Hat keinen Abschied genommen,
Du frischer Spielmann in Wald und Feld,
Du Sonne, die meinen Tag erhellt,
Wann wirst du mir wieder kommen?

Kaum daß ich ihm recht in die Augen geschaut,
So ist der Traum schon beendet,
O Liebe, was führst du die Menschen zusamm',
O Liebe, was schürst du die süße Fla
Wenn so bald und traurig sich's wen

Wo zieht er hin? Die Welt ist so gro
Hat der Tücken so viel und Gefahren,
Er wird wohl gar in das Welschland
Und die Frauen sind dort so falsc
schön!
O mög' ihn der Himmel bewahren.

Aus den „Bergpsalmen".

Aus dem Psalm: „Sonnenschein".

Beschuhe den Fuß, Falkenschluchtklausner!
Entheb' Dich der Zelle,
Die Sonne lacht helle.
Nach Nebelgewog, nach unendlichem Grau
Steht der Himmel gebadet im Maimorgenthau
Und leuchtet verjüngt in erquickendem Blau.
Auf und hinaus in's sonnige Licht,
Ueber moosumsponnenes Trümmergefels,
Wo jenseit zahllos erdunkelnder Stämme
Fernwogend durchschimmert der Fluten Grün —
Zum See laß uns zieh'n!

. . . .

Sei gegrüßt mir, einsamer Abersee!
Spärlich umwohnter, spärlich befahr'ner,
Hochwaldumkrönter, in düsterem Rhein
Der Tannen düster Gewipfel erspiegelnd,
Sei gegrüßt mir, See, ich fühle mit Dir,
Wie die Flut jungfräulich sich sträubend erbebt,
Daß ein fremder Mann
Sie dienstbar sich macht aus beherrschendem
Kahn.
Noch sind wir Menschen Dir seltene Gäste,
Noch kennt uns kaum Deiner Wälder Gewild
Und weil es uns nicht kennt,
Scheut es uns nicht.
Brütend sitzt in des Felsenufers Spalt
Die Taucherente,
Bleibt unbeirrt sitzen und flattert nicht auf,
Kaum dreht sie den dummen beschopften Kopf
Vornehm nach dem Schiffer.

Sing' Deinen Lobsang, Falkenschluchtkla
Rudre und sing' ihn, daß laut er ersch
Daß er den Unsichtbaren gefalle,
Die den See umschweben als Geister de
Ungewohnt menschlicher Stimme.
Hosianna! Dank sei dem Herrn!
Ihm, der mich reicher und mächtiger hie
Als drunten, gehüllt in den Goldbrokat
Von schlepptragunwilligen Dienern umsch
Gedrückt von des Hirtenamts Sorgen.

. . . .

Schreit' ich hier nicht, in des Allm
Schirm,
Ein König, ein hoher Priester zugleich,
Durch des Uferwalds nächtiges Dunkel
Trink' ich hier nicht in vollerem, reiner
Der Sonne Goldstrahl, des Himmels
Der Tannen balsamischen Harzduft?
Und wächst die Seele nicht mächtig he
Fühl' ich nicht, wie im einsamen Zw
mit Gott

Sie täglich erstarkt,
Wie sie in des werdenden Schmet
Weise
Mit Flügelzucken ahnend und leise
An die Wände der Körperumpuppung
Fragend: „Heia, wann schweb' ich emp
Ein verjüngt Geschöpf,
Empor in den Aether, entgegen dem L
Frei und rein? . . ."

Aus „Ekkehard".

Nordmännerlied.

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen;
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb' rinnen die heiligen Quellen;
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blitzt die Axt, dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsre Sterne —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig' auf aus nächtiger Ferne.

Steig' auf und empfah' unser reisig Gesch
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträume

Rud. v. Gottschall: Was allen diesen „Aventiuren“ einen besonderen Reiz verleiht: das sind die nach Scheffels Vorgang in die erzählenden Verse eingereihten Lieder, welche dem Dichter unter den modernen Lieder- und Minnesängern einen bevorzugten Platz einräumen; sie sind so anmuthig, stimmungsvoll und oft von so frischem, wir möchten sagen gesangfreudigem Humor beseelt, daß sie durchweg wie lyrisches Berg- und Quellwasser erquicken.

Lieder.

Aus dem „Rattenfänger von Hameln“.

Die Schuhe geflickt und der Beutel gespickt,
Grüß' Gott, du wirthliches Dach!
Fahrt wohl, ihr Brüder, die ihr mir nickt,
Und saget nichts Böses mir nach;
Schweigt stille, ihr Mädel, von Abschied und Trauer,
Ich blase die Feder wohl über die Mauer,
Und fliegt sie grad' oder schräg,
So geht mein Weg.

Sie steckten an's Wamms mir den duftigen Strauß
Und schenkten mir noch einmal ein,
Dann wandert' ich fürbaß zum Thore hinaus
Und war in der Fremde allein.
Zurück nach den Thürmen noch blickt' ich vom Stege,
Da riefen die Vögel aus Busch und Gehege:
Fahr' weiter, Gesell, fahr' zu!
Was säumest du?

Zog über die Heide und über das Moor,
Da wehte der Wind so kalt,
Da sang es im Schilfe, da pfiff es im Rohr,
Und dann in den düsteren Wald.
Da gingen die Bäume die Winke die Wanke,
Die Brausen die Brasseln, die Klinke die Klanke,
Da schäumte und rauschte der Bach:
Mir nach! mir nach!

Nun kam ich zur klappernden Mühle in Gang
Und dachte: da kehrest du ein
Und legst dein Bündel still unter die Bank
Und grüßest mit Glück herein!
Den Mühlenstein sollst auf's Wasser du schlagen,
Trägt's den, so wird es dich auch wohl tragen;
Das Mühlrad ging immer rundum:
Kehr' um! kehr' um!

Ich habe durchfahren das weite Land,
Durchfahren dahin, daher,
Und was allerwegen vom Glück ich fand,
Davon ist das Ränzel nicht schwer,
Die Blumen am Wege, am Himmel die Sterne,
Die Einen verwelkt, die Andern so ferne,
Mein Herz, in der Welt allein,
Wer denkt noch dein?

Im Dorfe blüht die Linde
Und duftet weit und breit,
Die kleinen Vöglein singen
In lauter Fröhlichkeit,
Es spannt sich das vielgrüne Dach
Als ihr Gezelt und Wohngemach.

Vergangen und vergessen
Ist nun des Winters Weh,
Es steh'n in lichtem Scheine
Die Blumen und der Klee,
Und auf dem Anger steckt ein Kreis
Zu Ridewanz und Heijerleis.

Nun fidelt auf, Herr Spielmann!
Ein nagelneues Stück,
Drei Schritte geht es vorwärts
Und einen Sprung zurück,
Es lockt und schallet der Gesang
Wie König Davids Harfenklang.

Du rother Mund, nun lache!
Zum Reien geht's hinaus,
Setz' dir auf's Haar ein Kränzel
Und reiche mir den Strauß,
Dann sag' ich dir, ich weiß wohl was,
Macht's Wänglein roth und Aeuglein naß.

An meiner Thüre du blühender Zweig
Frühe beim Morgenrothe,
Bist mir ein lieblicher Fingerzeig,
Sehnender Freundin Bote.

Tausendmal segn' ich den flüchtigen Fuß,
Der mit schüchternem Wagen
Dich als thaufrischen, wonnigen Gruß
Mir auf die Schwelle getragen.

Weiß ich es doch, als hätt' ich's geseh'n,
Wer dich pflückte vom Strauche,
Wittre in deinem Dufte ein Weh'n
Von ihres Mundes Hauche.

Und ein sinniger, seliger Mann,
Pflanz' ich dich auf am Hute,
Sehen mag dich, wer sehen kann,
Sehen die Hochgemuthe.

Und wenn ich des Papstes Schlüssel trüg',
Und wenn mit des Kaisers Schwert ich schlüg',
Ich wüßt' eine Wundermäre;
Ich spräche wohl heilig mein Herzenslieb
Und schlüge zum Ritter den Tugenddieb,
Wenn ich und kein Andrer es wäre.

Komm, komm, viellieber Geselle mein,
Du wilder Falke, kehr' ein, kehr' ein!
Ich weiß einen Himmel auf Erden;
Und wenn du auch noch kein Ritter bist,
Und wenn auch dein Lieb keine Heilige ist,
Da können wir selig werden.

Rothhaarig ist mein Schätzelein,
Rothhaarig wie ein Fuchs,
Und Zähne hat's wie Helfenbein
Und Augen wie ein Luchs.

Und Wangen wie ein Rosenblatt
Und Lippen wie ein Kirsch,
Und wenn es ausgeschlafen hat,
So schreitet's wie ein Hirsch.

Im Köpfchen sitzt ihm ein Kobold,
Ein Grübchen in dem Kinn,
Ein Herzchen hat es klar wie Gold
Und kreuzfidelen Sinn.

Wie Silberglöcklein spricht's und lacht's,
Wie eine Lerche singt's,
Und tanzen kann's und Knixe macht's,
Und wie ein Heuschreck springt's.

Und lieben thut's mich, Zapperlot!
Das weiß, was Lieben heißt,
Und küßt es mich — Schockschwerenoth!
Ich denk' manchmal, es beißt.

Doch weiter kriegt ihr nichts heraus,
Und fragt ihr früh und spat,
Es kratzt mir sonst die Augen aus,
Wenn ich noch mehr verrath.

Heraus mit der Fiedel, den Bogen gewichst,
Und die rostige Kehle geschmiert!
Sieh' doch, wie das Mädel da zappelt und knixt
Und sich dreht und sich schämt und sich ziert.
Ei! Graukopf, du warst ja doch auch einmal jung
Und hattest ein Liebchen im Arm,
Nun bist du zu steif für den Siebensprung,
So geige und singe dich warm.

Und schneide mir kein so'n Holzapfelgesicht,
Es kann doch nicht jeglicher Wein
Wie Honig so süß und so klar wie das Licht
Und so süffig wie Buttermilch sein.
Der Saure macht lustig, allhup! wohl bekomm's!
Na, wenn er ein wenig auch kratzt,
Er hat so was Flinkes, was Glattes und Fromm's,
Von dem ist noch Keiner geplatzt.

Zum Kuckuk mit deinem Nachtwächtergeplärr!
Da kann ich's doch besser, du Narr,
Du sägest und schabst uns ein Ohrengezerr
Und näselst wie unser Herr Pfarr.
Mal her mit dem Zeug! jetzt, Mädel, paßt auf!
Und haltet die Röcke hübsch fest,
Den Rechten, den Linken, daran und darauf!
Nun springt wie der Has' aus dem Nest.

Nun? merkst du was, Alter? jetzt kriegst du wohl Muth?
Das flutscht doch ganz anders darein,
Bin selber ein Spielmann, das steckt mal im Blut,
Die Fiedel macht's doch nicht allein.
He! Lieselott, fülle das Krügel mir frisch,
Halt! nicht von dem Lustigen, Kind!
Das bin ich schon selber; da unter dem Tisch
Steht's Kännlein, — der wuchs unter'm Wind.

Durch die Welt mit Sang und Klang
Ziehen wir in Schaaren
Kreuz und quer auf guten Fang,
Fahrende Scholaren,
Wittern das Vergrab'ne gleich,
Wie den Fuchs die Meute,
Sind im ganzen Röm'schen Reich
Bestbeschrie'ne Leute.
Rillus Rallus
Prillus Prallus
Hier herein und da hinaus,
Schlagt dem Faß den Boden aus!

Weh! für uns im Rauche hängt
Nichts zu hoch beim Bauern,
Und wo sich ein Marder zwängt
Durch Stacket und Mauern,
Bohren wir uns auch durch's Fach
Tags und Nachts um zwölfe
Wie der Blitz durch's Scheunendach,
Hungrig wie die Wölfe.
Rillus Rallus
Prillus Prallus
Hier herein und da hinaus,
Schlagt dem Faß den Boden aus!

Zahn und Klinge sind gewetzt,
Ausgepicht die Kehlen,
Wo wir uns mal festgesetzt,
Fängt's bald an zu fehlen.
Erst das Huhn und dann das Ei,
Oder umgekehret,
Uns ist Alles einerlei,
Wie's der Herr bescheeret.
Rillus Rallus
Prillus Prallus
Hier herein und da hinaus,
Schlagt dem Faß den Boden aus!

Die in Seide, die in Flachs,
Hold sind uns die Dirnen,
Unsre Herzen sind von Wachs,
Ehern unsre Stirnen.
Statt daß wir am Rosenkranz
Paternoster plappern,
Springen wir im Ridewanz,
Und die Würfel klappern.
Rillus Rallus
Prillus Prallus
Hier herein und da hinaus,
Schlagt dem Faß den Boden aus!

Fürchten Tod und Teufel nit,
Wissen ihn zu bannen,
Fahrender Schüler Schritt und Tritt
Führt zu Krug und Kannen.
Wir sind geistlich, fromme Kind,
Arme, tumbe Knaben,
Wenn wir erst mal Bischof sind,
Woll'n wir's besser haben.
Rillus Rallus
Prillus Prallus
Hier herein und da hinaus,
Schlagt dem Faß den Boden aus!

Die Fahne der Einundsechziger.

Vor Dijon war's; — doch eh' ich's euch erzähle,
Knüpf' Einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — so! — nun euer Herz sich stähle:
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen
Bedrohte Garibaldi's bunte Schaar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Uebermacht schon Stand
Bei Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts schwankte schier die Waage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch, das zweite Corps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

In Dijon wußten wir den alten Recken
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit seinen fünfzigtausend Mann,
Den Flankenmarsch der Corps zu decken.
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und Nachmittags begann die Schlacht,
Die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
Wir also vor! und grade recht,
Mit Hurrah! nahmen wir die Hügel;
Dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen
Bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein,
Hier aber aus der Häuser Reih'n
Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die steile Schlucht
Gedeckt, nothdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie,
„Vorwärts! die fünfte Compagnie
Zum Sturm auf die Fabrik, und Keiner wanke!"

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.

Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sä't,
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet,
„Mir nach!" so ruft er und stürmt kühn voraus,
Doch aus dem unglücksel'gen Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend springt der Adjutant vom Pferde,
Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor, —
Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

Was fällt, das fällt! vorwärts! durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der Eine stürzt: „Versuch' es du!"
Doch auch der Andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte Keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus,
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!"
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und — kommt nicht wieder, alle blieben todt,
Uns bebt das Herz, Allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill'ge vor!" — Da blieb nicht Einer stehen,
Der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
Und sechs, die um das Loos gespielt,
Seh'n in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein Einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht' er nicht,
Und Keiner, Keiner seinen Thränen wehrte. —

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen todter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesammt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.



6. Wissenschaftlicher Aufschwung.



27. Jakob Ludwig Karl Grimm.

Geb. den 4. Januar 1785 zu Hanau; gest. den 20. September 1863 in Berlin

und

Wilhelm Karl Grimm.

Geb. den 24. Februar 1786 zu Hanau; gest. den 16. December 1859 in Berlin.

Motto: Nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.

Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine unverwüstliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leser darbieten, sondern auch, wie die durchdringende Einsicht gelehrt hat, einen großen und der Forschung unentbehrlichen Schatz des Alterthums in sich bewahren.

Und immer zusammenvereinigt, — denn, lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin thun, so müßte der andere gleich auffagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte.

(Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgeg. v. Herman Grimm u. Gustav Hinrichs.)

Aus der Jugendzeit der deutschen Alterthumskunde.

Aus Jakob's Selbstbiographie.

Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltner Bücher angefacht worden war. (Januar 1806.)

Aus dem Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm.

Was anders als das Starrwerden in dem Literarischen und das Abziehen von dem Lebendigen und mithin allein Richtigen kann sie vermögen, solch einen schlechten Roman wie den Pontus wieder abdrucken zu lassen, den ich mit aller Gewalt nicht wieder habe durchlesen können. Es liegt allerdings daran, daß man dem Volk, welches seine Bücher noch immer stark liest, und deren Unvergänglichkeit Du selbst erkennst, wieder Echtes und Poetisches wiedergibt, wie die Erschaffung eines Ergötzens, einer solch reinen Lust immer das Beste bleibt, was man thun kann. Gerad von oben, daß man sie nicht mehr druckt, werden sie entzogen, nicht daß sie nicht mehr gewollt würden, wie Volksfeste durch Dekrete abgeschafft sind, nicht aus Ueberdruß vom Volk selbst. (Wilhelm, 1809.)

Durch neue Ausgaben wird weder Bürger noch Bauer ergötzt, oder nur scheinbar, Gebildete nur unaufrichtig, frag' gescheidte Leute, die ich gar nicht anders haben möchte, ob ihnen nicht zehn Lieder von Goethe lieber sind, als die zehn besten aus dem Wunderhorn, und warum haben sie nicht Recht? Diese neuen Ausgaben sind also bestimmt nur für die, welche noch höher stehen oder zu stehen glauben, für die, welche die Poesie studiren und das Vergangene, wie das Gegenwärtige, ja über es schätzen. Die Minnelieder sind zum Theil ganz herrlich und vollkommen, aber Goethe noch Schiller mögen sie nicht. Ferner, das Ueberarbeiten, das Hineinarbeiten in diese Sachen wird mir ewig zuwider sein, darum weil es als Nothwendigkeit für die Zeit ein Irrthum und für das Studium der Poesie ein Aerger ist. (Jakob, 1809.)

Mit Hagen lebe ich noch aufs beste, er giebt und theilt, was er hat, recht liberal mit, was wir erwidern müssen, d. h. mit Büchern ꝛc. Gestern war er da und da haben wir vier [Arnim, Brentano, der Germanist Hagen und Wilhelm] einen merkwürdigen Streit gehabt. Ich redete von meiner Ansicht über die Entstehung des Nibelungenlieds, wie ich es in den Studien kurz, ja compendiarisch ausgeführt, da kam er mit seiner Meinung hervor, welche dies Resultat gibt, daß das Nibelungenlied eine Uebersetzung eines einzelnen Dichters, aus einem lateinischen Gedicht mit künstlerischer Absicht und Ueberlegung gedichtet sei. Arnim nahm natürlich meine Partie, und der Streit mußte damit aufhören, daß wir behaupteten, man fühle deutlich, wie in dem Nibelungenliede der Geist einer ganzen Nation, die Sprache nicht aber eines einzelnen Menschen, der nie mit solcher Allgewalt, in einem solchen Strom, der breit und rauschend die ganze Welt durchzieht, reden könne, Hagen aber dieses gänzlich leugnete. Brentano sprach stets dazwischen, ohne zu wissen, wovon eigentlich die Rede, gab jedem Recht und Unrecht, und eigentlich sei das Nibelungenlied Nachbildung des Homers. Merkwürdig ist mir Hagens Aeußerung darum, weil sie ihn charakterisirt; fleißig, ver-

ständig, im Einzelnen scharfsinnig, hat er doch keine Ansicht von der Art, mit welcher sich die Poesie geschichtlich äußert, oder von ihrem Leben. (Wilhelm, 1809.)

Urtheile über die Brüder Grimm.

Gustav Hinrichs (Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm 2c.): Die Vertraulichkeit, die unter so geistesverwandten Brüdern natürlich war, muß nothwendig den Reiz bedeutend erhöhen, welchen nachgelassene Briefe hervorragender Männer auf die Gebildeten unseres Volkes überhaupt ausüben. Diese Briefe aus der Jugendzeit eröffnen uns den Einblick in die reinen, fleckenlosen Seelen und schlichten, liebenswürdigen Charaktere zweier Männer von deutscher Art, auf deren Besitz unsere Nation stolz ist. Vor allem aber stellen diese Briefe die herrlichsten Beweisstücke für das Verhältniß inniger brüderlicher Liebe und geistigen Zusammenlebens dar, welches zwischen Jakob und Wilhelm Grimm seit ihrer frühesten Kindheit das ganze Leben hindurch obwaltete und welches einzig in der Geschichte bedeutender Männer dasteht. Im Interesse der Nachwelt ist es für eine gute Schickung zu erachten, daß dann und wann eine Trennung beider Brüder eintrat, die ja sonst immer zusammenwohnten; denn aus diesen Trennungszeiten, so schmerzlich sie von beiden empfunden wurden, ist für uns die Frucht dieser Briefe hervorgegangen. Mit dem rein menschlichen Interesse wetteifert der reiche Ertrag, welchen die Geschichte unserer deutschen Alterthumswissenschaft für die wichtige Epoche ihrer eigenen Werdezeit aus den Jugendbriefen zu ziehen vermag. Sind sie doch fast die einzige Quelle, aus welcher der älteste Aufschluß über das innerste Wesen ihrer Begründer entnommen werden muß. Wir sehen die Brüder zu Marburg noch ganz in juristische Studien vertieft und nebenbei bestrebt, sich auf dem Gebiet der schönen Künste und der verschiedenartigsten Zweige der Literatur einen Ueberblick zu verschaffen und ihr Urtheil zu bilden. Da lenkt Wilhelm Jakobs Blick Anfangs in einer scheinbar ganz zufälligen Bemerkung auf die alten deutschen Gedichte und Poesieen in Paris hin, und in ergreifender Weise geloben sich beide, in engster Verbrüderung wärend des ganzen Lebens sich der gemeinsamen Arbeit zu widmen.

Eine auferstehende Sache war die germanistische Bewegung der Gebrüder Grimm. Es ist interessant, aber ein Beweis, wie jede Entdeckung und Erfindung eigentlich einem großen Irrthum zu danken ist, einem Irrthum, der einen Columbus, welcher Indien suchte, auf Amerika wies, einem Berthold Schwarz, der Gold zu erzeugen dachte, das Schießpulver schenkte, es ist interessant, sage ich, wie beinahe zufällig die beiden Jünglinge den Schatz altdeutschen Lebens und altdeutscher Poesie fanden. Noch Studenten, kaum zwanzig Jahre alt, lagen sie in Marburg der Wissenschaft der Rechte ob, als dem älteren Bruder, Jakob, der eben sein letztes Universitätssemester anzutreten gedachte, von dem berühmten Juristen Friedrich Karl von Savigny ein ehrenvolles, für seine Jugend sehr ehrenvolles Anerbieten gemacht wurde: mit diesem, seinem Lehrer, nach Paris zu reisen, woselbst er ihn als Sekretär in einer wissenschaftlichen Arbeit zu unterstützen haben sollte. Jakob nahm diesen Ruf an und eigentlich ohne Lust und Liebe, mehr „der Noth, als dem eigenen Triebe“ gehorchend, reiste er nach dem „verwünschten Orte“ ab, für seinen Vorgesetzten zu kopiren und zu korrespondiren, und hier auf der berühmten Bibliothek, auf welcher Napoleon damals (1805) alle handschriftlichen Schätze zusammengehäuft hatte, hier in Paris wird er, beim Durchstöbern der juristischen Manuskripte, gelegentlich, so nebenbei, auf altdeutsche Sagen, Märchen,

Erzählungen, Verse aufmerksam, nachdem wohl in der Heimat schon ihn dergleichen alterthümliche Seltenheiten angeregt und sein Gemüth gefesselt hatten. Noch ist das Suchen und Forschen ziel- und planlos, oft mehr auf Kuriositäten als auf Werthvolles gerichtet! Wirr und kraus fliegen die Details in den zwischen Paris und Marburg (Wilhelm, der jüngere Bruder war als Student im Vaterlande zurückgeblieben) hin- und herwandernden Briefen durcheinander, nur schüchtern wagen sie sich aus der Hauptangelegenheit der Reise, aus den Erlebnissen in der französischen Weltstadt heraus zu äußern, neben manchem Richtigen und richtig Empfundenem laufen Irrthümer, unrichtige Vermuthungen mit unter; eine Grenze des Interesses gibt es für die Forschenden nicht . . . Bald jedoch setzt sich das Chaos: das Wollen schlägt begrenztere Wege ein, sein Ziel springt deutlicher in's Auge; das Können erkennt keine Kraft und Fähigkeit. Man beginnt die Juristerei als Brodstudium zu betrachten, die nur dazu dienen solle, der Haupt- und Lieblingsbeschäftigung eine sichere materielle Grundlage zu schaffen. Man wird sich über die Bedeutung der letzteren klar, bemerkt aber auch mit sicherem Blick, was den Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde noch fehle und wie dem abzuhelfen sei. „Was Bodmer früher angeregt hatte, reflektirt Wilhelm, war längst erstorben, dieses Gebiet konnte für ein eben entdecktes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten. Dazu kam die Zufriedenheit, die mit den ersten Versuchen verbunden zu sein pflegt, wo man die Schwierigkeiten noch nicht kennt und alles auf's Beste gemacht zu haben glaubt." Aber nun kommt zweiflerische Erkenntniß. „Es gehört zu einer bösen Nothwendigkeit unserer Zeit für uns", schreibt Jakob, der bedächtigere, ältere, „daß wir unsere meisten Arbeiten immer drucken lassen müssen, wenn sie eigentlich erst halbreif geworden sind. Dies fühlst Du so gut wie ich und es soll mir höchst angelegen sein, was wir künftig thun wollen, langsam und still fortzupflegen." So bescheiden und schön dies gefaßt ist, so hält man mit dem Schaffen doch nicht etwa zaghaft zurück; außer Recensionen in Zeitschriften folgen, theilweise in Opposition zu den zeitgenössischen Germanisten, die Ausgaben des „Hildebrandsliedes" und des „Weißenbrunner Gebetes" (1812), „der Eddalieder" und des „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue (1815) und der „Goldenen Schmiede" von Konrad von Würzburg (1816). Dabei gewinnen die Brüder Terrain und Bedeutung in den wissenschaftlichen Kreisen, ihre wohlbefestigte Stellung in diesen bezeugt sich in oft treffenden Urtheilen über mitstrebende Männer, welche heutzutage nur noch eine historische Stellung in der Entwicklung der germanistischen Bewegung einnehmen . . . So in Arbeit, Urtheil und Gegnerschaft rangen sie sich allmälig empor, die einzigen unter den damals Lebenden, welche heute noch so mustergültig in ihrer Bedeutung sind, als sie es allmälig für ihre Generation wurden.

Die deutsche Alterthums-Wissenschaft wurde in einer Zeit aus der Taufe gehoben, in der die deutsche Gegenwart am Rande des Abgrunds hing; wie Männer vom Schlage Heinrichs von Kleist in jenen trüben Tagen auf das Urbild deutschen Freiheitsdrangs, auf den Cherusker Armin, zurückgriffen, um durch die Heraufbeschwörung seines Bildes die Mitwelt zu gleichen Thaten anzuspornen, so griffen die Gelehrten zu demselben Mittel, die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus neu erstehen zu lassen. Es ist diese Wiedergeburt psychologisch vollständig motivirt, und es ist dieselbe abermals ein treffender Beleg zu der Wahrnehmung, welch einen Schatz — nicht an Zahlen, Schlachten, Eroberungen, Fürsten, nein! — an Erfahrungen, an erkämpfter Weisheit der Besitz einer wirklichen „Geschichte" einem Volke bietet.

Aus den Werken der Brüder Grimm.

Dornröschen.

Von den Brüdern Grimm. (Kinder- und Hausmärchen.)

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser an's Land kroch, und zu ihr sprach, „dein Wunsch soll erfüllt werden, du wirst eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte, und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht blos seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen zu rechter Zeit, und als das Fest vorbei war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne Jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten kehrte sie sich um und verließ den Saal, und alle standen erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt war, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg die Wendeltreppe hinauf, und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding so lustig herumspringt!“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen

wollte, ließ ihn los, und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog, und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Hähne auf den Dächern zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen, und durch die Hecke in das Schloß bringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Aeste, als hätten sie Hände, hielten sich zusammen, und die Jünglinge blieben in den Dornen hängen und starben jämmerlich. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornenhecke, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schliefe, und mit ihr schliefe der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß viele Königssöhne schon versucht hätten durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben wären. Da sprach der Jüngling „das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch ging: und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hofe die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, da schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unter dem Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Das Riesenspielzeug.

Von den Brüdern Grimm. (Deutsche Sagen.)

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfalle liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab in's Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis fast nach Haslach

auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, was ihr alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie und ging hinzu, „das nehm' ich mir mit". Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Hause, den Felsen hinaufspringend; wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tische, als sie eintrat. „Ei, mein Kind," sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus". Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was hast du da so Zappeliges darin?" — „Ei, Vater, ein gar zu artiges Spielding! So etwas Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern und ihre Pferde, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, du hast da etwas Schönes angestiftet! Geh' nur gleich und trag's wieder hinab in's Thal!" Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaft, „ich leid's nicht, daß du mir murrst; kram' alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast! Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserem Felsenneste nichts zu leben".

Zeitalter und Sprachen.

Von Jakob Grimm.

Weder das in unermessener Zeit von den höchsten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht noch die am Gestein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unsere älteste Geschichte her, welche erst anhebt, wenn Menschen auftreten! Was vor den Menschen geschah, so erhaben es sei, ist unmenschlich und erwärmt uns nicht.

Um des Menschengeschlechts Anfänge Mythus. Bald steht im Vordergrund ein seliges Paradies, wo Milch und Honig fließen, die Erde ungepflügt und unbesät Früchte trägt und noch die Thiere reden, bald muß, was alle Thiere gleich der menschlichen Sprache entbehren, sogar das lebendige Feuer den Menschen erst errungen werden.

Ein goldnes, silbernes, ehernes Zeitalter folgen auf einander, unter Kronos' Herrschaft heißen die langlebigen Menschen selbst noch goldne, der nordische Fruoto ließ Gold und Friede malen, Amrita, der Unsterblichen Trank, wurde aus flüssigem Gold und Milch bereitet. An des Friedens Stelle trat sodann Krieg und der Mensch brauchte statt Goldes Eisen; auf den Duft und Glanz der Vorzeit gefolgt ist farblosere Wirklichkeit, wie wir für alte Poesie der Prosa bedürfen. Es wird dadurch, nach unverrückbarer Stufe, ein Herabsinken vom Gipfel früher Vollendung wehmüthig ausgedrückt, im scheinbaren Widerspruch zu dem ewig steigenden Aufschwung der Menschheit, die sich jenes göttliche Feuer nimmer entreißen läßt.

Eine andere Sage, indem sie von den Menschen als jetzt lebenden einheimischen Geschlechtern ausgeht, setzt ihnen früher geschaffene Fremde von Riesen und Zwergen entgegen. In den Riesen scheint mittelbar das Steinalter dargestellt, da sie auf Felsen hausen, ungeheure Mauern thürmen, Steinkeulen führen, und durch kein Metall zu erlegen sind, während, mit schmächtigen aber kunstfertigen Zwergen die Zeit des Erzes beginnt, das sie unter der Erde schürfen und schmieden: aus ihrer Hand empfängt der

Mensch köstliches Geschmeide und leuchtende Waffe. Auf beide, Riesen und Zwerge, fällt aber ein doppeltes Licht, günstig oder ungünstig. Bald wird den Riesen uralte Treue und Weisheit beigelegt, sie sind Milchesser, säen und ernten nicht, sondern weiden ihre Herden, kämmen der Rosse Mähne, legen ihren Hunden Goldbänder an; die Zwerge bilden das stille friedliche Volk, das von einfacher Speise lebt, und mit den Menschen gute Nachbarschaft hält. Bald stehen jene unbeholfen, steinkalt und grausam da, diese tückisch und feindselig, und des Menschen ausharrende Kraft trägt am Ende den Sieg davon über des Riesen leiblichen Vorzug, den sie mit dem Geist, über des Zwerges geistigen, den sie mit dem Leib bezwingt. Jedesmal widerfährt aber den Riesen und Zwergen gemeinschaftlich, daß sie zuletzt dem Andrang des Menschen weichen und das Land räumen müssen.

So verschieden sie gewendet sind, greifen diese Vorstellungen von den vier Altern und drei Geschlechtern ineinander, und der Mensch des Eisenalters gleicht dem Besieger der Riesen und Zwerge. Beide Sagen erreichen zuletzt den Boden der Wirklichkeit, allein rückwärts sind sie undeutbar auf die Geschichte: sie können nur dumpfen Anklang geben. — Der menschliche Geist hat andre Wege eingeschlagen nach den Geheimnissen der Vorwelt und ist beinahe wieder auf dieselbe Spur gerathen.

Wie das Messer in Leichname schneidet, um den menschlichen Leib innerst zu ergründen, ist in verwitterte Erdhügel eingedrungen und die lange Ruhe der Gräber gestört worden. Von Schnee eingeschneit, von Regen geschlagen, von Thau durchtrieben mußte die todte Völva dem mächtigen Gott Rede stehen; was in Staub und Asche übrig geblieben war, fragt unermüdliche Neugier nach dem Zustand der Zeit, aus welcher es abzustammen scheint. Beschaffenheit der Gräber, Gestalt der morschen Schädel, Art und Weise des eingelegten Geräths sollen Antwort geben. Alle diese Zeugen sind beinahe stumm, nur Inschrift und deutliche Münze haben noch Kraft des Wortes, Samenkörnern, die unsere Geschichte befruchten, gleicht das in unendlicher Menge durch alle europäischen Felder und Hügel zerstreute römische Geld.

Nach den allenthalben unternommenen Ausgrabungen hat man drei verschiedene Zeitalter ermittelt, die jenen mythischen zu begegnen scheinen. Zuerst angesetzt wird ein Steinalter, aus welchem mächtige Felsengräber mit unverbrannten Leichen und steinernen Waffen übrig sind; das Volk, welches sie baute und brauchte, soll nur Jagd und Fischerei getrieben, aller Metalle entbehrt haben. Hierauf sei die eherne Zeit, oder das Brennalter gefolgt, dem Gold und Erz zu Waffen und Schmuck eigen waren, das im Feuer schmiedete und durch dasselbe Element seine Leichen zerstörte, deren Asche in irdenen Krügen beisetzte, Ackerbau, Weberei und Schiffahrt kannte. Endlich ein Eisenalter, welches wieder, unverbrannte Leichen in Hügel begrabend, eiserne Waffen und Schrift besessen habe. Diesen Kennzeichen gemäß pflegt man die aufgefundenen Denkmäler zu ordnen und sorgsam zu betrachten; es scheint einleuchtend, daß jene Steingrüfte den Riesenbetten der Sage entsprechen und der Volksglaube versetzt die unterirdischen Schmiede des Zwergstamms mit ihren Schätzen unmittelbar in die Grabhügel der ehernen Zeit, so daß mit der eisernen das Treiben und die Kraft des menschlichen Geschlechts eingetreten wäre. — — —

Es gibt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen.

Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele, wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks, das sie redete zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle andern

Quellen versiegen oder erhaltene Ueberbleibsel in unauflösbarer Unsicherheit lassen, nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung der Verwandtschaft oder Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern oder Fasern.

Aus der Geschichte der Sprachen geht zuvörderst bedeutsame Bestätigung hervor jenes mythischen Gegensatzes: in allen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung. Glücklich die Sprachen, welchen diese schon gelang, als jene nicht zu weit vorgeschritten war; sie vermählten das milde Gold ihrer Poesie noch mit der eisernen Gewalt ihrer Prosa.

Seien alle über den ganzen Erdball gebreiteten Menschen ausgegangen von einem ersten Paar, folglich die mannigfaltigen Zungen geflossen aus einer einzigen, oder nicht; sei die weiße, braune oder schwarze Race unter den Himmelsstrichen von einander ausgeartet oder ihre Abweichung unvereinbar; die Meinung zählt nur noch geringe Gegner, daß Europas Gesammtbevölkerung erst im Laufe der Zeiten von Asien eingewandert sei, daß die meisten europäischen Sprachen in unverkennbarer Urverwandtschaft stehen müssen zu einem großen, auch noch heute in Asien wurzelnden Sprachgeschlecht, aus welchem sie entweder fortgezeugt sind, oder, was weit mehr für sich hat, neben dem sie auf gleichen Urquell zurückweisen. Einzelne europäische Sprachen scheinen aber von ihnen abzurücken und auch ihre besondere Wurzel an anderer Stätte Asiens zu begehren, so daß ihr Zusammenhang mit jenen ungleich ferner und dunkler aussieht.

Ehemals hat man gestrebt, wie alle alte Geschichte auf die Ueberlieferungen der h. Schrift zu beziehen, so der neuern Sprachen Ursprung in der hebräischen zu erspüren; seitdem die Kenntniß des Sanskrits geöffnet wurde, ist volle Einsicht aufgegangen, daß zu ihm und dem Zend unsre europäischen Zungen in engem Band stehen, von den semitischen weiter abliegen. Viel härter hält es, Eindrücke zu verwinden, die wir von Jugend auf empfangen haben. Es ist wahr, die gesammte europäische Bildung gründet sich, seit dem Christenthum, auf die unsterblichen Werke der Griechen und Römer, aber weit über die ihrem Einfluß gebührende Gerechtigkeit hinaus hat man sich allzulange gewöhnt, Maßstab griechischer und lateinischer Sprachen an alle übrigen zu legen, beinah jede germanische, slavische, keltische Eigenthümlichkeit zu verkennen und als bloße Trübung jener lautern Quelle anzusehen. Wie wenig, für sich erwogen und den Gehalt ihrer Denkmäler redlichst angeschlagen, unsere Sprachen jene mit vollem Recht klassisch Genannten erreichen; so hat in der Geschichte alles, auch das Geringere sein Recht und seinen Reiz, und erst eine ernsthafte Bekanntschaft mit den einheimischen angeblich neueren, an sich aber gleich alten, der lateinischen oder griechischen bloß verschwisterten Sprachen und mit der frischen, unbillig verachteten Rohheit ihres Alterthums unsern Forschungen, wenn sie von allen Seiten her gedeihen sollen, die rechte Freiheit verliehen. Da die Sprache mit dem Glauben, dem Recht und der Sitte jedes Volkes von Natur eng zusammenhängt, so werden dem, der seinen Fleiß diesem zuwendet, über die Sprache selbst unerwartete Aufschlüsse daher entspringen.



28. Arthur Schopenhauer.

Geb. den 22. Februar 1788 zu Danzig; gest. den 21. September 1860 zu Frankfurt a. M.

Motto: Der Optimismus ist im Grunde das unberechtigte Selbstlob des eigentlichen Urhebers der Welt, des Willens zum Leben, der sich wohlgefällig in seinem Werke spiegelt: und demgemäß ist er nicht nur eine falsche, sondern auch eine verderbliche Lehre. Denn er stellt uns das Leben als einen wünschenswerthen Zustand, und als Zweck desselben das Glück des Menschen dar. Davon ausgehend glaubt dann Jeder den gerechtesten Anspruch auf Glück und Genuß zu haben: werden nun diese, wie es zu geschehen pflegt, ihm nicht zu Theil: so glaubt er, ihm geschehe Unrecht, ja, er verfehle den Zweck seines Daseins; — während es viel richtiger ist, Arbeit, Entbehrung, Noth und Leiden, gekrönt durch den Tod, als Zweck unsers Lebens zu betrachten (wie dies Brahmanismus und Buddhaismus, und auch das ächte Christenthum thun); weil diese es sind, die zur Verneinung des Willens zum Leben leiten. Im Neuen Testamente ist die Welt dargestellt als ein Jammerthal, das Leben als ein Läuterungsproceß, und ein Marterinstrument ist das Symbol des Christenthums.

(Die Welt als Wille und Vorstellung.)

So lang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch' Ohr den leisen
Gesang der Welt:
Dem sel'gen Nichts entstiegen,
Der ew'gen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?

(Hieronymus Lorm. Sphärengesang.)

Wir glauben was wir sehen:
Unendlich, anfangslos und ewig lebend,
Im Wechsel von Entstehen und Vergehen
Ein uferloser Wirbel ist die Welt
Und alles dauerlos, was sie enthält;
Hohl, eitel, leer, der Wasserblase gleich,
Ein Trugbild jede Form im Lebensreich;
Denn keine bleibt! Verdammt zu stetem Irrsal,
Gezwungen durch Geburt und Tod, zu wandern
Rastlos aus einem Körper in den andern,
Von Form zu Form gequält in ödem Wirrsal,
Sind alle Seelen einem Marterleben
In schreckensvollem Kreislauf preisgegeben.
. . . .
Hier aber herrscht der Buddha, welcher lehrt:
Daß alles Sein leer, eitel, ohne Werth,
Und nur im Nichtsein Frieden zu erlangen.

(Karl Kösting, Der Weg nach Eden. 1894.)

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

(Dante.)

Urtheile über Schopenhauer.

Rosenkranz: Arthur Schopenhauer besitzt eine Menge von Vorzügen, die ihn nicht nur einer solchen Mutter (der rühmlichst bekannten Johanna Schopenhauer, die sich in der Gesellschaft der weimarischen Kunstfreunde einen so ehrenvollen Platz zu sichern gewußt hat) würdig machen, sondern die ihm in der Literatur überhaupt stets einen ausgezeichneten Rang bewahren werden. Gründlich in den alten Klassikern, wie in den französischen und englischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts belesen, mit Kenntnissen vielseitigster Art ausgerüstet, mit großem Darstellungstalent begabt, von einer reichen, durch Reisen und mannichfaltigen Verkehr belebten Erfahrung gesättigt, gehört er unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anregung liest und die wir auch da noch höchst anziehend finden, wo wir uns mit ihren Ansichten in directem Widerspruch erblicken.

Julius Frauenstädt (Lichtstrahlen ꝛc.): Mit einem großen Geiste Bekanntschaft zu machen, ist immer fördernd, wirkt befreiend und erhebend, auch wenn wir ihm nicht allewege folgen können. Nun war aber Schopenhauer einer der größten Geister, die je gewesen sind; in seinem Kopfe spiegelte sich das Wesen der Welt klarer, als sonst in Menschenköpfen; er war ein solcher ächter Philosoph, wie er selbst ihn beschreibt: „Ueberall wird der ächte Philosoph Helle und Deutlichkeit suchen und stets bestrebt seyn, nicht einem trüben, reißenden Regenbache zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche aber erst die Tiefe sichtbar macht.“ Tief und lichtvoll ist Alles, was Schopenhauer geschrieben hat. . . . Ich glaube daher nichts Undankswerthes zu thun, indem ich dem großen gebildeten Publikum durch nachfolgende Auswahl aus Schopenhauers Werken Gelegenheit biete, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden. Zwar mit dem Befreunden wird es in einigen Punkten schwer halten, zumal in unserer lebenslustigen und genußsüchtigen, bis über die Ohren im Materialismus steckenden Zeit. Denn ist nicht Schopenhauers Weltentsagung und „Verneinung des Willens zum Leben“ das gerade Gegentheil von unserer Weltliebe und Willensbejahung? Aber, wer sich auf den rein sittlichen Standpunkt zu erheben vermag, wird auch dieser Seite der Schopenhauerschen Philosophie, wenngleich er nicht bis zu ihren äußersten Consequenzen fortgehen mag, seine Anerkennung nicht versagen. Und gerade wegen ihres tief sittlichen Kerns halte ich die Schopenhauersche Lehre für sehr zeitgemäß. Sie bildet einen heilsamen Dämpfer auf die Lebensgier und auf das Rennen und Jagen nach irdischer Glückseligkeit, das unsere Zeit charakterisirt. . . . Man kann von Keinem so viel lernen, als von ihm, Keiner bringt so viel Licht und Klarheit in unsere eigenen Gedanken und drängt unser eigenes Urheil so sehr zur Entscheidung, als er. Ueberdies finden sich auch schon in seinen Werken die seine Einseitigkeiten und Schroffheiten mildernden Stellen, und ich war in nachfolgender Auswahl bemüht, dieselben anzuziehen. Wen sein Pessimismus abschreckt, der mag sich an die dem Leben mehr zugewendeten Stellen halten, welche Freude am Schönen der Natur und Kunst athmen, und mag sich in den Maximen zur Lebensweisheit und Lebenskunst ergehen, durch welche Schopenhauer gezeigt, daß er es auch versteht, sich auf den Standpunkt der das Leben Bejahenden und nach einem möglichst glückseligen Leben Strebenden zu stellen. . . . Schon lange jedoch, ehe Schopenhauer berühmt geworden, gaben Goethe und Jean Paul ihr Urtheil über ihn ab. Goethe that dies in den „Tag- und Jahresheften“ von 1819 („Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung“). Jean Paul zählt in der „Kleinen Nachschule zur Aesthetischen Vorschule“ Schopen-

hauers „Welt als Wille und Vorstellung“ unter den Schriften auf, die ihm nicht genug Lob erhalten zu haben scheinen. Er nennt dieses Werk ein „genialphilosophisches, kühnes, vielseitiges Werk voll Scharfsinn und Tiefsinn“, das er aber nur loben, nicht unterschreiben könne, wegen seiner „oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seinen finstern Ringmauern von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht“. Wie es Jean Paul ging, so ging es selbst den begeistertsten Anhängern und Verehrern Schopenhauers in der Gegenwart: sie mußten zwar loben, konnten aber nicht unterschreiben. Das pessimistische Endresultat der Schopenhauerschen Philosophie, in welchem sie mit dem Buddhaismus zusammentrifft, konnten sich nur wenige aneignen.

Aphorismen.

Aus: Die Welt als Wille und Vorstellung.

Heut zu Tage muß Jeder, welcher nicht in der Hauptsache roh bleiben und der unwissenden, in Dumpfheit befangenen Menge beigezählt werden will, speculative Philosophie studirt haben; und dies deswegen, weil dieses neunzehnte Jahrhundert ein philosophisches ist; womit nicht sowohl gesagt sein soll, daß es Philosophie besitze, oder Philosophie in ihm herrschend sei, als vielmehr, daß es zur Philosophie reif und eben deshalb ihrer durchaus bedürftig ist: dieses ist ein Zeichen hochgetriebener Bildung, sogar ein fester Punkt auf der Skala der Kultur der Zeiten.

Religionen können, als auf die Fassungskraft der großen Menge berechnet, nur eine mittelbare, nicht eine unmittelbare Wahrheit haben: diese von ihnen verlangen ist, wie wenn man die im Buchdruckerrahmen aufgesetzten Lettern lesen wollte, statt ihres Abdrucks. Der Werth einer Religion wird demnach abhängen von dem größern oder geringern Gehalt an Wahrheit, den sie, unter dem Schleier der Allegorie, in sich trägt, sodann von der größern oder geringern Deutlichkeit, mit welcher derselbe durch diesen Schleier sichtbar wird, also von der Durchsichtigkeit des letztern. Fast scheint es, daß, wie die ältesten Sprachen die vollkommensten sind, so auch die ältesten Religionen.

Es ist viel leichter in dem Werke eines großen Geistes die Fehler und Irrthümer nachzuweisen, als von dem Werthe desselben eine deutliche und vollständige Entwickelung zu geben. Denn die Fehler sind ein Einzelnes und Endliches, das sich daher vollkommen überblicken läßt. Hingegen ist eben das der Stempel, welchen der Genius seinen Werken aufdrückt, daß dieser ihre Trefflichkeit unergründlich und unerschöpflich ist: daher sie auch die nicht alternden Lehrmeister vieler Jahrhunderte nach einander werden. Das vollendete Meisterstück eines wahrhaft großen Geistes wird allemal von tiefer und durchgreifender Wirkung auf das gesammte Menschengeschlecht seyn, so sehr, daß nicht zu berechnen ist, zu wie fernen Jahrhunderten und Ländern sein erhellender Einfluß reichen kann. Es wird dieses allemal: weil, so gebildet und reich auch immer die Zeit wäre, in welcher er selbst entstanden, doch immer der Genius, gleich einem Palmbaum, sich über den Boden erhebt, auf welchem er wurzelt.

Der Genuß alles Schönen, der Trost, den die Kunst gewährt, der Enthusiasmus des Künstlers, welcher ihn die Mühen des Lebens vergessen läßt, dieser eine Vorzug des Genius von den Andern, der ihn für das mit der Klarheit des Bewußtseyns in gleichem Maaße gesteigerte Leiden und für die öde Einsamkeit unter einem heterogenen Geschlechte allein entschädigt, — dieses Alles beruht darauf, daß das Ansich des Lebens, der Wille, das Dasein selbst, ein stetes Leiden und theils jämmerlich, theils schrecklich ist; dasselbe hingegen als Vorstellung allein, rein angeschaut, oder durch die Kunst wiederholt, frei von Qual ein bedeutsames Schauspiel gewährt. Diese rein erkennbare Seite der Welt und die Wiederholung derselben in irgend einer Kunst ist das Element des Künstlers.

Große Dichter verwandeln sich ganz in jede der darzustellenden Personen und sprechen aus jeder, wie Bauchredner; jetzt aus dem Helden, und gleich darauf aus dem jungen unschuldigen Mädchen, mit gleicher Wahrheit und Natürlichkeit: so Shakespeare und Goethe. Dichter zweiten Ranges verwandeln die darzustellenden Hauptpersonen in sich: so Byron; wobei dann die Nebenpersonen oft ohne Leben bleiben, wie in den Werken der Mediokren auch die Hauptperson.

Aus: Parerga und Paralipomena.

Die Philosophie ist keine Kirche und keine Religion. Sie ist das kleine, nur äußerst Wenigen zugängliche Fleckchen auf der Welt, wo die stets und überall gehaßte und verfolgte Wahrheit ein Mal alles Druckes und Zwanges ledig sein, gleichsam ihre Saturnalien, die ja auch dem Sklaven freie Rede gestatten, feiern, ja sogar die Prärogative und das große Wort haben, absolut allein herrschen und kein Anderes neben sich gelten lassen soll. Die ganze Welt nämlich, und Alles in ihr ist voller Absicht und meistens niedriger, gemeiner und schlechter Absicht: nur Ein Fleckchen soll, ausgemachterweise, von dieser freibleiben und ganz allein der Einsicht offen stehen, und zwar der Einsicht in die wichtigsten, Allen angelegensten Verhältnisse: — Das ist die Philosophie.

Der Glaube ist wie die Liebe: er läßt sich nicht erzwingen. Daher ist es ein mißliches Unternehmen, ihn durch Staatsmaaßregeln einführen, oder befestigen zu wollen; denn, wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, Haß erzeugt; so der, Glauben zu erzwingen, erst recht Unglauben.

Die glänzenden Blätter der Litteraturgeschichte sind, beinahe durchgängig, zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie, in der Regel, das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und Alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich, wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen, ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen.

In Hinsicht auf die Schätzung der Größe eines Menschen gilt für die geistige das umgekehrte Gesetz der physischen: diese wird durch die Ferne verkleinert, jene vergrößert.



29. Johann Friedrich Herbart.

Geb. den 4. Mai 1776 zu Oldenburg; gest. den 14. August 1841 in Göttingen

Motto: Einige betrachten die Philosophie selbst nur als Einleitung, als Uebung de als einen Schlüssel zu mancherlei auffallenden Vorstellungsarten, die in anderen schaften vorkommen. Solche nun werden nicht wollen, daß man die Vorstufen fältige; sie werden ein Buch, wie das gegenwärtige, für sehr überflüssig halten. verehren die Philosophen als seltene Geister, deren Virtuosität man nicht na und noch weniger vorbereiten könne. Das Genie, meinen sie, werde geboren, u nur sich selbst leiten, aber keine Einleitung annehmen. Noch Andere sind ganz un Sie wollen bemerkt haben, daß die Philosophie, wo nicht zum Irrthum führe, Köpfe mehr verwirre und betäube, als aufkläre und wecke. Vielleicht verwechse Wirkung falscher Systeme und verkehrter Lehrarten mit denen der Philosoph Aber wenn sie dies Studium ganz wegwünschen, und von keiner Anleitung da Gutes hoffen: dann muß man besorgen, daß zugleich mit der Widerlegung Strafe ihres Unglaubens durch den wirklichen Lauf der Dinge herbeigeführ Denn es kann nicht ausbleiben, daß die Vernachlässigung der Philosophie ein sinnige oder verschrobene Behandlung der Grundbegriffe aller Wissenschaften z habe. Schon jetzt möchte ein scharfer Beobachter unserer Zeit manchen Stoff f Bemerkungen über die Vorurtheile der Physiker, die Träume der Physiologen, lehrten Eifer der Theologen, die Uebertreibungen der Politiker, — doch, ich wa weiter fortzufahren. So viel ist gewiß, daß die Keckheit der Behauptungen Gegenstände der Körper- und Geisterwelt (wovon man die Proben heutiges Ta Mühe findet) in demselben Verhältnisse wächst, wie die Anzahl der Männer a die von gründlicher Untersuchung über Ausdehnung und Denken, und über d sammenhang beider, genug gelernt haben, um die damit verbundenen Schwie zu kennen.

Urtheile über Herbart.

Moritz Brasch: Aus der nüchternen Strenge der altkantischen Sch vorgegangen, hat Herbart schon sehr früh eigene Wege eingeschlagen. Wo auch er bei dem Versuch, die urewigen Welträthsel zu lösen, an die Ideen

nach der Kraft richtet sich die Wirkung. Sofern aber Jemand noch in fortschreitender Bildung begriffen ist, kann eben diese Bemerkung ihn veranlassen, sich um Vielseitigkeit der Fortschritte zu bemühen.

Vielmehr ich bin der Meinung, daß im Speculativen, wie im Moralischen, der Mensch, der in sich einkehrt, sich selbst und sein eigenes Denken im Argen liegend antreffe; dergestalt, daß es nothwendig werde, den Entschluß zu Besserung zu fassen. Wer aber seine Verkehrtheit liebgewinnt: — „wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle"; — und wer Einen Widerspruch zuläßt, der lernt bald am sanftesten schlafen in ganzen Nestern von Ungereimtheiten. Auch ist kein Unterschied des Schlechteren und Besseren mehr wichtig, sobald man einmal die Sorge nicht kennt, sich gesunde Begriffe zu verschaffen.

In der Auswahl dessen, was von Jugend auf gelernt und eingeübt zu werden pflegt, findet eine ziemliche Gleichförmigkeit Statt; Sprachen, Geschichte, Naturkunde werden gelernt bis zum Behalten; Grammatik und Mathematik werden überdies eingeübt bis zum freien Gebrauche. Was aber gelernt und geübt wurde, das dringt bei Verschiedenen nicht gleichförmig vor bis zur Bestimmung ihres Selbstdenkens. Während nun Jeder nach seinen Gedanken urtheilt und handelt, äußern sich hierin die Mängel des Selbstgedachten; nämlich die Mängel an Richtigkeit, Genauigkeit, Vollständigkeit, Zusammenhang und Richtung auf bestimmte Zwecke. Unter Mehreren entsteht daraus oft Streit; seltener beim Einzelnen Reue über sein Handeln oder Unterlassen. Wer die Reue kennt oder auch nur fürchtet: der pflegt sich, um sie zu vermeiden, zur anhaltenden Selbstbeobachtung zu entschließen. Er wird dadurch für sein Philosophiren viel gewinnen; denn die Philosophie beruhet eben so sehr auf der inneren, als auf der äußeren Erfahrung; und sie fordert, daß beide Arten von Erfahrung in's Gleichgewicht und in Verbindung gebracht seien.

Was jede Wissenschaft zu Bildung beitrage? Welche Ansicht man den Studien mitbringen müsse, um durch sie an geistiger Kraft und Gesundheit zu wachsen? Wie sich Kenntniß verhalte zu Cultur und Charakter? Wie endlich Kenntniß, und Feinheit, und Festigkeit sich mit der Güte, und wie dies Alles sich mit der jugendlichen Heiterkeit vereinigen müsse — nicht blos im Wort und Begriff, sondern im Gemüth und in der Gesinnung —? diese Fragen liegen natürlich Demjenigen am nächsten, der seine akademischen Jahre beginnt. Indem er sie mit allem Ernst und mit ganzer Unbefangenheit überlegt, geselle sich, — zuvörderst nur, um mit ihm zu überlegen, — die Philosophie zu ihm; sie kann ihm helfen, die Begriffe leichter zu scheiden, die ihm verworren vorschweben, und die mit den Eindrücken seiner früheren zufälligen Lage noch zu sehr verwickelt sind. Er wird sich alsdann leicht bewogen finden, auch ihr eine Zeitlang Gesellschaft zu leisten bei ihren Versuchen, sich das All und die Natur zu erklären, und den Sinn des sittlichen Strebens in treffenden Worten auszusprechen. Denn ihr Name steht in den Verzeichnissen der Wissenschaften, deren rechte Ansicht er zu gewinnen suchte. Aus seinem ganzen Streben nach Bildung wird sich, als ein Theil davon, das Bemühen absondern, über die Welt und das Leben zu denken.

III. National=politischer Aufschwung.

1. Dichter der Befreiungskriege.



1. Max von Schenkendorf.

Geb. den 11. December 1783 zu Tilsit; gest. den 11. December 1817 in Koblenz.

Motto: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.
(Schiller.)

Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Er hat vom wälschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo er gesungen.
(Arndt.)

Urtheile über Schenkendorf.

Gelzer: Alles Rechte, Reine deutscher Romantik, die geprüfteste Hingebung an's Vaterland, die aus Gottvertrauen in Noth und Unterdrückung sich herrlich erneute; die ungeschminkteste Begeisterung für des deutschen Volkes Vergangenheit und Zukunft, für den Glauben der Christen, für die Würde der Kirche — alles Dieses verkündeten Max v. Schenkendorf's Lieder. Da ist noch verbunden, was später bei Vielen feindlich

auseinander ging: Liebe zum Fürsten und zum Volk, zur Christenkirche, katholischer und evangelischer, zur Nation, adelig oder bürgerlich, Preußen oder Oestreich. Wenn Deutschland ein Bild edler, unverfälscht deutscher Mannesgesinnung zeigen will, darf es auf Schenkendorf hinweisen. Seine Lieder sind Schlacht- und Siegesgesänge geworden, Volkslieder des trefflichsten Gepräges.

Heinrich Beitzke: Nicht stürmisch, sondern tiefsinnig und träumerisch, sehnte sich der Ostpreuße Max von Schenkendorf, ein Mitstreiter im Kampfe, nach Freiheit, — Freiheit und Einheit des Vaterlandes ... Bei keinem anderen Dichter dieser Zeit tritt der Wunsch nach der Wiederherstellung des deutschen Reiches in seiner alten Macht und Herrlichkeit so lebhaft hervor. Die Macht und Größe des Reiches, „unseres Kaisers heil'ge Pracht“ sind ihm Gegenstände innigster Sehnsucht. Im Straßburger Münster will er „ein fromm Gelübde thun, daß nimmermehr soll fremdes Joch auf deutschem Nacken ruh'n.“ Mit prophetischem Geist bezeichnet er das Münster als die Bundesfahne der deutschen Einheit:

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in welscher Macht?
O nein, sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.

Lieder.

Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied,
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

Für die Kirchenhallen
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

Auf Scharnhorst's Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder.
Dien' euch blutend, werthe Brüder.
Führt in Eile mich gen Prag,
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüten ab —
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt;
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet;
Und wir Alle steh'n verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er d'rum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König Keiner —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinen's Alle recht in Treue,
Schau', dein Vater lebt auf's Neue
In des deutschen Liedes Schall.

Soldaten-Morgenlied (1813).

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Frühlingsgruß an das Vaterland (1814).

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du, mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute, deutsche Brüder höret
Meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

— — —



2. Theodor Körner.

Geb. den 23. September 1791 zu Dresden; gefallen den 26. August 1813 in einem Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch.

Motto: Ueber Allem — das Vaterland!
(Weitzke.)

Zugleich ein Sänger und ein Held.

Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.
(Zriny.)

Selbstbekenntnisse Körners 1813.

Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Ich muß hinaus, um dem Wogensturm die muthige Brust entgegenzudrücken. Soll ich Komödien schreiben, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Die Mutter wird weinen! Gott tröste sie, ich kann's ihr nicht ersparen. Nennt's nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem

Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! (Am 10. März, an den Vater.)

Kein Tod ist so mild, wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Theuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermuth in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete befreundete Herz bald heilen werde.

Christian Gottfried Körner an seinen Sohn Theodor.

Auf den Flügeln der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben. Dein Geschäft ist, alles Edle und Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht.

Urtheile über Körner.

Heinrich Beitzke: Am kräftigsten und ursprünglichsten spricht sich der patriotische Kriegsmuth aus in Theodor Körner's tief empfundenen Gedichten. Ihm ist es in der That gelungen, den Herzschlag der Zeit in Worte zu fassen, unter den Sängern wie unter den Helden der Freiheitskriege ist er darum mit Recht einer der Gefeiertsten.

Karl Immermann: Die Jugend und Frische des deutschen Gesammtlebens war in seinen zartesten Nerven von der Fremden-Ueberziehung angetastet worden; deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dargeliehenen oder aufgedrungenen Geistesformen weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüthe der Jugend aus dem Hörsaal, der Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit. Diese Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Geistes, welche ihr anheimfallen sollte, auf dem Spiele stehe. Der Athem dieser Jugend durchdrang erfrischend das Heer, überallhin waren ihre Sprossen gepflanzt, nirgends aber stand der junge, grüne Hain so dicht, als in den Lützow'schen Freischaaren. Hier war der Student der Nebenmann des jungen Geistlichen; Aerzte, Künstler, Lehrer, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Theil schon hochgestellte Beamte von besonderem Schwunge des Wirkens, Gelehrte und Forscher mancher Art waren an die wenigen Compagnieen und Schwadronen vertheilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufwachen sollten, das farblose Schwarz trugen. Unsere Sinnes- und Geistesart war gewissermaßen dort in einer gedrängten und übersichtlichen Gruppe nach ihren verschiedensten Formen sichtbar. Ein kühner, freisinniger Führer hielt diese eigenartigen Persönlichkeiten, diese wundersame Genossenschaft unter den schwierigsten Umständen in Sieg und Niederlage. Die Freischaar war die Poesie des Heeres, und so hat sie denn auch den Dichter des Kampfes in ihrem Schooße ausgetragen: Theodor Körner. Ein schönes, beneidungswerthes Leben! Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein Anderer geworden. Von Feldwache zu Feldwache, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen zählt, er dichtet sein Schwertlied, einen der höchsten Laute unserer Sprache. Da werden

schon die Trompeten. Er wirft den Stift weg und ergreift die Braut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glücks tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder gaben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlt im Siegesheimzuge, aber er ruht, wie er wollte, und lebt im Volke:

„Denn was berauscht die Leier einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Lieder.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dasteh'n, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Männer und Buben.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht:
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang,
Wie Donner Gottes, zum Herzen drang:
Magst du im Theater die Nase wetzen,
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Glut des Tags versengend drückt!
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt:
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Magst du zu deinen Maitressen laufen,
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust:
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod! —
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken.
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Bundeslied vor der Schlacht.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunde Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!

Hinter uns, im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen:
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal steh'n,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen geh'n.
Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebent!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!

Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott!

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Jrd'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.

Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen seh'n sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederseh'n in der besseren Welt!

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr."
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach, wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam, hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide;
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutig-roth,
„Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach, herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen!
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!"
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich!
Vater Du, führe mich!

Vater Du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne Deine Gebote;
Herr, wie Du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne Dich!

Gott, ich erkenne Dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich Dich
Vater Du, segne mich!

Vater Du, segne mich!
In Deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich:
Vater, ich preise Dich!

Vater, ich preise Dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;
Drum, fallend, und siegend, preis' ich Dich,
Gott, Dir ergeb' ich mich!

Gott, Dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, Dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe Dich!

Gebet.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, Dich preisen wir!
Vater, wir danken Dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle braust,
Gott, Deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge!

Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht, und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unser Loos
Auch tief in Grabes Schooß:
Lob doch, und Preis Deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind Dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matter'm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie Du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —

Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Vor Rauchs Büste der Königin Luise.

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft Dein Volk; dann, Deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!



2. Die liberale Agitation in der Dichtung.



3. Ferdinand Freiligrath.

Geb. den 17. Juni 1810 zu Detmold; gest. den 18. März 1876 in Cannstatt (bei Stuttgart).

Motto: Deutsch sein heißt frei sein.

Mit seinem Volke soll der Dichter gehen.

An's Herz der Heimat wirft sich der Poet.

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei.

Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt; sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten.

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Aus Freiligraths Briefen.

Ich sehne mich ungeheuer nach Dir! Nach Deiner Gemüthlichkeit, nach Deinen Gespensteraugen, nach Deinem Second Sight, nach Deiner ganzen tiefen, innerlichen Westfalennatur. Das ist, was uns, als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element so fest aneinander kettet! . . . O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haideland! — Mir geht das Herz auf, wenn ich daran denke — an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen, verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an alles, alles das! . . . Da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht als irgend ein anderer deutscher Volksstamm, schon der Verwandtschaft wegen, mit dem Britten gemein hat. Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westfalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes als einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, meinen Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende. Herr Gott, Karl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein, und am Mund der Mutter hangen, und sterben sehen, und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Innern nnd Aeußern, gebrochene Herzen und Traualtäre — alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zuerst schmiede. Das Leben eines Poeten, praktisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht dagewesen. Denn Byron gibt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob! (An Levin Schücking, September 1841.)

Die Poesie soll sich an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Druck und Schund unseres kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kamele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Theil weniger Sorgen gibt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten.

(An Matzerath.)

Will man durch ein Buch wie das „Glaubensbekenntniß“ wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgen auf sich nehmen und in keiner Weise ein sentimentales Pater peccavi winseln. Die Verse thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt. . . . Mich, der ich meine Unabhängigkeit und Freiheit, meine Praxis und meine Ueberzeugung zu wahren und aufrecht zu halten trachte, mich treibt unter anderem auch dieses Ding über den Canal und auf den Drehstuhl. (An Levin Schücking.)

Es geht doch kein Land der Welt über Deutschland, trotz alledem und alledem! Mir geht das Herz auf, wenn ich an seine Berge und Ströme denke! Seltsam ist mir, daß ich, auch wenn ich den Tag über ganz andere Dinge im Kopf habe, so häufig von der Heimath träume. Und mit einer Lebendigkeit und Treue, daß ich beim Wachwerden selbst überrascht bin! (An Eichmann.)

Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt, auch für den Genius! . . . Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht im Leben ein Lord

Byron zu sein! . . . Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen!

(Aus einem Brief.)

Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn [Dante] oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: „Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.“ Saubere Parteigänger diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas schützte, und warum wieder Mars mit der Venus hielt!

Fort drum mit diesem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer deine Kämpfe stillst!
Laß Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willst!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegendräut,
Der Florentiner mit der strengen Miene,
Der herbe Geißler seiner wüsten Zeit?
Er, der die Brust erfüllt mit glüh'ndem Hasse,
Nicht blos mit Liedern als Parteimann stritt,
Und kühnen Fußes seine Läut'rungsgasse
Zum Paradiese durch die Hölle schritt.

(An Matzerath, den 1. März 1842.)

Urtheil über Freiligrath.

Joh. Scherr: Mehr stofflichen Inhalt brachte jedoch erst Ferdinand Freiligrath in die politische Poesie, nachdem er früher durch seine geographischen und ethnographischen Dichtungen ein ganz neues Element der deutschen Lyrik zugeführt und dadurch großen Ruf erlangt hatte. Freiligrath war für unsere Dichtung eine wahrhaft heilsame Erscheinung. Denn er brachte neue Stoffe und Formen und trat die zur Convenienz erstarrte Heine'sche Liebeslyrik und die weltschmerzliche Koketterie der Zerrissenheitspoeten mit dem dröhnenden Schritt seiner Verse zu Boden. Er ging, ein poetischer Weltumsegler, auf Entdeckungen aus und stellte, heimgekehrt, vor dem staunenden Publikum jene Bilder auf, welche, markig gezeichnet und mit brennenden Farben gemalt, die Schrecken und die Erhabenheit des Oceans, der Vulkane Islands, der afrikanischen Wüsten, der Savannen Amerika's und des tropischen Urwalds mit magischer Gewalt mitten in die deutsche Binnenpoesie hereinstellten. Später hat den Dichter die Bewegung der Zeit allgewaltig erfaßt. Er griff in das Leben des Volkes hinein.

Lieder.

An meine Tochter.

Verblüht schon war die Rose,
Die Nachtigall geflohn,
Die ernste Herbstzeitlose
Stand auf den Wiesen schon;
Am Stock noch hing die Traube,
Hing, bis sie ganz gereift,
Schon war mit rothem Laube
Das grüne Laub gestreift.

In solcher Zeit des Jahres
Kamst du einst zu uns, Kind!
Ein Tag im Herbste war es,
Wildschön, wie wen'ge sind.

Ein Spätgewitter jagte
Von Zür'ch her über'n See,
Ob seinen Blitzen ragte
Lichtauf der Gletscher Schnee.

Schwarzgrün die Wellen brauten
Um Hutten's Inselgrab,
Glärnisch und Tödi schauten
Aus Wolken still herab.
Im Thale Sturm, — die Spitzen
Krönt' heller Sonnenschein:
So zog'st du unter Blitzen
Und Schneeglüh'n bei uns ein!

Wir hatten gehofft, es wäre
Beschieden uns ein Sohn,
Wir hatten zu Hutten's Ehre
Genannt dich Ulrich schon: —
Sieh' da, nun warst du ein bloßes
Mägdlein mit klarem Blick, —
Doch d'rum kein minder großes,
Kein minder süßes Glück!

Ja, wohl ein Glück! Du gutes,
Du erstes Töchterlein!
Du, immer heiter'n Muthes!
Licht uns und Sonnenschein!
Du lachendes Gemüthe,
Hold jedem lust'gen Streich, —
Und doch so reich an Güte,
So treu, so warm, so weich!

Seit zweiundzwanzig Jahren
Umtrieb uns mancher Wind,
Du bist mit uns gefahren
Schon in der Wiege, Kind!
Nach England, — heim zum Rheine, —
Und wieder nach Engelland!
Fest hielt deine Hand, die kleine,
Der Eltern treue Hand.

An der bist du erwachsen,
Du liebes, braunes Aug',
Hier bei den Angelsachsen,
In Nebel und Nordseehauch!
Erwachsen mit frohem Schalle
In der Geschwister Reih'n —
Gottlob, da steht ihr Alle,
Wie Blumen steh'n im Mai'n!

Jetzt aber, da auf's Neue
Es zieh'n und wandern heißt,
Da an ihr Herz, das treue,
Die Heimath stark uns reißt;
Da Deutschland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt schlägst du die Augen nieder, —
Wir zieh'n, und du bleibst hier!

Das macht, du hast gefunden,
Den vielgeliebten Mann,
Der, freudig dir verbunden,
Dich führt und trägt fortan;
Der, selbst von deutschem Strande,
In England eingekehrt,
Mit dir im fremden Lande
Will gründen deutschen Herd!

Zieh' hin denn! — Zieh' — und bleibe!
Eil', ihm den Herd zu weih'n!
Die Jungfrau wird zum Weibe, —
Zieh' hin, — es muß ja sein!
Schmück' ihm sein Haus mit Blüten:
Wir geben dich ihm gern —
Nur soll er dich hegen und hüten,
Wie seines Auges Stern!

Und du, von dem wir scheiden,
Gastfreies Engelland,
Wir lassen dir die Beiden
Als ein lebendig' Band,
Das fest uns an dich binde,
Wo immer uns're Flur!
Sei Heimath unserm Kinde;
Uns war'st du Zuflucht nur!

So lebt denn wohl, ihr Theuern!
Schon wartet das Gespann!
Er will nicht länger leiern
Der alte Leiermann!
Glück zu auf euren Wegen, —
Geht, — macht uns nicht zu hart
Den Abschied! — Gottes Segen
Euch, Käth' und Eduard!

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eu're Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt!
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zog't ihr von dannen!
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu;

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen;
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

O lieb', so lang' du lieben kannst.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb'!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der And're aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Die Trompete von Gravelotte (1870).

Sie haben Tod und Verderben gespie'n,
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war's, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn' zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein,
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metall'nen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie Alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten.



4. Karl Ferdinand Gutzkow.

Geb. den 17. März 1811 zu Berlin; gest. den 15. Dec. 1878 in Sachsenhausen (bei Frankfurt a. M.).

Motto: Aber mochte man streiten, so viel man wollte, darin vereinigten sich Alle, daß das Vaterland vom Geist der Dichter und Denker auch in seinem historischen Leben Gewinn ziehen müsse. Und wie sehr auch dieser Gedanke abhanden kommen kann, wie sehr man ihn, wenn er eine Verflachung der Literatur verschulden sollte, sogar auf Augenblicke bei Seite schieben müßte, so wird er doch immer wieder im Bewußtsein des Volkes auftauchen und der höchste Maßstab bleiben, nach welchem in unserer Literatur heiße Liebe, kühle Bewunderung und flammender Haß ausgetheilt werden.

Urtheil über Gutzkow.

Adolf Stern: Aus der großen Mehrzahl der Nekrologe und Nachrufe, welche Gutzkow alsbald nach seinem Ableben gewidmet wurden, war leicht zu entnehmen, daß, bei aller Verehrung und Huldigung für ihn, sein Totalbild vor wenigen Augen stand, daß seine denkwürdige Entwickelung und der größte Theil seiner früheren Schriften vergessen waren, und daß mit charakteristischer Leichtfertigkeit selbst rückhaltslose Bewunderer es für unnöthig erachteten, sich über die Eigenart und die positive Bedeutung seines vielseitigen und weit nachwirkenden Geistes in's Klare zu setzen. Von denen, welche in Gutzkow nur einen überwundenen und dahinten liegenden Schriftsteller ohne jeden Anspruch auf freudige Anerkennung erblickten, war ohnehin nicht zu erwarten, daß sie seinem Werden und Wachsen antheilvoll nachgehen und eine ernste Prüfung erstreben würden, welche Mängel in seiner Naturanlage, welche in den Eindrücken und Einflüssen einer Zeit begründet waren, in der so viele der heute Lebenden schon mit-

gelebt haben, und die dennoch so unendlich weit, beinahe traumhaft fern hinter uns liegt. Leicht ist es, sich in die Ereignisse, schwer aber, sich in die Stimmungen vergangener Tage zu versetzen. Und doch scheint dies die erste Bedingung zur Billigkeit gegen einen Schriftsteller, der, wie kaum ein zweiter, mit den wechselnden Stimmungen bewegter Zeiten verknüpft gewesen ist, und dessen Naturell und Geistesrichtung bei allem starken Individualismus und Selbstbewußtsein vom Laufe des Tages wundersam bestimmt wurde. Gutzkow selbst hat die Schwierigkeit, welche einer gerechten Beurtheilung und — was mehr ist — einer sich gleichbleibenden lebendigen Antheilnahme hieraus erwuchs, zu Zeiten gar wohl empfunden. Seine Klagen und Anklagen in der letzten mannichfach verdüsterten Periode seines Lebens galten einem Geschlecht, welches Bestrebungen, bei denen Leben und Herzblut eingesetzt worden sei, rasch und mit brutal-egoistischer Geringschätzung vergesse. „Wem die Vorliebe für die Form versagt ist, wer sich nur in der Allseitigkeit seines Strebens nach Selbstbildung und Bewährung naturgemäß ausleben kann, wer, so zu sagen, Poet nur in der Umarmung des Stoffes sein will, der muß, in Zeiten wie die unsrigen sind, darauf verzichten, daß man solchem Lebensgange nachspürt, die stille Verbindung seiner zuweilen oft ganz heterogenen offenen Kundgebungen sich in Reime bringt, und sich ein Leben, das wie das Leben des Matadors und Virtuosen aussieht, nach seinem inneren Zusammenhang erklärt. Sehen doch selbst die, deren Amt es wäre, den Lebensgängen der Schriftsteller zu folgen, nur den Matador und Virtuosen und registriren in ihren vorschnell geschriebenen Literaturgeschichten, in ihren grundeinseitigen Sammlungen und Anthologien von zu früh gebrochenen Dichterernten nur die Specialität der einseitig ausgebildeten Form." (Vorwort zur dritten Auflage der „Ritter vom Geiste", Dresden, Febr. 1854.) Ob Gutzkow, als er mit gerechtem Zürnen diese Anklage aussprach, vor die Seele trat, wie schnellfertig und schonungslos er und die Seinigen einst über manches große Leben und Wirken hinweggegangen waren, wie schroff und hart er selbst Talenten seiner Zeit gegenüberstand, deren Ausgangspunkte bewußt oder unbewußt andere waren? Zu den wundersamsten Widersprüchen im Wesen dieses Mannes gehörte es, daß er, der in heftiger Rivalität und in skeptischer Mißlaune die resultatreichste Gesammtthätigkeit und das reinste Streben Anderer tief herabsetzen konnte, ein weiches, beinahe weibliches, Bedürfniß empfand, in seiner Thätigkeit, in jeder Einzelheit seines rastlosen Schaffens, seines vielseitigen Eingreifens und geistvollen Anschauens verstanden und gewürdigt zu werden. Sein Anspruch auf solche Würdigung bleibt nichtsdestoweniger ein vollkommen gerechter. Wer wie Gutzkow achtundvierzig Jahre hindurch schaffend, schildernd, urtheilend, kämpfend, beinahe in jeder Form der Literatur, ein großes Publicum — und zwar ein Publicum der Bildung — oft ergriffen und tief befriedigt, immer angeregt und wesentlich gefördert hat, der darf es als sein wohlerworbenes Recht in Anspruch nehmen, ernster und eingehender, als mit allgemeinen Phrasen möglich ist, beurtheilt zu werden.

Anregungen.

(Aus: Vom Baum der Erkenntniß.)

Uebereinstimmung verlange in der Liebe, nicht im Glauben.

Mit den zunehmenden Jahren verwandelt sich unser religiöser Glaube mehr und mehr in Fatalismus. Nicht in jenen blindgläubigen, dem Zufall sich anheimgebenden, sondern in die Ueberzeugung von einem im Menschenleben waltenden Gesetz der Stetigkeit. Wer auf sein verflossenes Dasein zurückblickt, wird eine Hand entdecken, die in

das Chaos unsrer Erlebnisse Harmonie bringen wollte und schon mannigfach gebracht hat. Jede Ausschreitung fand ihre Strafe, jede Ungebühr rächte sich, auf Nacht folgte Licht, auf allzu reiche Freude wie auf die gehobene Welle die sich senkende des Leids. Das Erkennen dieser Regelmäßigkeit in den Ausgleichungen, das Nachfühlen des Sich-wiederholens der stetigen und symmetrischen Gesetze unsers Lebens wird dann zuletzt die einzige Richtschnur unseres Handelns, mäßigt unsere Wünsche, zügelt unsere Leidenschaften, stärkt und belebt unsere Hoffnung.

———

Wenn uns der Zweifel beschleicht, daß unsere Ahnungen über die Natur und Größe Gottes nur Täuschungen gewesen, so erhebe uns der Gedanke, daß es doch sicher keine Täuschungen waren über die unergründliche Tiefe des Menschengeistes.

———

Eine große Erhebung liegt in der Entdeckung, die man beim Studium des Culturgrades aller Völker macht, daß die Begriffe von dem, was allein dem Menschen seinen wahren Adel und Schmuck verleiht, zu allen Zeiten und unter allen Zonen dieselben gewesen sind, noch sind und auch wohl ewig bleiben werden. Die Menschheit ist ein Baum, der mit millionenfachen Aesten gen Himmel strebt.

———

Nichts wird in der Natur dir wahrhaft schön erscheinen, wenn dir nicht zugleich eine geistige Beleuchtung darauf fällt.

———

Willst du dir den abendlichen Frieden deines Lebens sichern, so ruf' deine Fahrzeuge zeitig vom hohen Meere heim! Wirf die Netze des Erfolgs nur noch am nächsten Ufer aus!

———

Wir besitzen Schätze, die wir viel zu selten mustern und wären's nur — Kleinigkeiten, wie die Fähigkeit, eine Frühlingsnacht zu empfinden.

———

Schreibe das, was du dir bei Andern als Mangel an Werthschätzung deutest und was dich oft so von Herzen bekümmern kann, in der Regel lieber auf die so weit unter den Menschen verbreitete Untugend der — Trägheit.

———

Denke zuweilen darüber nach: Wer wird wohl einst deinem Sarge folgen? Wer wird wohl einst geneigt sein, für dein Grab einen Kranz zu winden?

———

Habe nur keine Sorge, du bescheidener großer Mann! Haben dich die Menschen einmal anerkannt, so werden sie sich durch alle nur möglichen spätern Einwände von den für sie so drückenden Pflichten der Verehrung bald wieder loszuwinden suchen.

———

Anerkennung geht in der Regel nur so weit, als sie dazu dient, dem Anerkennenden selbst Relief zu geben.

———

„Wie? Ich sollte mich nicht so geben, wie ich bin?“ Gewiß! Prüfe dich aber erst, ob du auch so, wie du bist, sein darfst!

Wir schwachen Menschen finden das nur des Erlangens werth, wornach wir Viele streben sehen —!

Wahrhaft ist doch nur das ein Glück, das sich mit Andern theilen läßt.

Als Jüngling fragen wir: „Was ist wahr?“ Als Mann: „Was ist schön?“ Als Greis: „Was ist gut?“

Tief ist der, der auch die schweigenden Menschen und Dinge so versteht, als wenn sie redeten.

Was ist schön? Dasjenige, was in einem und demselben Augenblick die Phantasie überrascht, dem Gemüth wohlthut und auch den Verstand dadurch befriedigt, daß dabei alles richtig zugegangen.

Jedes Kind, das zur Welt kommt, predigt sogleich das Evangelium der Liebe.

Takt ist die höchste Blüthe einer allmählich erlangten Umgangsbildung. Herzensgüte und Bescheidenheit brauchen sich nicht viel Mühe zu geben, diesen Bildungsgrad zu erlangen. Ihnen ist er angeboren. Takt ist der Verstand des Herzens.

Auf Roheit Hoheit —!

Ganz gewürdigt könnte ein großer Geist im Grunde doch nur immer durch sich selbst werden.

Gespräche sollen in der Erzählung nur zur Belebung und Darstellung der Handlung dienen. Dienen sie auch noch zur Charakteristik der Personen, so werden sie langweilig.

Nur diejenigen Standbilder rühren und erheben uns, an deren Sockel wir die Inschrift zu lesen glauben: Geweiht dem unermüdlichen Geiste, der immer neu schaffend, nimmer beim Geleisteten lange verweilend, in den Tagen, da er lebte, nicht die Muße und das Glück hat finden können, im Bereich seiner Schöpfungen auszuruhen und zu vernehmen, wie geliebt sie sind und wie bewundert!



5. Gottfried Kinkel.

Geb. den 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn; gest. den 13. November 1882 in Zürich.

Motto: Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.
(Otto der Schütz.)

Niemals nur in Kunst und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben!
Populär darf der nur heißen,
Der zu seinen Höh'n kann reißen.

Urtheil über Kinkel.

Emil Kneschke: Kinkels lyrische Gedichte sind nichts weniger als — wie man doch denken möchte — ein Spiegel auch seines so bewegten politischen Lebens. Abgesehen von nur einzelnen unbedeutenderen Nummern, die ihn uns nicht unter die prononzirten Freiheitssänger und politischen Lyriker seiner Zeit rechnen lassen, sind seine Gedichte vorwiegend gefühl- und gemüthsvolle Darstellungen des Inneren, des Liebes- und häuslichen Lebens, einfach schön, innig und voll Anmuth, auch voll schelmischer Züge. Daß „Otto der Schütz“ eine der beliebtesten und lieblichsten lyrisch-epischen Dichtungen der Epoche gewesen, ist allbekannt; ebenso haben die „Erzählungen“ ihre großen Vorzüge und eigene Schönheiten.

Lieder.

Petrus.

Weil verstockt der Jude Simon Roma's Götter hat geschmähet,
Weil verbot'nen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet,
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt:
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt.

Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker;
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das der Herr prophetisch sprach;
Fremde Hand wird einst dich gürten, Simon, folge dann mir nach!

Da — welch leis vorsichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüthen Hohn.

Freunde sind's! Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette.
Doch umsonst Gebet und Zähre! Diesmal, ach, kein Engel naht —
Da beschließen Drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

Stark wohl sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die Dreie mit sich führen.
Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu schwach —
Schau', mit stolz verklärten Blicken steh'n die Drei schon im Gemach.

Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue,
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt auf's Neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh,
Schiffe stets bereit zur Abfahrt triffst du in Puteoli.

Alter Jünger, kannst du wanken — den der Herr den Felsen nannte,
Der soeben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.

Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leisen Schritte —
Unter'm Thore kurzer Abschied, Bruderkuß nach Christensitte;
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf,
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

Auf der Gräberstraße zieht er: wegeweisend steh'n die Sterne;
Nero's goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein Andrer auf dem schmalen Weg daher.

Und es graust dem Alten: seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem Gruße —
Grüßend schaut ihm Der in's Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? sprich, was deine Flucht verhält?

Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

Grüßend neigt er sich zum Jünger, seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;

Fest nun ruh'n sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh',
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?

Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt, —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird!

Und der Herr verschwand: doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es schon;
Nero's gold'nes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über alle Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie Jene, als sie wieder sank zuthal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

Gruß an mein Weib. (22. Mai 1843.)

Und sieh', nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all' dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitnacht.
Nun komm', tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß dir's heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling nicht, im Jubelrausche,
Jauchzt dir die wilden Schwüre zu;
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß dich mir zu rauben kam.

Doch ungeschwächt durch alle Plage
Ging mit uns diese heil'ge Glut;
In unf'res Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz! mit festem Sinne
Erwiesen wir's der feigen Welt,
Daß einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeih's Gott denen, die uns hassen,
Dir beut die Hand ein armer Mann,
Du magst mit einem Blick umfassen
Das Gut, das ich dir bieten kann. —
Ja lebte noch das Recht auf Erden,
Ging Alles ehrlich, wie es soll,
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus an Schätzen übervoll!

Doch blieb aus meiner Eltern Habe
Ein traulich Lager für uns zwei,
Und daß uns Brod und Becher labe,
Stellst du den eignen Tisch herbei.
Der Frühling sendet seine Düfte
Vom Garten her in reichem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: komm', o komm'! die Nachtigall.

Und staunst du morgen, froh erwachend,
Bricht mächt'ger Sonnenglanz herein,
Durch's hohe Fenster grüßt dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein.
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast,
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bin ich am eignen Herd dein Gast.

Trost der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Der scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf.

Sonntagsstille.

Laß sinken mich in dein Erbarmen,
O Herr, so mild noch im Gericht!
Verstießest du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's die Jugendheimath meiden
Und sich mit Knechtesarbeit müh'n,
Doch ließest du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blüh'n.

Wie in des ersten Tages Glanze,
Geboren aus dem Schoß des Nichts,
Die Erde hold im Jugendkranze
Sich sonnte in dem Strahl des Lichts:
Wie sie sein Auge da beglückte
Und alles war vollkommen gut,
So schön, daß es dich selbst entzückte —
Denn ach, noch floß nicht Abels Blut:

So haftete von jener Wonne
Ein Abglanz noch auf diesem Tag:
Stillfriedlich in der Abendsonne
Liegt noch die Flur, wie dort sie lag,
Der Berge altergrauer Rücken
Borgt von dem Abendsonnengold
Ein trunken Roth, um sich zu schmücken
Mit Jugendblüte, frisch und hold.

Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörst du den Schmerzlaut nicht des Thiers,
Nicht flieht das bange Wild die Meute,
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.
Die Vöglein leis und feiernd schlagen,
So seltsam spielt der Abendwind,
Als wollt' er ein Geheimniß sagen
Von ew'ger Huld dem Gotteskind.

Und wie Natur in frommer Feier
Geschloss'nen Auges betend steht,
So von dem Erdenstaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.
Ein Frieden ist in sie ergossen,
Sie fühlt' von Schuld und Gram sich rein,
Die Zukunft ist ihr weit erschlossen
Und liegt in morgenrothem Schein.

Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnsucht ringt,
Nach dem in Demuth schau'n die Frommen,
Der ganz uns Eden wieder bringt.
Wann erst der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fällt,
Wenn wir die letzte Garbe schneiden,
Dann ist vollbracht das Werk der Welt.

Noch eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbath schon herauf.

Nacht in Rom.

Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht,
Am blauen Himmel wandelt
Der Mond in voller Pracht.

So todtenstill sind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und selbst ihr Riesenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

Nur wundersam noch rauschen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die selbst entschliefe gern.

Die spülen aus dem Herzen
Leise das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit.

Sprüche.

Gradaus hab' ich stets gesprochen,
Und mir dennoch Bahn gebrochen.
All' die Leisetreter mit Glück
Ließ ich hinter mir zurück.

Sie schwatzen von Bescheidenheit,
Mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!
Der hat nach Rechten nie getrachtet,
Der nicht die eig'ne Arbeit achtet.

Ein jedes Mädchen sollst du betrachten,
Als könnte sie mit dir zum Altar geh'n;
Und jeden Gegner sollst du achten,
Als könnt' er dir zu Seit' einst steh'n.

Müde ging ich auf rauhem Steg,
Da kroch ein Käfer mir grad im Weg;
Zutretend wollt' ich den Tod ihm geben —
Da dacht' ich an dich, und trat daneben.

Wißt ihr, was mich beim Mann am tiefsten kränkt?
Wenn er die Lieb' auf's eigne Weib beschränkt.
In meines Weibes heil'gen Seelengründen
Soll stets zur Welt sich Liebe mir entzünden.



6. Robert Prutz.

Geb. den 30. Mai 1816 zu Stettin; gest. den 21. Juni 1872 ebendaselbst.

Motto: An jedem Hälmchen, jedem Moos
Soll der Poet sich freuen,
Er soll die Blumen klein und groß
Poetisch wiederkäuen;
Doch wie? wenn der Geschichte Baum
Laut rauscht mit allen Zweigen,
Das freut euch nicht? das hört ihr kaum?
Da soll der Dichter schweigen?

Urtheil über Prutz.

Ludw. Salomon: Mehr durch edle Gesinnungstüchtigkeit, als durch poetische Kraft wirkte Robert Prutz. Er trat für die Ansicht ein, daß nur erst dann eine allgemeine segensreiche bürgerliche Freiheit sich herausbilden könne, wenn das Wort freigegeben und das Volk in den Stand gesetzt worden, den Fürsten seine Wünsche offen und direct vorzutragen; nur so werde eine allgemeine Verständigung herbeigeführt werden können. Er forderte daher, besonders in seinem Lied „Der Rhein“, das einen tiefen Eindruck machte, die Fürsten auf, der Presse die Fesseln zu lösen und auf die Weisen und Dichter des Volkes zu hören. Mit einem freien Volke würden sie dann auch zugleich ein kräftiges und wehrhaftes erziehen, das in der Stunde der Noth mannhaft das Vaterland gegen alle Feinde vertheidigen werde. In seinen Liebesliedern bekundet der Dichter ein feinfühliges Gemüth.

Lieder.

Rechtfertigung.

Man hat die Poesie verklagt,
Man zürnt mit uns Poeten,
Daß wir mit stolzem Muth gewagt,
Vor unser Volk zu treten:
Daß wir gewagt mit lautem Ton
Die Schlummernden zu wecken,
Daß wir gewagt, auf ihrem Thron
Selbst Könige zu schrecken.

Schaut um euch, sagt man: Alles still!
Die Lämmer geh'n und grasen,
Die ganze Welt ist ein Idyll,
Was nützt es, Lärm zu blasen?
Ihr ruft zur Schlacht tagaus, tagein,
Wer soll die Schlachten schlagen?
So laßt doch das Trompeten sein,
Es will ja doch nichts sagen.

Die Muse ist ein Weib — wohlan!
Für Weiber ziemt die Klause.
Was ficht denn eure Muse an?
Was will sie außer'm Hause?
Macht Verse wieder, wie zuvor,
Singt: blühe, liebes Veilchen!
Und findet das kein offnes Ohr,
Je nun, so schweigt ein Weilchen. — —

Und wär' es auch, und wär' es so,
Wir wollen doch nicht schweigen!
Doch in die Lüfte stolz und froh,
Soll'n unsre Lieder steigen!
Und wären alle Lerchen stumm
Und alle Nachtigallen,
So soll die Freiheit doch ringsum
Von allen Zweigen schallen!

Was? Wenn der Mond am Himmel steht,
Und wenn die Sternlein flimmern,
Da soll euch hurtig der Poet
Ein Mondscheinliedchen wimmern:
Doch wenn aus Nacht und Nebel bricht
Der Zukunft goldne Sonne,
Da, wollt ihr, soll der Dichter nicht
Ausjauchzen seine Wonne?

An jedem Hälmchen, jedem Moos
Soll der Poet sich freuen,
Er soll die Blumen klein und groß
Poetisch wiederkäuen;
Doch wie? wenn der Geschichte Baum
Laut rauscht mit allen Zweigen,
Das freut euch nicht? das hört ihr kaum?
Da soll der Dichter schweigen?

Ihr laßt ihn gerne Dies und Das
Von Rausch und Reben singen,
Und wenn der Wein sich rührt im Faß,
Soll auch die Leier klingen;
Doch wenn der Geist, der ew'ge, gährt,
Daß alle Herzen dröhnen,
Das dünkt euch nicht Besingens werth,
Da soll kein Lied ertönen?

Ihr hört dem Dichter ruhig zu,
Singt er von Liebesschmerzen,
Ihr kriegt nicht satt sein ewig: Du,
Du, du liegst mir im Herzen;
Doch wenn ein Mann zur Liebsten sich
Die Freiheit hat erkoren,
Da dünkt das Lied euch kümmerlich,
Da schmerzen euch die Ohren?

Nun gut, so rutscht denn auf dem Knie,
So räuchert eurem Fetisch,
Und klagt, die neue Poesie
Sei gar zu unästhetisch;
Wir kümmern uns den Teufel d'rum,
Wie man uns kritisire,
Und ob ein feines Publicum
Uns höchlich degoutire! —

Dich, deutsche Jugend, dich allein,
Dich suchen diese Lieder!
Dein Ohr ist wach, dein Herz ist rein,
Dein Busen hallt sie wieder.
Die Jugend nur, die Jugend nur,
Die Jugend soll uns hören,
Und nicht Kritik und nicht Censur
Soll unsre Lieder stören! —

Sonett.

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, sagt ihr, muß für Manches uns entschäd'gen;
Es will die Welt auf einmal sich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.

Nicht länger woll'n wir nur auf Wolken malen;
Wir sind der Götter müd', davon sie pred'gen,
Der zürnenden sowohl, als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen. —

O thöricht Volk, zu lenken an der Leine
Mit einem Wort! Real! Es macht mich lachen:
Was ihr real nennt, ist nur das Gemeine.

Zwar ohne Holz läßt sich kein Feu'r entfachen:
Doch wächst die Blume nur im Sonnenscheine
Dem himmlischen, den nie ein Mensch kann machen.

Bretagne.

An den Ufern der Bretagne, horch! welch' nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber, leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schaar.

„Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höh'n,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Fleh'n."

„Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise! löst den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter, in die Wogen zum Gebet!"

Flinke Ruder hör' ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte muthig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr! Du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, wiederspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!"
Also durch der Wogen Wüthen, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! Keiner kam an's Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wunderseel'ge, in des Frühroths goldnem Schein.

Die Mutter des Kosaken.

Laß deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß', unsel'ge Mutter, dein Gewand!
Rasch fort, hinaus! Nach deinem letzten Kinde,
O schau' hinab von dieses Ufers Rand!

Fern am Gebirge ward die Schlacht geschlagen,
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Er war's, er fiel! — und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer! —

Wer durfte sonst mit dieser sich vergleichen
Vor allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie Leichen,
Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den ersten rief, fern von der Heimath Erde,
Zur Türkenschlacht der Zarin Aufgebot:
Den Pascha selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.

Was war der Dank? — Als einst in froher Runde,
Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzukeckem Munde
An Katharinens Namen sich verging:
Da schnell ein Ohr fand des Verräthers Klage,
Schwerer, denn Blutschuld, wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom holden Tage,
In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.

Noch einer blieb, der jüngste, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und schwarz gelocktem Haar,
Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch Mitternachts gesehen,
Wie sie empor sprang bei der Lampe Schein,
In ihres Kindes Angesicht zu spähen,
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.

Er wuchs heran: sein Auge morgenhelle,
Flog stolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein andrer trieb, wie er, das Roß so schnelle,
Kein andrer schwang die Lanze so, wie er.
Und sang er Nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da schwieg das Volk und horchte voller Lust,
Und nickt' ihm zu, — und mancher Dirne schwellten
Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.

Da plötzlich kam, gewaltsam Recht zu sprechen
Für jedes Unrecht, das der Russe that,
Pugatschew kam: sein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert sein Scepter, blutgetränkt sein Pfad.
Und Kampfgeschrei und Freiheitruf durchschwirrte
Die grüne Steppe, sausend wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Beil.

Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde.
Zwei Tage saß sie wortelos und sann;
Am dritten erst, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüsternd hob sie an:
„Dein erster Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk ist des andern Leib verdorrt."
Hier brach sie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde;
Denn er verstand die Mutter ohne Wort.

Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog:
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Roth war von Blut das Fähnlein seiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzstrahl in der Feinde Reih'n,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskaus heil'ge Mauern ein. —

Doch anders war's in Gottes Rath beschlossen! —
Fern am Gebirge braust die wilde Schlacht;
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Rossen,
Kosaken stürmen durch die stille Nacht:
„Wir sind zerstreut, vernichtet und zerschlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Rasch fort, hinaus! denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!"

Sie hört's — und schwieg. Nur ihre Blicke sanken
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick schien sie zu wanken,
Dann wieder stand sie, gleich als wär' sie Erz.
Und als sie nun das Aug' emporgeschlagen,
Da längst verschwunden ist der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufschlag hört sie donnernd jagen,
Und stumm nun wieder, schweigend liegt die Flur.

Still alles, still! Nur in der Mutter Herzen,
Welch' jäher Nothschrei gellt entsetzlich dort!
Welch' banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings rasches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die stumme Qual des Herzens auszuschrei'n:
Das Thier des Waldes hätte mitgeschrieen,
Und Mond und Sterne stimmeten mit ein! —

Schon wich die Nacht! der erste Lichtstrahl bebte
Bleich und erschrocken über ihr Gesicht;
Sie fuhr empor, — sie fühlte, daß sie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte sie die Pflicht.
Rasch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will sie schau'n —
Er kommt gewiß! und dann mit eig'nen Händen
Dem Schoß der Erde will sie ihn vertrau'n. —

Der Tod ist stark, ein Fürst! Wer darf ihn hindern?
Denn selbst der Mutter Thräne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bitterste, sich lindern,
Darf er am Grabe der Geliebten knie'n.
Es ruht sich weich an diesen grünen Hügeln,
Es weint sich sanft in brünstigem Gebet
An diesen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmüth'gen Trostes süßer Hauch umweht! —

Ihr weht er nicht! Längst schon an fremden Küsten
Bleicht ihres Erstlings blutiges Gebein,
Und um den andern in des Bergwerks Klüften
Weint leise nur das tropfende Gestein.
Den jüngsten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er so oft mit rüst'gem Arm zertheilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O tragt ihn sicher, tragt ihn unverweilt!

So sitzt sie nun, dicht an den Strom gekauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und schaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleich wie ein Adler von des Horstes Rand.
Roth schimmern rings des Stromes gold'ne Fluten,
Als ob ein Wald von Rosen hier versank;
Doch sind es nicht des Morgens Purpurgluten,
Das Blut der Feldschlacht ist es, das er trank.

Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirrer Knäul, in grausenvoller Hast;
Mit leisem Murren drängen sich die Wogen,
Als grollten sie der unerwünschten Last.
Sieh', Waffen erst, zerbrochene Standarten,
Ein Köcher hier, zerspalten und geleert,
Schau' dort ein Schild, zerfetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

Und Leichen nun! — Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrothe Blut,
Noch spricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde,
Und jene Hand, sie ballt sich noch vor Wuth.
Zerriß'ne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Ruder lässig um sie her, —
Und dichter stets und unabsehbar drängen
Die Leichen sich und schwimmen fort in's Meer.

Sie aber steht; — nie hat bei seinem Netze
Ein armer Fischer diese Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zerwühlt.
Laut pocht ihr Herz! All' ihre Sinne lauschen,
Ihr Auge starrt, weit aufgerissen, weit.
Nichts unterbricht, als nur der Woge Rauschen,
Die ungeheure, stumme Einsamkeit.

Doch sieh', wer kommt hier dicht herangetragen,
Als sucht' er selbst ein Grab sich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerschmettert und zerschlagen,
Sein bester Freund hätt' ihn nicht mehr gekannt.
Und doch, in diesen Orden ist's zu lesen,
Einst bei der Zarin lächelt' ihm das Glück,
Es ist ein Feind, ein Russe ist's gewesen, —
Und mit dem Fuße stößt sie ihn zurück! —

Kein Ende noch! Schon senkt der Tag sich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch auf, da rauscht's vorbei
Und schwirrt und schlägt mit flatterndem Gefieder,
Und kreischt und schrillt mit heiserem Geschrei:
Das ist das Volk der Geier und der Raben
Fernher gefolgt dem leckern Festgericht —
„O ew'ger Gott, o schont nur meinen Knaben,
Nur in sein Antlitz schlagt die Klaue nicht!"

Sie sprang empor: rasch mit erhob'nem Stecken
Schlug sie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier schienen zu erschrecken,
Umkreisten sie und stutzten und entfloh'n.
Und wieder nur den Nachtwind hört sie pfeifen,
Die Sterne schau'n großaugig in die Flut,
Und ihren Blick noch immer läßt sie schweifen,
Der heller flammt, als aller Sterne Glut.

Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o schau'! Ihr Auge kennt ihn schon!
Der nächste dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es ist ihr Sohn!
Die sie so oft geküßt, die Locken schmiegen
Sich wie ein Kissen um den blut'gen Mann,
Rasch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu seiner Mutter schmeicheln ihn heran.

„Du sollst mir nicht in dieser Flut verderben,
In die des Feindes rohe Hand dich warf:
Nicht alles wird von meinem Sohn mir sterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf."
Sie rief's und schwang mit rasch gewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Gischt hinein,
Hoch schäumt die Flut um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Brust sie ein.

Jetzt sein Gewand, jetzt die erstarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat sie ihn gefaßt;
Doch steil und mühsam sind des Ufers Wände,
Die Strömung stark, und o, so schwer die Last
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahllose Leichen rauschend hinterdrein,
Und treiben sie und stoßen sie und zwängen
Sie immer tiefer in die Flut hinein.

Sie stemmt sich, kämpft — sie will den Sohn nicht lassen,
Mitten im Strome treibt sie selber schon —
Fest dennoch, fest! in schmerzlichstem Umfassen,
Die Mutter sterbend mit dem todten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da senkt ihr Haupt sich nieder,
Die Locken trinken in der Flut sich schwer;
Und Brust an Brust, verschränkt die starren Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer. —

Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachzügler sind's mit ungewissem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel sinkt, der Morgen steigt herauf:
Und was die Flut mit Rosen da bemalte,
Es war kein Blut, geflossen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben strahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht!



7. Georg Herwegh.

Geb. den 31. Mai 1817 zu Stuttgart; gest. den 7. April 1875 in Baden-Baden.

Motto: Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht!
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab's gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Urtheile über Herwegh.

Ludw. Salomon: Hoffmann von Fallersleben steht diametral Georg Herwegh gegenüber, denn während die Gedichte jenes vornehmlich die Wünsche und Hoffnungen des gesetzten Bürgers zum Ausdruck brachten, liehen die glänzenden Verse dieses dem Trachten und Verlangen der schwärmerischen Jugend Worte. Ist daher den meisten Hoffmann'schen Liedern ein gewisser philiströser Zug und bei allem Humor nicht selten eine gewisse spießbürgerliche Aergerlichkeit eigen, so belebt die Rhythmen Herwegh's ein stolzer Schwung und ungestüme Begeisterung; und richtet Hoffmann seinen Spott zumeist gegen all' die kleinen Leiden seiner Zeit, den Polizeiplack, die Censur ꝛc., so schwingt sich Herwegh gleich zu den höchsten Forderungen empor, verlangt nach großen Völkerkriegen, die alle Feinde der Freiheit zerschmettern sollen, und nach freiheitlichen Institutionen, die kein Tyrann mehr zertrümmern könne.

Joh. Scherr: Durch Georg Herwegh erhielt die politische Lyrik der Gegenwart, wie sie insbesondere durch Platen und Grün angeregt worden, ihre bestimmt revolutionär-republikanische Tendenz, ihr hinreißend pathetisches Feuer, sowie eine epigrammatisch scharf und höchst glänzend zugeschliffene Form. An Wirkung ist Herwegh von keinem der übrigen „politischen" Dichter übertroffen worden.

Aus den „Gedichten eines Lebendigen".

Rheinweinlied. (Oct. 1840.)

Wo solch' ein Feuer noch gedeiht,
Und solch' ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben,
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn Ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher Euch schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth. (1839.)

Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingeh'n wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingeh'n wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingeh'n wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingeh'n wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entfloh'n,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget.

Du wirst nicht hingeh'n wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst Du hingeh'n, hingeh'n ohne Spur,
Doch wird das Elend Deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Der Gang um Mitternacht. (1840.)

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! .... Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!

Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus' Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich Dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Das Lied vom Hasse. (1841.)

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' Du, o Haß, Dein jüngst Gericht,
Brich Du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um uns're Gluth zu schüren.
Die Ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang' genug geliebt,
O lernet endlich hassen!"

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als uns're Liebe, werden.
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Aus den „Sonetten".

Nie wurden noch die Sylben mehr gemessen,
Und glaubt man unserm kritischen Gelichter,
So wäre schier der dritte Mann ein Dichter
Von Thule bis zum Lande der Tscherkessen.

Und alle nur auf eitel Ruhm versessen,
Ein jeglicher Poet begehret, spricht er
Zwei Verse nur, gleich Publikum und Richter,
Und würd' sein Pfeifen anders bald vergessen.

Doch mir däucht nur ein Dichter, der noch sänge,
Der seinen Wohllaut noch verströmen müßte,
Wo keines Menschen Stimme zu ihm dränge:

Im stillen Meer an unwirthbarer Küste —
Zuhörer nur die wilden Felsenhänge —
Und in Arabiens grauenvoller Wüste.

Der Freiheit Priester, der Vasall des Schönen,
So wird der Dichter in die Welt gesandt;
Ein Troubadour zieh' er von Land zu Land,
Das Herrlichste mit seinem Lied zu krönen.

Die Heldenthat gewinn' in seinen Tönen
Für alle Zeiten sicheren Bestand,
Den eig'nen Kummer schreib' er in den Sand,
Des eig'nen Herzens mög' er sich entwöhnen.

Ein Gärtner, dem der Garten nur gegeben,
Für fremde Busen Blumen d'raus zu pflücken,
Ein Winzer, der für Fremde baut die Reben —

Sei all' sein Trost, nur And're zu beglücken;
Dem armen Taucher gleich, wag' er das Leben,
Mit selt'nen Perlen seine Zeit zu schmücken.

3. Lokal-patriotische Dichtung.



8. Berthold Auerbach.

Geb. den 28. Februar 1812 zu Nordstetten (im württemb. Schwarzwald);
gest. den 8. Februar 1882 in Cannes (in Frankreich).

Motto: Was ich zu bieten habe, will nicht als allgemein giltige Wahrheit erscheinen, ist aber meine Wahrheit, und mag nun Jedermann zusehen, was davon auch seine Wahrheit werden kann.

Das alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.
(Freiligrath.)

Urtheile über Auerbach.

Joh. Scherr: Zur künstlerischen Geltung verhalf erst Berthold Auerbach der Dorfroman („Schwarzwälder Dorfgeschichten"), insbesondere dadurch, daß er das Leben und Weben des Landvolks mit dem der übrigen Stände in Beziehung setzte und so das Verhalten der Bauerschaft zur politischen und sozialen Entwickelung der Zeit zur

Anschauung brachte. Freilich ist Auerbach gerade hiedurch mitunter in den Fehler verfallen, seine Bauern viel zu „gebildet“ darzustellen. Ueberhaupt merkt man diesen Schwarzwäldlern und Schwarzwäldlerinnen doch sehr leicht an, daß der Autor sie sorgfältig Toilette machen ließ, damit sie in den Salons präsentabel wären. Später hat Auerbach, dessen Erzählungen eine lange Bändereihe füllen, den Versuch gemacht, die Dorfgeschichte mit der Hofgeschichte zu verbinden, und er erreichte damit noch eine Steigerung seiner Popularität.

Heinr. Kurz: Darin sind alle seine Schriften einander ähnlich, daß sie sämmtlich von der nämlichen Gesinnung und Weltanschauung beseelt sind. Allen seinen Schriften liegt das Bestreben zum Grunde, für Aufklärung, wahre Religiösität und Humanität zu wirken, alle sind von dem tiefsten Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten durchdrungen, die Unterdrückung mag vom Staat oder von der Kirche oder von den socialen Verhältnissen ausgehen.

Anregungen.

Aus: Irma's Tagebuch.

Warum hat keine Religion vor allem Andern das Gebot: Du sollst arbeiten! — ?

Arbeit, Arbeit! ist hier die Parole. Täglich, stündlich. Die Menschen denken an gar nichts, als Arbeiten, „Wirken“, wie sie es nennen. Die Arbeit ist ihnen eine Naturnothwendigkeit, wie dem Baum das Wachsen. Das macht fest.

Ich bin doch nicht ganz verlassen. Ich trage Melodieen und Bilder in mir und vor Allem hat mein Gedächtniß Lieder unseres Meisters Goethe bewahrt.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh' —

Das zog mir schon hundertmal durch die Seele und erquickte mich wie kühlender Thau. Ich freue mich des melodischen Tonfalles, der einfachen Worte.

Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte das Lied einer andern Seele sagen. Ich habe es meinem alten Auszügler vorgesagt, er versteht's, und mein Pechmännlein hat es schon auswendig gelernt. Wie glücklich ein Dichter! Eine Stunde, die er gelebt, wird zum ewigen Leben von Tausenden nach ihm. Wie freue ich mich dieses Gedächtnißschatzes! Ich bin wie mein alter Auszügler, der seine paar Lieder gelernt hat und sich still vorsingt.

Du bist nicht frei, so lange du nicht auch deine Phantasie beherrschest. Die Phantasie ist der mächtigste Despot.

Die Liebe ist die Krone jedes Lebens, sie krönt auch das niedrigste Haupt.

Ach, die Sucht, immer etwas besonderes sein zu wollen! Die Natur ist gar nicht originell, sie wiederholt immer Dasselbe. Die Rose von heuer ist wie die Rose vom vorigen Jahr.

Die Menschen bestimmen sich — das ist Wahl und Qual.

Die Einsamkeit hat eine heilende Trösterin, Freundin, Gespielin: es ist die Arbeit. Wer nicht einsam gelebt hat, weiß nicht, was Arbeit ist.

Ich denke oft an das Wort Dante's: Kein größeres Unglück gibt's, als sich im Elend des Glücks erinnern. Warum sagte er nicht, welchen Glückes? Sich schuldlosen Glückes erinnern, muß immer Wonne sein und sei das nachfolgende Unglück auch noch so groß. Francesca aber spricht vom andern, vom schuldvollen Glück, und sie hat Recht. Ich weiß es, daß sie Recht hat.

Ich meine, auch mein Vater hat mir damals beim Abschied gesagt: Laß nur solche Freuden über dich kommen, deren Erinnerung dir eine Freude sein kann.

Ich danke dem Schicksal das am meisten, daß ich gelernt habe, zu sehen. Ich sehe überall etwas, das mich erfreut, mich denken macht. Die schönsten Freuden, die allerverbreitetsten, sind die durch das Auge.

Es ist gleich, wie man sein Dasein auslebt, wenn es nur in Selbsterweckung und Bewußtsein geschieht. Alle Künste, alle Wissenschaften sind doch nur dazu da, um im fremden Bewußtsein unser eigenes zu werden. Wer das aus sich selbst kann, hat genug. Wer des Morgens zur Stunde, da er an die Arbeit gehen will, von selbst aufwacht, braucht sich nicht vom Nachtwächter wecken zu lassen.

Aus: Tausend Gedanken des Collaborators.

Aphoristische Betrachtungen sind oft wie ein farbloser Niederschlag aus lebendigen Wahrnehmungen, die erst demjenigen wieder einen festen farbigen Inhalt darbieten, der eine eigene Lebenserfahrung hinzubringt. So gibt es Flüssigkeiten, die wie reines Wasser aussehen, aber durch Hinzuthun eines neuen Stoffes den darin aufgelösten zur Erscheinung kommen lassen.

Nur wer wahrhaft bescheiden ist, das heißt wer die Mangelhaftigkeit seines Wesens und Wirkens kennt, hat auch die gerechte Anerkennung für Wesen und Wirken Anderer; denn er weiß, was es heißt, etwas sein und wirken.

Wenn ich ein Erlebniß, bewußt oder unbewußt, in der Mittheilung ergänzte und abrundete, so wurde es mit neuen verunstaltenden Zuthaten weiter erzählt. Die Lüge hatte eben eine sich von selbst erweiternde Lücke aufgerissen.

Es giebt unbedachtsam hingeworfene Worte, die zur Axe im Denken des Einsamen werden.

Dumm und gut sagt man. Ich habe gefunden, daß nur die Gescheiten wirklich gut sind. Der Gescheite allein weiß, was gut für den Anderen ist, und der Dumme fällt bei eintretender Unzuträglichkeit leicht von seiner Güte ab.

Halte die Bekenntnisse Goethe's und J. J. Rousseau's neben einander und du hast das volle Bild eines Eitlen und eines Stolzen, oder — da dies Wort in der Regel mißverstanden wird — eines Mannes, der sich selbst als Natur achtet und diese Natur frei, d. h. in Selbstführung ausbildet. Goethe kennt die Unendlichkeit des geistigen und sinnlichen Universums, das Jahrtausende nicht erforscht worden; Rousseau bildet sich ein, das All in einige brillante Antithesen einschließen zu können.

Die Unabhängigkeit vieler Menschen besteht eigentlich in Unanhänglichkeit.

Gram und Groll in der Seele tragen, macht reizbar, schwergemuth und frühzeitig alt.

Gesunde und dabei selbstsüchtige Menschen haben einen wahren Zorn auf Kranke, als wären sie Uebelthäter. Allerdings gibt es ein Krank- und Unglücklichsein, das alsbald verschwinden müßte, wenn man ehrlich vor sich und willenskräftig gegen die Störung wäre; aber nicht immer ist dies der Fall, und die Frage der Priorität von Kraft und Wille tritt hierbei wieder ein.

Beim Wegzuge von einem Wohnort zeigt sich die Lockerheit mancher gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen oft überraschend, wie die Möbel, wenn sie verladen werden, oft auseinander fallen und Füße verlieren, während sie in der Ruhe doch so lange behäb beisammen und fest auf ihren Füßen standen.

Alle Bildung, die übertragen werden kann, ist nichts als Handreichung und Führung dem, der sich selbst bewegt.

Das beste und leichteste Schönheitsmittel für Frauen ist eine ständige Sanftmüthigkeit und Theilnahme an den edelsten Interessen der sie umgebenden Menschen. Das konservirt und gibt dem Antlitze einen unvertilgbar heiter frischen und anmuthenden Ausdruck. Wenn man die Frauen lehren könnte, daß Herbheit sie süßlich macht, das wäre der beste Belehrungsweg.

Die Seelen Friedrichs II. und Lessings, Schillers, Goethes und Kants sind Substanz des deutschen Volksgeistes geworden, — nicht faßbar im Einzelnen. Ein Volk, das die großen Männer seiner Geschichte nicht hochhält, ist wie ein Mensch, der seine Eltern verleugnet.

Wer um einer Idee willen seine Kraft in Bewegung setzt, tritt in die Region des Genies, so klein und unscheinbar auch sein Berufskreis sei.

Nach der Schilderung der biblischen Urkunde war bei allen Creaturen das Bild ihres Daseins erst da mit ihrem Dasein. Der Mensch aber wurde geschaffen nach einem Bilde, nach dem Ebenbilde Gottes, und das Herausbilden dieses idealen Urbildes ist die Arbeit des Menschen.



9. Annette Elisabeth Freiin von Droste=Hülshoff.

Geb. den 10. Januar 1797 zu Hülshoff bei Münster; gest. den 24. Mai 1848 auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee.

Motto: Auf einem Tropfen Menschlichkeit schwimmt mit dem letzten Athemzug die Eeele lächelnd in die Ewigkeit.

Meine Lieder werden leben, wann ich längst entschwand;
Mancher wird vor ihnen beben, der gleich mir empfand.
Ob ein Andrer sie gegeben, oder meine Hand:
Sieh', die Lieder durften leben, aber ich entschwand.

Et gieft men een Mönster.
(Münsterländisches Eprüchwort.)

Seltsames, schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Wiederhall! und so stille blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studiren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen! . . . So anmuthig, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, eine große Oase in dem sie von allen Seiten umstäubenden Eandmeer. In hohem Grade friedlich, hat es doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Blumenflor und Nachtigallenschlag getroffen werden. Kurz, diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur wie kaum eine andere. . . . Dörfer trifft man alle Stunde Weges höchstens eins, und die zerstreuten Bauernhöfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperrücke winkendes Heiligenbild die Nähe menschlicher Wohnungen andeutet, und man sich allein glaubt mit Gras und Vögeln, wie am Tage der Schöpfung.

Urtheile über Annette von Droste.

Viele unsre deutschen Dichterinnen haben die alten süßen Weisen zur Lyra zu singen verstanden, aber keine von ihnen konnte einen neuen Ton aus den Saiten locken. Wie das Echo der griechischen Göttersage wiederholten sie der Liebe Leid und Lust in ihren Liedern, oder sie copirten, mehrere mit Glück und Geschick, die alten Muster. Die einzige deutsche Dichterin, der es gelungen, wirklich Neues zu schaffen, in ureigenster Kraft Form und Stoff nach ihrer Weise zu gestalten und unbetretene Pfade neben den ausgefahrenen Geleisen des Helikon zu entdecken, ist das westfälische Freifräulein. (Anna Elisabeth v. Droste Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens. 1879.)

Wilh. Herbst: Der [ihre Dichtungen] durchwehende Geist bildet einen starken Gegensatz gegen den Gemeingeist der Zeit, er weißt mahnend hin auf verlorene und verachtete Güter, er ruft die Gegenbilder einer untergegangenen Welt oder ein Idealbild aus der Phantasie und dem Heiligthum des Herzens wach. Wohl irrt auch dieser Geist und verirrt sich mannigfach — wir denken an jenes dämonisch nächtliche Gebiet, dem manche Stoffe ihrer Dichtung angehören, — und scheu und verstimmt zieht er sich zurück vor der Berührung mit der rauhen (? wohl nur der unreinen und insofern „gemeinen“) Wirklichkeit. Aber auch, wie oft durchschaut er mit herzenskundigem Prophetenblick die gleißende Außenseite und die tiefen Schäden, den inneren Nothstand der Gegenwart (ja, auch der heutigen noch!). Nicht auf breiter Fahrstraße ziehen ihre Lieder, vielmehr meist auf einsamen Wald- und steilen Felswegen, wo Liebe und Sympathie sie aufsuchen müssen. Diese Abgeschiedenheit und Fremdartigkeit, ja dieser oft schroffe Widerspruch gegen die Durchschnittsrichtung unsrer Zeit ist der eine Stein des Anstoßes!

Wenn die Poesieen der Annette v. Droste an Gestalt und Bedeutung, an objectivem und dauerndem Werthe die meisten poetischen Producte unsrer Tage so weit überragen, so war keineswegs der ausgezeichnete Charakter, das tiefe, reiche Gemüth und das seltene, angeborne Talent der Dichterin davon die einzige Ursache. Die großen Muster der Klassiker alter Zeit, namentlich der Römer, sowie die vorzüglichsten Englands und Italiens hatten ihren Geschmack gebildet und ihr poetisches Gefühl erzogen und geläutert; und indem sie sinnig und nachdenkend in ihre Werke sich vertiefte, empfing sie zugleich an ihnen einen gediegenen Prüfstein, woran sie wohl mit Zuversicht erkennen mochte, ob und inwiefern sie ihrem eigenen Genius vortrauen oder folgen dürfe. Doch besaß sie Elasticität des Geistes und an der lebendigen Gegenwart gereiftes Urtheil genug, um einzusehen, daß Nachahmung nur zu schlechter Copirung führe, und nicht diese, sondern Wetteifer mit jenen die Aufgabe für die Dichter der Gegenwart sei. Zudem ward sie nicht müde, namentlich bei ihren ersten größeren Versuchen ihre Producte erbarmungslos zu verbessern, zu beschneiden und in neue angemessenere Formen umzuschreiben; gern auch ließ sie es sich gefallen, die hoffnungslosen Kinder ihrer Feder gänzlich zu verwerfen .... Einer jeden Gestalt und Weise, welcher der Schöpfer Dasein und Leben gegönnt, eine gerechte und unparteiische Würdigung zuzuwenden strebend, und so an allem Leben sich erfreuend, suchte sie Anschauungen, Erinnerungen, Ereignisse ihres Lebens, die Erzählungen und Sagen, welche sie angeregt hatten, wie es sich eben traf, rein objectiv, treu und wahr in ein Bild zu fassen und es in einer schmucklosen, aber markirten und höchst bestimmten Sprache poetisch auszudrücken, stets bemüht mehr für die Sache als für die Form und Einkleidung, oder für ihre Subjectivität den Leser zu interessiren. In ihren Poesieen ist an den Natur- wie Seelenschilderungen objective Wahrheit, Gehalt, feinste Richtigkeit und unverkümmertes, ur-

sprüngliches menschliches Fühlen, bei Abwesenheit jeder falschen Sentimentalität gerühmt worden, sowie daß dieselben, nirgends der Convenienz und Mode huldigend, stets ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit und Frische bewahren.

Lieder.

Westfalen.

(Aus der „Schlacht am Loener Bruch“.)

'S ist Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Westfalens Eichenhain,
Gibt jeder Blume Abschiedskuß,
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegen schwellen.
Am Ufer Wasserlilien steh'n,
Und durch das Schilf Gesäusel geh'n,
Wie Kinder, wenn sie eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!“
Es ist so still; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Wittwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.

Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand —
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor Allem, dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht —
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut,
Mein Kleinod ist dein Name traut!
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werthe Saat,
Blieb ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!

Der Knabe im Moor.

O schaurig ist's über's Moor zu geh'n,
Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste dreh'n
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
O schaurig ist's über's Moor zu geh'n,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei:
Das ist der Geigenmann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.

Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O schaurig war's in der Haide!

Die junge Mutter.

Im grün verhang'nen duftigen Gemach,
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,“
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“
„Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen —
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“

„Madam, wir haben heut' Mariatag!“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen;
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte über'n Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen weißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“

„Du duftest Weihrauch, Mann!“ — „Ich war im Dom
Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken:
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Grenzen,
An deinem grünen Saatenwald,
Und mit des ersten Strahles Glänzen
Ist dein Gesang herabgewallt.
Der Sonne schwirrtest du entgegen,
Gleich einer Mücke um das Licht,
Dein Lied war wie ein Blütenregen,
Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da ward es mir, als müßt' ich ringen
Und flattern in den jungen Tag,
Als höre ich mein eignes Singen
Und meinen eignen Flügelschlag;
Die Sonne sprühte glühe Funken,
In Flammen brannte mein Gesicht,
Ich selber taumelte wie trunken,
Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,
Gleich todter Kohle in die Saat,
Noch zucken sah ich kleine Lider
Und bin erschrocken dann genaht:
Dein letztes Lied, es war verklungen,
Du lagst, ein armer kalter Rest,
Am Strahl zerflattert und versungen
Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte heiße Thränen weinen,
Wie sie das Weh vom Herzen drängt,
Denn auch mein Leben wird verscheinen,
Ich fühl's, versungen und versengt;
Du siecher Leib, ihr armen Reste!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah', nur nah' bei meinem Neste,
In meiner süßen Heimat nur!



10. Theodor Fontane.

Geb. den 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin.

Motto: Preußens Fahnen!
(Widmung von Scherenbergs „Waterloo".)

Euch aber, unsern jungen Schwertgewalten,
Die auf dänisch Leder schriebt: Hurrah!
Wir sind die Söhne noch von unsern Alten,
Trotz drei und dreißigjähr'gem Capua!
Werf' ich mein Lied in Eurer Fahne Falten,
Die alte Treu' in Jung-Germania:
Nur „drauf!" ob sich der Ost, ob West erhebet,
Es geht! So wahr ein Gott im Himmel lebet!
(Scherenberg.)

Urtheil über Fontane.

Theodor Fontane ist einer der Dichter der Mark Brandenburg, und zwar weniger deshalb, weil er, wie Willibald Alexis, specifisch brandenburgische Stoffe in seinen geistigen Producten verarbeitet, als vielmehr deshalb, weil er jenen eigenthümlichen Hauch, der über Brandenburgs Landschaft und Geschichte liegt, erfaßt und ihn seinen Schriften einzuflößen verstanden hat. (Allgem. Literar. Corresp. 1881.)

Lieder.

Der alte Derffling.

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und selbst in Schneiderhände
Kam einst das Heldenschwert;
D'rum Jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling sein Honneur.

In seinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geselle
So saß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle selbst zu sein.

Einst als das Nadelhalten
Ihm schier an's Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelspalten
Ist doch ein ander Ding";
Fort warf er Maß und Elle,
Voll Kriegslust, an die Wand,
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonst focht er still und friedlich,
Nach Handwerksburschen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;

Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einst er Schneider war;
Nur fand er einen Spötter,
Verstund er keinen Spaß,
Und brummte: „für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaß".

Krank lag in seinem Schlosse
Der greise Feldmarschall,
Kein's seiner Lieblingsrosse
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er sprach: „als alter Schneider
Weiß ich sei langer Zeit,
Man wechselt seine Kleider, —
Auch hab' ich deß nicht Leid.

„Es fehlt der alten Hülle
In Breite schon und Läng',
Der Geist tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Gesegnet sei dein Wille,
Herr Gott in letzter Noth!"
Er sprach's, und wurde stille,
Der alte Held war todt.

Der alte Zieten.

Joachim Hans von Zieten
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten,
Thät er die Hundert Mal';
Sie haben's All' erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren,
Der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus,
Doch Zieten sprach: „ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus."

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der And're war der Blitz;

Es wies sich Keiner träge,
D'rum schlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. —

Der Friede war geschlossen.
Doch Krieges Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal;
Wie Marschall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch, in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh', der Zieten schlief;
Ein Höfling will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht." —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar;

Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

Archibald Douglas, der Verbannte.

„Ich hab' es getragen sieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh',
Er sah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch rostig und schwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch, vom Waldrand scholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meut' und Mann,
Und eh' der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wangen schoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an,
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk' nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk' lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk' lieber zurück an Stirling Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geschnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugespitzt.

„Denk' lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich Dich fischen und jagen froh,
Und schwimmen und springen gelehrt.

„O denk' an Alles, was einsten war,
Und sänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„„Ich seh' Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

„„Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch' ihm immer noch,
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

„„Ich seh' Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das ist Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann.""

König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war steil und die Sonne stach,
Und sein Panzerhemd war schwer,
Doch ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

„Ich will ihm selber machen diee Streu,
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willst Du nicht, so hab' einen Muth
Und ich will es danken Dir,
Und zieh' Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich sterben hier."

König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag' es neu,
Und bewache mir meine Ruh',
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
Und Du reitest an meiner Seit',
Da wollen wir fischen und jagen froh
Als wie in alter Zeit.""

Junker Dampf.

Aus einem edlen Stamme
Entsproß der Junker Dampf:
Das Wasser und die Flamme
Erzeugten ihn im Kampf;
Doch hin und her getragen,
Ein Spielball jedem Wind,
Schien aus der Art geschlagen
Das Elementenkind.

Ja, frei an Füß' und Händen
Ist er ein lock'rer Fant,
Doch hinter Kerkerwänden
Da wird er ein Gigant:
In tausend Trümmerreste
Zerschlägt er jede Haft,
Mit ihrer Dicht' und Feste
Wächst seine Riesenkraft.

Selbst da, wo seiner Zelle
Ein schmales Pförtchen blieb,
Ringt er nach Luft und Helle
Mit solchem Sturmestrieb,
Daß, wenn ihn beim Entwischen
Des Thores Enge hemmt,
Den Kerker, unter Zischen,
Er auf die Schulter klemmt;

Und so, trotz eh'rner Fessel
An Füßen noch und Hand,
Reißt er den Kerkerkessel
Im Fluge mit durch's Land,
Reißt ganze Häuserreihen
Mit fort, wie Wirbelwind,
Bis wieder er im Freien
Nichts, als — ein spielend Kind.

Sprüche.

Beutst du dem Geiste seine Nahrung,
So laß nicht darben dein Gemüth:
Des Lebens höchste Offenbarung
Doch immer aus dem Herzen blüht.

Ein Gruß aus frischer Knabenkehle,
Ja, mehr noch, eines Kindes Lallen
Kann leuchtender in deine Seele
Wie Weisheit aller Weisen fallen.

Erst unter Kuß und Spiel und Scherzen
Erkennst du ganz, was Leben heißt:
O lerne denken mit dem Herzen,
Und lerne fühlen mit dem Geist!

Herz, laß dies Zweifeln, laß dies Klauben,
Vor dem das Beste selbst zerfällt,
Und wahre dir den Rest von Glauben
An Gutes noch in dieser Welt.

Schau hin auf eines Weibes Züge,
Das lächelnd auf den Säugling blickt,
Und fühl's: es ist nicht Alles Lüge,
Was uns das Leben bringt und schickt.

Und Herze, willst du ganz genesen,
Sei selber wahr, sei selber rein!
Was wir in Welt und Menschen lesen,
Ist nur der eig'ne Wiederschein.

Sei milde stets, und halte fern
Von Hoffart deine Seele:
Wir wandeln Alle vor dem Herrn
Des Wegs in Schuld und Fehle.

Woll' einen Spruch, woll' ein Geheiß
Dir in die Seele schärfen:
Es möge, wer sich schuldlos weiß,
Den Stein auf Andre werfen.

Die Tugend, die voll Stolz sich gibt,
Ist eitles Selbsterheben;
Wer alles Rechte wahrhaft liebt,
Weiß Unrecht zu vergeben.

Nicht glückesleer sind deine Lenze,
Du forderst nur des Glücks zu viel;
Gib deinem Wunsche Maß und Grenze,
Und dir entgegen kommt das Ziel.

Wie dumpfes Unkraut laß vermodern,
Was in dir noch des Glaubens ist,
Du hättest doppelt einzufodern
Des Lebens Glück, weil du es bist!

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.

4. Dialekt-Dichtung.



11. Fritz Reuter.

Geb. den 7. November 1810 zu Stavenhagen (in Mecklenburg); gest. den 12. Juli 1874 in Eisenach.

Motto: Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Alle meine Gedanken sind einmal von dieser engen Welt ausgefüllt worden, alle Fibern meines Empfindens haben einmal dies kleine Heimwesen umsponnen und daran gesogen wie ein Kind an Mutterbrüsten, und das vergißt man nicht.

(Schurr-Murr.)

Aus Klaus Groth's Nachruf auf Reuter.

Nu is he hin de Mann, de so Vele hett lachen makt dat se Thranen weenten; nu is he hin, den Weg lank den Jeder alleen geit, un vun wo he nich wedder kumt. Se hebbt em herut dragen vergangn Mittweken, stumm und still, den Mann de der spreken kunn do he lev, as ünner Hunnertdusend nich Een; un Vele mak he to ween' do he still sweeg, de mit em lacht hebbt as mit nich Een.

Se hebbt Fritz Reuter begravt op den Karkhof bi de Wartborg; een vun de grötsten Dichter is hin un singt ni mehr.

Wi Dütsche sünd doch en wunnerli Volk: wenn mal Een bi uns recht wat warrn un leisten schall, so makt wi em eerst toschann und tonichten. Wie lat em

insteken, utwannern, hungern un dörsten, un wenn wi denn toletz wis ward dat dat en Lerch is oder en Adler, dat dat Een is vun unse Besten, wenn wi em muchen op Hann dregen un mit unse Hann plegen: denn is vaer em längst dat Beste dervan un vun't beten Leben hett he nix recht mehr as dat Tosehn.

Fritz Reuter is nich de Eenzigste den dat drapen hett, em frilich mit am argsten. Wer säben Jahr op de Festung sitt in sin besten Jahrn, un noch kein achterher Hunger un Kummer litt: dat mutt en Held sin de denn aewerhaupt den Kopp noch baben hett, — mehr noch as dat wenn he aewer allen Jammer spaßen, aewer den Kummer lachen kann, vergeten wat achter em liggt, Arger un Groll afschütteln un Freud an de Welt un Lev gegen Minschen sik bewahrn, as harr he nix belevt als Gunst und Glück.

So weer de Mann, un darum war he so'n groten Redner. Wi hebbt sins Liken ni hatt un kriegt em nich wedder. Lessing, Goethe, Schiller, nömt se all uns groten Lüd, Klopstock un Herder darto oder so wit ji se kennt — se makt doch jümmer en gar eernsthafti Gesicht: mit lachen Munn all dat Schöne to seggn, so weer noch nich erfunn int dütsche Rik. Wenn se't versöchen so weer't oft man half gesund, vaer Jedermann gewis keen Kost.

Und dar leeg't: mank dat Elend, int dägli Eenerlei, bi de sure Arbeit, inn slechten Rock wat gut un schön is to sehn, wa de Sprak darvaer fehlt se to finn dat man't versteit und daran glövt, vaer disse Lüd ok mal de Sünnschin uttogeten, se to wisen wo se't hebbt un wo se't fehlt: dat hett Fritz Reuter leist, dar kumt em keen vun de Groten int Rik neeg, un süllst de ol Goethe ward em dar baben de Hand recken, wenn't maegli, un em en Platz neben sik fri maken.

Urtheil über Fritz Reuter.

Otto Glogau: Fritz Reuter's eigenthümlicher Lebens- und Bildungsgang erklärt die Frische und Ursprünglichkeit seines Fühlens und Denkens, erklärt zum Theil auch schon die Kraft und Sicherheit, mit der er bildet und schafft. Was ihn aber als Dichter hauptsächlich trägt, ist sein Charakter, sein Herz und sein Gemüth. Sein Charakter war, trotz mancher Schwächen und Verirrungen, doch ein männlich biederer und ehrenhafter. Er haßte das Falsche und Schlechte, er war in Worten und Handlungen schlicht und offen, redlich und rechtlich. Sein Herz war, trotz der Schicksalsschläge, die es erlitten, nicht im Mindesten verbittert, sondern warm und sonnig, edel und begeistert. Er war gegen Andere voll Milde und Nachsicht; ihm war Niemand zu gering, er überhob sich gegen Niemand, er umfaßte die Menschen mit aufrichtiger Liebe. Sein Gemüth war kindlich rein und tief religiös. Die pantheistische wie die materialistische Weltanschauung, die viele unserer Dichter beeinflussen und lähmen, waren ihm gleich fremd und zuwider. Wie er's in seinen Dichtungen wiederholt ausspricht, glaubte er fest und unerschütterlich an einen persönlichen Gott und an persönliche Unsterblichkeit. Menschenliebe und Gottesfurcht erfüllten und beseelten ihn; und im Glauben an Gott und die Menschheit liegt sein schöpferischer Idealismus. Aus seinem warmen Herzen und tiefen Gemüth, aus seiner Freude an Welt und Leben fließt der köstliche Humor, der ihn zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hat. Dieser Humor ist von ebenso gesunder Sinnlichkeit wie echter Sittlichkeit; er kümmert sich nicht allzusehr um Wohlanständigkeit und Formenwesen, er schlägt ihnen häufig ein Schnippchen; aber er ist nicht lüstern oder schlüpfrig, sondern unbefangen und unschuldig. Nur Heuchelei und Zimperlichkeit mögen sich an ihm ärgern. Dieser Humor vergoldet alle Dichtungen Reuter's; und er ergötzt nicht nur, er erhebt auch zugleich. Lust und Wehmuth wechseln

ab und ringen miteinander; gemischte Empfindungen durchziehen die Brust, und das Auge lächelt gar oft unter Thränen. . . .

Fritz Reuter ist nur ein plattdeutscher Dichter, aber er hat mit seinen Schöpfungen die Grenzen der Dialektdichtung weit überschritten. Er ist nach langer Zeit wieder einmal ein echter Dichter und der größte deutsche Humorist; darum gehört er der National-Literatur an. Selbstverständlich kann er sich nicht mit unsern Dichterheroen messen, aber die zeitgenössischen Poeten treten insgesammt hinter ihm zurück; und er ist der Vorläufer einer neuen Blüte der deutschen Literatur, die, trotz Goethe und Schiller, wohl noch nicht ihre Höhe erreicht hat. Reuter's Dichtungen schweben nicht in der Luft, spielen nicht überall und nirgends, sondern auf deutscher Erde, in deutschen Gauen; seine Helden sind nicht Griechen und Römer, nicht Ausländer oder Weltbürger, sondern dem deutschen Boden erwachsen, deutsche Landeskinder; seine Gesinnung und seine Zwecke, sein Stil und sein ganzes Wesen sind durch und durch deutsch. Den 1866 wieder erwachenden Hoffnungen, dem seit 1870 so mächtig anschwellenden Selbstbewußtsein des deutschen Volks hat Fritz Reuter schon vorher in seinen Schriften Ausdruck und Nahrung gegeben — als noch Uneinigkeit und Zerfahrenheit, Kleingläubigkeit und Gleichgültigkeit bei uns herrschte. Er trat auf in einer Zeit, die ziemlich blasirt und corrumpirt war; und nun geschah das Wunder! Von der gesunden Einfachheit und der naiven Schönheit seiner Dichtungen plötzlich ergriffen, fiel das anscheinend übersättigte Geschlecht dem alleinstehenden Manne, um den sich die Kritik kaum gekümmert, mit Frohlocken und Dankgefühl zu, huldigte ihm einmüthig aus eigenem Antrieb. Fritz Reuter's Schriften gewannen eine Verbreitung wie die unserer Klassiker.

Lieder.

De Wedd.

De Bäcker Swenn, de sitt in sine Stuw
Un hött sin Tweiback un sin Kringel,
Dunn kamen tau em 'rin twei lange Slüngel:
„O Meister, bring'n S' doch mal ens swinn
För uns en gaudes Frühstück 'rin!" —
„„Ja woll!"" Hei halt nu Eier, Schinken;
De Gäst, de föddern ok tau drinken,
'Ne Buddel Win von'n Besten sall dat sin.
De Wirth, de bringt s'; de Gäst, de sünd taufreden
Und fangen an von dit und dat tau reden.
„Na, hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk di mal in, wi will'n mal drinken,"
Seggt irst de Ein und ward den Annern plinken.
„Nu segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„„Du meinst den Ollen an den Mark,
Den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den'n sin Dummheit, de is stark.
De Oll, de höllt sick schrecklich klauk,
Un hett sick doch so dull blamirt!""
De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, de hürt
Ganz nipping tau. — „O, wenn ick fragen kann,
Wobi let de oll Voß sick faten,
Hei is doch süs so'n nägenklauken Mann?" —
„„Sei weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten
Un dorbi kregen wi em 'ran.
Wi weddt't mit em un hei verlur,
Dat hei vör sine Stubenuhr,
'Ne Virtelstund nich sitten künn
Un nich so langsam un so swinn,
So as de Parpendikel slög,
De Würd' ahn Stamern 'ruter kreg:
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen,
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.""
„I, dat 's doch nich so swer," seggt Swenn,
De gor tau girn ok wedden müggt,
„De olle Schapskopp? Na, mi dücht,
De Sak, de is doch gor tau licht."
„„Je,"" seggt de Ein, „„dat is doch so'n Geschicht!
Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden.""
„Ick bauh't, un ick gewinn," seggt Swenn;
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.
Hir, föfteihn Daler sett ick hen!" —
De beiden Kirls de kregen
Nu ehren Büdel 'rut un setten föfteihn gegen,
Un vör de Klock set't sick oll Swenn:
„„Adjüs! Herr Swenn,"" seggt nu de Ein
Un makt sick an de Dalers 'ranner,
Un sick dunn fix up sine Bein.
„„Adjüs! Herr Swenn,"" seggt ok de Anner,
„„Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden,
Ick wünsch Sei ok recht vel Plesir.""
„Je, dat ick doch en Schapskopp wir,

Un dordörch mine Wedd' verlür!
Ne, lopt Ji man," denkt Bäcker Swenn;
„Hir geiht 'e hen, dor geiht e' hen; —
Uem mine Wedd ward mi nich bang'n;
So licht lat ick mi noch nicht fang'n." —
„Hei drömt sick nu all as Gewinner,
Dunn kümmt tau em sin Fru herinner,
De ut de Stuw' wat 'ruter halt:
„„Na, Vader, hemw'n de Kirls betahlt?""
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„„Wat is 'e los? Wat fehlt Di, Mann?
Wat redst Du dor? Wat is Di denn?
Wat kikst Du denn de Klock so an?"" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„„Mein Gott! Wat fehlt Di? Segg doch, Swenn!
Du büst doch woll nich duhn hüt morg'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?"" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„„Herr Jesus, kumm doch 'rinner, Fik!
Lat Allens liggen, lop und rönn
Doch mal nah Dokter Hansen glik
Hei süll doch kamen in den Ogenblick,
Uns' Vader hadd nich sinen Schick."" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„„Hür Vadding! Swenning! Leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vadding! hürst Du nich? —
De Ogen gahn em fürchterlich.
Segg, Vadding! Segg! Kennst Du mi denn?""
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen. —
So, Mutter! so! nu hemw ick wun'n!
Nu is't ne richt'ge Virtelstun'n.
So, Mutter! ick gewünn de Wedd." —
„„J Vadding, kumm! Legg Di tau Bedd;
Ick bidd Di d'rüm in Gottes Namen.
Ick denk, de Dokter sall glik kamen."" —
„Gotts Dunner, Mutter! Ne! Ick hemw gewun'n. —
Dor sall doch glik dat Wetter 'rinner slagen!
De Kirls, de hemw'n mi doch bedragen,
De niederträchtigen, entfahmten Hun'n!
Wat? Meinst Du, dat verrückt ick bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Dokter 'rin.
„„Ja, ja! er ist in schrecklicher Erregung,
Der Puls in heftiger Bewegung,
Das glüh'nde Auge rollt und irrt
Umher. — Das Faseln von der Wette! —
Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
Und ganz gestört, er muß zu Bette.""
„Gotts Dunner! Hür'n Sei mi doch an!" —
„„Min leiw Herr Swenn, man keinen Larm!
Wie weiten't all! Nu kamen S' man.""
Un dormit kriggt de Dokter em bi'n Arm,
Un sine Fru, de nimmt den annern,
Un Fiken, de schüwwt achter nah;
So möt hei nah de Kamer wannern.
Hei flucht un swört, hei beiht und seggt.
Dat helpt em nicks, hei ward mit Bidden bald,
Wenn de nich helpen, mit Gewalt
In't warme Bedd herinner leggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kopp ward Water gaten;
Un wenn hei blot mal wedder röppt:
„Ick hemw jo wedd't, un ick hemw wun'n!"
Denn ward hei glik von Fläschen schröppt,
Em acht're Uhren Ilen set't
Un Luft ward em dann schafft von unnen.
So liggt hei nu den einen Dag, den tweiten
Bi Hawergrütt un Watersupp,
Un Keiner will von em wat weiten.
Und deit hei blot den Mund mal up,
Denn heit dat glik: „Wat willst Du, Swenning,
Ligg ruhig, stilling, leiwes Männing!"
Und fängt hei an mal tau vertellen
Von sine Wedd un an tau schellen,
Denn heit dat glik: „O, Fiken, lop un rönn
Doch glik mal nah den Dokter hen.
Hei müßt em wedder Ilen setten,
Un süll de Spritz ok nich vergeten."
„„Na,"" denkt hei endlich, „„giww di man!
Verrückt? Ne, dat's nich wohr, dat bün 'ck nich west,
Doch dumm, as Einer wesen kann!
Ick glöw binah, dat is dat Best:
Ick segg hir weder in dat Bedd,
Noch äwerall wat von min Wedd:
Ick glöw, ick swig man ganz und gor.
Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
Sei hemw'n mi doch tau arg tractirt,
Von't Wedden bün ick nu kurirt!""

En Beten anners.

„Na, Jochen, segg, wo is dat nu mit Di?
Kannst mit den Leutnant Di nu all verdragen?"
„„J ja, dat geiht; dat Gräwst, dat is vörbi,
Doch alle Dag' des Morrens früh
Hemw'n w' uns noch ümmer bi den Kragen
Un slahn uns beid' de Jacken vull.""
Du Dinen Herrn? Dat wir doch dull!
Warst em de Jack doch vull nich slagen?"
„„Un düchtig, Brauder, segg ick Di!
Doch ein lütt Unnerscheid, de is dorbi:
Ick buller em de Jack man ut,
Wenn hei nich drin is, wenn hei 'rut.
Doch min Herr Leutnant, de sleiht tau,
Wenn ick 'e noch insitten dauh.""

O Jöching Päsel, wat büst du vör'n Esel.

De Leutnant von Karfunkelstein,
De kümmt tau Hus, dunn liggt dor ein
Inladungskoart up sinen Arbeitsdisch
(So würd bei Disch gewöhnlich heiten,
Wil doaran drunken würd un eten
Und af un an ok spelt en Beten

Mit Rechtsch un Linksch; doch dat dürfst Keiner weiten),
Kort up den Disch, dor liggt dei Koart,
Un as hei s' nimmt un sick besüht,
Hadd hei bina för Ärger roart:
Dit schöne Middageten hüt! —
Dei gned'ge Fru von Diamant
Was in dei ganze Stadt bekannt,
Dat sei am besten ded tractiren,
Un in 'ne Stun'n süll hei marschiren!
Un dortau was — „nein, wie infam!“ —
De Witwe ok sin Herzen-Dam
Hei hadd so giern hüt bi ehr seten,
An ehr Gerichten satt sich eten,
Denn heites Hart un hungrig Magen,
De seeten bi em dicht tausam.
Un 't was ok würklich ganz infam! —
Doch dor helpt nicks, dor helpt kein Klagen,
Hei müßt marschiren, dat müßt sin.
Hei röpt nu sinen Burßen 'rin,
Un seggt em ganz genau Bescheid,
Dat hei unmäglich kamen künn.
„Weißt Du's nun auch?“ — „„Herr Leutnant, ja!““
Un uns' gaud Jochen Päsel geit.
Den Leutnant fölt wat in, hei ritt
Dat Finster up un röpt em na:
„Un dann bring' gleich das Essen mit.“ —
Un Jochen Päsel kümmt tau'r gned'gen Fru:
„Was giebt's, mein Sohn, was bringest Du?“
„„Empfehlung von 'n Herrn Leutnant
An gned'ge Fru von Diamant,
Un was mein gnedigst Leutnant wär',
Der keem heut nich zu's Essent her,
Denn nach 'ner guten Stunde schon
Müßt Allens gnedigst abmarschiren,
In Woldek wär 'ne Rebellion,
Un thäten hellschen rebelliren
Von wegen einer Holzgeschicht,
Un darüm könnt Herr Leutnant nich.“
„Das ist ja Schad, das thut mir leid!“
Und Jochen Päsel steit und steit
Und ward bei Feldmütz dörch dei Knewel wringen.
Dei frögt, worüm hei dem nich geit?
„„Das Essent,““ seggt hei, „„süll ich bringen.““
Na, sei is denn en lustig Wif,
Dat up en Spaß sich gaud versteit,
Un seggt tau em: „Na täuw, denn blif
Man noch en Ogenblicking hier.“
Un in ein blotes Uemseihn wir
En groten Korf vull Eten packt
Un Jochen Päseln upgesackt.
Dei drögt denn munter dormit furt,
Sin gnedigst Leutnant hett all lurt
Un set't sich ganz verdreitlich nedder:
„So,“ seggt hei, „na, nu gift dat wedder
Den ew'gen Schwins- un Hamelbraden.
Ach! Bei der Diamant geladen,
Bei einem solchen Weib zum Küssen,
Un dann von Platen essen müssen!“
Doch ward em bald ganz narsch tau Maud,
Dat Eten, dat is wirklich gaud,
So hett em dat mendag nich schmeckt;
Un Brad, Pasteten, Is, Konfekt —
Un nu noch goar 'ne Buddel Sekt!
Dat is en Eten, as sick hürt,
As sick dat för en Leutnant hürt,
Dei in den blassen Dod marschirt
Un sick tauletzt noch regalirt.
Hei frögt den Kierl, ob denn bi Platen
Villicht 'ne Hochtid utrüst't wir,
Oder ob hei wedder döpen laten.
„Ne,“ seggt uns' Jochen, „dat 's von ehr,“
„„Wo,““ frögt dei Leutnant, „„ist es her?““
„Na, von dei Fru von Diamant,
Ik süll mi dat dor glik jo föddern.“
Na, nu denn uns' Herr Leutnant!
Dei ward denn los nu dunnerwettern
Up unsen leiwen Jöching Päsel
Up Ihr un Gasch' und Talj tauschwören,
Hei wir de allergrötste Esel,
Dei up twei Beinen 'rümme leep,
Un wenn hei 't mal taufällig dröp,
Dat sei mit Jöching Veihus-Dören
Inrönnen deden,
Hei, dei Herr Leutnant, würr't nich wehren.
Indessen ok so 'n Leutnantszorn
Hett sine Tid, hei towt sick ut,
Un as dei Leutnant ruhig worr'n,
Dunn treckt hei sinen Büdel 'rut
Un langt drei Daler d'rut hervör,
Un nimmt s' un röpt: „Komm hier mal her!
Hier sind drei Thaler. Siehst Du, Esel?“ —
„„Woll, zu Befehl,““ seggt Jochen Päsel, —
„Die nimmst Du hier und gehst sogleich
Zu dem Conditor Butterteig —
Verstehst du mich auch recht, Du Esel?“ —
„„Befehl, Herr Leutnant!““ seggt uns' Päsel. —
„Da forderst Du Dir eine Torte,
Die schönste, die da ist im Laden,
Und trägst sie nach demselben Orte,
Wo ich zu Mittag war geladen,
Und sagst zur Frau von Diamant:
Du wärst als Esel längst bekannt,
Sie möge gnädigst Dir verzeih'n,
Und wenn die Tort' ihr halb so schmeckte,
Wie mir die Braten und Konfekte,
Die sie so freundlich mir gesandt,
So würd's für mich 'ne Wollust sein.
Hast nun verstanden, dummer Esel?“ —
„„Befehl““ seggt werre Jochen Päsel. —
Und Jochen geit un bringt denn nu
Den Kauken tau de gnedige Fru:
„Empfehlung von Herrn Leutnant
An gned'ge Fru von Diamant . . . .“
„„Was bringst Du da, mein lieber Sohn?““
„Und wär als Esel längst bekannt,
Un gned'ge Fru von Diamant . . . .“
„„Na, laß nur, laß, ich weiß das schon.““
„Und sollten gnedigst doch verzeih'n,
Un einen Kauken is dadrein,
Un sollt for Sie 'ne Wollust sein.“

De gned'ge Fru, de lacht denn sihr:
„„Na, sag' dem Herren Leutenant,
Wenn er erst wäre wieder hier,
Dann sprächen wir wohl mal darüber.
Und grüß ihn nur, und hier, mein Lieber,“
Drückt em en Daler in de Hand
Und denkt denn nu, hei sall nu gahn;
Doch Jochen, dei blift stramm bestahn
Un höllt dei Hand so vör sick hen
Un kikt sick in dei Hand herin,
As hadd hei nie en Daler seihn.
„Was stehst Du noch? Was wartest Du?“
Frögt em tauletzt de gned'ge Fru,
„Nun ist ja alles in der Reih'.“
„„Ne,““ seggt uns' Jochen, „„dit 's man ein,
Dei Kauken kost uns sülben drei.““

De Koppweihdag'.

„Gu'n Morgen, Herr Apteiker! Seggen S'mal,
Wat is woll gaud vör Koppweihdag'?“
„„Min Sähn, dat is de düll'ste Qual,
Dat is'ne niederträcht'ge Plag'.
Na sett Di man en Beten dal.
Du büst woll her ut Frugenmark.““ —
„Ja, Herr! Ik dein doar up den Hoff.“ —
„„Na, sünd de Koppweihdag' denn stark?““ —
„Ja, Herr! Sei maken't goar to grof.“ —
„„Na, denn kumm her und dauh
Mal ierst din beiden Ogen tau. —
Süh! so is't recht! Nu rük mal swinn
All, wat du kannst, in disse Buddel 'rin““ —
De Bengel deit ok ganz genau
Wat hei em heit: makt ierst de Ogen tau
Un rükt recht düchtig 'rinner dunn.
Bautz! föllt hei rügglings von dem Staul herun.
As hei nu wedder sik besunn,
Seggt de Apteiker: „„Sähn, nu segg:
Sünd dine Koppweihdag' nu weg?““ —
„Ih Herr, von mi is nich de Frag',
Uns' Frölen hett de Koppweihdag'.“

Adjüs, Herr Leutnant.

In Ludwigslust stunn bi de Granedir
Einmal en Leutnant, Herr von Fink.
Dat was en wohres Kroetending,
Obglik de Kirl man kei'hoch wir.
Na, dei let mal Rekruten inexiren
Un let sei rechtsch un linksch marschiren.
Dat Ding sprung allentwegen 'rümmer
Un schreg un kummandirte ümmer,
Un makt dorbi so' n dullen Larm
Un smet un fuchtelt mit de Arm,
Ja, likkterwelt grad' as so 'n Hampelmann,
Un Jeden snauzt dat Dingschen an.
Un „Rechten, Linken, Speck und Schinken,
Donnerwetter! Eins, zwei, eins, zwei,
Stroh und Heu, Stroh und Heu!
Werft die Bein und reckt die Glieder,
Absatz hoch und Spitzen nieder!“
So schreg dat Ding un kummandirt,
Dat Ein sin eigen Wurd nich hürt.
Un as hei mit de Hauptsak farig was,
Namm hei den einen Kirl sick noch apart
Un slog „mit großer Geistesgegenwart“
Den dummen Bengel hellsch verdwas
Mit dat Gefäß von sinen Degen
Bald unner 't Kinn, bald up den Bregen.
De Kirl, dat was en groten Bengel,
So lang un dünn, jüst as en Pumpenswengel.
Hei stunn denn ok so grad' un stif,
De Leutnant reckt em man an 't halwe Lif;
Un 't Ding höll doch nich up tau slahn,
De Kirl süll ümmer grader stahn;
De Bost süll 'rut, de Buk süll 'rin;
Bald slog hei'n an de Bein,
Bald stödd hei'n unner 't Kinn.
Doch as hei sach, hei künn 't nich wider briwen,
Dunn säd' hei tau den Kirl: „So soll es sein!
So, Du Carnallie, so nun steh!“
„„So sall 'ck nu ümmer stahn hir bliwen?““
„So stehst Du mir! Kopf in die Höh,
Die Arme 'ran, auswärts die Füß,
Die Brust heraus, den Bauch herein!“ —
„„Na denn, Herr Leutnant, denn adjüs!
Denn krig'ck Sei nümmer mihr tau seihn.““

Wo büst Du 'rinner kamen?

„Wo Deuwel! dreigen mi min Ogen?
Wo, is dat nich uns' Schulten-Jochen? —
Na, Brauder! ok en beten hir?
Kumm, sett Di dal un drink mal Bir.“ —
„„Ih, lat mi man en beten stahn.““
„Na, segg, büst Du tau führen hir?“ —
„„Ne!““
„Denn büst Du woll herinner gahn? —
„„Ne!““ —
„Denn magst Du gor 'rin reden sin?“ —
„„Ne!““
„Nich gahn, nich führt un nich 'rin reden?
Na, segg, wo kümmst Du denn herin?“
„„Ick müßt en Offen 'rinner ledden.““

Dat kümmt endlich doch an den Rechten.

De oll Postmeister Möller frögt
Den Jungen, dei de Breiw utdrögt:
„Hest Du de Breiw besorgt, Jehann?“ —
„„Ja, Herr!““ — „Ok den'n, dei an

Den Jehann Krischan Engel wir,
Dei bi den Snider Block is in de Lihr?
Hest Du sin Wahnung endlich funnen?"
„„Ja, Herr,"" antwurt't de Burß, nahdem hei sick besunnen,
„„Ja, Herr. Doch mit den ollen Breif,
Dor gung mi dat tauirst ganz eklich scheif;
De Sak, dei was sihr bisterig,
Denn in de Lagerstrat, dor wahnt hei nich,
Un wahnt en En'n lang wider an den Strand;
Un wahnt nich rechtsch, — ne! linker Hand;
Un wahnt ok nich in 't drüdde Stock —
Ne! hei wahnt unnen in den Keller;
Sin Meister is nich Snider Block,
Sin Meister, dei heit Snider Teller;
Hei sülwst, hei heit nich Krischan Engel,
Ne, hei heit Ann'meriken Dürten Rist,
Un 't is ok keinen Snider-Bengel —
Ne, Herr, 'ne olle Waschfru is 't.""

De Besorgung.

„Hir sünd twei Breiw, verstah mi recht,"
Seggt Herr von Busche tau den Knecht,
„Dei kannst Du mi gelegentlich besorgen,
Un is 't nich hüt, so is dat morgen.
Wenn Einer mal nah Treptow geiht,
Denn giww s' em mit un segg mi denn Bescheid."
Nah ein'ge Tid, dor söht hei sinen Knecht,
Un röppt em tau: „Jehann!" un fröggt:
„Hest Du de Breiw herinner bröcht?" —
„„Ne, Herr! dat wull sick noch nich schicken."" —
„Du büst doch gistern 'rinner west." —
„„Ja! dat, dat was jo mit de Wicken,
Tat was jo ganz expreßt,
Un Sei, Sei säden mi jo klor,
Dat mit de Breiw, dat hadd noch ganz un gor
Kein Il, dat deb' nich bringen,
Ick füll s' gelegentlich herinner bringen."" —
„Du büst en Klas un blimwst ok ein!"
Röppt Herr von Busche. „Na, du mein!
So 'n Dummheit is doch schir tau dull!
Du büst noch dümmer as en Rind!
Wenn ick en Esel schicken wull,
Denn hadd 'ck dat sülwst besorgen künnt."

De Hülp.

„Wi krig'n doch nich dat Heu taurecht,"
Seggt Bur Fischer tau Kamnin. —
„Jehann! — Jehann!" röppt hei den Knecht.
„Wo Deuwel mag de Bengel sin?"
Na, endlich krüppt Jehann herunter ut dat Stroh:
„„Wat will Hei denn! Hir bün ick jo!"" —
„Hürst Du denn nich, dat ick hir rohr?
Wat kümmst Du nich, wat makst Du dor?"
„„Oh, nicks nich, Herr! ick lagg en beten.
Hüt Middag hemw 'ck so dick mi freten,
Un wull en lüttes Spirken slapen.""
„Wo is denn Krischan?" — „„Ick bün ok tau Hannen,""
Seggt dei un kümmt nu ok heruter schaben.
„Na, segg! wat makst denn Du dor baben?"
„„Oh, nicks nich, Herr! Ick hülp Jehannen.""

De Gedankensün'n.

En Bur, dei slep in gaude Rauh
Un drömt sick wat un snorkt dortau,
Un bi em lagg sin Jung' un Fru.
Doch endlich kamm hei an en Knast,
Dunn fohrt hei up un rep in Hast:
„Wat Dunner! Mudder, slöppst denn Du?
Du, Mudder, Mudder! hür mi an.
Mi hett wat drömt, wenn dat wir wohr!" —
„„So mak doch keinen Larm, Jehann!
Du weckst den Jung'n mi up noch gor."" —
„Mi drömte, unsern Schulten sin
Tweijöhrig Fahlen, dat wir min." —
„„Na, Vader, hür! Wenn't uns deb' hüren,
Denn wull w' ok glik tau Mark mit führen."" —
„Ne," rep de Jung', un rappelt sick tau Höcht,
Denn hei hadd hürt, wat Vader seggt,
„Ne, Vader, ne! dat kann 'ck nich liden,
Ick will up't Fahlen ümmer riden."
„„Jung',"" säd' de Oll, „„entfamte Lümmel!
Willst Du rung'niren glik den Schimmel,
Willst Du dat Krüz intwei em riden?""
Halt sick en swanken Stock von Widen,
Ward wild, ward dull
Un sleiht den Jung'n dat Ledder vull.



12. Anton Sommer.

Geb. den 11. December 1816 zu Rudolstadt.

Motto: 's gibt doch nischt iber Rudelstadt!

Mögen diese einfachen Volksklänge einer freundlichen Aufnahme sich erfreuen! Mögen sie namentlich manchem lieben Landsmanne in der Ferne durch ihre bekannten Töne eine heitere Erinnerung an die theure Vaterstadt erwecken!

Aus den „Bildern und Klängen aus Rudolstadt".

Mei Rudelstadt.

Wenn Aener onger 'n Haine stiht
Un guckt salthierden ronger,
Wenn su in Frihling Alles bliht
'n ganzen Thale nonger —
Das ös nur änne wahre Pracht,
Wan da nech 's Harze hopft und lacht,
Dar hat gar käns in Leibe.

De Barge stihn schon vorn un höng
Jn grasegrinen Kläde,
Un off d'r grußen Wiese spröng
De Kibe römm vor Fräde.
De Larchen wirbeln in der Luft,
Un off'n Golke uben rufft
Etz aben a ä Guckuk.

Wuhönn mer nur de Agen wendt,
Rondrömm in ganzen Thale,
Salt, wu d'r Wag in zwä sich trennt,
Nach Volkschte un nach Schaale,
Salt nongerwärts nach Katherna,
Salt noff nach Zarm, nach Sallfeld a
Un nöber off de Häde.

Mer kann sich gar nech satt dran sih:
Die lieben grinen Barge,
De Felder voller Korn un Klie
Un Bäme wie de Wärche,
Die Därferchen su blitz und blank,
Die Garten alle längelang.
Un möttelwend de Saale.

Die flinkert wie ä Treffenband
In hallen Sonnenscheine,
D'r Himmel blank von 'n Stutenrand
Bis röber nach 'n Haine,
Un bei d'r Krömme ub'n komm'
Etz nachänanner hargeschwomm'
'ne ganze Harde Flösser.

In jeden Barge stiht ä Haus,
Das guckt met seinen Dache
Su freindlich aus 'n Bäschen raus,
Als wollt es met Aenn sprache.
Un vorne an, su gruß un brät,
Ae wahrer Staat, in Grin'n läht
Das Schloß met seinen Thorme.

Un wu d'r Barg ä Ende hat,
Salt scheint de liebe Sonne
Su freindlich rab off Rudelstadt,
Das ös nur änne Wonne.
Das läht su schmuck, su friedlich salt.
Su göbt's doch off d'r ganzen Walt
Kä zwätes Flackchen merre.

Etz kömmt de Post von Volkschte raus,
Ae fremder Mann sötzt drönne,
Dar steckt'n Kopf zu'n Wagen raus,
Un ötze bei d'r Krömme,
Da reißt 'r mal de Agen off
Un guckt bald nonger un bald noff
Un kann sich nech satt wonn're.

Ja gelle, dir gefällt's dahier,
Su haste's nech derhäme? —
Mei Rudelstadt, das lob ech mir
Un seine Barg' un Bäme.
Das ös nur änne wahre Pracht,
Wan da nech's Harze hopft un lacht,
Dar hat gar käns in Leibe.

Off d'r Räse.

Ach, gih mer wack met dan Vergnigen,
Was Aener su off Räsen hat,
Ech ha's probirt, 's sinn lauter Ligen,
Ech hatt's an erschten Tage satt.
Un kröcht' ech noch zahn Thaler raus,
Mich bröngt kä Mensch nech widder naus —
Da lob ech mirsch derhäme.

In su änn Rompelkasten, herre!
Da werd mer schiene hargeröcht,
Da fiehlt mer bald känn Knochen merre
Von all dan Stießen, die mer kröcht,
D'r Kopf, dar brommst änn, wie verröckt,
Das bößchen Zeich ös ganz zerdröckt —
Da lob ech mirsch derhäme.

Un wemmer gleich verdorschte mißte,
An jeder Schenke giht's verbei.
Un Käner derf sich mockse. Siehste,
's ös änne räne Schinderei.
Su werd' mer fer sei völes Geld.
Gepufft, geargert un geprellt —
Da lob ech mersch derhäme.

In Weimer war ech tudtschlagmide,
Ech frahte nach'n Rathhaus gleich,
Salt, dacht ech, thust d'r änne Gite
Un kost 'n Rathhauswerth sei Zeich.
Ech konnte 's ju erwarte kaum,
De Zonge klabte mer an Gaum —
Da lob ech mirsch derhäme.

Un wie ech endlich kam zurachte,
Es war ä grußes neies Haus,
Un wie ech Bier zu kriegen dachte,
Da lachten mich de Leite aus.
Un Aener sahte schnippsch fer mir,
Dahierden kröchte mer kä Bier —
Da lob ech mirsch derhäme.

In Arfort wollt ech's besser mache,
Da fraht' ech, wu d'r Anger wär,
Denn nachen, dacht' ech, kannste lache,
Da brauchste ju kä Menschen mehr,
Se wiesen mich bald hönn, bald har,
Dorch böle Gassen, kreiz un quar —
Da lob ech mirsch derhäme.

„Hier ös d'r Anger!" saht ä Herre
Un ließ mich in d'r Gasse stih,
Ech that de Agen weit offsperre.
Doch konnt' ech salt kä Bierhaus sieh,
Un käne änz'ge Bratworschtbude,
Da war mersch wonnerlich zu Muthe —
Da lob ech mersch derhäme.

Ech wurde aber nune haller,
Un wie ech kam nach Halle nein,
Da fraht ech nach'n Felsenkaller,
Un dachte schonn: Sallt kehrschte ein.
Nu denk' ä Mensch nur su was sich,
Die honn känn Felsenkaller nech —
Da lob ech mirsch derhäme.

Un nune ging's a gleich zerröcke,
Da mißt mer ju ä Narre sei,
Da werd mer sich su römm laß schöcke
Un leid 'n ärgsten Dorscht derbei.
Drom horch, ech sah's gerade raus:
Mich bröngt kä Mensch nech widder naus —
Da lob ech mirsch derhäme.

Unsre Mägen.

Ach gih mer wack, ech bitt dich drönum,
Hier off met dein'n Sachsen,
's göbt käne Gegend ronderömm,
Wu schön're Mägen wachsen,
Als wie bei uns in Rudelstadt,
Das sieht ju Jed's, war Agen hat.

Von kalten Frosche bis an Storch,
Von Schloßbarg bis an Anger,
De Gassen alle doch un dorch,
Da ös a käne dronger,
Wu nech in dan un gen'n Haus
Ae höbsches Mägen guckte raus.

Gih off'n Damm, in de Allee,
Du werscht dich kreiz' un segne,
Denn schüne Mägen iberlä
War'n dir wul salt begegne,
Von jeder Art gewöß ä Schock,
In Kamsol un in Spötzenrock.

Un willste off'n Tanzplatz gih,
Da werschte Agen mache,
Un werscht bei blaues Wonner sieh,
Das Harze muß d'r lache,
Da stihn se in d'r Reihe hönn
Gerade wie de Engelchen.

Da frag' ämal 'n Ritterwerth,
Gar mancher Fremde schonne
Hat Maul un Nase offgesperrt
Wul änne ganze Stonne,
Wie ar die Mägen hat gesiehn,
Die alle salt besammen stihn.

Du mänst, ech machte 's gar zu arg,
Ech will nech weiter pred'ge,
Guck in de Kärche, off'n March,
Un guck in de Comedje —
De schönsten Mägen, die mer hat,
Die göbt's bei uns in Rudelstadt.

D'r Kneipengänger.

Willst en nech derhäme bleibe?
Traugott, 's regent grade rein;
Kannst d'r ju de Zeit vertreibe
Met 'n Könnern, die sich frein.
Gustel, Gustel, laß mich gih,
Ech will mei Matäng anzih.

Willst änn nech de Zeitung lase,
Ob was Neies ös passirt?
Las was draus zu unsern Spaße,
Mir hann lange nischt gehiert.
Gustel, Gustel, laß mich gih,
Das hat Zeit bis morgen frih.

Willst änn nech de Cither spöle?
Guck, mir horchen garne zu,
Un du kannst d'r Stöckchen völe!
Komm, ech will se ronger thu!
Gustel, Gustel, laß mich gih,
Kann vor Dorscht nech merre stih.

Un nun leidt's 'n a nech länger,
Wie se ihn a redte zu;
Su ä röcht'ger Kneipengänger
Hat derhäme käne Ruh.

Erlkönig.

's ös mäg ämal ä Vater met sein' Jong iber Land gerötten un erscht in d'r Nacht bei änn Mordstorme widder häm komm. Mer muß sich nur verwonnere, wie ä Vater kann su unverstännig sei un kann met änn Könne in su änner Stockdinkelchen un bei su änn Heidenwatter änne Räse ongernahme, dar ös ju Prigel warth; un noch derzu off'n Fare, wie leichte kann da nech ä Unglick passire, ar konnte ju sein Jong derhäme lasse. — Wie se su off'n Wage waren, da worde d'r Jonge off ämal onleidig, weil ar sich vor'n Erlkönig ferchte. War nur dan Könne solch verfleckschtes, dommes Zeich muß in Kopf gesetzt ha! Das kömmt dervon, wenn de Könnermägen su leichtsinnig sinn un de klänen Könner met änn Pupanz ferchnig machen; uns ös su gegang met'n Schlutfager, vor dan simmer ausgeröffen wie Schaflader, aber von änn Erlkönig woßten mir nischt, das muß erscht änne neie Mude sei. — D'r Vater hatte seine Ruth met'n Jong un wollt'n begit'ge un sahte fer'n, 's wär ju nischt, 's wär ju nur Nabel, aber sei Reden half'n nischt, d'r Jonge wollte a etze 'n Erlkönig hiere pappere! ar muß getramt ha, annersch kann ech mir'sch nech denke. Sei Vater sahte, d'r Wind wärsch, aber ar blieb derbei un wollte a Erlkönigen seine Mägen gesiehn ha. Ar hatte de Bäme an d'r Schossee dervör angesiehn, d'r Vater merkte 's wul; wie 'r aber ömmer un ängstlicher worde un endlich schriech: Erlkönig hätten angepackt un hätten etze änn Traff gab'n, da word's sein Vater curjos zu Muthe; ar rött zu, was 's Fard lase wollte, un wie 'r hämkam, war d'r Jonge tudt. Siehste, das hat'r dervon gehatt.



5. Sittlich-historische Dichtung.



13. Gustav Freytag.

Geb. den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien.

Motto: Es rührt und es stimmt heiter, wenn wir in der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt.

Ich werde dauern.
(Inschrift auf Ivos Bauer in den „Brüdern vom deutschen Hause".)

Urtheile über Freytag.

Gustav Freytag ist nicht nur ein liebenswürdiger Erzähler, ein feinfühliger Dramatiker und Dramaturg, ein Stylist von Eleganz und Solidität des Ausdrucks — mehr als alles dies wiegt uns seine Eigenschaft als Künstler. Freytag ist in erster Linie eine Künstlernatur, ein Poet, der die Kunst eben als Kunst betrachtet, welche sich Selbstzweck ist, und der nur dieser zu Liebe schafft, ohne Nebenzwecke; in dieser Hinsicht gleicht Freytags Kunst einem reinen makellosen Krystall, einer glänzenden Perle.

Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gehören zu jenen Werken der geschichtlichen Darstellung, welche in Anlage, Composition, Styl und Sprache einen so hohen ästhetischen Werth besitzen, daß sie als Zierden der schönen Literatur zu gelten

haben. Dasselbe innere Anschauungs- und Gestaltungsvermögen, welches vereinigt die Voraussetzung der reinen poetischen Thätigkeit bildet, hat diesen Schilderungen der Culturzustände des deutschen Volks zu den verschiedenen Zeiten seiner Entwickelung Leben gegeben, und im höchsten Sinne des Wortes verdienen sie den Namen von „Bildern“, denn sie sind Erzeugnisse eines bildnerischen Talentes. Können die naturwissenschaftlichen Abhandlungen Goethe's und die philosophischen Untersuchungen Schiller's kaum mit Recht einen Platz in einer Sammlung der „Poetischen Werke“ dieser Dichter beanspruchen, so könnte dagegen eine gleiche Sammlung Freytag'scher Werke diese Bilder kaum missen. Es gibt eben keine wissenschaftliche Thätigkeit, welche der poetischen so nahe kommt, wie die Geschichtsschreibung. Den Griechen war Klio nicht minder eine Muse, als die symbolischen Vertreterinnen der Lyrik und der tragischen Dichtkunst, und Freytag gehört durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ zu den weiherfülltesten Priestern dieser Muse. (Gustav Freytag: Gallerie.)

Anregungen.

Aus den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“.

Es ist ein langer Weg, der von dem reisigen Gefolge des Ariovist zu den Edelleuten Friedrichs des Großen führt und von den römischen Cohorten der Heruler zu dem Bundesarmeecorps der Baiern, und doch haben zweitausend Jahre unserer Geschichte in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Charakter der Deutschen weit weniger geändert, als man wohl meint.

In dieser Zeit wurde uns das Glück, zu erleben, was die Beschäftigung mit deutscher Vergangenheit zu einer sehr frohen Arbeit macht. Seit dem Staufen Friedrich I. haben neunzehn Generationen unserer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutschen Reiches entbehrt, im zwanzigsten Menschenalter gewinnen die Deutschen durch Preußen und die Siege der Hohenzollern zurück, was vielen so fremd geworden ist wie Völkerwanderung und Kreuzzüge: ihren Staat.

Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften in unserm Herzen zahlreiche Erinnerungen und es genügt, Einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vasen, über der Thür der Hausflur ein plumper Engel, der in geschnörkelter Muschel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirthschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben fast alle Gipsdecken und einige sind mit Stuck verziert; auch ist schon ein Reichthum an Hausrath sichtbar, gute Möbeln von Eichen- und Nußbaumholz, schön geflasert und ausgelegt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Rosabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porcellantisch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Tassen, Möpse und Liebesgötter aus der neuerfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein herbes, strenges Regiment; Frauen und Dienstleute sprechen leise, die Kinder küssen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgibt Reifrock und hohe Frisur, heftige Bewegungen, große Leidenschaft stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten.

Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt ein wenig um die Landwirthschaft zu sorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch spanische Schafe die Wolle deutscher Herden verbessern will, und er baut im Brachfeld noch mit Besorgniß die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll. Es ist ein stilles und einfaches und pedantisches Leben im Hause; die Mutter schüttelt den Kopf über Gellert's schwedische Gräfin, die Tochter liest entzückt in Kleist's Frühling und singt am Clavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälchen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nöthigen; an hohen Festtagen erscheint der anmuthige Trank der Chocolade. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemuthet, die Behörden sind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat sich die Majestät seines Souverains erhoben und vor dem großen Herrn bedeutet auch er sehr wenig, auch hat er zu besorgen, daß sich seines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirthschaft, sie befehlen ihm einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm Maulbeerbäume zu pflanzen, und senden ihm Eier von Seidenwürmern in's Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen groß ziehe. Es ist eine freudenleere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Tasche, seine Thränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Noth, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist größer, reicher und besser als irgend einer von seinen Ahnen war. Rauh ist die Zucht seiner Generation, unmild die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Weltkenntniß des anspruchsvollen Gutsbesitzers sind noch nicht größer, als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternbeamten, aber schon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Was im Folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt wird, ist meist Bericht vergangener Menschen über ihr eigenes Schicksal. Es sind zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Gruß, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalles.

Und wenn jedes solche Bild eine Ahnung davon gibt, daß sich in der Seele jedes Menschen auch ein Miniaturbild von der Persönlichkeit seines Volkes findet, so wird eine nach der Zeit geordnete Reihe dieser Berichte, wie zufällig und willkürlich auch Manches darin sein mag, doch noch etwas Anderes erkennen lassen. Wir werden die Bewegung und allmählige Umwandlung einer höheren geistigen Einheit, die uns hier

ebenfalls wie eine geschlossene Persönlichkeit entgegentritt, wahrnehmen. Und darum helfen auch diese kleinen Bilder vielleicht ein wenig zu lebendigerem Verständniß dessen, was wir das Leben eines Volkes nennen.

Denn überall erscheint uns der Mensch durch Sitte und Gesetz, durch die Sprache und den ganzen gemüthlichen Inhalt seines Wesens als kleiner Theil eines größeren Ganzen. Zwar empfinden wir auch dies Größere als geistige Einheit, welche, wie der Einzelne, irdisch und vergänglich erscheint, aber als ein Gebilde, welches sein Erdenleben in Jahrhunderten vollendet, wie der Mann in Jahren. Wie der Mann, entwickelt auch das Volk seinen geistigen Gehalt im Laufe der Zeit, gefördert und gehemmt, eigenthümlich, charakteristisch, originell, aber mächtiger und großartiger. Und weiter. Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen fluthet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen lebendigen Einheit wird. Welcher Mensch hat die Sprache erschaffen, wer das älteste Volksrecht erfunden, wer hat in erhobener Stimmung den poetischen Ausdruck, den Vers erdacht? Nicht Einer erfand dies für seine praktischen Zwecke, es war ein gemeinsames geistiges Leben, welches in Tausenden, die zusammen lebten, aufbrach. Alle großen Schöpfungen der Volkskraft, angestammte Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung, sind für uns nicht mehr die Resultate einzelner Männer, sie sind organische Schöpfungen eines höheren Lebens, welches zu jeder Zeit nur durch das Individuum zur Erscheinung kommt und zu jeder Zeit den geistigen Gehalt der Individuen in sich zu einem mächtigen Ganzen zusammenfaßt. Jeder Mensch trägt und bildet in seiner Seele die geistige Habe des Volkes, jeder besitzt die Sprache, ein Wissen, eine Empfindung für Recht und Sitte, in jedem aber erscheint dies allgemeine Nationale gefärbt, eingeengt, beschränkt durch seine Individualität. Die ganze Sprache, das gesammte sittliche Empfinden repräsentirt nicht das Individuum, sie stellen sich nur dar, wie der Accord in dem Zusammenklingen der einzelnen verbundenen Töne, in der Gesammtheit, dem Volke. So darf man wohl, ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volksseele sprechen.

Wir aber, haben wir auch ein Recht, uns als Söhne der alten Germanen zu betrachten, denen der Römer Antheil bewies? Die Frage ist nicht unnütz, sie ist zuweilen auch von deutschen Gelehrten verneinend beantwortet worden. Man hat Kelten und Slaven großen Theil an unserm Blut und Wesen zugeschrieben, und man hat von anderer Seite mit besserem Grunde gelehrt, daß unsere Bildung weit mehr auf der römischen Welt, als auf der Weisheit alter Gothen und Sigambrer beruhe. Dies Buch will versuchen, solcher Frage eine Antwort zu finden. Doch ein kurzer Bescheid sei schon hier gestattet. Es ist wahr, wir Deutsche sind, wie jedes Culturvolk, nicht nur durch den unablässigen Zufluß fremder Einwanderer in den achtzehnhundert Jahren unserer Geschichte mit fremdem Volksthum gemischt, es hat sich auch ein guter Theil des modernen deutschen Lebens auf slavischem Grunde emporgerungen, und wer eine — in Wahrheit unausführbare — Schätzung wagen wollte, wie viel germanisches und wie viel fremdes Blut in unsern Adern rollt, der würde wohl ein Drittheil unserer Bevölkerung aus fremdem Urquell ableiten dürfen. Es ist ferner wahr, daß wir die Grundlagen unserer geistigen Habe dem classischen Alterthum verdanken, und daß Millionen stolzer Germanenkrieger verdorben sind, damit wir Adoptivenkel der römischen Welt werden konnten. Aber unser Gemüthsleben, die Weise, wie

wir die Welt in unsern Seelen aufnehmen und abspiegeln, unsere charakteristischen Neigungen und Schwächen, unser Idealismus, auch die Grundlagen unserer Sitte sind so gut wie der Goldschatz unserer Sprache ein Familienerbe der Germanen des Tacitus, ein Erbe, welches mit unwiderstehlicher Gewalt uns allen Gemüth, Gedanken, Erfindung im Zwange deutschen Lebens ausbildet. Dies ist ein unzerstörbarer Besitz, der trotz vielen Wandlungen in der Zeit und trotz unablässiger Einwirkung des Fremden uns eigenthümlich und ebenso original geblieben ist, wie deutsches Wesen in der Urzeit war. Durch ihn wird alles fremde Blut, das in unsere Bevölkerung rinnt, in deutsche Art umgesetzt. Wir vermögen die Strömung dieser Volkskraft, welche jetzt breit dahin fließt, in ununterbrochener Folge bis zu den Stämmen zurückzuführen, welche die Germania nennt, und deshalb sind wir in Wahrheit die Nachkommen jener Alten, und wer von ihnen berichtet, spricht von unsern Ahnen.

Schlußwort zu den „Ahnen".

Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unsern Kindern weiter leben. Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten der Ahnen auf das Schicksal der Enkel ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber ist das Höchste und Hoffnungsreichste in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft.

Aus der „Technik des Dramas".

Und zuletzt, wenn der junge Bühnendichter in solcher Art das Kind seiner Träume in die Welt geschickt hat, wird er hinreichend Gelegenheit haben, noch etwas Anderes an sich herauszubilden, als Bühnenkenntniß. Es wird seine Pflicht sein, glänzende Erfolge zu ertragen, ohne übermüthig und eingebildet zu werden, und melancholische Niederlagen, ohne den Muth zu verlieren. Er wird viele Gelegenheit haben, sein Selbstgefühl zu prüfen und zu bilden, und wird auch in dem luftigen Reich der Bühne, gegenüber den Darstellern, den Tagesschriftstellern und dem Publikum, noch etwas aus sich machen können, was mehr werth ist, als ein gewandter und technisch gebildeter Dichter: einen festen Mann, der das Edle nicht nur in seinen Träumen empfindet, sondern auch durch sein eigenes Leben darzustellen redlich und unablässig bemüht sein soll.



14. Felix Dahn.

Geb. den 9. Februar 1834 in Hamburg.

Motto: Mir ist, ein Heiligthum hab' ich betreten!
Hier athmet ringsum Friede, Kraft und Milde.
Ein tiefes Herz hat seine Traumgebilde
Hier aufgestellt, sie liebend anzubeten.

O wie viel Reinheit, wie viel sinnig' Streben!
Welch' zarte Jugend, frisch und unentweiht!
Welch milder Ernst, welch zarte Innigkeit
Und ach! welch' opferfreudiges Ergeben!

Urtheil über Dahn.

Ludw. Salomon: Ein großartiges Geschichtsgemälde von fesselnder Gewalt entrollt Felix Dahn in seinem Roman „Ein Kampf um Rom“, in welchem er das fast dreißigjährige Ringen der Ostgothen um die Herrschaft Italiens schildert. Das Werk ist ein gigantisches Frescogemälde, in welchem die nationalen Gegensätze scharf und bestimmt hervortreten und das Colorit der Zeit mit erstaunlicher Genialität wiedergegeben ist.

Lieder.

Thor's Hammerwurf.

Thor stand am Mitternacht-Ende der Welt,
Die Streit-Axt warf er, die schwere:
„So weit der sausende Hammer fällt,
Ist mein das Land und die Meere!“ —

Und es flog der Hammer aus seiner Hand,
Flog über die ganze Erde,
Fiel nieder an fernsten Südens Rand,
Daß Alles sein eigen werde.

Seitdem ist's freudig Germanen-Recht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben:
Wir sind von des Hammer-Gottes Geschlecht
Und wollen sein Welt-Reich erben.

Germanen-Markung.

Siegvater schickte den Adler aus,
Der Germanen Gebiet zu umfliegen:
Doch flugmatt kehrte der Vogel nach Haus:
„Weiß nicht, wo die Grenzen liegen: —
Sie erweitern sie ewig durch Siegen."

Siegvater sandte den Nordwind aus,
Der Germanen Gebiet zu umfahren:
Doch athemlos kam der Brauser nach Haus:
„Ich konnte die Mark nicht erfahren: —
Weil sie immer voraus mir waren."

Da fuhr Siegvater selber hinaus,
Daß er ganz ihr Gebiet durchbahne:
Doch lächelnd' kehrt er nach Asgards Haus:
„Wo ich hinkam, flog ihre Fahne —
Denn: Ich bin ja selbst ein Germane!"

Und so pflanzt über die ganze Welt,
So weit Adler und Nordwind streichen,
So weit der Himmel die Erde hält,
Siegvater in allen Reichen
Der Germanen Sieges-Zeichen.

Hermann's von Salza Aufruf zur Kreuzfahrt.

Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbel-Sande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.

Lang hielten Wacht wir träumend weiland
Am heil'gen Grab mit treuem Speer: —
Wir fanden's endlich aus: der Heiland
Braucht keinen Schutz: sein Grab ist leer! —

Nein, wer begehrt nach Heiden-Streichen,
Wer nach des Pfluges ed'lerm Streit: —
Ein Schlacht- und Brach-Feld ohne Gleichen
Liegt nah' der Heimat ihm bereit.

Wo jetzt die Nogath und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht,
Wo kaum im Haff, vor selt'nem Segel,
Der Möven zahllos Volk entweicht,

Wo des Perkunos Steine ragen,
Von Urwald-Fichten schwarz umsäumt,
Wo wilde Steppenhengste jagen
Und im Gestrüpp der Rohr-Wolf heult —

Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Muth, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr fechten, bau'n und reuden
Mit Axt und Grabscheit, Schwert und Schaft.

Auf! rasche Franken, zähe Sachsen,
Ihr Schwaben klug, ihr Bayern stark:
Gen Preußenland! aus Sumpf erwachsen
Soll Deutschland eine neue Mark.

Gen Preußenland! brecht, stät im Siegen,
Mit Schwert und Pflug die Wege klar
Und hoch ob euren Häuptern fliegen
Prophetisch soll des Reiches Aar.

„Nie stirbt das Ritterthum."

(Eichendorf: „der letzte Held von Marienburg.")

Ja, du sprichst wahr, o Liebling Melusinens:
Nie darbt der Gral der Kämpfer am Altar:
Stets bieten sie, belohnt vom Glück des Dienens,
Begeist'rungsvoll die Brust dem Tode dar.

Mag's Vaterland, mag's Recht, mag's Liebe heißen,
Der Forschung Flug, der Schönheit lichte Welt —:
Dein Ideal soll in den Tod dich reißen!
Beseligt, wer für seine Göttin fällt!

Ob der Gemeinheit Rotte dann mit Höhnen
In Uebermacht ihn traf bis auf den Tod —
Siegjauchzend schwingt das Sturmpanier des Schönen
Mit letzter Kraft er hoch in's Morgenroth:

„Euch setz' ich ein, ihr kommenden Geschlechter,
Zu erben dies Panier und seinen Ruhm:
Schon seh' ich nah'n den glücklicher'n Verfechter —
Ein Ritter stirbt — nie stirbt das Ritterthum!"

Die Schwalbe.

Siehst du schweben die Schwalbe dort,
Herz, hoch oben im Aetherblau?
So hoch kannst du dich schwingen auch —
Herz, entfalte die Flügel!

Abschied.

Hast du's in dir nicht tief empfunden,
Wie einen Schauer heiß und kalt,
Daß unzertrennlich wir verbunden
Durch eine zwingende Gewalt —
Ist dir nicht Alles jäh zerstoben,
Gleichwie mit einem Zauberstreich, —
Fühlst du dich nicht emporgehoben
Wie in ein blaues Himmelreich —

Und fühlst du nicht mit leisem Beben,
Daß dir dein Schicksal nahe trat, —
Daß abgethan dein altes Leben,
Daß aufgethan ein neuer Pfad: — —
O dann halt ein und laß uns scheiden,
Und laß mich einsam weiter zieh'n:
Von Liebe wurde dann uns Beiden
Ein gleich Verständniß nicht verlieh'n!

Geschenk.

Den ganzen Menschen geb' ich dir:
Zuviel dir wird er, fürcht' ich schier:
Den Ernsten und Gelehrten,
Den Thoren und Verkehrten,
Den Dummen und den Weisen,
Den Lauten und den Leisen,

Den Traurig-dunkelmüth'gen,
Den Trotzig-feuerblüt'gen,
Den Jungen und den Alten —:
Du mußt nun damit schalten,
Und ewig ihn behalten.

Gothenzug.

Gebt Raum, ihr Völker, unsrem Schritt:
Wir sind die letzten Gothen!
Wir tragen keine Schätze mit: —
Wir tragen einen Todten.

Mit Schild an Schild und Speer an Speer
Wir zieh'n nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein:
Dort gilt noch Eid und Ehre:
Dort senken wir den König ein
Im Sarg der Eichenspeere.

Wir kommen her — gebt Raum dem Schritt! —
Aus Roma's falschen Thoren:
Wir tragen nur den König mit: —
Die Krone ging verloren.

Eine Rose nickt an Zweigen.

Eine Rose nickt an Zweigen
Sehnend durch die Morgenluft:
„Sonne, willst du nicht dich zeigen?
Will dein Strahl nicht niedersteigen,
Aufzutrinken meinen Duft?

Willst du nicht mit heißem Grüßen
Zittern über meinem Blüh'n?
Komm — und soll ich's sterbend büßen —
Laß in meinen Schooß den süßen
Strahlen-Kuß herniederglüh'n."

Widmung.

Nimm diese Lieder hin: — dir sind sie eigen!
Nur du weißt, was sie sagen, was verschweigen.
O möchten sie von höh'rem Werthe glänzen,
Mit schön'rem Kranz dein schönes Haupt zu kränzen.
Ob arme Blätter nur vor kurzem Sein, —
Das Beste sind sie dennoch, was da mein.
Nicht ward es mir, zu schildern dich, gegeben:
Den Schwan von Avon ruf ich auf in's Leben:
Den größten Dichter, den die Welt gebar:
Der Imogen geschaffen und Miranden,
Die Mädchenbilder aus den Märchenlanden,
Ihm stell' ich dich, du Wunderblüte, dar:
Da nimmt er still aus seiner Julie Haar
Den Brautkranz, an dem Weihaltar des Schönen,
Zur Liebeshohepriest'rin — dich zu krönen! —

Register.

Die **fett** gedruckten Ziffern bezeichnen die Seiten, auf welchen die in das Werk aufgenommenen Autoren sich befinden; die übrigen Zahlen beziehen sich auf die Mottos, Inhaltsangaben und Urtheile.

